Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 155 Freitag, 1. Juli 1859.

Eine Familie aus der ersten Gesellschaft.

(Fortsetzung.)

Mama wird nie und nimmer vergessen, fuhr Klärchen fort, daß sie eine Fräulin von Emmedingen ist, und wenn sie noch so arm würde; und so lange Amelie jung und hübsch ist, gibt sie auch die Hoffnung nicht auf, einen angesehenen Schwiegersohn zu bekommen. — Sieh, Tante, das habe ich gestern Abend Alles überlegt und gefunden, daß es meine Pflicht sey, Heldmann sein Wort zurückzugeben. Viertehalb Jahre sind wir jetzt verlobt, ist er unglücklich um meinetwillen. Ich weiß, daß er mich liebt, daß er jetzt glaubt, er würde glücklicher mit mir, als mit jedem andern Mädchen, werden; aber ich hoffe, daß er sich täuscht, ich bin nicht so eitel, zu glauben — — Sie stockte von ihrem Gefühl übermannt.

Liebes Kind, sagte die Frau Doktor, mit Thränen in den Augen, das heißt das Pflichtgefühl auf die Spitze treiben. Niemand kann von Dir verlangen, daß Du Dich selbst unglücklich machst.

Klärchen schüttelte mit einem traurigen Lächeln den Kopf. Ich bin keine Schwärmerin, Tante, ich fühle mich frei von der Eitelkeit, die Tugendhafte, die Heldenmüthige zu spielen. Glaube nur, wenn ich Hoffnung hätte, jemals an's Ziel zu gelangen, so würde ich nun und nimmer von Heldmann lassen. Aber Du siehst ja, es geht nicht. Ohne die Einwilligung meiner Mutter kann ich mich ja nicht verheirathen. Ich muß mein Schicksal tragen. Warum soll nun auch noch Heldmann ein freudenloses Leben führen; warum soll er eine glückliche Häuslichkeit entbehren und einsam durchs Leben gehen?

Aber, Klärchen, er liebt Dich, er wird Dich nie vergessen können.

Wenn er will, wird er es können, sagte sie fest. Glaube mir, Tante, ich habe in diesen vier Jahren gelernt, was der Mensch kann, und täglich habe ich Gott gedankt für's Vergessen. Wenn wir nicht vergessen könnten, so wäre es ganz unmöglich, das Leben zu ertragen. Heldmann ist vernünftig, und weiß, daß er Pflichten gegen sich selbst hat; warum sollte er eigensinnig in einer unglücklichen Lage bleiben wollen, da es nur von seinem Willen abhängt, sie zu ändern?

Die Frau Doktor schwieg einige Augenblicke, dann sagte sie: Nimm Deinen Brief zurück, Klärchen! Du täuschest Dich selbst; nicht ruhig und vernünftig, wie Du glaubst, sondern in der augenblicklichen Muthlosigkeit über Deine abermals getäuschten Hoffnungen, hast Du ihn geschrieben. Was Du für Kraft hältst, ist Schwäche. Halte aus, Kind! Du bist näher am Ziele als jemals, und ein ganzes glückliches Leben ist wohl der Anstrengung und der Ausdauer einiger Jahre werth. Ich will mit meinem Manne sprechen: vielleicht willigt Deine Mutter ein, daß wir Dich zu uns nehmen. Sie wird mit ihrer Pension doch nicht im Stande seyn, Euch Beide bei sich zu behalten.

Eine helle Freudenflamme schlug für einen Augenblick in Klärchens blauen Augen auf; aber sie erlosch bald wieder, und traurig sagte sie! Ach Gott, das leidet Mama nicht, und — es geht auch nicht. Mama wird kein Dienstmädchen halten können in Zukunft, und allein kann sie und Amelie nicht fertig werden.

Aber mein Gott! rief die Tante, etwas ärgerlich, das geht doch zu weit, Jeder ist sich doch selbst der nächste. Du wirst doch nicht die Magd Deiner Schwester spielen wollen? Es wird für Fräulein Amelie sehr heilsam seyn, wenn sie arbeiten muß.

Du scheinst mich heute für ein überspanntes Frauenzimmer zu halten, sagte das Mädchen, und versuchte zu lächeln, und ich thue doch nur ganz einfach das, wozu mich die Umstände zwingen. Daß Mama, auch bei dem besten Willen, nicht im Stande seyn würde, für alle ihre Bedürfnisse selbst zu sorgen, das ist doch ganz klar. Und Amelie — was Du von ihr sagst, habe ich noch vor einigen Monaten selbst gedacht; es hat mich gekränkt und geärgert, daß sie mich Alles allein besorgen ließ, niemals Miene machte, mir zu helfen. Aber bei des Vaters Krankheit habe ich gesehen, daß sie nicht kann; sie hat weder physische noch moralische

Kraft; schon der Gedanke, arbeiten zu müssen, macht sie krank.

Die Frau Doktor zuckte etwas spöttisch die Achseln.

Nein, gewiß, Tante! fuhr Klärchen eifrig fort. Hast Du nicht bemerkt, wie sie verfällt? Ihre Gesundheit hat sehr gelitten; sie hat zu viel Gemüthsbewegungen gehabt in diesen letzten Jahren — —

Gemüthsbewegungen! fiel die Tante ihr ins Wort. Mein liebes Kind, Du hast wahrlich nicht weniger gelitten, als sie, und bist dabei erstarkt an Geist und Körper.

Das kommt daher, weil ich als Gegengewicht gegen die Leiden der Seele körperliche, anstrengende Arbeit hatte, sonst würde es mir ergangen seyn, wie meiner Schwester. Ich habe das tiefste Mitleid mit Amelie, denn ich weiß, was ich in den Jahren gelitten habe, wo ich, wie sie Tag für Tag bei meiner Stickerei saß, und meine Gedanken durch nichts gehindert wurden, sich immer und ewig an mein Unglück zu heften. Es ist nicht möglich, daß ein schwacher Mädchenkörper das lange erträgt. Und nun denke Dir, Tante, mit einer zerstörten Gesundheit und mit einer Seele, die alle Spannkraft verloren hat, gezwungen zu seyn, ums Brod zu arbeiten: ist das kein Unglück für ein Mädchen wie Amelie? Kein Vierteljahr würde sie es ertragen.

Die Frau Doktor schwieg, mit einer Thräne im Auge. Nach einer Pause fragte sie: Wo ist Amelie?

Wahrscheinlich in der Kirche, es ist Sonntag, war die Antwort, oder auf ihrem Zimmer, in einem Gebetbuch betend.

In einem Gebetbuch? Amelie? seit wann denn ist sie fromm?

Schon seit ihre Verlobung rückgängig geworden ist.

Es enstand wieder eine Pause. Endlich sagte die Tante: Aber Klärchen, Dein Aufenthalt im Hause wird der Mutter eben so viel kosten, als wenn sie ein Dienstmädchen hielte.

Das habe ich auch überlegt, versetzte sie; meine Mama ist aber zu sehr im Ueberfluß erzogen, als daß sie sich sparsam einrichten könnte, wenn sie auch wollte. Ich werde ihr daher im Haushalt und dadurch, daß ich alle Kleidungsstücke selbst zuschneide und nähe, Bedeutendes ersparen können. Und wenn es nicht anders geht, so werde ich heimlich arbeiten für Geld. Ich bin Gottlob! gesund und kräftig.

Die Frau Doktor sagte kein Wort mehr; sie schlang schweigend den Arm um Klärchen und drückte einen Kuß auf ihre Stirn.

31.

Als der Doktor den Entschluß faßte, die Angelegenheiten seiner Schwägerin zu ordnen, hatte er es sich durchaus nicht verhehlt, daß dieß ein sehr unangenehmes Geschäft sey, und daß er eine große Dosis Geduld nöthig haben würde. Trotz dieser Voraussetzung aber und ungeachtet seiner Kaltblütigkeit, verlor er doch zuweilen die Fassung, und mehr als einmal wiederholte er seiner Frau im höchsten Aerger: daß ihm solch ein unvernünftiges Frauenzimmer wie Cäcilie noch niemals im Leben vorgekommen sey. Es war ihm, der an ein folgerichtiges Denken gewöhnt war, durchaus unbegreiflich, wie die Frau Oberstlieutenant so in den Tag hinein sprechen und handeln, und in ihren jetzigen Verhältnissen noch so viel Ansprüche machen konnte, als hätte sie über Crösus Schätze zu gebieten. Es überraschte ihn immer wieder von Neuem, wenn sie, nachdem er ihr mit der größten Geduld durch die gewichtigsten Gründe die Nothwendigkeit irgend einer Maßregel vorgestellt hatte, stets wieder mit ihrer alten Antwort kam: Lieber Hattelohl, Sie mögen sagen, was Sie wollen, das thue ich nicht, und das will ich nicht! — Einmal an jedem Tage wenigstens ärgerte sie ihn auf diese oder ähnliche Weise so, daß er heftig wurde, und ihr einige sogenannte Wahrheiten sagte.

Eines Tages hatte er ihr die Nachricht gebracht, daß ihr die nachgesuchte Pension bewilligt sey. Als er die Summe nannte, es war genau so viel, wie ihr Graf Maltenberg gesagt hatte, — fuhr sie heftig auf.

Was? rief sie, das ist doch wohl nicht möglich! Das wird man doch nicht wagen, mir anzubieten! Davon soll ich leben, ich, mit meinen Töchtern? Das ist eine Pension für eine Schreiberwittwe, aber nicht für eine Emmedingen, für eine Frau von Stande.

Als Frau von Stande bekommen Sie keine Pension, sondern als Frau eines Soldaten, sagte der Doktor.

Ach, es ist abscheulich, fuhr sie fort, weinend vor Zorn, es ist schändlich von meinen Verwandten, daß sie mich so verlassen. Hätte der Graf Maltenberg die Pension für seine Schwägerin nachgesucht, so würde man sich nobel gegen mich gemacht haben, aber der Schwägerin eines Advokaten, der darf man Alles bieten.

Höflich war diese Aeußerung nicht, und der Doktor, der für seine Bemühungen freilich keinen Dank, aber doch noch weniger Ungezogenheiten erwartet hatte, nahm sie natürlich etwas übel, und gab eine beißende Antwort.

Aber die Frau Oberstlieutenant hörte gar nicht auf ihn, sondern fuhr fort, sich über ihr unglückliches Schicksal, die Ungerechtigkeit der Regierung, die Theilnahmlosigkeit ihrer Verwandten, und hauptsächlich darüber zu beklagen, daß sie so thöricht ge-

wesen sey, einen Bürgerlichen zu heirathen. Dieß Thema spann sie auf die für Hattesohl verletzendste Weise aus, kurz, sie trieb es so arg, daß er ganz und gar die Geduld verlor, und mit der Drohung aufstand, sich in Zukunft durchaus nicht weiter um sie zu bekümmern. Nur mit vieler Mühe ließ er sich durch Klärchen's und Ameliens Bitten wieder besänftigen.

Aehnliche Scenen gab es bei dem Verkauf des Hauses. Sie hatte sich dazu entschlossen, weil sie die feste Ueberzeugung hatte, sie würde freie Wohnung bekommen; als diese Hoffnung aber fehl schlug, sträubte sie sich ganz entsetzlich dagegen, dieß Haus zu verkaufen, das so bequem sey und so schön eingerichtet. Allenfalls wolle sie darin vermiethen, aber es verkaufen, — nein, um keinen Preis. Als sie endlich den Gründen Hattesohls nachgab, wollte sie wenigstens die Bedingung machen, daß sie wohnen bleiben dürfe, natürlich in der Beletage. Auf diesen Punkt, so oft ihr auch die Unmöglichkeit bewiesen wurde, kam sie immer zurück, wie Cato auf Carthago, bis sie endlich dadurch zum Schweigen gebracht wurde, daß der Käufer für diese Etage gerade so viel Miethe forderte, wie ihre ganze Pension betrug.

Obschon für das Haus ein sehr ansehnlicher Kaufpreis gezahlt wurde, reichte derselbe doch nur hin, die Kapitalschulden zu decken; und die Rechnungen, die zu einer unglaublichen Menge angewachsen waren, blieben noch immer unbezahlt. Hattesohl kam auf seinen ersten Vorschlag zurück, ihr Silberzeug und ihre Möbeln zu verkaufen. Obschon sie einsehen mußte, daß ihr künftig in einer kleineren Wohnung diese Menge von Sachen nicht allein entbehrlich, sondern sogar lästig seyn würde, geberdete sie sich doch auf die entsetzlichste Weise, fing über jeden Stuhl, jede Fußbank einen Zank an, nannte sich die unglücklichste Frau von der Welt, daß sie gezwungen sey, diese Eigenmächtigkeiten und Brutalitäten des Doktors zu leiden, der ihre schönen, eleganten Sachen für einen Spottpreis verschleudere; ja, sie ließ sogar mehr als einmal die Vermuthung fallen, daß er wohl Vortheil aus ihrer Lage zöge, daß ihm die Gelegenheit sehr erwünscht komme, sich für den halben Preis elegante Sachen zu verschaffen. Dieser Vorwurf, der alles und jedes Grundes entbehrte, da es Hattesohl nicht eingefallen war, auch nur die geringste Kleinigkeit für sich zu kaufen, füllte bei ihm das Maaß; von jetzt an schonte er seine Schwägerin gar nicht mehr, sondern behandelte sie ganz, wie sie es verdiente, wie ein verzogenes, unvernünftiges Kind.

Sie hatte niemals große Liebe für den Bruder ihres Mannes gehabt; kein Wunder, daß bei dieser Gelegenheit, wo er täglich ihren Wünschen entgegenhandelte, wo sie täglich sein Uebergewicht fühlen und sich seinem Willen beugen mußte, daß jetzt ihre Abneigung gegen ihn sich mehr und mehr in wirklichen Haß verwandelte. Schon sein Anblick war ihr zuwider; jeder Vorschlag, den er machte, fand schon deßhalb Widerspruch bei ihr, weil er von ihm kam; und wenn sie nicht eingesehen hätte, daß er ihr durchaus unentbehrlich sey, so würde sie ihm ganz gewiß die Thür gewiesen haben. Bei einer Gemüthsart, wie die der Frau Oberstlieutenant, wird man es natürlich finden, daß unter solchen Umständen ein Fürwort des Doktors für Heldmann und Klärchen nicht angebracht gewesen wäre. Wie hätte die stolze, gereizte Frau jetzt diese Heirath zum Triumphe der Gräfin Waltenberg und Hattesohls zugeben können!

Der Winter war auf diese Weise vergangen; es war in den Tagen vor Ostern, als der Doktor, von der Frau Oberstlieutenant kommend, zu seiner Frau ins Zimmer trat, mit einem Gesichte, auf dem Spottlust und Aerger um die Herrschaft kämpften.

Nun, wie ist's? fragte sie lächelnd, hast Du dich wieder mit Cäcilie gezankt?

Ja, erwiderte er, aber zum letzten Male. Sie hat mir meinen Abschied gegeben.

Hat sie Dich denn nicht mehr nöthig?

Nein, ihre Schulden sind bezahlt. Neue machen, das kann sie ohne mich.

Die Frau Doktorin schwieg einige Augenblicke, dann sagte sie: Hattesohl, eigentlich bist Du ein Thor gewesen, daß Du Dir so viele Mühe gegeben hast für diese Frau.

Der Gedanke ist mir auch schon einige Male gekommen, aber das ist kein guter Gedanke, versetzte der Advokat ernst. Der Mensch ist freilich immer geneigt, sein Betragen nach dem Betragen anderer Leute einzurichten. Meiner Ansicht nach, ist es meine Pflicht, der Wittwe und den Waisen meines Bruders mich hülfreich zu beweisen; kann der Umstand mich meiner Pflicht entbinden, daß andere Leute die ihrige nicht erfüllen?

Ich fürchte nur, meinte sie erröthend, Du wirst alle Mühe und Unannehmlichkeiten umsonst ertragen haben. Cäcilie wird in kurzer Zeit wieder eben so brouillirt mit ihren Angelegenheiten seyn, wie früher.

Ei, Marie, rief ihr Mann, Du scheinst der Ansicht jenes Bedienten zu seyn, der seinem Herrn die Stiefel nicht putzen wollte, weil sie doch gleich wieder staubig werden würden. Aber wahr ist's, ich fürchte, in einem Jahre wird sie total arm seyn, und all' die schönen Sachen, die si wie eine Löwin gegen mich vertheidigt hat, werden doch in fremde Hände kommen. Es ist nichts mit ihr anzufangen. Unsern heutigen Zank hat die Wohnung veranlaßt, die ich ihr ausgesucht habe. Du hast sie ja gesehen; sie ist klein freilich, aber anständig und bequem.

Aber Cäcilie war außer sich, als sie dieselbe zu Gesicht bekam. In einem solchen Loche wolle sie nicht wohnen, um keinen Preis, rief sie. Sie könne ja nicht einmal ihren Flügel stellen. Ich sagte ihr, daß ein Flügel für vier hundert Thaler auch ein viel zu kostbares Möbel für eine Familie wäre, deren ganze Jahreseinnahme nicht viel über die Hälfte dieser Summe betrüge. Ich wüßte wohl einen Käufer für ihn; sie könne für den dritten Theil des Kaufpreises ein gutes Fortepiano für Amelie wieder bekommen. — Ich kann Dir unmöglich den Schwall von Vorwürfen, Klagen und Ungezogenheiten wiederholen, mit dem sie mich nach diesem Vorschlage überschüttete. Unsere Unterhaltung, die ziemlich lebhaft wurde, endete damit, daß sie sich für die Zukunft meine Einmischung in ihre Angelegenheiten verbat, und die Hoffnung aussprach, mit meinem Anblicke verschont zu bleiben. Ich konnte nicht unterlassen, ihr etwas Aehnliches zu sagen, und so ging ich links nach meinem Hause, und sie rechts, um eine elegante Wohnung zu miethen, die wenigstens doppelt so viel kostet, wie die von mir ausgesuchte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Der Talisman Napoleons.] Berichterstatter aus dem französischen Lager wollen bemerkt haben, daß der Kaiser Napoleon beim Befehl zum Angriff oder beim Kommandiren in der Schlacht zuweilen einen Ring berühre, den er am kleinen Finger der linken Hand zu tragen pflegt. Denselben Ring sah man ihn inbrünstig küssen, als er in Paris vor der großen Oper dem Wagen glücklich entstiegen war, unter dem die Bomben der italienischen Verschwörer platzten. Auch während des Staatsstreiches soll er vor dem Kamin im Elisee sitzend oder unruhig im Zimmer auf- und niedergehend, diesen Ring in leidenschaftlicher Erregung am Finger gedreht haben. Augenzeugen, die ihn nach der Boulogner Affaire vor der Pairskammer sich vertheidigen hörten, geben an, daß er während seiner Vertheidigungsrede mit einem Ringe spielte. Dieser Ring wird wohl derselbe seyn, der noch jetzt am Finger des Kaisers eine Rolle spielt, und der in der That eine eigene Geschichte hat, und nach einer Familientradition ein Talisman der Napoleonischen Familie ist. Als am 25. Oktober 1836 Louis Napoleon in Arenenberg von seiner Mutter, der Königin Hortense, Abschied nahm, um ohne Wissen derselben sein Abenteuer in Straßburg zu bestehen, gab ihm diese, wie von einer Ahnung der kommenden Ereignisse getrieben, den Trauring, welchen Napoleon der Erste an Josephine gegeben, mit den Worten: „Nimm diesen Ring, mein Sohn, damit er Dir ein Talisman in allen Gefahren sey!" Und als solcher hat er sich in der That seither, wie man sieht, bewährt. Napoleon der Erste gab ihn Josephinen mit den Worten: „Er fesselt das Glück an meine Seite." Als er seine Ehe mit dieser seiner ersten Gemahlin löste, hätte er gern diesen Ring, den er, man weiß nicht woher, erhalten, zurück gehabt; Josephine aber wollte ihn nicht lassen und so mußte der Kaiser damals an Maria Louise einen anderen geben. Mit jenem Ringe schien aber in der That das Glück von Napoleons Seite gewichen zu seyn, wie ihm dieß vielfach prophezeit worden war. Josephine behielt den Ring bis zu ihrem Tode und vermachte ihn Hortense mit der Bedingung, daß er als ein Talisman in der Familie der Napoleoniden bleiben solle. Als solchen trägt ihn nun Napoleon der Dritte.

[Eine wunderbare Uhr.] Eine in neuester Zeit von J. Bürck in Berlin erfundene und hergestellte patentirte Wächterkontroluhr hilft einem langgefühlten Bedürfniß ab. Dieselbe gibt genau an, wie oft, zu welcher Zeit, in welcher Richtung der Wächter seinen Rundgang gemacht, ob er eine oder die andere ihm vorgeschriebene Station übergangen, zu welcher Zeit er an jeder derselben angelangt, wie lange er sich dort aufgehalten ꝛc. Die Erfindung ist äußerst sinnig und praktisch und hat den alleinigen Vertrieb dieser Uhren für Preußen Herrmann Kirchhoff in Berlin, Breite Straße 28, welcher den Mechanismus Jedem mit größter Bereitwilligkeit vorzeigt und erklärt.

Das Händelfest im Krystallpalaste zu Sydenham hat am Freitag sein Ende erreicht. Dieser letzte und dritte Tag, welcher der Aufführung von „Israel in Aegypten" gewidmet war, hatte beinahe 10,000 Zuhörer mehr herbeigelockt, als einer der beiden vorhergehenden Festtage, indem nicht weniger als 27,000 Personen zu dem großartigen Konzerte herbeigeströmt waren. Auch Prinz Albert befand sich unter den Anwesenden.

Im Plauen'schen Grunde stand einmal zu lesen: „Alles Betteln und Vagabondiren ist hier bei 1 Thlr. Strafe oder 8 Tage Gefängniß verboten" und „der Denunziant bekommt die Hälfte."

Der Volkswitz in Oberschwaben nennt die Pulvermassen, welche nach Mainz und Ulm transportirt werden, den „Streusand auf die diplomatische Dinte."

Redakteur: Gustav Mefflert.
Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 156 Samstag, 2. Juli 1859.

Eine Familie aus der ersten Gesellschaft.

(Fortsetzung.)

32.

Die Frau Oberstlieutenant war wirklich, nachdem sie sich auf eine so unfreundliche Weise von ihrem Schwager getrennt hatte, in Begleitung ihrer Töchter hingegangen, eine andere Wohnung, die ebenfalls zu vermiethen war, in Augenschein zu nehmen.

Ah, sagte sie tief athmend, nachdem sie sich umgesehen, in diesen Zimmern kann man doch Luft schöpfen. Ich glaubte zu ersticken in den Löchern, die mein liebenswürdiger Schwager eine Wohnung nannte. Hier wollen wir bleiben.

Aber, liebe Mama! wandte Klärchen erschrocken ein, diese Etage kostet ja doppelt so viel, als die andere: Bedenke doch — —

Darin muß man sich finden, fiel ihr die Mutter ins Wort. Die Wohnung ist das halbe Leben. Ich will mich lieber in jeder andern Hinsicht doppelt einschränken; aber das Zimmer, worin ich den ganzen Tag zubringe, muß freundlich seyn, und vor allen Dingen hoch und geräumig; das hat zu viel Einfluß auf die Stimmung, auf die Gesundheit, auf den ganzen Menschen. Aber hier ist ein anderer Uebelstand, den ich so eben entdecke. Wo soll das Mädchen schlafen? Es ist keine Kammer da für Domestiken.

Die wäre auch überflüsig für uns, Mama! Wir wollen ja kein Dienstmädchen halten in Zukunft.

Gewiß wollen wir das; es geht gar nicht anders. Das läßt sich recht gut sagen: „Wir wollen Alles selbst thun", — aber schwer ausführen. Wer soll denn waschen, plätten, scheuern, nähen, wer soll die groben Handarbeiten thun?

Wir haben ja Alles überlegt, Mama, sagte Klärchen; einige Stunden im Tage kommt eine Aufwärterin —

Ach, Kind! unterbrach die Frau Oberstlieutenant sie etwas ungeduldig, das hatten wir nicht recht bedacht. Die Aufwärterin bekommt im Jahre noch mehr Lohn, als ein Dienstmädchen.

Aber sie ißt nicht mit uns — —

Das bischen Essen, das ist nicht zu rechnen. Wo drei Personen essen, bleibt immer noch für die vierte genug übrig.

Klärchen verstummte einige Augenblicke vor Staunen über diese Wirthschaftsunkenntniß, dann fing sie eifrig an, der Mutter vorzurechnen, was eine Person mehr im Haushalte für Kosten mache. Bedenke doch, sagte sie, daß ein Groschen täglich im Jahre 10 Thaler 5 Silbergroschen macht, und dann bedenke, wie viel solch ein Dienstmädchen täglich verzehrt an Brod, Butter, Milch, Fleisch; es muß ein eigenes Licht haben an den Abenden, im Winter muß — —

Sie hielt inne, denn die Frau Oberstlieutenant drehte sich gelangweilt weg, und Amelie sah sie ängstlich bittend an und sagte: Aber, liebes Klärchen, ich bitte Dich, es geht ja doch nicht. Wir können ja ohne Dienstmädchen nicht fertig werden. Das mußt Du doch selbst einsehen.

Ach, das ist ein kindischer Einfall von Klara, versetzte die Mutter. Wozu kann es nützen, daß man so etwas anfängt, was man doch nicht durchführen kann!

Klärchen schwieg mit Thränen in den Augen. Aber nach einiger Zeit, nachdem sie sich selbst Muth gemacht hatte mit der Vorstellung, daß es ihre Pflicht sey, die Mutter vor einer Unklugheit zu bewahren, begann sie wieder schüchtern: Weißt Du wohl, Mama, daß die Wohnung und das Dienstmädchen uns mehr als die Hälfte unserer ganzen Einnahme kosten werden?

Die Frau Oberstlieutenant stutzte doch ein wenig, aber sie faßte sich bald, und sagte: Das sind aber auch unsere Hauptausgaben. Was gebrauchen ein Paar einzelne Frauenzimmer denn sonst noch? Kleidungsstücke haben wir in diesem Jahre gar nicht nöthig, da wir trauern; vielleicht einen Sommerhut oder ein leichtes Kleid oder Umschlagetuch, aber allenfalls können wir auch das entbehren.

Aber im nächsten Jahre werden wir noch weniger Einnahme haben, als in diesem, weil uns in

diesem Quartale noch der volle Betrag von Papa's Pension ausbezahlt worden ist.

Im nächsten Jahre! wiederholte die Mutter getrosten Muthes. Im nächsten Jahre sind hoffentlich unsere Verhältnisse ganz anders; denn daß der Präsident Absichten auf Amelie hat, daran ist gar nicht mehr zu zweifeln. Hast Du nicht gesehen, wie verbindlich er grüßte, als er uns eben begegnete?

Was sollte das arme Klärchen machen? — Trotz ihrer Protestation wurde das Dienstmädchen gemiethet, und Anfangs Mai das theure Logis bezogen. Die Frau Oberstlieutenant, deren Schulden bezahlt waren, und der es für den Augenblick, da es noch im Anfange des Quartals war, nicht an Geld fehlte, war sehr vergnügt, und richtete mit wahrer Freude sich in der neuen Wohnung ein, in der ihre herrlichen Möbeln und Stickereien, so wie Ameliens hübscher Flügel sich vortrefflich ausnahmen. Sie fand es hübscher und behaglicher, als in ihrem ehemaligen Hause, wenn auch nicht so geräumig; sie lud ihre Bekannten ein, ihre neue Einrichtung zu besehen, ja, sie fand sogar Gelegenheit, den Präsidenten zu sich zu bitten. Amelie sang und spielte; sie machten Visiten und besuchten Gesellschaften, kurz, die Frau Oberstlieutenant fühlte sich durchaus nicht unglücklich im Wittwenstande. Aber leider dauerte dieser angenehme Zustande nur sehr, sehr kurze Zeit. Ihr Kredit war schon in den ersten Monaten erschöpft, da ihre Verhältnisse allgemein bekannt geworden waren. Bäcker, Fleischer und andere Verkäufer von Lebensmitteln wollten schon nach einigen Wochen nur gegen baare Bezahlung liefern. Schon im Anfange des Juni sah sich Klärchen genöthigt, ihrer Mutter zu gestehen, daß sie nicht wisse, woher sie etwas zu essen nehmen solle für heute.

Mein Gott, rief die Frau Oberstlieutenant, ich begreife nicht, wo das Geld bleibt! Ich habe keinen Groschen mehr, und vor Juli bekommen wir nichts wieder.

Ja, liebe Mama, sagte Klärchen ernst, es ist auch durchaus unmöglich, daß wir bei unserer Lebensweise mit unserer Einnahme auskommen können.

Aber, mein Himmel, Kind, keine Taglöhnersfamilie kann ja einfacher leben und essen, als wir. Ich depensire doch wahrhaftig nicht. Das Einzige, was ich ausgegeben habe in diesem Vierteljahr, ist für diese einfachen italienischen Strohhüte, diese gauen Mousselinkleider und diese weißen, simplen Shawls für mich und Amelie. Und die mußten wir haben, denn man kann doch nicht im Sommer mit seidenen Hüten und Wollkleidern gehen.

Thue ich es doch! konnte Klärchen nicht unterlassen zu sagen.

Ja, Du! das ist auch etwas Anderes. Du machst Dir nichts aus Kleidern, Dir ist es einerlei, was Du anhast, und wie Du aussiehst. Wir können auch nicht so gehen, wie Du!

Klärchen hatte eine bittere Antwort auf der Zunge, aber als sie den Blick zufällig erhob, sah sie, daß Amelie auf einen Stuhl gesunken war und bitterlich weinte; bei diesem Anblicke siegte das Mitleid über das verletzte Gefühl. Sie sagte daher nach einer Pause: Aber, Mama, wie helfen wir uns denn für den Augenblick? Wir müssen doch leben, und es ist nichts mehr im Hause, kein Holz, keine Kartoffel. Könnten wir nicht etwas verkaufen? Die Tochter unserer Hauswirthin ist Braut, vielleicht könnte sie zu ihrer Aussteuer ein Tischgedeck gebrauchen; Du hast ja noch Leinenzeug, das so gut ist, wie neu.

Tischgedeck! Leinenzeug! wiederholte die Frau Oberstlieutenant. Nein, das kann ich nicht verkaufen. Der Präsident kann sich jeden Tag erklären, und dann muß Amelie doch eine Aussteuer haben. Soll ich denn heute Leinenzeug für den halben Preis verkaufen, was ich vielleicht nach vier Wochen wieder anschaffen müßte?

Nachdem sie sich eine Zeit lang gesträubt und geweigert hatte, ging sie endlich doch nach ihrem Leinenschrank, weil sie kein anderes Mittel wußte. Als sie die Stubenthür hinter sich zuzog, brach Amelie von Neuem in Thränen aus.

Klärchen eilte mitleidig zu ihr und fragte: Worüber bist Du denn so traurig, Amelie, was fehlt Dir?

Sie konnte lange vor Schluchzen nicht antworten; endlich stieß sie hervor: Ach Gott! Mama meint, der Präsident würde mich heirathen. Ich glaube es gar nicht, es fällt ihm nicht ein. Er zeichnet mich nicht mehr aus, als viele andere Damen.

Die Schwester schwieg einige Augenblicke ganz erschrocken, dann fragte sie rasch: Um Gottes willen, Amelie, liebst Du den Präsidenten?

Sie bekam keine Antwort auf diese Frage. Amelie weinte nur heftiger und sagte: Was soll ich anfangen? Was soll aus mir werden? Ich bin ja nicht im Stande, zu arbeiten; Du weißt ja, daß ich ganz elend werde, wenn ich nur eine Stunde lang nähe. Ich Unglückliche! — Wenn ich nur todt wäre! — Nichts als Kummer und Elend, wenn ich nicht heirathe! — Und wenn ich auch heirathe, ich sterbe doch bald, es ist doch bald mit mir vorbei! —

(Fortsetzung folgt.)

Die Turcos.

Der Kaiser des „an der Spitze der Zivilisation marschirenden“ Frankreichs hat zur „Befreiung“ Italiens auch die wilden Horden aus Afrika verwenden zu müssen geglaubt, von deren rettenden und befreienden Thaten schon jetzt die unglücklichen Lombarden erzählen können.

Wir stellen über diese neuen Werkzeuge französischer Zivilisation Berichte zusammen, die theils französischen, theils neutralen Quellen entnommen sind. Dem „Courrier de Lyon“ wird aus Treviglio (bei Mailand) geschrieben: „Die Turcos, abscheulich zerlumpte und unreinliche Bursche, tragen die ganze Barbarei des afrikanischen Lebens in's französische Lager und mitten in den Herd der modernen Zivilisation. (!) Insbesondere in dem jüngst formirten 2. algierischen Tirailleurs-Regiment, welches den Tönen der arabischen Musik folgt, finden sich unglaubliche Neger- und Kabylen-Typen. Allerdings tragen sie alle die vorgeschriebene Uniform, aber auf dem Marsche modifiziren sie dieselbe nach Belieben und machen sich's mit wahrhafter Beduinenmanier bequem; sie tragen sogar österreichische Monturfetzen oder — kleiden sich so wenig als möglich. Ich bemerkte u. A. einen baumlangen Neger, dessen Leinenhosen, hinten und fornen zerrissen, den freien Anblick seines „Ebenholzes“ gewährten. Man glaubt eine Bande Räuber zu sehen, wie sie Salvator Rosa nicht scheußlicher geträumt haben kann.“ Der Korrespondent des Londoner „Chronicle“ schreibt aus Novara, 4. Juni, über den Angriff eines Regiments Turcos auf die Oesterreicher bei Turbigo: „Dieses Regiment besteht größtentheils aus Arabern; es stehen, mit Ausnahme der Offiziere, nur wenige Weiße bei demselben. Die Leute bilden das außerordentlichste Korps von der Welt, man hat sie ausgewählt um ihres grimmigen und ungestümen Muthes willen. Ihre Offiziere müssen Männer von unerschütterlichem Muthe seyn; sonst werden sie nicht Meister der wilden Energie ihrer Leute. Von Zeit zu Zeit müssen sie in der That einige niederschießen, die geradezu unbezähmbar werden. Dieß ist der einzige Weg, die Gesetzlosigkeit dieser um nichts sich kümmernden herausfordernden Teufel zu beugen. Ihre Uniform ist sehr malerisch, der weiße Turban läßt die schwarzen und bronzenen Gesichter noch wilder erscheinen. Die blaue Jacke und die weiten blauen Hosen gestatten völlig freie Bewegung. Gestern Morgen erhielt ein Regiment Marschbefehl nach dem Tessin gegen Turbigo. Die Oesterreicher eröffneten aus ziemlicher Nähe ihr Feuer auf die Turcos. Diese aber stürzten sich mit dem Gebrülle von Wahnsinnigen, einzig mit dem Bajonnet, auf den Feind. Nur Eine Salve — und sie saßen den Oesterreichern auf dem Nacken, die sich sofort zurückzogen; einige in wilder Flucht und ihr Gewehr wegwerfend. Umsonst suchten die Offiziere dem Blutbad Einhalt zu thun, das jetzt anging. Mit einem Sprung von Opfer zu Opfer tauchten die Turcos das tödtliche Eisen erbarmungslos in die Leiber der armen Wichte, die um ihr Leben dahinrannten. Wie viele sie niedermetzelten, weiß ich nicht; aber die Zahl war groß, während der Verlust der Franzosen nur gering war, da sie nur Eine Salve erhielten. Auf die Kanonen stürzend hieben sie die Kanoniere nieder und nahmen in einem Nu vier Geschütze. Einige setzten sich auf die Kanonenkarren, zogen die Auszeichnungen der niedergehauenen Offiziere an und zwangen die Gefangenen, sie über das Schlachtfeld zu ziehen. Die wiederholten Befehle ihrer Offiziere, Diejenigen zu schonen, welche durch lautes Geschrei ihren Willen zu erkennen gaben, sich zu ergeben, — beantworteten die Turcos mit der wechselseitigen Aufforderung, die Metzelei fortzusetzen, und so wurden viele Oesterreicher niedergemacht.“ Schließlich entnehmen wir Folgendes dem Berichte eines englischen Artillerieoffiziers: „Während die Zuaven bei aller Zügellosigkeit in der Regel eine gewisse Gutmüthigkeit und ein ritterliches Wesen besitzen, wie solches der gediente französische Soldat so häufig zeigt, findet man unter den eingebornen afrikanischen Tirailleurs (Turcos) nur zu viele Räuber und Mörder. Ich halte es für ganz unverantwortlich vom Kaiser Napoleon, daß er diese wilde Bande jetzt schon in einem europäischen Krieg verwendet, da er in dem weiten großen Frankreich doch noch andere reguläre Feldtruppen in genügender Menge besitzt, so daß er nicht zu einem so verzweifelten Mittel seine Zuflucht zu nehmen brauchte. Vor Sebastopol zeichneten sich die eingebornen afrikanischen Tirailleurs zwar durch grimmigen Muth, aber auch durch Mord- und Raublust sehr aus, schnitten den Gefangenen die Köpfe ab, begingen Raubanfälle und Plünderungen in Menge, so daß Marschall Pelissier — der es überhaupt nicht liebte zu spaßen — Dutzende von ihnen erschießen ließ. Die Elitekorps der französischen Truppen, besonders die Artillerie und die Genietruppen — diese Musterbilder aller soldatischen Eigenschaften, litten gar nicht, daß diese Tirailleurs nur in die Nähe ihrer Bivouak kommen durften, und behandelten sie mit dem äußersten Stolz.“

Brief eines österreichischen Militärarztes.

Die „Wien. Med. Wochenschrift“ theilt einen Brief eines in französische Gefangenschaft gerathenen öster-

reichischen Militärarztes mit, welcher die Thätigkeit und Opferfähigkeit der Aerzte im Felde in dem glänzendsten Lichte erscheinen läßt; derselbe lautet: „Mailand, 11. Juni. An der Unterbrechung meiner Korrespondenz ist — meine Gefangenschaft Schuld! Ich habe am 4. Juni zwei Verbandplätze zu Magenta errichtet. Bereits um 2 Uhr hatten wir eine ansehnliche Anzahl Verwundeter. Ich war gerade mit mehreren Unterärzten beschäftigt, einige lebensrettende Operationen zu machen, als der Rückzug unserer Truppen vor sich zu gehen anfing. Einigen Aerzten gelang es noch zu entfliehen. Ich jedoch mit mehreren Kollegen, wir konnten es nicht über uns bringen, die unglücklichen Verwundeten, worunter auch viele Franzosen waren, so hilflos allein zu lassen. Und mein Gewissen hat mich darüber später auch beruhigt, denn wären wir nicht dageblieben, so wären Hunderte von unglücklichen Soldaten dem sicheren Tode verfallen. Die Franzosen haben Magenta mit Sturm genommen, und trotzdem ich die Verbandplätze mit weißen Fahnen bezeichnen ließ, so stürmten die Zuaven doch hinein, erschossen einige Verwundete und verwundeten meinen Kollegen, Regimentsarzt Dr. Forst, welcher gerade einen blessirten Franzosen verband. Die Verwirrung, der Jammer und Schrecken waren herzzerreißend. Die unglücklichen Verwundeten, welche sich noch bewegen konnten, schleppten sich in den Keller, auf den Boden u. s. w., zertraten die zerschmetterten Gliedmaßen ihrer blutenden Kameraden, viele erwürgten sich, andere rannten sich den Kopf ein, einige stürzten vom Hause herunter. Ich lief ans Fenster, schrie den Stürmenden zu, daß das Haus mit unglücklichen Verwundeten voll sey und bat um Gnade für sie. Man verlangte die Auslieferung der Waffen. Als dieß geschah, trat erst Friede ein. Ruhe aber und Ordnung wurden leider immer vermißt. Ich stellte das Elend der verlassenen Blessirten den piemontesischen Generalen Darese und Fanti vor, welche ich selbst in die mit Verwundeten und Todten überfüllten Häuser und Höfe führte. Man versprach sehr viel, that aber nichts. Ich wendete mich an die französische Behörde, welche am 6. in Magenta war, ich sprach mit dem General-Intendanten und Grand Prevot der französischen Armee; viele Beschönigungen, unendliches Bedauern, goldene Versprechungen, aber kein Essen, keine Medikamente, keine Verbandstücke. Erst als ich einem würdigen Militärarzte, Dr. Mery von der Garde Ambulance, das Elend zeigte, erschien die Hülfe. Die französischen Soldaten brachten Zwieback, Fleisch, Essig, auch Wein zwar nicht in Fülle, aber doch zur Noth hinreichend. Es kamen einige Wägen mit Verbandrequisiten, einige Aerzte von der kaiserl. französischen Garde mit chirurgischen Instrumenten; wir machten auf der Stelle einige dringende Operationen, verbanden alle Verwundeten und leisteten überhaupt die erforderlichste Hülfe. Am 7. d. begann die Evacuation der Verbandplätze von Magenta. Wir hatten dort beinahe 2000 Verwundete und Todte von der Mannschaft und 36 verwundete Offiziere. Die Franzosen behaupten, die Zahl sey bedeutend größer gewesen. Nach meiner Ansicht ist dieß aber nicht richtig. Ich habe alle in Magenta vorhanden gewesenen Blessirten besucht. Ich fand in einem Hause (eben dort, wo Dr. Forst blessirt wurde) 783, in einem anderen gegenüber gelegenen etwa 160, an der Eisenbahn im Bahnhofe gegen 800, in Casa Conte S. Roco 102. Die übrigen in den Häusern sich geflüchteten Blessirten mögen das Fehlende auf die oben erwähnte Zahl ersetzt haben. Am 7. d. kam ich nach Mailand mit einem ungeheuren Verwundeten-Transport, worunter 10 kranke Offiziere. Viele wurden in Privathäusern untergebracht, wo man ihnen alle mögliche Sorgfalt schenkt. Ich bin mit Einigen bei dem bekannten reichen Grafen Streppi in S. Antonio, arbeitete den ganzen Tag im Spitale S. Ambrogio. Die Zahl der hier befindlichen Blessirten ist enorm. Ich bin den ganzen Tag im Spitale, habe aber noch keinen Kreuzer Gage. Meine Effekten, mein Geld u. s. w. sind mit der Truppe oder verloren gegangen. Ich besitze nur ein Hemd und überhaupt das, was ich am Leibe hatte, mit Ausnahme des — Säbels! Wenn wir nicht bald Hülfe von irgendwo erhalten, gehen wir zu Grunde. Endlich wird man doch endlich auch an uns denken, um so mehr, als wir hier Dienste leisten wie die französischen Aerzte."

Mannigfaltigkeiten.

Für die Shakespearefreunde in Deutschland mag die Notiz von Interesse seyn, daß Professor Bodenstedt die Folioausgabe von 1632 mit den Anmerkungen des alten Korrektors einer genauen Prüfung unterzogen und gefunden hat, daß die Handschrift des alten Korrektors nicht dem siebzehnten Jahrhundert angehört, woraus sich denn natürlich ergeben würde, daß alle auf die Annahme eines so frühen Datums gestützten Folgerungen unrichtig waren. Sir Frederick Madden, der gelehrte Direktor der Abtheilung für Manuskripte im British Museum, geht noch weiter, indem er Aechtheit der Handschrift überhaupt in Zweifel stellt. Der Herzog von Devonshire, in dessen Besitz sich jetzt der räthselhafte Foliant befindet, beabsichtigt, photographische Abdrücke davon nehmen zu lassen, um alle Handschriftenkenner zu befähigen, ihr Urtheil über die Sache abzugeben.

Redakteur: Gustav Meffert.

Druck und Verlag der A. Walland'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 157 | Montag, 4. Juli | 1859.

Eine Familie aus der ersten Gesellschaft.

(Fortsetzung.)

Klärchen blickte rath- und trostlos auf die arme Schwester, und in ihrem sanften Herzen regte sich ein bitteres, anklagendes Gefühl gegen die Mutter. Großer Gott! dachte sie, die gütige Natur hatte diesem Mädchen Alles gegeben, was den Weg durchs Leben angenehm machen kann: Schönheit, gewinnende Anmuth, Talente, ein fröhliches Herz und Verhältnisse, die den Mangel und die Sorge fern hielten von ihr, und dadurch ihrer Entfaltung zu einem glücklichen und beglückenden Menschen nicht hinderlich waren; und was hat meine Mutter aus ihr gemacht? Ein unglückliches, kraft- und haltungsloses Wesen, ein Mädchen, das es für ein großes Glück hält, sich für Essen und Trinken und Kleider einem ungeliebten Manne verkaufen zu können, für das ganze Leben! Ein Mädchen, dem der Gedanke an den Tod, an die Vernichtung, ein tröstender ist!

Die Frau Oberstlieutenant kam mit einem Packete zurück und Klärchen ging den schweren Gang zu ihrer Hauswirthin hinunter, um den Versuch zu machen, derselben das Leinen zu verkaufen. Es erging ihr jedoch besser, als sie gedacht hatte. Durch ihre anspruchslose Freundlichkeit, ihre Herzensgüte und ihren geräuschlosen Fleiß hatte sie sich die Zuneigung aller Hausgenossen erworben, und diese ergriffen bereitwillig die Gelegenheit, ihr eine Gefälligkeit zu erweisen. Als Klärchen auf die Frage, wie viel sie fordere, auf ihre gewöhnliche, einfache Weise erwiderte: Das wissen Sie wohl am besten, was es Ihnen werth ist. Ich bin ja überzeugt, daß Sie unsere Verlegenheit nicht mißbrauchen werden, da zahlte ihr die Frau bereitwillig einen Preis, der nur wenig geringer war, als sie für ganz neues Leinen gegeben haben würde.

Dankbar und froh eilte das Mädchen wieder zu seiner Mutter, die verwundert ausrief: Ei, so viel hätte ich nicht erwartet. Mein Gott, welch ein Kapital steckt dann noch in unserm Leinenschranke. Amelie, Du hast gar nicht nöthig, Dir Sorge zu machen.

Man wird sich leicht vorstellen können, daß ähnliche Scenen sich noch oft im Laufe des Sommers wiederholten. Als der Herbst kam, und mit ihm die Zeit, wo die halbjährige Hausmiethe bezahlt werden mußte, war der Leinenschrank bereits nicht mehr reichhaltig genug, für die dazu erforderliche Summe; einiges von dem Silberzeuge, das ihnen noch geblieben war, mußte noch dazu verkauft werden. Aber welches? — Klärchen rieth zu den Leuchtern, aber die Mutter sagte: Nein, wir wollen die Eßlöffel nehmen. Diners geben wir nicht, und wenn wir allein sind, können wir eben so gut mit neusilbernen Löffeln essen. Die Leuchter aber können wir nicht entbehren, weil wir zum Thee oft Leute bei uns sehen. Man muß den Schein bewahren, so lange es geht.

Nach diesen Grundsätzen wurde fortgefahren. Wie ein Strom allmälig mit immer wiederholtem Wellenschlage das Ufer aushöhlt, daß nichts mehr bleibt, als eine dünne Oberfläche, die den Vorübergehenden noch eine Zeit lang mit ihrem Scheine von Festigkeit täuscht, bis sie einmal plötzlich zusammenbricht, und den Abgrund zeigt, den sie verbarg: so verschwand auch in Hattesohls Hause allmälig der Wohlstand, und nur der Schein desselben war noch vorhanden. So lange noch nicht alle Schränke geleert waren, behielt die Frau Oberstlieutenant, in der Hoffnung auf den baldigen Heirathsantrag des Präsidenten, guten, frohen Muth, und schlug alle Vorstellungen Klärchens und alle Klagen Ameliens mit den Worten aus dem Felde: „Liebe Kinder, es ist ja nur für kurze Zeit!" Endlich aber, als nach und nach Alles verkauft war, was entbehrt werden konnte, ohne daß es auffiel, und als der Präsident immer und immer noch zögerte, wurde auch sie unruhig und bekümmert, und begann zu klagen und Pläne zu machen, auf welche Weise man weniger Geld gebrauchen könne.

Ich will gerne Alles entbehren, Alles thun, Kinder, sagte sie. Ich habe gar keine Bedürfnisse. Es ist ja nur um Deinetwillen, Amelie, daß ich die Gesellschaften mitmache; wenn wir uns zurückziehen,

so wirst Du vergessen werden. Wie willst Du Bekanntschaften machen, wie wird sich eine Partie für Dich finden, wenn Dich Niemand sieht?

Die Vorschläge Klärchens prallten immer ab an der Idee der Frau Oberstlieutenant, daß eine Heirath Ameliens das einzige Mittel sey, sie aus ihrer unangenehmen Lage zu reißen, und daß sie, um dieß Ziel zu erlangen, doch etwas mitmachen müsse. Bei diesen Umständen konnte es dem armen Kinde natürlich nichts helfen, daß es vom Morgen bis in die Nacht arbeitete, daß es Alles so sparsam einrichtete, wie nur irgend möglich war. Die wenigen Groschen, die auf diese Weise verdient und erspart wurden, reichten kaum hin, die Handschuhe zu bezahlen, die Amelie und die Mutter verbrauchten in den Gesellschaften. Klärchen sagte auch zuletzt gar nichts mehr darüber, denn die Andern machten selbst so betrübte Gesichter, wenn sie in Verlegenheit waren, daß sie fast Mitleid mit ihnen empfand. Sie glaubten wirklich, sie hätten den besten Willen von der Welt, und es sey ganz unmöglich, daß sie sich anders benehmen könnten; sie klagten über ihr unglückliches Schicksal, über ihre Verwandten, über die Regierung, die gar nicht bedenke, was man zum Leben nöthig habe, über die schlechte Einrichtung in der Welt, daß einige Menschen reich wären, und andere arm; und hauptsächlich schalten sie auf die Schlechtigkeit des Präsidenten, der noch immer keine Miene machte, Amelie zu heirathen. Was aber vorzüglich Klärchen den Muth benahm, ihren Tadel auszusprechen, war, neben der Ueberzeugung, daß es ganz nutzlos sey, der Gedanke, daß ihre Mutter vielleicht in kurzer Zeit das Unglück haben könnte, ihren Abgott, Amelie, durch den Tod zu verlieren. Wirklich nahm die Kränklichkeit derselben von Tag zu Tage zu; sie wurde zum Erschrecken mager; ihre braunen, großen Augen glühten von einem fieberhaften Feuer, und die Röthe auf ihren eingefallenen Wangen wechselte sehr häufig plötzlich mit der tiefsten Blässe. Dabei ward sie beständig von einer nervösen Rastlosigkeit umhergetrieben. Sie floh die Einsamkeit, als würde sie von einem Gespenste verfolgt, vor dem sie im Gewühle der Menschen sicher sey. Dieß Gespenst war der Gedanke an die Armuth und das Elend, die ihrer harrten in der nächsten Zukunft. Zuweilen eilte sie von einem Besuche zum andern, zuweilen wieder ging sie nicht anders aus, als zur Kirche, und beschäftigte sich tagelang nur mit religiösen Sachen. Dann war sie wieder ausgelassen lustig, und nach einiger Zeit außer sich vor Angst und Betrübniß.

Die Frau Oberstlieutenant, angelegentlich beschäftigt mit ihrer eigenen Lage und dem Wunsche, eine Partie für ihre Tochter zu finden, beobachtete den Gesundheitszustand derselben lange Zeit hindurch nicht sonderlich, zumal, da sie seit Jahren gewohnt war, sie über schwache Nerven, Mattigkeit und dergleichen klagen zu hören. Zuletzt wurde sie aber doch aufmerksam, und schickte nach dem Arzte.

Der alte Hausarzt der Familie kam und verschrieb ihr etwas, empfahl aber vorzüglich viel Bewegung, frische Luft und stärkende Sachen. Als er aus dem Zimmer kam, und weggehen wollte, eilte ihm Klärchen aus der Küche nach, und fragte hastig: Wie ist es mit Amelie? Es hat doch keine Gefahr?

Der alte Arzt, der die Familie Hattesohl seit langen Jahren kannte, hatte besonders in der Todeskrankheit des alten Oberstlieutenants, einen tiefen Blick in alle Verhältnisse derselben gethan, und eine große Vorliebe für Klärchen gefaßt, die in ihrer unermüdlichen Thätigkeit und Sorgfalt einen scharfen Kontrast bildete mit ihrer Schwester. Die Schlaffheit und Unthätigkeit Ameliens hatte ihn schon damals fast mit Widerwillen erfüllt gegen sie, und deßhalb war er auch jetzt nicht sehr geneigt, Mitleid mit ihr zu empfinden. Er erwiderte daher auf Klärchens ängstliche Frage: Ach, was sollte es seyn! Unsere heutigen Damen haben immer etwas zu klagen und zu lamentiren.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Großoheim Napoleon's.

Die Schlachten bei Austerlitz und Jena waren geschlagen, halb Europa lag zitternd zu den Füßen des Siegers, und das Herrscherwort Napoleon's, des Gewaltigen, galt als Gesetz von den Pyrenäen bis zu den fernen Gränzen Rußlands.

Zu dieser Zeit lebte in einem reizenden Thale Italiens, in der Nähe von Florenz, ein einfacher, schlichter Pfarrer, der nur für das Wohl seiner Beichtkinder sorgte, sein geistliches Amt gewissenhaft verwaltete, seinen Garten und seine Weinstöcke pflegte — und sich sonst um nichts in der Welt bekümmerte.

Zwar war auch in sein friedliches Dorf die Mähr von dem Ruhme des jungen Corsen gedrungen, der mit unglaublicher Kühnheit sich emporgeschwungen zu den höchsten Aemtern in Frankreich. Zwar hatte auch er davon vernommen, daß dieser junge Emporkömmling den Papst aus dem Vatikan hatte nach Paris kommen, um sich von ihm mit der Kaiserkrone schmücken zu lassen; zwar vernahm auch er die Kunde von den gewaltigen Siegen, die der neue Kaiser von Frankreich überall erfocht, wie er Armeen vernichtete und Staaten zerstückelte; — doch was kümmerte das ihn, den friedlichen Seelsorger, der nur mit treuer Liebe über die ihm

anvertraute Heerde wachte und sich nicht kümmerte um den immer heller strahlenden Ruhm des Kaisers Napoleon Bonaparte.

Gleich ruhig und friedlich flossen seine Tage dahin; waren seine Geschäfte beendet, so spielte er mit seiner weißen Henne, die bei vollkommener Zahmheit noch den Vorzug hatte, eine gute Eierlegerin zu seyn; oder beschäftigte sich mit dem freundlichen Gedanken, seine Pflegetochter Mattea an seinen Sakristan Tomaso zu verheirathen, durch welche Verbindung er ihr vollkommenes Glück zu begründen hoffte.

Die Weltgeschichte schritt mit eherner Gewalt über den Erdball, Napoleons Ruhm zog wie ein Lauffeuer über die ganze Erde, der einfache Landpfarrer achtete nicht darauf; und doch war der Name dieses Mannes Bonaparte, und doch war dieser einfache Landpfarrer der Großoheim des Gewaltigen, vor dem Europa zitterte, der Großoheim Napoleon's, des Kaisers der Franzosen.

Es war an einem Sonntagnachmittage des Jahres 1807, der Pfarrer Bonaparte, ein ehrwürdiger Sechziger, hatte seine Amtsgeschäfte besorgt und lehnte nun gemüthlich in dem lederbeschlagenen Sorgenstuhle, den ihm vor langen Jahren beim Antritte seines Amtes die Gemeinde geschenkt hatte, den er hoch und heilig hielt und den er besonders auch dadurch ehrte, daß er jeden Tag sein Mittagsschläfchen darauf hielt. Auch heute war er so eben erst erwacht, schaute sich verwundert um nach der ewig geschäftigen Wanduhr, rückte dann sein einfaches Sammtkäppchen auf dem kahlen Scheitel zurecht und griff nach einem Packete Zeitungen, das sich, eine Seltenheit in diesem einfachen Dorfe, ganz durch Zufall in dasselbe verirrt hatte.

Am Fenster saß seine Pflegetochter Mattea, mit einer weiblichen Arbeit beschäftigt, und neben ihr Tomaso, der durch allerlei List und Neckerei einen Kuß von ihren rosigen Lippen zu erhaschen suchte.

Jedoch Mattea schien wenig geneigt, seine zudringlichen Liebkosungen zu beachten, und als er immer heftiger und glühender ward und wirklich schon glaubte, sein süßes Ziel erreicht zu haben, schlug ihn Mattea ärgerlich auf den Mund, daß er brummend und grollend abtrollte und das Zimmer verließ.

Auch der Pfarrer hatte den Kampf bemerkt und blickte bei dem heftigen Ausfalle Mattea's von seinen Zeitungen auf, doch nur einen Augenblick; er vergaß sogar, die Ungebühr zu rügen, und versenkte sich wieder in seine Lektüre.

Mattea erkannte daran, daß es sehr Interessantes und Wichtiges seyn müsse, was den Pfarrer so ausschließlich in Anspruch nehme, und verhielt sich so ruhig als möglich, um ihn nicht zu stören.

Plötzlich aber legte er die Schriften hin, nahm die Brille ab, erhob sich von seinem bequemen Sitze und ging, die Hände auf dem Rücken haltend, mehrmals heftig auf und nieder.

„Wunderbar! Unglaublich!“ sagte er dann, sich wieder niederlassend, wohl mehr zu sich selber, als zu der eifrig lauschenden Mattea; „wunderbar! Unglaublich fürwahr! Herr von halb Europa! Dieser kleine Napoleon, der Sohn meiner Nichte Lätitia, dieser kleine Junge — Kaiser von Frankreich! — Der Schrecken aller europäischen Fürsten! — Es ist unglaublich, kaum denkbar und doch wahr.“

„Was ist denn kaum denkbar und doch wahr? Was ist denn passirt, was bewegt Euch denn so heftig, Ehrwürden?“ frug jetzt Mattea ängstlich, die schon längst mit Unruhe seine Erregtheit bemerkt hatte.

„Mattea, es ist etwas, was ich selber noch nicht recht fassen und begreifen kann. Mir deucht, es geschehen wieder Wunder auf der Erde, und der Herr zeigt uns seine Macht in der Fülle seiner Thaten. Erinnere Dich, meine Tochter, dessen, was ich Dir von der französischen Revolution erzählte, wie man das Königthum abschaffte, und den angestammten Herrscher auf das Schaffot schleppte, und nun hat man einen jungen Corsen, den Sohn meiner Nichte Lätitia, Napoleon Bonaparte, der sich durch Glück und Tapferkeit zu den höchsten Aemtern emporgeschwungen, auf den Kaiserthron gesetzt. Ueberall begleitet ihn das Glück, wo er hinkommt, siegt er und windet Lorbeer auf Lorbeer um seine jugendliche Stirn.“

„Aber, Ehrwürden, wenn er der Sohn Ihrer Nichte Lätitia ist, so sind Sie ja der Großoheim des jungen Kaisers und gehören zur kaiserlichen Familie!“ erwiderte Mattea staunend.

„Na, das laß nur ruhen!“ sagte darauf der Pfarrer lachend, „ich mache keine Ansprüche auf diese Ehre; möge mein Neffe glücklich seyn in seiner hohen Stellung, und möge ihn Gott schützen und vor Hochmuth und Anmaßung bewahren, auf daß er nicht einmal noch schneller wieder herabsteigt vom Throne, als er ihn bestiegen hat.“

Während der Pfarrer noch so sprach, sprang Tomaso heftig herein und keuchte athemlos: „Sehen Sie dort, Ehrwürden, ein ganzer Trupp Reiter sprengt so eben ins Dorf und gerade auf die Pfarrei zu! Was mögen die bei uns wollen?“

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Der General Clerc, welcher nebst dem General Espinasse bei Magenta fiel, war einer der jüngsten und beliebtesten Generale der französischen Armee. Er war 1814 geboren, in St. Cyr erzogen und

wurde im Jahre 1852 zum Oberstlieutenant des 2. Zuavenregiments ernannt. Mit diesem machte er den Feldzug in der Krim mit. An der Alma entschied er das Geschick des Tages und pflanzte die französische Fahne mit eigener Hand auf den Telegraphen-Thurm. Bei Inkerman zeichnete er sich in solcher Weise aus, daß er auf dem Schlachtfelde zum General ernannt wurde. Nach seiner Rückkehr wurde er zum Befehlshaber einer Brigade der Garde ernannt und rückte an deren Spitze nach Italien. Seine Leute liebten ihn bis zum Wahnsinn. Als sie ihn bei dem nächtlichen Angriff auf die russischen Bastionen eine Zeit lang vermißten, wollten sie mit Gewalt Sebastopol stürmen, weil sie behaupteten, ihr Oberst sey gefangen und dahin geschleppt worden. — Einer seiner Freunde, welcher ihn in Afrika besuchte, beschreibt folgende Scene: Während ich in dem Zelte des Oberst Clerc saß, traten plötzlich 12 „Schakals“, wie die Zuaven in der Armee genannt wurden, herein, und ich hörte, daß sie ihr Urtheil für Dienstvergehen empfangen sollten. Der Oberst nahm eine Liste in die Hand und rief einen Namen, worauf einer von den Leuten vor ihn trat. — „Schau her, was denkst Du wohl, mein Zephyr, was Du für eine Strafe verdient hast?“ — — „Wohl mein Oberst.“ — „Kein Stottern, heraus mit der Sprache!“ — „Nun, je nachdem die Zeiten sind, erwiderte der tapfere Zephyr, das Vergehen ist wohl seine zwei Monat Gefängniß werth, aber ich hoffe, dießmal mit sechs Wochen davon zu kommen.“ — „Wohl, Du sollst vier Wochen haben, aber laß Dich nie wieder bei so etwas ertappen.“ — Dasselbe Verfahren wiederholte sich bei den andern Leuten. Ihr Vertrauen zu Clercs Gerechtigkeitssinn war so stark, daß sie sich sämmtlich zu härteren Strafen verurtheilten, als er ihnen zuerkannte. — In der Krim sah einmal eine Schildwache, daß der Oberst Clerc ein Stück seines Rasirspiegels fortwarf, den er zerbrochen hatte und über dessen Verlust er fluchte, weil er nicht sobald zu ersetzen war. Sobald die Zephyr's dieß hörten, machte sich eine Anzahl von ihnen zu einer Expedition nach einem Schlosse auf, das man in weiter Ferne sehen konnte. Gegen Abend kehrten sie zurück; zwei von ihnen waren verwundet, und die Uebrigen trugen einen großen prachtvollen Spiegel, dessen Oberrand mit einem alten französischen Gemälde geziert war. Diesen stellten sie mit Zweigen geschmückt vor dem Zelt ihres Obersten auf und harrten voll Begier der Ueberraschung, die sich des Obersten bemächtigen mußte, wenn er dieß Stück für seine Morgen-Toilette erblickte. Sein Verlust wird von den Zuaven auf das Schmerzlichste gefühlt werden, und sie werden seinen Tod auf's Bitterste rächen. Er gehörte so zu ihnen, daß er ein Stück von ihnen bildete.

Ein Brief des Vorstandes des nordamerikanischen Turnerbundes aus Dubuque (Staat Jowa) vom 30. Mai d. J. enthält folgende Stelle: „Auch wir theilen Ihnen die Hoffnung mit, daß aus der jetzt drohenden Kriegsgefahr unser geliebtes Deutschland einiger und stärker und freier hervorgehen werde, und Tausende von uns werden bereit seyn, im Augenblicke, wo es einem Vertheidigungs- und Volkskampfe gilt, unser Leben mit einzusetzen. Die Zeiten sind vorüber, wo Deutsche hier ihre Abstammung vom Volke der Schiller und Humboldt vergessen konnten. Der Tod des Letztern wurde hier ebenso schwer gefühlt und allgemein beklagt, und der hundertjährige Geburtstag des Ersteren wird hier ebenso allgemein begangen werden, wie draußen im Vaterlande selber. Nein, wir sind nicht mehr Eure verlornen und entarteten Brüder, schon darum, weil es die Vereinigten Staaten einem Einwanderer weder in politischer, noch in materieller Beziehung mehr so leicht machen, über dem, was man gefunden, das, was man verlassen, zu vergessen. Ein Deutscher wird gewiß nie weder die Sklaverei (welche zum herrschenden Interesse in dieser Republik geworden ist und die Republik selber zerstören wird, wenn wir sie nicht mittelst der republikanischen Partei niederbrechen) billigen, noch die unerhörten nativistischen Anmaßungen, die immer noch stellenweise gegen uns hervortreten, ruhig ertragen lernen. Wie wir selber frei seyn wollen, so wollen wir auch nur Freie um uns sehen, und die Menschenwürde in jedem unserer Brüder geachtet wissen. Uebrigens ist das deutsche Element hier bereits viel zu stark und geistig bedeutend geworden, und hat es namentlich durch deutsche Geselligkeit und deutsche Wissenschaftlichkeit sich zu breite Bahn in das Amerikanerthum gebrochen, um jemals wieder ganz in demselben aufgehen und sich spurlos verlieren zu können. Bahnfrei für das Walten und Wirken des deutschen Geistes! Und Gut Heil! für die edle Turnkunst, welche uns so mächtig die Urwälder amerikanischen Zopfthums lichten hilft!“

Auf der „Danaë“ wurde eine Abtheilung österreichischer Gefangener nach Frankreich gebracht. Unter denselben befand sich ein Unteroffizier, der auf der Ueberfahrt seine Langeweile durch Singen zu verscheuchen suchte, aber so sang, daß die ganze Fahrgesellschaft ihm mit Staunen zuhörte, da er einen wundervollen Tenor hatte. Einer der Oberoffiziere verwandte sich bei der Ankunft in Marseille sogleich für den Sänger nach Paris, um dahin zu wirken, ihn für die Oper zu gewinnen, indem der Natursänger, nach den Marseiller Blättern, selbst in Tamberlick einen Neider finden möchte.

Redakteur: Gustav Weiffert.
Druck und Verlag der A. Walland'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 158 Dienstag, 5. Juli 1859.

Eine Familie aus der ersten Gesellschaft.

(Fortsetzung.)

Aber, lieber Herr Doktor, was fehlt ihr denn? fragte Klärchen weiter.

Der Arzt lächelte sarkastisch. Das darf ich nicht sagen; ich würde es sonst mit allen Damen verderben.

Ich bitte Sie, sagte Klärchen, und sah ihn unruhig an, sagen Sie mir die Wahrheit, die reine Wahrheit!

Er besann sich ein wenig, dann sagte er: Nun, Kleine, Ihnen darf ich es wohl sagen, Sie können das nicht auf sich beziehen. Wenn alle Damen so vernünftig und brav wären, wie Sie, so würden wir Aerzte den langweiligsten Theil unserer Praxis weniger haben. Sehen Sie, Klärchen, dieß ist die reine Wahrheit, mit fünf und zwanzig Jahren pflegen die unverheiratheten Damen häufig zu kränkeln. Sie machen sich in diesem Alter zu viele Sorgen, nehmen sich Alles zu sehr zu Herzen. Reue über ausgetheilte Körbe, Aerger über die Siebenzehnjährigen, die da glauben, die ganze Welt gehöre ihnen, hauptsächlich aber die Unruhe darüber, ob man sie künftig Fräulein oder Frau nennen werde, — sehen Sie, das sind so ziemlich die Ursachen der „schwachen Nerven." — Ein Cotillon, zu dem man keinen Tänzer gefunden; ein Platz bei Tische neben einem verheiratheten Herrn, kann da oft bedenkliche Zufälle herbeiführen.

Klärchen konnte ein Lächeln nicht unterdrücken, und der Arzt fuhr fort: Und wenn dann noch gar ein Verehrer ungetreu wird, so — — — Sagen Sie, Klärchen, ist etwas Derartiges vorgefallen bei Amelie?

Ein Schatten flog über das Gesicht des Mädchens. Ach, Herr Doktor, war ihre Antwort, Sie thun Amelie Unrecht. Seit ihre Verlobung rückgängig geworden, und seit Papa's Tode hat sie sich noch gar nicht wieder erholen können.

Der Arzt erwiderte nichts, aber die Art und Weise, wie er schwieg, erweckte bei Klärchen die Vermuthung, er möchte wohl etwas gehört haben von den Plänen und Hoffnungen, die ihre Mutter und Amelie in Bezug auf den Präsidenten hegten. Er sah sie einige Augenblicke scharf, aber freundlich an, dann legte er seine Hand auf ihren Kopf und sagte bedeutend: Sie haben sich nach Ihres Vaters Tode doch erholt? Sie sind gesund und frisch. Nicht wahr, Sie haben doch keine schwache Nerven?

Gottlob nicht, nein!

Sehen Sie, Kleine? Ich sage es ja; wenn Alle wären, wie Sie — — — Lassen Sie zur Abwechselung Ihre Schwester eine Zeit lang die Küchenschürze tragen, und vom Morgen bis zum Abend thätig seyn. Das wird ihr die Grillen vertreiben. Der Müssiggang, der Müssiggang ist es allein, der die Rosen welken macht auf den Wangen unserer Damen. Warum haben Sie keine schwachen Nerven, Klärchen? warum unsere Bürger- und Bauernmädchen nicht, die doch schlechtere Nahrung und Wohnung haben? Weil sie arbeiten, wirklich arbeiten, und nicht dem lieben Herrgott den Tag abstehlen! — Adieu, Kind!

Aber, lieber Herr Doktor, es ist also keine Gefahr dabei?

Er zuckte die Achseln und sagte ernst: Medikamente können wenig helfen, wo das Uebel in der Seele sitzt. Ich kann offen mit Ihnen sprechen, Klärchen! Lehren Sie Amelie, Ihrem Beispiel zu folgen, für Andere zu leben und zu streben, anspruchslos und ohne Eitelkeit zu seyn, geduldig, unverdrossen und muthig; dann wird sie gesund werden und vergnügt.

Er grüßte sie und ging die Treppe hinunter. Klärchen kehrte mit schwerem Herzen zu ihrer Arbeit zurück.

33.

Der Frühling war gekommen, lieblich wie immer, mit seinen Vögeln und Blättern, mit seiner heitern, starken Luft, an der das Eis bricht und der Schnee zergeht, die aus der befreiten Erde die Blume hervorlockt; die aber auch die Gräber auf-

lockerte für die Kranken, welche, gleich Moses, in das gelobte, schöne Land des Sommers von ferne schauen dürfen, aber denen es nicht mehr vergönnt ist, dasselbe zu betreten. Der helle, leuchtende Strahl der Sonne blickte freundlich in das offene Fenster eines kleinen, äußerst einfachen Zimmers: eine Nachtigall sang draußen im Garten und der blühende Kirschbaum vor dem Fenster schauerte leise im Westwinde, der die weißen Blüthen ins Zimmer wehte, bis zu Klärchen hin, die in der entferntesten Ecke saß und gar keine Augen hatte für den Frühling und seine Lieblichkeit. Sie hatte die Hände vors Gesicht gedrückt, und weinte so bitterlich, daß alle Glieder ihres zarten Körpers in der gewaltsamen Erschütterung zuckten. In ihren Schmerz versenkt, hatte sie gar nicht gehört, daß eine sanfte Stimme schon zweimal ihren Namen genannt hatte; erst, als sie fühlte, wie eine Hand sich auf ihren Kopf legte, fuhr sie erschrocken in die Höhe und schlug die Augen auf.

Tante, liebe Tante! rief sie, als sie Frau Doktor vor sich stehen sah, und fiel ihr schluchzend um den Hals. Wie kommst Du hierher? O Gott, wie lange habe ich Dich nicht gesehen!

Ich konnte es nicht länger aushalten, erwiderte die Frau Doktor, das Mädchen in ihre Arme schließend, ich mußte Dich sehen, auf die Gefahr hin, ein unfreundliches Gesicht von Deiner Mutter zu bekommen. Daß ich ihr nicht willkommen seyn werde, kann ich schon daraus abnehmen, daß Du uns nicht ein Einzigesmal besucht hast. Es war Dir wohl verboten, Kind?

Ach ja, sagte Klärchen. Mama mag wohl nach und nach eingesehen haben, daß sie Unrecht hat gegen Euch; aber deßwegen schämte sie sich, und konnte sich nicht entschließen, den ersten Schritt zu thun. Aber sie wird sich unbeschreiblich freuen, daß Du so herzensgut bist, uns in unserm Unglücke aufzusuchen.

Die Frau Doktor warf einen erschrockenen Blick im Zimmer umher, dessen ärmliche Einrichtung ihr jetzt erst auffiel, und hastig wiederholte sie: In Eurem Unglück? Mein Gott, wie ist es denn? Wie steht es mit Euch?

Ach, Amelie ist so sehr krank! schluchzte Klärchen.

Ist es denn so schlimm? Ich erfuhr erst gestern, daß sie krank sey. Wir hören so selten von Euch, da wir in verschiedenen Kreisen leben; und Heldmann scheint ja seit einem halben Jahre auch außer aller Verbindung mit Dir.

Wir mußten das Abonnement in der Leihbibliothek aufgeben, weil wir es nicht mehr bezahlen konnten, sagte Klärchen. Das war das Allerbitterste. Hunger thut nicht so weh.

Um Gottes willen, Klärchen! rief die Frau Doktor entsetzt. Du hast Mangel gelitten, und bist nicht zu mir gekommen? Kind, wie konntest Du das thun?

Ich durfte ja nicht, Mama's wegen.

Die Tante schloß sie weinend in ihre Arme. Großer Gott! rief sie aus, Du hast gehungert, und ich habe im Ueberfluß gelebt! Armes, armes Kind! — Aber, wie war das möglich? wie konntet Ihr in den zwei Jahren, seitdem Euer Haus verkauft worden, so ins Elend gerathen? Gott im Himmel! Wenn ich das hätte ahnen können! —

Klärchen suchte sich zu fassen, und erzählte ihr den ganzen Verlauf der Sachen von der Zeit an, wo die Frau Oberstlieutenant sich erzürnt von ihrem Schwager getrennt hatte, schilderte die Ansichten und Pläne ihrer Mutter und die Hoffnungen, welche diese auf Amelie gesetzt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Großoheim Napoleon's.

(Schluß.)

Verwundert eilte auch der Pfarrer an das Fenster und sah mit Erstaunen, wie der Zug an seinem Hause hielt, wie ein reich besternter Offizier vom Pferde sprang, in das Haus eilte und einen Augenblick später in das Zimmer trat.

„Habe ich die Ehre, den Herrn Pfarrer Bonaparte zu sehen?“ fragte er höflich, mit militärischem Gruße.

„Der bin ich, mein Herr!“ erwiderte zitternd der Pfarrer, „was wünschen Sie von mir?“

„Sehr wenig, mein werther Herr Pfarrer, im Gegentheil, ich stehe ganz zu Ihren Befehlen. Die Mutter Sr. Majestät des Kaisers hat von Ihnen mit Sr. Majestät gesprochen. —“

„Hat sich also meine Nichte Lätitia meiner noch erinnert? — Es ist lange her, seit wir uns nicht gesehen und seit ich ihre letzte Beichte gehört —“

„Und Se. Majestät“, fuhr der Offizier, General Graf N. lächelnd fort, „wünschen nicht, daß ein so naher Verwandter, ein so achtungswerther Mann, wie Sie, unbekannt auf einer ärmlichen Dorfpfarre sein Leben hinbringe, während sein Neffe halb Europa beherrscht. Wählen Sie und befehlen Sie also, welche Charge Sie bekleiden wollen! Wünschen Sie sich an den kaiserlichen Hof, wäre Ihnen mit einem Bischofssitze mehr gedient, oder reizt Sie vielleicht der Purpur eines Kardinals? — Der Kaiser ist bereit, alle Ihre Wünsche zu erfüllen, und der Kaiser ist Herr in Europa und kann Alles, was er will.“

Wer mag es dem armen Pfarrer verargen, daß er mit beiden Händen nach seiner Stirn faßte und

sich zu überzeugen suchte, daß Alles, was er jetzt gehört, kein Traum, sondern Wahrheit, klare Wahrheit sey? — Wer mag sich wundern, daß ihm schwindelte, wenn er sich des Generals Worte wiederholte? — Er, der immer mit ehrfurchtsvoller Scheu zu seinem Bischof aufgeschaut hatte, wenn er ihn von Zeit zu Zeit einmal gesehen, der geblendet wurde von dem Glanze des Fischerringes und der goldenen Mitra — er sollte nun selber diese hohen Insignien tragen, ja es kostete ihm nur ein Wort, nur eine Bitte, um noch höher zu steigen! Wer mag es dem armen Pfarrer verargen, daß er seinen Neffen für einen Gott hielt, der aus der Nacht Tag, aus der Finsterniß Sonnenschein machen konnte? —

Aber endlich sammelte sich der Erregte wieder. „Ist denn wirklich Alles wahr, mein Herr, was Sie mir da sagten? — Nun wohl, dann erlauben Sie mir, daß ich mich einen Augenblick zurückziehe und mir mit meinem Gotte überlege, was ich thun soll." Lächelnd erwiderte der General, daß er ihm ganz zu Befehl sey, und der Pfarrer verließ das Zimmer, nachdem er ihn noch gebeten, es sich so bequem als möglich in seiner einfachen Wohnung zu machen. —

Lange ging der Pfarrer gedankenvoll in seinem Studirzimmer auf und nieder; lange kämpfte und rang er mit sich selber, ob er sein schönes, ruhiges Leben im einfachen Dörfchen mit dem geräuschvollen, unruhigen Treiben des bischöflichen Palastes vertauschen, ob er seine treue Gemeinde verlassen und hingehen sollte und als Fürst der Kirche herrschen und für sie streiten. — Lange kämpfte und rang er; bald siegte der Stolz und die Eitelkeit, bald behielt die Liebe zur Ruhe die Oberhand — doch konnte er keinen festen Entschluß fassen.

Da tönte plötzlich Lärm und Geschrei vom Hofe herauf, schnell eilte er ans Fenster und sah mit Entsetzen, wie einer der Soldaten seinen Sakristan Tomaso zur Erde niederschleuderte, wie er Mattea aufs Pferd hob und in wildem Galopp mit ihr davon sprengte. Weiter sah er, wie ein anderer der Reiter sein zahmes Huhn im Hofe herum jagte und es bis jetzt noch vergeblich zu erfassen und zu würgen suchte.

Verzweifelt eilte der gequälte Mann hinunter, stürzte in den Hof seinem Liebling zu Hülfe, der sich, sobald er ihn erblickte, in die Falten seines weiten Gewandes flüchtete, und befreite ihn so von seinem Verfolger und vom schmählichen Tode. Dann aber eilte er hocherregt in das Zimmer zum General zurück und sagte fast heftig: „Ich bitte Sie, mein Herr, verlassen Sie so schnell als möglich mein friedliches Dorf wieder, lassen Sie mich hier im friedlichen Wirken mein Leben beschließen, ich strebe nicht nach Rang und Ehre. Sagen Sie meinem Neffen, dem Kaiser, ich dankte unterthänigst für seine Gnade, aber ich bäte ihn, jüngere und kräftigere Leute zu seinen hohen Aemtern auszuwählen, ich bin zu alt und schwach dazu, und habe nur noch den Wunsch, inmitten meiner Gemeinde zu sterben. Aber stellen Sie sobald als möglich den Frieden hier wieder her! Einer Ihrer Leute hat meine Pflegetochter entführt, meinen Sakristan mißhandelt; ein Anderer wollte mein Huhn ermorden — mein Herr, schaffen Sie mir meine Pflegetochter wieder, und stellen Sie meinen Hausfrieden wieder her, das ist mein einziger Wunsch!" Mit diesen Worten verbeugte er sich tief und wollte das Zimmer verlassen, doch der General hielt ihn zurück.

„Herr Pfarrer," sagte er verwundert, „Sie wollen die Gnade des Kaisers verschmähen, das ist wohl nicht Ihr Ernst! Bedenken Sie den Bischofssitz, den Kardinalshut."

„Blicken Sie dort hinaus, mein Verehrtester", fiel ihm der Pfarrer stolz ins Wort, „sehen Sie da, wie in meinem Garten, den ich selbst bebaue, alles grünt und blüht in schönster Fülle; blicken Sie weiter hin auf mein friedliches Dorf, das im schönsten Sonnenlichte vor uns liegt. In diesen ärmlichen Hütten wohnen mehrere Hundert Herzen, die alle mir in treuer Liebe und Hingebung entgegenschlagen, die mich als ihren Vater und besten Freund betrachten. Das ist Friede, das ist Glück! Und das, meinen Sie, soll ich hingeben gegen Gold und Flitter, Aemter und Würden? — Nein, mein Herr, gehen Sie hin und sagen Sie meinem kaiserlichen Neffen, daß ich ihm dankbar sey für seine Huld, und daß ich ihm wünsche, er möge auf seinem Throne immer so glücklich seyn und bleiben, als ich es in meiner einfachen Landpfarre bin." —

Keine Vorstellung, keine Bitte fruchtete, der General mußte sich unverrichteter Sache entfernen und berichtete mißmuthig dem Kaiser den schlechten Erfolg seiner Sendung.

Acht Jahre waren seitdem vergangen.

Wieder wie an jenem vorerwähnten Tage saß der Pfarrer auf seinem lederbeschlagenen Lehnstuhle und entfaltete einige Zeitungen, die ihm aus einem benachbarten Orte waren übersendet worden. Er hatte sie aufgehoben bis nach der Mittagsruhe und begann jetzt eben zu lesen.

Am Fenster saß Mattea, ein munteres Knäbchen auf dem Arme, und blickte lächelnd hinab in den Hofraum, wo ihr Gatte Tomaso sich mit einem schon älteren Knaben herumbalgte und in der Freude seines Vaterherzens selber wie ein Kind umhersprang.

„Ach!" sagte da plötzlich der Pfarrer und ein schmerzlicher Ausdruck bebte durch seine Stimme, „ich habe es geahnt, daß es so kommen würde! Armer Neffe, ich beklage Dich, aber auch an Dir erfüllt sich das Wort: „Wer hoch steigt, fällt tief!"

Die Zeitung enthielt die Nachricht von Napoleons Sturze und seiner Gefangenschaft.

Lange saß der alte Pfarrer in tiefes Nachdenken versunken auf seinem Lehnstuhle; wehmüthig dachte er nach über das traurige Schicksal seines Neffen und eine Thräne glänzte in seinem Auge als er sich endlich erhob und zu Mattea gewandt zufrieden sagte:

„Wie gut war's doch, daß ich damals der Versuchung nicht unterlag, daß ich nicht hinging und mein Glück aufgab gegen ungewisse Macht und Würde!“

Mehrere Jahre lang noch lebte der Pfarrer zufrieden und heiter in der Mitte seiner Gemeinde; bis an sein Ende verrichtete er treulich sein Amt, saß dann in seinem vielgeliebten Lehnstuhle und statt des zahmen Huhnes pflegte er jetzt Mattea's liebliche Kinder, die sich jubelnd auf seinen Knieen schaukelten und mit den weißen Locken des ehrwürdigen Greises spielten. Er war der Glücklichste der ganzen Familie.

Erklärung nassauischer Staatsbürger.

Die Lage des Vaterlandes wird täglich ernster. Kein Unbefangener, Niemand, dessen Blick nicht auf die nächsten Anlässe des Krieges gebannt ist, kann sich verhehlen, daß Deutschland an der Schwelle eines großen Entscheidungskampfes steht. Es handelt sich nicht nur um unsere Weltstellung, nein um die ganze politische Zukunft unserer Nation, ja unseres Stammes überhaupt; sie gilt es zu vertheidigen, aber auch auf stärkeren Grundlagen dauerhaft festzustellen. Diese Aufgabe erfordert das innigste Zusammenschließen aller unserer Kräfte, Einigkeit in Abwehr und Angriff, Muth und Entschlossenheit nicht allein, sondern vor Allem opferfreudige Hingebung an die gemeinsame Sache, eine Gesinnung der ganzen Nation, bereit, wenn es Noth thut, Alles an Alles zu setzen.

Eine solche Gesinnung ist aber nicht möglich, ohne Einheit der Gedanken und Gefühle, ohne daß überall im Vaterlande gleichmäßig das Bewußtseyn verbreitet ist von der wahren Natur der Gefahren, die uns bedrohen, ohne daß wir unerschütterlich einige sind in der Wahl der Mittel, diesen Gefahren zu begegnen, wie über die Ziele, deren Erreichung der Preis des Kampfes seyn muß.

Ist solches Bewußtseyn, ist solche Einigkeit schon überall und in erwünschter Stärke vorhanden? Leider ist es noch nicht so weit, daß man diese Frage mit Zuversicht bejahen dürfte. Preußen hat den größten Theil seiner Armee mobil gemacht. Dieser Schritt vorwärts zur Aktion wird, es steht zu hoffen, den alten und gefährlichsten Erbfeind unserer Nation, den Hader im eigenen Lager, der seit Kurzem täglich drohender sein Haupt erhoben hatte, für die nächste Zeit zum Schweigen bringen. Aber noch liegt keinerlei Bürgschaft dauernder Verständigung vor. Noch steht dahin, ob man in den Mittel- und Kleinstaaten bereit ist, ohne Feilschen und Zaudern Preußen alles Das zu gewähren, wovon es sein weiteres Vorgehen unbedingt abhängig machen muß. Und auf der anderen Seite ist noch in Frage, ob die Bevölkerung in Preußen dem Vorschritt ihrer Regierung überall mit Zustimmung und Freudigkeit folgen wird. Scheint es doch fast, als ob ein Theil der dortigen Presse allen Ernstes darauf ausginge, die preußische Staatsleitung, die der selbstmörderischen Neutralitätspolitik der Haugwitz und Manteuffel glücklich den Rücken gekehrt hat, in die Geleise dieser Politik des Schwächegefühls und falschrechnender Selbsucht um jeden Preis zurückzudrängen.

In dem Gewirr auseinandergehender Richtungen und Bestrebungen muß unseres Bedünkens die Nation, das Volk in Deutschland, die Mitte, aber keine neutrale und passive, sondern eine energische und thätige Mitte behaupten. In erster Linie ist es aus naheliegenden Gründen die Bevölkerung der deutschen Mittel- und Kleinstaaten, welche in dem trüben Durcheinanderwogen der deutschen Dinge vielleicht einen heilbringenden Ausschlag zur Klärung und Entwirrung zu geben vermöchte, vorausgesetzt, daß es ihr gelänge, ihre Meinung und ihren Willen zur Einheit und dadurch zur Macht zu erheben.

Die Unterzeichneten fühlen sich gedrungen, ihre Ansicht, in welcher Weise dieß etwa geschehen könnte, ihren Mitbürgern ohne allen Rückhalt kundzugeben. Sie thun dieß, weil es ihnen in einer Lage, wie die heutige, als Pflicht erscheint zu reden, wenn man die Ueberzeugung hat, daß Tausende dasselbe denken, und daß es nur darauf ankommt, das Wort auszusprechen.

Stellen wir die beiden Hauptsätze, in denen sich nach unserer Meinung die Gebote der deutschen Lage zusammen fassen, voran:

Deutschland darf Oesterreich in dem gegenwärtigen Kriege nicht allein lassen, und es darf mit seinem Beistand auch nicht warten, bis der Kaiserstaat erschöpft am Boden liegt.

Die diplomatische und militärische Führung des ganzen nicht österreichischen Deutschlands vor und in dem Kriege muß **Preußen** in die Hand gegeben werden.

Es würde hier zu weit führen, diese Sätze erschöpfend begründen zu wollen; doch sey gestattet, einige Hauptgesichtspunkte hervorzuheben.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der A. Wailand'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 159 Mittwoch, 6. Juli 1859.

Eine Familie aus der ersten Gesellschaft.

(Fortsetzung.)

Sieh, Tante, fuhr Klärchen fort, auf diese Weise reichte unsere Jahreseinnahme noch nicht völlig aus für ein Vierteljahr. Ein Jahr nach meines Vaters Tode hatten wir Alles verkauft, was irgend zu entbehren war, ausgenommen die eleganten Sachen in der Visitenstube, die Mama für durchaus nothwendig hielt. Sie kann das Elend ertragen, aber nicht den Schein desselben. Jetzt wurde Ameliens Krankheit beunruhigend. Unser alter Hausarzt, Du kennst ihn ja, wollte meiner Schwester nicht viel verschreiben, sagte, sie müsse ihre Lebensweise ändern, arbeiten, ruhig und vernünftig seyn, und vor allen Dingen die vielen Gesellschaften meiden. Die Art und Weise, wie er mit Amelie umging, gefiel weder ihr noch Mama. Sie ließen einen andern Arzt kommen. Dieser, der uns nicht kannte und unsere Verhältnisse wohl nach unserer eleganten Einrichtung beurtheilen mochte, verschrieb viele theuere Medikamente, verordnete Gesundbrunnen, stärkende Bäder und kräftige Speisen und Getränke für Amelie. — Hatten wir bis jetzt das Entbehrlichste verkauft, so kam nun das Nothwendige an die Reihe. Betten, Wäsche, Kleidungsstücke, zuletzt Mama's Schmucksachen, — das Wenige, was ich besessen, war längst fort. — wir haben nichts mehr. Zum Glück sagte uns die Magd den Dienst auf. Wir hatten jetzt doch eine Person weniger zu ernähren, und konnten sicherer seyn, daß unsere Lage nicht bekannt wurde. Dadurch wurde die schwerste Last von Mama's Seele genommen. Wir hofften von Tag zu Tag, es würde besser werden mit Amelie; aber, es wurde immer schlimmer, besonders, als sie einsah, daß sie die Hoffnung auf den Präsidenten ganz aufgeben müsse. Sie wurde der Pflege immer bedürftiger; der Apotheker wollte uns nicht mehr borgen, wir konnten nur gegen baares Geld Medizin bekommen. Mama und ich, wir lebten so sparsam, wie nur möglich war; wir aßen oft in vierzehn Tagen kaum etwas anders als Kartoffeln mit Salz, um das arme, kranke Kind nicht Noth leiden zu lassen. Dabei mußten wir aber sorgsam uns hüten, daß sie es nicht merkte; jede Erinnerung an unsere Lage regte sie so entsetzlich auf, daß ihr Krankheitszustand sich bedeutend verschlimmerte. Ach, es ist allein der Kummer, und die Angst vor Elend und Mangel, die sie krank gemacht haben. — Seit einigen Tagen bin ich ganz muthlos geworden; auch Mama scheint das Schlimmste zu befürchten. Und jetzt gerade, wo wir dem armen Kinde so gerne jede mögliche Erquickung und Annehmlichkeit bieten, ihr jeden, auch den leichtesten Kummer fern halten möchten, jetzt ist unsere Noth aufs Höchste gestiegen; ich weiß gar keinen Rath mehr. Wir können es der Unglücklichen doch nicht zu Leide thun, daß wir ihren Flügel verkaufen, selbst wenn man augenblicklich einen Käufer fände; sie würde den Tod davon haben. Sie selbst hält ihre Krankheit so für nicht gefährlich; sie glaubt mit jedem Tage Besserung zu spüren.

Mit strömenden Thränen hatte die Frau Doktor diese Erzählung angehört. Jetzt stand sie hastig auf, und fragte: Hast Du ein Bleistift und ein Stückchen Papier, mein Kind? Ich will ein Paar Worte an Hattesohl schreiben; das geht nicht länger so. Schlimm genug, daß wir uns nicht früher um Dich bekümmert haben.

Klärchen reichte ihr das Verlangte; sie schilderte kurz, aber eindringlich ihrem Manne den Zustand hier im Hause, und bat ihn, augenblicklich Lebensmittel und Geld zu schicken. Dann eilte sie hinunter, die Wirthsleute um Bestellung dieses Billets zu bitten.

Als sie wieder zu Klärchen herauf kam, fand sie diese weit ruhiger und getröstet durch den Gedanken, nicht mehr so ganz verlassen zu seyn in ihrer Noth. Sie hatte ihre verweinten Augen getrocknet und fragte jetzt: Wollen wir zu Mama hineingehen, Tante? Sie wird sich unendlich freuen über Deinen Besuch.

Sie traten in's Wohnzimmer. Es machte einen eigenthümlich schmerzlichen Eindruck auf die Frau Doktor, daß sie hier, wenigstens dem ersten Anschein nach, noch Alles so elegant und glänzend fand, wie sie es früher bei ihrer Schwägerin ge-

wohnt gewesen war. Sie dachte daran, welche Sorgen und Leiden diese Frauen ertragen hatten, um den Schein der Armuth zu vermeiden, um nicht ein Gegenstand des Mitleids zu werden.

Die Frau Oberstlieutenant war nicht im Zimmer, aber ihre Stimme ertönte aus der Nebenstube, als sie das Geräusch von Tritten hörte. Bist Du da Klärchen? fragte sie.

Tante Hallesohl ist hier, Mama! war die Antwort. Die Frau Oberstlieutenant kam rasch in's Zimmer, zog aber eben so schnell die Thür, durch die sie eintrat, hinter sich zu. Unwillkürlich eilte die Frau Doktor auf sie zu, und reichte ihr die Hand. Liebe Cäcilie, sagte sie, warum haben Sie mir nicht sagen lassen, daß Amelie krank ist? Ich wußte es nicht, sonst wäre ich längst schon hier gewesen. Arme, liebe Frau! Wie gern hätte ich Sie unterstützt in Ihrer Pflege!

Die Frau Oberstlieutenant drückte bei dieser Anrede krampfhaft die Hand ihrer Schwägerin und sie zitterte so, daß sie sich am Sopha festhalten mußte. Die arme Frau sah so bleich und sorgenvoll aus, ihre Miene und Haltung war ihrem früheren hochmüthigen, steifen Wesen so ungleich, daß die Frau Doktor sie kaum wiedererkannte. Man sah es an jedem Zuge ihres Gesichtes, wie tief sie den drohende Verlust des Wesens schmerzte, auf welches sich alle ihre Gedanken und Handlungen von jeher bezogen hatten, auf das sie alle ihre Pläne und Hoffnungen gebaut hatte. Es dauerte einige Augenblicke, ehe sie antworten konnte auf die herzlichen Worte der Frau Doktor; Thränen erstickten jedesmal, wenn sie es versuchte, ihre Stimme. Endlich sagte sie flüsternd: Wer hätte das vor einigen Jahren gedacht, Marie! Meine blühende, schöne, lebensfrohe Amelie! Mein Stolz, meine größte, meine einzige Freude auf der Welt! — Ich unglückliche Frau!

Ehe die Frau Doktor etwas erwidern konnte, rief eine schwache Krankenstimme aus dem Nebenzimmer, dessen Thür nur angelehnt war: Mama, mit wem sprichst Du? Wer ist da?

Die Frau Doktor ging auf die Thür zu, die Kranke zu begrüßen, als die Frau Oberstlieutenant tief erröthend rasch den Arm ausstreckte, um sie zurückzuhalten. Es war aber zu spät, denn die Thür war schon geöffnet, und ein einziger Blick in Ameliens Kammer zeigte ihrer Tante den Grund, warum ihre Schwägerin sie verhindern wollte, hineinzugehen. So elegant nämlich das Wohnzimmer war, so dürftig und ärmlich war die Kammer. Die kahlen, nackten Wände, das wenige schlechte Geräth, die abgebleichten Vorhänge, Alles bezeugte die Wahrheit von Klärchens Worten: Wir haben nichts mehr.

Wer ist da? wiederholte Amelie; und richtete sich halb auf aus den Kissen.

Die Frau Doktor trat an das Bett, und hatte all ihre Kraft nothwendig, um ihre schmerzliche Ueberraschung nicht laut werden zu lassen, als sie die einst so blühende, leben- und reizvolle Amelie wieder sah. Beim ersten Blicke auf ihr Gesicht wurde ihr klar, daß die heuchlerische, schleichende Krankheit, die ihre Opfer fast nur aus der blühendsten Jugend sich auswählt, Amelie nicht wieder loslassen würde aus ihrer verzehrenden Umarmung. Diese großen, überirdisch glänzenden Augen, dieser dunkle Purpur auf den schneeweißen Wangen, der an den Wald erinnert, den der Herbst mit brennenden Farben schmückt, kurz zuvor ehe er ihn entblättert, besonders aber dieß Haar matt wie das Auge eines Blinden, dieß Haar, das einst so schön, so glänzend braun war: Alles dieß zeigte deutlich, daß des Todes Hand ihr Haupt berührt hatte.

Als die Kranke sah, wer sie besuchte, lächelte sie erfreut, und dadurch trat der, dieser Art von Kranken eigenthümliche, Zug um den Mund noch schärfer hervor. Sie streckte lebhaft ihre schneeweiße, abgemagerte Hand der Frau Doktor entgegen, und sagte: Bist Du es, Tante Marie? Wie freut mich das! Wie oft habe ich mich nach Dir gesehnt.

(Fortsetzung folgt.)

Erklärung nassauischer Staatsbürger.

(Fortsetzung.)

I.

Nicht nur Ehre, Moral und Bundesgenossenschaft erheischt gebieterisch, daß wir Oesterreich in diesem Kampfe zur Seite stehen, auch das Interesse unserer Selbsterhaltung.

Die Vertreibung der Oesterreicher aus Italien, bewirkt durch das bonapartistische Frankreich als vollendete und durch einen Friedenstraktat sanktionirte Thatsache, würde ohne alle Frage eine gewichtige Einbuße für die Machtstellung von ganz Deutschland in sich schließen. Daß hierüber unter uns noch Zweifel bestehen können, läßt sich nur einer unklaren Verwischung von Gesichtspunkten der innern und der auswärtigen Politik zuschreiben. Die Erinnerung an die vielen und schweren Sünden, welche Oesterreich im Namen des Erhaltungsprinzips und um seiner besonderen Machtinteressen willen gegen Deutschland selbst begangen, läßt einen Theil der Nation, aus sehr naheliegenden Gründen vor allem in Preußen, dem gegenwärtigen Kampfe wo nicht mit geradezu österreichisch-feindlichen, so doch mit schwankenden und getheilten Empfindungen zusehen. Um so mehr, als es ganz aus den nämlichen Regierungsmaximen entsprungene Sünden Oesterreichs sind, wodurch auch die Grundlage seiner italienischen

Herrschaft unterhöhlt und dem Bonapartismus der Angriff erleichtert wurde.

Nur dadurch ist es begreiflich, warum besonders im Norden noch immer so Viele nicht sehen oder nicht sehen wollen, daß die Frage der italienischen Nationalität bei diesem Kriege zum Mindesten eine sehr untergeordnete ist und es sich lediglich um einen Kampf von Macht gegen Macht handelt. Nicht dieß ist für uns die Frage, ob wir „Sympathieen" für die Italiener haben, wie wir sie einst für die jetzt gänzlich verschollenen Polen hatten, sondern vielmehr ganz allein dieß, ob es unser Wunsch und Wille ist:

daß es Frankreich gelinge, seine Mittelmeerpolitik in einer unsere südliche Meerstellung nahezu vernichtenden Ausdehnung gegen uns vorzuschieben;

daß L. Napoleon, mögen immerhin seine Pläne für's Erste auf keine förmlichen Eroberungen in Italien gehen, in den Stand gesetzt werde, seine militärische Macht durch die Wehrkräfte Italiens zu verstärken, und, wie Malmesbury sagte, die dortige Stellung, die Oesterreich stets nur zur Vertheidigung behauptete, für Angriffszwecke auszunutzen, Angriffszwecke, deren nächster Vorschritt nur gegen uns gerichtet seyn kann;

daß endlich Oesterreich empfindlich gedemüthigt und sein Ansehen in Europa für die Dauer gemindert, dagegen dem Bonapartismus ein wenn auch noch so theuer erkaufter Triumph und damit ein entsprechender Zuwachs an Kraft und Einfluß bereitet, das cäsarische Frankreich zur dominirenden Macht in Europa erhoben werde.

Wollen wir dieß nicht, so müssen wir, sobald es Noth thut, in den Kampf eintreten, der schon jetzt nicht mehr von Frankreich allein, sondern mit ihm von halb Italien, also von einer Allianz des größten Theils der Romanenwelt, gegen Oesterreich geführt wird.

Es ist somit eine bloße Phrase und weiter nichts, womit die Elihu Burrit's der materiellen Interessen ihrer wahren Gesinnung ein patriotisches Mäntelchen umhängen wollen, wenn sie, Palmerston nachbetend, jetzt sagen, auch sie wollten Oesterreich bei Leibe nicht geschwächt wissen, aber der Besitz der Lombardei sey gerade ein Element der Schwäche, ihr Verlust daher in Wahrheit eine Stärkung für Oesterreich. Wenn es sich darum handelte, ob dieses die Lombardei in einem Kampfe gegen Italien allein aufgeben solle, dann ließe sich die Frage, ob jene Leute Recht haben, diskutiren. Daß der Bonapartismus kluger Weise gerade den schwächsten und verteidbarsten Punkt der deutschen Machtstellung für den ersten Angriff ausersehen hat, darf uns nicht einen Augenblick darüber irre machen, daß wir auch diesen Punkt vertheidigen müssen, wenn wir nicht von vornherein Frankreich als den Herrn in Europa anerkennen wollen.

Wie wenig es übrigens wahr ist, daß die Lombardei, daß die dortige Machtstellung Oesterreichs uns „nichts angeht", hat das allgemeine Gefühl, das so häufig sicherer geht als alle Klügelei, neulich wieder bewiesen. Oder sollten nicht weitaus die Meisten unter uns die Niederlage von Magenta und den Einzug der Franko-Sarden in Mailand im innersten Herzen als eine uns selbst widerfahrende, als eine Demüthigung Deutschlands empfunden haben?

Nach dem Kriege wird es unsere Sache, wird es die Sache der Verbündeten Oesterreichs seyn, die italienische Frage zu studiren und Oesterreich dringend zu bestimmen, ernsthaft und ehrlich die Rolle zu übernehmen, welche heute der Bonapartismus dort zu spielen für gut findet. Bürgschaften in dieser Hinsicht mag und soll Preußen immerhin auch jetzt schon von Oesterreich verlangen. Aber ihm bloß um des lieben Friedens willen zumuthen, die Lombardei oder auch nur ein Dorf davon einem Bonaparte, und diesem Bonaparte zu Füßen zu legen, hieße ihm eine Abdankung als Großmacht ansinnen und einen Verrath an uns selbst begehen. Dieser Rath würde ohnehin nicht befolgt werden. Dem österreichischen Kaiserhause sind seine italienischen Provinzen trotz oder vielleicht gerade in Folge der vielen Opfer, die sie ihm schon gekostet haben, nun einmal ans Herz gewachsen, und es wird ihrem Besitze nicht leicht entsagen, ohne durch eine gänzliche Erschöpfung seiner finanziellen und militärischen Kräfte dazu gezwungen zu seyn.

Aber gerade darum werden wir schließlich doch in den Krieg hineingetrieben werden, auch wenn wir ihm noch so lange auszuweichen suchen. Nur die Anhänger des Friedens um jeden Preis können auch jetzt noch glauben, daß wir ihm entgehen, wenn wir beharrlich den Kopf in den Busch stecken. Der Kaiser von Frankreich muß dießmal sein Wort einlösen und Italien „frei machen" bis zur Adria, dieß ist für ihn ein Gebot der Selbsterhaltung. Aber auch wenn es ihm gelingt, die Oesterreicher aus Italien herauszuschlagen, so hat er damit noch nicht das Mittel, Oesterreich zum Frieden und Verzicht zu zwingen. Umgekehrt, selbst wenn die Oesterreicher auf der italienischen Arena Meister werden sollten, so würde, falls nicht ganz unvorhergesehene Ereignisse eintreten, die man in keine Vorausberechnung aufnehmen kann, auch damit der Krieg noch nicht zu Ende seyn. Wenn einmal die Waffenehre Frankreichs engagirt ist, so schweigen die Parteien und selbst ein Sturz Napoleons würde dann schwerlich den Frieden bringen. Kurz, jeder von beiden Theilen wird endlich suchen müssen, den Gegner in seine Herzmitte zu treffen, und dieß ist auf beiden Seiten

nicht möglich, ohne die Entzündung des allgemeinen Kriegs.

(Fortsetzung folgt.)

An * * *.

Ein halb Jahrhundert ist nunmehr verflossen,
Seitdem ins Jugendherz das Saatenkorn
Des Guten Du gelegt, seit Du erschlossen
Der Jugend hast des Wissens ersten Born.

Wohl Dem! dem es gegönnt ist, noch zu sagen,
Daß er gewirkt so lange, lange Zeit,
Der sieht, wie seine Saaten Früchte tragen
Für's ganze Leben und die Ewigkeit.

Erlebt hast den Erfolg Du Deiner Lehren
Und blickst auf segensreiche Zeit zurück,
Siehst viele Deiner Schüler hoch in Ehren,
Siehst sie in Wohlstand und in Bürgerglück.

Und was aus ihnen Allen auch geworden,
Die Hand sey herzlichst Dir zum Dank gedrückt;
Ja trage glücklich, lange noch den Orden,
Mit dem Dein König Dir die Brust geschmückt!

Mannigfaltigkeiten.

[Uebergang Napoleons I. über den Mincio]. Nach dem Uebergange über den Mincio, 30. Mai 1796, bestand General Bonaparte eine persönliche Gefahr, die seiner Laufbahn ein schnelles Ziel hätte setzen können; d e Schlacht war zu Gunsten der Franzosen entschieden; von Strapatzen müde, mit Kopfweh behaftet, machte der Obergeneral in einem Schlosse halt, um daselbst ein Bad zu nehmen. Plötzlich langt ein starkes österreichisches Korps an, das einen Ausweg für seine Flucht gesucht, sich aber an dem Mincio hinaufziehend, verirrt hatte. Bonaparte war fast allein in dem Schlosse. Die Schildwache am Thore hatte kaum Zeit, das Thor zu schließen und zu den Waffen zu rufen, und der siegreiche General sah sich, mitten in seinem Triumphe, genöthigt, durch die Gärten hinter dem Schlosse, das eine Bein nackt und das andere bestiefelt, zu entfliehen. Diese Gefahr gab Veranlassung zur Bildung des Korps der Guiden, denen die Bewachung seiner Person anvertraut war. Dieses berühmte Korps, das aus den erlesensten Reitern, die alle schon 10 Jahre gedient haben mußten, zusammgesetzt wurde, erhielt gleich bei seiner Errichtung die Uniform, die später für die Jäger der kaiserlichen Leibwache gewählt wurde, eine Uniform die auch das letzte Kleid war, das der sterbende Kaiser zu St. Helena trug.

Pariser Blätter erzählen folgende Wirkungen eines Blitzstrahles: In der Nacht vom 28. auf den 29. Juni brach über Paris ein furchtbares Gewitter aus. Der Blitz schlug an mehreren Stellen ein, aber ohne Schaden anzurichten, doch fuhr er in der Straße de Vannes durch den Kamin in ein Zimmer, wo Mann und Frau und zwei Kinder ruhig schliefen. Dem Manne, der die Hände überm Kopfe hielt, wurden diese stark verbrannt, und der neben ihm liegenden Frau das Hauptaar völlig weggesenkt, als wenn sie geschoren worden. Die beiden Kinder wurden in ihrem Bette herumgeworfen, daß die Beine am Kopfende lagen, erhielten jedoch keine Verletzung. Der Blitz zertrümmerte im Zickzack einen Marmortisch, warf in der Küche alles Geschirr durch einander und ging durchs Fenster, das er mit sich fortriß.

Man schreibt aus Göppingen, 25. Juni: Dieser Tage wurden in einem Steinbruch ungefähr 4 Fuß unter der Erde, unmittelbar auf der obersten Steinschichte sieben Skelette von Menschen nebst fünf Schwertern und einer Lanze ausgegraben; auch fand man ein Goldstück in der Größe eines Sechskreuzerstücks. Man ist Willens, weiter nachzuforschen, um näheren Aufschluß über diesen merkwürdigen Fund zu erhalten, und auf welches Zeitalter sich derselbe beziehen könnte.

Von 1815 bis 1858, somit in 44 Jahren, sind aus Großbritannien und Irland 4,797,166 Personen ausgewandert; davon 1,180,046 nach den englischen Kolonien in Nordamerika, 2,890,403 nach den Vereinigten Staaten, 652,910 nach den australischen Kolonien und Neu-Seeland, und 73,807 nach andern Weltgegenden. Im Durchschnitt waren somit jährlich 109,026 Personen ausgewandert. Die Durchschnittszahl der zehn letzten Jahre betrug 261,865.

In der Schlacht von Solferino (am Mincio) sollen 400,000 Mann mit 500 Feuerschlünden zugegen gewesen seyn. Man rechnet, daß in Italien schon über 100,000 Mann kampfunfähig geworden sind, theils durch Krankheiten, theils Todte und Verwundete.

Ueber die drei Adler, welche Rußland, Preußen und Oesterreich im Wappen führen, heißt es in Wien: Rußland ist der Spottvogel, Preußen der Lockvogel und Oesterreich der Pechvogel.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 160 Donnerstag, 7. Juli 1859.

Eine Familie aus der ersten Gesellschaft.

(Fortsetzung.)

Liebe, liebe Amelie! erwiderte die Frau Doktor, kaum im Stande, ihre Thränen zurückzuhalten, warum hast Du mir das nicht sagen lassen? Du wußtest ja, daß ich Dich so lieb habe.

Amelie hatte sich aufgerichtet im Bette, und mit fieberhafter Lebendigkeit die Vorhänge und die Decke zurückgeschoben. Ich will aufstehen, nun Du da bist, sagte sie, ich fühle mich viel wohler jetzt. Es hat mir immer so schwer auf der Seele gelegen, daß wir von jeher so wenig artig gegen Dich und Onkel Karl gewesen sind, daß wir Eure vielen Bemühungen so schlecht vergolten haben. Liebe, liebe Tante! wie freue ich mich, daß Du nicht mehr böse bist auf uns.

Ich war nie böse gewesen auf Euch, versicherte die Tante weinend, gewiß nicht, liebes Kind! Ich wäre längst, längst schon hier gewesen, wenn ich hätte ahnen können — — O Gott, ich mache mir bittere Vorwürfe, daß ich mich nicht genauer erkundiget habe — — Aber bitte, liebes Kind, bleibe liegen, stehe nicht auf.

Ich muß aufstehen; der Arzt kommt bald; ich lege mich im Zimmer auf das Sopha. Hier kann er doch nicht herein kommen. Klärchen! willst Du mir helfen?

Laß mich das thun! sagte die Tante. Ich bin stärker, als Klärchen, ich will Dich in das andere Zimmer tragen.

Wenn Du die Güte haben willst. Aber erst muß ich mich ankleiden.

Als sie angekleidet war und auf dem Sopha lag, schien sie weniger krank zu seyn; die Gegenwart der Frau Doktor schien einen sehr günstigen Einfluß auf sie auszuüben, und in dem Herzen ihrer bekümmerten Mutter dämmerte ein leiser Hoffnungsstrahl auf, als sie ihr Kind so heiter sah. Auch der Arzt, der kurz darauf kam, fand ihr Befinden besser, als am Tage zuvor, und freute sich über ihre gute Laune.

Klärchen war vor einigen Minuten aus dem Zimmer gegangen, und kehrte jetzt mit ganz strahlendem Gesichte wieder zurück, in der Hand eine Schaale mit eingemachten Früchten, die sie mit einem dankbaren Blick auf die Frau Doktor, und mit der Frage auf den Tisch setzte: Dieß darf doch Amelie essen, nicht wahr, Herr Doktor?

O ja, erwiderte der Arzt, indem er sich gegen den Doktor Hattesohl verbeugte, der in diesem Augenblick in das Zimmer trat.

Die Frau Oberstlieutenant stand hastig auf, als sie ihren Schwager sah, und eilte ihm entgegen. Die Gegenwart des Arztes verhinderte sie, mehr zu sagen, als: Guten Tag, lieber Hattesohl! Aber der Ausdruck ihres Gesichtes, das Zittern ihrer Hand, die in der seinigen lag, rührte den Advokaten bis ins tiefste Herz. Was mußte diese Frau gelitten haben, um ihm so entgegenzukommen! Er drückte ihr herzlich die Hand, und eilte zu der Kranken, die ihm mit glänzenden Augen entgegen sah. Obschon jetzt, weil sie nicht allein waren, nur anscheinend unbedeutende Reden geführt wurden, so nahm doch jedes Wort einen Stachel aus dem Herzen der Mutter und der Töchter. Sie fühlten sich nicht mehr einsam und verlassen; die Hoffnung regte sich wieder in ihrer Seele, die schon lange erstorben schien.

Wie blau ist der Himmel! sagte Amelie. Wenn ich doch einmal wieder draußen seyn könnte!

Das würde heute wohl angehen, versetzte der Arzt. Eine kleine Spazierfahrt könnte Ihnen nicht schaden.

Klärchen und die Mutter mußten die Augen niederschlagen, weil sie sich mit Thränen anfüllten, bei dem Gedanken, daß sie nicht im Stande wären, der armen Amelie diesen Wunsch zu erfüllen. Da der Arzt in diesem Augenblicke aufstand, sich zu verabschieden, merkten sie nicht, daß Hattesohl das Zimmer verlassen hatte. Amelie hatte noch dieß und das zu fragen. Klärchen erkundigte sich nach allerlei, was die Diät der Kranken betraf, und als der Arzt endlich ging, war der Advokat schon wieder da.

Wenn Du Lust hast, auszufahren, liebe Amelie sagte er, so wäre es vernünftig, wenn Du Dich bald fertig machtest. Diese Mittagsstunde ist die

wohlthätigste für Dich. Ich habe einen Wagen bestellt. Er wird gleich da seyn.

Während Klärchen freudig Mantel und Hut für ihre Schwester holte, fragte er die Mutter: Sie fahren doch auch mit, Cäcilie?

Nehmen Sie Klärchen mit, erwiderte sie, ich will lieber zu Hause bleiben.

Der Doktor nahm Amelie auf den Arm und trug sie die Treppe hinunter. Seine Frau hatte Klärchen, nachdem sie ihr zugeflüstert, daß sie für das Mittagsessen schon sorgen werde, schnell geholfen, sich in Hut und Umschlagtuch zu hüllen, und sie bis an den Wagen begleitet, in den Hattesohl mit seinen beiden Nichten stieg. Als sie wegfuhren, ging sie wieder hinauf, gab ihrem Dienstmädchen, das mit dem Doktor gekommen war, einige Aufträge, und kehrte dann zu der Frau Oberstlieutenant zurück.

34.

Als die beiden Frauen allein waren, und ungestört mit einander sprechen konnten, schüttete die Frau Oberstlieutenant ihr gramgefülltes Herz aus, und brach in die bittersten Klagen aus.

O Marie, sagte sie, wenn man so viel gelitten hat, wie ich, so ist es unmöglich, nicht an Gottes Gerechtigkeit zu zweifeln. Was hab ich verschuldet, daß ich so viel Unglück erfahren muß? Meine Schwestern, meine Jugendbekannten, Alles um mich her lebt in Ueberfluß und Freude: nur ich bin elend, nur mir mißlingt Alles. Ich bin in Glanz und Reichthum erzogen, ich war schön und vornehm, ich konnte die allergrößten Ansprüche machen, und was habe ich erleben müssen! Mein Vermögen verloren; — mit vierzig Jahren Wittwe; — mein einziger Sohn hat mir nur Kummer gemacht, nur Schande bereitet, und ich muß ihn auf immer verloren halten; — meine schöne liebenswürdige Tochter ist durch die Treulosigkeit eines Schurken, durch Kummer und Sorge an den Rand des Grabes gebracht.

Thränen erstickten ihre Stimme. Die Frau Doktor hörte ihr mitleidig zu, und drängte in ihrer Herzensgüte den Gedanken zurück, daß ihre Schwägerin all dieß Unglück sich durch eigene Schuld zugezogen hatte. Sie bot Alles auf, um die trostlose Frau zu beruhigen, stimmte in ihre Klagen ein, und suchte ihren gesunkenen Muth wieder aufzurichten.

Amelie ist ja noch jung, sagte sie, sie kann sich wieder erholen. Wie oft sind Menschen von Allen, selbst von den Aerzten, aufgegeben, und sind doch wieder hergestellt worden. Und dann, liebe Cäcilie, — Sie sollen sehen, daß Sie an Hugo noch einmal Freude erleben. Es war doch ein guter, tüchtiger Kern in ihm. Und dann haben Sie ja auch Klärchen noch; und wahrlich, auf Klärchen können Sie stolz seyn.

Die Frau Oberstlieutenant seufzte tief. Klärchen ist fleißig und häuslich, versetzte sie nach einer Pause, sie ist ein gutes Kind, das kann Niemand leugnen, aber weiter auch gar nichts. Klärchen und Amelie — welch ein himmelweiter Unterschied! Amelie, mit ihrer Lieblichkeit und Anmuth, ihrer Schönheit, ihren Talenten, mit ihrem offenen, freundlichen Wesen, und Klärchen, so unbedeutend im Aeußern wie im Innern, so stumm und mürrisch. Sie sagt freilich selten etwas, aber in jedem ihrer Blicke liegt ein Vorwurf, ein Tadel. Sie ist nie herzlich und offen gegen mich. Niemand sollte glauben, daß sie meine Tochter wäre. Wie lieb hat mich Amelie, wie geht sie auf alle meine Gedanken ein! Wir haben dieselben Ansichten, dieselben Neigungen. Ach Gott! wenn ich Eine verlieren sollte von ihnen, warum muß es auch gerade meine schöne, meine liebliche Amelie seyn!

Diese Rede, die ihr deutlich zeigte, daß die Frau Oberstlieutenant wohl gebeugt war durch ihr Unglück, aber nicht verändert, versetzte die Frau Doktor plötzlich in eine ganz andere Stimmung. Es war ihr unmöglich, diesen Ausfall auf ihren Liebling ruhig anzuhören, und sie sagte lebhaft: Wahrhaftig, Cäcilie, Sie versündigen sich an Klärchen, und verkennen sie ganz und gar. Ich kenne kein edleres, liebenswürdigeres und liebevolleres Herz, als das ihre, aber weil sie weiß, daß sie von Ihnen nicht so geliebt wird, wie Amelie, hat sie nicht den Muth, sich Ihnen zu zeigen, wie sie ist.

Das habe ich sie niemals merken lassen, wandte die Frau Oberstlieutenant ein; Klärchen kann sich über nichts beklagen.

(Fortsetzung folgt.)

Erklärung nassauischer Staatsbürger.

(Fortsetzung.)

Gesetzt aber auch, Oesterreich würde schon während der Dauer des „lokalisirten“ Krieges durch vollkommene Aufreibung seiner Mittel kampfunfähig gemacht und genöthigt, sich von Frankreich den Frieden diktiren zu lassen: was würde ein solcher Ausgang für jeden Denkfähigen zu bedeuten haben?

Würde dadurch nicht die Thatsache der Ohnmacht und Hülflosigkeit Oesterreichs, so wie seines Verlassenseyns von Deutschland vor aller Welt konstatirt und somit der Beweis geliefert, daß Mitteleuropa der Kombination des Westens und Ostens gegenüber theils nicht die Kraft, theils nicht den Muth hat, seine Positionen zu behaupten, daß man uns ver-

einzeln und vereinzelt schlagen kann? Und der Kaiser Napoleon wäre ganz der Mann, den Versuch einer solchen Beweisführung zu wiederholen. Wie stünde es da mit dem „dauernden Frieden"? Wo aber die nächste Wiederholung des Experiments stattfinden würde, welchen Krieg der Bonapartismus nicht erst durch künstliche Mittel in Frankreich populär zu machen braucht, diese Frage bedarf es nur aufzuwerfen, um sie zu beantworten. Und Oesterreich, aus tausend Wunden blutend, würde Preußen und uns dann allein lassen müssen, auch wenn es nicht Gleiches mit Gleichem vergelten wollte.

Ein Fall freilich wäre denkbar, daß Oesterreich, ohne seine letzten Mittel an den Sieg gesetzt zu haben, sich zu einem schimpflichen Frieden und zur Preisgebung Italiens bequemte: wenn dieß mit dem Hintergedanken einer Verständigung mit Napoleon und anderweiter Entschädigung geschähe. Wir brauchen nicht zu sagen, daß diese Wendung von allen die unheilvollste wäre, die sich überhaupt denken ließe. Aber der Gedanke liegt nahe, daß sie im Grunde diejenige seyn möchte, die im Calcul des Bonapartismus als die erwünschteste figurirt, und daß er mit Oesterreich fortzufahren denkt, wie er mit Rußland angefangen: an dem Gegner des vorigen Kriegs einen Verbündeten für den nächsten Feldzug zu bekommen. Nur hartnäckige Selbsttäuschung vermag zu bezweifeln, daß die Schlachten in der Lombardei in erster Linie für die „natürlichen Gränzen" geschlagen werden, und daß das Wort, es gelte den Rhein am Po zu vertheidigen, trotz Allem und Allem die zweifelloseste Wahrheit enthält. Glücklicherweise darf man wohl mit großer Sicherheit verneinen, daß Oesterreich je auf ein solches Arrangement eingehen würde; es hat wohl einst Lothringen für Toskana hingegeben, aber für Italien wird ihm kaum irgend ein Preis hoch genug seyn. Ein mächtiger Kitt allerdings wäre zur Verwendung für diese neue Allianz bereit; ist es doch nicht ganz unbekannt, daß innerhalb einer vaterlandslosen Partei schon vor zehn Jahren von dem Kriege des „unbefleckten Südens" (Oesterreich, Frankreich, Spanien, Italien) gegen den schismatischen Norden geträumt wurde.

Leisten wir indeß Oesterreich rechtzeitig Hülfe, so wird schon die Gemeinsamkeit des Kampfes zwischen uns und unseren deutschen Brüdern im Kaiserstaat ein Band von solcher Innigkeit schlingen, daß alle finsteren Pläne der Art wie Spreu im Winde verwehen würden.

Wann der Augenblick da ist, wo wir mit unserem Beistand eintreten müssen, darüber läßt sich allerdings streiten. Aber jedenfalls ist dieß lediglich eine Frage der Opportunität; ohne allen inneren Halt dagegen ist die beliebte Gränzlinie der wahrhaft deutschen Interessen, die u. A. erst mit der Verletzung des Bundesgebiets beginnen sollen. In der Aufreibung von ein paar österreichischen Armeen würde demnach keine Gefahr für Deutschland liegen, falls sie nur ja nicht auf deutschem Gebiet vor sich ginge, wohl aber, wenn die Franzosen dieses auf eine Viertelstunde Weges überschritten. Freilich, die Vertreter jener Meinung würden ohne Zweifel dann wieder neue Ausflüchte haben. — Die deutschen Interessen sind engagirt und waren es schon im Januar; es kann sich nur fragen, wann es am vortheilhaftesten ist, auch unsere Wehrkräfte zu engagiren. Unter keinen Umständen dürfen wir so lange zaudern, bis die Oesterreicher so empfindliche Verluste erlitten haben, daß die Franzosen einen Theil ihrer jetzt in Italien konzentrirten Streitkräfte für den Rhein abgeben können. Auch die Rücksicht auf Rußland dürfte uns Eile gebieten. Sey dem wie ihm wolle, da der Krieg doch unvermeidlich ist, so werden wir weise thun, nicht zu warten bis wir ihn führen müssen, sondern uns Zeit und Gelegenheit selber auszuwählen.

Alle diese Erwägungen, denen noch eine Menge weiterer angereiht werden könnte, verfangen freilich Nichts bei Jenen, welche sich in die fixe Idee eingelebt haben, daß die Schwächung, ja die Auflösung Oesterreichs ein Glück, wo nicht eine Nothwendigkeit für Deutschland selber sey. Die Vertreter dieser Ansicht gehören meist den Resten der älteren liberalen Parteien an, welche, fast ausschließlich in der Beschäftigung mit inner-deutscher Politik aufgewachsen, gänzlich die Gestalt und Verhältnisse des europäischen Staatensystems übersehen, deren Natur die Existenz eines mächtigen Oesterreichs als Lebensbedingung unserer eigenen, wie überhaupt als eine Nothwendigkeit für die Zukunft der germanischen Race in Europa erscheinen läßt. Dies muß Jeder begreifen, der nicht Politik treibt in der unbewußten Voraussetzung, als wäre Deutschland auf einer Insel gelegen. Nur ein Solcher kann sich darüber täuschen, daß das sogenannte Nationalitätsprinzip in dem Sinne, wie es von K. Vogt, L. Napoleon und Anderen verstanden wird, nichts ist, als eine Waffe in den Händen unserer Feinde; daß, wenn wir auch den „Ballast" des nicht im deutschen Bunde befindlichen Theils von Oesterreich über Bord geworfen hätten, doch noch immer eine tschechische, posen'sche, westpreußische Frage übrig bliebe; und daß wir schon jetzt herzlich froh seyn dürfen, daß Oesterreich durch eben jenen „Ballast" der Wehrkräfte von beiläufig 30 Millionen Menschen dazu hilft, unser Nationalschiff vor dem Umschlagen zu bewahren. Und wie viel mehr noch werden wir diesen Zuschuß zu unseren Kräften brauchen können, wenn die gegenwärtige Konstellation, das russisch-französische Bündniß, ein oder ein paar Dezennien später sich erneuern sollte und Rußland dann eine vielleicht um das Vierfache

seiner heutigen gesteigerten Aggressivkraft zur Verfügung hat! Es ist gerade das Verdienst des österreichischen Kaiserhauses, daß es jene Völker zu unserer Macht hinzugefügt und derjenigen unserer Feinde, vor Allem Rußlands, entzogen hat; wir Uebrigen hätten dazu nimmermehr die politische Kraft und Zähigkeit besessen.

Freilich hat die Machtstellung Oesterreichs, so nothwendig sie für die auswärtige Politik Deutschlands ist, auch eine Seite, von welcher sie unserem inneren Leben bisher nicht wenig hinderlich war. Indem Oesterreich für die Beherrschung seiner disparaten Nationalitäten kein anderes Mittel fand, als gleichmäßige Unterdrückung, glaubte es sich genöthigt, das System dieser Niederhaltungspolitik auch auf Deutschland auszudehnen. In Folge davon hat es denn auch bisher jedem Versuch einer engeren Zusammenschließung Deutschlands auf nationaler Grundlage und mit freiheitlichen Institutionen hartnäckigen Widerstand entgegengesetzt und gerade dadurch auch die Entfaltung einer wahrhaften Macht Gesammtdeutschlands hintertrieben. Deutschland ohne Oesterreich ist Nichts, aber durch Oesterreich hat es bis jetzt auch nichts Rechtes werden können.

Die Lösung dieses Dilemma's ist von der Entwickelung der Ereignisse zu erwarten. Je größer die Opfer, je umfassender die Bürgschaften seyn werden, welche Oesterreich im weitern Verlaufe des Kampfes von uns heischen wird, desto bereiter wird es sich in seinem eigenen Interesse finden lassen müssen, unseren nationalen Wünschen Zugeständnisse zu machen. Wahnsinn aber wäre es, wollten wir dabei auf eine durch Louis Napoleon herbeizuführende Schwächung Oesterreichs spekuliren, also die Gründung eines mächtigen Deutschlands von der Mitwirkung unserer Nationalfeinde abhängig machen.

Jetzt gilt es, die Grundlagen unserer Existenz zu vertheidigen, alle anderen Rücksichten und Fragen treten in den Hintergrund.

Nur nicht, wie sich von selbst versteht, diejenige: auf welchem Wege und mit welchen Mitteln wohl diese Vertheidigung am besten und mit der meisten Aussicht auf Erfolg unternommen wird? Wie nach unserem Dafürhalten die Antwort hierauf zu lauten hat, sagt unser zweiter Satz.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Die Ritterkapelle in Haßfurt a/M.]. Bekanntlich ist die sogenannte Ritterkapelle (ursprünglich Eigenthum des Adels) eine stattliche Kirche zu Haßfurt a/M., seit einigen Jahren in ihrer Wiederherstellung durch den kgl. Konservator der mittelalterlichen Baudenkmale, Professor Ritter v. Heideloff, begriffen. Dieselbe ist eines der wichtigsten Bauwerke aus der Blüthezeit des deutschen Baustyls und ganz besonders dadurch ausgezeichnet, daß um ihre Außenseite hoch oben am Hauptgesimse, wo sonst eine durchbrochene Gallerie, welche den ganzen Chor umschloß, gestanden, drei Reihen von Wappenschildern der Fürsten und des Adels Deutschland angebracht sind, welche theils erloschenen, theils noch blühenden Geschlechtern angehören und ein eigenthümliches „Stein-Wappen-Stammbuch" so zu sagen bilden. Die Geschichte dieser Kapelle lag bisher im Dunkeln, bis der Forscherfleiß des kundigen Architekten Heideloff sie aufklärte. Er that dieß in Folge eines zur Wiederherstellung des wichtigen geschichtlichen Denkmals zusammengetretenen Vereines mit Mühe und Ausdauer und glaubt nun das wunderbare Räthsel, welches dieses höchst wichtige Baudenkmal durch jene Vereinigung zahlreicher Fürsten- und Adelswappen, wie sich eine Zweite von keinem bekannten sonstigen Bauwerk in gleicher Weise vorfindet, aufgibt, gelöst zu haben. Heideloff sieht in dieser „Ritterkapelle", deren Erbauung er dem Würzburger Bischof Wolfram, einem gebornen Wolfskehl von Grumbach (1320—1333) zuschreibt, eine Votivkirche der „Marianisch deutschen Ritterschaft" (sie hieß schon in früheren Urkunden „Templum seu Sacellum Marianum Equestre") und ein Denkmal der Pietät und Eintracht aller deutschen Fürsten und Adelsgeschlechter. Aber wunderbar! Noch ein Höheres lehrt dieses kunstvoll schöne, architektonische Denkmal. Heideloff forschte tiefer und löste wirklich das fünfhundertjährige Räthsel und beweist seine geistvolle Ansicht in der so eben erschienenen zweiten Auflage seines Schriftchens: „Ritter-Namen der Ritterkapelle zu Haßfurt ꝛc. ꝛc. 1859" in diesem Bauwerke ein Denkmal der Einigung des geschlossenen Bruderbundes zwischen Kaiser Ludwig des Bayern und Friedrich des Schönen von Oesterreich und ihrer Parteien 1325, also ein Urbild und Vorbild dessen, was Deutschland und Oesterreich noch heute so noth thut: Eintracht der Herrscher und Völker Deutschlands! Ja heute ganz besonders; und so winkt die alte Zeit mahnend der neuen: Seyd einig! vergeßt die alte deutsche Tugend nicht, die da sagt:

„Bruderliebe und Eintracht bringt Macht,
Durch diese nur Euch der Friede lacht."

[Brüderliche Artigkeit.] Napoleon endete einst gegen Hieronymus, den damaligen König von Westphalen, eine lange Strafpredigt mit folgenden Worten: „Wenn das Siegel der Majestät den Königen auf die Stirn gedrückt ist, dann kannst Du dreist incognito reisen."

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 161 Freitag, 8. Juli 1859.

Eine Familie aus der ersten Gesellschaft.

(Fortsetzung.)

Doch, doch, Cäcilie! versetzte die Frau Doktor, das haben Sie gethan. Sie gestehen ja selbst ein, daß Sie eine Vorliebe für Amelie haben; meinen Sie, daß sich das verbergen ließe, daß ein Mädchen, wie Klärchen, so zartfühlend, so liebebedürftig, das nicht an jedem Ihrer Worte und Blicke merken könnte? Und zeugte das von Ihrer Liebe, Cäcilie, daß Sie Klärchen so beharrlich Ihre Einwilligung zu ihrer Heirath mit Heldmann verweigerten, da Sie doch sahen, wie ihr ganzes Herz an ihm hing?

Die Frau Oberstlieutenant schüttelte traurig den Kopf, und erwiderte: In dieser Sache werden wir wohl immer verschiedener Meinung bleiben, und das ist doch ganz natürlich, weil wir in so verschiedenen Kreisen erzogen sind und gelebt haben. Ein Edelmann, ein Bürger und ein Bauer können dieselbe Sache unmöglich auf dieselbe Weise ansehen. So ist es auch mit uns beiden, Marie! Sehen Sie, wenn Klärchen Ihre Tochter wäre, so würde ich es Ihnen verdenken, wenn Sie die Heirath mit Heldmann nicht zugeben wollten. Aber meine Tochter — das ist etwas ganz Anderes. — Was hat all mein Unglück veranlaßt, was hat mich elend gemacht, und alt vor der Zeit? Einzig und allein, daß ich einen Mann unter meinem Stande geheirathet habe. Ich sehe wohl ein, daß die Heirath mit Heldmann in unserer jetzigen Lage ein Glück wäre für Klärchen, daß sie versorgt wäre, daß sie nicht zu darben brauchte, aber nichts desto weniger schmerzt es mich tief, sehr tief, daß ich so weit gekommen bin, dieß für ein Glück zu halten. Bedenken Sie einmal, Marie: die eine meiner Schwestern ist Gräfin, die andere Gesandtin. Und ich, — — und meine Töchter — — — Bedenken Sie einmal, wie es Ihnen seyn würde, wenn Sie so weit herunter gekommen wären, daß Sie Ihre Tochter an einen Schuster oder Schneider, oder an einen Taglöhner verheirathen müßten? Würden Sie sich dabei glücklich fühlen? Würden Sie nicht mit der Einwilligung zögern, so lange Sie könnten, und Ihrer Tochter sagen: Liebes Kind, Du bist nicht für solche Verhältnisse erzogen; die Liebe, die Du jetzt zu fühlen glaubst, wird Dich nicht davor schützen können, später bittere Reue über diesen Schritt zu empfinden, der die übelsten Folgen für Dich haben wird, Folgen, die Du jetzt noch gar nicht berechnen kannst? —

Je weiter die Frau Oberstlieutenant ihre Ideen entwickelte, desto einleuchtender wurde es der Frau Doktor, daß sie Beide wirklich in dieser Sache wohl immer verschiedener Meinung bleiben würden. Zu einer andern Zeit hätte sie vielleicht den Versuch gemacht, obschon er ganz bestimmt mißglückt wäre, Klärchens Mutter für ihre, der Frau Doktor, Ansicht zu gewinnen; heute aber sagte sie nur: Liebe Cäcilie, keine Regel ohne Ausnahme. Für Sie ist die Heirath unter Ihrem Stande allerdings kein Glück gewesen. Aber zwischen Ihnen und Klärchen ist auch ein sehr großer Unterschied. Sie waren adelig, Klärchen nicht; Sie waren durch Ihre Persönlichkeit berechtigt, größere Ansprüche zu machen, und eine Rolle in der Gesellschaft zu spielen, Klärchen nicht; Sie waren sechszehn Jahre alt, Klärchen ist sechs und zwanzig. Und was das Entscheidenste ist, Sie liebten die Verhältnisse, aus denen Sie, Ihrer Heirath wegen, hinaustreten mußten, und Klärchen hat von jeher weder Neigung noch Geschick gehabt für die Lebensweise der höhern Zirkel. Sie müssen Klärchen in diesem Falle nicht als Ihre Tochter, sondern als die Tochter Ihres bürgerlichen Mannes beurtheilen. Und dann, liebe Cäcilie, — so ein herzensguter Mensch auch Ihr seliger Mann war, er paßte nicht für Sie; Sie waren ihm in jeder Hinsicht überlegen; das ist kein gutes Verhältniß in der Ehe. Bei Heldmann und Klärchen würde das nicht der Fall seyn; er ist ein sehr kluger und sehr gebildeter Mann. Davon, daß Ihr Mann noch einmal so alt war, als Sie, will ich gar nicht einmal reden, obschon das gewiß ein Umstand von Wichtigkeit war, der ebenfalls bei Klärchens Heirath wegfällt. Ich glaube, Cäcilie, Sie können mit ruhigem Gewissen diese

Heirath zugeben; sie kann nur glücklich ausfallen. Bei Ihren Grundsätzen und Ansichten bringen sie freilich ein Opfer, wenn Sie Ihre Einwilligung geben: aber für das Glück Ihres Kindes ist eine Mutter ja gern zu jedem Opfer bereit.

Leichter konnte der Frau Oberstlieutenant das Nachgeben, zu dem sie ohnehin in ihrer jetzigen Lage sehr geneigt war, nicht wohl gemacht werden; sie empfand dieß auch, und die wenigen Einwürfe, die sie des Anstandes wegen noch machte, standen auf so schwachen Füßen, daß es keiner großen Anstrengung bedurfte, sie umzuwerfen. Sie seufzte freilich noch einige Male recht aus tiefster Seele, aber nach und nach wurde es ihr doch schwer, das Vergnügen zu verbergen, mit dem sie das Lob ihres künftigen Schwiegersohnes anhörte, das der Mund der Frau Doktor verkündete. Ihr Gesicht hatte sich ganz aufgeheitert, als der Doktor mit Amelie und Klärchen von der Spazierfahrt zurückkehrte.

Leider kam die Kranke matt und leidend zurück; das unverhoffte Wiedersehen des Onkels und der Tante, die starke Luft, daran sie nicht gewöhnt war, die helle Sonne, selbst das Geräusch und die Bewegung des Fahrens, Alles dieß schien zu anstrengend gewesen zu seyn für ihre schwachen Kräfte. Ihr Befinden war bei Weitem schlimmer als vor der Spazierfahrt. Die Frau Doktor, deren Absicht gewesen war, zum Mittagessen nach Hause zu gehen, und erst am Abend wieder zu kommen, fand den Zustand bedenklich, und beschloß, zu bleiben. Den Doktor riefen seine Geschäfte, aber er versprach Amelie, die ihn gar nicht fortlassen wollte, gegen Abend wieder zu kommen.

O, thue es! sagte die Kranke, als er fortging, und hielt krampfhaft die Hand ihrer Tante fest, komm so bald als möglich. Seit Ihr da seyd, bin ich viel ruhiger, habe ich nicht mehr eine solche Angst. Mama und Klärchen sehen auch viel heiterer aus.

Der Nachmittag verging leidlich, aber gegen Abend stellte sich starkes Fieber ein. Klärchen und die Mutter, die daran gewöhnt waren, Amelie an einem Tage heiter und wohl, wie eine Gesunde, und am andern Tage sterbenskrank zu sehen, zeigten weniger Unruhe, als die Frau Doktor, der besonders die Rastlosigkeit und die Sucht, ihre Lage zu verändern, an ihrer Nichte mißfiel. Sie hatte schon mehrere Male die Erfahrung gemacht, daß in der Krankheit, die Amelie verzehrte, diese Sucht nach Veränderung ein sicherer Vorbote des Todes ist.

Sende doch lieber nach dem Arzte, sagte sie heimlich zu Klärchen.

Der Arzt kam; das ernste Gesicht, das er machte, war jedoch nicht geeignet, die ängstlichen Frauen zu beruhigen. Er verschrieb etwas und sagte: Es wäre mir lieb, wenn Fräulein Amelie auch die Nacht hindurch die Medizin nähme. Dann müßte aber wohl Jemand aufbleiben und wachen.

Klärchen und die Mutter waren beide dazu bereit, aber die Doktorin sagte: Laßt mich diese Nacht aufbleiben. Klärchen hat den Tag über ihre Kräfte nöthig, und Sie, Cäcilie, haben, wenn Sie auch eigentlich nicht gewacht haben, doch in Ameliens Nähe wahrscheinlich in langer Zeit nicht ruhig geschlafen in den Nächten. Sie müssen sich schonen. Wer weiß, wie lang: das noch dauern kann.

Amelie, die den ganzen Tag hindurch die Frau Doktor fast nicht von ihrer Seite gelassen hatte, bat jetzt auch, die Tante möge bei ihr wachen, und dieß entschied. (Fortsetzung folgt.)

Erklärung nassauischer Staatsbürger.

(Fortsetzung.)

II.

Daß Deutschland zu Oesterreich stehen müsse, darüber ist denn auch, von den Piepmeiern aller Schattirungen abgesehen, die große Mehrzahl unter uns einverstanden. Der Streit ist nur, wer das Wann unseres Eintritts in den Krieg entscheiden und wer im Kriege selber uns führen soll?

Daß sowohl die diplomatische Vorbereitung als die Führung des Kriegs Preußen überlassen wird, erfordert nicht nur die Gerechtigkeit gegen diesen größten reindeutschen Staat, sondern auch die Rücksicht auf unser eigenes, auf das deutsche Nationalinteresse. Um den Krieg zu einem erfolgreichen Ende zu führen und einen dauerhaften Frieden herzustellen, brauchen wir nicht nur Preußen schlechthin, sondern unbedingt ein opferfähiges, begeistertes Preußen, ein Preußen von 1813. Ein solches Preußen können wir aber nur bekommen, wenn wir dem Verlangen, das nicht etwa bloß die preußische Regierung, das in viel lebhafterem und lauterem Tone das ganze preußische Volk erhebt, wenn wir diesem Verlangen gerecht werden und Preußen die Initiative des Eintritts in den Krieg, und im Kriege selber die oberste Führung überlassen.

Aber warum sträubt man sich hiegegen? welche Gründe kann man haben, um Preußen dieß zu verweigern?

Es handelt sich zunächst um die diplomatische Führung.

Nicht Preußen, sagen die Gegner, sondern der Bund soll bestimmen, wann die Theilnahme Deutschlands am Kriege beginnen und wie sie eingeleitet werden soll. Welches Recht hat Preußen, und ist es nicht pure Selbstsucht und Anmaßung von ihm, einen so unbedingten Vorzug vor allen übrigen Staaten in Anspruch zu nehmen?

Diejenigen, welche so reden und sich auf das formelle Bundesrecht berufen, wissen nicht, oder

stellen sich, als ob sie nicht wüßten, daß, wie die Dinge liegen, die Bundesversammlung wesentlich nichts Anderes ist, als die Maschinerie, durch welche der staatliche Sonderwille Oesterreichs zu dem Willen Deutschlands verarbeitet wird. Da die Mittelstaaten aus Gründen, die sich leicht begreifen, wenn auch schwerlich rechtfertigen lassen, unbedingt zu Oesterreich halten und ihm am Bundestag die Majorität sichern, so stellt sich die Frage vielmehr so: soll Oesterreich oder soll Preußen entscheiden, wann die Aktion Deutschlands zu beginnen hat?

Für das Erstere könnten wir nur dann stimmen, wenn die besonderen Interessen Oesterreichs mit denjenigen Deutschlands in diesem Kriege unbedingt und schlechthin zusammenfielen, oder auch, wenn sie ihnen überall gleichartiger wären, als diejenigen Preußens.

Dieß ist entschieden nicht der Fall. Wir wollen zu Oesterreich stehen, aber wir thun dieß in erster Linie doch nicht um Oesterreichs, sondern um unserer selbst, um Deutschlands willen. Es könnte aber seyn, daß Oesterreich im Verlauf dieses Krieges Interessen und Zwecke verfolgte, die mit den unsrigen keineswegs harmoniren.

Man wird, um nur Eines anzuführen, nicht leugnen dürfen, daß Oesterreich, dessen Politik, unbedingt selbstsüchtig wie die jeder gesunden Macht, sich niemals durch sentimentale Rücksichten für Deutschland hat bestimmen lassen, nicht das mindeste Bedenken tragen würde, auch ohne Noth die Hauptlast und Hauptgefahr des Krieges von seinen Schultern auf die unsrigen abzuwälzen und lieber unsere Fluren von feindlichen Rossen zerstampfen zu lassen als die seiner italienischen Provinzen. Auch seine finanzielle Bedrängniß ist sehr dazu angethan, es zu Schritten der Ueberstürzung hinzureißen. Dazu kommt, daß es durch ein schleuniges Eintreten Deutschlands in den Kampf der leidigen Nothwendigkeit überhoben würde, uns und unserer Selbstständigkeit auch nur die für eine ersprießliche Kriegführung unumgänglichsten Zugeständnisse zu machen.

Daß man dieß Alles in den leitenden Kreisen der Mittelstaaten übersehen konnte, läßt sich nur aus der Furcht vor vermeintlichen Hintergedanken Preußens erklären. Diese Furcht erscheint uns als gänzlich unbegründet. Preußen wird und kann der Selbstständigkeit der Einzelstaaten nicht um eines Haares Breite größere Opfer zumuthen als solche, die zum Heile Deutschlands in diesem Kriege unbedingt nothwendig sind. Die Worte, die man dem Prinzregenten zuschreibt, daß Preußen in Deutschland keine anderen als moralische Eroberungen zu machen habe, halten wir nicht nur, wie sich bei dem Charakter dieses Fürsten von selbst versteht, für vollkommen aufrichtig, sondern auch aus der richtigsten Einsicht in die wahren Interessen Preußens wie Deutschlands entsprungen.

Glücklicherweise dürfen wir von den Herrschern der Mittelstaaten uns überzeugt halten, daß es ächt patriotische Gesinnungen sind, welche sie an die Seite Oesterreichs gerufen haben. Der König von Bayern, indem er neulich verkündete, daß er Frieden mit seinem Volke haben wolle, hat damit ausgesprochen, daß jetzt gegen das Eine was Noth thut, alle anderen Rücksichten in den Hintergrund treten müssen. Und in der That, diejenigen, welche bisher den Krieg der Monarchie mit dem Volke unterhalten haben, können unmöglich gute Rathgeber auch in der vaterländischen Frage seyn. Wir dürfen daher von der Einsicht unserer Fürsten erwarten, daß sie der Ministerpolitik, welche in einem oder dem anderen Mittelstaate hinter dem Schilde des Vaterlands gegen dessen wahre Interessen zu operiren suchen möchte, den definitiven Abschied geben werden. Wir können an ausschließlich patriotische Motive bei Solchen nicht glauben, die noch heute den Polizeikrieg gegen die Deutschen Abzeichen fortführen, auch bei Jenen nicht, welche, während sie mit wilder Hast noch Vorwärts gegen Frankreich rufen, in allen inneren Fragen dem Rückschritt und dem Bonapartismus ergeben sind.

Daß jene Ministerpolitik nur allzuleicht großes Unheil über Deutschland hätte bringen können, darüber besteht für Kundige kein Zweifel. Es ist ein öffentliches Geheimniß, daß durch den Antrag Hannovers beabsichtigt war, Preußen gewaltsam und wider seinen Willen zum Krieg zu drängen. Eine kleine Exkursion am Oberrhein hinüber nach Frankreich — natürlich hätten die Franzosen den Besuch erwidert und Deutschland hätte den Krieg gehabt. Haben sich diejenigen unter uns, welche dem Antrage zujubelten, weil sie dachten, nun gehe es bald vorwärts, die möglichen Konsequenzen klar gemacht?

Natürlich, daß die Urheber desselben darauf rechneten, Preußen werde, den Geboten der Bundespflicht wie des eigenen Interesse gehorchend, sofort mit uns in den Kampf eintreten. Trotzdem hätte man sich darin verrechnen können. Man kennt die entschiedenen Erklärungen der Regierung wie der Kammern in Preußen hierüber, und man weiß, daß die Presse sich noch weit energischer ausgesprochen hat, ja einige Blätter bis zu Ausbrüchen des feindseligsten Ingrimms gegen die mittelstaatlichen Regierungen sich erhitzt haben. Es hätte kommen können, daß Preußen, auch auf die Gefahr hin, uns wie sich selbst ins Verderben zu stürzen, dennoch Gewehr bei Fuß stehen geblieben wäre und wir ihm dann für seine Hülfe einen dreimal höheren Preis hätten bezahlen müssen, als der jetzt von ihm geforderte ist. Eine Theilung Deutschlands nach der Mainlinie wäre noch nicht das Schlimmste gewesen, was dann hätte eintreten können, und doch wäre auch sie schon der Anfang des Endes für die deutsche Nation.

Gesetzt indeß auch, Preußen würde sich ohne Umstände am Kampfe betheiligt haben, was wäre von einem lauen und widerwilligen Bundesgenossen für ein großer und nachhaltiger Beistand zu erwarten gewesen? Wie hätten wir, Zwiespalt und Verstimmung im eigenen Lager, auf entscheidende Siege über einen Feind rechnen können, dessen strenggeschlossene Einheit ja eben seine Hauptstärke ausmacht?

Die Gefahr scheint in diesem Augenblick abgewendet. Indem Preußen so eben seine Armee mobil macht, nimmt es thatsächlich die Initiative in die Hand. Allein zugleich spricht die preußische Regierung es doch nur als eine Hoffnung aus, daß ihre Bundesgenossen ihr auch in Zukunft vertrauen möchten. Eine definitive Vereinbarung ist also offenbar noch immer nicht erzielt worden.

Daß dieß so bald als möglich geschehe, müssen wir, wie gesagt, vor Allem in unserem eigenen Interesse wünschen. Preußen ist nun einmal diejenige deutsche Macht, deren Sonderinteresse sich gegenwärtig dem Gesammtinteresse der Nation am meisten nähert; Preußen, und Preußen allein, ist der Vertreter der „Selbstständigkeit Deutschlands." Wir mögen uns noch so sehr sträuben, dieß anzuerkennen, wir mögen uns noch so sehr ärgern über den unzeitigen Dünkel, die „Herzensschwäche und separate Klugheit" eines großen Theils der preußischen Presse: die Thatsache selbst können wir nicht umstoßen. Preußen allein hat die Macht und den Willen, zu verhindern, daß Oesterreich uns als sein bloßes Vorland behandle und lediglich für seine spezifischen Machtzwecke ausnütze, Preußen allein kann uns Gewähr dafür bieten, daß auch unsere Zwecke und Interessen zur Geltung kommen, daß wir nicht als Vasallen, sondern als Bundesgenossen Oesterreichs in den Kampf ziehen.

Wir müssen aber Preußen das Zugeständniß machen auch darum, weil es in der That ein Recht darauf hat, es zu fordern. Preußen steht nun einmal nicht auf derselben Stufe wie die deutschen Mittelstaaten; es erhebt den Anspruch, eine selbstständige Macht zu seyn, so gut wie Oesterreich, und muß diesen Anspruch erheben, wenn es nicht zu Grunde gehen will. Glaubt man, wenn Louis Napoleon statt in Italien an der preußischen Rheingränze den Krieg begonnen hätte, daß dann Oesterreich sich durch den Bund für Preußen ins Schlepptau hätte nehmen lassen? Gewiß nicht, es würde seine Beschlüsse als unabhängige Macht gefaßt und seine Heere unter seinem eigenen Kommando behalten haben. Ebenso will und kann sich Preußen weder Oesterreich noch uns Andern unterordnen; da nun aber Einheit in dieser Sache seyn muß, so bleibt nichts übrig, als daß wir uns Preußen unterordnen.

Zwar man sagt, der Bonapartismus bedroht ja in diesem Augenblicke beide Mächte, Oesterreich und Preußen, gleichmäßig, der Feind steht vor den deutschen Marken — müssen denn da nicht alle Rivalitäten und Sonderansprüche aufhören? Wohl, aber für das Erste erscheint die Gefahr den preußischen Blicken doch nur als eine Möglichkeit. Es liegt aber in der Natur der Menschen wie der Staaten, daß der Hinblick auf das nächste Interesse energischer wirkt, als die Furcht vor noch entfernt scheinenden Gefahren. Und dann darf man nicht vergessen, die Bewahrung seiner Selbstständigkeit bildet für Preußen eine Machtfrage von solchem Gewicht, daß sie so ziemlich dasselbe bedeutet, wie die Existenz des Staates überhaupt. So stark ist das Gefühl und Bewußtseyn hievon im preußischen Volke wirksam, daß es sogar die Größe gerade jener Gefahr den Augen der Meisten dort verschleiert und sie als ein schattenhaftes Ding in dämmernder Ferne erscheinen läßt, während sie doch in deutlichster Nähe heranschreitet. Nun gut, erwiderte man, wir wollen ja Preußen die Initiative überlassen: aber wenn es nun fortwährend zaudert und zögert? Es soll uns führen, aber zum Kampfe, es soll vorwärts gehen, dann wird ihm alles Andere von selbst zufallen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Die Stimmung des Volkes] Jüngst fuhr ein Veteran von Cannstatt nach Stuttgart, seine Helena-Medaille zog die Aufmerksamkeit von zwei Frauen auf sich, die dem arbeitenden Stande anzugehören schienen. „Ihr send Soldat gwea, unterem alte Napoleon?" wandte sich eine der Frauen an den Veteranen. Mit einem wohlgefälligen Blick auf seine Auszeichnung bejahte der alte Krieger die Frage. „Und des ist so 'ne Helene-Medaillon vom jetzige Napoleon?" Abermals bejahende Zustimmung. „Wege dem" — „hot mei Sohn müsse Soldat werde, und Ihr schämet Euch net von eme solche" — „a Denkzeiche anz'nehme? Wöllet Er des Ding gleich wegmache oder net?" Hätte der Veteran Physiognomik verstanden, so hätte er in dem funkelnden Blick der Frau die Gefahr ablesen können, die seiner Medaille drohte; so aber begnügte er sich, die Frau mit einem Blick des Stolzes und Erstaunens einzuschüchtern. Der Zug hatte sich in Bewegung gesetzt, — noch immer hing die Medaille am Bande; der Zug fuhr auf die Neckarbrücke ein. Da — ein Griff, ein Riß, ein Wurf, und die Fluthen hatten ein Denkzeichen verschlungen, mit dem die Nixen des Neckars jetzt einen Hylas schmücken können.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 162 Samstag, 9. Juli 1859.

Eine Familie aus der ersten Gesellschaft.

(Fortsetzung.)

35.

Die Nacht war gekommen; die ruhigen Athemzüge der Frau Oberstlieutenant und Klärchens, die neben Ameliens Kammer schliefen, bezeugten, daß sie endlich den Schlummer gefunden, der lange ihre Augen geflohen. Die Kranke hatte noch kein Auge geschlossen, und in ihrer fieberhaften Lebendigkeit hörte sie gar nicht auf, zu sprechen, trotz aller Bitten der Frau Doktor.

Wie freue ich mich, Tante, sagte sie, daß Du gekommen bist, daß Du so herzlich bist und so gut! Früher wußte ich das nicht zu erkennen, was Ihr für uns gethan habt; mein Herz war verblendet von der Eitelkeit der Welt. Aber in meiner Krankheit habe ich erkannt, was von der Freundschaft der Weltmenschen zu halten ist. Zuerst kamen unsere Bekannten wohl dann und wann, aber als es uns schlecht ging, als sie keine Freuden mehr mit uns theilen konnten, nur Leiden, da verließen sie uns, da waren sie wie die, von denen der weise Sirach sagt: „Es sind viele Freunde, weil sie es genießen können, in der Noth aber halten sie es nicht aus." O, Tante, das hat mich traurig, sehr traurig gemacht, bis ich erkannte, daß Treue und Liebe nur bei unserm Heiland ist, und bis Gottes Gnade mit mir war, mich zu kräftigen, daß ich die treulose Welt zurückstoßen und verlassen konnte.

Ach, armes Kind, dachte die Frau Doktor in ihrem Herzen, als Amelie erschöpft inne hielt, Du täuschest Dich. Nicht Du hast die Welt verlassen; sie war es, die Dich verließ.

Einige Augenblicke herrschte tiefe Stille im Zimmer. Plötzlich fuhr Amelie in die Höhe, und ergriff mit beiden Händen die Hand der Tante, die eben beschäftigt war, ihr das Kopfkissen bequemer zu legen. Tante, rief sie und stierte sie mit ihren großen gespenstischen Augen an, Tante! glaubst Du, daß ich sterben muß?

Die Frau Doktor schrack zusammen, faßte sich aber und sagte so ruhig wie möglich: Kind, wie kommst Du auf solche Gedanken? Siehst Du, daß Du nicht so viel sprechen darfst. Das greift Dir den Kopf an, und dann verfällst Du auf solche Grillen.

Die Kranke schauderte zusammen und umklammerte fester die Tante. Es ist schrecklich, entsetzlich, rief sie mit strömenden Thränen, zu sterben, wenn man noch so jung ist! Sag mir, glaubst Du, daß ich wieder besser werden kann? Heute, als ich draußen den Himmel sah, die grünen Bäume, als ich die Vögel singen hörte, da war es mir, als wenn mir Jemand ins Ohr riefe: Du siehst dieß zum Letztenmale. Du mußt sterben! — Könnt Ihr mich denn nicht retten, Tante? Ich fürchte mich, ich kann, ich will noch nicht sterben. Ich bin noch so jung, ich habe noch so wenig Freude gehabt auf der Welt! —

Die Frau Doktor that alles Mögliche, die Aufregung der armen Amelie zu stillen; endlich gelang es ihr, sie auf andere Gedanken zu bring n, und sie etwas zu beruhigen. Nach einer Pause, in der sie still, mit geschlossenen Augen gelegen hatte, begann sie jedoch wieder: Es ist sündhaft von mir, daß ich mich vor dem Tode fürchte, der mich aus diesem Jammerthale erlöset und mich zu meinem Heiland führt. Ich weiß ja, daß Jesus dem Tode seinen Stachel genommen hat, und daß eine Seele nicht verloren gehen kann, die an ihn glaubt. Herr, vergib mir meine Schwachheit, und stärke mich mit Deiner Gnade, daß ich nicht verzage in den Schrecknissen, die mich umringen.

Sie fuhr fort, auf diese Weise zu beten. Ihre Ausrufungen wurden immer leidenschaftlicher, immer heftiger, so daß man hörte, daß sie die Todesangst damit niederkämpfen wollte. Alles Zureden der geängstigten Frau Doktor half nichts, bis endlich eine große Mattigkeit auf die furchtbare Aufregung folgte, und sie unfähig war, einen Laut hervorzubringen. Sie lag jetzt eine ganz lange Zeit still und ruhig, so daß die Tante hoffte, sie wäre eingeschlafen, aber auf einmal fing sie wieder an zu sprechen.

Tante, flüsterte sie mit matter Stimme, wie freue ich mich, daß Du hier bist in dieser Nacht. Ach, die Nächte sind mir so lang geworden sonst, und ich habe mich so gefürchtet in der Stille und der Einsamkeit. Ich kann des Nachts nicht schlafen, und dann kommen mir immer so traurige, so ängstigende Gedanken.

Liebes Herz, sagte die Frau Doktor, warum hast Du das nicht gesagt? Klärchen und Deine Mama hätten ja gerne einen Theil der Nacht bei Dir gewacht, bis Du eingeschlafen wärest.

Klärchen? wiederholte Amelie, ich könnte es nicht aushalten, Klärchen in der Stille der Nacht vor meinem Bette zu sehen.

Amelie! rief die Tante erschrocken.

Ja, Tante, mir schneidet es ins Herz, wenn ich Klärchen sehe. Sieh, ich bin es ja gewesen, um derentwillen all dieß Unglück über uns gekommen ist; das ist die Strafe meiner Eitelkeit, meiner Weltlust, meiner Sünden. Ich habe Hugo hinausgestoßen in die weite Welt, um meinetwillen ist Klärchen unglücklich, ist sie von dem Manne getrennt, den sie liebt. Ich bin es gewesen, die Papa's Tod veranlaßt hat, denn ich habe wohl gehört, wie er in seiner Krankheit immer rief: Hugo, Klärchen, meine armen, unglücklichen Kinder! O, des Nachts sehe ich immer Papa und Hugo vor mir, — und nun auch noch Klärchen! Laß Klärchen nicht bei mir wachen, Tante Marie, niemals, hörst Du?

Liebe, beste Amelie, beunruhige Dich doch nicht darüber! Hugo's Unglück war nicht Deine Schuld, es war die Schuld der Verhältnisse, für die er nicht paßte. Und Klärchens Heirath scheiterte ja daran, daß Deine Mutter ihre Einwilligung versagte. Du bist ja ganz unschuldig daran.

Nein, nein, das bin ich nicht. Ach, Du weißt nicht, wie mich das gequält hat! Jetzt nur noch des Nachts; aber früher, als ich noch nicht den rechten Glauben hatte, als ich noch nicht wußte, daß Christus für alle unsere Sünden gelitten hat, und daß wir durch sein Blut versöhnt sind mit dem Vater, da war ich oft ganz in Verzweiflung, da glaubte ich, meine Sünden könnten mir nimmer vergeben werden. Aber jetzt ist Jesus meine Zuversicht und meine Hoffnung; das Blut des Lammes wäscht mich rein von meinen Sünden; Jesus wird mein Fürsprecher seyn. Gott will nicht den Tod des Sünders, sondern daß er sich bekehre und lebe. Glaubst Du nicht, Tante, daß mir Gott das Leben erhalten wird, daß wir wieder glücklich werden, und Alle ein glückliches, gottgefälliges Leben führen werden?

Der Frau Doktor standen die Augen voll heißer Thränen, während sie dem qualvollen Kampfe in der Seele des armen Kindes zuschaute. Sie konnte aber in Ameliens jetzigem Zustande natürlich keinen Versuch machen, Klarheit in deren verworrene Ideen zu bringen, sie mußte sich darauf beschränken, ihr das Gewissen zur Ruhe zu sprechen, und sie damit zu trösten, daß Klärchen doch noch das Ziel ihrer Wünsche erreichen werde, und daß für Hugo seine Entfernung aus dem elterlichen Hause und aus den ihm verhaßten Verhältnissen eher ein Glück, als ein Unglück zu nennen sey. Es gelang ihr jedoch nur für Augenblicke; nach einer kurzen Pause begannen Ameliens Klagen von Neuem, untermischt mit herzzerreißenden Hülferufen und ängstlichen Gebeten.

Niemals in ihrem Leben hatte sich die Frau Doktor so sehr nach dem ersten Strahle des Tageslichtes gesehnt wie heute, in dieser Nacht, die nimmer enden zu wollen schien. Ihre Kräfte waren ganz erschöpft, als endlich der Morgen kam, und die Frau Oberstlieutenant und Klärchen aufstanden, um ihren Platz am Lager der Kranken einzunehmen, die kein Auge geschlossen hatte in der ganzen Nacht.

(Fortsetzung folgt.)

Erklärung nassauischer Staatsbürger.

(Fortsetzung.)

Man mag damit Recht haben; wer übrigens weiß, was eine Mobilmachung in Preußen zu bedeuten hat, wird sich ohnehin sagen, daß die Tage des preußischen Zuwartens gezählt sind. Aber ehe wir mit Preußen in den Kampf ziehen, müssen wir ihm noch ein weiteres Zugeständniß machen, ohne welches eine glückliche Kriegführung platterdings unmöglich ist. Es ist dieß die militärische Oberleitung in den Händen Preußens.

Haben wir, hat die deutsche Nation wirklich ein Interesse, daß Preußen diese Forderung, die es ohne allen Zweifeln stellen wird, bewilligt werde?

Ein Streit darüber, daß eine oberste Führung im Kriege seyn muß, welche alle und jede Diskussion ausschließt, kann, denken wir, höchstens in — Deutschland seyn. Jedes andere Volk in unserem Falle, bedroht in der Fronte wie im Rücken, bedroht von zwei mächtigen streng zentralisirten Staaten, würde nichts Eiligeres zu thun wissen, als sich sofort über eine Diktatur zu vereinigen. Diese Diktatur kann, wie die Verhältnisse nun einmal sind, nur entweder an Oesterreich oder an Preußen verliehen werden. Geben wir sie an Oesterreich, so haben wir Das wieder, was wir durch Ueberlassung der diplomatischen Initiative an Preußen abwenden wollten. Es steht dann in Oesterreichs Hand, den Krieg zu beginnen und zu führen, wann, wie und wo, und Frieden zu schließen, unter welchen Um-

ständen und Bedingungen es will. Also die Diktatur Preußens im Kriege!

Wir wollen keinen Bundeskriegsrath. Wir wollen nicht auch die Erfahrung machen, daß ohne strenge Einheit der Leitung und unter der Herrschaft konträrer Einflüsse auch die beste Armee geschlagen werden muß. Die Kriegsverfassung des deutschen Bundes ist für jeden anderen als einen lahmen Scheinkrieg absolut unbrauchbar. Oder will man gar verlangen, daß jeder größere deutsche Staat für sich operiren, daß es ihm freigestellt werden soll, wie und wo er seine Truppen verwendet ꝛc.? Den Besonderheiten mag durch die Verleihung von Kommando's an Glieder unserer regierenden Familien die thunlichste Rechnung getragen werden, aber eine oberste Leitung, der sich Alle unbedingt unterwerfen, muß seyn. Es wäre kindisch, darüber ein Wort weiter zu verlieren. Und diese Oberleitung muß Preußen frei übertragen werden. Nicht etwa durch den Bund und die Wahl eines Preußen zum Bundesfeldherrn; denn dieß hieße dem Widerruf eine Hinterthüre offen lassen. Derselbe Bundestag, welcher den Bundesfeldherrn ernennt, könnte ihn auch wieder absetzen.

Es muß Preußen das Recht zugestanden werden, unbeschränkt und nach freiem Ermessen über die deutschen Wehrkräfte zu verfügen, wie und wann es ihm beliebt, Truppenkörper durch einander zu werfen ꝛc. Eben so muß ihm im Laufe des Kriegs gestattet seyn, zu bestimmen, um wie viel die Stärke der deutschen Truppenmacht etwa vermehrt werden soll. Kurz, es müssen ihm zum Mindesten alle diejenigen Funktionen übertragen werden, welche jetzt der Bundesmilitärkommission zustehen. Nur auf diesem Wege können wir ein deutsches Nationalheer bekommen; auf jedem anderen werden wir nichts haben als eine neue Auflage der Reichstruppen traurigen Andenkens.

Machen wir keine solche Diktatur Preußens, so könnte seyn, daß wir die Diktatur Bonaparte's ertragen müßten. Auf alle Fälle würden wir für unsere unkluge Sprödigkeit die bittersten Früchte zu schmecken bekommen. Wollen wir denn niemals das Richtige thun, ohne erst das theuerste Lehrgeld bezahlt zu haben, sind wir durch nichts zur Einsicht zu bringen, außer durch Schläge? Und sicherlich würde Preußen eine Diktatur, die wir ihm freiwillig übertragen, rücksichtsvoller ausüben, als wenn wir durch die Noth gedrungen uns ihm in die Arme werfen müßten.

Lassen wir aber Preußen kommandiren, befriedigen wir den gerechten Ehrgeiz dieses Staats, der nun einmal größer und stärker ist, als wir andern alle zusammen: dann wird man den Aufschwung in Preußen sehen! Dann wird auf einmal all' dieß fatale Makeln und Achselzucken aufhören, die Angst und der Jammer um die materiellen Interessen wird in den Hintergrund treten, die Erinnerung an die Freiheitskriege wird aus ihrem Scheintod erwachen und gar schnell wird Preußen an nachhaltiger, tiefgehender, aufopfernder Begeisterung uns Alle überflügelt haben!

Dann erst werden wir einen volksthümlichen, einen nationalen Krieg im edelsten Sinne des Wortes führen, und nur ein solcher trägt die Bürgschaft des Sieges in sich. Ob freilich Oesterreich einen solchen Aufschwung wünscht, muß bezweifelt werden, nachdem den Wiener Blättern untersagt worden ist, den Krieg als einen Nationalitäts- und Prinzipienkampf aufzufassen. Aber wir müssen es wünschen, wir können nicht in den Krieg gehen wollen, blos um uns, für die Verträge von 1815, „zu k.k. österreichischen Invaliden zusammenschießen zu lassen!"*)

III.

Es steht für uns also fest:

Deutschland darf Oesterreich weder allein siegen, noch viel weniger allein sich verbluten lassen. Aber der Beginn und die Art unserer Theilnahme am Kriege muß zunächst durch das gesammtdeutsche Interesse bestimmt werden, und der Vertreter dieses Interesses ist Preußen. Ihm dürfen und müssen wir es überlassen, auf welche Weise es das Eintreten Deutschlands in den Kampf vorbereiten will. Wir können uns Glück wünschen, daß in diesem verhängnißvollen Augenblicke Preußen sich einer Leitung erfreut, welche ihre und unsere Stellung in Europa erkennt, und daß die preußische Monarchie stark genug ist, um nöthigenfalls die Entschlüsse ihrer besseren Einsicht auch gegen verblendete Partien durchzusetzen.

Aber ehe Preußen die letzten Schritte vor dem Kriege thut, muß die Einheit der Aktion gesichert, müssen die Wehrkräfte Deutschlands in Preußens Hand vereinigt seyn. Bevor dieß zweifellos festgestellt, wollen auch wir keinen Eintritt in den Krieg!

Es ist nun die Aufgabe vor Allem von uns Kleindeutschen, Alles aufzubieten, was an uns liegt, damit Preußen diese Führerschaft ganz und unverkürzt übertragen wird. Wenn unsere Regierungen uns in diesem Punkte einmüthig und entschlossen sehen, so werden sie ohne Frage zu diesem Opfer, wenn es eins ist, sich ohne Zaudern herbeilassen. Das deutsche Volk, welches seinestheils diesem Kriege so schwere Opfer bringt und noch weit schwerere wird bringen müssen, hat einigen Anspruch auf Gegenseitigkeit. Und welche Wirkung wäre zu erwarten, wenn wir in Folge Mangels an einheitlicher Führung einen Tag von Magenta erlebten! Gewiß, der Partikularismus wird sich am besten sichern,

*) Citat aus der Schrift: „der deutsche Kern in der italienischen Frage."

wenn er rechtzeitig dem Gesammtinteresse das seinige unterzuordnen weiß. Die Nation wird ihm diesen Entschluß hoch genug anrechnen, um ihm später gegen etwa zu weit gehende Eingriffe an der Seite zu stehen.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Der alte General Filangieri, Fürst von Sattriano, welcher als Mentor des jungen Königs von Neapel an die Spitze des Ministeriums getreten ist, ist von bürgerlichem Herkommen; sein Vater war Schriftsteller über Naturrecht in Rousseaus Sinn. Er selbst ist auf dem Schlachtfelde von Mosaisk avancirt, begleitete als Stabsoffizier Mürat im Frühjahr 1815, als dieser die nationale Fahne erhob. Als sich Filangieri mit einem Häuflein Reiter auf eine österreichische Schanze warf, wurde er von Mürat persönlich mit größter Gefahr herausgehauen. Oesterreich und England verlangten, daß die Offiziere Mürats von den aus Sizilien zurückkehrenden Bourbonen in ihren Stellen belassen würden. Im Jahre 1821 schon General, sah er die Auflösung des unterwühlten neapolitanischen Heeres, welches die Verfassung gegen die Oesterreicher vertheidigen sollte. Ob er gleich bei dem Generalstab dieses Heeres war, blieb er im Dienste; er schien für die Artillerie unentbehrlich, ob er gleich, wie die meisten Mürat'schen Oberoffiziere, wenigstens einen aufgeklärten Despotismus wünschte. Als zu Ende Januar 1848 die sizilianische Revolution den König Ferdinand nöthigte, eine Verfassung zu geben, soll sein Versuch, bei den Liberalen anzukommen, von diesen mit Zurückhaltung aufgenommen worden seyn; er zeigte sich überall mehr neapolitanisch als italienisch gesinnt. Die gräuliche Inbrandschießung Messina's im September 1848 hat seinen Namen nicht verherrlicht; allein er suchte für das von ihm eroberte Sizilien als Statthalter Verbesserungen auszuwirken und verlangte widrigenfalls seine Entlassung als solcher, welche er auch von seinem dankbaren König erhielt. Da der geistreiche Mann viel Geld brauchte und sich in alle Spekulationen stürzte, brach ein schlimmer Bankerott über ihn aus, woraus ihn die Hülfe des Königs herausriß.

Ein preußischer Staatsmann und General sprach einmal: „Wenn Oberitalien einst von Oesterreich getrennt ist, so beginnt die Vertheidigung unserer Südgränze an der obern Etsch und dem Tagliamento, statt am Tessin. Die erste dieser Linien führt nach Tyrol und Bayern, die andere in das Herz von Oesterreich. Es ist Dieß der Unterschied, den erst ein ganz unglücklicher Feldzug erzeugen würde. Wir müßten den Vertheidigungskampf da beginnen, wohin wir erst nach großen Verlusten und Niederlagen gedrängt werden könnten. Dasselbe gilt von der Westgränze. Unsere kostspielige fortifikatorische Sicherung der Oberrheinlinie wäre nutzlos; die Position im Schwarzwald, die starke Festung Ulm und die obere Donau wären umgangen. Der Kampf begönne, statt am Oberrhein, unmittelbar in den Ebenen von Kärnthen und Bayern. Ein Drittheil des deutschen Reichs wäre ohne Schuß verloren, blos durch die strategische Disposition beider Theile. Wollen wir diesen unabsehbaren Nachtheil nicht über uns heraufbeschwören, so müssen die Deutschen festen Fuß in Oberitalien behalten. Redner war, und zwar mit vollem Erfolg, General von Radowitz in der Sitzung der Nationalversammlung am 12. August 1848 zur Verfolgung des Zwecks, „die Versammlung darüber aufzuklären, daß die Kämpfe der Oesterreicher in Oberitalien im entschiedensten Interesse von Deutschland geführt würden, und daß ihre Siege unsere Siege seyen." (Reden und Betrachtungen von J. von Radowitz, 1852, S. 331 ꝛc.)

Ueber Bakunin's Schicksal erfährt die „Volkszeitung" Folgendes: „Bakunin befindet sich jetzt in Irkutsk, von allen Verbindungen mit Europa natürlich abgeschnitten, aber körperlich wohl. Er hat geheirathet, und bebaut seine kleine Umfriedung mit rührender Sorgfalt. Nach dem Tode des Kaisers Nikolaus wäre er auf Fürbitte seines Verwandten, des Generals Murawieff, begnadigt worden und stand schon auf der Liste, wenn nicht der sächsische und österreichische Gesandte die Sache bei Hofe hintertrieben hätten." (?)

Ein gefangener Elsässer, Kavallerist, welcher durch Laibach gebracht wurde, erzählte, auf welche originelle Weise er in Gefangenschaft gerathen sey. Er hatte einem Husaren das Pferd unter dem Leib erschossen. Da, mit einem Male, ohne daß er weiß, wie es geschehen, sitzt plötzlich der Husar hinter ihm auf dem Pferde, entreißt ihm Zügel und Säbel, und fort geht's im Galopp in die Reihen der Oesterreicher. Auch gewiß ein kühnes Reiterstück!

Auflösung des Räthsels in Nr. 154:

Gewitter. (Donnerwetter.)

Redakteur: Gustav Reffert.
Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 163 Montag, 11. Juli 1859.

Eine Familie aus der ersten Gesellschaft.

(Fortsetzung.)

36.

Ungefähr sechs Wochen später, an einem warmen, stillen Junimorgen, saß Klärchen allein im Wohnzimmer, mit einer Näharbeit beschäftigt. Sie trug einen Traueranzug, und die Wand des Zimmers, die sonst der Flügel eingenommen hatte, war leer; beides Zeichen, daß Amelie nicht mehr unter den Lebenden weilte.

Die Sonne und der dunkelblaue Himmel blickten freundlich durchs Fenster herein; blühende, duftende Rosen standen auf dem Tische; ringsum herrschte eine Stille und ein Frieden, die jeden Gedanken scheuchten an den Schmerz und die Thränen, deren Schauplatz diese Räume vor einigen Wochen gewesen waren. Auch Klärchens Gestalt und Aussehen harmonirte mit dieser friedlichen Umgebung. Freilich trug sie ein schwarzes Gewand, aber ihr weißes, mildes Gesicht und ihr blondes Haar hob sich hell und freundlich daraus hervor, wie ein Rosenstrauch aus einem Grabhügel. Sie sah ernst und ruhig aus, aber nicht traurig; die lebende Schwester, das arme, unglückliche Kind, das an Geist und Körper kränkelte wie eine Blume, der das Erdreich fehlt, das ihr gebührt, hatte sie mit bitteren Thränen beklagt; an die Gestorbene dachte sie mit der ruhigen Ueberzeugung, daß der Tod ihr eine Wohlthat gewesen sey.

Klärchen war ganz allein; ihre Mutter war schon vor einer Stunde zur Gräfin Maltenberg gegangen, die ihr hatte sagen lassen, sie möge doch so bald als möglich zu ihr kommen, sie, die Gräfin, habe ihr etwas Wichtiges zu sagen. Die Schwestern hatten sich wieder versöhnt; bei der Nachricht von Ameliens Tode hatte die Gräfin ihren Groll vergessen, und war zu der unglücklichen Mutter geeilt, die in ihrem Schmerze ebenfalls kein Gedächtniß hatte für die frühere Feindschaft. Die Gräfin mochte wohl schon längere Zeit vorher bereut haben, daß sie ihre Schwester in ihrem Unglücke hülflos gelassen hatte, und ihr Stolz wartete vielleicht nur auf ein Ereigniß, das ihr erlaubte, ohne Beschämung die ersten Schritte zur Versöhnung zu thun. Ameliens Tod war gewiß ein solches Ereigniß und die Theilnahme der Gräfin war doppelt groß, weil ihr Gewissen sie mit der Vorstellung quälte, daß Mangel an hinreichender Pflege wohl Veranlassung gewesen seyn könnte zu dem frühen Tode ihrer Nichte. Der Umstand, daß einige Tage vor Ameliens Ende die ältere Schwester der Frau Oberstlieutenant und der Maltenberg, die Gesandtin von Heidenholz, gestorben war, kam noch hinzu, um die Ueberlebenden fester an einander zu schließen, und vielleicht hatte seit zwanzig Jahren kein so herzliches Verhältniß mehr zwischen ihnen bestanden, wie jetzt. — Die Freundschaftsbeweise, welche sie von ihren Verwandten, sowohl von Hattesohls, als von Maltenbergs, empfing, waren ein großer Trost für die Frau Oberstlieutenant, und machten den Schmerz über den Verlust ihres geliebtesten Kindes weniger herbe. Sie brauchte nicht mehr am Nothwendigen Mangel zu leiden; durch die Geschenke, die sie täglich von ihnen erhielt, verschwand allmälich die Armuth auch da, wohin kein fremdes Auge sah, und sie hatte wenigstens für den Augenblick keine Nahrungssorgen. Durch den Verkauf von Ameliens Flügel war sie auch für die nächste Zukunft gesichert, und dieser Zustand hatte nach dem überstandenen Elend so viel Angenehmes, daß sie den Tod ihrer Tochter viel gefaßter ertrug, als Klärchen zu hoffen gewagt hatte.

Klärchen empfand diesen Zustand wie die Ruhe nach einem schweren Gewitter; wohl ist der Himmel noch trübe, er kann unfreundlich endlosen Regen niedersenden, aber ein frischer Luftzug kann auch mit Einemmal das düstere Gewölk zertheilen und der Sonne Raum geben. Sie sah muthig und gefaßt der Zukunft in's Auge; sie hatte erfahren, was das Leben an Qual und Leiden bieten kann, sie wußte aber auch, daß sie stärker war, als das Unglück, daß ihr Herz schwere Lasten tragen konnte, ohne zu brechen, ohne seine Elastizität zu verlieren; ja, sie fühlte, daß ihre Seele weiter, genußfähiger

geworden war durch das Unglück, daß sie jetzt Freuden finden würde, wo ihr vor einigen Jahren Alles düster und traurig geschienen. Sie ließ heute in ihrer ungestörten Einsamkeit ihr vergangenes Leben vor ihrer Seele vorübergehen, und sie gestand sich, daß sie jetzt glücklicher war, als zu der Zeit, wo ihr elterliches Haus in der höchsten Blüthe stand, und die stolzen Hoffnungen ihrer Mutter weder Maaß noch Ziel kannten. Freilich, eine Zeit hatte es gegeben, wo sie glücklicher gewesen war, wirklich glücklich; eine Zeit, kurz und schön, wie die Tage des Frühlings, wo alle Bäume blühen und die Nachtigallen singen, überraschend und beseligend, wie der Weihnachtsabend mit seinem strahlenden Glanze und seiner Gaben Fülle für das Kind, das aus dem tiefsten Dunkel mit klopfendem Herzen lange nach einem Lichtstrahl gespäht an der verschlossenen Thür, die all die Herrlichkeit verbarg. Heute, — sie ließ die Arbeit sinken, und legte beide Hände vor das Gesicht, als wollte sie die Außenwelt verhindern, sich störend in ihre Erinnerungen zu drängen, — heute war ja der Tag, wo sie vor sechs Jahren sich ihrem Freunde verlobt hatte, wo sie versprochen, einander treu zu seyn in Noth und Tod, einander tragen zu helfen Freud' und Leid, Glück und Unglück. Du hast Wort gehalten, mein geliebter Freund! sagte sie vor sich hin. Trotz des Schicksals, das uns getrennt und unsere Hoffnungen zerstört hat, hast Du mich nicht verlassen. Deine Liebe hat meine Schwäche gestützt, hat mir Kraft gegeben im Unglück; Deine Liebe hat mir vorgeleuchtet, wie ein Stern auf dem dunklen Wege, den ich gegangen bin. Ich bin glücklicher, als Tausende, denn ich kann in Wahrheit sagen: Mir ist wohl im höchsten Schmerz, denn ich weiß ein treues Herz!

Ein Klopfen an der Thür weckte sie aus ihrem Nachsinnen. Sie rief: Herein! und bückte sich wieder über ihre Arbeit, indem sie sagte: Mein Gott, wie vergeht die Zeit! Ist's denn schon zwölf Uhr, daß die Aufwärterin kommt?

Die Thür ging auf, und ohne aufzublicken fragte Klärchen: Sind Sie da, Katharine?

Aber wie ward ihr, als eine männliche Stimme, eine Stimme, deren Ton sie seit Jahren nicht gehört hatte, und den sie nimmer vergessen hätte, selbst wenn sie hundert Jahre alt geworden wäre, ihr antwortete: Nein, ich bin es, Klärchen!

Ein Zittern flog durch ihre Glieder, sie schloß die Augen; es war ihr im ersten Augenblicke, als wäre diese Stimme eine Fortsetzung ihres Traumes, und sie fürchtete, zu erwachen, aber plötzlich, wie mit einem elektrischen Schlage, ward sie sich der Wirklichkeit bewußt; sie sprang auf, und eine Sekunde darauf hing sie, lachend und weinend vor Lust, an Heldmanns Halse, umschlossen von seinen Armen und an das Herz gedrückt, das ihren Himmel umschloß und ihre Seligkeit. — Wie lange sie sich so umschlungen hielten, sie wußten es nicht; es schien ihnen ein Augenblick und doch wieder ein Jahrhundert voll Lust und Wonne. — Sie hatten Alles vergessen, Zeit und Ort, Vergangenheit und Zukunft; es war ihnen, als ständen sie auf einer Zauberinsel, abgelöset von der ganzen Welt, allein mit ihrer Liebe und dem seligen Bewußtseyn der Wiedervereinigung.

Ein Geräusch draußen zerstörte den Zauber; Klärchen wand sich erschreckt aus den Armen des Geliebten und flüsterte: Mama kommt! Sie eilte verlegen nach der Thür, aber nicht die Frau Oberstlieutenant, sondern die Aufwärterin trat ihr entgegen, welche Auskunft verlangte über einige Haushaltsangelegenheiten. Nachdem Klärchen diese ertheilt hatte, kehrte sie zu Heldmann zurück, der indeß sich gefaßt hatte, wie sie, und jetzt im Stande war, zu fragen und zu antworten, wie man fragt und antwortet, wenn man sich so lange, lange Zeit nicht gesehen hat. Es ging freilich ein wenig langsam mit den gegenseitigen Erkundigungen und Erzählungen; sie saßen nebeneinander, Hand in Hand Auge in Auge, und wer wird es ihnen verdenken, daß sie den Mund nicht ganz allein zum Sprechen gebrauchten. Erst ganz spät fiel es Klärchen ein, zu fragen: Aber sage mir, wie kommst Du hieher?

Heldmann blickte lächelnd auf seinen Frack und seine gelben Handschuhe und erwiderte: Ich komme ja, mein Herz, um in aller Form bei Deiner Frau Mama um Dich anzuhalten. Es ist vielleicht nicht ganz passend, daß ich jetzt schon komme, so kurz nach dem Tode Deiner Schwester; aber ich konnte es nicht mehr aushalten, ich mußte Dich sehen! Ich habe gehofft von Tag zu Tag, Du würdest einmal allein zu Hattesohls kommen; aber Du bist nur da gewesen mit Deiner Mutter, und immer zu einer Zeit, wo ich nicht hinkommen konnte. Hast Du denn gar keine Sehnsucht nach mir gehabt? Es ist Dir doch jetzt erlaubt, zu Deiner Tante zu gehen.

(Fortsetzung folgt.)

Erklärung nassauischer Staatsbürger.

(Schluß.)

Weiterhin muß es das Bestreben Aller seyn, die unsere Ansicht über die gegenwärtige Krisis theilen, allmälig diese unsere Meinung, die zwischen beiden äußersten Richtungen mitten inne steht, zur Herrschaft zu erheben, und auf diese Weise Alles, was ein Herz hat für Deutschland, zu einer geschlossenen Phalanx zu vereinigen. Und Jeder, dem das Interesse der Nation höher steht, als irgend ein Son-

veranliegen, sey es welcher Art es wolle, wird sich dieser Phalanx anschließen. Es darf und kann in diesen Tagen keine andere Partei mehr geben, als die Partei der deutschen Nation!

Es könnten sich überall in Deutschland Vaterlandsvereine bilden, welche ihre Thätigkeit, in Schrift und Wort, und natürlich mit strenger Einhaltung des gesetzlichen Weges, der gemeinsamen Sache widmen würden.

Wir sind überzeugt, daß unsere Regierungen uns hierbei kein Hinderniß in den Weg legen werden. Das Ziel, die Wohlfahrt des Vaterlandes und vor Allem die Abwehr fremder Anmaßung, ist ja uns und ihnen gemeinsam. Nur über den richtigsten Weg zu diesem Ziele gehen vielleicht in diesem Augenblicke die Ansichten noch auseinander; aber wir werden uns ohne Zweifel verständigen.

Sollte uns Preußen zu lange zögern, so kann ja die einmüthige Meinung der Nation auch auf Preußen jenen Druck ausüben, dessen Gewicht es sich nimmer zu entziehen vermag, trotz aller Vornehmthuerei einzelner preußischer Stimmen. Wir werden dann zu Preußen sagen: Preußen, laß deine Banner wehen, vorwärts für die Ehre, das Recht, die Sittlichkeit und alle höchsten Güter unseres Stammes! Laß dich nicht beirren durch allzulanges Warten auf England; hilf dir selbst und England wird dir helfen. Vertraue deinem Genius, dem Genius Deutschlands, gehe vorwärts, und Jeder unter uns, „der noch glaubt, Glied einer Nation zu seyn, der groß und edel von ihr denkt, auf sie hofft, für sie wagt, duldet und trägt", Alles fliegt und jubelt dir zu!

Dagegen werden wir, wird das deutsche Volk Oesterreich anspornen zur völligen Umwandlung und Erneuerung. Mit dem Gliede, womit es gesündigt, wird Oesterreich gestraft; für seine romanische, undeutsche Politik muß es sich jetzt vom Romanismus züchtigen lassen. Wir haben Schleswig-Holstein, wir haben Kurhessen nicht vergessen; diese Schmach muß von uns abgethan werden, und Oesterreich soll, zur Buße, uns dazu helfen. Es wird dieß thun, denn es wird es müssen, und täuscht uns nicht Alles, so werden unsere braven Stammesgenossen in Deutschösterreich dieß unser Anliegen kräftig unterstützen.

Mittlerweile aber laßt uns allen Hader vergessen und begraben, und jene leidigen Erbfehler, die uns so oft in Unglück und Schande gestürzt haben, und die es allein verschulden, daß wir noch immer nicht die Stellung in Europa einnehmen, die uns gebührt: die thörichte Rechthaberei, die Absonderungssucht und gegenseitige Bekrittelung, vor Allem aber das ewige Hin- und Herreden, um endlich Nichts zu beschließen, laßt sie uns hinter uns werfen in dieser ernsten Stunde! Bedenken wir im Süden wie im Norden, daß Schwächen und Einseitigkeiten hüben wie drüben sich finden und daß wir gerade deßhalb darauf angewiesen sind, nicht einander zu befehden, sondern nach Kräften zu ergänzen. Hat der Norden mehr Besonnenheit, so haben wir das wärmere Blut; vereinigt erst wird beides, Kopf und Herz, am rechten Fleck seyn. Wie schnell würden alle Verkennungen und Mißverständnisse schwinden wie die Nebel vor dem Tage, säßen wir jetzt, Norden und Süden, in einem deutschen Parlament beisammen!

Bedenken wir Süddeutsche, wie viel tiefer in Preußen als bei uns der Krieg in das ganze Leben des Volkes eingreift und wie unsanft man dort aus der eben begonnenen Reform des innern Lebens aufgerüttelt wurde! Die Preußen ihrerseits aber mögen sich sagen, daß Macht verpflichtet, daß wer nichts wagt, nichts gewinnt, und daß endlich gerade in Folge dieses Krieges es wohl das letzte Mal seyn wird, daß Preußen den Pflichten seiner Stellung so übermäßige Opfer bringen muß.

Vergessen wir ferner nicht, wie tief das Selbstgefühl des preußischen Volkes in den letzten zehn Jahren gerade von Oesterreich aus gereizt und verwundet wurde, und wie schwer es sich aus diesem Grunde darein finden kann, daß Deutschland diesmal auf Oesterreichs Seite steht. Laßt uns ihnen denn die Ausbrüche dieser Gereiztheit, auch wenn sie sich gegen uns richten, zu Gute halten, mögen sie uns auch hin und wieder noch so wunderlich vorkommen! Sie ihrerseits werden gewiß bald aufhören, uns durch den seltsamen Vorwurf zu beleidigen, als seyen wir nichts denn eine Heerde Lämmer, die theils aus Furcht, theils aus Einfalt hinter der Rückschrittspartei einhertraben. Sie werden ganz sicher, sobald sie den eigentlichen Kern der süddeutschen Bewegung sich deutlicher herausschälen sehen, Vertrauen zu uns fassen und dann ihre Stimmen mit den unsrigen vereinigen, vereinigen zu dem Rufe: Ganz Deutschland gegen Frankreich!

Dieß war es, was wir, in dem bunten Lärm sich kreuzender Meinungen, auszusprechen uns veranlaßt fanden. Daß gerade wir, Einwohner dieses kleinen Ländchens, hervortreten und unsere Stimme für die Verschmelzung und das Zusammengehen erheben, möge man auf Rechnung unserer besonderen Lage setzen. Wir liegen nördlich des Mains, und wir denken im Ganzen vorwiegend süddeutsch; so ist es denn nur natürlich, daß wir stärker und dringender als die Andern das Bedürfniß der Einigung und Verbindung von Nord und Süd empfinden.

Alle Diejenigen, welche mit uns einverstanden sind, bitten wir, sich dieser Erklärung anzuschließen. Unsere nassauischen Mitbürger insbesondere fordern wir auf, uns von ihrem Beitritt in Kenntniß zu setzen.

Endlich ersuchen wir alle Redaktionen deutscher

Blätter, von den Grundzügen dieser Erklärung Akt zu nehmen. Stimmen sie auch nicht in Allem mit uns überein, so können sie doch Nichts dawider haben, daß unsere Ansicht überall besprochen werde.

Wiesbaden, 21. Juni 1859.

(Folgen die Unterschriften).

Mannigfaltigkeiten.

Aus dem Berichte über die sanitätischen Verhältnisse der königlich bayerischen Armee während des ersten und zweiten Quartals 1858 entnimmt man, daß in den Monaten Januar, Februar und März in sämmtlichen Lazarethen der aktiven Armee 4046 Unteroffiziere und Soldaten ärztlich behandelt wurden. Von diesen wurden 3160 geheilt, 73 wurden für dienstuntauglich erklärt, 3 wurden transferirt und 98 starben, während die übrigen am Ende des Quartals noch in Behandlung waren. Unter den 4046 Kranken waren 2220 mit inneren Krankheiten und 1160 mit äußern behaftet. Auf den Invalidenstationen Donauwörth und Fürstenfeldbruck wurden 57 Individuen behandelt, von welchen 40 genasen, 9 starben und 8 in Behandlung blieben. In sämmtlichen Kasernen des Reiches wurden 523 Frauen und Kinder behandelt, wovon 488 geheilt wurden, 3 ungeheilt entlassen, 3 transferirt wurden, 17 starben und 12 in Behandlung blieben. Von den unter den aktiven Truppen vorgekommenen 98 Todesfällen kommen 47 auf Typhus, und von diesen letztern 37 allein auf München. Es kamen überhaupt während jenes Quartals unter dem Militär in München 240 Erkrankungen an Typhus vor. Das Verhältniß der Gestorbenen zu den Geheilten war wie 1:32. Während der Monate April, Mai, Juni wurden in der aktiven Armee 8358 Kranke behandelt, von welchen 6887 geheilt, 160 für dienstesuntauglich erklärt, 138 transferirt wurden, während 86 starben und 1087 in Behandlung verblieben. Es kamen daher in jenem Quartale um 4312 Kranke mehr als im ersten Quartale desselben Jahres zur Behandlung. Von der Gesammtsumme der Erkrankten kamen 5349 auf innere und 2369 auf äußere Krankheiten. In den Invalidenhäusern wurden 58 Individuen behandelt. 49 genasen, 1 wurde transferirt, 8 verblieben. Frauen und Kinder wurden 540 behandelt, von welchen 508 geheilt und 2 transferirt wurden, während 19 starben und 11 in Behandlung blieben. Von den 86 Verstorbenen der aktiven Armee kommen 37 auf Typhus. Das Verhältniß der Gestorbenen zu den Geheilten war wie 1 : 82, also weit günstiger als im ersten Quartale, wo jedoch verhältnißmäßig weniger leichte Kranke zur Behandlung kamen. In München erlosch im Monat Mai die Typhusepidemie. Während des abgelaufenen Monats Mai sind in München sammt den Vorstädten, deren Einwohnerzahl sich auf 137,095 beläuft, 441 Kinder geboren, und zwar 224 Knaben und 217 Mädchen. Trauungen fanden 118 statt. Gestorben sind mit Einschluß von 12 todtgeborenen und 8 unreif geborenen Kindern 373 Personen, nämlich 189 männliche und 184 weibliche. (Im Monat April war die Mortalität 394, im Monate Mai 1858 414). Unter den Todesfällen betrafen 158 Kinder bis zum zurückgelegten ersten Lebensjahre, zwischen 70—80 Jahren starben 24, zwischen 80—90 Jahren 12 Personen. 15 Individuen erlagen dem Typhus, gegen 34, welche im entsprechenden Monat des vorigen Jahres derselben Krankheit zum Opfer fielen.

In seiner im Jahr 1844 erschienenen Schrift: „Italienische Zustände" gedenkt Mittermaier auch der Anstalten für Volksunterricht. Indem er hervorhebt: „Der Zustand des Schulwesens ist in den verschiedenen Staaten ein sehr verschiedener," fügt er hinzu: „Am meisten ist entschieden für den Volksunterricht in dem lombardisch-venetianischen Königreiche geschehen. Die Gemeinden müssen niedere Elementarschulen einrichten und die Lehrer bezahlen. Diese werden von der Regierung geprüft und patentirt. Seit 1826 ist eine Schule eingerichtet, worin die Unterrichtskunst gelehrt wird; Jeder, der Schullehrer werden will, muß diese Schule besucht haben. Wo eine Gemeindeschule besteht, ist jedes Kind vom sechsten bis zwölften Jahr schulpflichtig. Die Familie, die das Kind nicht zur Schule sendet, wird monatlich um eine halbe Lire bestraft. Der Unterricht ist unentgeldlich." Denkwürdig ist, daß die österreichische Staatsregierung auch darum als freiheitsfeindlich verschrieen wurde, weil sie im Interesse der Volksbildung dem Prinzip des Schulzwangs Raum gab.

Ein Offizier des tapfern Regiments Hessen-Infanterie wurde beim Sturmschritt am rechten Ohr verwundet. Er schien es anfänglich nicht zu bemerken oder wenigstens nicht beachtet zu haben. Ein Gemeiner machte ihn mit den Worten aufmerksam: „Sie sind blessirt, Herr Lieutenant, treten's zurück, Ihr Ohr ist weggeschossen." „Ich brauche nur eine Hand im Kampf, ich werde auch mit einem Ohr genug hören," erwiderte der Lieutenant, indem er, mit gleichem Muthe fortkämpfend, vorwärts eilte. — Ein Hauptmann rief seiner Mannschaft zu: „Vorwärts, vorwärts, Kameraden, nur mir nach!" Ein Gemeiner erwiderte ihm: „Wir seyn noch nie ohne Befehl z'rückgangen, Herr Hauptmann, wir seyn Oesterreicher."

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der A. Waitandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 164 Dienstag, 12. Juli 1859.

Eine Familie aus der ersten Gesellschaft.

(Fortsetzung.)

Ob ich keine Sehnsucht gehabt habe nach Dir? wiederholte Klärchen. Das kannst Du nicht im Ernste fragen. Aber ich konnte ja Mama in dieser traurigen Zeit nicht allein lassen, ganz allein im Hause, jetzt, da Sie sich so vor der Einsamkeit und ihren eigenen trüben Gedanken fürchtet.

Glaubst Du, fragte Heldmann, daß sie mich freundlich aufnehmen wird? Tante Hattesohl meinte, sie würde mir jetzt keinen Korb mehr geben.

Ach nein, gewiß nicht! sagte Klärchen rasch. Seit Ameliens Tode ist sie viel liebevoller und herzlicher gegen mich, als früher; sie wird mein Glück nicht hindern. Aber — — —. Sie stockte plötzlich, und ein Schatten flog über ihr Gesicht.

Aber? — wiederholte ihr Freund, fragend und erschreckt.

Sie barg ihr Gesicht an seiner Schulter. Du hast mich in so langer Zeit nicht in der Nähe gesehen, flüsterte sie; ich bin so alt geworden und so häßlich!

Heldmann schwieg einen Augenblick verwundert, dann mußte er herzlich lachen. Bisher habe ich geglaubt, Du wärest ein Engel, Klärchen! sagte er; aber jetzt sehe ich doch, daß Du wirklich ein Frauenzimmer bist. Nach sechs langen, langen Jahren sind wir endlich wieder bei einander, und schon in der ersten Stunde verlangst Du, daß ich Dir Komplimente über Deine Schönheit sagen soll. O Klärchen, Klärchen!

Als er ihr bei diesen Worten mit sanfter Gewalt das von dunkler Röthe überflogene Gesicht erhob, lächelte sie zwar, aber ihre blauen Augen schimmerten so feucht, als hätte sie eben so große Lust, zu weinen; und mit einem Tone, der zwischen Ernst und Scherz wankte, sagte sie: Ich hätte Dir aber doch eine hübschere Frau gegönnt. —

Wir wollen nicht Alles wiederholen, was er sagte und that, um ihr zu beweisen, daß ihre Besorgnisse ganz ungegründet seyen; wahrscheinlich war das für Klärchen interessanter, als es für andere Leute seyn möchte. Er sprach aber aus der Fülle seines Herzens und mit dem Tone der Wahrheit und Ueberzeugung, denn in der That war Klärchen niemals in ihrem Leben schöner gewesen, als gerade jetzt. Freilich hatte ihr Gesicht die Rundung und Frische der ersten Jugend verloren; aber sie hatte ja auch niemals der Rose geglichen, die unentwickelt am schönsten ist, und die mehr und mehr an Reiz verliert, je weiter sie sich entfaltet: sie glich der weißen Lilie, deren unscheinbare, farbenlose Knospe wenig verspricht, die langsam den weißen duftenden Kelch erschließt, und selbst verwelkend noch den süßen Duft und die reine Farbe bewahrt. So wie Klärchens Angesicht jetzt war, schien es, als wenn ihre reine, muth- und liebreiche Seele, wie mit einem Bildhauermeißel, von innen heraus ihre Züge geformt hätte, so ganz entsprachen sie jetzt ihrem Charakter. Der Ausdruck auf ihrer Stirn und in ihrem Auge erinnerte an die Madonnen, wie Raphael sie gemalt; demuthsvoll, und doch der innern Kraft sich bewußt, vertraut mit dem Schmerz, und ohne Furcht vor ihm; voll Erbarmen mit jeglichem Leid der Menschenbrust, und dennoch voll Leben und voll Fähigkeit, das höchste Glück zu empfinden und zu bereiten.

Heldmann betrachtete das seelenvolle Gesicht seiner Geliebten mit dem größten Entzücken, und obschon er ihr immer wiederholte, daß er sie lieben würde, auch wenn sie so häßlich geworden wäre, wie die Nacht, so verrieth doch sein leuchtendes Auge hinreichend, daß er sich freute, seine Liebe für sie nicht auf diese Probe gestellt zu sehen.

Die Liebenden hätten vielleicht noch Stunden lang mit einander so geplaudert, wenn nicht die Uhr, die eins schlug, Klärchen daran erinnert hätte, daß ihre Mutter schon im nächsten Augenblicke wieder zurück kommen könnte.

O, Gott! rief sie erschrocken, wenn Mama zu Hause käme, und fände, daß ich in ihrer Abwesenheit Herrenbesuch angenommen hätte, so würde sie sehr böse werden. Gehe jetzt, mein lieber, lieber Freund! Komm wieder, wenn sie zu Hause ist. Willst Du? —

Ich habe gar keine Lust, zu gehen, Klärchen! Laß mich hier bleiben; ich bin ja Dein Bräutigam.

Sie lächelte, blickte aber fortwährend ängstlich nach der Thür. Es ist ja gegen den Anstand; Du weißt, Mama hält sehr viel auf den Anstand. Und wenn wir sie böse machen — — Du kennst sie nicht.

Heldmann nahm etwas unmuthig seinen Hut. Wenn es denn durchaus seyn muß! sagte er.

Klärchen faßte schmeichelnd seine Hand. Ich will gleich mit Mama sprechen, sobald sie kommt, versicherte sie eifrig. Und wenn sie ja sagt, so komme ich zu Hattesohls, gegen Abend, und bringe Dir Nachricht. Du kannst dann Deine Gallavisite morgen Früh wiederholen. Ist es Dir so recht?

Ja, rief er froh, das ist vortrefflich! Laß mich nur nicht zu lange warten.

37.

Trotz der ängstlichen Eile Klärchens hatte doch der Abschied so lange gedauert, daß Heldmann beinahe noch mit der Frau Oberstlieutenant zusammengetroffen wäre, denn er war den nachschauenden Augen kaum seiner Geliebten entschwunden, als sie auch schon den Tritt ihrer Mutter auf der Treppe hörte.

Schnell, mit hochrothen Wangen und klopfendem Herzen, setzte sich Klärchen an ihren Nähtisch, nahm ihre Arbeit in die Hand, und nähte so eifrig, als wenn ihre Existenz von der schnellen Beendigung dieses Saumes abhinge. Aber schon gleich bei dem Eintritte der Mutter merkte Heldmanns glückliche Braut, daß sie sich keine Mühe zu geben brauche, ihre Aufregung zu verbergen; die Frau Oberstlieutenant schien gar nicht in der Stimmung, sie zu bemerken. In der That mußte etwas Außergewöhnliches mit ihr vorgegangen seyn, denn ihr Aussehen hatte sich in wenigen Stunden, die sie bei ihrer Schwester zugebracht hatte, ganz und gar verändert. Bleich und niedergedrückt, mit dem Gange und dem Aussehen einer Matrone, die alle Hoffnungen begraben hat, war sie zu der Gräfin gegangen, und sie kam zurück mit strahlenden Augen, hochgefärbten Wangen, ihrer frühern, stolzen Haltung, kurz so verjüngt und verschönert, daß man sie eher für Klärchens Schwester, als für die Mutter derselben gehalten haben würde.

Klärchen! rief sie, noch in der Thür, denke Dir! Welches Glück! Wir gehen nach W . . ., Onkel Heidenholz ist zum Gesandten nach W . . . ernannt; er läßt mich fragen, ob ich Lust hätte, Mutterstelle bei seinen Töchtern zu vertreten, die in dem Alter sind, daß sie in die Welt eingeführt werden müssen, aber noch zu jung und unerfahren, um die Honneurs seines Hauses machen zu können. Er wird mich dort als die Schwester seiner verstorbenen Gemahlin, als Frau von Hattesohl einführen. Er erwartet mich jeden Tag; je eher ich komme, je lieber wird es ihm seyn, da er schon in wenigen Wochen nach W . . . abreisen muß.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Briefe*) eines österreichischen Hauptmanns in Italien.

Seit wir im Felde stehen, habe ich in meiner ganzen Kompagnie keine einzige Strafe mehr zu ertheilen nöthig gehabt, so musterhaft war das Benehmen der Mannschaft. Und wie fest standen wir im Dorfe Magenta, wie hielten wir den wüthenden Ansturm der französischen Garde-Grenadiere, dieser Elite des ganzen Heeres, so ruhig und sicher auf und trieben zweimal die Feinde trotz ihres „vive l'empereur und „en avant, en avant, mes amis“ Gerufes der Offiziere wieder zurück. Schon glaubten wir den Sieg für uns gewonnen, schon rief der wackere H., dem eine Kugel die Todeswunde in die Brust gebracht hatte, und der auf einem Erdhaufen liegend noch in seiner Sterbestunde seine Kompagnie anfeuerte: „nun will ich gerne sterben, da ja der Sieg für uns ist“, als plötzlich ganz unerwartet im Eilmarsch der General Mac Mahon mit seinem Korps anlangte. Ein eben so kühnes und gewagtes, wie schnell und meisterhaft ausgeführtes Manöver hat der General Mac Mahon bei dieser Gelegenheit ausgeführt, und ihm allein — und nicht Louis Napoleon, der an dem ganzen Tage äußerst wenig gethan haben soll, gebührt der Ruhm, die Schlacht von Magenta gewonnen zu haben. Diesem neuen Feinde, der mit einer Uebermacht noch frischer Truppen anlangte, konnten wir mit unsern zerrissenen und dezimirten Bataillonen auf die Länge keinen Widerstand mehr entgegensetzen. Auf welche Weise unsere verschiedenen Divisionen verzettelt wurden, und wie man es von Seiten unseres Oberkommando's zu Wege brachte, stets dort, wo man sie am nothwendigsten gebrauchte, die wenigsten Truppen zu haben, hingegen andere wieder in völlig nutzlosen Märschen herumzuhetzen, — darüber will ich schweigen. Mit dem Anmarsch des Generals Mac Mahon schwand für uns jede Hoffnung, die Feinde wieder über den Ticino zurückzuwerfen. Das konnte jeder Feldwebel einsehen. Wir kämpften von nun an nur noch für unsern sichern Rückzug am andern Morgen und für unsere Waffenehre, und diesen doppelten wichtigen Zweck erreichten wir auch vollkommen, — freilich mit Auf-

*) Vor der letzten Schlacht geschrieben.

opferung noch mancher so braver Soldaten, wie jemals nur des Kaisers Soldatenrock getragen haben. So erbittert waren unsere Leute aber auf das Raufen und so kühn, ja selbst übereilt waren manche Abtheilungen mitten in die feindlichen Haufen vorgedrungen, daß wir sie gar nicht schnell genug wieder zurückbringen konnten und ihre Gefangenschaft daher unvermeidlich blieb. Das sehr durchschnittene und überall dicht bebaute und bewachsene Terrain beförderte dabei das Einzelgefecht eben so sehr, wie es das Zusammenhalten der Mannschaft erschwerte. Gerade dieß Einzelgefecht gab aber auch der Geschicklichkeit und Tapferkeit der einzelnen Subalternoffiziere, ja häufig Unteroffizieren und Soldaten ungleich mehr Gelegenheit, sich zu zeigen, als Dieß vielleicht bei bloßem Massenkampf auf der offenen freien Ebene der Fall gewesen wäre. Viele Bogen könnte ich damit anfüllen, wollte ich alle die einzelnen Züge des Heldenmuths und der unbedingten Aufopferung hier anführen, von denen ich entweder selbst Augenzeuge war, oder die mir von glaubwürdigen Offizieren erzählt wurden. Daß Verwundete sich in Eile ihre Wunden selbst mit dem Schnupftuche nothdürftig verbanden und dann mit ungeschwächtem Muthe in das Gefecht zurückeilten, davon sind mir Dutzende von Beispielen bekannt geworden. Ein Korporal meiner Kompagnie z. B. erhielt gleich anfänglich einen Schuß von einer Kugel durch den Schenkel, schnürte die Wunde aber fest zusammen, daß sie nicht verblutete, und feuerte dann ruhig mit solcher Sicherheit weiter, daß viele seiner Schüsse ihr Ziel trafen. Eine zweite Kugel riß dem Korporal sein linkes Ohr weg; er fuhr zu feuern fort. Noch eine dritte Kugel traf ihn in der Hüfte; er ward nun so schwach, daß er nicht mehr allein stehen konnte, setzte sich auf einen Steinhaufen, wies meine Aufforderung, zurückzugehen, mit den Worten ab: „So lange ich noch meine Arme rühren kann, schieße ich auf diese Feinde, die unserem gnädigen Kaiser so bitteres Leid angethan haben“, und schoß nun weiter, bis eine Kanonenkugel ihn förmlich zermalmte. Auch ein Kadet, ein blutjunges Bürschlein aus alter Familie draußen im Reich, vertheidigte sich muthig mit dem Bajonett gegen zwei riesige französische Grenadiere, und obgleich er schon aus vielen Wunden blutete, wollte er sich nicht ergeben, bis er endlich mit zerschmettertem Hirnschädel zusammenstürzte. Welche furchtbaren Kampfesscenen in den meisten einzelnen Häusern vom Dorfe Magenta, in dem die Hauptrauferei geschah, vorfielen, ist kaum zu schildern. Gräßlich war für uns die Nacht vom 4. auf den 5. Juni, und es drängten sich darin so viele peinliche Eindrücke, verdrießliche Scenen und traurige Nachrichten zusammen, daß sich solche niemals wieder bei mir verwischen werden. Am anderen Morgen griff unser Regiment von Neuem an;*) wir verloren zwar abermals viele Soldaten und Offiziere, flößten aber dem Feinde solchen Respekt ein, daß er weiter keine Verfolgung zu unternehmen wagte und wir somit unseren Rückmarsch völlig unbelästigt und in der besten Ordnung antreten konnten. Wir sind durch alles Bisherige auch nicht im Allermindesten entmuthigt und werden immer und immer wieder mit frischem Muthe angreifen, so lange unser Kaiser und Kriegsherr uns den Befehl hiezu ertheilt. Im Frühling 1848 bin ich als Kadet schon einmal als Besiegter aus Mailand hinausmarschirt und wenige Monate später als Sieger wieder hineinmarschirt, und mit Gottes Hülfe wird Dieß auch jetzt bald wieder der Fall seyn. So denke aber ich nicht allein, sondern alle meine Kameraden und alle unsere Soldaten hegen die gleiche Gesinnung. Was nun unsere Feinde, die Franzosen (ich selbst habe gegen Italiener bisher noch nicht gekämpft), anbetrifft, so muß ich solchen im Allgemeinen ein gutes Zeugniß geben. Muthiger wie wir hat sich gewiß kein französisches Regiment geschlagen; besser schießen wie unsere Truppen thun weder die französischen Chasseurs, Voltigeurs, Zuaven noch Artilleristen; sonst aber zeigen Alle eine große Gewandtheit im zerstreuten Gefecht und die einzelnen Soldaten sind klug, und behende und wissen sich leicht selbst zu helfen. Die große Nachlässigkeit im Anzuge sieht zwar häßlich aus, ist aber für ein längeres Gefecht, besonders in der Hitze, sehr zweckmäßig. Czakos, Tornister, Patrontaschen, Halsbinden und Seitengewehre trugen im Gefecht sehr wenige Soldaten, sondern Alle liefen so leicht und bequem wie möglich herum. Die französischen Garden und Linientruppen haben auch anständig gegen uns gefochten, und keine Rohheit ward von ihnen verübt; desto scheußlicher betrugen sich aber theilweise die Zuaven und noch viel mehr die sogenannten Turcos. Es ist wirklich empörend von L. Napoleon, daß er solche Raubbanden nur in einen europäischen Krieg senden kann. [Warum denn? er ist ja ihr Kaiser.] Die Wuth aller unserer Leute gegen die Turcos ist gränzenlos, und kommen wir ihnen einmal wieder gegenüber, so dürfte von einem etwaigen Pardongeben auf beiden Seiten kaum noch die Rede seyn.

*) Es handelt sich, wie man sieht, um das Regiment Großherzog von Hessen.

Mannigfaltigkeiten.

Die „Leipziger Illustrirte Zeitung“ berichtet über die Uniformirung und sonstige Ausrüstung der verschiedenen deutschen Bundeskontingente: Ueberall

in ganz Deutschland ist jetzt der eben so zweckmäßige wie kleidsame Waffenrock eingeführt; die häßlichen und für die Gesundheit der Soldaten nachtheiligen Fräcke sind in der Uniformirung gänzlich verschwunden. Mit Pickelhauben, blauen Waffenröcken und grauen Pantalons ausgerüstet und überhaupt in ihrer Uniformirung ziemlich gleich aussehend, ist die Linien-Infanterie von Preußen, Hannover, Kurhessen, Hessen-Darmstadt, Baden, den beiden Mecklenburg, Oldenburg, Frankfurt a/M., während die Chasseurs, die Hanseaten und die Kontingente der meisten sächsischen Fürstenthümer zwar ebenfalls Pickelhauben, dabei aber grüne Waffenröcke tragen. Eine abweichende Uniform hat die bayerische Infanterie, welche durchweg hellblaue Waffenröcke und Pantalons und kleine Kaskets trägt; dann die sächsische in einer sehr geschmackvollen Zusammenstellung von Grün und Hellblau mit niedrigen französischen Käppis; die württembergische ebenfalls mit Käppis, dunkelblauen Waffenröcken und Pantalons; die braunschweigische mit schwarzen Röcken und Pantalons. Die Jäger haben fast überall grün als Hauptfarbe, die Artillerie vielfach dunkelblaue Waffenröcke mit schwarzen Kragen und Aufschlägen. Das Tragen des Seitengewehrs und der Patrontasche an einem Gurt um den Leib ist, außer in Bayern und Würtemberg, wo die Infanteristen noch breites Lederzeug kreuzweise über die Brust tragen, jetzt in allen übrigen deutschen Ländern eingeführt. Auch die Tragung des Tornisters, des Kochkessels und des übrigen Feldgepäcks ist in ganz Deutschland jetzt sehr zweckmäßig eingerichtet, und die deutschen Truppen stehen darin den französischen in keiner Weise mehr nach.

Die „Union“ schreibt: „Die Reise des Großfürsten Konstantin nach Konstantinopel beweist mehr als alles Andere die Schwäche der Türkei. Da der Großfürst die wirkliche Lage der Pforte genau kennt, und ein lebhaftes Zeugniß derselben geben wollte, befliß er sich in seinen Beziehungen zur türkischen Regierung einer Sansfaçon, um nicht zu sagen einer Unverschämtheit, die ganz moskowitisch war. Er hat vierzehn Tage lang in Konstantinopel auf sich warten lassen. Die ersten Beamten des Sultans waren täglich bereit, ihn am Landungsplatze zu empfangen, alle Tage wurde ein kostbares Mahl für ihn und sein Gefolge in den Küchen des Palastes bereit gehalten, und jeden Abend mußte dasselbe in's Meer geworfen werden, da es, verbotene Fleischarten enthaltend, von keinem Muselmanne berührt worden wäre. Der Großfürst hatte es nicht der Mühe werth gefunden, den Sultan von der Veränderung seiner Reiseroute zu benachrichtigen, und man wußte sich so ziemlich an Mentschikoffs Paletot erinnern, allein die Türkei ist nicht mehr in der Lage, die nämliche Empfindlichkeit an den Tag zu legen, wie im Jahre 1854. Der Großfürst wurde mit unerhörten Ehrenbezeugungen empfangen. Die ihm zu Ehren veranstalteten Festlichkeiten und die Geschenke, die ihm angeboten wurden, kosteten dem Staatsschatze 35 Mill. Piaster, (ungefähr 8,750,000 Franken.) Um diese für ihren gegenwärtigen Finanzzustand ungeheure Summe zu decken, mußte die Pforte die Gehalte der Beamten, welche 12,000 Franken übersteigen, um die Hälfte herabsetzen.“

Europa hat jetzt 22 Obelisken aufzuweisen, welche aus Aegypten herüber gebracht worden. In Rom sind deren 12, von welchen der der Lateranischen Basilika gegenüber errichtete der höchste, 105 Fuß hoch, aus den Ruinen von Theben durch Konstantin herüber gebracht. Der auf dem St. Petersplatze aus Heliopolis ist 83 Fuß 2 Zoll hoch. In Paris ist einer, welcher den Place de la Concorde schmückt, und ein zweiter in Arles; in Florenz 2 und in Konstantinopel 2. England besitzt im Ganzen 4, deren höchster, 22 Fuß, in Corfy Castle, dann einen kleinern in Olwick, auf dem Sitze des Herzogs von Northumberland, und zwei zertrümmerte aus schwarzem Basalt im British Museum.

Zu **Osiecewko** bei **Luisenfelde**, schreibt die „Pos. Ztg.“, wurde kürzlich ein Brunnen gegraben. Plötzlich schießt brausend ein Wasserstrahl empor und verschwindet wieder. Man will nun die unten befindlichen Schlamm-Massen schneller herausbringen, aber der im Brunnen zu diesem Zwecke befindliche Arbeiter leistet nichts mehr, denn er hatte inzwischen den Geist aufgegeben. Ein zweiter Arbeiter steigt hinunter; aber kaum nähert er sich der untersten Luftschichte, so stürzt er gleichfalls todt aus dem Eimer an die Seite seines Vorgängers. Am nächsten Tage wagt ein Dritter, hinabzusteigen und nach der Ursache des Unglücks zu forschen. Ihm wird noch in ziemlicher Entfernung von dem Grunde schon unwohl; er ruft, aber vergebens, man kann nur noch seine Leiche heraufziehen. Ungefähr sechs Stunden nach dem dritten Todesfalle zeigte sich das Wasser etwa einen Fuß hoch. Wahrscheinlich sind mit dem ersten Wasserstrahl verderbliche Gase ausgeströmt, welche die Luft verdarben.

Ein Geheimer Rath, der ein sehr heftiges Temperament besaß, konnte sich einst mit seinem Bedienten über eine Kleinigkeit nicht verständigen. „Bin ich verrückt oder Du?“ fuhr er endlich den Bedienten an. „Sie werden doch keinen verrückten Bedienten halten!“ erwiderte ruhig der Letztere.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 165 Mittwoch, 13. Juli 1859.

Eine Familie aus der ersten Gesellschaft.

(Fortsetzung.)

Ach, liebe Mama, unterbrach Klärchen den Redestrom ihrer Mutter, das nimmst Du doch nicht an? Du sollst von jetzt an nicht mehr nöthig haben, Dir so viele Mühe zu machen, wie Du es bei der Besorgung von Onkel Heidenholz' großen Haushalt und der Erziehung seiner Kinder thun müßtest. Heldmann ist hier gewesen; er wollte Dich bitten, Deine Einwilligung zu unserer Heirath zu geben. Du ziehst dann zu uns; wir wollen Dir das Leben so angenehm und behaglich machen, wie nur möglich; Du sollst gar keine Sorge mehr haben, wenn wir es verhindern können.

Die Frau Oberstlieutenant warf die Lippen auf. Das ist ein Vorschlag zur Güte! sagte sie achselzuckend. Mir wird die Stellung der Frau eines Gesandten in W . . angeboten, die brillanteste, unterhaltendste Stellung von der Welt, für die ich überdieß durch Geburt, Erziehung und Persönlichkeit geschaffen bin, und ich soll es vorziehen, bei einem Schulmeister auf einem Dachstübchen das Gnadenbrod zu essen? Nein, mein Kind! die schlimmen Zeiten sind Gottlob! vorbei, wo ich ein solches Loos angenommen hätte! Ach, jetzt fühle ich erst recht, wie entsetzlich unglücklich ich gewesen bin, daß ich einen solchen Gedanken nur fassen konnte! Nein, mein liebes Klärchen, jetzt hast Du bessere Aussichten, als Heldmanns Frau zu werden. Als Nichte des Gesandten von Heidenholz, als meine Tochter, kannst Du in Zukunft ganz ander Ansprüche machen.

Klärchen war sehr blaß geworden während dieser Rede; aber sie faßte sich und fragte: Hat Onkel Heidenholz denn geschrieben, daß ich mitkommen sollte?

Die Frau Oberstlieutenant schwieg einige Augenblicke. Nein, erwiderte sie etwas kleinlaut. Aber das versteht sich doch wohl von selbst.

Heldmanns Geliebte athmete tief auf. Das glaube ich nicht, Mama, sagte sie rasch; das sich das von selbst versteht. Onkel Heidenholz ist sehr sparsam, und ich würde ihm eine durchaus überflüssige Person seyn.

Die Mutter antwortete nicht und Klärchen fuhr immer mehr ermuthigt fort: Du bist ihm nothwendig; Niemand in seiner ganzen Verwandtschaft würde sich so sehr dazu eignen, die Honneurs in seinem Hause zu machen, wie Du. Aber ich! — Ich habe ja niemals nur in die hiesigen Zirkel recht gepaßt; wie würde ich mich in den Salons eines Gesandten ausnehmen! Mir würde es Niemand glauben, daß ich ein Fräulein von Hattesohl wäre. Man sieht mir die Bürgerlichkeit beim ersten Blicke an.

Ach, das würde sich schon geben! sagte die Frau Oberstlieutenant, aber mit einem Tone, der ziemlich zweifelhaft klang.

Jetzt noch, Mama? fragte Klärchen, jetzt, da ich schon sechs und zwanzig Jahre alt bin? Ich rathe Dir, Mama, fuhr sie scherzend fort, nimm mich nicht mit nach W . . .; es macht Dich um zehn Jahre älter, wenn man weiß, daß ich Deine Tochter bin. So hält Dich Jeder für dreißig; aber, wenn ich dabei bin, rechnet man Dir Dein wirkliches Alter nach.

Die Mutter lächelte über diese Schmeichelei, die wirklich der Wahrheit nahe kam, denn sie sah noch immer sehr hübsch aus, besonders heute. Ich gebe Dich für meine Schwester aus, erwiderte sie in demselben Tone, dort kennt uns ja Keiner.

Laß uns die Sache ernsthaft überlegen, Mama! hub Klärchen nach einer Pause wieder an, in der sie sich zum Essen niedergesetzt hatten. Hat Dir Onkel Heidenholz Reisegeld geschickt?

Nein! —

Hat er überhaupt davon gesprochen, ob er für Deine Bedürfnisse dort sorgen würde?

Nein, davon hat er nicht ausdrücklich etwas geschrieben; er bietet mir sein Haus an, und bittet mich, Mutterstelle bei seinen Töchtern zu vertreten.

Klärchen sagte nichts, aber sie kannte ihren Onkel, und konnte sich denken, daß er wohl berechnet haben würde, daß er in seiner Schwägerin eine Haushälterin und eine Erzieherin für seine Töchter bekäme, der er keinen Gehalt zu bezahlen

habe. Derartige Sparsamkeit lag ganz in seiner Natur. Er konnte für brillante Gesellschaften Hunderte an einem Tage ausgeben, und an demselben Tage mit einem Bedienten streiten um einen Thaler Lohn im Jahre mehr oder weniger.

Die Frau Oberstlieutenant schien etwas Aehnliches zu denken, denn ihr Ton war merklich verändert, als sie sagte: Mein Schwager wird mir gewiß bedeutende Geschenke machen.

Das kann vielleicht seyn, versetzte ihre Tochter, aber ich glaube nicht, Mama, daß seine Manier zu schenken viel Angenehmes hat. Wenn Du das Anerbieten annehmen willst, so scheint es mir für die Annehmlichkeit Deiner Stellung dort durchaus nothwendig, daß Du Dich so unabhängig wie möglich von ihm zu stellen suchst. Das kannst Du aber nur dann, wenn Du allein hingehst, denn für uns Beide kannst Du unmöglich mit Deiner kleinen Einnahme die Toilettebedürfnisse bestreiten.

Die Frau Oberstlieutenant schwieg und Klärchen fuhr fort: Vielleicht würde, wenn Du alle Deine Möbeln und Sachen hier verkaufen ließest, noch ein ziemliches Kapital zusammen kommen, was Du in einer Rentenanstalt vortheilhaft belegen könntest. Dadurch würde Deine Einnahme von Jahr zu Jahr steigen, und Dir immer sicher seyn.

Das ist kein übler Vorschlag! rief die Mutter, und setzte mit etwas ungewissem Tone hinzu: Dann werden wir aber auch Beide genug davon haben.

Klärchen schwieg einige Augenblicke, dann sagte sie entschlossen: Laß uns ganz offen sprechen, Mama! Es sind jetzt sechs Jahre, daß Du mir zuerst die Einwilligung zu meiner Heirath mit Heldmann versagtest. Du hast es gut gemeint, Du wolltest mich nicht unglücklich machen, ich weiß es; Du glaubtest, es wäre besser für Amelie und für mich, ich wäre zu jung, um die Verhältnisse richtig zu beurtheilen; ich würde meine Liebe vergessen und meine getäuschte Hoffnung verschmerzen. Du weißt, daß der Erfolg das nicht gezeigt hat; unsere arme Amelie ist nicht glücklicher geworden durch mein Unglück. Ich bin jetzt sechs und zwanzig Jahre alt, und muß doch jetzt wohl, wenn ich es jemals werde, im Stande seyn, selbst zu beurtheilen, welch ein Loos für mich das glücklichste und das passendste ist. Mama, Du kannst selbst nicht glauben, daß ich mich zufriedener fühlen werde in W . . ., als Kammerjungfer meiner Cousinen, — denn dazu würden sie mich gebrauchen wollen, — als an der Seite des Mannes, an dem mein ganzes Herz hängt. Die Verhältnisse haben sich geändert; Niemandem kann meine Heirath mehr hinderlich seyn, denn Du willst ja fort von hier, Mama; dort, wohin Du gehst, wird Keiner erfahren, daß Heldmann und ich existiren. Zwinge mich nicht zu lebenslänglichem Elend, Mama! Ich weiß ja, daß Du mich lieb hast; erlaube mir, auf meine Weise glücklich zu seyn! Gewiß, ich kann ohne Heldmann nicht leben. Muß ich nach W . . ., — ich halte es nicht aus! —

Aber, liebes Klärchen, — ich — — ich muß schon in der nächsten Woche abreisen; Heidenholz erwartet mich täglich. Ich kann nicht bleiben bis zu Deiner Hochzeit.

Das Mädchen sprang auf und fiel der Mutter schluchzend um den Hals: O, Mama! Du willigst ein! Gott lohne es Dir! — Hattesohls werden mich gern aufnehmen, bis ich heirathe. — Und, nicht wahr, wenn es Dir in W . . . nicht gefällt, so kommst Du zurück, zu Deinen Kindern? Wir wollen Dich mit offenen Armen empfangen; wir wollen Alles aufbieten, Dir das Leben angenehm zu machen. —

Wieder hierher kommen? rief die Frau Oberstlieutenant; hierher, wo ich so viele Demüthigungen erfahren habe, wo ich in meinem Unglücke so schlecht behandelt bin von allen Denen, die meine besten Freunde seyn wollten, als es mir gut ging? — Gott bewahre mich! Nein, ich freue mich, daß ich von hier endlich, endlich erlöset werde. —

(Schluß folgt.)

Vier Jahre in Cayenne.

Der Franzose Fr. Attibert gehörte zu jenen 14 000 Unglücklichen, die in Folge der Junischlacht 1848 zur Deportation nach Algerien und Cayenne verurtheilt wurden. Erst im Jahre 1853 wurde er nach letzterem Bestimmungsort eingeschifft, und schon die Ueberfahrt auf einem Raume, der kaum für 100 gereicht hätte, aber für 300 reichen mußte, so daß auf den Mann nur 3½ Fuß kamen, war mit bitteren Qualen verbunden. In den vier Jahren, welche er dort verseufzte, wurde er abwechselnd auf allen Deportationsinseln herumgeschleppt, und schildert den Aufenthalt, die Behandlung und Arbeit auf ihnen aus eigener Anschauung; endlich im Jahr 1856 gelang ihm mit 19 andern die unvergleiche Flucht auf einem Floß nach Paramaribo in Holländisch-Guyana, und von da nach London, wo er unter dem Titel „Vier Jahre in Cayenne" seine Leidensgeschichte schrieb. Diese Schrift trägt, trotz ihrer leidenschaftlichen Sprache, auf jeder Seite den Stempel der Wahrheit an sich, und widerlegt am besten die Versicherungen des Moniteur in Betreff der „menschenfreundlichen" Behandlung der Gefangenen auf den Deportationsplätzen. Da seit der Flucht Attiberts kein weiterer Fluchtversuch gelungen ist, so muß man annehmen, daß die Maß-

regeln der Vorsicht und Strenge seit jener Zeit verstärkt worden sind. Das Klima schildert Attibert wie folgt: Französisch-Guyana liegt zwischen dem 4. und 5. Grad nördl. Breite, gränzt im Norden an den Ozean, im Osten und Süden an das brasilische Flußgebiet des Amazonenstroms, im Westen an den Maronifluß, der es von Holländisch-Guyana scheidet. Die Stadt Cayenne liegt, der Ostküste zunächst, auf einer Insel. „Bis vor die Insel Cayenne steigen vom Süden unermeßliche Wälder herab, welche nie eine Axt gelichtet, von Morästen und schlammigem Boden durchschnitten, den ungeregelten Flußbetten der Waldströme, welche in der Regenzeit überlaufen und in der Zeit der Dürre Lachen und Leitkanäle pestilentialischer Dünste werden; im Osten dehnt sich die Küste, deren Namen bezeichnend genug ist, sie heißt: Land der Ueberschwemmung; im Westen finden sich dieselben Moräste mit noch verderblicheren Dünsten. Also Moräste und Wälder im Südosten und Westen, Moräste und Wälder im Innern, fließende Gewässer ohne Bett, im Norden Ebbe auf Schlammgrund. Man denke sich nun die Wirkung der tropischen Sonne, wenn sie ihre senkrechten Strahlen auf diese Anhäufungen von Schlamm heftet und sie in Gährung setzt! Das Jahr hat zwei Winter und zwei Sommer; letztere beginnen am 21. März und 21. September. Die Winter sind die Regenzeiten; auch in ihnen ist die Hitze sehr groß, und die Sonne, wenn sie die Wolken durchdringt, gefährlicher als je. Wenn die Dürre herrscht, hauchen die Wasser in den Vertiefungen auf dem gemeiniglich überschwemmten Boden jene Krankheitsstoffe aus, welche die Luft verdicken; diese ohne Strömung und von den Wäldern zurückgehalten, kann sich nicht reinigen. Alles gährt, alles lebt und stirbt, gedeiht und verwest, mit einer Schnelligkeit und in Verhältnissen, welche uns unglaublich scheinen. In der Luft die Krankheitsstoffe und Wolken von Insekten; in den Gewässern und auf dem Boden alle Ungeheuer des glühenden Schlammes, alle lebendigen Gifte, Schlangen, Kaimans, Scorpione, Riesenkröten, gefährliche Fledermäuse, Insekten ohne Zahl, die sich in die Poren einnisten, darin Eier legen und sich vermehren, Stechmücken und Moskitos, deren Saugwerkzeuge die besten Leinendecken durchstechen, so daß Bettvorhänge gegen sie keine Sicherheit bieten; das Meer, die Flüsse mit Haifischen, Kaimans, Muränen und einer Menge giftiger Thiere gefüllt. Dem Tage folgt die Nacht, ohne Dämmerung, in 10 Minuten. Einer dörrenden Sonne folgt eine sehr kalte Nacht; athmen heißt sich vergiften, zu gewissen Stunden arbeiten heißt sich in Gefahr setzen; ruhen heißt weniger leiden aber doch noch leiden. Das ist das Klima von Cayenne, von welchem der Moniteur im Jahr 1856 behauptete: „Eine wahrhaft menschenfreundliche Idee hat die Errichtung der Strafanstalt in Cayenne geleitet.“ Die Gefangenen sind elend genährt, selbst im Spital vernachlässigt (es finden sich empörende Fälle von Gleichgültigkeit des Arztes in Fällen des gelben Fiebers), aufs Härteste behandelt, und müssen von 6 bis 11 Uhr Vormittags und von 1—6 Uhr Abends im Freien arbeiten, während kein anderer Europäer nach 9 Uhr sich auch nur in den Schatten wagt! Früher wurden sie in den Wäldern im Innern verwendet; bei dem mörderischen Klima fanden sich aber keine Wächter mehr zu ihrer Beaufsichtigung, so daß man sich entschloß, sie auf den Inseln La Mure, Du Diable, St. Joseph und Roya durch die Meereswüste allein bewachen zu lassen. Wegen des geringsten Vergehens werden grausame Strafen diktirt. Der Pfahl namentlich ist ein schändliches Marterinstrument. Attibert beschreibt im Einzelnen die Schauder einer solchen gräßlichen Exekution. Wird man sich noch wundern, wenn Cayenne, diese „trockene Guillotine,“ furchtbar unter den Gefangenen aufräumt? Schon im Jahr 1797 waren neben 8 Ueberlebenden 61, im Jahr 1798 von 193 binnen 2 Jahren 103, im folgenden Jahr von 98 53 gestorben. Ueber die Neuzeit fehlen die Data; von 1854 ist nur erwähnt, daß im Spital 60 Kranke unter 180 umkamen. Der Moniteur selbst gibt für das Jahr 1856 im Ganzen 2152 weiße Sträflinge an. Und weßhalb kommt man nach Cayenne? Die Korrektionspolizei des Departements Maine et Loire verurtheilte die inkriminirten Riotto, Aridas und Cheniau, den ersten zu 2, den zweiten zu 13, den dritten zu 6 Monaten gewöhnlicher Gefängnißstrafe. Nach deren Erstehung kamen sie nach Cayenne! (Vor einigen Monaten wurde Blanqui, nachdem er die ihm wegen Betheiligung an dem Auflauf vom 15. Mai 1848 zuerkannte Freiheitsstrafe abgesessen, nach Cayenne deportirt kraft des Sicherheitsgesetzes vom Februar 1858.)

Mannigfaltigkeiten.

Man schreibt aus London, 4. Juli: In der Nacht von Sonnabend auf Sonntag zog eine Reihe schwerer Gewitter über London hin. Eine ungewöhnliche Zahl Menschen wurde vom Blitz getroffen. Manche niedrig gelegene Oertlichkeiten, zumal an der Themse, wurden überschwemmt. In Hyde Park zerschmetterte der Blitz eine prachtvolle Ulme und erschlug 14 Schafe, die darunter lagerten. Ganz so erging es 16 Schafen in den anstoßenden Kensington Gardens. Groß ist der Schaden, den das Gewitter in Treibhäusern und Gemüsegärten stiftete. Portsmouth ist um dieselbe Zeit wie London vom Sturm heimgesucht worden. Die Entladung hat

dabei sehr wenig zur Kühlung der Atmosphäre beigetragen. Der Sommer hat spät begonnen, ist aber schwül und ungewöhnlich gewitterreich.

Es hat sich in Berlin ein „Komité der A. v. Humboldt'schen Stiftung für Naturforschung und Reisen" gebildet, das in den Blättern zu Sammlungen für diesen Zweck einladet. Die Absicht ist eine Stiftung des Dankes zu gründen, welche bestimmt ist, hervortretenden Talenten, wo sie sich finden mögen, in allen den Richtungen, in welchen A. v. Humboldt seine wissenschaftliche Thätigkeit entfaltete, namentlich zu naturwissenschaftlichen Arbeiten und größeren Reisen Unterstützung zu gewähren. Der Akademie der Wissenschaften zu Berlin ist die Bestimmung über die Verwendung anzuvertrauen. Die betreffenden Summen sind an das Bankierhaus Mendelssohn u. Komp. einzusenden. Unterzeichnet sind unter andern v. Bethmann-Hollweg, Böckh, Bunsen, Dove, Ehrenberg, Trendelenburg, Encke, und viele andere Notabilitäten.

Man schreibt aus New-York, 18. Juni: An den Pfingsttagen wurden in den meisten größeren Städten der Union von den Deutschen die üblichen Volksfeste im Freien abgehalten, an denen von Jahr zu Jahr auch die Anglo-Amerikaner einen größeren Antheil nehmen. Das große Gesangfest aller östlichen Singvereine wurde in Baltimore gefeiert und ist noch nie und nirgends so vollkommen ungetrübt und unter so herzlicher Antheilnahme der Eingebornen vorüber gegangen wie in dieser Stadt, die sonst als der Hauptsitz des Knownothingthums und als das Paradies der wüstesten Raufbolde und Schlagetodt gilt. Am 13. fand Vormittags eine Hauptprobe zu dem Abends im Front-Street-Theater abzuhaltendem Konzerte und nach deren Beendigung ein Festzug durch die Straßen statt, an dem gegen 1800 Personen sich betheiligten. In den Straßen regnete es förmlich Blumen aus schönen Händen auf die Sänger. Dem Konzerte selbst wurde große Theilnahme und den Wettgesängen allgemeiner Beifall geschenkt. Am 14. d. Mts. vereinigten sich Turner und Sänger zu einem Festmahle. Am 15. Juni wurde das Fest geschlossen, an dem über 15,000 Personen theilgenommen haben sollen. Daß Orpheus mit seinem Gesange Bestien zähmte, erscheint gar nicht mehr so wunderbar, wenn man hört, wie bei dem Beginne des Volksfestes die Hauptleute der wohlorganisirten Baltimorer Todtschlägerbanden zu den Sänger kamen und ihnen in ihrem Rowdy-Jargon sagten: „Schaut her, wir sind die wohlbekannten Baltimorer Rowdies. Aber wenn ihr irgend wie in die Brewoulle kommen solltet, wir hauen Euch heraus, darauf habt Ihr unser Wort." Und sie haben wirklich Wort gehalten; unter den 800 oder 1000 Sängern ward kein einziger zum Ibykus. — In Louisville ging es den Turnern bei ihrem Pfingstfeste nicht ganz so gut. Sie wurden von einer Schaar Metzgerknechte angefallen und es entspann sich ein Gefecht, aus dem eine Turiner Phantasie ohne Mühe eine glorreiche Schlacht hätte machen können, denn es wurden dabei an 40 Schüsse abgefeuert und an 12 oder 15 Personen verwundet, einige davon lebensgefährlich.

Hans Wachenhusen erzählt in seinem sehr lesenswerthen „Tagebuch vom Kriegsschauplatze" haarsträubende Fälle von der Nachlässigkeit der österreichischen Verpflegungsbeamten und der traurigen Lage der braven Soldaten, die Tage lang abgehetzt wurden, ohne der geringsten Erfrischung und Labung habhaft werden zu können. Der Times-Korrespondent meldet aus Verona, daß die Armee des Kaisers bei Solferino mit nüchternen Magen focht. „Ich sah mit Erstaunen Soldaten, die sich unverwundet vom Schlachtfelde von Solferino zurückzogen und erschöpft niederlegten, wenn sie außer Schußweite waren. Viele legten sich hin und starben vor Erschöpfung. Die Gefangenen, welche die Oesterreicher machten, hatten meist etwas Eß- oder Trinkbares bei sich." (Aehnliches erzählt Wachenhusen von Magenta.) Derselbe Korrespondent macht dem Feldmarschall-Lieutenant Fürsten Lichtenstein und General Zedwitz schwere Vorwürfe. (Beide sind bekanntlich gleich Clam-Gallas von der Armee entfernt worden).

Als sich der Großfürst Konstantin auf seiner jüngsten Reise im Orient in Smyrna befand und dort die europäischen Konsuln empfing, fragte er den sardinischen Konsul, ob er Nachrichten vom Kriegsschauplatz habe, und auf dessen Antwort, es sey die Nachricht von einem Siege der Alliirten eingetroffen, bemerkte er im Beiseyn des österreichischen Konsuls: „Ich danke Ihnen; solche Nachrichten werde ich immer mit Vergnügen erfahren."

Ein englischer Chemiker, John Moule, hat ein Verfahren erfunden, bei künstlicher Beleuchtung Photographieen aufzunehmen. Wir sahen Abdrücke, welche, was Klarheit der Schatten, der Halbtöne und aller Nuancen anging, gar nicht von Photographieen zu unterscheiden waren, die im Sonnenlichte aufgenommen worden. Theile von Kirchen, wie Krypten, Grabgewölbe rc., Ruinen können vermittelst dieses Verfahrens photographirt werden.

Redakteur: Gustav Neffert.

Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 166 Donnerstag, 14. Juli 1859.

Eine Familie aus der ersten Gesellschaft.

(Schluß.)

38.

Es wird den Lesern, die bis jetzt unserer anspruchslosen Heldin auf ihrem leider gar nicht außerordentlichen Lebenswege mit theilnehmenden Blicken gefolgt sind, hoffentlich angenehm seyn, wenn wir sie zu ihrer Hochzeit einladen, die in Doktor Hattesohls Hause fröhlich gefeiert wird. Es schadet nicht, wenn vielleicht der Eine oder der Andere in einem Rocke erscheint, der einige Fingerbreit Tuch zu viel enthält, um für große Gesellschaften „passend" zu seyn, der Doktor und seine Frau beurtheilen bekanntlich die Leute nicht nach ihren Röcken, und Klärchen und Heldmann, — — wir müßten uns sehr irren, wenn die Beiden heute Zeit hätten, so etwas nur zu bemerken. In ihrer seligen Stimmung sind sie ja überhaupt geneigt, Alles für gut und vortrefflich zu halten, und die Erde für ein Himmelreich anzusehen. Heldmann wäre dieß nicht zu verdenken, denn Klärchen sah wirklich in ihrem weißen Brautkleide und ihrem grünen Brautkranze auf den blonden Locken wie ein Engel aus, so anmuthig und so strahlend vor Seligkeit und vor Liebe. Aller Augen ruhten mit Entzücken auf ihr, und sagten dem glücklichen Bräutigam die schmeichelhaftesten Komplimente über seine Wahl.

Fast eben so glückliche Gesichter wie das Brautpaar machten der Doktor und seine Frau. Ihre sanften Augen strahlten von wahrhaft mütterlicher Freude, und er war ganz ausgelassen munter, entkorkte eine Flasche Champagner nach der andern, wobei er niemals unterließ, den Kork nach alter Sitte bis an die Decke springen zu lassen, und brachte Toaste über Toaste aus.

Man hatte das Brautpaar schon Mehremale hoch leben lassen, den Doktor und seine Frau ebenfalls; jetzt brachte Jemand die Gesundheit von Klärchens Frau Mutter aus. Während Alles aufstand, um mit der Braut anzustoßen, trat Hattesohl zu dem Bräutigam.

Nun, mein lieber Jakob, der sieben Jahre um seine Rahel diente, sagte er, ihm auf die Schulter klopfend, wollen wir Beide auch anstoßen auf das Wohl der Frau Schwiegermama?

Von Herzen gern! erwiderte Heldmann.

Von Herzen gern! wiederholte der Doktor flüsternd. Das sagst Du, weil sie hundert Meilen weit weg ist.

Der Schwiegersohn der Frau Oberstlieutenant lächelte und sagte nicht nein; deßhalb fuhr Hattesohl leise fort: Du kannst dem lieben Herrgott danken, daß sie nicht mehr hier ist! Ich habe Todesangst ausgestanden, bis der Wagen mit ihr fortfuhr. In jedem Augenblicke fürchtete ich, sie möchte wieder einen Rückfall bekommen, und noch einmal nein sagen. Sie ist von der ächten Race, die nichts lernt und nichts vergißt; wie ein Kork, den man ins Wasser wirft, kommt sie immer wieder in die Höhe; sie kommt mir vor, wie Gummi elasticum: man mag ziehen und zerren, so viel man will, ehe man sich's versieht, springt es in seine alte Form zurück. Nun Gottlob, Ihr seyd gültig verheirathet; jetzt kann sie Euch nichts mehr anhaben.

Gottlob! wiederholte Heldmann und schlang rasch den Arm um die feine Taille seiner Geliebten, als wollte er sich ihres Besitzes vergewissern.

In diesem Augenblicke trat die Frau Doktor, die kurz zuvor das Zimmer verlassen hatte, mit ganz strahlendem Gesichte wieder zu der Gruppe.

Kannst Du nicht schnell die Tafel aufheben, lieber Mann, damit wir vier uns einen Augenblick ohne Aufsehen entfernen können? fragte sie rasch. Es ist ein Brief angekommen, ein ganzes Packet, aus Amerika, von Hugo. Sein Tagebuch und ein Brief, — den Brief habe ich schnell gelesen, es geht im sehr gut, ich — —

Von Hugo? Welch ein Glück! Wo ist der Brief? riefen ihre Zuhörer erfreut durcheinander.

Das ist hübsch von dem Briefe, daß er gerade heute kommt, sagte der Doktor. Glück und Unglück bringen doch immer Gefährten mit; furchtsame Leute sind es, sie getrauen sich niemals allein zu kommen.

Aber, die Tafel aufheben? Allein den Brief lesen? Nein, er wird unsern Gästen auch Vergnügen machen. Gib her, ich will ihn vorlesen. Liebe Leute, ich habe einen Brief bekommen von Hugo Hattesohl aus Amerika; wollt ihr ihn hören?

Ja, ja, von Herzen gern! Mit dem größten Vergnügen! tönte es von allen Seiten.

Die Frau Doktor holte ein ziemlich dickes Packet herbei.

Sein Tagebuch! sagte Hattesohl; das lesen wir später, das ist für heute zu lang. Für jetzt nur den Brief.

Auf der zweiten Seite mußt Du anfangen, flüsterte seine Frau. Die erste enthält Erkundigungen nach seinen Eltern und Geschwistern und Danksagungen für uns.

Gut! sagte der Doktor. Also nach der Vorrede. Und er las laut:

Es ist vielleicht egoistisch und etwas eitel von mir gewesen, daß ich nicht früher geschrieben habe, aber ich konnte es nicht über mich gewinnen, Euch früher zu schreiben, als ich etwas Angenehmes berichten konnte. Ich wollte weder klagen, noch lügen. Mein Tagebuch wird Euch das Nähere sagen. Ich habe kämpfen und ringen müssen um meine Existenz, wie das natürlich war bei der mangelhaften Vorbildung, die ich für meine jetzige Laufbahn mitbrachte. Jetzt habe ich aber alle Schwierigkeiten überwunden. Ich bin Musiklehrer in Cincinnati, und meine jährliche Einnahme wird sich wahrscheinlich noch ziemlich viel höher belaufen, als diejenige eines deutschen Oberstlieutenants. Daß ich mich glücklich fühle, meinem Berufe — denn das ist die Musik, wie ich täglich mehr fühle, — folgen zu dürfen, könnt Ihr leicht denken. Der schönste Traum meiner Jugend geht vielleicht auch noch in Erfüllung; ich komponire eine Oper, zu der mir ein deutscher verbannter Dichter den Text geliefert hat. — Wäre nur mein armes, liebes Klärchen hier! Heldmann würde ihr schon folgen, und wenn die Jungen in Amerika sich auch nicht mit mensa mensae quälen lassen wollen, so wäre für einen Mann, wie er ist, hier doch gewiß ein angemessener lohnender Wirkungskreis zu finden.

Der Vorleser hielt inne, und sah das Brautpaar lächend an.

Was meinst Du, kleine Frau? fragte Heldmann, wollen wir hin, in das Land, wo es keine lateinische Pensa gibt?

Wenn wir Beide nur zusammen sind, erwiderte sie, so ist es mir einerlei, wo wir wohnen. Aber ich hoffe, ganz und gar ist es für einen vernünftigen Menschen noch nicht unmöglich, sich in Europa glücklich zu fühlen.

Still, hier kommt etwas Interessantes! rief der Doktor, und las: „Was sagt Ihr dazu, daß ich seit vier Wochen Ehemann bin? Meine Auguste, sie ist ein Engel, so hübsch ist sie und so liebenswürdig, ist eine Deutsche, eine alte Bekannte von mir. Sie ist nämlich die Tochter unsers ehemaligen Nachbars, der vor zwölf Jahren mit seiner Familie hierher gezogen ist."

Unser ehemaliger Nachbar? wiederholte Klärchen. Ach, das ist der Schuster Hallberg. Und lachend flüsterte sie Heldmann ins Ohr: O Gott, was wird Mama sagen!

Des Doktors muthwillig blitzende Augen sprachen denselben Gedanken aus: er sagte aber nichts, sondern klopfte an sein Glas und rief: Die Gläser gefüllt, liebe Leute! Die beiden jungen, glücklichen Ehepaare sollen leben, hoch!

Hoch! — Hoch! — ertönten fröhlich alle Stimmen, und die hell aneinander klingenden Champagnergläser wurden bis auf den Grund geleert, daß auch nicht ein Tropfen darin blieb.

Ein Blick in ein Jahr der Vergangenheit.

Häusser's deutsche Geschichte seit dem Tode Friedrichs des Großen hält der Gegenwart einen Spiegel hin. Im dritten Band des Werks findet sich auch die Geschichte des Jahres 1809 mit seinem Kriege zwischen dem französischen Imperator und Oesterreich: Wie der Krieg seinen Fortgang nahm, folgte man kaum irgendwo mit größerer Spannung den Ereignissen, als in Königsberg. Die deutsche Partei hob in leidenschaftlicher Besorgniß die Gefahren hervor, die sich mit jeder Stunde mehrten. Der König rang mit sich und der scheuen vertrauungslosen Stimmung, die ihn seit Tilsit mächtiger als je beherrschte. Kurz vor der Schlacht von Aspern hatte der Prinz von Oranien mit ihm Unterredungen, die auf eine kriegerische Entschließung deuteten. Er sprach es aus, wie tief er fühle, daß seine Existenz bedroht sey, und der Untergang Oesterreichs seinen eigenen nach sich ziehen müsse. Er schien geneigt, sich Oesterreich anzuschließen, wenn er nur die feste Ueberzeugung gewänne, daß der Kaiserstaat den Erklärungen, womit er den Krieg eröffnet, unwandelbar treu bleibe und nicht durch einen Separatfrieden die Interessen Europa's und seiner Verbündeten preisgebe. Mit Unterstützung von Geld, Waffen und Munition schien Preußen bereit, in kurzer Frist seine Wehrkraft aufzubieten und sie unter den Oberbefehl des österreichischen Generalissimus zu stellen. Anders freilich lauteten die Erörterungen, die Graf Golz mit dem österreichischen Gesandten v. Wessenberg pflog. Hier war erst von diplomatischen Unterhandlungen die Rede, welche natürlich die Ent-

schändung hinauszogen und dem Feinde Zeit ließen, indessen den tödtlichen Schlag gegen Oesterreich zu führen. Graf Stadion zeigte, wie nutzlos solch eine weitaussehende Hülfe sey. Vor Allem sey nur rasche Entscheidung nothwendig; lange Verhandlungen, Erörterungen über die künftige Gestaltung Deutschlands seyen in einem Augenblicke nur nachtheilig, wo der Feind die österreichische Hauptstadt besetzt halte. Erst müsse man den Feind hier verdrängen, dann ihm den Raub abnehmen. Es waren kaum vierzehn Tage nach dem Kampfe von Aspern, als der Prinz von Oranien jene Nachrichten ins kaiserliche Hauptquartier nach Wolkersdorf brachte. Es war die Ansicht der Oesterreicher, aus den pommer'schen, märkischen und schlesischen Truppen eine Armee zu bilden, die im nördlichen und mittleren Deutschland operire. So sicher schien der Beitritt Preußens, daß man die Frage erwog, ob es zweckmäßig sey, die Führer der preußischen Korps handeln zu lassen, ehe noch der König sich erkläre. Dieß Alles schien bedeutsam genug, um mit dem Königsberger Hof anzuknüpfen.

Kaiser Franz entschloß sich, den Oberst von Steigentesch an den preußischen Hof zu senden, um eine vollständige und kraftvolle Vereinigung einzuleiten, Oranien und Valentini gaben ihm Briefe an Scharnhorst, Götzen und andere Gleichgesinnte mit. Steigentesch fand in Königsberg dieselben Schwankungen, in denen sich seit Steins Rücktritt die Politik Preußens bewegte. Der König — so erzählte man sich in Bonapartischen Kreisen mit Berufung auf Steigentesch selbst — habe den Obersten ziemlich trocken empfangen und geäußert: „Der Kaiser verlangt jetzt Hülfe, später wird er einen Separatfrieden schließen und mich preisgeben." Doch erschien des Königs Friedensliebe erschüttert: „Ich bin entschlossen, mich eines Tages mit Oesterreich zu verbinden; es ist aber noch nicht Zeit. Setzen Sie den Krieg fort; unterdessen verstärke ich mich nach und nach, und dann erst werde ich nützlich seyn können." Und ein andermal: „Versetzen Sie dem Feinde noch einen Schlag, und ich werde einen Offizier ohne Uniform in Ihr Lager senden, um über die Mittel zu verhandeln." Während die Leute vom Ministerium auf weitläufige Verabredungen hindeuteten, drängten Scharnhorst und seine Freunde zur raschen, kühnen Entscheidung. Die Partei der Erhebung war unbeschreiblich aufgeregt. Nur rascher Anschluß an Oesterreich, war ihre Losung, kann von uns selbst den drohenden Schlag abwenden. Es ist, schrieb Einer von ihnen (4. Juni), der sich im österreichischen Hauptquartier befand, viel besser, mit wenigen Truppen schnell, als mit mehreren später auf dem Kriegsschauplatz zu erscheinen. Blücher, der damals in Stargard stand, war in fieberhafter Exaltation. Er gehörte zu Denen, die am lautesten und zwanglosesten zum raschen Anschluß an Oesterreich drängten. „Die Schill'sche Expedition ist zu Ende," schrieb er damals, „er ist als ein braver Soldat gefallen, hat aber sein Haupt theuer verkauft. Nun will ich eine kleine Frist geben; ändert es sich dann noch nicht, kommen wir nicht zu einem Entschluß, so gehe ich, und verwende meine Kräfte, die ich noch habe, zum Besten meines bedrängten deutschen Vaterlandes. Trage Fesseln, wer da will; ich nicht." Auch Bülow schrieb damals: „Wollen wir dem Kampfe auf Leben und Tod ruhig zusehen, so verdienen wir bei unserm Falle auch nicht einmal bedauert zu werden. Eine schleunige Theilnahme ist also durchaus nothwendig, und man muß Alles anwenden, um diese zu bewirken." Auch Steigentesch erreichte Nichts. Davon zeugt ein Brief, der uns von ihm vorliegt. „Ich komme", schrieb er aus Frankenstein am Tage der Wagramer Entscheidung an Graf Götzen, „von meiner Reise zurück, ohne etwas mehr, als unbestimmte Anweisungen an eine bessere Zukunft mitgebracht zu haben. Diese Unbestimmtheit, die sich selbst ein fürchterliches Loos bestimmt, scheint keine festere Haltung annehmen zu wollen, und Alles, was man dagegen einwendet, ist vergebens."

Die Geißel des Kriegs.

Hans Wachenhusen schildert uns in seinem „Tagebuch vom Kriegsschauplatz" seine Kriegseindrücke im Hauptquartier folgendermaßen:

Es ist ein erschütternder Anblick, diese Regimenter in den Kampf ziehen zu sehen, in einen Kampf aufs Messer, wie er hier geführt wird, in eine Schlächterei! Das Herz, das die Ergebenheit in ihr Schicksal, die Entschlossenheit, mit welcher sie sich demselben unterwerfen, bewundert, vermag sich einer gewissen Wehmuth nicht zu erwehren, denn in wenigen Stunden vielleicht ist das Auge schon gebrochen, das jetzt noch so trotzig in die Welt schaut, und die stolze Brigade ein Leichenhaufen!

Meine Nerven sind ziemlich abgestumpft und mein Gemüth versagt oft selbst drastischen Mitteln jede Reaktion, aber dieses Schauspiel hier ist erschütternd. Die ganze Situation versetzt uns hier zuweilen in einen fieberhaften Zustand, in eine geistige Verstimmung, deren Anlaß nur diese Wirkung auf das Nervensystem ist.

Oft, wenn ich mir auf Augenblicke in diesem kriegerischen Wirrwarr allein überlassen bin, drängt sich mir unwillkürlich ein Fluch auf die Lippen, ein stummer Herzensschrei gegen den Frevel, mit welchem man hier Hunderttausende von Gottes edelsten Ge-

schöpfen zur Schlachtbank führt; gegen den Frevel, der eine ganze Generation vernichtet und gotteslästerlich genug ist, zu diesem Werk der scheußlichsten Brutalität des Himmels Segen für die Gerechtigkeit seiner Sache anzuflehen!

Gott allein mag wissen, wie dieser entsetzliche Kampf enden wird, aber daß er ihn zuläßt, daß er Europa's Fürsten schweigend zuschauen läßt, wie seine Fluren verwüstet, seine Kinder dahingewürgt werden durch den Ehrgeiz eines Einzigen, daß er sie mit Blindheit schlägt, ist einer seiner unerforschlichen Rathschläge, vor welchen wir mit blutendem Herzen uns beugen.

Europa's Fürsten sind so gern geneigt, den Zweifel an der Weisheit ihrer Beschlüsse als ein Majestätsverbrechen zu betrachten; hier aber werden Verbrechen der Majestät begangen; hier wandelt mich ein Grauen vor der Majestät an, die kraft ihrer göttlichen Sendung ihre Unterthanen schlachtet und das Land mit Wittwen und Waisen bevölkert!

Ein Wort von Europa's Fürsten und dieser Krieg, der das Blut zweier großen Völker kostet, der unsere Kultur zertritt, unsere Zivilisation um fünfzig Jahre zurückschleudert, wäre nicht losgebrochen. Vielleicht, ja wahrscheinlich, kommt eine Zeit — und diese Zeit ist nahe, — wo sie dieß Schweigen nicht nur um ihrer Völker, sondern um ihrer selbst willen bereuen werden!

Mannigfaltigkeiten.

Die „Allgemeine Ztg." schreibt: „Der neuernannte k. Staatsminister der Finanzen, Herr v. Pfeufer, war bisher Ministerialrath im k. Staatsministerium des Handels und des Ackerbaues, und als solcher mit dem Referat über das Gewerbs- und Eisenbahnwesen betraut. Seiner Geburt nach ist er ein Franke, geboren zu Bamberg, und der älteste Sohn eines vor Jahren schon daselbst verstorbenen Rechtsanwalts, welcher ein Bruder des vor etwa 7 oder 8 Jahren gleichfalls zu Bamberg verstorbenen berühmten Arztes, Medizinalkomite- und Krankenhaus-Direktors Dr. v. Pfeufer daselbst, war, dessen ältester Sohn der gegenwärtige k. Obermedizinalrath und Professor der medizinischen Klinik an der Münchener Hochschule, Dr. Karl v. Pfeufer, ist. Der jetzige Staatsminister der Finanzen ist etwa 60 Jahre alt und erfreute sich in allen Berufskreisen, in welche ihn seine staatsdienerliche Laufbahn zur Thätigkeit berief, wegen seiner Intelligenz und praktischen Geschäftskenntniß, so wie wegen seines schlichten, humanen und biederen Charakters der allgemeinen Achtung." (An Gelegenheit, seine Intelligenz und praktische Geschäftskenntniß zu erproben, wird es nicht fehlen; abgesehen von den gesteigerten Ausgaben für das Militär, gibt es noch manche auffallende Mißstände im Finanzwesen, welche ernstliche Abhülfe verlangen. Beispielsweise wollen wir nur auf die Taxbeamten und die Anwendung des Taxregulativs verweisen.)

[Der Adel im Heere]. Für Bayern liefert das neueste (doch vor den letzten Armeebefehlen ausgegebene) Militärhandbuch über den Antheil des Adels an den höheren Offiziersstellen folgende Ziffern: Feldmarschall, Generallieutenants: 4 bürgerliche, 13 adelige; Generalmajore: 23 bürgerliche, 13 adelige; Obersten, Oberstlieutenants, Majore: a) bei der Infanterie und Kavallerie 73 bürgerliche, 35 adelige, b) bei der Artillerie und den Genietruppen 41 bürgerliche, 7 adelige; in Summa 141 bürgerliche, 68 adelige. Bei dieser Zusammenstellung sind nur die Adeligen vom Freiherrn aufwärts in die zweite Reihe aufgenommen. Bemerkenswerth ist einerseits das außerordentliche Ueberwiegen des Adels in den höchsten Kommando's, andererseits seine geringe Vertretung bei den technischen Waffen.

Das Händel-Denkmal auf dem Marktplatze in Halle ist enthüllt worden. In der Tracht seiner Zeit, mit der reichen Allongeperrücke, deren Locken durch eigenthümliche Schwingungen seinem Orchester Wohlgefallen oder Mißbehagen anzudeuten pflegten, im reichen goldbrokatenen Frack, mit seidenen gezwickten Strümpfen und Schuhen, steht die imposante Figur des deutschen Meisters nun in seiner Vaterstadt. Die Linke stemmt sich in die Seite neben dem Degengriff, die Rechte aber ruht auf dem Notenpulte zur Seite; sie hält das gerollte Blatt, der „Messias" ist aufgeschlagen.

Sonntag den 3. Juli fand in Ostende die altherkömmliche Einsegnung des Meeres in feierlichster Weise Statt, eine Feier, mit welcher die eigentliche Bade-Saison eröffnet wird. Der Zufluß von Fremden war so groß, daß viele der Besucher die Nacht unter freiem Himmel zubringen mußten. Die Saison scheint sehr belebt zu werden.

Die neue eiserne Eisenbahn-Brücke über den Nil bei Alexandria ist etwa 1400 Fuß lang und 42 Fuß breit, hat 11 Joche, deren zwei 104 Fuß messen, und zu beiden Seiten des eigentlichen Schienenweges je eine Straße für die Kameele.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 167 Freitag, 15. Juli 1859.

Das Haus auf dem Felsen.

Aus dem Englischen.

Der Sommer nähert sich seinem Ende; es ist Abend — ein ruhiger, stiller Abend; der Schleier der Nacht senkt sich langsam nieder und enthüllt Land und Meer in einen leichten Nebel. Ja, das Meer, denn ich wünsche, daß Sie sich das Meeresufer an einem solchen Abend vorstellen: das weite, rastlose, geheimnißvolle Meer! Wie die Wellen mit leisem, süßem Laut an das Ufer kommen und dort mit den Muscheln zu spielen scheinen! Ein eigenthümlich Gefühl beschleicht uns, wenn wir diese weite, scheinbar endlose Wassermasse betrachten; es ist, als ob ihr eintöniges Gemurmel uns von der Ewigkeit zuflüsterte!

Der Mond kommt leuchtend hinter jenen Wolken hervor und versilbert die kosenden Wellen; nur einzelne Kinder plätschern mit bloßen Füßen im Wasser und ihre fröhlichen Stimmchen unterbrechen allein das leise Rauschen des friedlichen Meeres: o, so friedlich ist es heute, als ob es nie wüthen könnte, wann sein Gebrüll das Echo übertäubt; so friedlich, als ob seine Wogen nicht bergehoch mit furchtbarer Wuth sich am Ufer brechen, und so manchem braven Herzen zum Grabe werden könnten; als ob nie in seinem Toben ein mächtig Schiff zerschellt, oder eines Fischers gebrechlich Fahrzeug verschlungen worden wäre.

Ungefähr an der Hälfte der Klippe, welche sich in's Meer erstreckt, steht eine kleine Hütte; holperige, in den Felsen gehauene Staffeln und ein schmales Geländer, um das Steigen zu erleichtern, führen hinauf. Es ist ein sonderbarer Platz, und doch so heimlich! Alles ist so reinlich; im Sommer blühen immer Blumen am Fenster, und im Winter winkt ein freundliches Feuer durch die Scheiben und scheint den Fremdling unter dem bescheidenen Dache zu bewillkommen. Drei Personen bewohnen das Hüttchen: zwei alte Männer und ein junges, schönes Mädchen. Ach — Sie würden sich nicht um die Staffeln und das mühsame Steigen kümmern, wenn Sie wüßten, daß Mabel Raby zu Hause wäre, wenn Sie ihr Antlitz schauen dürften, denn solch ein Gesicht erfreut nicht oft das Auge der Sterblichen. Es lag etwas Ueberirdisches in ihrer Schönheit. Als sie noch ein Kind war, hieß es, daß sie für dieses Leben zu schön sey, aber zwanzig Jahre waren verflossen, und die liebliche Erscheinung, denn so sah sie aus, lebte noch. Ich kann sie nicht beschreiben, denn kein Bild könnte dem Originale gleichen. Ihr Gesicht war fehlerlos, und ihre Farbe unter dem reichen braunen Haar so weiß wie Elfenbein.

Selbst die rohesten Gemüther bewundern und verehren die Schönheit, und so ward auch die „Schönheit vom Felsen," wie sie genannt wurde, in dem kleinen, nahen Fischerdorfe verehrt.

Wenn sie jede Woche einmal zu Markte ging, gab man ihr die Sachen fast umsonst, denn man wußte, daß die beiden alten Männer arm waren, und hielt es für unrecht, ein so schönes Geschöpf darben zu lassen.

Ein eigenthümlich malerischer Ort ist dieses Fischerdorf. Eine lange, unregelmäßig auf einem Hügel erbaute Straße, altmodische, von der Zeit zerstörte Hütten, in welchen fast überall gedörrte Fische verkauft werden, die in Haufen auf abschüssigen Brettern vor den Fenstern liegen. Man sieht nur wenige Läden; der Krämer hat wöchentlich einmal Fleisch, denn es befindet sich kein Fleischer im Orte, und verkauft auch sonst beinahe Alles, was die bescheidenen Einwohner bedürfen. Sein Laden ist oft so voll, daß man sich kaum darin umwenden kann; er, ein Gemüsehändler, und das sogenannte Repositorium, welchem eine alte Jungfer vorsteht, theilen sich in die Ehre der Kundschaft — alle alle Andere verkaufen Fische.

Besagtes Repositorium ist merkwürdig wegen seiner Muscheln. Alle möglichen Dinge, die man sich einbilden, und viele, die man sich gar nicht denken konnte, waren aus Muscheln gefertigt. Thiere, welche Cuvier in Verlegenheit gebracht hätten, Häuser, wie kein Architekt der Welt sie je erfunden, und Blumen, für die kein Botaniker einen Namen gewußt hätte — lauter Muscheln! Einige Zeitungen

und ein paar veraltete Novellen lieh die Eigenthümerin dieses Ladens aus, und machte sonst noch Geschäfte mit Papier und Federn, Siegellack und Oblaten, Perlen, Nähseide, Straminwolle, kurz mit allen „Luxusartikeln."

Ich brauche wohl kaum zu bemerken, wie wenig sie davon absetzte; die Muscheln gingen noch am besten, denn manche der armen Nachbarn hatten Freunde in London, welchen sie an Weihnachten gern eine Kleinigkeit senden wollten, und da dachten sie, ein Andenken vom Meeresstrande müsse aus Muscheln bestehen. Dennoch konnte die arme, alte Seele mit ihrem Handel und ein wenig Kleidermachen ihr Leben fristen, wenn auch noch so ärmlich.

In der Nähe des Dorfes befand sich eine alte Ruine, welche zu mancher Pic-nic-Partie Veranlassung gab; Alterthümler besuchten oft den alten Ort, um von verschiedenen, ihnen interessant scheinenden Gegenständen Augenschein zu nehmen, und eines Tages erschien ein in die Mode des vorigen Jahrhunderts gekleideter Herr, dessen Aussehen und Gestalt gut zu seiner Kleidung paßte, blieb vor einer Hütte stehen, welche mit einer Inschrift geziert war, und fragte die Bewohner sehr angelegentlich, ob sie ihm über dieselbe keinen Aufschluß geben konnten? Nein! sie wußten nichts, und kümmerten sich auch weiter nicht darum, und so wollte er eben verzweifelnd seinen Weg fortsetzen, als ein altes Weib den Kopf aus einem der Fenster streckte und erklärte, sie könne ihm Alles darüber sagen. Er näherte sich ihr begierig und seine Enttäuschung kann leichter eingebildet, als beschrieben werden, als die versprochene Aufklärung in der weisen Antwort bestand: „Ach, Herr! diese Inschrift war da oben, seit das Haus gebaut wurde."

Ich habe gesagt, die beiden alten Männer seyen arm gewesen, wirklich so arm, daß es im Dorfe oft ein Gegenstand der Unterhaltung war, von was sie denn eigentlich lebten. Mathias Whiting bezog aus früherer Dienstzeit eine kleine, vierteljährige Pension, und man nahm an, das Mabel sich und ihren Vater durch Netzestricken erhielt. Die außerordentliche Schönheit des Mädchens und der alten Männer eigenthümliche Liebe zu ihr und gegen einander, bot eine fortwährende Quelle der Verwunderung, deren Grund Niemand kannte. Mabel nannte Mathias Onkel, aber es war das nur ein Ausdruck der Liebe, denn sie waren nicht verwandt, obwohl der Natur heiligste Bande sie nicht inniger hätten aneinander ketten können.

Da ich Ihnen nun die Hauptpersonen meiner Geschichte vorgestellt habe, will ich Sie in ihre kleine Wohnung, unter ihr bescheidenes Dach führen. An dem oben beschriebenen Abende finden Sie die beiden Alten in dem ungewissen Lichte der Dämmerung rauchend am Fenster sitzen. Der Mond geht langsam auf, und sein Silberlicht erleuchtet das kleine Stübchen mit dem rothen, unebenen Steinboden, und spiegelt sich in den zwei Messingleuchtern und den Zinnkrügen, welche neben irdenem Geschirre auf dem Gesimse stehen.

Auf dem Tische in der Mitte ist das Abendessen aufgestellt: ein Häring, etwas schwarzes Brod und ein kleines Stückchen Käse. Sie rauchten schweigend eine Zeitlang, dann legte der alte Mathias seine Pfeife weg und sagte: „Mabel kommt lange nicht John."

— „Ich bin froh, Mathias, denn dann können wir sagen, daß wir bereits zu Nacht gegessen haben; ich weiß gewiß, daß das nicht für Drei reicht!" erwiderte er, einen kläglichen Blick auf den ärmlichen Vorrath werfend.

„O dazu ist sie zu gescheidt — sie wird gleich fragen: wo sind die Teller? und sie weiß auch, was gestern übrig geblieben ist."

— „Da hast Du Recht, Mathias, Du bist immer der Klügste. Komm, wir wollen zwei Teller beschmieren, das Stücklein Käse verstecken und sagen, wir haben es ganz gegessen. Morgen werden wir wieder froh darum seyn."

„Ganz recht," sagte Mathias und nahm die Teller aus der Schüsselrahme.

— „Gib sie mir, ich kann es besser; gehe Du zu Deiner Pfeife!"

„Nein, nein, ich will's thun."

— „Gut, dann soll Jeder eins nehmen, denn es ist eine hungrige Arbeit."

„Unsinn, Mensch," antwortete Whiting ernst; „ich bin nie hungrig, wenn es nicht am Platze ist."

John nahm die Bemerkung schweigend hin, und bemühte sich, die Teller so zuzurichten, daß man sie für gebraucht hielt. Kaum waren die Alten wieder am Fenster und begannen ihre Pfeifen zu rauchen, als eine liebliche Stimme, welche ein altes Matrosenlied sang, Mabels Ankunft verkündete.

„Da bin ich!" rief sie heiter, und riß die Thüre weit auf; „habt Ihr Euch über mein Ausbleiben geängstigt?"

— „Nein, Kind, nein! Du bist ganz sicher hier, es würde Dir Niemand ein Leids thun. Bist hungrig, Mädchen?"

„Nein, Vater, nicht sehr; — ich denke, es ist zu warm zum Essen."

— „O nimm einen Bissen, Mädchen, nimm einen Bissen," sagte Mathias.

„So kommt her," sprach sie, die Stühle zum Tische tragend.

(Fortsetzung folgt.)

Das Erdbeben in Erzerum.

Der zu Konstantinopel in englischer Sprache erscheinende „Levant Herald" enthält folgenden Brief d.d. Erzerum, 5. Juni: „Am 2. d. M. stürzte ein Erdbeben unsere halbe Stadt in Trümmer. Der erste und furchtbarste Stoß ereignete sich gegen halb 11 Uhr Vormittags, in der Richtung von Süden nach Norden, und dauerte 15 bis 18 Sekunden. So gewaltig war die Erschütterung, daß kaum ein einziges Haus auf ihrer Linie einer größern oder kleinern Beschädigung entging; die Mehrzahl der größern Häuser aber stürzte zusammen, und begrub ihre unglücklichen Bewohner unter ihrem Schutt. Ungefähr eine halbe Stunde später warf ein zweiter, nicht ganz so heftiger Stoß fast jedes Haus zu Boden, das der erste Stoß erschüttert, aber noch stehen gelassen hatte. Beinahe die ganze Südhälfte der Stadt ist ein Trümmerfeld — von der Kaserne bis an den Utsch-Meidan ist kaum ein Haus entgangen, und der Verlust an Menschen- und Thierleben ist verhältnißmäßig groß. Die lange Straße dem Friedhofe gegenüber, in welcher die vornehmsten Konsularwohnungen standen, ist wenig besser als ein Schutthaufen, von der armenischen Kirche bis zum englischen Konsulat. Letzteres hat schwer gelitten, doch Dank seiner größern Solidität nicht so viel wie das österreichische und das russische. Nimmt man dazu die Bazars und die meisten größern Chane des betroffenen Quartiers, so kann man sagen, daß nur wenige von den ansehnlichern Gebäuden der Stadt dieser Heimsuchung entgangen sind. Halb Erzerum, das ist keine Uebertreibung, ist zerstört. Die haarsträubende Scene zu beschreiben, will ich nicht versuchen; die jetzt mehr als zur Hälfte von ihren Einwohnern verlassene Stadt sieht aus, als hätte sie von den dahinter liegenden Höhen ein langes und furchtbares Bombardement erlitten. Dieß ist besonders mit der alten Citadelle der Fall, welche mehr als zehn Jahrhunderte lang über der Ebene gethront, und den Zahn der Zeit, sowie den Hagel russischer Geschütze überdauert hatte. Noch muß ich erwähnen, wie schlecht Arif Pascha, der Zivilstatthalter, sich in dieser Unglückszeit benommen. Mit einer Selbstsucht, die man an einem Privatmann allenfalls verzeihlich finden könnte, die aber von Seiten des obersten Beamten einer Stadt und Provinz ein Verbrechen ist, floh er gleich nach dem ersten Stoß aus der Stadt, nur an Rettung seiner Person, Familie und Habe denkend. Von seinem ganzen Harem ꝛc. begleitet, hat er sich weit draußen in der Ebene gelagert, fern von aller Gefahr, aber auch von aller Möglichkeit, den unglücklichen Stadtbewohnern irgend Hülfe oder Schutz angedeihen zu lassen. Der einzige Befehl, den er zurückließ, war der, das Gefängniß zu öffnen, was die Folge hatte, daß ein Haufen Uebelthäter loskam, welche seitdem die Stadt ausrauben und plündern. Die Verübung dieser Frevel war um so mehr erleichtert, als der Pascha fast sämmtliche Zaptieh aus der Stadt mit fortgenommen, um sein Geld und sonstige Habseligkeiten in der Ebene zu bewachen. Und wiewohl er mehr als 200 Militärzelte für sich und sein Gefolge mitnahm, weigerte er sich anfangs, ein einziges Zelt für die obdachlos gewordenen Tausende auszuliefern. Erst auf die Drohung der Konsuln, ihn in Konstantinopel zu verklagen, ließ er deren eine kleine Zahl vertheilen." — Nach amtlichen Berichten kamen durch das Erdbeben 380 Menschen um, 200 wurden verletzt, und 6000 sind vermißt. Von den ungefähr 6000 Häusern der Stadt sind 2000 eingestürzt, 1500 schwer, 1000 theils mehr, theils weniger beschädigt.

Mannigfaltigkeiten.

Ein deutscher Offizier des italienischen Regiments Weichert, das auch durch Bayern jüngst fuhr, schreibt aus Verona: „Ich bin in diesem Augenblicke in Verona dem gegenwärtig gewiß größten Lazareth der Welt: denn alle Gassen und Gärten, Häuser, Zimmer, Treppen und Korridore sind mit Verwundeten belegt, über deren Zustand bei der sengenden Hitze ich nichts weiter sagen will. Unser Regiment hat sich in der Schlacht von Solferino mit Ruhm bedeckt; denn höher noch als die Tapferkeit ist die Treue zu bewundern, womit es an der Fahne hält, zu der es geschworen. Der Kampf begann (für dieses Regiment) um 8 Uhr Früh und unsere Brigade hatte es mit dem Centrum zu thun, in welchem die größte Kraft der Franzosen stand. Nach abwechselndem Kampfe erhielt das Regiment den Befehl, die vorliegenden steilen Höhen mit Sturm zu nehmen. Unser tapferer Oberst (v. Trentinaglia) stieg vom Pferde und führte mit Begeisterung, unter einem Hagel von Kugeln aller Art, an der Spitze des Regiments uns zum Siege. Der Feind wurde geworfen. Aber ohne Unterstützung und Reserve mußten wir nach einer Weile den Franzosen wieder weichen, die mit bedeutenden Massen unser schwer Erworbenes wieder erkämpften. Hier fielen Major Micrezs und dessen Sohn, acht Offiziere wurden verwundet; überdies zählten wir 300 Todte und Verwundete. Beim Zurückgehen fiel der Oberst, jedoch nicht durch eine feindliche Kugel, sondern durch Erschöpfung der Kräfte, die er durch eine Krankheit, von der er noch erst in der Genesung war, sehr eingebüßt hatte. Er mußte von unsern Leuten, die ihren geliebten Oberst nicht liegen lassen wollten, zu-

rückgetragen werden. Er erlag den körperlichen und moralischen Anstrengungen des Tags. Das Regiment hat volle fünf Stunden in erster Linie gekämpft, war ohne Unterstützung und hatte sich ganz verschossen. Dazu hatten wir auch 48 Stunden (achtundvierzig Stunden!) nichts gegessen. Hätten wir nur ein Bataillon Unterstützung gehabt, es wäre brillant gegangen. Leider sind die großen Anstrengungen ohne Resultat für die allgemeine Sache geblieben. Gott gebe eine bessere Zukunft.

Einer der Korrespondenten der Wiener „Presse" vom Kriegsschauplatze schreibt derselben folgende Kriegsanekdote: Ein wackerer Offizier des Regiments Hohenlohe hatte keinen sehnlicheren Wunsch, als in den Besitz eines ausgezeichneten Chronometers zu gelangen. Längere Zeit hindurch sparte er von seiner Gage Gulden auf Gulden; beim Ausbruche des Feldzuges hatte er einen sehr ansehnlichen Betrag verfügbar und verwendete ihn zum Ankaufe des langersehnten Gegenstandes eines goldenen Chronometers von sehr hohem Werthe, das bald der Stolz und maßgebende Stundenmesser des Regiments wurde. Selbst an Schlachttagen konnte sich der Besitzer nicht von seinem Kleinode trennen, denn eine innere Stimme flüsterte ihm zu, die Uhr wie einen Talisman zu hüten und nicht aus der Hand zu geben. In der Schlacht bei Solferino trifft den Offizier eine Kugel gerade in die Herzgrube; es wäre um ihn geschehen gewesen, wenn nicht die massive goldene Uhr die Kraft des Geschosses geschwächt und selbes abgeplattet hätte. Die Uhr, die Frucht jahrelanger Entbehrungen und so sehnsüchtiger Wünsche, hat die ihr zugewendete Neigung gelohnt — denn sie rettete ihrem Herrn das Leben, der die Trümmer des Gehäuses mit wehmüthiger Dankbarkeit betrachtet.

Für das kgl. Erziehungsinstitut für krüppelhafte Kinder in München, welches bestimmt ist, der Verwahrlosung armer krüppelhafter Knaben und deren üblen Folgen durch christliche religiöse Erziehung, Unterricht und angemessene Beschäftigung entgegen zu wirken und die Zöglinge zum Betriebe einer freien Gewerbsart oder zum Uebertritte in ein ordentliches Gewerbe zu befähigen, wurde in der jüngsten Zeit ein neues Institutsgebäude hergestellt, dessen Räumlichkeiten so ausgedehnt sind, daß mindestens 15 Zöglinge noch Aufnahme finden können. Leider stehen dem Institute zur Zeit nicht die Mittel zu Gebote, um einer größeren Anzahl von Zöglingen unentgeldliche Aufnahme gewähren zu können. Nicht nur im Interesse dieser unglücklichen Kinder, sondern auch deren Angehörigen und Heimathsgemeinden dürfte es gelegen seyn, diese Anstalt zu benützen und da die jährliche Pensionszahlung nur 130 fl. beträgt, so wird es auch den meisten der betheiligten Familien und Gemeinden nicht schwer fallen, den armen gebrechlichen Knaben die Möglichkeit ihrer technischen Ausbildung zu gewähren und hiedurch eine spätere unausbleibliche Alimentationslast abzuwenden.

In München gibts großen Streit, indem sich die Hutmacher gegen die Schneider und Säckler beschweren. Es gaben sich zweierlei Ansichten kund: Die einen und mit ihnen der Referent des Magistrates behaupten, daß nach der Zunftordnung von 1709 (!) zur Anfertigung von Kopfbedeckungen ausschließlich zwei Gewerbe (die Kappenmacher oder Säckler und die Hutmacher) berechtigt seyen, während die andern anführen, daß die Anfertigung dieser Hüte mit der Nadel (Nähmaschine) für die Schneider spreche und diese auch die ersten waren, welche sie verfertigten. Heiterkeit erregte der Umstand, daß gegenwärtig auch in Augsburg dieselbe Gewerbsfrage aufgetaucht ist, und die Augsburger sich bei den Münchenern hierüber Rath erholen wollen. Der Magistrat hat den Schneidern nun verboten, Tuchhüte zu machen, den Säcklern und Hutmachern steht dieß allein zu, die aber geben sich gar nicht damit ab.

Die verstorbene Großherzogin von Weimar hat 1 Million 600,000 Thlr. hinterlassen, hievon erhält das großherzogliche Haus 800,000 Thlr. und die beiden Töchter der Verstorbenen, die Prinzessin von Preußen und die Prinzessin Karl, jede 400 000 Thaler. Außerdem soll der bedeutende Kronschmuck dem großherzoglichen Hause als Fideikommiß verbleiben und der Ertrag der Güter dem zweitgebornen Prinzen zufallen. Sämmtliche wohlthätige Stiftungen der edlen Frau sollen auf 5 Jahre fortbestehen.

Ueber das abenteuerliche, buntscheckige und renommistische des Einzugs der Garibaldianer in Tirano enthalten Graubündner Blätter ergötzliche Schilderungen; 40 blau gekleidete Reiter, lauter Söhne reicher Familien, zogen unter Trompetenschall dem Korps voraus, dann aber folgten mit und ohne Uniformen, Greise neben Schulbuben von 14 Jahren, „feine Gesichter" neben zerlumpten Bettlern ꝛc. — Was werden diese „Patrioten" zu dem jedenfalls ohne ihre Zustimmung abgeschlossenen Waffenstillstande sagen?

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung.“

№ 168 Samstag, 16. Juli 1859.

Das Haus auf dem Felsen.

(Fortsetzung.)

— „O wir haben nicht auf Dich gewartet,“ rief John, und versuchte zu lächeln; „wir sind fertig.“

„Fertig? ihr? und habt mir all' das gelassen? Was könnt ihr denn gegessen haben? gewiß gar nichts,“ fuhr sie fort, stund auf und legte ihre Hand auf ihres Vaters Arm. Dieser rauchte eifrig und gab keine Antwort, Mathias aber nahm die Pfeife aus dem Munde, und fragte in seiner lakonischen Weise: „Wo ist der Käse, Mädchen?“

„Richtig, es war Käse da! Wenn ihr also schon gegessen habt, dann will ich eine gute Mahlzeit halten, denn ich bin sehr hungrig.“

Die alten Männer wechselten einen zufriedenen Blick und rauchten fleißig, während Mabel wirklich aß, als ob sie hungrig wäre. Als sie fertig war, und das Geschirr abgeräumt hatte, nahm sie einen Stuhl, setzte sich zu den Alten, und erzählte ihnen, wo sie gewesen war.

„Ich habe die Netze verkauft, und hier ist das Geld, vier Schillinge und zwei Pence; — Pence — so viel über das Geschäft. Was nun die Neuigkeiten betrifft, so kann ich Euch sagen, daß Frau Warrens ihr Haus an vornehme Leute vermiethet hat; sie kommen schon am Montag, und die gute Frau freut sich so darüber und meint, die Straße sey nicht gut genug für diese Leute, denn sie haben Wagen und Pferde, Bedienten und weiß Gott was Alles.“

— „Es thut mir leid, das zu hören,“ sagte Mathias verdrießlich; „ich hasse diese Leute, denn sie sind voll Putz und Glanz außen, und hohl und herzlos innen. Wenn sie kommen, so bleibe Du in der Hütte, denn Du bist sicherer bei alten Männern in ihrem Wammse, als unter diesen in Seide und Atlas gekleideten Menschen.“

„Aber, Onkel, ich möchte sie doch sehen, Frau Warrens sagt, daß sogar die Diener Gold auf ihren Kleidern haben und der Herr ist ein Lord, ein wirklicher Lord.“

— „Wenn Du mit ihnen sprichst, bin ich mit Dir fertig,“ rief Mathias heftig.

Mabel blickte fragend auf zu ihrem Vater.

„Kümmere Dich nicht, Mädchen, und folge dem Onkel,“ sprach dieser; „er hat immer Recht. Ich kenne ihn nun sechszig Jahre, und ich sage, er hat immer Recht. Aber jetzt sagt meine schöne Uhr dort oben, daß es Zeit sey, ins Bett zu gehen. Gott segne Dich, Kind, gehe nun auch zu Bette, und denke nicht mehr an die vornehmen Leute, welche doch zu hochmüthig wären, Dich anzusehen.“

Gehorsam wie ein Kind, kannte Mabel kein anderes Gesetz, als die einfachen Worte der beiden Alten, und so küßte sie dieselben nun und begab sich in ihr kleines Zimmer. Kaum hatte sie die Thüre geschlossen, als Mathias sich John näherte und mit leiser Stimme flüsterte: „Das ist eine schlechte Neuigkeit, John, eine recht schlechte Neuigkeit; wer ist dieser Lord, und was will er hier? Mabel darf nicht ausgehen, so lange er hier ist.“

— „Aber denkst Du denn, daß . . . .“

„Ich denke nichts, als daß er einer aus jener Klasse ist, welche zu retten ich keine Hand ausstrecken würde, wenn das wilde Meer sie vor meinen Augen verschlänge.“

— „Still, still, Mathias! Jahre sind vergangen, seit Du und ich Ursache hatten, hart von solchen Leuten zu denken. Wir sind jetzt alt, Freund; das Grab, welches Alle gleich macht, liegt nahe vor uns — darum hüten wir uns vor schlimmen Worten, denn sie könnten unsere letzten seyn.“

Und der arme, alte John fuhr mit seiner sonnverbrannten Hand über die Augen, und reichte sie dann Mathias mit den Worten: „Zudem, alter Freund, obwohl sie uns bitter weh thaten, danken wir es ihnen doch, daß wir jetzt beisammen sind; sie haben uns gleichsam durch die zweite Hand Gutes gethan, deßhalb wollen auch wir nicht zögern, ihnen zu nützen, wenn wir können.“

Mathias drückte stumm des Freundes Hand, — nach einigen Minuten aber begann er wieder: „Das Mädchen, John, das Mädchen, ich sage Dir, Du mußt sie ferne halten, oder es gibt Unheil, ich gebe Dir mein Wort darauf. Du, der Du sie wach-

len sahst, seit sie kaum größer war, als ein Hühnerei, weißt nicht, was sie für eine Schönheit ist, Du siehst es nicht, weil Du an sie gewöhnt bist; aber ich, der ich in den Ländern war, wo es die schönsten Frauen der Erde gibt, weiß, daß keine der Mabel gleichkommt. Sie weiß das selbst nicht; aber denke, welchen Eindruck es auf sie machen muß, wenn sie ihr nun davon vorreden, ihr sagen, wie schön sie sey? Der Gedanke macht mich ganz wahnsinnig, deßhalb sage ich Dir, halte sie ferne, oder Du wirst es einst bereuen, Mathias Whitings Worte verachtet zu haben."

— „Es wäre das Erstemal, daß ich Dein Wort nicht beachtete, Mathias, wirklich das Erstemal. Ich will das Kind so streng halten, als Du willst; — aber es ist spät geworden, komm, wir wollen zu Bette gehen. Gott segne Dich!"

Noch ein Händedruck, dann zogen sie sich in die dritte Stube, das letzte Gemach der Hütte zurück. Dort befand sich eine Hängematte für Mathias und eine Matraze für John; sie legten sich nieder und schliefen bald, von dem leisen Rauschen der stillen See eingelullt.

Eine Woche war vergangen. Es war ein herrlicher Morgen, und die Sonne leuchtete mit all dem eigenthümlichen Glanze, den sie am Meere immer zu haben scheint. Auf einer Bank unter der Klippe, dem einzigen schattigen Plätzchen, saßen zwei ältere Frauen, zwei junge Damen und ein hübscher, ungefähr acht Jahre alter Knabe. Sie waren einfach in Gingham-Kleider und große Strohhüte gekleidet, aber Alle, welche mit den höheren Klassen zu verkehren Gelegenheit hatten, konnten nicht umhin, sogleich auf den Stirnen der jüngern Glieder der Gesellschaft das Siegel der Aristokratie zu entdecken.

In einiger Entfernung erschien ein junges Mädchen, welches Muscheln suchte, und dessen malerisches Aussehen bald die Aufmerksamkeit der Fremden fesselte. Sie trug keinen Hut, nur reiches dunkelbraunes Haar umgab ihr edelgeformtes Haupt. Ihr Kleid, aus irgend einem dunklen Stoffe, hatte sie zurückgesteckt, um es vor Nässe zu schützen; ein dunkelrothes Tuch kreuzte sich über der Brust, und der kurze, graue Unterrock zeigte ihren niedlichen, mit blauen Strümpfen und dicken Lederschuhen bekleideten Fuß.

„Wie hübsch das Mädchen aussieht," sagte eine der jungen Damen, „ihr Anzug ist ein wahres Kostüm. Ich möchte wissen, ob sie hübsch ist; komm, wir wollen uns ihr nähern."

— „Hübsch, Adelaide? Du denkst immer an Schönheit."

„Ich bilde mir ein, daß sie hübsch ist, denn sie hat einen so gut geformten Kopf. Ich möchte ihr Gesicht sehen, siehe, de Vere spricht eben mit ihr. Ich will ihm rufen, und dann kann ich sie sehen.

— Was thust Du, de Vere?" rief sie und näherte sich dem Kinde.

— „Ich frage sie, was sie sucht," antwortete er.

Der jungen Dame Wunsch ward erfüllt, denn das Mädchen erhob ihren Kopf und wandte ein paar glänzender Augen gegen ihren Inquisitor, als sie erwiderte: „Ich suche Muscheln, kleiner Herr, um sie im Repositorium zu verkaufen."

— „Also bist Du arm?"

„Ja, sehr."

„Still de Vere komme mit mir."

— „Nein, — Unsinn — warum denn? Es macht mir Freude, mit ihr zu plaudern. Hast Du schon welche gefunden?"

„Nein, Herr, noch keine."

— „Darf ich Dir helfen? Ich möchte Dir gerne helfen, Du bist so hübsch."

„De Vere, folge mir, und gehe mit mir," sprach die junge Dame fast heftig. „Sie müssen entschuldigen," fuhr sie, sich an das Mädchen wendend, fort: „er ist so jung und versteht es nicht besser. Wollen Sie, wenn Sie eine schöne Muschel finden, mir erlauben, sie zu kaufen?"

— „O ja, Fräulein — ich danke Ihnen!"

„Ich werde noch eine Zeitlang hier in der Nähe seyn. So eben will ich eine kleinen Ausflug im Nachen machen, vielleicht haben Sie eine gefunden, bis ich wieder komme."

Die junge Dame kehrte zu ihrer Schwester zurück, deren Gesellschaft sich durch einen jungen Herrn vermehrt hatte, und rief diesem sogleich zu: „O Herbert, wenn Du nur das Mädchen dort sehen könntest, Du wärest ganz bezaubert. Sie ist das schönste Geschöpf, das ich je sah."

— „Wo, wo, was?"

„Dort in jenem malerischen Anzuge. Die sollte Dir sitzen — und ich denke, sie würde es thun, denn sie ist furchtbar arm."

„Ist sie wirklich so lieblich, Adelaide?" fragte ihre Schwester, als der junge Mann sich dem Mädchen näherte; „ich denke, Du bist ganz glücklich, weil Du eine Schönheit entdeckt hast."

— „Ich bin entzückt, denn meine wildesten Träume bildeten sich nicht ein, je auf Erden so etwas Schönes zu sehen. Wie Schade, daß sie keine Dame ist! Wenn sie spricht und man ihre rauhen Hände erblickt, ist der Zauber gestört. Wer sie wohl seyn mag! Siehst Du, der zudringliche Herbert spricht mit ihr. Aber da kommt das Boot, — ich muß gehen — kommst Du nicht mit, Helene?"

„O nein, ich danke und ich wünschte, Du gingest auch mit, da nur Herbert rudert."

„Meine Liebe, beleidige ihn nicht mit Deinem „nur"; ich versichere Dich, er hält sich für einen erfahrenen Seemann."

Ueber die ruhigen, blauen Wasser glitt die kleine

Barke, deren weiße Segel ein leichtes Lüftchen blähte, und näherte sich dem Strande. Ein Mann sprang heraus, half Adelaiden, Herbert und dem kleinen Knaben einsteigen, und wenige Minuten später stach es wieder in See. Helene und die Dienerinnen waren heimgekehrt, und Mabel allein betrachtete am Ufer die reizenden Bewegungen des kleinen Nachens.

Sie blieb lange stehen, und blickte fast ängstlich dem Schifflein nach, denn ein langer Aufenthalt an der wilden Küste hatte sie gelehrt, wie trügerisch das Locken des Meeres ist, und ihr erfahrenes Auge sagte ihr, daß das leichte Lüftchen bald zum Sturme werden, und es Geschicklichkeit erheischen werde, das Boot zu lenken. Sie vergaß ihre Beschäftigung, und blickte ihm nach, bis der Sturm, den sie befürchtete, wirklich losbrach, und sie sich genöthigt sah, unter den Klippen Zuflucht zu suchen.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Schlacht bei Solferino.

Der „Kur. f. N.“ theilt nachstehenden Brief eines Altbayern aus Verona, 1. Juli mit, welcher als Offizier in einem österreichischen Husaren-Regimente steht und an der Schlacht von Solferino Theil nahm: „Lange trage ich dieß Papier bei mir — in Mortara wurde es gekauft — jedoch keine Gelegenheit, und auch wenn manchmal ein freies Stündchen blieb — so kauert sich Jeder gerne nieder und sammelt sich Kräfte, denn die nächste Stunde kann es ihn meilenweit und stundenlang zu einem mit Anstrengung jeder Art verbundenen Dienste treffen. Es ist schon lange her, daß wir in Mortara waren, die Schlacht von Magenta habe ich auch mitgemacht und sodann den Rückzug bis hinter die Minciolinie, hierauf ergriffen wir am 23. wieder die Offensive, und es kam am 24. zur Schlacht. Bei Guidizzolo spieen kleine und große Löcher von 8 Uhr Früh bis 5 Uhr Nachmittags alles Mögliche auf uns, ohne daß uns viel passirt wäre, dann machte unsere Eskadron eine superbe Attaque auf eine doppelt so starke feindliche Reitergruppe, Chasseurs d'Afrique, zwei Kartätschenschüsse warfen während unseres Vorgehens etwa 25—30 Rothhosen nieder, dadurch wurden auch viele zum Umkehren gebracht, und wir fielen also mit einer halben Eskadron eine gleich starke Abtheilung im Rücken an. Und wir hatten es ganz bequem; ich hatte eben dem zweiten Franzosen die Gurgel geöffnet; es labt jede Flüssigkeit das Auge, wenn man durch neun Stunden gedurstet hat, dann falle ich in meiner trunkenen Gier über ein drittes vereinzeltes Schaf her, applizire ihm einen Hieb auf die Schläfe, bekomme jedoch einen Stich in die Zügelhand (sie hauen nämlich gar nicht), ich bin meines Pferdes nicht mehr mächtig, werde von 13 umzingelt und trotz lächerlichen Wehrens erhalte ich 2 Stiche in die Brust und 5 in den Rücken, werde gefangen, und muß vom Pferde herunter, denn ich hatte zu wenig Kraft (das Empörende bei der Sache war, daß ich noch als Gefangener eine Wunde erhielt), da stürzen unsere Husaren heulend über sie her, und ich sah sie fast alle noch taumeln, und so kurz eine Sekunde, so ward auch mir noch Zeit zur Rache vergönnt, ich stand dicht neben meinem Pferde, der Chasseur, der es hielt, wollte es in der Schnelle mitnehmen, doch er sah eine Hand nicht, die die Pistole aus der Halfter riß, und den Schuß hörte er auch nicht mehr, der ihm zwischen die Schultern fuhr, so nah, daß die afrikanische Jacke brannte; nun, um kurz zu seyn, kamen unseren Husaren wieder doppelt so viel Chasseurs von vorne entgegen, gleichzeitig fiel aber unsere zweite halbe Eskadron, bis dahin unthätig, diesen in den Rücken, so daß sie, von zwei Seiten in der Arbeit, viele Todte, dann 1 Offizier und 2 Wachtmeister und 7 Mann mit 10 Pferden als Gefangene bei uns ließen. Von dieser Division Chasseurs kamen höchstens 50 Mann nach Hause. Der Rittmeister ist gleich mir verwundet, wir sind alle zu Auszeichnungen vorgeschlagen. Ich wurde Anfangs für schwer verwundet weggetragen, bin es jedoch Gott sey Dank noch nicht, die Geschichte ist glücklich abgelaufen ꝛc. ꝛc. Als ich am Tage nach der Schlacht an einem Spiegel vorbei kam, erschrack ich über den Ausdruck, den zwei Leidenschaften, die Gier des Kampfes und das Gefühl des nahen Todes, mir gelassen hatten.“

Mannigfaltigkeiten.

[Eine Parallele zwischen Einst und Jetzt.] Im Frühjahr 1813 ergriff Preußen die Waffen gegen Frankreich, während Oesterreich sich noch nicht rührte. Mit der gespanntesten Erwartung blickte damals ganz Norddeutschland auf Oesterreich, ob es nicht helfen werde. Aber Oesterreich rüstete nur, indem es immer noch neutral blieb. Preußen unterlag im ersten Kampfe und verlor die Schlachten bei Groß-Görschen und Bautzen. Es mußte weit zurückweichen, während Napoleon I. unaufhaltsam vordrang. Immer ungeduldiger schlugen die Herzen in Norddeutschland, und immer sehnsüchtiger und verlangender blickte man nach Oesterreich hinüber, daß sich gleichwohl immer noch nicht erklärte. Da schloß Preußen den Waffenstillstand von Ploischwitz, der bis in den August dauerte. Das Nämliche hat sich im gegenwärtigen Jahr 1859

wiederholt, nur daß jetzt von Oesterreich und Süddeutschland gilt, was damals von Preußen und Norddeutschland galt. Im Frühling des laufenden Jahres ergriff Oesterreich die Waffen gegen Frankreich, während Preußen sich noch nicht rührte. Mit der gespanntesten Erwartung blickte ganz Süddeutschland auf Preußen, ob es nicht helfen werde. Aber Preußen rüstete nur, indem es immer noch neutral blieb. Oesterreich unterlag im ersten Kampfe und verlor die Schlachten bei Magenta und Solferino. Es mußte weit zurückweichen, während Napoleon III. unaufhaltsam vordrang. Immer ungeduldiger schlugen die Herzen in Süddeutschland und immer sehnsüchtiger und verlangender blickte man nach Preußen hinüber, das sich gleichwohl immer noch nicht erklärte. Da schloß Oesterreich den Waffenstillstand vom 7. Juli, der bis in den August dauern soll. — Bis hieher laufen nun die Ereignisse der Jahre 1813 und 1859 völlig parallel neben einander. Blicken wir aber weiter in die Zukunft, so müssen wir uns zunächst erinnern, daß sich nach Beendigung des Waffenstillstandes im Jahre 1813 Oesterreich endlich doch gegen Frankreich erklärt hat, und daß ihm dafür zum Lohne das Oberkommando im ganzen weiteren Verlaufe des Krieges zu Theil geworden ist. Was im gegenwärtigen Jahre geschehen wird, müssen wir abwarten.

Am 21. d. M. des Morgens um 4 Uhr 8 Minuten wird, wie die „Elberf. Ztg.“ bemerkt, eine seltene Himmelserscheinung stattfinden. Es wird nämlich in dieser Zeit die Venus den Jupiter auf seiner Bahn am Himmel auf der Gränze zwischen den Sternbildern Zwillinge und Krebs einholen und so nahe an ihm vorübergehen, daß es dem bloßen Augen erscheinen wird, als deckten sich beide Sterne völlig. Venus geht an diesem Morgen 2 Uhr 25 Minuten, der Jupiter 2 Uhr 36 Minuten und die Sonne um 4 Uhr 1 Minute auf, wir werden also im Stande seyn, wenn sich anders das Wetter nicht trübe gestaltet, diese Zusammenkunft am östlichen Himmel selbst sehen zu können. Da die Bahn des Jupiter und der Venus ziemlich genau mit der Sonnenbahn für diesen Tag zusammenfällt, und die Deklination der Sonne an diesem Tage + 20° 33′ 30′, die Deklination der Venus und des Jupiters 23° 5′ beträgt, so wird die Zusammenkunft ungefähr 5 Sonnenbreiten nördlich von dem Tagesbogen der Sonne (Weg, den die Sonne an diesem Tage macht), stattfinden. Sollte uns an diesem Morgen durch trübes Wetter der Anblick der Zusammenkunft geraubt werden, so lohnt es sich noch immer der Mühe, einige Tage nachher hinzusehen, indem die Annäherung, wie auch das Sichentfernen, nur langsam geschieht und in 5mal 24 Stunden noch keine Sonnenbreite beträgt. Die Venus legt um diese Zeit in einem Tag $10\frac{1}{4}$ Minute, Jupiter in derselben Zeit 4 Minuten Bogenlänge zurück.

[Feuerfeste Treppen mit Stufen aus Thon.] Feuerfeste Treppen würden in jedem Gebäude zu wünschen seyn und den Bewohnern desselben eine große Beruhigung gewähren, da so manche schauderhafte Unglücksfälle bei Feuerbrünsten nur daher rühren, daß die Treppen, in Folge des Luftzuges, der in dem einem Schlot ähnlichen Treppenhause herrscht, meist früher ergriffen und zerstört werden, als alle übrigen Theile des Gebäudes. Aus Steinen aufgeführte Treppen sind aber in unseren Zeiten zu kostspielig und werden dieß noch mehr, wenn zugleich mit ihnen Eleganz verbunden seyn soll, und die Mittel, durch welche man das Holz unverbrennlich machen könnte, unterbleiben gewöhnlich um so mehr, als sie theils nicht allenthalben auszuführen sind, theils auch ihre Wirkung auf längere Dauer noch nicht erprobt ist. Beachtenswerth sind daher die neuerdings in England empfohlenen feuerfesten Treppen, deren Stufen aus Thon gefertigt, in gewöhnlicher Weise gebrannt und zur Vermeidung der Schwere hohl sind. Solche Treppen sind leicht, stark, dauerhaft, namentlich dem Abnutzen nicht leicht unterworfen und können, wenn sie mit gußeisernem Gebälk und Geländer versehen sind, dem Feuer weit länger, als die aus jedem anderen Materiale widerstehen.

Bei Solferino hatte ein französischer Lanzier einem österreichischen Husaren einen tödtlichen Stich in die Brust versetzt und empfing dagegen von diesem einem gefährlichen Kopfhieb. Beide wurden ins Spital nach Verona gebracht, und der Zufall wollte es, daß sie neben einander zu liegen kamen. Als der Husar wieder zu sich kam, und seinen Gegner sich nahe sah, da fing er an zu schimpfen und zu bitten, man möge ihn weglegen. Der Arzt stellte ihm vor, daß er nur noch eine Stunde zu leben habe, er möge seinen letzten Augenblick also im Frieden mit sich und der Welt beschließen. Vergebens. Der Haß und die Erbitterung des Husaren gegen den Feind seines Vaterlandes waren so heftig, daß er sie nicht einmal auf dem Todtenbette zum Schweigen bringen konnte. Als letzte Gnade, wie er es verlangt hatte, wurde ihm endlich seine Bitte gewährt. Kaum lag er auf dem Strohsack in einem anderen Zimmer, so verschied er unter furchtbaren Schmerzen mit dem Ausruf: Jetzt laßt mich ruhig sterben!

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 169 | Montag, 18. Juli | 1859.

Das Haus auf dem Felsen.

(Fortsetzung.)

Die beiden Alten saßen wie gewöhnlich an den langen Sommertagen am offenen Fenster, und blickten auf die See hinaus.

Mathias hatte John etwas vorgelesen, das die empfindliche Saite seines Herzens berührt hatte und er sprach wieder lang und heftig von seinem Hasse gegen die Hohen und Reichen.

„Nenne mir ein einziges Geschöpf, John, das ihnen irgend einen Liebesbeweis zu danken hätte; zeige mir den Armen, den sie mit ihren Reichthümern beglücken! Auf was verwenden sie ihr Geld? — Pferde und Wagen, Sammt und Seide. Wo sind die Kranken, denen sie Aerzte schicken? die Hungrigen, die sie speisen, die Durstigen, die sie tränken, die Nackten, die sie bekleiden? Wenn sie darüber Rechenschaft geben müssen, was werden sie dann sagen? Wenn das Unglück ein armes Geschöpf zum Hungertod treibt, wer reicht ihm die helfende Hand? Sie, die ihre Häuser voll Lebensmittel haben? Nein! aber der arme Nachbar in der nächsten Hütte theilt sein letztes Stückchen Brod mit Dem, der keines hat. O, ich habe gesehen, daß sie den Bettler von ihrer Thür wiesen, während sie eine Handvoll Gold für ein Gemälde zahlten."

— „Nun, ich weiß es nicht," antwortete John, sich am Kopfe kratzend, und über seines Freundes Beredtsamkeit ganz verdutzt scheinend; „ich bilde mir nicht ein, so gescheidt zu seyn wie Du, Mathias, aber ich meine doch, wir wären noch schlimmer daran, wenn die reichen Leute nicht wären. Wir haben Krankenhäuser für alle möglichen Krankheiten, Zufluchtstätten für jedes Unglück, und wer hat sie gebaut, als die Reichen?"

„Das ist es eben, John; dazu haben sie immer Geld, weil das in die Zeitungen kommt, weil man davon spricht, sie belobt — sie wollen nichts Anderes; o, es ist mir zuwider, nur davon zu sprechen."

John sah noch verdutzter aus, und erwiderte nichts. Dann aber blätterte er in der Bibel, welche neben ihm am Tische lag, zeigte mit seinem magern, zitternden Finger auf eine Stelle und sprach: „Mathias, ich bin ein schwacher, sündhafter, alter Mann, ich habe bei weitem nicht so viel gelernt, als Du, und das ist das einzige Buch, von dem ich sagen kann, ich wisse etwas daraus. Ich glaube, ich kann es auswendig — dennoch habe ich vielleicht Manches nicht recht verstanden; bitte, sage mir, was das eigentlich bedeutet?"

Mathias las die Verse und sagte dann: „Gott segne Dich, John, und den Tag, an welchem ich Dich kennen lernte. Die Liebe denkt nichts Arges, und läßt sich nicht erbittern. Wahr, alter Freund, wahr! aber ich fürchte, Du mußt mich oft daran erinnern. Sag' mir's immer wieder, John, bis die gesegneten Worte alles Andere in mir übertönen. Aber schau, wer ist dort in jenem Nachen?" rief er, vom Stuhl aufspringend, „mit vollen Segeln in diesem Sturm? das ist sicher kein Seemann."

— „O," sagte John, „ich fürchtete, dieser Morgen sey zu schön, um beständig zu seyn, aber es wird nicht viel heißen."

„Das Boot wird umschlagen," fuhr Mathias fort, während er eifrig hinausblickte; „es gibt Unglück, ich will hinausgehen!" Und ohne auf seinen ruhigern Freund zu warten, eilte er zur Thüre, und bald stand der kräftige, alte Mann am Ufer. Sein langes, graues Haar flattert im Winde, und der dicke Regen und und Nebel verbarg seinem Auge fast das kleine Schifflein, welches jetzt von den den Wellen herumgeworfen wurde, über die es vor einer Stunde noch so friedlich tanzte.

Mabel hatte, wie gesagt, unter den Klippen Schutz gesucht, als sie aber ihren Onkel sah und die Gefahr des Bootes kannte, flog sie zu ihm.

„„Onkel, es ist nur ein junger Herr an Bord, und ich bin überzeugt, daß er das Boot nicht lenken kann; ruf' ihm zu, die Segel einzuziehen."

Der Wind tobte ärger und ärger, das Schifflein näherte sich dem Ufer, und ein lauter Schrei rief das Echo der Klippen wach, als es sich schrecklich neigte, und endlich umschlug. Einige Fischer, welche die Gefahr bemerkt hatten, machten schnell ein Boot los, um den Armen zu Hülfe zu kommen; der alte Mathias bot seinen Beistand an.

blieb aber plötzlich stehen, als einer der Männer mit ihm sprach, wandte sich dann rasch um, und gebot Mabel mit ernster Miene, ihm zu folgen.

Aber Mabel konnte in ihrer Angst kein Auge von dem Meere verwenden, und wie sie sich der Hütte näherten, stieß sie einen Schrei aus, umklammerte fest des Onkels Arm und rief: „O sieh', sieh', Onkel, wie schrecklich! sie haben das Kind nicht gerettet, es wird ertrinken! es wird ertrinken!“

— „Komm herein, Mädchen, es ist Alles recht; solchen Leuten geschieht nichts,“ antwortete er ernst; „alle Fischer werden ihre Nerven stählen, um sie zu retten, denn diese Leute können ihr Leben bezahlen; — gehe hinein, gehe hinein!“ Und sie leicht vorschiebend, brachte er sie in die Hütte, und schloß die Thüre hinter ihr.

Der ruhige, alte John war bei seinem Buche sitzen geblieben, und wußte nichts von der Angst da draußen; aber Mabel war zu erregt, um sich um ihres Onkels Zorn zu kümmern, und erzählte ihrem Vater den Vorfall. Sie zeigte aus dem Fenster und rief: „Dort, sieh', sieh', Vater! sie ziehen jetzt das Kind in's Boot, O, es ist todt! — gewiß es ist todt! Sieh' dort die schön gekleideten Leute am Ufer, das muß gewiß der Lord mit seiner Familie seyn, welcher bei Frau Warrens wohnt. Sieh', wie sorgfältig sie das Kind herausnehmen! o Vater, es ist todt!“ wiederholte sie, und heiße Thränen flossen über ihre Wangen.

— „Nein, nein, ich hoffe nicht! was denkst Du, Mathias?“

„Ich weiß es nicht,“ erwiderte er streng.

— „Komm und siehe, komm Mathias.“

„Was nützt das? Mein Blick macht das Kind nicht mehr lebendig, wenn es todt ist.“ Und er erhob sich vom Stuhle, ging in sein Stübchen und schloß die Thüre, während Mabel und ihr Vater noch ängstlich durch's Fenster blickten. Langsam entfernten sich die Diener, welche das Kind trugen, vom Ufer, die Fischer und Herbert, welcher seine halbohnmächtige Schwester stützte, folgten, und bald verschwanden sie den Blicken der ängstlichen Beobachter.

„Darf ich gehen und fragen, ob das Kind todt ist, Vater?“

— „Ja, Kind, thue das! es ist schrecklich; beeile Dich, wieder heim zu kommen, ich will einstweilen nach dem Onkel sehen.“ Mabel eilte die Stufen hinunter, und John ging zu seinem Freund aber dieser war noch ernst und unwillig und wünschte allein zu seyn.

John widersprach nie seinem Worte, durchkreuzte nie seine Wünsche, deßhalb kehrte er auch jetzt zu seinem Buch zurück — zu seinem Buch, das er so liebte, das seine Belehrung, sein Trost, seine Erholung durch jahrelange Prüfung gewesen, und durch dessen heiligen Einfluß er ein so liebevolles, demüthiges, selbstverleugnendes Wesen geworden. Sein Haus war wirklich auf Felsen gebaut, und er fürchtete keinen Sturm. So ruhig ließ er die Stürme des Lebens über sich ergehen, so ruhig, als wenn das Heulen des Windes und die tobende See ihn wach auf seiner harten Matratze hielten und er nur für die Seelen Jener betete, deren Häuser auf Sand gebaut waren.

An seinem Bette saß der alte Mathias: sein Auge heftete sich auf den Boden, und tiefe Gedanken beschäftigten ihn.

Was war der Gegenstand seiner ernsten Betrachtung? Die Erinnerung hat ihn weit, weit über viele Jahre zurückgeführt.

Er sieht ein hübsches englisches Dorf und zwei Jungen; der eine ein kühner, lebhafter Bursche, der andere freundlich, mild und schüchtern. Sie waren Schulkameraden, Freunde und Nachbarkinder, und suchten nun mit einander Verdienst, den sie auch auf dem gleichen Gute fanden.

Der ruhige, stille Knabe wurde Gärtner, er hatte sich immer so gern mit den Blumen beschäftigt, der andere Jäger.

Sie blieben noch gute Freunde. Aber jetzt erschien eine schöne Gestalt vor dem geistigen Auge des Alten, und sein Traumbild wechselte; unter den Blumen des Gartens sah er sie wandeln mit ihm, der nun nicht mehr sein Freund, der sein Nebenbuhler geworden, mit John Raby.

Nun kamen sie nicht mehr zusammen und er wandert mit seiner Flinte und seinem Hunde allein im Walde herum; das süße Antlitz der Pächterstochter verfolgte ihn, und er haßte fast seinen Jugendgespielen.

Jetzt glüht sein Auge und seine Faust ballt sich, als er sich so lebhaft, als wäre es gestern gewesen, eines einsamen Waldspaziergangs erinnert, wo er zwei Personen eifrig mit einander sprechen hörte, und die Stimmen von Mabel und seines Herrn Sohn erkannte: giftige Worte der Schmeichelei flossen von den Lippen des jungen Mannes und Versprechungen von Glanz und Reichthum.

Im nächsten Augenblick stand Mathias zwischen dem Versucher und dem erkornen Opfer; er hat sie nun zwar für seinen Nebenbuhler gerettet, aber er hat sie doch gerettet! Er scheint in Gedanken die Scene nochmal zu durchleben, und der Schweiß steht ihm auf der Stirne vor innerer Erregung.

Wieder führen ihn die Bilder der Vergangenheit fort; sieht er sich an Bord eines schönen Schiffes — freundlos und allein, aus der Heimath verbannt, aus seinem Dienste wegen angeblichen Diebstahl entlassen! — sein alter Kamerad, sein Nebenbuhler, hat ihn fälschlich angeklagt.

(Fortsetzung folgt.)

König Oskar von Schweden.

Der schon seit längerer Zeit erwartete Tod des Königs Oskar von Schweden und Norwegen ist (wie bereits telegraphisch gemeldet) am 8. Juli acht Uhr Morgens erfolgt. Der König ist nicht im Besitz seiner ganzen Machtfülle von hinnen geschieden, sondern lebte schon seit fast 19 Monaten von den Regierungsgeschäften zurückgezogen, von einer langwierigen, hartnäckigen, qualvollen Krankheit geplagt. Im Verhältniß zu der Intensivität derselben ist er ruhig und schmerzlos verschieden. So lange König Oskar selbst an der Spitze des Staates stand, lag er, obwohl auch dem physischen Genusse des Lebens nicht abhold, dennoch mit großem Eifer den Staatsgeschäften ob. Vielleicht in keinem andern Lande fanden so oft und so schnell hinter einander Staatsrathssitzungen statt, wie in Schweden unter der Regierung König Oskars, und in den letzten Jahren unter der seines Stellvertreters und jetzigen Nachfolgers, und ebenfalls mögen selten in einem Lande so schnell die Personen der Minister gewechselt haben, wie dort, während das System im Allgemeinen dasselbe blieb. Die Verfassung, wiewohl mit vielen und großen Mängeln behaftet, und im Ganzen mehr als eine ständische, denn als eine repräsentative zu bezeichnen, wurde in ihren wesentlichen Grundzügen gerecht gehandhabt, die politische Presse blieb, besonders in den letzten Jahren, größtentheils unangefochten, und wenn auch die Anwendung der mittelalterlichen Religionsgesetzgebung mit Recht den Unwillen der einheimischen und der auswärtigen Publizistik hervorrief, so wurde doch in Zivilsachen in der Regel ohne Ansehen der Person entschieden, wie dieß u. a. neuerdings, das am 4. Juli gegen Ola Mansson gefällte Urtheil des Höchstengerichts bewies. Die Reform der Verfassung und selbst die der Gesetzgebung machte dagegen in den letzten Regierungsjahren König Oskars keineswegs die Fortschritte, die man kurz nach seiner Thronbesteigung gehofft hatte. König Oskar hat seinen 60. Geburtstag (4. Juli 1859) nur um vier Tage überlebt. Am 4. Juli 1799 geboren, folgte er seinem Vater Karl XIV. Johann (früher Marschall Bernadotte, Prinz von Pontecorvo) am 8. März 1844 (die Wittwe Karls XIV. Johann und Mutter des eben verstorbenen Königs, geb. Clary, lebt noch) in der Regierung über Schweden und Norwegen, und wurde am 28. September 1844 gekrönt. Aus seiner Ehe mit Josephine, Tochter des verstorbenen Herzogs von Leuchtenberg, sind vier Söhne, wovon drei, Kronprinz Karl, Prinz Oskar, Herzog von Ostgothland und Prinz August, Herzog von Dalarne, noch am Leben, und eine Tochter, die Prinzessin Eugenie, entsprossen. Der älteste Sohn des Königs, Karl Ludwig Eugen, Herzog von Schonen, geboren 3. Mai 1826, vermählt am 19. Juli 1850 mit der Prinzessin Louise von Oranien, Tochter des Prinzen Friedrich der Niederlande (nunmehrigen Königin), wurde durch kgl. Erlaß vom 11. September 1857 zum Kronprinz-Regenten für die Dauer der Krankheit seines kgl. Vaters ernannt. Er hat jetzt unter dem Namen Karl XV. selbst die Zügel der Regierung ergriffen. So wie in aufsteigender Linie noch die weiblichen Mitglieder der kgl. Familie, die Königin-Wittwe Karls XIV. Johann und die Oskars I., am Leben sind, so hat auch König Karl XV. bis jetzt noch keinen männlichen Erben, sondern nur eine Tochter, während seinem erst seit zwei Jahren verheiratheten Bruder, dem Herzog von Ostgothland, schon im vorigen Jahre (1858) ein Sohn, der Herzog von Wermland, geboren worden ist.

Die österreichischen Militärspitäler.

Die Sorge für den kranken Soldaten überhaupt und insbesondere zu Zeiten, wie die gegenwärtige, bildet unmittelbar ein Ressort des Armee-Oberkommando's in Wien, das bekanntlich der Kaiser seiner eigenen unmittelbaren Leitung vorbehalten. Der fachliche Chef dieses Ressorts (Abth. 14) ist General-Stabsarzt Dr. v. Dreier, ehemals Professor der militärärztlichen Josephs-Akademie, ein Mann von großer praktischer Sachkenntniß und selbst ein gewiegter Arzt, von dem, wenn er es eben nicht Allen recht macht, der Satz gelten muß, daß Allen es recht machen überhaupt eine schlimme Sache sey. Er bereiste in den letzten Wochen sämmtliche italienische Militär-Spitäler. Ihm unterstehen zunächst die den Landes-Generalkommandanten als Referenten zugetheilten Ober-Stabsärzte, bei der zunächst in Betracht kommenden derartigen Stelle in Verona als Ober-Stabsarzt Dr. Eichler, ein Mann von rastloser Thätigkeit und großer Umsicht, dem wieder in weiterer Unterordnung die Chefs der Garnisons-Spitäler zu Verona, Mantua, Venedig 2c. untergereiht sind. Von diesen letzteren aus geht die unmittelbare Leitung der stabilen Anstalten und ihrer Filialen, während die Leitung der beweglichen Feld-Spitäler der Sorge der den bezüglichen Armeen und Armeekorps zugetheilten Ober-Stabs- und Stabsärzte anheimfällt. In weiterer Gliederung ist ferner jedes stabile Spital, je nach seinem Umfange, in mehrere Abtheilungen geschieden, deren besondere Leitung wieder den als ordinirenden Aerzten angestellten Regiments-, Ober- und zur zeitweiligen Dienstleistung bestellten Civil-Aerzten anvertraut ist. Beigegeben ist diesen eine entsprechende Anzahl von Unter-Aerz-

ten und feldärztlichen Gehülfen, während eigene Kommandanten aus dem Truppenstande, mitunter auch Frauen (z. B. die grauen Schwestern in Verona) den Krankenwärterdienst versehen. Die Leitung der einzelnen beweglichen Feld-Spitäler liegt den zugetheilten Regiments-Aerzten ob, denen je eine Anzahl von Ober- und Unter-Aerzten nebst Gehülfen und bleibend mitziehenden Krankenwärtern beigegeben ist. Die erste Hülfeleistung auf dem Kampfplatze wird von den mit der Armee ziehenden Aerzten besorgt, welche in unmittelbarer Nähe ihrer Korps ihre Verbandplätze errichten und denen wiederum das eigens zu diesem Dienste errichtete bewaffnete Sanitätskorps zur Hand geht, welches die Verwundeten aufzulesen, im Nothfalle ihnen die allererste Hülfe zu leisten, sie auf die Verbandplätze zu schaffen, sodann weiter in die Spitäler zu begleiten hat, und zu diesem Zwecke mit einem eigenen Train von äußerst praktisch eingerichteten, omnibusartigen Sanitätswagen ausgerüstet ist. Von den Verbandplätzen nun gelangen die Verwundeten in die weiter rückwärts gelegenen Feld-Aufnahms-Spitäler, aus diesen in die nächsten und je nach ihrer Transportabilität und dem Raumbedarf auch in die ferneren stabilen Anstalten. Es versteht sich von selbst, daß jedem stabilen sowohl, wie jedem mobilen Spitale seine besondere Apotheke beigegeben ist, die je von einem eigenen, approbirten und bleibend mit Militär-Beamtenrang angestellten Feldapotheker besorgt wird. Im Uebrigen rangirt das gesammte Medikamentenwesen in die Verpflegungsbranche. Eben so ist zur Besorgung des rein militärischen Dienstes und zur Handhabung der Disziplin in jedem Spitale ein höherer Offizier (Major oder Hauptmann) aufgestellt, dem wieder zur Beaufsichtigung der einzelnen Abtheilungen ein oder mehrere Ober- oder Unterlieutenants nebst einem kleinen Hauskommando beigegeben sind. Aus seinen Händen übernimmt der Arzt den kranken Soldaten, in seine Hände gibt er den Rekonvaleszirten wieder zurück.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Der aus Beyenburg bei Schwelm gebürtigte kaiserlich russische Geheimerath und Leibarzt Ihrer Majestät der Kaiserin-Mutter Martin Wilhelm v. Mandt, welcher bekanntlich im November vorigen Jahres in Frankfurt a. d. O. mit Tode abgegangen ist, hat in Gemeinschaft mit seiner Ehegattin testamentarisch zwei Familien-Stiftungen angeordnet, deren eine in Höhe von 40,000 Thlr. in ihrem Zinsertrage zu Stipendien für Studirende der Medizin, Philosophie, Jurisprudenz und Technik auf den Universitäten Berlin und Bonn verwandt werden, die andere im Betrage von 20,000 Thlr. zur Unterstützung von Jungfrauen im Alter von mehr als 25 Jahren dienen soll.

Ein in Verona gelassener schwer verwundeter Franzose, hörte in seiner Nähe plötzlich wimmern, er erkundigte sich nach der Ursache und erfuhr, ein Piemontese wehklage so schmerzlich über einen unbedeutenden Streifschuß. „Legt den winselnden Helden, den modernen Römer, neben mich, ich will ihm zeigen, wie ein französischer Soldat zu dulden und zu sterben weiß." Der Arme erlag wenige Stunden später seiner entsetzlichen Verwundung am Unterleibe.

In Darmstadt wurden am 10. Juli die sterblichen Reste einer ausgezeichneten Mitbürgerin unter den Zeichen der allgemeinsten Theilnahme zu Grabe getragen. Die Hingegangene, Frau Dr. Heidenreich, geboren im Jahre 1792, widmete sich in ihrer Jugend als Fräulein von Siebold dem Studium der Entbindungskunst auf den Hochschulen Göttingen und Gießen, erwarb sich im Jahr 1817, unter Abfassung einer Dissertation, und in öffentlicher Disputation ihrer Thesen vom Katheder tapfer vertheidigend, die akademische Würde eines Doktors dieser Wissenschaft und ließ sich dann hier als Geburtshelferin nieder. Ihre hohen Verdienste in der Ausübung dieser Kunst sind weit und breit bekannt und haben ihr ein rühmliches Andenken gesichert, das ihr, der Wohlthäterin, auch die dankbare Armuth bewahrt.

Am 4. Juli entlud sich über Szegedin an der Theiß ein furchtbarer Gewittersturm. Zehn auf dem Flusse liegende Mühlen wurden fortgerissen mit den auf denselben befindlichen Leuten, von denen 10 ihr Grab in den Fluthen fanden, so auch zehn Pferde mit ihren Führern, welche Schiffe zogen. Auf dem Markte wurden Pferde und Wagen umgeworfen. In der ganzen Stadt blieb fast kein Fenster ganz, und viele Häuser wurden abgedeckt, rings herum die Stadt und die Felder durch Hagelschlag verwüstet.

Ein französischer Artillerie-Offizier, welcher der Schlacht bei Solferino beiwohnte, versichert, daß, die Uhr in der Hand, die Franzosen und Oesterreicher, zwischen 12 und 2 Uhr, durchschnittlich 60 Kanonenschüsse in jeder Minute abfeuerten.

Redakteur: Gustav Reffert.
Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 170 Dienstag, 19. Juli 1859.

Das Haus auf dem Felsen.

(Fortsetzung.)

Mathias klagt die Reichen und Mächtigen der Ungerechtigkeit, und alle Menschen des Undanks an, sein Schicksal macht ihn hart und bitter, und er wandert fort, ohne sich zu kümmern wohin. Jahre sind vergangen; er hat ein kleines Sümmchen erspart und reist heim. Ach, alter Mann, es ist gut, daß Du diesen Abschnitt Deines Lebens nicht vergißt. Ein armer Priester befindet sich auf dem gleichen Schiffe — krank und elend. Schweres Unglück hat ihn niedergebeugt; er hat Freunde und Vermögen verloren. Gefangenschaft, Undank, Krankheit, alles Uebel der leidenden Menschheit waren sein Loos, und nun: war er rachsüchtig, erbittert, unversöhnlich? O nein; von seinen Lippen fließen Worte der Versöhnung und Liebe, der Ergebung im Unglück, und in tiefer Demuth erkennt er, daß er Alles verdiene, was der liebe Gott ihm auferlegte. — Mit dem Laut der am Ufer sich brechenden Wellen scheinen die Worte des guten Priesters wieder zu kommen, und der alte Mathias bildet sich ein, er fühle wieder die zitternde, runzliche Hand sich auf die seine legen, sehe wieder die ernsten Augen auf ihn gerichtet, während er ihm zuspricht: „Erinnern Sie sich, daß wir im Vaterunser Gott bitten, uns zu vergeben, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern. Vergeben Sie also dem jungen Mann, der Ihnen weh gethan, wie Sie hoffen, daß einst Ihnen vergeben werde. Es ist aber nicht genug, daß Sie sagen, Sie wollen ihm verzeihen, Sie müssen auch so handeln. Wenn Sie nach England kommen, bieten Sie ihm die Hand und zeigen Sie ihm, daß Sie nicht umsonst sich zur christlichen Lehre bekennen; dienen Sie ihm noch eifriger, als Sie einem Andern dienen würden, und wenn in seinem Herzen noch ein Rest der edleren Gefühle, die Sie früher in ihm liebten, lebt, so werden, genährt durch Ihre Liebe, dort frische Blumen erblühen, die Früchte tragen für die Ewigkeit. Dann haben Sie den ersten Schritt zu jener Vollkommenheit gethan, deren wir uns bestreben sollten; Sie haben nicht wie ein Mensch die erlittene Unbill gerächt, Sie haben sie wie Gott verziehen."

Thränen stehen in des armen, alten Mathias Augen, als er dieser Worte der Ermahnung gedenkt und sich fragt, ob er diesem Rathe gefolgt?

Er fand seinen alten Kameraden mit Armuth kämpfend. Nach seiner Heirath hatte er seine Stelle verlassen und selbstständig als Gärtner gearbeitet, aber das Glück lächelte ihm nicht, und er war jetzt Wittwer mit einem Kinde.

Ja, das Mädchen, welches sie Beide liebten, lag jetzt unter dem grünen Rasen des Dorfkirchhofes, wo sie so oft als Kinder gespielt hatten, und das Einzige, was an sie erinnerte, war das kleine Mädchen, das mit den großen, glänzenden Augen seiner Mutter in des Fremden Antlitz blickte.

Mathias berührte mit keinem Worte die Vergangenheit; er sprach nichts von der falschen Anklage, nicht von der Falle, die seines Herrn Sohn einst Johns Frau gestellt, noch wie er sie gerettet. Er sagte nur, er sey ein verlassener Mann, und deßhalb wäre es freundlich, wenn sie seine Einsamkeit beleben und zu ihm ziehen wollten. Sie könnten dann ja zusammen arbeiten und das Kind ernähren. „Du mußt mein Bruder seyn, John, und sie muß mich Onkel heißen."

Und so geschah es; sein erspartes Geld legte Mathias in die Bank, und die Zinsen davon, verbunden mit ihrem Verdienst, fristeten ihr Leben. Als Mabel größer wurde, half sie treulich, und ihre bescheidenen Ansprüche setzten sie Jahre lang in den Stand, sich ehrlich durchzubringen.

Der Zufall entdeckte John eines Tages seines Freundes Geheimniß. Sie sprachen von ihrer Dienstzeit, und John sagte, daß er eigentlich nie recht gewußt habe, warum Mathias so schnell fortgegangen sey. Diese einfache Angabe und des alten Mannes ehrlicher Blick überzeugten Mathias von dessen Unschuld, und er sagte ihm Alles. Er war plötzlich entlassen worden und hatte später gehört, Raby habe ihn des Diebstahls beschuldigt. Armer, offenherziger John, wie schmerzlich war ihm diese Nachricht; wer konnte ihn einer so gemeinen Lüge bezüchtigt haben?

„Das muß irgend ein Feind gethan haben, ein Feind von uns Beiden!" Aber er hatte keinen, wie er dachte; und als er so sprach, kam Mathias zum Erstenmale die Idee, die schuldige Ursache seines Unglücks sey seines Herrn Sohnes!

Er erinnerte sich nun, wie dieser von Rache murmelte, als er ihm sein Opfer entriß, und eine Woche später wurde er entlassen. Der gute Alte behielt dieß jedoch für sich, bat John nur, nicht mehr davon zu sprechen, sondern zu vergessen, wie er sollte. Jahre gingen vorüber, und das einförmige Leben der alten Männer wurde durch nichts gestört; das Kind war zur Jungfrau geworden, aber ihr Herz und Wesen war kindlich geblieben. Sie war bei dem Unglücke mit dem Boote noch so einfach und schuldlos, als sie dort gewesen, wie sie zum Erstenmale verwundert den Onkel betrachtet. Was hatte nun all' diese Gedanken in des alten Mannes Geist gebracht? und warum war es ihm jetzt nach so vielen Jahren auf einmal, als habe er des Priesters Lehre nicht befolgt, nicht vergeben, wie er hoffte, daß ihm vergeben werden sollte.

Jahrelang hatte er Neid, Haß und Lieblosigkeit gegen jene Klasse genährt, welcher das eine Wesen, das ihn gekränkt, angehörte; und jetzt am Rande des Grabes hatte er die Gelegenheit, welche ihm die Vorsehung zur Sühne seiner Sünde gab, zurückgestoßen, hatte sich geweigert, das Leben eines Mitmenschen zu retten, weil es eines Grafen Kind gewesen. Das hastige Wort des Fischers: „Eilt Euch, es ist Lord Newbery's Sohn!" hatte die Fluth seiner edlen Gefühle in den bitteren Kanal der Rache gedrängt, und er hatte nur zu treu sein finsteres Wort gehalten, daß er nicht die Hand ausstrecken würde, um Einen von ihnen vom Wassertode zu retten.

Als er nun seine eigenen Gefühle recht analysirte, fand Mathias, daß er John Raby vergeben hatte, weil es ihm selbst genehm war, weil er Jenen lieb hatte, der nicht so allein seyn mochte, und weil die Züge des kleinen Mädchens ihm das Bild Jener zurückspiegelten, die er einst geliebt.

Als er John Raby die Hand der Versöhnung bot, hatte er sich eingebildet, daß des Priesters Ermahnung ihn dazu veranlaßt habe, aber jetzt schien ihm ein neues Licht aufzugehen, und er fühlte, wie schlecht er jene Mahnung befolgt, und welch schwere Verantwortung er hätte geben müssen, wenn seine Seele abgefordert worden wäre. Und nun betete der alte Mann ernst und innig um Vergebung und Gnade, auf daß er ein besserer Mensch werden möge, bevor sein Stündlein schlage.

Lange war Mathias in ernster Selbstbetrachtung allein geblieben, bis endlich Mabel wagte, ihn zum Thee zu rufen; und nun waren sie höchst erstaunt über die Veränderung: streng und zornig war er in sein Stüblein gegangen, voll Güte und Freundlichkeit kehrte er zurück, und seine erste Frage war, ob das Kind gerettet sey.

Mabel hatte sich erkundigt und erfahren, daß es nicht todt, aber in einem gefährlichen Zustande sey.

„Gewiß, Onkel ich hatte keine Idee, daß das Edelleute waren, mit denen ich am Strande sprach. Sie hatten keine schöne Kleider an, nur so Baumwollstoff, wie Frau Warren selbst trägt. Ich hoffe, Du bist nicht böse?"

— „Nein, Kind, nein! sprich nur mit ihnen, wenn sie mit Dir sprechen, aber vergiß nicht, daß ihre Rede nicht der unseren gleicht, und ihre Meinung auch nicht — das ist Alles. Es würde sie unterhalten, mit einem so armen Mädchen Unsinn zu schwatzen; also gib ihnen eine artige Antwort und mache, daß Du fortkommst. Du kannst noch einmal hinunter gehen, bevor es Nacht wird, und nach dem Kinde fragen."

Mabel ging und kehrte mit der Nachricht wieder, das arme Kind sey todt und die Mutter in einem beunruhigenden Zustand. Wegen ihrer zarten Gesundheit hatte die Familie an diesem einsamen Platze ihren Wohnsitz gewählt, und nun hatte sie dieser furchtbare Schlag getroffen.

Mathias erwiderte nichts, als man ihm diese Trauerbotschaft mittheilte, er wünschte dem Freunde gute Nacht, und ging still zu Bette. Aber er konnte nicht schlafen; zum Erstenmale störte ihn das Rauschen der See, und er warf sich unruhig auf seiner Matratze herum, welche er nun zum Erstenmale hart und unbehaglich fand. Endlich fiel er in einen unruhigen Schlummer, aber da sah er ein Kind a'ns Ufer geworfen und wieder in's Meer zurückgeschwemmt, und hörte seinen schwachen Hülferuf. Dann tönte ein Schrei durch die Luft, und ein bleiches Weib stand am Strande; sie flehte zum Himmel, ihr Kind zu retten, und kniete vor ihm und bat, aus Barmherzigkeit den Versuch der Rettung ihres Lieblings zu wagen. Er wollte es thun, aber seine Füße schienen an der Erde zu kleben, und er konnte sich nicht bewegen, konnte der verzweifelnden Mutter nicht antworten. Hierauf war es Mabel, sein geliebtes Leben, die er in den Wogen kämpfen sah, und doch konnte er sich nicht bewegen, konnte ihr nicht zu Hülfe eilen, nicht Andere zu ihrer Rettung rufen. In solchen Träumen ging die Nacht vorüber, während der gute alte John den friedlichen Schlaf eines Kindes schlief.

(Fortsetzung folgt.)

Die österreichischen Militärspitäler.

(Schluß.)

Daß alle diese Vorkehrungen, mit dem Bedarf Schritt haltend, eine fortwährende Vervielfältigung und Erweiterung erfahren, ist die Sorge der höhergestellten Chefs. So entstanden z. B. in Verona neben dem großen, unter der Leitung des unermüdlichen Ober-Stabsarztes Dr. Unger mustergültig gewordenen Haupt-Garnisons-Spitale zu San Spirito die Filialen Catena, S. Toskana, Orfanotrofio, Campone, Casino (für Offiziere) und noch einige kleinere Anstalten; zu Padua neben dem gewöhnlichen Garnisons-Spitale S. Augustino die Spitäler Ponte di Legno, S. Benedetto, S. Marco, Eremitani, Carmini, S. Antonio, Invalidi, Monte Orton, Civile; zu Vicenza: Seminario, S. Maria Nuova, S. Domenico, S. Marcella, S. Corona, S. Francesco, Casino (Offiziere); zu Treviso: S. Paulo, Gesu, S. Maria Nuova, Seminario, wobei ich ausdrücklich bemerke, daß ich bloß diejenigen nenne, die ich kenne. Ganz gewiß zählen deren Mantua, Venedig, Palmanuova, Legnago, Peschiera, Udine und die anderen Städte zusammen mindestens eben so viele. Auch müssen hier noch die Spitäler von Görz, Laibach und Graz in Betracht kommen, an welche fortwährend die langwierigeren, aber zugleich transportablen Fälle abgegeben werden.

Werfen wir nun, nach den allgemeinen Umrissen, einen Blick in die innere Einrichtung dieser Spitäler.

So viel ich deren gesehen, es kann bei allen vorerst über die Wahl und Lage der Räumlichkeiten nur Anerkennendes gesagt werden. Die meisten derselben sind ehemalige Klöster mit weiten Hallen und luftigen Sälen, und, wie dieß solche Lokalitäten schon an sich mit sich bringen, mit allen möglichen Bequemlichkeiten versehen. Eine eigentliche Ueberfüllung mit Kranken in denselben ist mir bisher nicht vorgekommen, selbst nicht nach den Riesenschlachten von Magenta und Solferino. Nur einen oder zwei Tage nach diesen sah ich Verwundete in den Gängen einiger Spitäler von Verona und unter Zelten im Garten von San Spirito liegen. Fast bei jedem findet sich ein Garten, viele haben selbst in den Höfen schöne Pflanzungen und schattige Arcaden.

Die erste Visite hält der ordinirende Abtheilungs-Arzt, gefolgt von seinen Assistenten und den Ober-Krankenwärtern, um 6 Uhr Morgens ab, nachdem zuvor die Frühsuppe vertheilt worden. Es ist dieß die Haupt-Visite, bei welcher alle Verbände nachgesehen und sorgfältig erneuert, sowie überhaupt alle Anordnungen hinsichtlich der Diät und der Medikation getroffen werden. Die zweite allgemeine Visite findet im Verlaufe des Nachmittags Statt. Beiden wohnt der Inspektion habende Offizier bei. In der ärztlichen Inspektion, die je von einem ordinirenden und einem Unter-Arzt geübt und Tag und Nacht gehalten wird, wechseln die Aerzte unter einander ab. Man muß es aber den österreichischen Aerzten nachsagen, daß sie an diese Disziplin sich gar wenig binden, — freilich nur in so fern, als sie fast ihre ganze Zeit ihren Pflegebefohlenen widmen. Ich habe darunter welche kennen gelernt, die namentlich nach der Schlacht am Mincio Tage lang nicht aus den Kleidern und nicht aus den Spitalräumen gekommen sind, wiewohl fast alle außerhalb derselben wohnen.

Nicht unter dem Fleiße steht im Allgemeinen die Geschicklichkeit der Aerzte in der Behandlung der Verwundeten. Größere Operationen und dergleichen werden überdieß, wo thunlich, nur konsultativ vorgenommen. Ich bin nirgends auf verwickelte Methoden gestoßen. Die größte, dem Standpunkte der Wissenschaft entsprechende Einfachheit ist, ohne übrigens der individuellen Ueberzeugung und Erfahrung im Wege zu seyn, Gesetz und wird strengstens beobachtet. An Eis fehlt es selbst an den heißesten Tagen nicht, wiewohl dasselbe, oft mit großen Kosten, aus den Schluchten der Alpen herabgeholt werden muß.

Die Sorge für die Reinlichkeit läßt nichts zu wünschen übrig. Sie bezieht sich bis auf die geringfügigsten Details und wird mit wahren Argusaugen geübt. Nichts wird an dem Schuldtragenden so streng bestraft, als ein Verstoß gegen sie. Von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang müssen alle Fenster offen gehalten bleiben. Wäsche und Stroh werden unermüdlich gewechselt. Diesem allein auch ist es zuzuschreiben, daß bisher noch nirgends die Spuren verderblicher Uebel sich gezeigt und die Verwundungen im Ganzen einen überaus günstigen Verlauf nehmen.

Die Kost wird in den Spitälern im Großen bereitet, nach einer gewissen, für jeden Tag der Woche festgesetzten Liste und nach dem von den ordinirenden Aerzten für jeden einzelnen Kranken ausgesetzten Ausmaße. Ein gewisses schematisches Vorgehen ist dabei leider nicht zu vermeiden. Ich habe sie an den meisten Orten selbst gekostet und sie überall ganz wohl zubereitet, gut und selbst schmackhaft gefunden. Sie besteht aus Suppe, Rindfleisch, Braten, Eingemachtem, Reiß und Ritscher, d. i. einer Mischung von Reiß und Bohnen, die besonders wohl schmeckt. Sie wird in Drittel-, halben und ganzen Portionen nebst Brod vertheilt. Außerdem erhalten diejenigen, die ihn vertragen, auch Wein. Wäre etwas hierbei zu bemerken, so ist es dieß, daß diese Kost für sehr viele von den Kranken, denen eine leichtere ganz wohl bekommen würde, etwas schwer verdaulich ist, was namentlich bei denjenigen, die mit größeren

Portionen betheil werden, sehr häufig nicht unbedeutende Verdauungs-Störungen zur Folge hat, da die Fülle der Bewegung, die sie zur gehörigen Verarbeitung erheischt, nicht gegeben ist. Vielleicht auch trägt die etwas sparsame Verwendung des Salzes das Ihrige hierzu bei.

Mannigfaltigkeiten.

[Eine neue Erfindung.] Es ist vor einiger Zeit eine Notiz durch die Blätter gelaufen: es sey in Wien von dem Direktor der Hof- und Staatsdruckerei Dr. Alois Auer ein Apparat erfunden worden, mittelst dessen eine Papierfabrikationsmaschine mit einer Schnellpresse in unmittelbare Verbindung gebracht werden könne, so daß dieselbe mechanische Kraft (Wasser oder Dampf), welche das Papier erzeugt, dasselbe auch bedruckt. Diese Erfindung ist nun so weit gediehen, daß ich Ihnen einige nähere Angaben darüber machen kann. Vorher jedoch erlauben Sie mir einige Worte über den geschichtlichen Hergang der Erfindung. Im Jahre 1857 erhielt Hofrath Auer vom Finanzminister Frhrn. v. Bruck den Auftrag, die kaiserliche Papierfabrik Schlögelmühle bei Gloggnitz zu inspiziren. Als er einst dem Gang der Maschine zur Erzeugung des sogenannten endlosen Papiers zusah, kam ihm der Gedanke, ob nicht die aus der Maschine hervorgehenden Papierstreifen, statt die zahlreichen Manipulationen des Zerschneidens, Zählens, Trocknens, Zusammenlegens, Verpackens u. s. w. durchzumachen, ehe die einzelnen Bogen bedruckt werden, gleich unmittelbar von der Maschine auf die Schnellpresse geleitet werden könnten. Die Schwierigkeiten bei Ausführung dieser Idee schienen nicht unübersteiglich. Allein eine solche Verbindung der Papiermaschine mit der Schnellpresse ist nicht jeder Buchdrucker in der Lage herzustellen. Man mußte daher auf ein Mittel bedacht seyn, die Erfindung so zu modifiziren, daß sie jedem Buchdrucker zugänglich wurde. Dieses Mittel bot sich in einem Haspel dar, der, mit aufgerolltem Papier von entsprechender Länge auf einem Gestell in der Nähe der Schnellpresse aufgehängt, das Papier dem Druckzylinder in dem Maß zuführt, als der Gang der Presse es erheischt. Maschinenfabrikant Sigl erhielt den Auftrag, eine Schnellpresse nach diesem Prinzip einzurichten, und entledigte sich dieser Aufgabe in einer Weise, die nichts zu wünschen übrig läßt. Die Presse ist seit einigen Tagen in der Staatsdruckerei aufgestellt, und arbeitet mit vollkommenem Erfolg. Der Anblick ist um so überraschender, als man keinen Arbeiter dabei thätig sieht, denn Alles geschieht durch mechanische Kräfte. Was nun den Apparat selbst betrifft, so darf ich eine ins Einzelne gehende Beschreibung davon nicht geben, weil die Erfindung in diesem Augenblicke noch durch ein Privilegium geschützt ist. Ich bemerke also nur, daß das Wesen der Erfindung darin besteht: das Papier nicht bogenweise, sondern im sogenannten endlosen Zustande auf die Presse zu bringen. Dadurch wird nicht nur der Einleger erspart, sondern es werden auch die Operationen, denen das Papier in einzelnen Bogen bisher unterzogen werden mußte, ehe es bedruckt war, auf die Hälfte reduzirt. Anstatt es mit eben so vielen Objekten der Thätigkeit zu thun zu haben, als man Bogen hatte, hat man es jetzt nur mit einem einzigen Objekt, dem Papierhaspel, zu thun, der gegen 20 Rieß auf einmal faßt. Da ferner die nach dem neuen Prinzip eingerichtete Schnellpresse keiner Menschenkräfte mehr bedarf, so fallen auch alle die kleinen Hemmnisse weg, welche früher aus der Ungeschicklichkeit, Unachtsamkeit, Trägheit der Arbeiter, kurz aus der Unvollkommenheit der Menschennatur entsprangen. Mechanische Kräfte irren weder, noch werden sie müde und schläfrig. Welche Verläßlichkeit würde ein Uhrwerk haben, wenn sein Gang von Menschenkräften abhinge? Die Vortheile der neuen Erfindung sind so in die Augen springend, daß man nicht begreift, wie dieselbe so lange auf sich warten lassen konnte. Es ist wahrlich ein zweites Ei des Kolumbus, und das Verdienst des Erfinders nicht hoch genug anzuschlagen. Ich zweifle auch nicht im Geringsten, daß man in wenig Jahren keine anderen als nach dem neuen Prinzip konstruirten Schnellpressen mehr sehen wird.

New-yorker Nachrichten zufolge ist zwar der in großem Maßstabe am „Ericson" gemachte Versuch mißlungen, die Luftmaschine in kleinem Maßstabe jedoch vollkommen geglückt. Bis zu fünf Pferdekräften ist sie eben so wirksam wie der Dampf und verursacht nicht den zehnten Theil der Kosten, so daß, wie die Amerikaner zu sagen pflegen, „die Ericson'sche Luftmaschine jede andere Art Maschine vom Schiefer wegwischen wird", d. h. so lange man fünf Pferdekräfte nicht überschreitet.

Die neue Weltgeschichte wird ausschließlich an Freitagen fabrizirt. An einem Freitage hat Oesterreich sein Ultimatum an Sardinien von Mailand abgeschickt, sind die Schlachten von Magenta und Solferino geschlagen, ist der Waffenstillstand abgeschlossen worden. Ob letzteres auch ein Unglück ist, und für wen, wird sich zeigen.

Redakteur: Gustav Meffert
Druck und Verlag der A. Wallau'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 171 Mittwoch, 20. Juli 1859.

Das Haus auf dem Felsen.

(Fortsetzung.)

Endlich dämmerte der Morgen und Mathias stand frühe auf, um sich in die frische Luft zu begeben. Er wanderte lange am Gestade herum, und wollte eben heimkehren, als er Mabel in einiger Entfernung mit einem jungen Fremden sprechen sah, dessen ganze Erscheinung so deutlich den Edelmann bezeichnete, daß das alte Gefühl des Zornes und Mißtrauens wieder in ihm erwachte. Eben wollte er sie zu sich rufen, als sein jüngster Entschluß, weicher und versöhnlicher zu seyn, ihm beifiel, und er sich still zur Hütte wandte.

„Mabel ist ein gutes Mädchen, ganz einfach und offenherzig, sie wird uns Alles sagen," dachte er bei sich; „vielleicht erkundigt sie sich nach der armen Mutter." Ein leiser Schauer überlief ihn, denn wieder glaubte er, die Leiche des ertrunkenen Kindes vor sich zu sehen.

Mabel kehrte bald darauf zurück, und erzählte, sie habe mit des Knaben älterem Bruder gesprochen. Er sey seit Tagesanbruch am Ufer herumgeirrt, weil er nicht im Stande war, es in dem schmerzerfüllten Hause auszuhalten. Seine Mutter sey so krank, daß man sie nicht fortbringen könnte, und doch erinnere sie das Rauschen des Meeres fortwährend an ihres Kindes Tod; die Schwestern suchten sie zu beruhigen, und er selbst, von dem furchtbaren Selbstvorwurf, daß er des Kindes Leben gefährdet, gepeinigt, wisse nicht, wie er die trostlosen Stunden durchleben solle.

Ja, ein Wechsel war über die erst so fröhliche, glückliche Familie gekommen; bisher war Lady Newberty's zarte Gesundheit das einzige dunkle Blatt in ihrem Lebenskranze gewesen.

Reichthum und Rang gab ihnen die Macht, Gutes zu thun, und der Wille dazu hatte nie gefehlt; in der Ausübung ihrer Talente flossen die Tage angenehm und leicht hin, und, sich mit der innigsten Liebe umfassend, hatte nichts ihrem irdischen Glücke gemangelt. Jetzt aber hatte Alles seinen Reiz verloren, sie gingen rastlos von Zimmer zu Zimmer und betrachteten immer wieder die Leiche des Lieblings, dessen fröhliche Stimme verstummt, und der ihnen nun bald ganz genommen werden sollte. Auf die heitere, lebensfrohe Adelaide machte der Vorfall den tiefsten Eindruck, vielleicht wegen des Kontrastes, den ihr jetziger namenloser Schmerz mit ihrer früheren Munterkeit und Lebenslust bildete.

Helene war immer ruhig und ernst gewesen; jetzt weinte sie bitterlich, wenn sie allein war, aber blieb ruhig und klaglos in Gegenwart der übrigen Familie. Geduldig und sorgsam pflegte sie die kranke Mutter, während Adelaide nichts thun konnte, als jammern, sich jedes Wortes, jeder Handlung des armen Kindes erinnernd und immer wieder mit bitteren Zähren wünschend, ihn nicht mit in's Boot genommen zu haben. Ihr Schmerz war jammervoll mit anzusehen und steigerte der armen Helene Weh außerordentlich. Niemand hatte je Thränen in Adelaidens glänzenden Augen gesehen, und rief oft laut lachend: „Warum weinen die Leute? ich könnte nicht, wenn ich auch wollte." Ihre Lebhaftigkeit war so groß, daß die empfindsame Helene sie oft verwundert betrachtete. Ein kurzes Stündchen vor dem schmerzlichen Ereigniß hatte sie noch gejauchzt vor Freude, als sie die Wellen beobachtete, die einander an das Ufer jagten, und sie über ihre kleinen Füßchen hinspülten, da klatschte sie in die Hände und jubelte voll kindischer Lust; während Helene auf der Bank saß, und mit stiller Ehrfurcht das weite Meer beobachtete, dessen Wogen so manchem liebenden Herzen zum Grabe wurden, worin es nun einsam und liebeleer schlief.

Und doch war das heitere, lebensfrohe Mädchen der ersten Berührung des Schmerzes erlegen, während Helene die stets ein theilnehmend Herz zeigte, deren Augen jedes trübe Ereigniß mit Thränen füllte, standhaft das erste, große Weh, welches über die Schwestern kam, ertrug.

All' denen, die sie nicht näher kannten, schien das auffallend, unglaublich; sie Alle hätten gedacht, Helene werde unter der Last erliegen, und Adelaide sie leichter tragen, — aber die so urtheilten, kannten weder das Herz der Mädchen, noch die Ur-

sachen, aus denen ihre Handlungsweise entsprang. Die alte Amme, welche die beiden Fräulein von ihrer Geburt an kannte, hätte am besten sagen können, woher der sonderbar scheinende Widerspruch kam; sie wußte, daß Helene von ihrer frühesten Kindheit an so gern auf ihrem Schooße gesessen, und dort so aufmerksam immer wieder die biblischen Geschichten anhörte, und besonders diejenigen, welche von muthig ertragenem Schmerz handelten, oder die ihr sagten, daß Vertrauen auf Gott und sein heiliges Wort noch nie unbelohnt geblieben. Ihre kleine Augen füllten heiße Thränen, als sie von dem erhabenen Opfer, das für Alle dargebracht worden, hörte; hier blickte sie innig zur Amme auf und lispelte leise: „Wie gut sollten wir seyn!"

Während Helene ihre Zeit so verlebte, tobte Adelaide mit ihrem Bruder Herbert im Garten, oder ritt auf einem ungesattelten Pony durch den Park, und wunderte sich, wie Helene die langen, langweiligen Geschichten der Amme anhören könne.

Nie vergaß die ältere Schwester den früh empfangenen Unterricht; in all' ihren kleinen Leiden dachte sie daran, wie die Männer der alten Zeit gelebt, was sie gelitten, und wie sie geduldet hatten, und dann lächelte sie, wenn Andere geweint haben würden. Helene hatte ihr Haus wirklich auf einen Felsen gebaut, den kein Sturm erschüttern konnte — und es fiel auch nicht, als der Erste es umtobte. Es war rührend, die Schwestern in ihrem Schmerz beisammen zu sehen, so oft Helene nicht bei ihrer Mutter seyn mußte, kam Adelaide zu ihr, setzte sich zu ihren Füßen, legte den Kopf in ihren Schooß und bat sie um Trost. „Warum bist Du so ruhig, Helene," sprach sie dann, „es thut mir weh, Dich arbeiten zu sehen. Wie kannst Du zu weinen aufhören, während ich mich nicht beruhigen kann? Wie kannst Du?"

— „Ich halte es nicht für recht, liebe Adelaide, über Gottes Prüfungen so viel zu jammern. Wir wissen, daß unser Liebling glücklich ist, daß wir ihn einst wieder sehen werden, und das muß uns Trost bieten. All unser Schmerz kann ihn nicht zurückrufen, und es ist Sünde, sich gegen Gottes Willen aufzulehnen."

„O Helene, Du bist so gut, Du kannst über Alles so vernünftig sprechen. Ich kann es nicht — mir kommt es so schrecklich vor, wenn ein Kind stirbt; bei alten Leuten ist es vorauszusehen, aber ein Kind — ein gutes liebes Kind, und einen solchen Tod!" Wieder brach sie in Thränen aus, und schluchzte heftig. Helene ließ sie erst weinen, dann sprach sie mit leiser, zitternder Stimme: „Ich denke, wenn Kinder sterben, so rief Er, der sie schon hienieden geliebt, sie zu sich in den Himmel, und dann wird der Schmerz über den eigenen Verlust durch den Trost gelindert; weil ich nicht traure, wie Jene, die keine Hoffnung haben."

— „Ach, Du kannst nicht fühlen wie ich, Du bist viel besser und stärker, aber kümmere Dich nicht, es nützt nichts, wenn Du mir zuredest, ich bin doch unglücklich. Habe mich lieb und küsse mich, Helene. Sey geduldig mit mir, und lies mir vor, ich glaube, es würde mir Freude machen."

„Gewiß, was soll ich Dir lesen, Liebe?"

— „Gleichgültig, vielleicht eine Novelle — etwas Unterhaltendes, weißt Du, damit ich doch eine Zeitlang meinen Schmerz vergessen kann."

Helene holte ein Buch, legte ihrer Schwester Kopf wieder auf ihren Schooß und las ihr vor, bis sie zur Mutter gerufen wurde; ihr bestes Mittel, das eigene Weh zu verscheuchen, war die unaufhörliche, aufopfernde Hingabe für Andere.

Eine Woche war vergangen, und das Kind, welches in aller Kraft seines jungen Lebens das einsame Fischerdorf besucht hatte, wurde nun als Leiche fortgefahren, um auf dem Landsitze der Familie beigesetzt zu werden. Das achtjährige Kind wurde neben den achtzigjährigen Greis, seinen Großvater, den einzigen Bewohner der Gruft, gelegt.

Mabel und ihr Vater wollten den Zug sehen, Mathias wollte nicht; — er war beinahe die einzige Person im ganzen Dorfe, welche nicht herausgeeilt war; denn des Knaben Rang und Todesart, ja schon die bloße Thatsache, daß es Etwas zu sehen gab, hatte Alle aus ihren Hütten hervorgelockt.

Alte Männer und Weiber murmelten traurig: „wir dachten, uns würde es zuerst treffen!" Mütter preßten ihre Kinder fester ans Herz und sagten weinend: „Gott stehe der armen Mutter bei!" und nur eine in tiefe Trauer gekleidete Frau erwiderte streng: „ich habe das meine auch verloren — ihr thut's nicht weher." So rollten die Wagen vorüber unter den innigen Beileidsbezeugungen des Volkes, und brachten das Kind zu seiner letzten irdischen Heimath; im Himmel aber hatten die Engel ein neues Brüderchen begrüßt, das in ihren Chor einstimmte, und nun dem Allmächtigen Loblieder sang!

Am Abend dieses Tages saßen die beiden Alten am Felsen nach ihrer dürftigen Mahlzeit beisammen; außergewöhnlich tiefe Gedanken schienen sie zu beschäftigen. Mathias war seit dem Vorfall weicher und milder, aber auch schweigsamer als je geworden, und obwohl John und Mabel ein wichtiges Thema abhandelten, hatte er keine Bemerkung gemacht.

„Was ist zu thun? — ich weiß es nicht," sagte John; „was meinst Du, Mathias? So hat es noch nie gestanden — wir hatten zwei Groschen im Haus, und keine Aussicht mehr zu bekommen. Was fangen wir an, alter Freund, hm?"

— „Wir haben zu Nacht gegessen," erwiderte dieser sanft; „nicht wahr?"

„Ja — aber morgen, Mathias?“

— „Dein Lieblingsbuch dort wird Dir sagen, Du sollst Dich nicht um morgen kümmern, weil morgen für sich selbst sorgen wird.“

„Richtig, Mathias; gehe zu Bette, Kind, und bitte Gott um unser tägliches Brod. Er verläßt uns nicht in der Zeit der Noth, und sogar mit zwei Groschen verhungert man noch nicht.“ Mit diesen Worten küßte John wehmüthig lächelnd seine schöne Tochter, und sie ging in ihr kleines Kämmerlein, dort zu beten; und das einfache Gebet voll Kraft und Glaube — wer kann dessen Erhörung bezweifeln.“

(Fortsetzung folgt.)

Elektrizität als Heilkraft.

Die Alten wußten recht gut, daß der Bernstein, zwischen den Fingern stark gerieben, leichte Körper anziehe; man behauptet sogar, Numa Pompilius, versteht sich, auch seine Lehrerin, die Nymphe Egeria, hätte die Eigenschaft der Metallspitzen, den Blitz abzuwenden, gekannt. Aber auch das zugegeben — von der Elektrizität hatten die Alten doch keinen genauen Begriff. Merkwürdig indeß bleibt es, daß trotz dieser völligen Unkunde der Alten über das elektrische Fluidum, an vielen Stellen in Dioskorides und Galenus ausdrücklich angegeben wird, durch elektrische Erschütterungen, die an gewissen Fischen, an dem Zitterrochen z. B. bemerkt wurden, Nervenkrankheiten zu behandeln.

Auf ihrer Reise durch Amerika hatten Humboldt, und Bonpland Gelegenheit, über den Zitter-Aal (Gymnotus), einen Fisch, der mit seiner elektrischen Batterie noch weit stärkere Erschütterungen als der Zitterroche hervorbringt, höchst interessante Beobachtungen anzustellen. Wir theilen hier die darauf bezügliche Stelle aus ihrem Werke mit:

„Am frühen Morgen machten wir uns auf den Weg nach einem Dörfchen Rastro de Abaxo; von dort führten uns die Indianer an einen Bach, der in Zeiten der Dürre ein Becken mit schlammigem Gewässer bildet, das von schönen blüthenduftenden Bäumen umkränzt ist. Hier halten sich die Gymnoten auf. Der Fang mit Netzen ist sehr schwierig, wegen der Behendigkeit, mit welcher sich diese Fische wie Schlangen in den Morast verkriechen. Die Indianer meinten, sie werden sie mit Pferden fangen. Davon konnten wir uns kaum eine Vorstellung machen; bald aber sahen wir unsere Führer aus der Savanne zurückkehren, wo sie ein Treibjagen auf wilde Pferde und Maulesel angestellt hatten; sie brachten einige dreißig Stück mit, die sie nun zwangen, in den Sumpf zu gehen.

„Das ungewöhnliche Geräusch von dem Stampfen der Pferde lockt die Fische aus dem Schlamm und reizt sie zum Kampf. Diese graugelben Aale, großen Schlangen ähnlich, schwimmen nun nach der Oberfläche und drängen sich unter den Bauch der Pferde und Maulesel. Ein Kampf zwischen Thieren von so unterschiedenen Organisationen bietet ein höchst malerisches Schauspiel. Die Indianer, mit Harpunen und langen dünnen Gerten versehen, schließen den Morast eng ein; einige erklettern die Bäume, deren Aeste sich wagerecht über den Wasserspiegel hinstrecken. Durch ihr wildes Geschrei und mit ihren langen Gerten halten sie die Pferde ab, Reißaus zu nehmen. Die Gymnoten, von dem Lärm betäubt, vertheidigen sich durch die wiederholten elektrischen Schläge; lange Zeit scheint sich der Sieg auf ihre Seite zu neigen. Mehrere Pferde unterliegen den heftigen unsichtbaren Streichen, die sie von allen Seiten bekommen; von der Stärke und der Gewalt der Erschütterungen übermannt, verschwinden sie unter dem Wasser. Andere springen auf, und keuchend, mit sträubender Mähne, angsterfüllten, stieren Augen, suchen sie dem Sturm zu entfliehen, werden aber von den Indianern in's Wasser zurückgetrieben. Einer kleinen Zahl gelingt es, der thätigen Wachsamkeit der Fischer zu entwischen; sie gewinnen das Ufer, stolpern bei jedem Schritt, strecken sich, erschöpft vor Mattigkeit und erstarrt von den elektrischen Schlägen, in den Sand. Wir zweifelten gar nicht, der Fischfang werde mit dem Tod aller Pferde enden; allein nach und nach nahm der Ungestüm dieses ungleichen Kampfes ab: die ermatteten Gymnoten zerstreuten sich; sie brauchen lange Ruhe und reichliche Nahrung, um zu ersetzen, was sie an galvanischer Kraft verloren haben. Die Pferde und Maulesel zeigten sich jetzt weniger erschreckt, die Mähnen sträubten sich nicht mehr, in den Augen war der Ausdruck des Entsetzens nicht mehr so stark; furchtsam schwammen die Gymnoten an's Ufer, wo sie mit den an langen Stricken befestigten Harpunen gefangen wurden. . . . . .“

Man muß bis in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts zurückgehen, um dem ersten Anzeichen ärztlicher Anwendung der Elektrizität zu begegnen. Die Beobachtung verdankt man Jallabert, einem gelehrten Genfer. Ein Schlosser, der in Folge eines Falls Bewegung und Gefühl an der einen Seite des Körpers verloren, hatte vierzehn Jahre nachher eine fast gänzliche Lähmung im rechten Oberarm und eine andauernde, mit Abzehrung verbundene Krümmung des Handgelenks und mehrerer Finger. Die bald allgemeine, bald auf die gelähmten Muskeln besonders gerichtete Elektrisirung mit Erschütterung und Funken brachte zum großen Theil Gefühl und Bewegung in das Glied zurück, das an Umfang zunahm und die Steifheit verlor. Die Besse-

rung hielt an, obgleich die Behandlung nach zwei Monaten eingestellt werden mußte. Drei Jahre später sah man den Mann in voller Thätigkeit bei seinem Amboß. Eine gelungenere Kur ist den Aerzten unserer Zeit nicht zu wünschen.

Trotzdem erweckte die Beobachtung Jallabert's nicht die ganze Aufmerksamkeit, die sie verdiente und war um die Zeit fast völlig vergessen, wo Volta seine erste Säule baute und durch dieses wunderbare Werkzeug eine neue Aera in der Wissenschaft der Elektrizität eröffnete. Das geschah um 1789; Naturforscher und Aerzte geriethen in einen heißen Kampf. Die Ersteren reiheten sich auf Volta's Seite, der alle Erscheinungen der Säule aus der bloßen gegenseitigen Berührung zweier ungleichartigen Metalle erklärte; Letztere bekannten sich zu Galvani's Theorie, der in dem Voltaischen Apparat nichts Anderes sehen mochte, als eine Nachahmung der elektrischen Ströme, die, nach ihm, in allen thierischen Körpern vorhanden sind und darin Wärme und Leben unterhalten.

Von der Theorie zu Praxis ist nur Ein Schritt: eine der natürlichen Folgen dieses, noch zur Stunde nicht beendigten, wissenschaftlichen Streites war, daß man die geeignetsten Mittel suchte, die dynamische Elektrizität der Säule den Bedürfnissen des Menschen und insbesondere der Heilkunst dienstbar zu machen.

Unter den Aerzten, die sie mit glücklichstem Erfolg anwandten, stehen in erster Reihe Hallep, Nysten und Magendie. Indeß war das Verfahren sehr unbequem; die Metalle und Säuren mußten jeden Augenblick in der Säule erneuert, und die Kranken vor den während der Thätigkeit des Apparats sich entbindenden Gasen geschützt werden.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Von der Schlacht am Mincio entwirft ein Militärarzt in einem Briefe aus Verona, vom 1. Juli folgendes ergreifende Bild: Heute ist der sechste Tag nach der Schlacht am Mincio und noch immer saust und braust es in meinem Kopfe, als ob eine ganze Armee darin manövrirte. Die Menschen sanken zu wilden Thieren herab, die sich gegenseitig zu zerfleischen bemühten. Es ist dieß leider keine Phrase, und was den französischen Feuilletonisten als Eingebung ihrer lebhaften Phantasie zugeschrieben wurde, als sie die Turkos gleich wilden Katzen springen, beißen und zerfleischen ließen, ist völlige Wahrheit, denn in den Reihen unserer Blessirten finden wir nicht wenige mit Bißwunden, gleich jenen von Bulldoggs, liegen. Diese Bißwunden sind meistens an den Oberarmen, mitunter auch am Halse. Das Bild der Schlacht selbst Ihnen zu entwerfen, reicht meine Feder nicht aus. Denken Sie sich 400,000 Menschen auf einem verhältnißmäßig nicht großen Raume, in der Absicht gekommen, sich gegenseitig todt zu schlagen, um dieses Vorhaben leichter auszuführen und das Blutbad vollständig zu machen, werden noch mindestens 500 Kanonen herbeigeschleppt. Fassen Sie das Bild zusammen: Kleingewehrfeuer von ein paarmalhunderttausend Gewehren, der Donner der Kanonen nach allen Tonarten aus 500 Feuerschlünden, das Geschrei und Gejohle der Stürmenden, Feldmusik, Trommelwirbel von einigen tausend Händen geschlagen, zwischen durch das Geheul und Wehgeschrei der Verwundeten, und Sie bekommen einen kleinen Begriff von der Schlacht am Mincio! Um 5 Uhr, als die Wuth auf's Höchste gesteigert war, da donnerte der Himmel sein Veto den aufgeregten Leidenschaften zu, und für einen Moment trat Ruhe ein, um dann um so erbitterter den Kampf von Neuem zu beginnen. Es war der großartigste, wenn auch fürchterlichste Moment des Schlachttages. Vom 25. bis heute wurden mehr als 8000 Verwundete nach und durch Verona geschickt, allwo die ersten Verbände besorgt wurden; es war keine leichte Aufgabe, aber sie ist gelungen. Bis gestern fand man noch Kranke in den Höfen, unter Hausthieren liegen, alle fanden aber ärztliche Hülfe, und wer die ärztliche Thätigkeit in der letzten Zeit beobachtete, der wird gewiß die vollste Achtung vor den Sanitäts-Einrichtungen der Armee bekommen.

Ueber die abzutretenden und die bei Oesterreich verbleibenden Theile des sonstigen lombardo-venetianischen Königreichs dürften folgende statistische Notizen nicht ohne Interesse seyn: Nach den neuesten statistischen Erhebungen zählt die aus neun Provinzen bestehende Lombardei (Provinz Mailand, Pavia, Lodi, Bergamo, Como, Sondrio, Brescia, Cremona, Mantua) 2,725,740 Einwohner, und umfaßt einen Flächenraum von 375 österreichischen Quadratmeilen. Von den Einwohnern bekennen sich 2,667,202 zur römisch-katholischen Kirche; 660 sind Protestanten und 2965 Juden. — Die Bevölkerung im Venetianischen beläuft sich nach Cavalli's durch die Akademie der Wissenschaften zu Venedig in Druck gelegten Erhebungen auf 2,300,997 Seelen. Die Bevölkerungszahl ist von Jahr zu Jahr im Zunehmen. Im Ganzen bestehen 813 Gemeinden, die einen Flächenraum von 414 österreichischen Quadratmeilen einnehmen. Das abgetretene Gebiet bildet somit beiläufig die Hälfte des bisherigen lombardisch-venetianischen Königreichs.

Redakteur: Gustav Reffert.
Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung.“

№ 172 Donnerstag, 21. Juli 1859.

Das Haus auf dem Felsen.

(Fortsetzung.)

„Weißt Du nicht, John,“ fragte Mathias, als Mabel sich entfernt hatte, „ob Herr Everton nach dem Begräbniß wieder hieherkommt?“

— „Ich weiß es nicht; warum?“

„Er spricht immer mit Mabel, und obwohl ich mir alle Mühe gebe, nicht hart und mißtrauisch zu seyn, kann ich es doch nicht leiden. Ich begreife nicht, was er ihr zu sagen hat; er hat nichts mit ihr zu reden. Ich habe Dich einst im Zorne gewarnt, als ich die ganze Klasse noch bitter haßte; ich habe mich geändert, John, jetzt spreche ich ohne Haß; ich warne Dich noch einmal.“

Am nächsten Morgen ging Mabel früh fort, um Muscheln zu suchen, und es gelang ihr, einige hübsche zu finden, von deren Erlös sie einen oder zwei Tage leben konnten, und eine solch' kümmerliche, unsichere Existenz waren sie ja längst gewohnt. O wenn Jene, die in Ueberfluß und Luxus leben, sich der zahllosen Mitbrüder erinnern möchten, die, wenn sie heute ihr dürftiges Mahl genossen haben, nicht wissen, wo sie es morgen hernehmen sollen, und dann ihr Loos mit dem Anderer vergleichen wollten, wie müßten sie Gott preisen für seine Gnade gegen sie, und ihn bitten, sich der Armen zu erbarmen.

Die Zeit verging ohne ein besonderes Ereigniß; der Herbst kam, die Tage nahmen ab, und nun konnte man oft in den frühen Dämmerstunden einen jungen Mann und ein Mädchen unter den Klippen des Ufers mit einander sprechen sehen; — sie bewachte immer scheu und ängstlich das kleine Licht, das durch das Hüttenfenster schimmerte, und sprang oft plötzlich mit eiligen Worten des Abschiedes von ihm fort, und die Stufen hinan, während er immer sorglich wartete, bis die Thüre der Hütte sich hinter ihr schloß.

Ein alter Taglöhner, welcher einst Abends heimkehrte, erzählte später, er habe gehört, daß das Mädchen sagte: „Aber sie wären so verlassen ohne mich!“ und dann habe der junge Mann ernst geantwortete: „Ueberlege es, und dann thue es mir morgen zu wissen!“

Morgen! — Als die Sonne sich ins Meer zu senken schien, und Erd' und Himmel rosig färbte — war die traute Heimath der guten Alten verwaist; das liebliche Antlitz, welches das Licht ihrer alten Tage gewesen, war fort. Sie — für die sie jahrelang gesorgt, für die sie gebetet und gearbeitet, für die sie sich jede Erquickung, ja oft selbst das Nöthigste versagt hatten, hatte sie verlassen! Die fröhliche Stimme, die ihre Tage erheiterte, war verstummt! — sie war gegangen — und sie wußten nicht wohin! — aber mit einem schweren Fluch nannte Mathias Herbert Everton als den Verführer, der sie ihres Schatzes beraubt hatte!

Es war eine traurige Scene, als die beiden Alten zuerst sich überzeugten, daß Mabel fort sey, um nicht wieder zu kehren; des strengen, unbeugsamen Mathias Schmerz ging fast im Zorne auf; er durchschritt die ganze Nacht die Stube, und sprach nichts als Verwünschungen gegen Herrn Everton und Vorwürfe gegen Mabel, während der alte John bewegungslos noch immer auf dem Sessel saß, auf welchem er zuerst die schlimme Nachricht vernommen. Man hätte ihn für ein Steinbild halten können, hätte nicht ein schmerzlicher Seufzer hie und da die Brust gehoben, und wären nicht große Thränen über sein sonnverbranntes Antlitz gerollt.

Als sie das Mädchen zuerst vermißten, war Mathias voll Argwohn zu Frau Warrens geeilt; dort hatte er gehört, daß Lady Newbery und ihre Töchter eben im Begriff seyen, abzureisen, daß aber Herr Everton sie schon in aller Frühe verlassen habe. Ueber Mabel erfuhr er nichts, als daß man sie diesen Morgen zu sehr früher Stunde mit einem kleinen Päckchen auf dem Wege nach der nächsten Stadt gesehen habe.

Mit diesen traurigen Nachrichten kehrte der arme Mann zu John zurück, und fragte diesen, was geschehen solle? Aber es war, als ob der Schlag ihn gelähmt habe: er antwortete nicht, legte die Hand auf den Kopf, und blickte mit einem kindischen Ausdruck zu seinem alten Freunde auf. Da gelobte sich

Mathias, der über das Loos des Mädchens mit sich einig war, daß sie das Elend, das sie über sich gebracht habe, tragen solle, und daß er keinen Schritt thun wolle, um sie aufzufinden, obwohl der alte Vater so rührend bat, ihm seinen Liebling wiederzugeben, damit er dem Jammer nicht erliege!

Die Neuigkeit von Mabels Abwesenheit verbreitete sich schnell im ganzen Dorfe, und rief die verschiedensten Urtheile hervor. Die Mitleidigsten meinten, sie könne von Klippen ins Meer gefallen und dort verunglückt seyn; aber die Meisten schüttelten die Köpfe und meinten, ein schönes Gesicht sey oft eher ein Fluch, als ein Segen, und sie hätten immer gedacht, es könne nichts Gutes von der Unterhaltung mit dem „Herrn“ kommen. Einige stiegen die steilen Klippen empor, um die alten Männer zu trösten, aber Mathias hatte die Thüre verschlossen und ließ Niemand ein.

Die Nacht verfloß den Beiden langsam und in tiefem Schmerz, und als der Morgen graute, warf sich Mathias erschöpft auf sein Bett, während John immer am gleichen Flecklein sitzen blieb, und mit einem stieren Blicke aus dem Fenster starrte. Der Tag war noch nicht weit vorgeschritten, als ein leises Klopfen an der Thür Mathias aus seinem unruhigen Schlummer weckte. Ein kleiner Knabe brachte einen Brief für John Raby. Er wurde hastig aufgerissen, und mit einiger Schwierigkeit die schlechte Schrift entziffert:

„Vater, lieber Vater und Onkel, seyd nicht „unglücklich wegen Mabel, und zürnt ihr nicht; „sie ist nur gegangen, um für uns Alle Geld zu „verdienen, und Euch nicht zur Last zu seyn. „Ich bin so glücklich, als ich ferne von Euch „seyn kann, und fürchte nur, daß Ihr Euch um „mich kümmert. Aber kümmert Euch nicht, ich „bin ganz sicher, verdiene Geld für Euch, und „wenn ich genug habe, um davon zu leben, „komme ich wieder heim. Ich werde Euch oft „schreiben, und Euch sagen, wie es mir geht, „aber nicht wo ich bin, denn Ihr würdet zornig „seyn. Lieber Onkel und Vater, ich bin immer „Euer liebendes Kind

Mabel.“

Zwei Goldstücke waren in ein Papier gewickelt und geschlossen.

Der arme John brach in heiße, aber wohlthuende Thränen aus, und rief immer wieder: „Gott sey Dank!“ Mathias Züge jedoch überflog ein bitteres, verächtliches Lächeln.

„Willst Du das Geld gebrauchen?“ fragte er endlich, als John ruhiger geworden war.

— „Warum nicht, Mathias? meinst Du, wir berauben das gute Kind? Gott segne sie! Wie können wir es ihr vergelten! Sollen wir es aufsparen, bis sie heimkommt? aber ich weiß gewiß, es freut sie mehr, wenn wir es verbrauchen. Gott sey Dank, mein geliebtes Kind ist sicher.“

„Sicher? Bist Du ein Narr, John? oder wahnsinnig? Wo meinst Du, daß sie das Geld her hat? wie verdient sie es? auf ehrliche Weise? und warum fürchtet sie sich dann, es uns zu sagen? Ich will lieber verhungern, als mich mit ihrem Sündenlohn nähren.“

(Fortsetzung folgt.)

Elektrizität als Heilkraft.

(Schluß.)

Masson, ein Naturforscher erster Größe, dem man die ersten Beobachtungen über die Natur der Induktionsströme verdankt, ließ einen höchst sinnreichen Apparat bauen, in welchen das, von einer Säule mit stetiger Strömung erzeugte, elektrische Fluidum durch einen langen Leitungsdraht ging, der sich um Armaturen von weichem Eisen wand. Ein gläsernes, gezahntes Rad, dessen Lücken von Metallplättchen ausgefüllt waren, diente dazu, den Lauf der Strömung durch die Elektromagnete bald zu unterbrechen, bald wieder herzustellen. Man erhielt durch diese Einrichtung eine Reihe kurzer Strömungen, die unaufhörlich unterbrochen und unaufhörlich erneuert wurden, was vom medizinischen Gesichtspunkte schon sehr wichtig war. Indeß war der Apparat noch zu verwickelt und verschiedene Abänderungen desselben wurden versucht. Wir können uns hier auf die Beschreibung eines solchen verbesserten Apparats der Gebrüder Breton, Verfertiger physikalischer Instrumente, um so eher beschränken, als er, auf den Vorschlag des Professors Subeiran, von der kaiserlichen Akademie der Medizin zuerst günstig aufgenommen, überdieß seit lange im Dienste der Hospitäler verwendet wird.

Denken wir uns eine hufeisenförmig gebogene, stark magnetisirte stählerne Stange, um welche ein langer seidebesponnener Kupferdraht schraubenförmig gewunden ist. Wie schon bemerkt, wird sich, durch die bloße Gegenwart des Magnets innerhalb der Schraube, ein Strom in dem Metalldraht entwickeln. Bringt man nun an die Enden des Magnets eine Armatur von weichem Eisen, so wird dieses durch die bloße Berührung ebenfalls ein Magnet, der, auf den ersten zurückwirkend, einen zweiten Strom in der Schraube erzeugt. Nehmen wir rasch die Armatur weg, so tritt Alles in den frühern Zustand zurück und die Intensität der Strömung hat sich geändert. Wenn wir nun die Armatur, statt uns die Mühe zu nehmen, sie bald an den Magnet zu bringen, bald sie davon zu entfernen, an eine Kur-

bel befestigen und ihr eine ununterbrochene Radbewegung geben: so werden wir augenfällig dieselben Ergebnisse, nur noch mit größerer Schnelligkeit erzielen. Eben in dieser Art nun sind die zwei Hauptstücke des elektrisch-medizinischen Apparats der Gebrüder Breton's eingerichtet; dann können noch mehrere Nebenstücke angebracht werden, die die Bestimmung haben, die Intensität der Ströme bald zu verstärken, bald zu mildern; ferner Leiter mit isolirenden Armen, deren verschiedene Formen den Arzt in den Stand setzen, mit der Beibringungsweise der Elektrizität zu wechseln; endlich ein in Grade eingetheilter Kreis, der das Maß der Energie angibt, mit welcher das entwickelte elektrische Fluidum auf den Kranken gewirkt hat.

Nicht nur ist dieser Apparat sehr leicht zu handhaben, sondern die durch ihn erzeugten Ströme, eben weil es Induktionsströme sind, haben eine ganz eigenthümliche physiologische Wirkung. In der That haben die Induktionsströme, obgleich von großer Energie, nur eine sehr schwache chemische Wirkung und können demnach das Fluidum des thierischen Organismus nicht ersetzen.

Aus den Arbeiten der Doktoren Duchêne und Beulé geht hervor, daß man zwischen den von den Physiologen beschriebenen Induktionsströmen eine große Auswahl hat. Mancher Strom erregt die Hautempfindlichkeit lebhaft, ohne auf die Muskeln zu wirken; mancher dagegen erzeugt heftige Muskel-Kontraktionen, ohne die Haut sehr zu berühren.

Im Allgemeinen wird man gut thun, mit einem schwachen Strom anzufangen, dann die Intensität allgemach zu steigern, und wenn der Kranke schon 20 bis 30 Schläge ausgehalten hat, ihm einige Minuten Erholung zu gönnen. Mit ganz besonderer Vorsicht wird man zu verfahren haben, wenn die Elektrizität auf die Netzhaut wirken soll und in diesem Einzelnfall darf man niemals die Induktions-Elektrizität gegen den gewöhnlichen Strom der Säule vertauschen, die sehr bedenkliche Zufälle verursachen würde. Für jedes Organ, für jedes kleine Muskel- oder Nervensystem ist eine eigene Art Strom zu finden; das nennt man: die Elektrizität lokalisiren (der Oertlichkeit anpassen). Die bereits gewonnenen Ergebnisse der lokalisirten Induktionsströme sind sehr befriedigend; hoffen wir aus den Bestrebungen der gelehrten Aerzte, die sich dieser Spezialität gewidmet, die Anwendung der Elektrizität auf die Heilkunde eine wahre Wohlthat für die Menschheit reifen zu sehen.

Der Tischler und seine Gesellen.

Hatt' der alte Tischlermeister
Seinen Hobel fortgelegt,
Gott den Herrn und Schöpfer preist er,
Der auch heute ihn gepflegt,
Freut sich still am Feierabend,
Setzt sich, wo die Linde steht,
Wo die Lenzluft mild und labend
Ihm das Silberhaar umweht.

Sind zwei Wanderburschen kommen,
Nehmen höflich ab den Hut:
Wären gern in's Haus genommen,
Wollten Arbeit liefern gut.
Hatt' der eine sich erboten:
„Mach' dir Wiegen für die Kind."
Sprach der and're: „Für die Todten
Mach' ich Särge dir geschwind."

Glich der erst' 'nem schönen Weibe,
Roth der Mund, das Auge blau;
War der and're dürr von Leibe,
Wange bleich und Lippe grau.
Meister spricht: „Wohlan, Gesellen,
„Werkstatt sey euch aufgethan!
„Will euch Tisch und Bett bestellen,
„Morgen fangt die Arbeit an!"

Und im Haus wird's stumm und stummer,
Mitternacht deckt Dach und Thor;
Fährt der Alte auf vom Schlummer,
Horcht und horcht mit scharfem Ohr.
Wahrlich, Hobelklänge schallen
Aus der Werkstatt dumpf und laut:
Meister schleicht zu Arbeitshallen,
Hatt' durch's Gitterlein geschaut.

Sah im Mondschein jede Fliege,
Sah beim Werk das Burschenpaar,
Und, o Wunder, hier 'ne Wiege,
Dort ein Sarg halb fertig war.
An der Wiege zog der Schöne
Hin und her den Hobel schnell,
Trau'n, da klang's wie Harfentöne,
Und er sang gar mild und hell:

„Liebe legt zu Lust und Leben
„In die Wieg' das Kindlein zart,
„Liebe wird es leis umschweben
„Auf der heißen Pilgerfahrt.
„Liebe läßt ihm Blumen blühen,
„Liebe lindert seinen Schmerz,
„Liebe trägt's nach Erdenmühen
„Treu und sicher himmelwärts."

Sang's, und sieh die Hobelspäne
Wandeln rings zu Rosen sich;
Meister staunt, und eine Thräne
Von den grauen Wimpern schlich.
Doch am Sarge auch der Bleiche
Reißt den Hobel hin und her,
Daß es heult bei jedem Streiche,
Und er singet dumpf und schwer:

„Tod und Sterben, Loos des Lebens,
„Trennung dem, was Liebe band;
„Trug und Täuschung, Preis des Strebens,
„Menschenweisheit — Narrentand!
„Leichengraus den Jugendwangen,
„Brand — der Hütte, die dich barg;
„All dem heißen Gluthverlangen
„Kalt und still ein schwarzer Sarg!"

Sang's, und sieh, die Hobelspäne
Wandeln rings in Knochen sich;
Meister staunt, und eine Thräne
Von den grauen Wimpern schlich.
Nimmt sein Käpplein von dem Scheitel,
Faltet fromm die dürren Händ':
„Herr, das Erdenthum ist eitel,
„Schenk' mir bald ein gnädig' End'!"

Und es blickt des Frühlings Schimmer,
Linde strahlt im Morgenroth;
Drin der Meister, mild wie immer,
Hat gelegen bleich und todt,
Doch dem Töchterlein daneben,
Jungen Tischlers braver Frau,
Ward die Nacht ein Sohn gegeben,
Mündlein roth und Aeuglein blau.

Wanderburschen sind verschwunden
Ohne Gruß und ohne Dank;
In der Werkstatt hatt' man funden
Sarg und Wiege neu und blank.
In dem blanken Sarg der Alte
Schläft in Frieden sanft und gut,
Kindlein, daß es Gott erhalte,
In der blanken Wiege ruht.

O. v. S.

Mannigfaltigkeiten.

Das durch die Zusammenkunft der beiden Kaiser in Villafranca welthistorisch gewordene Zimmer ist ein kleiner Salon, von dem der Berichterstatter des „Pays" folgende Skizze gibt: „Die Wandverzierungen dieses kleinen Salons sind ziemlich ordinär; sie stellen Landschaften dar, die keine Spur von Wahrheit haben, und die Draperien sind sehr geschmacklos. In dem Salon stehen zwei Sophas, wenige Sessel und Stühle in Menge. Die Farbe der Möbelstoffe ist grün. Mitten im Zimmer steht ein mit grünem Tuch bedeckter viereckiger Tisch. Auf diesem Tische stand eine Vase mit frisch gebrochenen Blumen. Hier, an diesem Tisch, vor diesem Blumensträuße, haben Napoleon III. und Franz Joseph sich ungefähr eine Stunde lang eingeschlossen. Niemand wohnte dieser Unterredung bei, und kein Mensch außer den beiden Monarchen weiß, was gesprochen wurde; doch herrschte während der ganzen Dauer der Konferenz rings eine feierliche Stille. Ich befand mich während dieser Zeit auf dem Stadtplatze von Villafranca, von wo ich in das Haus Gaudini, das von den Eskorten besetzt war, sehen konnte. Kein Laut ward vernommen; alle Unterredungen waren unterbrochen, und eine Spannung herrschte, die ich Zeit meines Lebens nicht vergessen werde. Als die beiden Monarchen aus dem kleinen Salon traten, sah Napoleon III. wie Franz Joseph strahlend aus, und letzterer richtete an den Stab des Kaisers einige Worte, worin er die Bewunderung, die er für unsere Tapfern hege, aussprach. Se. Maj. reichte auch dem Marschall Vaillant, dem General Martimprey und dem General Fleury die Hand."

Als ein interessanter Beitrag zur Frage über die Giftigkeit des Phosphor und dessen zerstörende Wirkung auf den thierischen Organismus dürfte die Beobachtung gelten: daß der Phosphor den Papageyen ganz unschädlich ist. Wir beobachteten mehrmals einen kleinen grünen Papagey, der eine Anzahl gewöhnlicher Streichzündhölzchen (wir zählten einmal 20 Stück) verspeiste, ohne den geringsten Nachtheil davon zu spüren. Er scheint sie sogar als einen Leckerbissen zu betrachten; er langt sich das Zündhölzchen aus der Dose, bricht mit dem Schnabel sorgfältig das Phosphorköpfchen oben ab, wirft das Holz fort und verspeist den Phosphor mit solchem Wohlbehagen, daß ihm schließlich der Dampf desselben aus dem Schnabel quillt.

In Petersburg hat die Zeremonie der Enthüllung des Nikolausdenkmals (einer Reiterstatue) am 7. Juli in der vom Kaiser vorgeschriebenen Weise mit großer Feierlichkeit stattgefunden. Die etwas kühle Witterung (14 Grad Reaumur) und der heitere, unbewölkte Himmel begünstigten die Feier. Der Zudrang von Einheimischen und Fremden war kolossal. Am Abend waren die Residenzstadt und alle Vorstädte aufs Festlichste erleuchtet.

Redakteur: Gustav Meffert
Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 173 Freitag, 22. Juli 1859.

Das Haus auf dem Felsen.

(Fortsetzung.)

Zum Erstenmale schien nun Mathias Ansicht dem guten, treuherzigen John klar zu werden. Er stand auf, heftete seine ehrlichen Augen auf seines Kameraden Gesicht und sprach: „Ich bin alt und schwach, Mathias, aber wenn ein Anderer als Du mir das zu sagen gewagt hätte; mein rechter Arm würde all seine Kraft gefunden haben, um ihn niederzuschlagen. Nimm dieses Wort zurück, Mathias, bitte mich und mein fleckenloses Kind um Vergebung, oder ich gehe noch heute fort, und bettle mein Brod von Thür' zu Thüre, ehe ich mit Dir unter einem Dache bleibe."

„John! ich wollte Dir nicht wehe thun; Gott weiß, daß ich lieber sterben, als ihr Unrecht thun möchte; aber sage mir, wenn Du kannst, warum fürchtet sie, uns zu sagen, wo sie ist, wenn sie doch recht handelt? O alter Freund! ich hätte sie lieber im Grabe gesehen, als dieß — als dieß . . ." und er wandte sich ab und trocknete die hellen Thränen ab, dann reichte er John die Hand und sprach mit leiser, gebrochener Stimme: „John! wir wollen uns nicht zürnen! Jetzt sind wir so ganz allein, und müssen uns Trost bieten; wir theilen ja den gleichen Schmerz; Du bist ihr Vater, aber Du kannst sie nicht inniger lieben, als ich; denn weißt Du, ich denke, Du hast es nie bemerkt — in ihrem Gesichtchen fand ich die Züge ihrer Mutter wieder, und sie war das einzige Weib, welches ich je geliebt! Wenn ich Dir nun sage, daß unsers Herrn Sohn Deine Braut verführen wollte, wie dieser Elende unsere Mabel verführt hat, und daß ich sie gerettet habe, gerettet für Dich, so wirst Du mir um dieses Dienstes willen das harte Wort, welches ich zuvor aussprach, vergeben. Glaube, ich habe Ursache, den Reichen und Mächtigen zu mißtrauen, weil sie ihren Ueberfluß oft nur dazu anwenden, die Armen und Schwachen zu verderben!"

Mit äußerstem Erstaunen hörte John des Freundes Eröffnung. Er konnte kaum glauben, recht gehört zu haben, bis Mathias ihm aus seinem Gedächtnisse diese Periode seines Lebens, seine Liebe zu Mabel Graham, seinen Schmerz über ihren Verlust, und endlich den Dienst, welchen er ihr leisten konnte, erzählt.

„Mein armes, liebes Weib! und sie hat mir nie ein Wort davon gesagt — und Du auch nicht — Mathias — warum hast Du mir nichts gesagt!"

— „Ich meinte, Du wüßtest es von ihr, und eben das hat mich erst so erbittert. Der Gedanke, daß ich Dir diesen Dienst geleistet, Du mich dann fälschlich anklagtest und mich gebrandmarkt von der Heimath triebst, um mich von ihr zu trennen, nagte an mir, denn ich glaubte dort ja, daß Du mich des Diebstahls beschuldigt habest. O, ich nährte bittere Gedanken, als ich England verließ, John, aber ich kehrte geändert zurück und war entschlossen, Dir zu verzeihen, und Böses mit Gutem zu vergelten. Es war eine leichte Aufgabe, als ich das Kind mit seiner Mutter Gesicht sah, und ich war glücklich, daß ihr zu mir zoget, aber noch glücklicher, als ich erfuhr, Du habest mich nie gekränkt — dort hätte ich sterben mögen für Dich und sie. Aber jetzt hat sie uns verlassen, John, freiwillig verlassen, oder sie würde nicht so schreiben. Wir sind arm und hülflos, wir können uns keine Gerechtigkeit kaufen, deßhalb müssen wir geduldig leiden, daß der reiche Mann uns unser Lämmlein nahm."

„Nein, nein, Mathias! Das Lamm mag sich verirrt haben, aber es ist nicht verloren. Es wird wieder heim kommen, denn ich werde mir keine Ruhe gönnen, bis ich es gefunden habe. Glaubst Du, ich könne in meinem Bette schlafen, ohne zu wissen, ob ich ein ehrliches Kind habe oder nicht? Ich will sie finden und die Wahrheit erfahren, und ich setze mein Leben, Mathias, daß Du sie unrecht beurtheilt hast. Große Herren sind leicht zu finden, und ich werde mein Kind haben, wenn es dort ist; sie ist jedoch nicht dort, sondern arbeitet sich irgendwo die Finger blutig für Dich und mich; aber schuldlos und unverdorben ist sie noch, wie sie es war, als sie das Haus verließ." — —

In einem großen Zimmer eines in einem der modernen Stadttheile befindlichen Hauses waren

mehrere Personen versammelt. Das Gemach schien eines Künstlers Atelier zu seyn; große Fenster, deren untere Läden geschlossen sind, reichen fast von der Decke bis zum Boden; die Wände sind mit Eichenholz getäfelt, und auch der Fußboden besteht aus polirtem Eichenholz.

Ein türkischer Teppich bedeckte die Mitte des Zimmers, und am Ende desselben erhebt sich eine Plattform, auf welcher ein Haufen Shawls und ein reiches Atlasgewand liegen. Verschiedene Gemälde lehnen an den Wänden, auf einer großen Staffelei befindet sich ein unvollendetes Bild; Blumenvasen, eine Guitarre mit blauem Bande, Porzellanfiguren, ein spanischer Hut mit wallender Feder, Bücher, ein Dolch mit einer Silberscheide, Pfeifen ꝛc. liegen in malerischer Unordnung herum, und nahe dem Kamine liegt auf einem Tigerfell ein großer Hund von der Race der Bluthunde. Auf oben erwähnter Plattform steht ein Mädchen in reichem, persischem Kostüm. Vor der Staffelei sitzt ein junger Mann mit Pinsel und Palette, und betrachtet sein reizendes Modell; neben ihm eine junge Dame in tiefer Trauer, sie hält eine Arbeit in der feinen, weißen Hand, aber ihre Blicke wandern von dem Modell auf das Gemälde, als zweifelte sie, ob es dem Künstler gelingen könne, die lieblichen Züge wiederzugeben.

„Ich glaube, die Augen sind nicht dunkel genug, lieber Herbert, was meinst Du?"

— „Ja," erwiderte der junge Mann, „sie sind dunkel genug, aber der Ausdruck ist nicht der rechte; ich fürchte, ihn nie zu treffen. Ich erwarte jeden Augenblick Moritz Leigh, welcher mir einige Winke geben kann."

„Er hat die Büsten der Fräulein Karoline und Julie Freeling gemacht, nicht wahr?"

— „Ja, und ausgezeichnete Porträts."

„Aber, lieber Herber, jetzt brauche ich Mabel, und zudem muß sie müde seyn."

— „Sie kann ausruhen, wenn sie wünscht," sprach der junge Künstler, „aber Du mußt sie noch nicht fortnehmen; lasse sie bleiben, bis Leigh kommt, dann kann sie gleich gehen. Bist Du müde, Mabel?"

„Nein, nicht sehr," erwiderte das reizende Modell.

— „Gut, aber ruhe nur aus, dort wirst Du gleich einen Sessel finden, Leigh wird bald kommen."

Das Mädchen stieg von der Plattform herunter, beinahe gleichzeitig öffnete sich die Thüre, und der Künstler rief: „Da ist er!"

Der Genannte trat ein, und Herbert rief ihm entgegen: „Wie geht es alter Junge?"

— „Wie geht es Dir? Guten Morgen, Fräulein Everton; beglücken Sie oft Ihres Bruders Atelier mit Ihrem Besuche?"

„O ja, Adelaide ist sehr lieb, sie erheitert oft meine Einsamkeit. Ich habe mich den ganzen Morgen nach Dir gesehnt, Leigh, denn ich kann meiner Aufgabe nicht entsprechen, sieh' her!"

Leigh näherte sich der Staffelei, und nun fiel sein Auge zum Erstenmal auf Mabel. Er schien verwundert und blickte fragend auf Herbert. „Dieses junge Mädchen ist so gütig, mein Modell zu seyn," sagte er, seines Freundes Blick beantwortend, „aber ich bin sehr ungeschickt, den ungeachtet sie mir schon Stunden lang geduldig stand, bin ich noch nicht weiter gekommen, und es sieht ihr erst nicht ähnlich, nicht wahr?"

Der Freund erwiderte nichts, sondern blickte gedankenvoll von dem schönen Mädchen auf das Bild.

Während er sich damit beschäftigt, will ich ihn beschreiben. Er war groß und schlank, aber nicht hübsch. Dennoch lag in seinen großen, grauen Augen ein gewinnender Ausdruck tiefen Gefühls. Seine dünnen, zusammengepreßten Lippen verkündeten Entschlossenheit, und seine hohe Stirne mächtigen Verstand. Er hatte eine leise, eindringende Stimme, und man hörte selbst seine unbedeutendsten Bemerkungen gerne. Er war ein Bildhauer, liebte jedoch die Kunst in jeder Gestalt und verehrte die Schönheit, wo immer er sie fand.

Sein Vater war der Sohn sehr reicher Eltern gewesen, aber seine Verschwendung und gedankenlose Wirthschaft machte es dem Kinde nothwendig, sein Stückchen Brod zu verdienen. Moritz' Mutter starb, als er noch sehr jung war, und ihr Tod wurde durch den Gedanken, daß ihr Kind in seines Vaters Händen blieb, sehr erschwert; aber sonderbarer Weise wurde der verschwenderische Vater ein treuer, strenger Pfleger seines Sohnes, und Moriz Leigh war zum Manne erwachsen mit dem tiefsten Abscheu vor jenen Lastern, die seines Vaters Ruin geworden, und mit einer lebhaften Vorliebe für das Romantische, welche wohl zu seinem Berufe paßte, und ihn vor manchem Fehltritte bewahrte.

So lang er in London lebte, befand er sich immer in seinem eigenen Atelier oder in denen seiner Freunde; auf dem Lande jedoch liebte er es, die wildesten und einsamsten Stellen der Wälder aufzusuchen und wünschte sich keinen andern Gefährten, als seinen treuen Hund oder ein Buch.

Nachdem er das Gemälde genug betrachtet hatte, heftete sich sein Auge nochmals auf das Original; dann bezeichnete er Herbert mit leiser Stimme die Fehler seiner Arbeit.

„O, ich sehe; danke, danke. Ich will Dich heute nicht mehr plagen, Mabel, ich denke, Du wirst genug haben."

— „Das ist recht, ich brauche sie nothwendig; komm, Mabel!" sagte Fräulein Everton, nahm ihre

Arbeit zusammen und verließ, von Mabel gefolgt, das Zimmer.

(Fortsetzung folgt.)

Beitrag zur Schlacht bei Solferino.

Den hitzigen Kampf um den Besitz von Solferino zu leiten, ist der Armeekommandant Graf Schlik von der Straße ab und auf die Höhe bei Cassiana geritten, und dort sammt seinem Gefolge vom Pferde gestiegen.

Gegen 1 Uhr Mittags gewahrte der Feldherr, der mit einer bewunderungswerthen Ruhe alle Phasen der allmälig immer heftiger werdenden Schlacht beobachtete, eine Lücke in der feindlichen Linie, und beorderte den Obersten des Generalstabs, Vancrasbeck, das an der Straße echellonirte Regiment Haller-Husaren zu holen und in die feindliche einzukeilen, beifügend: „Lieber wäre es mir, wenn ich die Infanteriereserve hier hätte, aber diese steht zu weit."

Der genannte Oberst, durchdrungen von der eines Feldherrn wahrhaft würdigen Anschauung, eilte gleich davon, um sein in der Nähe hinter einem Hügel stehendes Pferd zu besteigen, fand es aber nicht, und beschloß, das etwa 1000 Schritt rückwärts stehende Regiment auf dem Weg dahin vorläufig durch einen zufällig begegnenden Offizier zu Pferd vom Befehl des Feldherrn zu verständigen, selbst aber ein Pferd aus Reih und Glied zu nehmen, um das Regiment ohne Verzug gegen den Feind zu führen.

Kaum war jedoch eine halbe Stunde verstrichen und das Regiment marschbereit, als das Hauptquartier genöthigt wurde, den Punkt bei Cassiano zu verlassen, und die weitere Disposition mit den Reserven aufzugeben.

Als daher Oberst Vancrasbeck wieder an die Stelle, wo er den Feldherrn zuletzt gesehen, zurückgekehrt war, fand er nur zwei Haubitzen auf dem Hügel, die, von einem Artilleriehauptmann befehligt, unter dem heftigsten feindlichen Feuer einer ganzen Batterie nicht einen einzigen Fehlschuß machten. Durch Lobsprüche und Versprechungen ermuntert, erklärte der Artilleriehauptmann Gugg, hier sterben zu wollen, wenn, wie er sich ausdrückte, „der Herr Oberst nur die Leitung übernehmen wollte."

Hierauf ließ Oberst Vancrasbeck von dem auf dem Marsch nach Guidizzolo begriffenen Regiment Graf Wimpffen (1 Bataillon und 1 Grenadierdivision) umkehren, unter Mitwirkung des sehr thätigen und muthigen Regimentskommandanten Obersten Koppy die Cascinen unter dem Hügel besetzen, wobei und bei der nachfolgenden hartnäckigen Vertheidigung dieser Cascinen die genannten Abtheilungen eines größtentheils italienischen Regiments wirklich eine ausgezeichnete und lobenswerthe Haltung bewiesen haben.

Der Feind brachte indessen immer mehr, einen Moment sogar 16 Geschütze gegen diese zwei Haubitzen ins Feuer, deren Kommandeur kaltblütig und besonnen fortfuhr, seinen Leuten mit dem glänzendsten Beispiel von Heldenmuth und Beharrlichkeit vorzuleuchten. Ein Shrapnelschuß wirkte so verheerend, daß, wie durch einen Zauberschlag, sechs feindliche Geschütze schwiegen und — nimmermehr uns belästigten.

Während der Feind uns schon mit Steinen beschoß, war auch bei den Haubitzen Mangel an Patronen eingetreten und wäre augenblicklich sehr fühlbar gewesen, wenn nicht Hauptmann Frhr. v. Diller von Graf Wimpffen-Infanterie, ein sehr braver Offizier, bei Zeiten aus freiem Antrieb Munition geholt und Patronen selbst zugetragen hätte.

Rechts von den zwei Haubitzen über der Straße von Solferino nach Cavriana standen auf der Höhe dünne, durch das feindliche Feuer gelichtete Tirailleursketten von den Regimentern Kinsky und Leopold-Infanterie, dahinter aber kaum kleine Klumpen von Unterstützungen, und außer einer Schwadron Haller-Husaren, die gerade sich anschickte, um auch den Rückmarsch anzutreten, nur Leichen von Menschen und Pferden; aber, so weit das Auge in jenem coupirten Terrain reichte — keine Reserven.

Die Lage ward sehr bedenklich, und Oberst Vancrasbeck, nachdem dieses mörderische Feuer fast eine Stunde gedauert, im Begriff, auf den rechten Flügel sich zu begeben, als er den Generalmajor v. Brandenstein am Fuß einer Höhe im Gespräch mit dem Obersten Fleischhaker von Leopold-Infanterie antraf, der, obgleich ein beherzter und umsichtiger Kommandant, eben die Meldung brachte, daß der rechte Flügel sich unmöglich halten könne, wenn keine Unterstützungen kämen. Die Aussicht, auf letztere war gar nicht — und nur noch so viel Vertrauen in die Todesverachtung unserer braven Offiziere und die Zähigkeit unserer Truppen vorhanden, daß Oberst Vancrasbeck den Generalmajor v. Brandenstein inständigst bat, keinen Befehl zum Rückzug zu geben, weil dieß in diesen trostlosen Verhältnissen nur das Zeichen zur Flucht und zum Verlust unserer zwei Haubitzen wäre. Zugleich schickte Oberst Vancrasbeck einen Adjutanten des Generals zur genannten Schwadron Haller-Husaren mit dem Befehl, zu halten und umzukehren und begab sich selbst, als unerwartet ein Adjutant die Meldung brachte, daß die zweite Linie stark besetzt sey, unter dem Geleite von einem Schauer feindlicher Projektile, die größtentheils in der Luft, öfter auch am Boden

krachten und ganze Trichter Erde in die Höhe schleuderten, gegen Cavriana, mit der Absicht, so viel Truppen als möglich in die erste Linie zu bringen.

Auf der Straße war die zurückberufene Schwadron Husaren schon im Anmarsch und ihr Kommandant, Oberlieutenant Melzer, der ein intelligenter und unternehmender Offizier zu seyn schien, erhielt nun vom Obersten Vancrasbeck die Weisung, sich zur Unterstützung der Tirailleurs am rechten Flügel aufzustellen, den etwa nöthigen Rückzug derselben zu decken, sich bietende Vortheile zu benützen, im Allgemeinen sich aber so zu benehmen, daß die im mehrstündigen Kampf erschöpften Tirailleurs durch das Bewußtseyn, eine Unterstützung hinter sich zu haben, wieder ermuthigt werden.

Näher an Cavriana begegnete Oberst Vancrasbeck sechs Geschützen der Brigadebatterie Generalmajor Brunner und alsbald auch diesem General an der Spitze des Infanterieregiments Graf Thun.

Mit einigen Worten der Ermunterung zur schleunigen Vorrückung an diesen Truppen vorübergehend, kam genannter Oberst schon um halb 3 Uhr Nachmittags in Cavriana an und traf daselbst den greisen Feldmarschall Grafen Nugent zu Pferd mit Dispositionen für die Vertheidigung des Ortes beschäftigt.

Oberst Vancrasbeck erstattete nun Meldung von den getroffenen Anordnungen und bat den Feldmarschall, alle verfügbaren Truppen vorrücken zu lassen, wodurch allein es noch möglich wäre, den Tag zu unsern Gunsten zu entscheiden, nachdem es ja gelungen, mit zwei Haubitzen und einigen Bataillons anderthalb Stunden lang dem fünffach überlegenen Feind erfolgreichen Widerstand zu leisten.

Der Feldmarschall, einer jener antiken Charaktere, die selbst am Abend eines thatenreichen Lebens mit dem Aufwand ihrer letzten Kräfte nützlich seyn wollen, hat mit seinem erfahrenen Auge alle Folgen eines übereilten Rückzugs und die mangelhaften Vorkehrungen dafür durchblickt und mit herbem Unwillen den vom Obersten Vancrasbeck gemachten Vorschlag abgewiesen, Letzteren aber zugleich befehligt, Cavriana zu verbarrikadiren.

Hier war nun einer jener Wendepunkte im Leben des Militärs eingetreten, wonach Ungehorsam entweder die schwersten Verantwortungen oder die schönsten Belohnungen mit sich bringt. Oberst Vancrasbeck dachte damals weder an eines noch an das andere; er dachte nur daran, bei einer so hohen Tageszeit den Feind so fern wie möglich vom Mincio zu halten, den unsere Armee im Verfolg des Rückzugs mit dem ganzen Train von Kolonnenmagazinen und Reserve-Anstalten am nämlichen Tag zu überschreiten genöthigt seyn dürfte. Nur in der Offensive war das einzige Rettungsmittel für die Ehre des Tages und einen gesicherten Rückzug und in dieser innigsten Ueberzeugung beschloß Oberst Vancrasbeck, den Kommandanten der Truppen, die auf den umliegenden Höhen standen, selbst zum Vorrücken zu veranlassen.

Der Kommandant dieser Truppen war der Feldmarschall-Lieutenant Prinz von Hessen und bei Rhein, eine ritterliche Gestalt, und fast ungeduldig der Gelegenheit harrend, wieder vorrücken zu können.

Kaum aber hatte der muthige Prinz seine Disposition persönlich mit der Brigade Wussin zum Vorrücken getroffen, so sah man auch unsere braven Truppen am rechten Flügel bei Solferino der feindlichen Uebermacht erliegen und die Straße, die nach Cavriana führt, war bald mit Verwundeten und Versprengten, mit retirirenden Geschützen und Fuhrwerken bedeckt.

Das Regiment Graf Thun, des ersten Armeekorps war dem übermächtigen feindlichen Stoß nicht gewachsen.

Es gehört zum fabelhaften Glück Napoleons, daß ein solcher Zwischenfall über den Sieg entscheiden konnte, den die umsichtigen und energischen Dispositionen des Obersten Vancrasbeck mit so viel Aussicht auf Erfolg vorbereiten halfen. Er selbst blieb wunderbarer Weise vom feindlichen Feuer ganz verschont und die gemeldeten zwei Haubitzen haben weder an Mann noch Pferden einen Verlust erlitten und nur einen Holzsplitter an einer Protzdeichsel eingebüßt.

Mannigfaltigkeiten.

Am 10. Juli arretirte der Jagd- und Forstaufseher Zöllner in Altdorf, Gericht Landshut, ein Individuum mit krausem schwarzen Barte, dunklem Teint, das ganz verwildert ohne Fußbekleidung und Kopfbedeckung daherkam. Der Verhaftete bot dem Jagdaufseher 100 fl., wenn er ihn laufen ließe. Er spricht ein gebrochenes Deutsch, ist ohne alle Legitimation und war nicht zu bewegen, Namen und Stand anzugeben, zeigt übrigens ein gebildetes Benehmen. Es liegt die Vermuthung nahe, daß der Mann einer von den bei Rosenheim desertirten österreichischen Soldaten sey. Das Gerücht machte sofort einen Adjutanten Garibaldi's, ja den Garibaldi selbst daraus.

Die große Todtenfeier für Humboldt in den Vereinigten Staaten sollte am 11. Juli abgehalten werden; zu den Gegenständen, welche laut öffentlicher Aufforderung hierzu beschafft worden, gehört auch ein schwarzer Katafalk, bespannt mit sechs weißen Pferden in Trauer, ein antiker Sarkophag und ein Lorbeerkranz.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Buchdruckerei

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung.“

№ 174 Samstag, 23. Juli 1859.

Das Haus auf dem Felsen.

(Fortsetzung.)

Kaum war die Thür geschlossen, so frogte Leigh: „Wer ist das, Everton?“

— „Ist sie nicht lieblich? sahst Du je ein solches Gesicht?“

„Himmlisch schön!“ erwiderte Leigh mit ruhiger Stimme, welche gegen seine enthusiastischen Worte sonderbar abstach. „Wer ist sie?“ fragte er wieder.

— „O, das ist eine sonderbare Geschichte, ein ganzer Roman. Du weißt doch, daß wir am Strande lebten, als . . . .“

„Ja, ja, ich weiß,“ unterbrach ihn sein Freund.“

— „Gut, gerade an jenem Unglückstag fanden wir das Mädchen am Meeresufer; sie suchte Muscheln, und wir Alle waren von ihrer Schönheit betroffen. Sie sah den Vorfall mit an, und kam dann zwei oder drei Mal, um sich nach dem armen Kinde zu erkundigen. Meine Schwestern interessirten sich für sie, und auch ich sprach oft mit ihr, wenn ich in meiner ruhelosen Stimmung am Strande herumirrte. Es lag etwas in ihrer außergewöhnlichen Schönheit und der Einfachheit ihres Wesens, was meinen Schmerz zu lindern schien, und so lange wir dort waren, versäumte ich keinen Tag das Zusammentreffen mit meiner schönen, bescheidenen Freundin. Eines Tages sah sie recht traurig aus und sagte mir, daß die beiden alten Männer, mit denen sie lebte, ihr Vater und Onkel, in der äußersten Noth seyen; sie hätten nicht einmal die unentbehrlichste Nahrung und deßhalb habe sie die Idee gefaßt, einen Dienst zu suchen, damit sie den armen Alten die Last ihres Unterhaltes abnehme. Sie fragte mich, ob meine Schwestern kein Mädchen brauchten, und ich versprach ihr, sie zu fragen. Kaum erwähnte ich zu Hause des Mädchens Anerbieten, als Alle entzückt darüber waren; Adelaide schwärmte für die Schönheit, und der Gedanke, Mabels süßes Gesichtlein immer um sich zu haben, machte sie ganz glücklich. Des Mädchens Freude, als ich ihr sagte, daß sie die gewünschte Stelle haben solle, war außerordentlich; sie bat nur, daß man Niemand im Dorfe etwas davon sagen möge und ihr erlaubt werde, erst in der nächsten Stadt den Wagen zu besteigen. Wir erfüllten diese Bitte, obwohl wir ihren Grund nicht kannten. Sie traf richtig ein, und wir nahmen sie mit in die Hauptstadt. Sie bildet nun Adelaidens einzige Unterhaltung; sie lehrt sie lesen, schreiben und feine Arbeiten machen und sagt, ihre Fortschritte seyen merkwürdig. Meine Mutter unterstützt noch Adelaidens Steckenpferd, weil ihr furchtbarer Schmerz über den Tod ihres kleinen Bruders sie geistig und körperlich so angegriffen hatte, daß der Arzt erklärte, nur eine Unterhaltung, welche im Stande sey, all' ihre Gedanken in Anspruch zu nehmen, könne sie heilen. Und der Erfolg bestätigt es.“

„Ein gefährliches Geschöpf für Dich, Herbert, nicht wahr?“

— „Mein lieber Junge, sie ist eines Fischers Tochter.“

Leigh antwortete nicht, sondern nahm einen Pinsel und verbesserte Einiges an dem Gemälde; dann fragte er Herbert, ob er mit ihm ausgehen wolle. Dieser willigte gern ein und schickte sich an, sich umzukleiden.

„Du findest hier einige Bücher, mit denen Du Dich unterhalten kannst, bis ich herunterkomme, nicht wahr?“

— „O ja, beeile Dich nicht.“

Herbert verließ das Zimmer, und Leigh nahm Bleistift und Papier und begann zu zeichnen. „Schön,“ dachte er, „ja, sie ist schön! Ich habe dieses Gesicht schon irgendwo gesehen; ja freilich, das Porträt in der Rumpelkammer — ich muß mir es holen und es betrachten. Eine sonderbare Aehnlichkeit! ich hätte nie gedacht, daß etwas Lebendes so schön seyn könnte! Sie sieht so gut und lieb aus, sie soll auch gescheidt seyn. Unsinn! was ich für ein Esel bin!“

Er pfiff eine Melodie, zerkratzte seine Zeichnung, zerriß das Papier und fing von Neuem an. „Ah, das ist ihr ähnlich! wie ist es nun auf einmal gelungen? ich hielt sonst Adelaide für hübsch! heut sah sie ganz häßlich aus!“

Die Thüre ging auf, und Mabel trat ein. Sie trug ihr persisches Kostüm auf dem Arme, sie hatte es nun mit einem einfacheren, kleidsamern Anzug vertauscht. Ein blaues Mousselinkleid, ein schwarzseidenes Schürzchen, und das reiche Haar mit einem koketten, weißen Spitzenhäubchen bedeckt.

„Entschuldigen Sie, mein Herr, ich wußte nicht, daß Jemand hier ist."

— „Das macht nichts," erwiderte Leigh, „aber erlauben Sie mir, Ihnen zu helfen!" fuhr er fort, als sie mit einer Hand den Deckel einer schweren, eichenen Kiste aufheben wollte. Er hielt ihn, und sie legte ihr Kostüm hinein, dankte ihm mit einem Lächeln, welches das ganze Zimmer sonnig zu verklären schien, und ging fort.

Ungefähr zwei Stunden später stöberte Moriz Leigh in einer alten Rumpelkammer herum. Er suchte ein Porträt, welches er endlich auch fand, es mit hinunternahm und sich in den nächsten besten Sessel warf, um es sorgsam abzustauben und zu betrachten. Er war ganz in diesen Anblick verloren und bemerkte gar nicht, daß er beobachtet wurde, bis eine Stimme endlich seine Betrachtung unterbrach: „Nun, Moriz, ich denke Du amüsirst Dich; was hast Du denn da?"

— „O, lieber Vater, Sie haben mich erschreckt. Ich habe da ein Bild unter dem Dache gefunden, ein wundervolles Gesicht und sehr gut gemalt; wer hat es gemacht?" Er wandte bei diesen Worten das Porträt gegen seinen Vater, dieser schrack zusammen und sagte:

„O, ach! ich denke, es ist ein Jugendversuch von mir. Ich glaubte es längst zerstört. Was willst Du damit? das nützt Dir sicher nichts."

— „Es ist außerordentlich gut gemalt, Vater, insbesondere für einen Dilettanten; war es nach dem Leben oder nach der Idee gemalt?"

„Es war, glaube ich, eine Dienerin meiner Mutter, oder ein Landmädchen. Ich machte gerne Skizzen in jener Zeit. Was gibt's Neues? ich habe die Zeitungen noch nicht gelesen."

— „Eine Dienerin Ihrer Mutter?" sprach Moriz, zu sehr von dem Gemälde in Anspruch genommen, um seines Vaters Querfrage zu beachten. „Wie sonderbar! diesen Morgen sah ich ein Mädchen, das diesem Porträt ganz ähnlich sieht."

„Wirklich? wo?" fragte der Vater ernst.

— „Bei Lady Newbery; sie ist eine protégée von Fräulein Everton." Aus einem Grunde, über den er sich selbst keine Rechenschaft geben konnte, sagte er nicht „Kammermädchen."

„Wirklich? erwiderte Herr Leigh; Protegée — also eine Waise? Was ist sie? woher kommt sie?"

— „Aus einem Orte am Meeresstrand, wo Lady Newbery wohnte. Soll ich das Porträt wieder in die Rumpelkammer stellen, Vater? es ist schade es zu verstecken."

„Freilich; nimm es fort, ich kann kein solches Gerümpel hier brauchen. Ich sollte eigentlich Lady Newbery besuchen, Moriz, ich war nicht mehr dort, seit das Kind starb."

— „Ja, Vater! erwiderte der Sohn zerstreut, stand auf und, noch immer keinen Blick von dem Bilde abwendend, verließ er das Zimmer und betrat sein eigenes, wo er das Gemälde sorgfältig in ein Kabinet stellte, dessen Thüre er verschloß und den Schlüssel zu sich steckte.

Am nächsten Morgen erhielt er folgendes Billet von Herbert:

„Lieber Leigh, meine Mutter ist, wie ich vorausjah, schon des Aufenthalts in London müde (wir sind nun acht Tage hier gewesen) und will morgen nach Homewood abreisen. Ich habe ihr nun erklärt, daß ich es dort ohne viele Besuche nicht aushalten könne, und als guten Anfang erwarte ich Dich sogleich. Keine Entschuldigung; Du liebst das Landleben, und ich kann Dir Jagden und Trinkgelage oder Poesie und Kunst versprechen — je nachdem Du eben aufgelegt bist. Also komm und rette vom Irrsinn oder Selbstmord

Deinen Freund

Herbert Everton."

„Lady Newbery wird mit ihrer Familie morgen die Stadt verlassen, Vater," sprach Leigh, indem er dem alten Herrn das Billet bot; „wenn Sie also dort einen Besuch machen wollen, so muß es heute noch seyn, und wenn es Ihnen angenehm ist, werde ich Sie begleiten und diese Einladung persönlich beantworten."

— „Sehr wohl; um welche Zeit?"

„Zwischen drei und vier Uhr, denke ich."

— „Ich werde bereit seyn." Wirklich war der alte Herr pünktlich. Sobald sie am Orte ihrer Bestimmungen angelangt waren, erklärte Moriz, er wolle erst Herbert in seinem Atelier besuchen, und sein Vater stieg allein die Treppen hinauf. Ein lautes „Herein!" bewies, daß Herbert zu Hause war. Moriz trat ein, sein Auge suchte sogleich die Plattform, aber es war heute kein Modell da, und er fühlte sich halb enttäuscht.

„Hast Du meinen Brief bekommen, alter Junge?" war Herbert's erste Begrüßung.

— „Ja, und ich komme mit Freuden!"

„Wirklich? ich bin recht froh darüber. Meine arme Mutter kann des Kindes Tod gar nicht verschmerzen und sagt nun, London sey so lärmend, sie wolle an einem ruhigen Platze leben, wünsche aber, uns Alle um sich zu haben. Ich hasse aber das Landleben, ausgenommen an Weihnachten, wenn das Haus voll Gäste ist. Ich weiß nie, was

ich mit mir selbst anfangen soll; ich vermisse mein Atelier und könnte es nicht aushalten, wenn nicht ein Paar gute Freunde kämen. Gehst Du gern auf die Jagd?"

— „O ja; aber ich bin kein Jäger."

„Ich habe eine wunderbare Geschicklichkeit, die Vögel zu verfehlen; ich wüßte Niemand, der es eben so gut könnte," lachte Herbert, „aber ich gehe doch immer auf die Jagd, es ist doch eine Beschäftigung."

(Fortsetzung folgt.)

Louis Napoleon's Kronprinz.

Aus Paris wird der „Berliner Revue" geschrieben: Von einer Begegnung muß ich Ihnen erzählen: ich habe Louis Napoleons Kronprinzen oder le Prince Impérial gesehen und gesprochen. Das kam so: Einer meiner Geschäftsfreunde stellte mich einem vornehmen englischen Herrn vor, der in Paris seit längerer Zeit schon seinen Wohnsitz hat. Derselbe hatte die Güte, uns seinen schönen, schattigen Park zu zeigen; plötzlich blieb er stehen, sah sich um und deutete nach einem Rasenplatz, auf welchem zwei Frauen an der Erde saßen, die ein Kind zwischen sich hatten. „Ah! le petit prince", sagte der Lord. . Ich bin kein Freund der Bonaparte, aber die Neugierde plagte mich, ein Kind zu sehen, das entweder eine sehr große oder eine sehr traurige Zukunft haben muß; zugleich wollte ich mich überzeugen, ob dieses Kind taubstumm sey, wie mich viele Leute selbst hier in Paris versichert haben. Ich fragte deßhalb den Lord, ob ich den „kleinen Prinzen" nicht näher sehen könnte. Sehr gefällig ging Se. Herrlichkeit sofort auf die Damen zu, die sich, als sie seiner ansichtig wurden, eilig von dem Rasen, auf dem sie gesessen, erhuben, ihre gewaltigen Reifröcke zurecht schüttelten, sie glatt zogen und ihm einige Schritte entgegen gingen. Der Lord stellte mich diesen Damen vor. Die eine trug Trauer und war noch ziemlich jung und hübsch: es war die Wittwe eines Obersten, der beim Sturm auf Sebastopol gefallen ist, ich kann mich nicht gleich auf den Namen besinnen, sie ist die Unter-Gouvernante. Der kaiserliche Prinz selbst ist ein hübscher, zarter Knabe mit schönen blauen Augen, die er von seiner Mutter haben soll. Ich habe in dem Kindergesicht weder etwas Bonapartistisches, noch etwas Französisches, noch etwas Spanisches entdecken können, im Gegentheil, das Kind sah eigentlich recht deutsch, blond und blauäugig aus. Ich fragte den Knaben, ob er gern nach St. Cloud reise, weil ich in der Zeitung gelesen hatte, daß die Kaiserin dahin gehen werde; unbefangen und lebhaft antwortete er, daß er lieber in Paris bleiben wolle. Ich kann nach bester Ueberzeugung also versichern, daß Monseigneur le Prince Impérial nicht taubstumm ist. Nachher sah ich auch die Abfahrt dieses „Kindes von Frankreich": es fuhr etwa, wie Ludwig XIV. in den Tagen seines höchsten Glanzes. Zwei Züge Dragoner, die, als der kleine Prinz erschien, nach französischer Sitte mit dem Säbel über der Brust präsentiren, ritten voraus, dann kamen zwei Piqueurs in der grün und goldenen bonapartischen Livree, dann im offenen Wagen à la Daumont der kleine Knabe, der zwischen seinen beiden Damen stand, am linken Schlage ein Cavalcadour-Stallmeister in großer Gala mit hohen Stiefeln auf einem wirklich superben braunen Engländer und den Zug schließend wieder zwei Züge Dragoner. Das Alles war sehr prächtig und feierlich, aber eigentlich dauerte mich der arme kleine Junge doch, der so ganz ohne Spielgefährten in all diesem kalten Prunk von Offizier-Wittwen aufgezogen wird. Mit unsern königlichen Prinzen sind in Potsdam und Berlin von jeher viel weniger Umstände gemacht worden, aber sie haben immer Spielgefährten gehabt und eine frohe, heitere Jugend. So lange die Kaiserin in Paris war, kam der kleine Prinz fast täglich, ganz genau um dieselbe Stunde und immer mit derselben Etikette, spielte einsam in dem Garten des Lords und wurde mit demselben Prunke wieder nach den Tuilerien zurückgebracht.

Mannigfaltigkeiten.

Eine eigenthümliche religiöse Bewegung im nördlichen Irland, nimmt in erstaunlicher Weise zu; die Anzahl der „Revivalists", wie sie genannt werden, wächst mit jedem Tage. Nach Belfaster Blättern ist es nichts Seltenes, daß mitten am Tage ganze Fabriken plötzlich still stehen müssen, weil die Arbeiter sich zu frommen Versammlungen begeben, um zu beten, und bei diesen Versammlungen geschieht es, daß die Leute plötzlich „ergriffen" (struck), d. h. von einem schrecklichen Bewußtseyn ihrer Sünden erfaßt werden, worauf sie zu zittern und zu schreien beginnen und oft Stunden lang ohne Bewegung am Boden liegen. Sobald sie wieder zu sich selbst kommen, rühmen sie die Friedfertigkeit ihres Gemüths und werden dann als Bekehrte angesehen. — Der „Daily Expreß", dem wir diese Notizen entnehmen, sagt: „Nicht bloß einzelne Menschen, sondern ganze Dörfer werden auf diese Weise verwandelt. Das Geschäft der Wirthe ist hin. Anstatt am Samstag Abend beträchtliche Summen einzunehmen, verkaufen sie jetzt kein Glas

mehr. Kein Gesang Trunkener, kein Fluch mehr wird gehört. Die Leute kommen schaarenweise herangezogen, um das Gelübde der Mäßigkeit abzulegen; und diejenigen, welche „fromm“ geworden sind, sind eifrigst bestrebt, Proselyten zu machen.“ — So weit wir Irland kennen, wäre es — was die Mäßigkeitsbestrebung der neuen religiösen Bewegung anlangt, der größte Segen für Irland, wenn sie durchdränge; über die anderen Seiten derselben jedoch wollen wir uns kein Urtheil erlauben, ehe wir Näheres gehört. (N.W.Ztg.)

Ein Studirender auf der Universität M. entschuldigte sein Durchfallen durch das Schlußexamen damit, er allein habe so viel wissen sollen, als wie die fünf, jeder nur in seinem Fache prüfenden Professoren. Einigermaßen hatte der Mann Recht, denn beim Examiniren geht es manchmal seltsam her, besonders bei dem über gewerbliche Befähigung. Ist doch selbst der berühmte Borsig in Berlin bei der Prüfung als junger Mensch durchgefallen und in Preußen jüngst ein Schneider, weil er die Beinkleider mit Waden zeichnete, wie dieß die neue zweckmäßige Sitte ist, während der prüfende Altmeister, unbekannt mit dieser Neuerung, aus der Zeichnung den Schluß zog, daß der Geprüfte keine geraden Linien machen könne.

[Lebensdauer.] Die Zeitschrift des Zentralvereins für das Wohl der arbeitenden Klassen in Preußen enthält einen äußerst anregenden Aufsatz von Professor Häser in Greifswalde über die soziale Bedeutung der Heilkunde. Es wird darin unter Anderem auch die mögliche Lebensdauer besprochen und die Ansicht von Flourens bestätigt, der nach einer Vergleichung mit dem Knochenbau anderer Thiere die natürliche Lebensdauer der Menschen auf 100 Jahre berechnete. Unnatürliche Lebensweise, Verweichlichung des Geschlechtes und als Folge dessen große Sterblichkeit unter den Kindern haben die mittlere Lebensdauer im Zollverein auf 32—36 Jahre reduzirt. Seit 30 Jahren ist dieselbe indessen in stetiger Zunahme begriffen und die zunehmende Einsicht, die Ausbreitung des Turnens, so wie die Herstellung einfacherer Lebensweise werden sie noch höher steigern.

Mit Ausnahme einiger deutschen Mittelstaaten wird kein einziger europäischer Staat von einer eigentlich eingebornen Dynastie beherrscht. Es regieren nämlich: in Portugal eine deutsche (Koburg-) Dynastie; die frühere Braganza war bekanntlich ursprünglich eine burgundische. In Spanien regiert eine französische (Bourbon); in Frankreich gegenwärtig eine italienische (d. h. korsische: Buonaparte); in England eine deutsche (Braunschweig-Lüneburg); in Belgien und Holland gleichfalls (bez. Koburg und Nassau); in Dänemark ebenso (Oldenburg); in Schweden eine französische (Bernadotte); in Rußland eine deutsche (Holstein) und in Griechenland ebenso (Wittelsbach).

Für den Bazar, welcher zu London am 23., 24. und 25. Juni zum Besten des dortigen deutschen Hospitals in der prachtvollen St. James-Halle veranstaltet worden ist, sind vom Kontinent sehr schätzenswerthe Beiträge, darunter werthvolle Geschenke von den königlichen Familien Preußens, Hannovers, Württembergs rc. eingetroffen.

Der seltene Fall, daß eine Erbschaft von einigem Belang beim Mangel gesetzlicher oder testamentarischer Erben an den Fiskus fällt, ist kürzlich in Schlesien eingetreten, indem ein Rittergutsbesitzer von Brandeck mit Hinterlassung eines Vermögens von 150,000 Thalern verstorben ist, ohne daß selbst entfernte Verwandte desselben zu ermitteln gewesen wären.

Aus Aegypten wird Pariser Blättern geschrieben, daß Herr Mariette, welcher die Ausgrabungen leitet, in Theben das noch unversehrte Grab des Pharao Amasis wieder aufgefunden hat. Der König lag in einem Sarge, der ganz mit Gold bedeckt und mit großen Flügeln geschmückt war. Etwa 30 Geschmeide von großem Werthe wurden in dem Sarge gefunden, darunter ist besonders erwähnenswerth eine goldene Axt mit erhabenen Figuren auf Lapis-Lazuli.

Die Gebrüder Schlagintweit verweilen zur Zeit in England, um dort, vor dem indischen Rath, über den Fortgang ihrer indischen Studien Bericht abzustatten. Ganz besondere Aufmerksamkeit erregte die Sammlung der von ihnen angefertigten galvanoplastischen Abdrücke und Photographien, von welchen einige auch bei der Versammlung der geographischen Gesellschaft ausgelegt und allgemein bewundert wurden. Nachbildungen der Photographien werden demnächst bei Brockhaus in Leipzig erscheinen.

Humboldt's Grabschrift lautet: „Da er Alles umfaßt und erkannt, was im Licht sich bewegt hier, Stieg er nun auch in die Nacht, weiter zu forschen hinab.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 175 Montag, 25. Juli 1859.

Das Haus auf dem Felsen.

(Fortsetzung.)

— „Wie geht es mit Deinem Porträt?" fragte Moriz.

„Porträt? — ah so, Mabel meinst Du. Etwas besser, aber es sieht ihr noch nicht gleich."

— „Wo ist es?"

„Dort unten unter dem schottischen Dachshund — ist das nicht ein Hauptkerl? er gehört dem Hamilton von der Garde."

— „O ja, es ist doch ähnlich; ich würde es sogleich erkennen!"

„Wirklich? also hast Du den Hund schon irgendwo gesehen?"

— „Sonderbar, auch der gleiche Name," fuhr Moriz halblaut fort, „es muß einen geheimnißvollen Zusammenhang haben."

„Was murmelst Du denn?" fragte Herbert, über die Staffelei nach seinem Freund blickend; „so, Du hast Mabels Porträt? ich dachte, es sey das des Hundes. Du findest es also ähnlicher?"

— „Bei weitem. Wie sonderbar, daß sie Mabel heißt; in unserm Hause befindet sich ein Gemälde, gerade wie dieses, und auf der Rückseite steht Mabel. Mein Vater sagt, er habe die Skizze gemal, und es sey, wenn er sich recht erinnere, das Bild einer Dienerin meiner Mutter. Lebt dieser Mabel Mutter?"

„Ich weiß es nicht, aber ich höre sie nur von einem Vater und Onkel sprechen. Die Sache wird nach und nach romantisch und interessant. Das gibt ein Thema der Unterhaltung auf dem Lande; bring' Dein Porträt mit, wir wollen es vergleichen und Mabel über ihre Geburt, Verwandtschaft und Erziehung ausfragen."

— „Es ist sehr auffallend," sprach Moriz gedankenvoll.

„Ist Dein Vater da?" fragte Herbert.

— „Freilich, das hätte ich beinahe vergessen; ich muß hinaufgehen und nach ihm sehen. Willst Du mit?"

„Meinetwegen. Ich denke, die Mädchen sind oben."

Sie betraten das Empfangszimmer, in welchem sie Lady Newbery mit ihren Töchtern und Herrn Leigh trafen. Sie sprachen mit einiger Lebhaftigkeit über die Eigenheit mancher Damen, Schooßhunde zu haben.

„Wenn Sie meinen kleinen Floß sähen, Herr Leigh, würden Sie gewiß zu seinen Gunsten eine Ausnahme machen," sagte Adelaide; „er ist gar so lieb. Willst Du nicht läuten, liebe Helene? dann lassen wir ihn bringen. — Ersuche Mabel, so freundlich zu seyn und Floß zu bringen," sprach sie, als der Bediente erschien. — „Ich begreife recht gut, daß man einen Hund liebgewinnen kann, es sind auch liebenswürdige Geschöpfe. Ich hatte einmal Einen, der konnte Alles, nur nicht sprechen, aber ich weiß gewiß, er verstand jedes Wort, das ich ihm sagte, und hätte so gerne geantwortet. Ich habe lieber einen Hund mit der stummen Beredtsamkeit seiner ehrlichen Augen um mich, als manchen Menschen."

— „Sie sind doch auch oft falsch und verrätherisch," sagte Herbert.

„Gewiß gibt es unter den Hunden ebenso gut verschiedene Temperamente, wie unter den Menschen," antwortete Moriz, „es gibt eine Art ganz heller Augen, die mir an Menschen und Thier zuwider sind. Ich würde mir weder einen solchen Menschen, noch ein solches Thier zum Freunde wählen."

„O, hier ist mein Liebling!" rief Adelaide und sprang von ihrem Sessel auf, als die Thüre sich öffnete und Mabel mit einem kleinen Hündchen eintrat. Das lange, weiße Haar desselben glänzte wie Seide, und die schwarzen Aeuglein funkelten wie Diamanten. „Das ist ein unschuldiges Schätzchen," fuhr sie fort und nahm es aus Mabels Arm, um es Herrn Leigh zu zeigen. „Ist das nicht das niedlichste aller Schooßhündchen? Und sie begrub des Thierchens kalte Nase in ihren weißen Hals, ihre langen, dunklen Locken fielen über ihn und bildeten einen hübschen Kontrast mit dessen weißem, glänzendem Fell.

Herr Leigh gab eine nicht sehr deutliche Antwort, und seine Augen hingen an Mabel, nicht an

dem Hunde. Moriz allein bemerkte seines Vaters Zerstreuung; er suchte sie zu verstecken, indem er laut und angelegentlich über den Hund sprach, und dann, sich erhebend, seinen Vater an ein Geschäft erinnerte, das ihn um vier Uhr erwarte. Beide verabschiedeten sich.

„Nun, Mabel, wie geht es mit dem Packen?“ sagte Lady Newbery.

— „Sehr gut, danke!“ erwiderte Mabel; „ich bin beinahe fertig.“

„Fräulein Everton wird Dir gesagt haben, daß Du morgen mit uns reisen sollst, nicht mit der Dienerschaft?“

— „Ja, Mylady!“

„Nimm den Hund mit in mein Zimmer, Mabel, ich werde gleich hinauskommen. Wenn Du mit dem Einpacken fertig bist, will ich mit Dir lesen.“

— „Danke, Fräulein, aber ich bemühe Sie so.“

„Unsinn, Kind, Mühe! — es unterhält mich sehr.“

— „Sie sind Alle so gut, ich werde es Ihnen nie danken können,“ und der armen Mabel Augen füllten sich mit Thränen.

„Weine doch nicht,“ sprach Helene gütig, „sondern gehe und beende Deine Packerei.“

— „Geh', Floß, geh' sogleich mit Mabel,“ sagte Adelaide, als der Hund sich auf den Boden legte und gehätschelt seyn wollte; er war entweder dem Hunde, von welchem Moriz sprach, der Alles verstand, sehr unähnlich, oder ein ungezogenes Thier, denn er kugelte sich nur herum, schmeichelte seiner Herrin, leckte ihre Hand und wedelte mit dem Schweife, kurz, that alles Mögliche, nur nicht Das, was man von ihm verlangte, bis Adelaide ihn endlich auf den Arm nahm und selbst forttrug.

Am nächsten Morgen in aller Frühe hatten Alle, mit Ausnahme des Portiers und einer Hausmagd, das Haus verlassen. Die Kronleuchter konnten nun nicht mehr mit den Sonnenstrahlen kokettiren, wenn auch hie und da sich einer durch die halbgeschlossenen Läden stehlen sollte, denn man nähte sie in Säcke ein; die wenigen kurzsichtigen Fliegen konnten nicht mehr auf den Spiegeln promeniren, denn man bedeckte sie sorgfältig; die Motten konnten sich nicht in Vorhängen breit machen, denn man klopfte sie aus und vertrieb die Gäste aus ihren Schlupfwinkeln; der Staub konnte den Teppichen nichts anhaben, denn man rollte sie auf; — die kleinen Springbrunnen im Gewächshaus spielten nicht mehr, kurz, jedes Vergnügen und jedes Geschäft hörte auf in Lady Newbery's Stadtwohnung.

Der alte Portier glaubte die Zeitung zu lesen, aber es träumte ihm nur davon, denn ein lautes Läuten am Thore weckte ihn aus seinem Schlummer. „Was soll das heißen?“ fragte er sich schläfrig, „um diese Stunde kommt Niemand von Bedeutung.“ Er nahm seine große, silberne Brille ab, rieb sich erst Augen und Kniee, und erhob sich dann von seinem Armstuhl, um nach dem Ruhestörer zu sehen. Auf den Stufen des Hauses stand ein alter Mann mit einem blauen Kittel, einem abgegriffenen Hut, ein rothes Halstuch und Schuhe und Strümpfe so dick mit Staub bedeckt, als käme er von einer weiten Reise; er war so gänzlich verschieden von den Gästen, denen sich die Pforte gewöhnlich öffnete, daß der Portier ihn voll Verwunderung anstarrte und endlich fragte:

„Nun, was gibt es?“

„Wohnt hier Lady Newbery?“

„Ja; warum?“

— „Ist der Dame Sohn zu Hause?“

„Nein, Niemand ist zu Hause.“

— „Kommen sie bald?“

„Bald? Nein, die Familie ist auf das Land gegangen; wenn Ihr einen Brief habt, kann ich ihn besorgen; wo kommt Ihr her?“

— „Auf dem Lande, mein Gott!“ und der alte Mann seufzte schwer.

„Ihr scheint müde; habt Ihr einen weiten Weg gemacht? wollt Ihr nicht ausruhen?“

— „Nein, danke; wie heißt der Ort, wo sie sind, und wie kommt man hin?“

„Der Ort heißt Homewood und ist in Derbyshire; man kann mit der Eisenbahn hin; aber was wollt Ihr dort?“

— „Ich will den jungen Herrn sehen.“

„Gut, ich sage Euch, daß er fort ist, und daß ich alle Briefe und Aufträge besorge.“

— „Ich will mit dem jungen Herr selbst sprechen; kümmert Euch nicht; ich will nach Homewood gehen, mir ist ganz bange hier.“

„Setzt Euch und ruht aus, alter Mann.“

— „Nein, nein, danke; ich will gehen. Guten Morgen.“ Und der arme Alte stieg langsam die Stufen hinunter, während der Portier zu seinen Zeitungen zurückkehrte und bald nicht mehr an den müden Fremdling, welcher ihn gestört hatte dachte.

Ungefähr zwei Tage nach der Ankunft der Familie Newbery in Homewood erschien auch Moriz Leigh, und Herbert, welcher schon ganz trübselig war, empfing ihn voll Freude. Es war ein herrliches Wetter, Morgens und Abends kühle Lüftchen, und Tags über warmer Sonnenschein, so daß es eine Lust war, unter den Baumgruppen des Parkes oder der großen Trauerweide zu sitzen, deren graziöse Zweige bis auf den Boden reichten, und unter den dichten Blättern ein heimlich verstecktes Plätzchen boten.

„Welch ein Paradies ihr hier bewohnt, Herbert!“ sagte Leigh, als sie bald nach seiner Ankunft herumwandelten.

— „Ja, es ist sehr hübsch, klein, aber von gutem Geschmack, nicht wahr?“

„Ausgezeichnet, dieses wildromantische Plätzchen im Park ist reizend.“

— „Ich liebe es auch; mein Vater hatte die Idee, all das Gesträuch ausrotten und den Platz urbar machen zu lassen, aber die Mädchen und ich baten so lange, bis er die Sache unterließ. Mein Vater ist ein praktischer Mann und nichts weniger als sentimental; er wünscht aus Allem Nutzen zu ziehen und wäre, glaube ich, im Stande, diese Gartenbeete mit Rüben zu bepflanzen, weil er Rosen und Nelken für eine Boden-Verschwendung hält. Was betrachtest Du?“

„Ich sehe einige Figuren dort unter den Bäumen; sind es Deine Schwestern? ich habe ihnen noch nicht meine Aufwartung gemacht.“

— „Ich glaube, es ist Adelaide und Mabel. Ja, sie sind es; beiläufig, hast Du das Porträt mitgebracht?“

„Ja, ich habe es.“

(Fortsetzung folgt.)

A. v. Humboldt über Jugendbildung.

Bei der Nachricht von dem Tode Alexanders v. Humboldt trat mir die Erinnerung an ein Zusammenseyn mit ihm wieder lebendig vor die Seele. Ganz besonders interessant war es mir gewesen, bei jener Gelegenheit sein Urtheil über unsere jetzige Jugendbildung zu vernehmen.

Im Spätsommer des Jahres 1855 führten mich literarische Zwecke nach Berlin und Potsdam. Im königlichen Schlosse zu Potsdam traf ich mit dem greisen Gelehrten zusammen. Mit Wärme sprach er von einer Jugend-Erinnerung, von seiner Reise nach Ansbach zur Uebernahme seines ersten öffentlichen Berufes, auf der er einen Theil meines Heimathlandes berührt hatte, dessen anmuthige Gegenden ihm noch in guter Erinnerung waren. Im ferneren Verlauf des Gesprächs kam er aus einem besonderen Anlaß auf einen Schüler zu reden, der damals ein Berliner Gymnasium besuchte. „Der arme Bursche“, sagte er, „wird nach der von unserem leidigen Zeitgeiste gebotenen Weise mit Unterrichtsgegenständen überfüllt und in Folge davon so arg geschunden, daß ich gerechte Besorgnisse für den glücklichen Erfolg seiner geistigen Entwickelung habe. Ich habe schon mehrfach diese meine Besorgnisse geäußert, allein man antwortet mir immer, ich sey kein Lehrer und verstehe das nicht genau genug. Sie sind nun Lehrer und theilen gewiß mit mir die Ansicht, daß die jetzt beliebte Richtung einer geistigen Ueberfütterung, bei der man das non multa, sed multum („nicht vielerlei, sondern viel“) ganz aus dem Auge verliert, eine durchaus verwerfliche ist. Es liegt mir viel daran, daß einmal etwas Tüchtiges aus dem jungen Menschen wird. Bei unserer jetzigen Beschulungsweise aber ist das kaum möglich; die geistige Selbstständigkeit und eine gediegene Ausprägung des Charakters wird fast unmöglich gemacht. Ich habe schon oft die Klage gehört, daß man unter unseren Beamten zwar viele tüchtige Arbeiter, aber sehr wenige durch Charaktertüchtigkeit imponirende Persönlichkeiten finde, wie sie zur Leitung der einzelnen Geschäftskreise unumgänglich nöthig sind. Sehr richtig ist es, was ich einmal, ich weiß nicht mehr wo, gelesen habe, daß unsere jetzige Schulbildung einem Prokrustesbette gleich sey. Was zu lang ist, wird abgeschnitten und das zu kurz Scheinende so lange gedehnt, bis es die jetzt beliebte Mittelmäßigkeit erlangt hat. Dabei verkommen die jungen Leute leiblich und geistig. Die alte Schulmethode mag auch ihre Fehler gehabt haben; aber sie war naturhafter, sie machte eine selbstständige Entwickelung des Geistes möglich. Ich war 18 Jahre alt und konnte noch so gut wie gar nichts. Meine Lehrer glaubten auch nicht, daß es viel mit mir werden würde, und es hat ja doch noch so gut gethan. Wäre ich der jetzigen Schulbildung in die Hände gefallen, so wäre ich leiblich und geistig zu Grunde gegangen.“

Von dem weiteren sich um pädagogische Gegenstände drehenden Gespräche hebe ich nur einen Punkt hervor; es handelte sich in demselben um eine Vergleichung der leiblichen und geistigen Ernährung des Menschen, und ich erinnere mich noch etwa folgender Hauptgedanken, die der gelehrte Forscher nicht ohne Beimischung von Humor zur Sprache brachte. „Wie die leiblichen Nahrungsmittel dem Magen übergeben werden, der sie, die nährenden Stoffe ausscheidend, zur Ausbildung und zum Wachsthum des Körpers verarbeitet, so sind die Unterrichtsstoffe geistige Nahrungsmittel, durch welche des Geistes Bildung und Wachsthum gefördert werden soll. Der gute Erfolg hängt dort wie hier ab von einer zweckmäßigen Auswahl der Nahrungsmittel und von der Mäßigkeit und Ordnung im Genusse. Wenn man dem Magen zu vielerlei bietet, namentlich Speisen, die keine nährenden Stoffe enthalten, wenn man ihn überladet, so wird nicht nur der Zweck verfehlt, sondern die Organe selbst werden geschwächt und gestört. Wie im Leiblichen, so auch im Geistigen. Und wie sehr wird in dieser Beziehung in geistiger Hinsicht bei uns gefehlt. Man bietet der Jugend manche geistige Speisen, die fast gar keine Nahrungsstoffe enthalten. Man bietet ihr Zuvielerlei durch einander, man überladet sie. Daß der leibliche Magen viel vertragen lernt, das beweisen besonders die Otomaken, welche während der Regenzeit aus Mangel anderer Lebensmittel Erde verzehren und verdauen. Doch muß bemerkt werden, daß die fette

Thonerde, welche sie essen, immer noch mehr leibliche Nahrungsstoffe enthält, als einzelne Lehrgegenstände, die man dem geistigen Magen der Jugend jetzt zumuthet, und die man, um die geistige Verdauung zu fördern, mit allerlei pikanten Beimischungen würzt, und dadurch die Organe zwar für den Augenblick reizt, aber zugleich immer noch mehr schwächt und verdirbt. Auch der geistige Magen des Menschen kann viel vertragen; aber zu dem, was man jetzt hie und da der Jugend zumuthet, gehört mehr als ein Straußenmagen."

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Die Vergangenheit der Lombardei.] Es dürfte jetzt nicht ohne Interesse seyn, die Schicksale der Lombardei kurz zu skizziren. Das Mailändische fiel nach den langen und gräßlichen Kämpfen der Ghibellinen und Guelfen unter die Herrschaft der Familie Visconti, die ihm mehrere Herzoge gab. Die letzte Erbtochter dieses Hauses, Valentine, heirathete den Herzog von Orleans und wurde so Großmutter des Königs Ludwig XII. von Frankreich. Da Ludwig XI. auf alle Prinzen vom Geblüte eifersüchtig war und sie verfolgte, unterließ es der Herzog von Orleans, seine Rechte auf dieß reiche Land zu verfolgen, in dessen Besitz sich Franz Sforza setzte. Vergebens bemühten sich später die Könige Ludwig XII. und Franz I., das Mailändische wieder zu erhalten. Als die Familie Sforza ausstarb, belehnte Kaiser Karl V. als Oberlehensherr seinen zweiten Sohn Don Philipp II. mit dem Herzogthum, der bei Vermählung seiner Tochter mit einem Herzoge von Savoyen diesem das Versprechen gab, Mailand seinem ältesten Sohne zu übergeben. Dieser Erbe starb aber ohne Nachkommen, worauf sich Philipp seines Versprechens entbunden glaubte. Der Herzog von Savoyen protestirte vergebens dagegen und das Herzogthum blieb bei der spanischen Krone bis zum Jahre 1713, wo der Frieden von Utrecht die italienischen Länder von Spanien trennte und dem deutsch-österreichischen Hause zubeschied, das vom Lüneviller Frieden bis zum Frieden von Paris zwar Mailand verlor, nachher aber wieder erhielt. Mantua, dessen Gebiet ebenfalls Theile der Lombardei bildet, kam nach der erwähnten Anarchie an die Familie Gonzaga. Ein Mitglied derselben erbte das Herzogthum Nevers in Frankreich und bildete dort eine französische Linie, welche später das Herzogthum Mantua erbte, aber erst 1631 im Frieden von Chierasco den Besitz bestätigt erhielt. Der letzte Herzog von Mantua ergriff im spanischen Erbfolgekriege Partei für Frankreich und wurde daher von Kaiser Joseph I. in die Reichsacht erklärt, seine konfiszirten Staaten aber mit der österreichischen Monarchie vereinigt, seit welcher Zeit sie dasselbe Schicksal theilten wie Mailand.

Aus einem der Berliner Hospitäler erzählt man eine Wundermähr von einer Tochter, die ihren seit 30 Jahren für sie verlornen Vater wiederfand. Ein Hospitalit feierte eben seinen Geburtstag im Kreise seiner Stubenkameraden, als eine nicht mehr ganz junge Dame in das Zimmer trat und nach ihm fragte. Nachdem er ihr gezeigt worden, gratulirte sie ihm herzlich und beschenkte ihn mit Tabak, Wurst und Geld. Der Hospitalit war nicht wenig erstaunt, bei einer ihm ganz unbekannten Dame eine so wohlwollende Theilnahme zu finden und fragte, wen er die Ehre habe, vor sich zu sehen. Die Dame antwortete: „ich kann es mir wohl erklären, daß Sie mich nicht mehr erkennen; es ist nun 30 Jahre her, daß Sie mich zum letzten Male sahen. Ich bin Ihre Tochter, die in einem Alter von 7 Jahren von Ihnen in einer Tonne auf dem Wasser ausgesetzt wurde!" Der Alte wurde bei dieser Eröffnung sichtbar verlegen und seine Stubenkameraden rissen Mund und Augen weit auf. Aus den weiteren Erzählungen der Dame, denen der Alte nicht widersprach, ergab sich nun, daß der Hospitalit vor 30 Jahren, als er, ein blutarmer Handwerksgeselle, nach dem Tode seiner Frau mit seiner siebenjährigen Tochter dem Hungertode nahe war, die Letztere wirklich bei Köpenick in einer Tonne aufs Wasser gesetzt und vom Strome hatte forttreiben lassen. Das Mädchen war von einem Schiffer aus dieser gefährlichen Arche gerettet und als Pflegekind aufgenommen worden. Als sie erwachsen war, hatte sie Jahre lang vergeblich den Aufenthalt ihres Vaters zu ermitteln gesucht, der inzwischen Berlin verlassen hatte. Erst neuerdings hörte sie, daß ein Mann von dem Namen ihres Vaters hier Hospitalit sey und fand dann den Verlornen wieder.

Das Südportal des Kölner Domes ist nun so weit vollendet, daß die Rüstungen hinweggeräumt werden konnten. Diese Arbeit wird in den nächsten Tagen vollständig beendet und dann das hehre Bauwerk in seiner vollen Pracht und Schönheit sichtbar seyn.

Im Staate Mississippi wurde kürzlich der Kaufmann Langsdorf vom Bezirksgerichte zu 100 Dollars Strafe verurtheilt, weil er einer Negerin einen — Reifrock verkauft hatte.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung.“

№ 176 Dienstag, 26. Juli 1859.

Das Haus auf dem Felsen.

(Fortsetzung.)

— „Komm, wir wollen zu ihnen gehen,“ sagte Herbert zu Moriz, und sie eilten fort. Adelaide erblickte sie zuerst, warf die Scheere, mit welcher sie eben Blumen geschnitten hatte, in ein Körbchen, das Mabel trug, und ging ihnen entgegen. Leigh begrüßte sie voll Artigkeit, aber sein Auge wanderte unwillkürlich auf das schöne Mädchen, welches in einiger Entfernung stehen geblieben war, und sammt ihrem mit des Herbstes reichsten Blumen gefüllten Körbchen ein vollendetes Bild darstellte. Ihr süßes Antlitz schien die schönste Blume! Mabel war so verändert, seit sie zuerst Herberts Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte. Dort bildete sie in ihrer reinen aber groben Tracht eine hübsche Erscheinung, jetzt, wenn gleich noch eben so lieblich, war es doch ein ander Bild. Ihr reiches, dunkles Haar schlang sich nun in glänzenden Flechten um den Kopf, und sie trug ein kleines Spitzenhäubchen, welches ein junges, schönes Gesicht so mild und reizend macht. Ihr Kleid, obwohl nur Baumwolle, war vorzüglich gemacht und zeigte vortheilhaft ihren herrlichen Wuchs. Wie sie so dastand mit ihrem Blumenkörbchen, betrachtete sie Moriz, bis er Herberts Bemerkung, daß sie nur eines Fischers Tochter sey, vergessen hatte.

„Lassen Sie sich in Ihrer interessanten Beschäftigung nicht stören, Fräulein Everton, ich würde mich sehr freuen, Ihnen helfen zu dürfen. Sie sehen, ich bin bewaffnet,“ und er zog ein Schnappmesser aus der Tasche.

— „Wohlan, helfen Sie nur fleißig. Ich brauche viel in die Besuchzimmer und in Mama's Boudoir. Wir lieben, so lang als möglich, Blumen in den Zimmern; jetzt geht es freilich zu Ende.“

„Allerdings, aber die noch vorhandenen haben noch all ihre Sommerpracht, sie haben so reiche Farben. Sehen Sie, welch prachtvolle Dahlie; soll ich sie schneiden?“

— „O ja, seyen Sie so gefällig, sie ist sehr schön — Mabel, das Körbchen.“

Das Mädchen näherte sich und bot das Körbchen, Moriz warf die Blume hinein und blickte sie an. Ihre Blicke trafen sich, Mabel erröthete bis an die Stirne und wendete sich schnell ab. Moriz, Herbert und dessen Schwester fuhren fort, Blumen zu brechen und heiter zu plaudern; Mabel folgte ihnen langsam und seufzte leise.

„Leigh, ich wünschte, daß Du Adelaide Dein Porträt zeigtest, weißt Du, dasjenige, welches der Mabel gleich sieht.“

— „Sehr gerne,“ antwortete Leigh.

„Ein Porträt, das Mabel gleich sieht?“ sagte Adelaide; „ach, das möchte ich gern sehen. Dort ist Mama und die gute Helene, welche nun den ganzen Morgen bei ihr war, ich muß sie wirklich ablösen; entschuldigen Sie, Herr Leigh.“ Sie rief Mabel, ihr die Scheere abzunehmen, und eilte zu Lady Newbery, welche in einem Rollsessel im Garten herumgeführt wurde, während Helene neben ihr ging. Adelaide schloß sich ihnen an und sie verschwanden bald im Gebüsche.

„Soll ich jetzt Mabel über ihre Mutter fragen?“ sagte Herbert.

— „Ja, wenn Du willst.“

„Mabel — Mabel — komme einen Augenblick her, ich möchte Dich etwas fragen; lebt Deine Mutter?“

— „O nein, Herr, meine Mutter ist schon viele, viele Jahre todt.“

„Kannst Du sie Dir vorstellen?“

— „Sehr wenig.“

„Würdest Du sie kennen, wenn Du sie sähest?“

— „Wie meinen Sie das, Herr?“

„Mein Gott — ich meine: würdest Du ein Porträt von ihr erkennen?“

— „Ich glaube nicht.“

Während dieser ganzen Unterhaltung verwendete Leigh kein Auge von ihr; sie fühlte das, und ihre Farbe wechselte schnell, als sie Herbert antwortete.

„Weißt Du, wo Deine Mutter geboren wurde? oder wo sie ihre Jugend verlebte?“ fragte Herbert.

— „Mein Vater und meine Mutter lebten in

Hartley Dell in Hertfordshire, und ich glaube, meine Mutter wurde dort geboren."

„Hartley Dell? dann muß es so seyn," sagte Leigh; „es ist sehr sonderbar, aber ich glaube, ein Porträt Ihrer Mutter befindet sich in meinem Besitz. Sie möchten es sehen, nicht wahr?" fragte er herzlich. Mabel hatte Herbert unbefangen und ruhig geantwortet: ein kaum hörbares „Ja!" war ihre ganze Antwort für Leigh.

„Komme in die Bibliothek," sagte Herbert, „dann wird Dir es Herr Leigh zeigen; komme, Leigh!" und das Trio schritt gegen das Haus.

Als Alle schliefen diese Nacht, wachte Moriz allein in seinem Zimmer. Er hatte das Porträt auf den Tisch gestellt, und betrachtete es gedankenvoll. Welche Ideen durchflogen seinen Kopf? welche Luftschlösser — deren Schicksal doch Zerstörung ist? Seine romantische Stimmung fand jetzt genug Nahrung; er sah nicht mehr die gemalte Leinwand, sondern das warme, lebende Weib, das Weib mit dem treuen, liebenden Herzen, dessen glänzende Augen voll Zärtlichkeit für ihn strahlten, dessen kleine Hände er in den seinen hielt, während er ihren Geist mit frischen Kenntnissen bereicherte. Er konnte die Verwunderung und die einfachen Fragen hören, welche von diesen weichen Lippen flossen, und dann — entschwand der Traum, und er betrachtete nur ein Bild.

„Das ist Narrheit!" sagte er, als er sich erhob, „aber sie ist ein gelehriges Geschöpf, und ich konnte mir keine herrlichere Aufgabe denken, als dieses schöne Mädchen zu bilden; durch ihr Antlitz strahlt ein Geist, der jede Mühe belohnen würde; es lag so viel Edles in ihrem Ausdruck, als sie das Bild betrachtete. Es muß ihre Mutter seyn, denn die Aehnlichkeit ist auffallend, obwohl Mabel bei weitem schöner ist; aber all das ist Unsinn," murmelte er wieder; „ich will versuchen zu schlafen." Das Porträt wurde sorgfältig aufbewahrt, und bald schlief der junge Mann und träumte von einer herrlichen Zukunft.

Die Abende werden immer kälter, der Wind ist rauh und winterlich, der Himmel ist mit bleifarbenen Wolken bedeckt, und es fällt feiner Regen. Dieses Wetter hatte schon einige Tage gedauert, und es schien sich noch nicht aufheitern zu wollen.

Eben geht die Sonne unter, aber ihr Glanz ist bleich und wässerig, keine rothes Glühen verspricht einen schönen Tag, keine Hoffnung kann aus der fahlen Beleuchtung geschöpft werden. Die Fischer treten aus ihren Hütten, betrachten denn Sonnenuntergang, schütteln den Kopf und kehren in ihre Wohnung zurück mit den Worten: „Es wird noch länger schlechtes Wetter geben."

Eine Gestalt aber schreitet, ohne sich um Wind und Regen zu kümmern, unaufhörlich mit langen Schritten am Meeresufer auf und ab. Es ist ein alter, kräftiger Mann, aber eine schwere Sorge scheint ihn mehr zu drücken, als die Last der Jahre, welche seine Locken gebleicht haben. Die Dämmerung tritt ein, der Wind erhebt sich zum Sturme, die See wird unruhiger in der steigenden Fluth, einzelne weiße Wellen bespritzen den einsamen Wanderer, aber er wandelt noch immer am öden Ufer auf und nieder, sich um nichts kümmernd, nichts bemerkend. Endlich, als die Nacht eingebrochen ist, wendet er sich gegen den Felsen, erklimmt die steilen Stufen, und schließt die Thüre der Hütte hinter sich. Die armen Nachbarn, welche ihn erst beobachtet haben, können ihn nicht mehr sehen, aber er, dessen Auge die Finsterniß durchdringt, der die Geheimnisse aller Herzen kennt, sieht die Angst und die Qual dieses armen Geschöpfes und sendet ihm barmherzig im Schlafe — Vergessenheit. Armer Mathias! seit John fort ist, sein Kind zu suchen, kann er unter dem Dache, wo sie einst so glücklich waren, keine Ruhe mehr finden. Er wollte kein Feuer, kein Licht haben, sondern wandert stets am Ufer herum, bis es Zeit war, zu Bette zu gehen; selbst die unentbehrlichste Nahrung nahm er im Freien zu sich. Noch immer glaubte er Mabel schuldig, und es schmerzte ihn, daß John ihn verlassen habe, um sie zu suchen. All' die milden Gefühle, die sein Herz erwärmt hatten, waren mit Mabel verschwunden, und der alte, langgenährte Haß kehrte mit neuer Kraft zurück, denn wieder sah er in den höhern Klassen die stolzen, mächtigen Feinde der Armen, und wieder flammte sein alter Rachedurst auf gegen Jene, die ihm so bitter weh gethan.

Der alte John konnte nicht schreiben, also gab es keine Hoffnung, von ihm Nachricht zu bekommen, aber zwei Tage nach seiner Abreise kam ein Brief von Mabel, welchem wieder Geld beigeschlossen war. Zornig warf Mathias Beides weg und rief: „Nein! ich will lieber verhungern. Demnach hat ihr Vater sie nicht gefunden? es ist vorbei — wir haben kein Kind mehr!" und sein Gesicht mit den Händen bedeckend, stöhnte er vor innerer Qual.

Hätte Jemand die beiden Alten in dieser Nacht beobachten können, er hätte einen auffalenden Kontrast gefunden. Naby lag auf einem kleinen Bette in einer Hütte in Derbyshire. Ein Arbeiter hatte ihn ohnmächtig vor Erschöpfung und Anstrengung gefunden, und ihn mit jener Nächstenliebe, welche man so oft unter den Armen findet, mit in sein Hüttchen genommen, sein Brod mit ihm getheilt und ihn in sein Bett gelegt.

Als die Hoffnung, sein Kind in London zu finden, den armen Vater verlassen hatte, wollte er doch seine Nachforschungen nicht aufgeben, sondern wanderte manch endlose Meile nach Derbyshire in der Richtung von Homewood — bis seine physische

Kraft erlag. Aber seine Geduld, seine Hoffnung hatte ihn nicht verlassen, er wußte, daß er Homewood erreichen, und dort von seinem Kinde hören werde. Noch glaubte er an ihre Unschuld. Er wußte, daß er dem jungen Geiste starke Grundsätze eingepflanzt hatte, daß er sie gelehrt, ein festes Vertrauen auf den Geber alles Guten zu setzen, dessen Schutz sie nie ermangeln werde, wenn sie recht handle, und sich seiner Verheißungen würdig mache. „Sie weiß," dachte er, „daß man jeder Versuchung widerstehen kann, und sie wird es thun. Ich fürchte nicht für sie, nur das allein, ob sie nicht zu hart arbeitet. Vielleicht ist sie bei den feinen Leuten in Dienst getreten, und sie sind freundlich mit ihr. Gott segne sie und beschütze sie, wo immer sie auch sey!"

Bevor er einschlief, zog er die Bibel aus seiner Tasche, und sein neuer Freund bat ihn, laut zu lesen. Er las dann bei dem Lichte einer dünnen Kerze mit schwacher, zitternder Stimme ein Kapitel, und der rauhe Arbeiter saß in stiller Andacht neben ihm, und schien jedes Wort von des alten Mannes Lippen zu saugen. Nachdem Roby das Buch geschlossen, schlief er ein und träumte, er sey im Hause am Felsen und habe sein Kind bei sich.

(Fortsetzung folgt.)

A. v. Humboldt über Jugendbildung.

(Schluß.)

Ich wandte — unter dem ausdrücklichen Vorbehalt, eine schlechte Sache nicht vertreten zu wollen — bescheiden ein, daß in Betreff des einen erwähnten Punktes über das „Vielerlei" die glänzenden Diners, welche doch ganz leidlich zu bekommen pflegten, in Beziehung auf die leibliche Ernährung das Gegentheil zu beweisen schienen.

„Darauf erwidere ich Ihnen," sagte Humboldt, „daß erstens dazu unsere vornehmen abgehärteten Magen gehören. Setzen Sie alle Tage einen kräftigen Mann von den Rothhäuten Amerika's, mit denen ich oft ihr frugales Mahl getheilt habe, an so eine reich besetzte Tafel; er wird in Kürze todt seyn. Unsere hochgebildeten Magen gewöhnen sich ja sogar an das stärkste Gift, warum nicht auch an lukullische Mahle. Dann muß aber auch noch bemerkt werden, daß unsere kunstgerechten Diners von einem erfahrenen und umsichtigen Koch geleitet werden, der, wie das Antonius Anthus so meisterhaft in seiner Eßkunst dargethan hat, die Speisen immer so auf einander folgen läßt, daß eine der andern bei der Verdauung gleichsam zu Hülfe kommt, weßhalb es auch unumgänglich nöthig erscheint, daß ein guter Küchenkünstler eingehende Studien in der Chemie gemacht hat. Bei unserer geistigen Kochkunst aber gilt das Sprüchwort: Viele Köche verderben den Brei. Jeder der Herren Lehrer hat sein bestimmtes Fach; in diesem jeden seiner Schüler zu einem Virtuosen heranzubilden, hält er für seine heiligste Pflicht. Er thut dabei, unbekümmert um die andern, ganz so, als ob der Schüler nur da sey, um in diesem Gegenstand Meister zu werden. Der sogenannte gute Kopf hält das nun wohl aus; er pfropft seinen Geist voll auf Kosten seiner Herzens- und Charakterbildung. Er wird stolz und aufgeblasen von seinem Wissensdunst und meist ganz unpraktisch zu dem Beruf des gewöhnlichen Lebens. Dem Mittelmäßigen wird von allem dem so dumm, als ging' ihm ein Mühlrad im Kopfe herum. Statt klüger wird er mit jedem Tage dümmer. Man könnte diese Art der Bildung, wenn man ein etwas unedleres Bild brauchen wollte, mit dem Nudeln der Gänse vergleichen. Es setzt sich bloß Fett an, aber kein gutes gesundes Fleisch. An Wachsthum ist nicht zu denken. Eine mit sich abgeschlossene Selbstzufriedenheit, ein naseweises Aburtheilen über Alles, das sind in Folge davon Hauptzüge unserer Jugend. Alle geistige Frische, die zu einem erfolgreichen Universitätsstudium durchaus erforderlich ist, geht verloren. Die jugendlichen Geister sind jetzt die Knospen, die man im heißen Wasser abgebrüht hat, es fehlt ihnen alle Keim- und Triebkraft, die ihnen ja in dem brodelnden Hexenkessel moderner Erziehungskunst verloren gegangen. Viele von meinen Freunden unter den akademischen Lehrern, haben darüber, mir gegenüber, schon bittere Klagen erhoben. Ich habe in Folge davon mehrfach Gelegenheit genommen, mit hochgestellten und einflußreichen Männern, die auf Abhülfe hätten hinwirken können, zu sprechen; alle waren mit mir einverstanden, aber doch ist zur Abhülfe noch nichts geschehen, und es bestätigt sich hier wieder, was ich einmal irgend wo gelesen zu haben mich erinnere: In Deutschland gehören netto zwei Jahrhunderte dazu, um eine Dummheit abzuschaffen, nämlich eins, um sie einzusehen, das andere aber, um sie zu beseitigen."

Mannigfaltigkeiten.

Man schreibt aus München, 14. Juli: Die künstliche Fischzucht hat bekanntlich in Bayern viel Anklang gefunden, und, was noch mehr ist, thätige Freunde, unter denen Stadtfischer Kuffer von hier einen ehrenwerthen Platz einnimmt. Sein Bericht vom 3. Mai d. Js. an das Kreiskomite des landwirthschaftlichen Vereins von Oberbayern wird darum im Auszug auch das größere Publikum interessiren. Hr. Kuffer erwarb im Herbste vorigen

Jahres eine sehr schöne Wasseranlage zur künstlichen Fischzucht am Fuß des Paulaner Berges in der Vorstadt Au, Quellengasse Nr. 48. Zwei Quellen speisen drei Weiher und einen Kanal von 11 Fuß Länge und 1 Fuß Breite. Die Temperatur des Wassers ist 6—8 Grad, und die Menge 75 „Stetzen" hiesigen Maßes. In diesem Fischgarten zog Herr Kuffer im verflossenen Jahre von den kleineren Salmonen Saiblinge, gemeine und Lachsforellen mit so günstigem Erfolge, daß der durchschnittliche Verlust von Eiern höchstens zwei Zehntel betrug. Im ganzen wurden in der vergangenen Winterlaichperiode 220,000 Eier ausgebrütet, ein Fünftel Saiblinge, zwei Fünftel gemeine, zwei Fünftel Lachsforellen. Die Nachfrage nach Eiern war lebhaft, die Versendung gelungen. Seelachs konnte keiner ausgebrütet werden, weil in der Achen (Einfluß des Chiemsees) keine Eier zu bekommen waren, da die Fischer in Grabenstatt zur Laichzeit den Achen-Einfluß widerrechtlich ganz mit Netzen verhängen, so daß im Vorjahr kaum zwei paar Lachse an den Laichplatz gelangen und auslaichen konnten. Im Oktober 1857 wurden von Herrn Kuffer 6000—7000 befruchtete Lachseier an der Achen zurückgelassen. Seit drei Jahren, d. h. seit dem niedern Wasserstand im Frühjahr 1856, ist in Bayern eine Abnahme der Huchen bemerkbar. Sie wurden zu jener Zeit in den Nebenflüssen der Donau in solcher Menge gefangen, daß man sie gar nicht mehr absetzen konnte. Ferner mindert sie der Fang zur Laichzeit und mit Stecheisen. Es gelang daher nicht, zwei lebendige Huchen, Milchner und Roger, zur Befruchtung zu erhalten. Die polizeiliche Ueberwachung der Fischerei läßt in manchen Gerichtsbezirken noch viel zu wünschen übrig.

Was ist denn eigentlich ein Zuave, was ist ein Turko? Zuaven sind ohne Ausnahme Franzosen, Turkos, Afrikaner. Die Zuaven rekrutiren sich größtentheils durch ehemalige Pariser Taugenichtse, die Turkos dagegen durch Kabylen, Mauren, Neger und Halbtürken. Die Turkos (Türke, ehemalige reguläre Truppe des Bey von Algier) sind fanatische Muselmanen, die Zuaven — Christen. Der Zuave ist ein nie zu verachtender Soldat, denn er ist ohne Zweifel im Kriege die Elite der französischen Armee, der Turko aber ist im Kriege in Europa geringer anzuschlagen als die Kompagnien „du centre" eines französischen Linienregiments. Der Zuave ist wild, ausgelassen und, um nicht einen stärkern Ausdruck zu gebrauchen, Kommunist im wahren Sinne des Wortes, allein sonst gutmüthig, Kinderfreund, edel und chevaleresk dem tapfern Gegner gegenüber; der Turko (seine eigentliche Benennung ist: Tirailleur indigène) aber ist grausam, hinterlistig und eine unnatürliche Bestie im Punkte der Moral. Der Zuave bleibt auch im Unglück guter Soldat, der Muselman dagegen gibt, sobald sein Angriff mißlingt, Fersengeld. „So war es vorgeschrieben", sagt er und ergibt sich stumm in sein Schicksal.

[Ein (Fr) Eß-Virtuose]. In Hamburg machte sich in einem Kreise junger Leute Herr D..r...n, welcher bereits den Ruf einer Virtuosität im Essen erworben, anheischig, sechzig hartgekochte Eier zu verzehren, ohne sich just den Appetit zu verderben. Um 9 Uhr Abends begann in Gegenwart aller Wettenden die Vorbereitung zu dem brillanten Eß-Solo, welches jemals Zeugen in Erstaunen versetzte. Herr D..r...n ließ sechzig hartgekochte Eier ganz fein hacken, das Gehackte reichlich mit Pfeffer und Salz durchmengen und etwas ganz frische Butter hinzuthun. Hierauf wurde es in vier Portionen eingetheilt. Als dieß geschehen war, machte sich der Virtuose mit frischem Muthe an die Leistung. Die erste Portion verzehrte er in 10 Minuten, die zweite in 12, die dritte in 16 und die letzte in 22 Minuten. Getrunken wurden 2 Bowlen Thee.

Vor einigen Tagen kam in Meiningen der Bursche eines Offiziers, indem er Pferde zur Schwemme in die Werra ritt, in der Nähe der untern Brücke ins Wasser und war, in einer Tiefe von 9 Fuß, bereits 5—6 Minuten unter der Oberfläche verschwunden und dem Ertrinken nahe. Da kam der Major v. Türck hinzu, legte Uniform und Kopfbedeckung ab und stürzte sich sofort in den Fluß, leider aber ohne den Verunglückten zu finden. Als ihm ein anderer Anwesender die Stelle genauer angab, tauchte der brave Mann noch einmal unter und brachte auch glücklich den scheinbar Entseelten herauf. Mehrere Andere, die hülfsbereit ebenfalls ins Wasser gegangen waren, empfingen denselben aus der Hand seines Retters, brachten ihn ans Ufer und hatten nach einiger Zeit die Freude, den Geretteten wieder ins Leben zurückzubringen. Der Major v. Türck ist seit jenem Tage Oberstlieutenant.

In Ansehung des Thermometers hat man in der Oekonomie der belgischen Kammer eine sehr wohlschmeckende Neuerung eingeführt. Anstatt des herkömmlichen Zuckerwassers, mit welchem die Abgeordneten bisher ihre edle oder schweigsame Zunge netzten, wird ihnen nunmehr nach amerikanischer Kongreß-Sitte Grog vorgesetzt (natürlich kalter). Die Herren gewöhnen sich sehr daran.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der A. Walland'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 177 Mittwoch, 27. Juli 1859.

Das Haus auf dem Felsen.

(Fortsetzung.)

Als der arme John am nächsten Morgen aufstehen wollte, war er es nicht mehr im Stande. Brennender Durst und heftiger Schmerz im Kopf und in den Gliedern hatten ihn befallen, und als er aufzustehen versuchte, schwanden ihm die Sinne. — „Ich kann nicht mehr," sprach er zu seinem neuen Freund; „ich kann mich nicht rühren; ich kann nicht mehr gehen, sie zu suchen, aber Gott wird m in Kind zu mir senden, ich weiß, er wird es thun." Wenige Augenblicke später sprach John nicht mehr vernünftig, sondern phantasirte unaufhörlich. Der arme Arbeiter holte in seiner Angst ein Weib aus der Nachbarschaft, damit sie bei dem Kranken bleibe, und rannte um Rath und Hülfe zum Pfarrer, denn es befand sich kein Doktor im Orte. Der gute Geistliche kam sogleich, verordnete eine einfache Arznei und erkundigte sich nach allen Umständen. Der Mann theilte ihm mit, was er selbst wußte: daß der Kranke seine Tochter verloren habe, und sich einbilde, sie sey in Homewood; daß er dorthin reisen wollte, aber aus Erschöpfung nicht weiter konnte, und zeigte ihm den Namen, welcher in der alten Bibel stand, und wahrscheinlich der seiner Tochter sey — Mabel Raby.

„Eine sonderbare Geschichte," sagte Herr Clifford. „Ich will selbst nach Homewood gehen und mich nach dem Mädchen und ihrem Vater erkundigen. Armer, alter Mann! übermäßige Anstrengung ist daran Schuld; haltet ihn recht ruhig, gebt ihm die Medizin, und ich werde sogleich herkommen, wann ich bei Lady Newbery gewesen seyn werde. Einstweilen werde ich meine Frau ersuchen, Euch etwas Mittagsessen und stärkende Mittel für den Kranken zu schicken. Nach diesen Anordnungen gab Herr Clifford dem Taglöhner noch einiges Geld, und verließ dann die Hütte.

In Homewood waren einige Gäste zu Tische gebeten, einige jener reichen, unvermeidlichen, steifen Leute, welche von Allen, die Landgüter haben, eingeladen werden müssen. Zwei lange, hagere Herren mit großen, dicken Frauen und blonden, magern Töchtern, eine Braut und ein Bräutigam. Erstere, eine reiche Erbin, Letzterer, mit einem Titel in Aussicht, bildeten mit den Hausbewohnern die Gesellschaft. Die Damen hatten bald den Speisesaal verlassen, weil für Lady Newbery ein Diner eine erschöpfende Zeremonie war und sie sich sehnte, fern von dem Geplauder der Gäste und dem Geruche der Speisen, auf einem Sopha auszuruhen. Ich glaube, es gibt wenige Dinge, welche Männer mehr und Damen weniger lieben, als eine Diner. Die jungen Damen hatten lange vor Lady Newbery sich erhoben, ihre Handschuhe angezogen, und plauderten nun im Besuchzimmer, über Musik, Toilette und Courmacher, lauter Gegenstände, die sie bei weitem mehr interessirten als Politik und Jagd, welche das Tischgespräch gebildet hatten.

In einem einfach und hübsch möblirten Zimmer saß Mabel Raby; sie hatte Schreibmaterialien vor sich, und hatte einen Brief begonnen, aber sie sah unruhig aus und hielt immer wieder inne, als wüßte sie nicht, wie sie ihn fortsetzen sollte.

„Was soll ich thun?" seufzte sie; „ich soll von hier fortgehen, und Alle sind so lieb und freundlich; was kann ich ihnen sagen? Ich will meinem Vater und Onkel keine Last seyn, und doch war es leichtsinnig, sie je verlassen zu haben. Was soll ich thun?"

Die Hausglocke ertönte; sie erhob sich und schaute zum Fenster hinaus, aber es war zu finster, um etwas zu sehen; traurig sagte sie: „Es ist doch Niemand für mich!" und kehrte zu ihrer Beschäftigung zurück; dennoch konnte sie eine eigenthümliche Neugierde über den späten Besuch nicht los werden.

Sie hörte Schritte in der Gallerie und öffnete ihre Thüre, trat aber sogleich zurück, als sie Moriz Leigh erkannte. „Schließen Sie die Thüre nicht, Mabel, ich möchte ein Licht heben," sprach er mit der ihm eigenen, zärtlichen Stimme. Mabel zündete eine Kerze an und brachte sie ihm, er dankte freundlich und ging die Gallerie hinunter in sein Zimmer. Sie lauschte seinen Tritten, bis sie sich verloren, und wollte eben zu schreiben anfangen,

als ein Diener kam, ihr zu sagen, daß Fräulein Everton sie sogleich zu sprechen wünschte.

Herr Clifford war so bald als möglich nach Homewood gefahren, wünschte Lord Newbery, zu sehen, und theilte diesem die Ursache seines Besuches mit. Die Sache wurde natürlich Adelaide nicht vorenthalten, und ihr blieb es überlassen, ihrer protégée von der Krankheit des Vaters zu sagen. Arme Mabel! mit vielen bitteren Thränen empfing sie die Nachricht, und erklärte dann Fräulein Adelaiden, warum sie ihren Vater und Onkel ihren Aufenthalt verschwiegen habe.

„Meine liebe Mabel, das war recht leichtsinnig von Dir, aber ich weiß, Du thatest es mit der besten Absicht. Es ist nun nutzlos, darüber zu sprechen, aber Du mußt Dir alle Mühe geben, Deinen Fehler wieder gut zu machen. Herr Clifford war so gütig, uns anzubieten, Dich sogleich mitzunehmen, Du bleibst natürlich bei Deinem Vater, bis er wieder gesund ist, und dann kommst Du wieder zu mir, wenn er es Dir erlaubt." Sie drückte ihr Geld in die Hand, nahm freundlich Abschied, und eine Viertelstunde später saß Mabel neben dem guten Herrn Clifford, und fuhr dem Dorfe zu, in welchem ihr armer Vater lag.

Als Moriz Leigh in das Besuchzimmer zurückkehrte, bildete Mabel's Geschichte und schnelle Abreise den Hauptgegenstand der Unterhaltung.

„Fort!" sagte er; „für immer fort?"

„Ich habe ihr gesagt, daß es mir lieb wäre, wenn sie mit ihres Vaters Erlaubniß zu mir zurückkehrte," erwiderte Adelaide, „aber ich bezweifle es fast."

Leigh wendete sich ab, nahm ein Buch, und sprach den ganzen Abend beinahe nichts mehr.

Es war ein langer Weg bis in das Dorf, wo der arme John lag; Herr Clifford benützte das Vorrecht seines Standes, und sprach ernst und eindringlich zu Mabel. Er sagte ihr, daß es ein großer Fehler sey, etwas Unrechtes zu thun, damit es gute Folgen bringe, und daß das Resultat selten oder nie entspreche.

„Sie haben ohne die Einwilligung Ihres natürlichen Beschützers, den zu ehren Gott Ihnen befohlen hat, Ihre Heimath verlassen, und die Folgen können traurig seyn."

„O Herr! sagen Sie das nicht," schluchzte Mabel; „sie waren so arm, und versagten sich Alles meinethalben. Ich konnte das nicht sehen, es machte mich unglücklich, und doch wußte ich, daß Sie mich in keinen Dienst wollten gehen lassen, am wenigsten zu Lady Newbery, denn der Onkel haßt die vornehmen Leute. Was konnte ich thun? Fräulein Everton war so lieb mit mir, schon zweimal gab sie mir Geld für meinen Vater, und ich war so glücklich in dem Gedanken, daß ich damit ihrer Noth gesteuert hatte."

„Ich weiß, mein liebes Kind," antwortete Herr Clifford, „daß Ihre Motive ausgezeichnet sind. Es ist uns ein Weg gegeben, der zum Glücke führt, aber er ist schmal und mühsam; lassen Sie sich nicht von den breiten Wegen, mit ihrer scheinbaren Sicherheit, blenden, erfüllen Sie strenge Ihre Pflichten, vor Allen jene, welche Sie Gott schulden, dann werden Sie auch keine andere verletzen."

Mabel dankte gerührt für die guten Lehren; sie fühlte tief deren Wahrheit, als sie in den langen Nachtstunden am Bette ihres bewußtlosen Vaters saß, und immer wieder wünschte, ihn nie verlassen zu haben. Gegen Morgen hörte John zu phantasiren auf, und fiel in einen ruhigen Schlaf. Herr Clifford erklärte das für ein gutes Zeichen, und hieß Mabel sich so setzen, daß er sie nicht gleich sehen könne, damit ihn ihre Gegenwart nicht zu sehr aufrege. Er versprach selbst, da zu bleiben, und ihm die freudige Botschaft mitzutheilen. Mabel schrieb unterdessen an ihren Onkel, benachrichtigte ihn von des Vaters Krankheit, und daß sie so bald als möglich mit ihm kommen werde.

Nach einem langen Schlafe erwachte John und sein erstes Wort war: „Mabel."

— „Sie ist hier," sprach Herr Clifford freundlich, „soll ich ihr sagen, daß Sie nach ihr verlangen?"

„Freilich," erwiderte der arme Alte, „warum kommt sie denn nicht?"

Herr Clifford rief ihr, und sie erschien mit klopfendem Herzen.

„O liebes Kind, da bist Du ja. Du warst recht lange fort. Der Onkel hatte Angst um Dich, aber ich nicht. O nein! ich wußte, daß Du sicher seyest, und wieder zu Deinem armen Vater kommen werdest. Wie ruhig das Meer ist, ich höre die Wellen gar nicht! Gott segne Dich, mein Kind, bleibe nicht wieder so lange aus." Er hielt ihre Hand fest und schlief wieder ein.

(Fortsetzung folgt.)

Fragmente zur Charakteristik des bayerischen Heeres im 18. Jahrhundert.

Nach dem dreißigjährigen Kriege, dem furchtbarsten, welcher Deutschland je heimgesucht, hatte man Mühe, Alles wieder in das rechte Geleise zu führen. Die Kriegszucht, welche am Ende desselben sehr gelockert, ja ihrer gänzlichen Auflösung nahe war, ward wieder mit aller Strenge gehandhabt und von allen schädlichen Einflüssen befreit. Dieses zeigte sich bei den Kontingenten, welche Churfürst

Ferdinand Maria gegen Türken und Genueser ausschickte. War hier die Kriegszucht musterhaft, so war sie in der folgenden Epoche, unter dem Helden Churfürsten Maximilian Emanuel II. über alles Lob erhaben. In den Glücks- wie Unglückstagen — dieß ist der wahre Probirstein eines ächtkriegerischen Geistes — behaupteten die Bayern den Ruhm ihrer Waffen im schönsten Glanze.*)

Doch ungeachtet dieser Vorzüge hatte auch das damalige Heer eine wesentliche Schattenseite. Auf des Churfürsten vielen Reisen nach Italien, Frankreich und Brabant, so wie auch bei Gelegenheit seiner Feldzüge sammelte sich nämlich um ihn, den bewunderten Helden, eine Schaar von Glücksrittern aus allen Ländern, besonders aus Italien und Frankreich. Sie erhielten zum Nachtheil der Eingebornen Offiziersanstellungen, so daß viele derselben im Auslande oft bei den Feinden des Vaterlandes Dienste suchten. Von den fremden, deutscher Sprache, deutscher Sitten und Gebräuche unkundigen Befehlshabern sahen sich die Bayern ungern geführt. Daher kam es, daß da, wo der Churfürst nicht selbst, oder seine Generale Arco, Lützelburg, Tattenbach und Törring kommandirten, nur halber Gehorsam, und in Folge dessen oft nur ein unvollkommener Sieg war. Ein solcher Ausländer war es, der am 25. Januar 1742 Oberhaus ob Passau ohne alle Gegenwehr, ohne nur einen Schuß gethan zu haben, an die Oesterreicher übergab. Wegen dieses feigen Betragens ward der fremde Graf zu Ingolstadt vor ein Kriegsgericht gestellt, von demselben zum Tode verurtheilt und dieß Urtheil wurde auch durch Enthauptung an ihm vollzogen. Wie ganz anders benahm sich nicht dagegen im Jahre 1805 jene handvoll gichtbrüchiger Invaliden unter dem tapfern Bayern Schwaiger gegen die überlegensten feindlichen Angriffe!

So kam es denn auch, daß Max Emanuel, als er den Rückzug gegen den Rhein angetreten hatte, sein Heer größtentheils entlassen mußte; denn die Mehrzahl der fremden Offiziere, nur glücklichen Fürsten gerne dienend, hatte ihren Abschied genommen, um in der kaiserlichen Armee Dienste zu suchen. Eine ehrenvolle Ausnahme machten hievon der General Maffei und die Obersten Mercy, Lacolonie und Minucci. Unter andern Abtheilungen ward auch das Leibregiment abgedankt. Viele seiner Offiziere und Soldaten schlichen sich jedoch in aller Stille nach den Niederlanden, um dem dorthin geflohenen Churfürsten ihre Dienste anzubieten und auch in fernen Landen ihre Treue und Anhänglichkeit zu beweisen. Besonders nambaft verdient gemacht zu werden der Kapitänlieutenant Haberkorn dieses Regiments, der ungeachtet seines mit Wunden bedeckten Körpers, und obgleich er Frau und Kinder daheim hatte, den edlen Entschluß nicht unterdrücken konnte, seinen unglücklichen Fürsten aufzusuchen. Er reiste zu diesem Zweck als Pilger verkleidet durch die Schweiz nach den spanischen Niederlanden, wurde aber von den Feinden erkannt und ermordet. Solche Beispiele von wahrer Anhänglichkeit an den Landesfürsten verdienen der Nachwelt aufbewahrt zu werden.

Ein anderer Uebelstand der unter Max Emanuel aufkam, war die Käuflichkeit von Offizierschargen, ein Mißbrauch, welcher Bravour und Diensteifer erstickt und steten Samen zu Mißvergnügen und Insubordination ausstreut. Sie wurde eingeführt, um die Unkosten leichter decken zu können, welche durch großartigen Werbungen erwuchsen. Die Stelle eines Oberstlieutenants kostete 4000, eines Oberstwachtmeisters 2000, eines Hauptmanns 800 und eines Fähnrichs 300 Gulden. Später durften die Chargen des Stabs-Kapitäns und des Ober- und Unterlieutenants, sie mochten gekauft seyn oder nicht, mit höchster Bewilligung wieder verkauft werden, wenn man sie als Beihülfe einer andern Stelle nothwendig hatte.

Wenn schon früher die dienstlichen Obliegenheiten jeder Charge und des gemeinen Mannes durch verschiedene Ordres und Befehle festgesetzt waren, welche von Zeit zu Zeit neue Zusätze und Erläuterungen erhielten, so geschah dieses im Jahre 1754 durch ein eigenes zusammenhängendes Reglement im vollsten Umfang. Besonders strenge waren von jeher die Befehle in Absicht der Beobachtung des Dienstes, besonders der Wachten und Posten. Die Schildwache war auf ihrem Posten eine besonders privilegirte und achtbare Person, welche selbst von dem höchsten Offizier nicht beleidigt werden durfte. Das Schlafen war ihr bei Lebensstrafe verboten. Näherte sich ihr etwas Verdächtiges, das auf dreimaliges Anrufen keine Antwort gab, so mußte sie Feuer geben. In gewöhnlichen Fällen ging sie dem Annähernden mit gespanntem Hahn und hochgehaltenem Gewehr entgegen. Wagte irgend Jemand sich an ihr zu vergreifen, so war sie bei eigener Strafe gehalten, den Thäter mit dem Bajonnet zu durchstoßen oder ihn zu erschießen.

Arrest, Stockstreiche, Spießruthenlaufen und Aufhängen waren die Strafarten, zu denen erforderlichen Falls auch noch die Tortur kam, um den Inquisiten zu einem Geständniß zu zwingen. Unehrlich gewesene Individuen, als Deserteure, welche schon unter des Henkers Hand gewesen und pardonirt wurden, oder deren Namen an dem Galgen geschlagen war, ferner Steckenknechte (1788 wurden diese auf immer ehrlich erklärt), wenn sie Soldaten werden wollten, konnten durch Ueberschwen-

*) Ganz besonders tritt dieses in der unglücklichen Schlacht bei Höchstädt hervor, was auch neuerdings wieder in Arneth's Biographie des Prinzen Eugenio von Savoye die gehörige Würdigung fand.

fen der Fahne wieder ehrlich gemacht werden. Solche aber, welche durch den Scharfrichter ausgepeitscht, gebrandmarkt, etwas an den Ohren verloren oder sonst schändlich bezeichnet, torquirt, oder als überwiesene Diebe eingesteckt oder fortgeschafft wurden, konnten so wenig ehrlich gemacht, als jemals unter der Landesbewaffnung geduldet werden.

Um den unüberlegten Heirathen der Offiziere zu begegnen und außerdem deren hinterlassenen Wittwen und Waisen ein Auskommen zu verschaffen, ohne daß selbe der churfürstlichen Kasse zur Last fielen, befahl Max Joseph III. die Einführung von Kautionen. 1754 wurde deßhalb festgesetzt, daß zu stellen habe: Der Lieutenant und Fähnrich 3000 fl., der Hauptmann 4000, der Oberstwachtmeister 6000, der Oberstlieutenant 7000, der Oberst 8000, der Generalwachtmeister 10,000 und der Generallieutenant 12,000 fl. (In den Jahren 1768 und 1779 traten Modifikationen ein.) Den Unteroffizieren und Soldaten sollte ohne rechtmäßige Ursache das Heirathen vom Hofkriegsrath oder dem kommandirenden General nicht erlaubt werden.

Zur Erhaltung der Gottesfurcht im Heere befanden sich schon seit den ältesten Zeiten Feldprediger (Feldpaters) bei demselben. So erhielten im Jahre 1607 vier Jesuiten und zwei Barfüßermönche den Befehl, dem Hauptquartiere zu folgen. Beim Beginn des österreichischen Erbfolgekrieges ertheilte der Kanzler Unertl dem Kapuziner-Provinzial die Weisung, einige Mönche, welche der französischen Sprache kundig wären, als Feldprediger ins bayerische Lager abzuordnen, und so gingen sechs Kapuziner ab. Ein Brauch, der in der Folge sowohl im Frieden als im Kriege beibehalten wurde, und im Jahre 1809 auch auf protestantische Geistliche ausgedehnt ward.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Ueber den jetzigen Bevölkerungsstand Münchens, nach der letzten Zählung vom Dezember 1858, kann man folgende authentische Angaben machen: das eigentliche München (links der Isar) mit 72 Distrikten enthält 28,649 Familien und 93,895 Einw. (wovon etwa zwei Drittheile auf die in diesem Jahrhundert entstandenen, das neue München bildenden und die Altstadt umschließenden Vorstädte kommen). Die Vorstädte rechts der Isar enthalten in 24 Distrikten etwa 21,000 Einwohner, nämlich die Au auf 3304 Familien 10,999 Einwohner; Haidhausen auf 1890 Familien 6303 Einwohner; Giesing auf 1086 Familien 3537 Einwohner. Zusammen beträgt sonach die Zivilbevölkerung der Hauptstadt auf 34,929 Familien 114,734 Einwohner. Dazu kommt die Militärbevölkerung von 1019 Familien und 22,361 Individuen, wodurch die Gesammtbevölkerung Münchens sich auf 137,095 Einwohner in 35,948 Familien entziffert. Somit finden sich jetzt so viele Familien in München, als die Stadt Anfangs dieses Jahrhunderts Einwohner hatte, und die Bevölkerungszahl der einzigen Max-Vorstadt gleicht jetzt jener der ganzen Stadt vom Jahr 1800. Die Zahl der Häuser, welche nahezu 7000 beträgt, hat sich seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts mehr als verdreifacht. München ist also nach Wien, Berlin, Hamburg und Prag die bevölkertste Stadt Deutschlands.

König Ludwig macht täglich Spaziergänge in der Umgebung von Berchtesgaden. Als er kürzlich zur Dultzeit durch die Volksmenge schritt, lief ihm die muntere Schuljugend zu, umringte ihn, küßte seine Hände und schrie und jubelte mehr als laut. Der König, um der kleinen Wegversperrer los zu werden, wußte sich schnell zu helfen. Auf ein in der Nähe stehendes Karoussel zeigend, rief er den Kindern zu: „Dahin! Reitet und fahrt nach Lust, zahl' schon, zahl' schon." Im Nu war die kleine Schaar auf den Wägen und den hölzernen Pferden.

Im Königreiche Bayern mit Ausnahme der Pfalz, bestehen gegenwärtig 76,385 Gewerbsgerechtigkeiten (reale und radizirte). Davon treffen auf Oberbayern 17,992 und auf Niederbayern 15,157; nach ihnen hat Schwaben am meisten, nämlich 12,430. Diese Gewerbe zerfallen in folgende Kategorien: in 5890 radizirte Brauereien, in 6174 reale und radizirte Wirthschaftsrechte aller Art, in 311 radizirte und reale Handels- und Krämergerechtigkeiten, und endlich in 54,010 Realrechte von den übrigen Gewerben.

Das Bamberger Tagblatt schreibt: Dem Mechaniker Hrn. Eugen Leitherer in Neuenmarkt ist es nach vielen Mühen gelungen, eine Scheibenbüchse zu konstruiren, mit welcher der Schütze im Stand ist, alle Sekunden einen Schuß abzufeuern, ohne das Laden des Gewehres nach dem bisherigen zeitraubenden Verfahren vornehmen zu müssen.

Redakteur: Gustav Neffert.

Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Buchdruckerei

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 178 Donnerstag, 28. Juli 1859.

Das Haus auf dem Felsen.

(Fortsetzung.)

Der Winter mit all seiner Strenge ist eingetreten; es gibt kalte Nebel und harten Frost. Das Meer ist trüb und unfreundlich, der Wind bläst scharf und schneidend, aber im Hause am Felsen brennt ein prächtiges Feuer, und sein Licht schimmert durch das Fenster, wie ein Hoffnungsstrahl in ein trostloses Herz. Wieder sind die Drei vereint, wieder sitzt auf einem niedern Stühlchen der Liebling zwischen den beiden Alten. John ist im Armsessel mit Kissen gestützt, er sieht bleich und krank, aber recht glücklich aus. Mathias hat eine von Mabels Händen erfaßt, und sein Gesicht hat einen halb freudigen, halb beschämten Ausdruck.

Mabel ist schön, wie immer, aber etwas traurig; sie erzählt ihrem Onkel alle ihre Erlebnisse und verweilt mit der Wärme eines dankbaren Herzens bei der Beschreibung aller Güte, welche ihr in Homewood erzeigt wurde, und gerade das beschämt Mathias so sehr, weil er sich der eigenen Ungerechtigkeit erinnerte.

„Und dann, Onkel," fuhr sie fort, „was haben wir nicht für einen Freund in Herrn Clifford gefunden! Er ließ es uns an Nichts mangeln, so lange der Vater krank lag, und sobald er fortgebracht werden konnte, fuhr der gute Herr uns selbst auf die nächste Station und bezahlte die ganze Taxe bis hierher. Jedermann war lieb mit uns, und zumeist der arme Arbeiter, welcher sich des Vaters erbarmte und uns dann Beide in seiner Hütte behielt! O, wer kann sagen, es gäbe keine Liebe in der Welt? wir dürfen das nie sagen, nicht wahr, Onkel? Und das süße Fräulein Everton, wie war sie gütig, wie gab sie mir immer Geld für Euch! O, ich weiß nicht, wie ich es ihr vergelten soll! Dann die Mühe, die sie sich mit meinem Unterricht gab; denke nur, Onkel, eine solche Dame gab all' ihre Vergnügungen auf und widmete mir all ihre Zeit."

— „Sprich nicht davon, Mabel, es beschämt mich. Ich schäme mich auch, John, wenn ich in Mabels unschuldiges Gesicht und auf Dich blicke, denn, wenn ich weniger hart gewesen wäre, hätte uns das Mädchen nie verlassen. Ich traue mir kaum, Euch anzusehen; aber Du verzeihst mir, alter Freund, nicht wahr?"

„Ja, ja, Mathias, ich weiß ja, daß es aus lauter Liebe für uns geschah."

— „O, Niemand kann sagen, wie mir zu Muthe war, als ich sie gestern die Staffeln heraufkommen sah: erst ihr unerwarteter Anblick, dann der Wunsch, sie in die Arme zu schließen, und der Gedanke, daß sie es nicht mehr werth sey! Ich versuchte sie streng anzuschauen, aber sie schlang ihren Arm um mich und küßte mich, wie sie mich schon als Kind geküßt hatte, und dann, John, meinte ich vor Freude zu sterben, denn nun wußte ich, daß sie noch schuldlos sey, sonst würde sie das nicht gethan haben."

Durch die schwere, graue Wolkenmasse, welche den ganzen Tag den Himmel bedeckt hatte, brach das rothe Licht der untergehenden Sonne und vergoldete die Fensterscheiben der Hütte. John wendete sich darnach und sprach mit schwacher, leiser Stimme: „Am Abend wird es licht werden!" küßte dann mit glücklichem Lächeln sein Kind und bat es, ihm ins Bett zu helfen, da er müde sey.

Ja, das Oel der Lampe sank schnell. John hatte sich nie einer robusten Gesundheit erfreut, und so war die kürzlich erlittene Anstrengung zu viel für ihn gewesen. Seine Kraft nahm täglich ab, aber je schwächer er wurde, um so glücklicher erschien er; es war ein freudiger, fast triumphirender Ausdruck in seinen Zügen, wie Einer, der nach einer langen, mühsamen Reise sich endlich dem Hafen nähert. Man konnte sich keine sorgfältigere, liebendere Pflege denken, als er von seiner Tochter und seinem Freunde erhielt; alle ihre Gedanken drehten sich um ihn, und als er zu schwach war, die Klippen hinunter zu steigen, führten sie ihn in sonnigen Stunden unter die Thüre und beobachteten ängstlich die Wirkung der frischen, belebenden Seeluft. Es war aber keine dauernde Besserung mehr zu hoffen,

er nahm sichtlich ab, und vierzehn Tage nach seiner Rückkehr in die Heimath schlief er den langen Schlaf — sein Haupt ruhte auf seines Kindes Schultern, und seine Hand in der seines Freundes. Nun kämpfte er nicht mehr mit Armuth, sorgte sich nicht mehr um die Zukunft, sondern erfreute sich des ewigen Friedens, der ewigen Ruhe, welche sein Leben, voll von beispiellosem Glauben und Vertrauen, verdiente.

Mathias Schmerz war still, aber tief und dauernd; er zog Mabel von der Leiche und ließ sie an seinem Herzen weinen, er selbst aber sprach und weinte nicht.

Während des ersten Ausbruchs des Schmerzes erhielt Mabel einen lieben Brief von Fräulein Everton. Sie sagte ihr, wie sehr sie sie vermisse, wie sehr sie wünsche, sie wieder bei sich zu haben, und bat sie, ihr zu sagen, ob sie wieder kommen wolle. Durch Thränen schaute sie auf den einsamen Mann neben ihr und beschloß augenblicklich, daß keine Versuchung sie von ihm trennen sollte. Das Geld, welches sie von Fräulein Everton erhalten hatte, diente zum Begräbniß ihres Vaters, und obwohl sie wenig mit den Nachbarn zusammen kamen, folgte doch ein langer Zug dem guten, alten John zu seinem letzten Ruheplatz. Sie weinten mit der schönen Trauernden und boten ihr und ihrem Onkel all die geringe Hülfe, die in ihrer Macht lag.

Es war vorbei! nun waren nur noch Zwei unter dem Hüttendache, aber der Geist des alten John schien sie zu umschweben und einen günstigen Einfluß auf sie auszuüben.

Mathias war freundlicher und gütiger als je gegen Mabel; er bemühte sich ordentlich, sie zu zerstreuen und aufzuheitern. Recht oft sprach er von Fräulein Everton und ihrer Güte, damit Mabel von ihr zu erzählen anfing, und dann horchte er ihr vergnügt zu. Täglich studirte er in des armen Johns Bibel und versäumte nichts, den Fußstapfen dessen zu folgen, der vor ihm heim gegangen war, wie er sich ausdrückte. Auch Mabel bemühte sich, ihres Vaters edlem Beispiel zu folgen; sie erinnerte sich all' seiner Lehren, auf daß sie ihr zum Führer durch das Leben dienen würden, und ehrte sie um so mehr, weil seine leise, zitternde Stimme sie nicht mehr aussprechen konnte. Im Andenken an all' seine Leiden und die Art, wie er sie ertragen hatte, versuchte auch sie, ihr eigen Weh zu ertragen, ein Weh, welches nur der Allmächtige kannte. O wie nöthig wäre es, geduldig und freundlich gegen einander zu seyn, denn wir wissen nicht, wie sehr oft ein einziges herbes Wort ein Herz verletzt, das zuvor schon seiner Last erlegen. Wir glauben, ein schnell gesprochenes Wort könne so weh nicht thun, weil es gar nicht so gemeint wurde, aber es kann der einzige Tropfen seyn, welcher den Leidenskelch überfließen macht.

Mabel hatte viel zu kämpfen. Von der äußersten Noth war sie in eine angenehme, luxuriöse Stellung gekommen. Adelaide hatte mit herzlicher Güte, aber großer Unklugheit sie von jedem Verkehr mit der Dienerschaft abgeschnitten. Das Mädchen mußte immer um sie seyn, saß meistens in dem Zimmer des Fräuleins und verträumte täglich manche Stunde in den weich gepolsterten Sesseln mit unterhaltenden Büchern. Ihre Hauptbeschäftigung war, das Schooßhündlein zu baden, Herbert zu sitzen oder der jungen Dame Bücher abzustäuben. Adelaide konnte sie nicht als Kammermädchen brauchen, weil sie diese Geschäfte nicht verstand, und so hatte sie sie nur behalten um ihrer eigenen Unterhaltung willen, indem es ihr Freude machte, sie zu belehren und zu bilden, und weil der Anblick eines so schönen Gesichtes ihr angenehm war. Lady Newbery war zu kränklich, um viel über Ursachen und Wirkungen nachzudenken; sie freute sich, daß Adelaidens Heiterkeit wiederkehrte, bedachte aber nicht, welche Wirkung ein solches Leben auf Mabel haben könnte.

Helene hatte Adelaide einige Male darauf aufmerksam gemacht und sie gebeten, Mabel im Kleidermachen, Frisiren und derlei Pflichten ihrer Klasse unterrichten zu lassen; aber Fräulein Everton wollte nichts davon hören und widmete sich dem Unterrichte ihres schönen Schützlings mit einem Eifer, welcher eines vernünftigeren Planes würdig gewesen wäre.

Mabel machte große Fortschritte, sie war von Natur aus aufgeweckt und geistreich, und schlürfte jede Unterweisung begierig ein; so lernte sie denn nicht nur gut lesen und schreiben, sondern schöpfte auch Ideen und Gefühle, welche gar nicht im Einklang mit ihrer Lebensstellung standen.

(Fortsetzung folgt.)

Fragmente zur Charakteristik des bayerischen Heeres im 18. Jahrhundert.

(Schluß.)

Die Aufbringung und Ergänzung des Heeres geschah durch Werbung, freiwilligen Zugang und durch den sogenannten Landkapitulantenzug. Eine weitere Aushebungsart, welche in der Mitte des Jahrhunderts dazu kam, fand dadurch statt, daß liederliche Bursche, Spieler, Säufer, Müssiggänger, ohne Kondition befindliche Schreiber, Jäger und Handwerker, faule und freche Studenten, sogenannte Bauernkönige, nicht legitimirte Krämer und Musikanten, Taschenspieler, Wildschützen, Contrebandiers,

Bettler und Vaganten, an die Infanterie-Regimenter abgegeben werden mußten. Dazu kamen noch liederliche Ehemänner, welche wegen verschwenderischer Hauswirthschaft Weib und Kind ins Verderben zu stürzen drohten. Sie wurden mit Zustimmung ihrer Weiber auf 4, 6 oder 8 Jahre zur Besserung untergesteckt. Da man das Heer als eine Korrektions-Anstalt betrachtete, so wurden auch Leute, die des Diebstahls und anderer entehrender Verbrechen überführt waren und die das Zuchthaus verdient hatten, zur Strafe zu den Regimentern geschickt, und sogar das Verhältniß von der Zeit zwischen der Zuchthaus- und Militärstrafe war gerichtlich festgesetzt und öffentlich bekannt. So blieb es bis zum Jahre 1789, in welchem ein churfürstlicher Erlaß befahl, daß Missethäter oder Verbrecher nicht mehr genommen werden sollten, damit der Kriegerstand nichts an seiner Würde verliere. Dagegen durften noch ferner leichtsinnige Leute, die keines schweren und dem Soldatenstand herabwürdigenden Verbrechens überwiesen waren, ohne allen Anstand bei den Regimentern seyn, aber nicht als Strafdiener betrachtet, sondern es mußte ihnen gleich den übrigen Rekruten das gewöhnliche Handgeld verabreicht werden. Doch sollten sie einer genauen Aufsicht untergeben und auf Verlangen der Obrigkeit, Eltern oder Anverwandten, bis sie sich augenscheinlich gebessert hatten, nicht beurlaubt werden.

Daß bei einem solchen aus den heterogensten Elementen zusammengesetzten Heere die Desertion an der Tagesordnung war, bedarf gewiß keiner Versicherung. Denn die meisten der zu den Fahnen getriebenen und mit Widerwillen dienenden Subjekte ergriffen die erste beste Gelegenheit, um auszureißen. Hauptgrund aber war recht oft Handgeld zu erhalten. Schon in den ersten Zeiten waren auf die Fahnenflucht exemplarische Strafen gesetzt, wozu in der Folge noch die Vermögenskonfiskation zu Gunsten des Militärärars kam. Tilly führte transportable Galgen mit sich, die bei jedem Halt zum abschreckenden Beispiel hinter der Armee aufgerichtet wurden. An dieselben wurde des Ausreißers Namen, Geburtsort und Entweichungszeit, auf einem Blech geschrieben, angeschlagen, ein Brauch, der sich bis 1789 erhalten. Der deßfallsige churfürstliche Befehl lautete: „Gleichwie aber hierdurch die zurückgelassenen Eltern oder Anverwandten des Deserteurs ebenfalls beschimpft waren und gegen alle Billigkeit den Fehltritt der Entwichenen unschuldig mitbüßen mußten; im Grunde aber ein derlei Namengalgen den Militärstand gegen die höchste Willensmeinung nur herabsetzt, und zur Verhütung der Desertion im Geringsten nicht beiträgt, so befehlen S. k. D. hiermit gnädigst, daß in jedem Ort, wo sich ein solcher Militär-Namen-Galgen vorfindet, 100 Mann von der Garnison incl. Ober- und Unteroffiziere ausrücken, und in derselben Gegenwart die höchste Verordnung vorgelesen, sodann aber der Galgen selbst durch den Nachrichter nebst denen daran geschlagenen Namen gänzlich verbrennt und vernichtet werden solle. S. k. D. gedenken hiedurch abermal einen gnädigsten Beweis zu geben, daß Höchstdieselbe den Militärstand auf keinerlei Art herabgewürdigt, und das Verbrechen nur bloß an dem Verbrecher gestraft wissen wollen.“ Doch ungeachtet der härtesten Mittel konnte der Fahnenflucht nicht vorgebeugt werden; endlich ersand man einen wirksameren Damm gegen diesen verheerenden Strom: die Kapitulation. Der Soldat, der nicht mehr gezwungen war, über eine bestimmte Reihe Jahre zu dienen, wartete lieber das Ende derselben ab, als daß er es auf einen ungewissen Erfolg hin wagte, heimlich davon zu gehen.

Carielle, welche mit den Nachbarstaaten geschlossen wurden, bezweckten gegenseitige Auslieferung der Ausreißer und der mitgenommenen ärarischen Effekten. Generalpardon gestatteten ungestrafte freie Rückkehr, wenn der ausgeschriebene Termin eingehalten wurde. Besondern Einfluß auf die Desertion übten die sogenannten falschen Werber; theils einheimische, theils ausländische, welche sich verkappt im Lande herumtrieben und die Einwohner durch allerlei Vorwände und Redekünste anzuwerben suchten. Man gab sich zwar alle erdenkliche Mühe, diesem Umfug zu steuern, ließ auch von Zeit zu Zeit einen solchen aufgegriffenen Werbekommissär am Galgen baumeln, doch ganz war ihm nie zu steuern. Als diese Emissäre, von allen Seiten verfolgt, sich auf bayerischem Boden zu sehr gefährdet sahen, bestimmten sie Plätze an der Gränze, wohin sie die Ausreißer und sonstigen Individuen zu locken wußten.

Unter Ferdinand Maria, Max Emanuel, Karl Albrecht und Max Joseph III. waren Beförderungen außer der Reihe das Hauptmittel, Verdienste zu belohnen. Ein Fall ganz eigener Art war die Beförderung eines gewissen Andlinger vom Kadeten zum Supernumerär-Kapitän mit Ueberspringung aller dazwischen liegenden Chargen. Derselbe hatte nämlich bei dem Brande, welcher 1750 in der churfürstlichen Residenz ausbrach, die im ersten Schrecken gänzlich vergessene, eilfjährige Prinzessin Josephine Maria Antonia, Schwester des Churfürsten Max Joseph und nachmalige Gemahlin des Kaisers Joseph, vom sichern Untergang gerettet.

Um seine Armee ehrenvoll auszuzeichnen, erließ Churfürst Max Joseph im Jahre 1766 ein Reskript an seinen Hofkriegsrath, dem zufolge auch die Subalternoffiziere, ebenso wie bisher die Generale, Hofkriegsräthe und Stabsoffiziere an Galatagen bei Hoffesten und in Hofzirkeln mit der Galauniform bekleidet, in der Residenz und auch im Lustschloß zu Nymphenburg erscheinen durften und sollten. Unter Karl Theodor kam zu dieser Belohnung erst ein

militärisches Ehrenzeichen, wodurch der Grund zu dem später gegründeten Militär-Max-Joseph-Orden gelegt wurde. Die Veranlassung zur Entstehung jenes Ehrenzeichens war wie folgt: General Graf Wurmser, unter dem das churpfalzbayerische Kontingent mit ganz besonderer Auszeichnung in den neunziger Jahren gedient, hatte nämlich in einem Schreiben an den Churfürsten Offiziere und Soldaten namhaft gemacht und zur Belohnung vorgeschlagen, welche sich unter seinem und des Generals Clairfait Befehlen ausgezeichnet hatten. Dieses bewog nun Karl Theodor, sich von seinem Hofkriegsrath über die Art der Belohnung ein motivirtes Gutachten abstatten zu lassen. Der Referent, Hofkriegsrath Theoreti, wollte die Großthaten, den Muth, die Tapferkeit, so wie die bewiesene Geistesgegenwart mit Geld bezahlen. Dem widersprach jedoch des Hofkriegsraths Assessor F. Lipowsky als Korreferent, indem er nach dem Beispiel anderer Staaten auf Errichtung eines Militärordens antrug, womit auch der Hofkriegsrath einverstanden war. Lipowsky hatte zur Dotirung dieses Ordens die Verwendung von 13 Hauptpflegen in Bayern, Neuburg, Sulzbach und der obern Pfalz, nebst 6 Oberämtern in der Rheinpfalz und 6 in den Herzogthümern Jülich und Berg in Vorschlag gebracht. Aber deßhalb wurde der Orden vom Churfürsten nicht genehmigt; dagegen aber ein militärisches Ehrenzeichen errichtet, das aus einem weiß emaillirten Johanniterordenskreuz bestand, in dessen Mitte sich der Namenszug des Churfürsten befand und das an einem schwarzseidenen Band mit blau und weißer Einfassung getragen wurde. Die Generale, Stabs- und Oberoffiziere erhielten das Kreuz, Unteroffiziere und Soldaten aber nach der Größe ihrer militärischen Verdienste entweder die goldene Ehrenmedaille mit doppeltem Sold oder die silberne mit halber Gehaltszulage.

Ganz sonderbarer Art war die an abgedankte verdienstvolle Soldaten ertheilte Erlaubniß, Spieltische aufrichten zu dürfen. Hindernisse, welche derselben von Seite der Amtleute entgegengesetzt wurden, waren Ursache, daß 1716 nachdrücklich eingeschärft wurde, den Befehlen des Churfürsten gebührende Folge zu leisten und die Patente der Soldaten zu respektiren. Dessen ungeachtet hinderten die Amtleute und Schützen die abgedankten Soldaten in Ausübung ihrer Konzessionen, wo und wie sie nur konnten, und auch die Magistrate waren mehr jenen als diesen zugeneigt, weßhalb die Beschwerden derselben gewöhnlich erfolglos blieben. Mit allem Ernst befahl daher der Churfürst 1719 und 1722 die verdienstvollen Soldaten bei ihren Konzessionen zu manuteniren. Einige Soldaten überschritten jedoch auch die ihnen ertheilten Bewilligungen, und trieben verschiedenen Unfug, deßhalb wurden mehreren zur Strafe ihre Patente abgenommen und die Konzessionen eingezogen, auch keine neuen ertheilt. Verschiedene Anzeigen von Exzessen und Betrügereien dieser Leute veranlaßten endlich, daß unterm 21. Juli 1728 die Spieltische durchgehends abgeschafft worden sind. Und da nicht bloß der Hofkriegsrath und die Regierung Patente auf Spieltische ertheilt hatten, sondern auch die Platzmajore und Magistrate, so wurde an alle diese Behörden die Weisung erlassen, keine solche Patente mehr zu ertheilen, die bereits ertheilten aber einzuziehen.

Der Platzmajor in München hielt jedoch das seit Jahren ausgeübte Recht, während der Dult einen Spieltisch aussetzen und verpachten zu dürfen, für ein seiner Charge anklebendes Privilegium und wollte sich in demselben behaupten. 1733 wurde ihm untersagt, einen Spieltisch in Dult- und Marktzeiten auszusetzen.

1726 wurde bestimmt, daß die Provisioner und abgedankten Soldaten, insoferne sie nicht zur Einreihung in die Freikompagnien geeignet, in die Gränzgerichte verlegt, und dazu verwendet werden sollen, Bettler und Vaganten abzuhalten und einzufangen. Für jedes derartige zu Gericht gebrachte Individuum ward 3 Kreuzer Lieferungsgeld bezahlt. Untaugliche, mit Provisionen versehene Soldaten aber mußten auf ihren assignirten Plätzen bleiben, und durften nicht auf die Gart gehen. Unter Gart verstand man nämlich schon seit Landsknechtszeiten die Belästigung der Unterthanen durch herumstreifende herrenlose Knechte. Gartende Knechte waren sohin des Dienstes entlassene Soldaten, welche, um ein Unterkommen zu finden, die deutschen Provinzen einzeln oder in kleineren oder größeren Abtheilungen als eine wahre Landplage und Geißel der Unterthanen, durchschwärmten. Die Reichs- so wie die Landpolizei-Gesetzgebungen eiferten daher schon während des ganzen Verlaufes des sechzehnten Jahrhunderts gegen dieses Unwesen des „Gartens“ und „Stationirens“.

In einem Vorschlag aus dem Jahre 1737 „über bessere Einrichtung zur Verpflegung der Armen in der Hauptstadt Münchens“ hieß es: „— — abgedankte Offiziere haben sich auf dem Rathhaus anzumelden, und erhalten nach Prüfung ihrer Vorweise eine Anweisung auf Almosen, das der Kommissär der Fremdenbüchse gleich ausbezahlt.“ Erwähnung verdient noch das Vermiethen und Verkaufen von Truppen an auswärtige Regierungen — eine Einrichtung, welche wegen des ergiebigen Ertrages allenthalben in Europa Eingang fand. Näheres hierüber ist aus Stichaner's „„Geschichte der bayerischen Subsidien vom Jahre 1740 bis 1762““ zu ersehen.“ —

Redakteur: Gustav Neffert.
Druck und Verlag der A. Walland'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 179 Freitag, 29. Juli 1859.

Das Haus auf dem Felsen.

(Fortsetzung.)

Mabel mußte das hart büßen. Wie seufzte sie nach den schönen Tagen, welche ihr wie ein Traum erschienen, als sie nun in der armen Hütte nicht einmal genügende Nahrung fand und keinen andern Gefährten, als den alten, unbelesenen Mann, hatte. Zudem verfolgte sie ein Antlitz, eine Stimme schlafend und wachend. Herbert Everton war immer so gütig gegen sie gewesen, sie hatte ihn viel öfter gesehen, aber sie hatte Alles vergessen, was er je zu ihr gesagt, während zwei Sätze, die ein Anderer gesprochen hatte, treu in ihrem Gedächtnisse bewahrt blieben.

Das Bewußtseyn der vorhandenen Gefahr und der Gedanke, daß es mehr als Thorheit wäre, ein solches Gefühl zu unterhalten, hatte sie am Abend ihrer unvorhergesehenen Abreise von Homewood so beunruhigt und zu dem Entschlusse gebracht, ihre gütige Freundin zu verlassen, bevor es zu spät sey.

Das Geheimniß ihrer Liebe lag in ihrem Herzen begraben, und sie wagte kaum, es sich selbst zu gestehen. Ohne Aufhören kämpfte sie gegen dieses hoffnungslose Gefühl, denn hoffnungslos war es selbst dann, wenn ihre wildesten Träume Wahrheit wären, und er sie auch liebte! — um seinetwillen schon mußte sie sich bezwingen. Ja, es war hoffnungslos, vollkommen hoffnungslos, und doch wie schwer war es, ihn zu vergessen, besonders in ihrer jetzigen monotonen Lage mit der fortwährenden Erinnerung an die seligen Tage, die sie in seiner Nähe verlebt. Aber sie kämpfte muthig dagegen, versuchte in ihrer jetzigen Stellung sich glücklich zu fühlen, ihre Pflichten zu erfüllen und ihres Onkels Lebensabend zu versüßen. Ihre Bemühungen waren so ausdauernd, daß sie nicht ganz erfolglos bleiben konnten, wenn auch oft der Versucher einkehrte und ihr zuflüsterte, wie leicht sie nach Homewood zurückkehren und dort ihn wieder sehen könnte.

So vergingen einige Monate. Weihnachten war vorüber, der Winter war glücklicherweise nicht streng, und da sie eine Person weniger zu ernähren hatten und Fräulein Everton ein oder zweimal Hülfe geschickt hatte, erging es Mabel und ihrem Onkel leichter, als in manchem vergangenen Winter.

Eines Tages wurde Mabel, als sie eben im Dorfe einige Einkäufe besorgte, von Frau Warren angehalten, welche ihr voll Freude erzählte, daß sie ihr Haus an einen alten Herrn und dessen Sohn vermiethet habe, welche morgen eintreffen sollten. Obwohl es zu dieser Jahreszeit merkwürdig genug war, hörte Mabel die Mittheilung doch ziemlich gleichgültig an, und beeilte sich heim zu kommen.

Der nächste Morgen war herrlich; das Meer sah frisch und grün aus, ein frischer Wind wehte, die Wellen tanzten lustig ans Ufer, kurz es war etwas so belebendes in der Witterung, daß Mabels Gemüth heiterer wurde, und sie ihre häuslichen Arbeiten mit Lust und Liebe verrichtete. Nachmittags sehnte sie sich nach einem Spaziergang am Ufer, und sprang vergnügt die Stufen hinunter.

Sie hatte sich etwas von der Heimath entfernt, da hörte sie Tritte hinter sich, und glaubte, daß Jemand ihren Namen gerufen habe. Sie wendete sich um, und konnte kaum einen Schrei zurückhalten, als sie Moriz Leigh erkannte.

Er näherte sich ihr und sprach mit jener Stimme, die sie so wonnig durchbebte: „Mabel, wie freue ich mich, Sie zu sehen; wie geht es?"

Sie nahm alle ihre Kraft zusammen und sagte mit kaltem Tone: „Ganz gut; ich danke, Herr."

„Ich werde vorerst hier bleiben; ich kam mit meinem armen Vater, der sehr krank war, und ich hoffe, die Seeluft wird ihm gut thun."

„Ich will es hoffen," erwiderte sie kalt und versuchte vorüber zu gehen, aber er hatte keine Lust, sie fort zu lassen, und fragte, ob die malerische Hütte am Felsen ihre Heimath sey, erzählte ihr, daß er kürzlich Fräulein Everton gesehen habe, welche ihn gebeten, Mabel aufzusuchen und ihr zu sagen, wie oft sie an sie denke. Arme Mabel! Sein unerwarteter Anblick, seine einschmeichelnde Stimme, welche ihr von Fräulein Evertons Güte sagte — all das war zu viel für sie, ihre Augen füllten sich

mit Thränen, und sie konnte nicht mehr sprechen. Beide gingen schweigend neben einander, aber Mabel wollte das nicht haben, und sagte: „Ich muß heimgehen, Herr Leigh, mein Onkel erwartet mich; guten Nachmittag, mein Herr!“

„Sie gehen? — Nun, ich hoffe Sie bald wieder zu sehen — oft — Mabel!“

„Ich komme selten in's Dorf,“ antwortete sie schnell, „und wenn ich Sie nicht mehr sehen sollte, wollen Sie dann Fräulein Everton sagen, wie dankbar ich ihr sey, daß ich sie nie vergessen werde, daß ich — —“ sie konnte nicht weiter sprechen, nickte nur, wie grüßend, mit dem Kopfe und eilte heim.

Wieder sank Mabels Muth, und der arme Mathias verdoppelte seine Bemühung sie zu unterhalten, aber das Mädchen konnte nur an dieses Zusammentreffen denken. Oft wollte ein Strahl der Freude aufblitzen, wenn sie an seine Worte und Blicke dachte, aber es wurde schnell wieder niedergedrückt von der schmerzhaften Ueberzeugung, daß es Sünde sey, diesem Gefühle nachzugeben, daß es ihre Pflicht, ihm zu entsagen. Sie blieb nun viele Tage zu Hause, obwohl sie es sich nicht versagen konnte durch's Fenster zu blicken.

Sie sah ihn jeden Tag ein oder zwei Stunden am Ufer spazieren gehen oder unter den Klippen stehen, immer in der Nähe der Hütte, aber sie blieb ihrem Vorsatz treu, und verließ das Haus nicht. Endlich mußte sie ein Netz forttragen, und stieg mit klopfendem Herzen die Staffeln hinunter — er war nirgends zu sehen, und so ging sie muthig weiter.

Moriz war um diese Zeit bei seinem Vater und las ihm vor. Ein sonderbarer Zufall wollte, daß die Geschichte, welche er las, von der Heirath eines hochgestellten Mannes mit einem niedergebornen Mädchen handelte. Mit ungewöhnlichem Interesse las Moriz weiter, und war auf das Ende begierig, warf aber das Buch enttäuscht weg, als er fand, daß das Buch das Elend solcher Ehen darstellte.

„Dummes Zeug, nicht wahr, Vater?“

„O gar nicht, es ist sehr vernünftig; eine herrliche Moral, denn es kann nichts Unseligeres geben, als eine solche Heirath. Leider gibt es Narren genug, die sich von einer hübschen Fratze bestechen lassen, und heirathen, aber sie werden dann auch eben so unglücklich, als sie es zu seyn verdienen.“

Moriz schwieg einige Augenblicke, dann sagte er: „Ich sehe nicht ein, warum sie unglücklich werden müssen. Jeder Mann, der nur wegen eines hübschen Gesichts heirathet, verdient unglücklich zu werden, gleichviel ob die Erwählte hoch oder nieder geboren ist. Wenn aber Herzenadel und Güte sich der Schönheit vereinen, wäre es hart, wenn die zufällige Geburt ein Hinderniß seyn sollte, daß ein solches Mädchen aus einem Leben der Sorge und Plage genommen und in eine angenehme, unabhängige Stellung gebracht werde. Zudem wäre es entzückend, ein junges, unverdorbenes Wesen zu belehren und zu bilden. Ein solches Mädchen würde mich sicher mehr beglücken, als ein Stadtfräulein voll Affektation und Laune, welches in seiner leichtsinnigen, oberflächlichen Erziehung nur Interesse für einen neuen Hut oder eine Eroberung hat. Ich wollte keine solche und wenn sie eine Gräfin wäre.“ —

Moriz hielt plötzlich inne; er hatte mit großer Lebhaftigkeit gesprochen, denn gerade der Umstand, daß er seinem Vater Recht geben mußte, indem er selbst ungleiche Ehen tadelte, ließ sie ihn vertheidigen, weil er hoffte, seine und seines Vaters Skrupel zu beschwichtigen. Hätte er sich gefragt, warum er das so ängstlich versuche, er hätte sich wohl kaum selbst ehrlich zu antworten getraut.

Dennoch hatte er an nichts Anderes mehr gedacht, von nichts Anderem mehr geträumt, seit er Mabel in Herberts Atelier gesehen hatte. Zuerst glaubte er, ihre außerordentliche Schönheit habe ihn als Künstler bezaubert — aber das wäre bald vergangen, das hätte keinen bleibenden Eindruck gemacht.

In Homewood hatte er jede Gelegenheit, sie zu sprechen oder nur zu sehen, ergriffen, und ihre Bescheidenheit, ihre durch andere Toilette erhöhte Schönheit, das fortwährende Lob, das ihr Fräulein Everton zollte, hatten seine Leidenschaft nur gesteigert.

Er wollte sie in irgend eine ferne Heimath bringen, wo sie ihm, ihm allein gehören sollte, dort wollte er sie belehren, sie lieben und in ihren tiefen, seelenvollen Augen ihre Liebe lesen, eine Liebe, um so inniger, weil sie sein reiches Wissen mit Bewunderung erfüllen mußte.

Er war ein Mann — vergeßt das nicht — und der Hauptreiz lag darin, daß er nicht nur geliebt, daß er verehrt werden würde. Daß das Mädchen, welches keine Vergleiche anstellen konnte, verwundert zu ihm aufblicken, und ihn, hoch über sie erhaben, wie einen „prächtigen, seltenen Stern“ betrachten würde, der aus seiner Sphäre getreten, um sie zu werben; ja, das waren seine Träume, und zwischen sie drängte sich die kalte Wirklichkeit mit all' ihren Schwierigkeiten. Dennoch wollte er seinen süßen Träumen nicht entsagen, und er bedauerte es deßhalb nicht, daß der Zufall diese Unterhaltung mit seinem Vater herbeigeführt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Der Untergang der türkischen Schiffe „Silistria“ und „Kars.“

Pera, 15. Juli.

Schon früher schrieb ich daß man von der „Kars“

seit dem 29. Mai, an welchem Tag sie von Alexandria absegelte, keine Nachrichten habe, daher zu fürchen sey, daß sie mit Mann und Maus in den Fluthen begraben liege. Diese Vermuthung hat sich leider aufs Vollständigste bestätigt; die Trümmer eines Bootes, und einige Leichen, welche unweit Damiette ans Land geschwemmt wurden, sind Alles, was man von dem schönen eisernen Schraubendampfer mit Ladung und 300 Passagieren, hauptsächlich türkischen Pilgern, hat auffinden können. Keine Seele ist übrig geblieben, um zu erzählen, wie sich das Unglück zugetragen hat. Jetzt läuft die Nachricht ein, daß auch die „Silistria", Schwesterschiff der „Kars," am 25. Juni von Alexandria absegelte, und am 27. auf offenem Meer zu Grunde ging. Da ein Theil der Passagiere gerettet wurde, so haben wir einen Bericht über die Katastrophe von glaubwürdigen Leuten bekommen, der gestern veröffentlicht ward. Er lautet in den Grundzügen folgendermaßen: „Die „Silistria" segelte schon mit einem Fehler in der Maschine, der dem unfähigen Kapitän unbedeutend erschien, vom Land ab; sie war mit christlichen und muselmanischen Passagieren reichlich beladen. Ein plötzliches Stillstehen der Maschine suchte man vergeblich durch Aufwendung stärkerer Dampfkraft zu überwinden; ein gewaltiges Krachen zeigte den erschreckten Passagieren an, daß die Schraube gebrochen sey. Das reichliche Eindringen des Wassers machte sofort die Größe der Gefahr klar. Der Kapitän des Schiffes mit seiner Mannschaft sahen, als gute Fatalisten, unthätig dem Wachsen des Wassers zu. Die europäischen Passagiere, die Möglichkeit der Rettung nur in ihrer eigenen Thätigkeit sehend, übernahmen die Leitung des Schiffes, nicht ohne einen Kampf mit den türkischen Passagieren und der Bemannung, welche keine Rettungsversuche gemacht haben wollten, und welche sich später auch an den Arbeiten nicht mehr betheiligten. Unter den Europäern befanden sich glücklicherweise 24 österreichische Matrosen und ein russischer Maschinist, welche als alte Seeleute im Stande waren, doppelt nützlich zu werden, und denen man auch allgemein das Zeugniß gibt, daß sie mit der größten Aufopferung Alles thaten, was Menschen nur irgend zur Rettung des Schiffes leisten konnten. Ein vorbeisegelndes Schiff bemerkte die Nothsignale nicht; indessen stieg das Wasser bis in die Kabinen. In der Nacht legte sich die Bemannung ruhig schlafen, während die Europäer arbeiteten. Eine einzige wackelige Pumpe erwies sich als brauchbar; auf dem ganzen Schiff war weder ein Chronometer noch ein Sextant aufzutreiben, um den Ort, wo man sich befand, festzustellen. Eine zerbrochene Bussole war alles, was sich an Instrumenten an Bord befand. Endlich näherte sich eine mit Holz beladene ägyptische Brigg der „Silistria," doch wollte sich der Führer derselben nicht dazu verstehen, die unglücklichen Passagiere aufzunehmen; man konnte nur von ihm erreichen, das dem Sinken nahe Schiff ins Schlepptau zu nehmen. Später ließ er das Tau, aus Furcht, selbst mit hinabgezogen zu werden, wieder abhauen. Inzwischen waren die Frauen nach langen Verhandlungen doch von dem Aegyptier aufgenommen worden, und auch Said Pascha, türkischer Kommissär in Dschedbah, einer der Passagiere, verließ mit seinen Kisten und Kasten — er vergaß nichts — auf drei Rettungsbooten die „Silistria." Die Europäer, welche sich bei dieser Gelegenheit mit ihm retten wollten, wurden ohne Erbarmen ins Meer geworfen; auch kehrten die Boote nicht wieder zurück. Da die Gefahr immer höher stieg, so knüpfte man durch das einzige übrig gebliebene Boot wiederum Verhandlungen mit der Brigg an, und erst nachdem dem Kapitän die hohe Summe ausgezahlt war, die er im Voraus für den Verlust seiner eigenen Ladung verlangte, und die er bedächtig und gründlich erst zweimal durchzählte, schickte er die Boote zur Rettung der Passagiere ab. Auf der Silistria hatte man schon vorher vom Kapitän die Erlaubniß bekommen, die Tonnen 2c. über Bord zu werfen. Am gräßlichsten war der Moment, als die Rettungsboote endlich ankamen; es entspann sich ein wüthender Kampf zwischen Christen und Türken, in welchem viele der ersteren umkamen. Einem jungen Oesterreicher wurde der Kopf mit einem Axthieb vollkommen abgeschlagen. Die Europäer versuchten vergeblich diejenigen ihrer Leidensgefährten zu retten, welche von den vorhergegangenen Anstrengungen erschöpft, regungslos auf dem Verdeck liegend, den Tod in den Wellen erwarteten. Die Türken in ihrer wahnsinnigen Wuth und Todesangst fingen an zu plündern, und erlaubten nicht, daß man diese Unglücklichen rettete. Die Boote konnten nur noch einmal zurückkehren, dann plötzlich hob sich das Vordertheil des Schiffes, und senkrecht schoß es in die Tiefe. Noch dreißig Schiffbrüchige fischte man auf, die übrigen waren mit begraben. Ueber die Zahl der Umgekommenen sind die Angaben noch schwankend. „Silistria" und „Kars" gehörten zu vier Schwesterschiffen, welche kurz nach dem Krieg in England angekauft wurden; sie waren anerkannt schöne und tüchtige Fahrzeuge."

Die Stimmungen und Verstimmungen Englands

lesen sich oft deutlicher aus den Scherzen Punch's als aus den ernstesten Leitartikeln der gravitätischen Journale heraus. Darum mögen hier die neuesten Telegramme dieses Spaßmachers erwähnt werden. Sie lauten:

Paris, 24. August. Der Kaiser ist mit Lord Palmerstons Erklärung über die Vertheidigungsanstalten Englands unzufrieden. Er betrachtete sie noch immer als eine Drohung gegen dessen Ruhm. Er wünscht, daß ihm der Herzog von Somerset (Marine-Minister) zugeschickt werde.

Paris, 25. August. Der Herzog von Somerset hat in einem Vorzimmer der Tuilerien 5 Stunden gewartet. Eben läßt der Kaiser sagen, er fahre nach der Oper, und der Mensch möge morgen zeitig wiederkommen. Der Herzog war darüber, daß man ihn einen Menschen nannte, so wüthend, daß er den Lakaien, der den Befehl gebracht hatte, bei den Ohren packte. Dadurch ist die Sache verwickelt worden.

Paris, 26. August. Die Ohren sind wieder aufgeglättet, aber der Kaiser hat dem Herzog befohlen, augenblicklich nach England zurück zu kutschiren, sämmtliche Arbeiten in unseren Werften einzustellen und die Hälfte unserer ganzen Kriegsflotte als Gegensklaverei-Geschwader nach Brasilien zu schicken.

Paris, 28. August. Es wird morgen bekannt werden, daß der Kaiser den Tower von London geschleift sehen will. Der Lordmayor soll als Bürgschaft für die Ausführung dieses Dekrets nach Paris abgeliefert werden.

Paris, 29. August. Se. kaiserl. Majestät hat dem britischen Kriegsministerium die Weisung zugehen lassen, daß es alle Schützenkorps entwaffne und deren Gewehre zur Bewaffnung der Capecure-Zuaven nach Boulogne abliefere.

Paris, 30. August. Der Kaiser wünscht die Auflösung der englischen Yachtklubs und die Zerstörung sämmtlicher Yachts von mehr als 3½ Tonnengehalt. Lord Alfred Paget und W. Arcedeckne (Unterstaatssekretäre) haben sich mit dem Nachtzuge nach Paris begeben.

Paris, 31. August. Der Tuilerienhof ist im höchsten Grade unzufrieden, daß mit der Ausführung seiner früheren Befehle so lange gezögert wird und erblickt darin eine Annäherung an jenes perfide Verrathssystem, dem England in seinen Beziehungen zu seinen auswärtigen Freunden so oft und in so unwürdiger Weise gehuldigt hat.

Paris, 3. September. Der Kaiser verlangt, daß Ramsgate, Dover, Plymouth, Lowestoft, Aberystwith, Southampton und Gravesend sofort an Frankreich abgetreten werden. Nicht etwa um dessen Gebiet zu vergrößern, (Frankreich schaudert vor solchen Gedanken zurück, und weist sie von sich) sondern als Pfand für die Freiheit Europas, wie selbige von Sr. Majestät definirt worden ist.

Paris, 4. September. Der Kaiser hat theilnahmsvoll Irlands Verzweiflungsschrei vernommen. Irlands Schmerzenskelch ist voll, und dem Kaiser ist es vorbehalten, ihn zu zerschmettern. Die Befreiung ist vor der Thüre. General Mac-Mahon, ein Abkömmling von Irlands Königen, die mit Frankreich schon vor der Entdeckung Englands durch Caesar, alliirt waren, ist mit der Ausführung dieses wichtigen Dekrets beauftragt.

Paris, 5. September. — Der Kaiser verlangt, daß Mr. Punch augenblicklich und in Ketten nach Paris geschickt werde.

Dover, 9. September. Admiral Sir Charles Napier hat so eben die vereinigten Flotten Frankreichs, Oesterreichs und Rußlands vernichtet, und flucht höllisch, weil sein Grog nicht stark genug ist.

Johannis-Käfer.

Einsam wandl' ich durch die Wälder,
Ringsum ist es Nacht geworden,
Nur Johanniskäfer leuchten
Auf den Zweigen aller Orten;
Und ich seufze still und klage:
„Holdes, armes Käferlein,
Heute glühest du und leuchtest,
Morgen wird's vorüber seyn! —“

Käferlein sagt leise summend:
„Warum willst Du mich beweinen?
„Armes Menschenkind, Dein Schicksal
„Gleichet völlig doch dem meinen;
„Kurz ist Deiner Jugend Glühen,
„Kurz der Freuden Wonnezeit
„Und auch Du verschwindest wieder
„Bald in der Vergessenheit! —“

Gustav Stoll.

Mannigfaltigkeiten.

In der Schlacht von Solferino hat zwei Zwillingsbrüder merkwürdiger Weise das gleiche Geschick getroffen. Dem Grafen Herberstein, Oberlieutenant bei den Kaiserjägern, wurde der Daumen der rechten Hand weggeschossen, seinem Zwillingsbruder, Rittmeister bei der Kavallerie, ebenfalls der Daumen der rechten Hand.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 180 Samstag, 30. Juli 1859.

Das Haus auf dem Felsen.

(Fortsetzung.)

Als Moriz so plötzlich inne hielt, blickte Herr Leigh lachend auf und sagte: „Ei ei, mein junger Freund, Du bist energisch, aber Du hast Unrecht, Moriz, ganz Unrecht. Eheleute müssen sich in jeder Beziehung gleich seyn, wenn sie glücklich werden wollen. Ich kenne das Elend ungleicher Ehen zu gut. Du kannst ein solches Mädchen wohl belehren, aber nicht zur Dame machen, und wie kann ein gebildeter Mann aus der guten Gesellschaft es ertragen, für das ganze Leben an ein Weib gekettet zu seyn, das ihn nicht versteht, nicht mit ihm sich unterhalten kann? Aber auch angenommen, daß es möglich sey, eine anständige Frau aus ihr zu machen; denke an ihre Verwandtschaft! Du mußt entweder Dich entschließen, solch' ungebildete Leute an Deinem Tische zu sehen, oder Dein Weib unglücklich zu machen, indem Du sie für immer von Jenen trennst, die sie lieben, und die auch sie mit Liebe umfaßt. Einem kurzen, seligen Traum folgt ein bitteres Erwachen für beide Theile, und deßhalb hoffe ich bestimmt, es wird nie mein Loos seyn, meines Sohnes erwählte Braut nicht mit offenen Armen empfangen zu können."

— „Dann darf ich wohl keines Arbeiters Tochter heirathen," erwiderte Moriz mit einem schwachen Versuch des Lächelns; „aber," fuhr er fort, „ich würde sie lieber heirathen, als noch Schlimmeres thun." Der Vater blickte schnell und forschend ihn an, und fragte dann, ob er heute keinen Spaziergang machen wolle. Moriz sagte, er habe eben daran gedacht, und verließ still und schweigsam das Zimmer.

Er ging ohne bestimmte Absicht gegen das Dorf; er wußte kaum, was um ihn vorging, und befand sich endlich an seinem gewöhnten Plätzchen am Ufer. Es war zur Ebbezeit, und einige Kinder spielten im Sande. Moriz liebte die Kinder, beobachtete sie gerne bei ihren kunstlosen Spielen, und zeichnete sie in ihren natürlichen, graziösen Stellungen, um sie dann später in Stein zu hauen. So betrachtete er auch jetzt die Gruppe vor ihm. Ein kleines, dickes Kind saß am Boden und erfaßte so viele Steine, als seine kleinen Händchen halten konnten, dann ließ es sie wieder fallen, um das Vergnügen zu haben, eins auf dem andern klappern zu hören. Während dieser Zeit machte es fortwährende Versuche zu sprechen, und freute sich über seine eigene Geschicklichkeit.

Ein etwa zwei Jahre älterer Knabe stand im nassen Sande und trat so weit in's Wasser, bis es in seine Schuhe lief, eine Beschäftigung, welche ihm viel Spaß zu machen schien. Neben ihm befand sich ein Mädchen, das Schuhe und Strümpfe ausgezogen und sorgfältig auf ein Felsenstück gelegt hatte. Es stellte sich nun mit bloßen Füßen in die kleinen Wellen, welche auf den Sand herauf kamen, hielt eine kleine, hölzerne Puppe in der Hand, und badete deren Füße sorgfältig im Wasser, wie eine Mutter ihr Kind gebadet hätte. Moriz näherte sich der Kleinen und fragte sie: „Hast Du Deine Puppe lieb, liebes Kind?"

— „Ja," antwortete sie, ihn schüchtern anblickend.

„Hast Du sie Dir selbst gekauft?"

— „Nein, Mabel Rady gab sie mir."

„Wirklich! wie gütig sie ist! Also kennst Du sie?"

— „O freilich! Als die Mutter krank war, kam sie und pflegte das Kind — dieses Kind — das ist meine Schwester — und gab mir und Bob Spielsachen, damit wir keinen Lärm machen sollten. O, ob wir Mabel lieb haben! Dort kommt sie..." und hastig aus dem Wasser springend, zog das Kind Schuhe und Strümpfe an. Moriz eilte ihr entgegen, und begleitete sie bis an die Staffeln, wo sie sich trennten.

In der gleichen Nacht kam er nochmals an das Ufer. Es war kalt und frisch, aber der Himmel war voll Sterne und nur wenige leichte Wölkchen bedeckten ihn. Moriz ließ seiner Leidenschaft keine Ruhe. Die wenigen Worte, welche sie heute gewechselt hatten, brachte ihn auf den Gedanken, daß sie ihn liebe, und so dachte er: „Wenn mein Benehmen

ihr bewies, daß ich sie liebe, so muß ich sie heirathen. Warum sollte ich auch nicht? Wenn Everton daran gedacht hätte, wäre es etwas Anderes gewesen, denn er hat Schwestern; aber ich habe Niemand, der sich meiner Verbindung zu schämen brauchte. Mein Vater wird es verschmerzen, wenn er mich glücklich sieht, und in irgend einem trauten Nestchen werde ich mit meiner schönen Mabel glücklich seyn. Gewiß, ich würde glücklich; es ist ein sonderbares Schicksal, aber es ist Schicksal, daß ich dieses Mädchen lieben muß. Oft habe ich jenen glänzenden Stern betrachtet, als wäre er meines Schicksals Bote; er soll jetzt auch entscheiden. Wenn jene flüchtige Wolke vorüberzieht, ohne ihn zu verdunkeln, will ich Mabel heirathen, wenn nicht....« und mit unbeschreiblicher Angst beobachtete er die lichte Wolke, welche Stern um Stern bedeckte, bis sie sich jenem näherte, den er so aufmerksam betrachtete — da wurde sie klarer und klarer, und ging über ihn hin, wie ein leichter Schleier, durch welchen der kleine Stern wie ein Diamant funkelte. Moriz athmete tief auf; die wenigen Augenblicke, die sein romantisches Problem gedauert hatte, hatten ihn so aufgeregt, daß der Schweiß in Tropfen auf seiner Stirne stand. „Mein Entschluß ist gefaßt,« sprach er; »morgen will ich sie sehen, und sie soll mein werden." Wieder blickte er hinauf zum Hause am Felsen und sah das Licht, bei welchem er sie sich arbeitend dachte, da flüsterte er: »Du sollst nicht mehr um's tägliche Brod arbeiten, arme Mabel; Deine Finger sollen nicht mehr müde werden," und ging langsam nach Hause.

Als Mabel am nächsten Morgen ausging, sagte der alte Mathias, er wolle auch einen Spaziergang machen; Mabel ermunterte ihn in dieser Absicht, und als sie fort war, ging er langsam die Stufen hinab. Es war ein herrlicher Morgen, aber der Alte fühlte sich traurig und bewegt, denn es war das Erstemal seit seines Freundes Tod, daß er das Meeresufer wieder besuchte, und Alles schien ihn an den geliebten Todten zu erinnern. Auch die Erinnerung an das Unglück mit dem Boote drängte sich ihm lebhaft auf, verbunden mit all' den Gefühlen, welche es erweckt hatte.

„Ich bin älter und hoffentlich auch besser geworden," dachte er; »meine Gefühle sind jetzt ganz verschieden. Der liebe Gott hat mir eine barmherzige Lehre gegeben, obschon ich Barmherzigkeit wohl nicht verdiente. Die ich mehr liebte als mich selbst, wurden mit Liebe und Güte überhäuft, und ich war hart und unversöhnlich gegen Andere. Jetzt fürchte ich mich nicht mehr zu sterben, weil ich hoffe, daß der liebe Gott mir vergibt, wie ich vergebe. Nur wer es selbst erlebt hat, kann sagen, wie Einem zu Muthe ist, wenn man sich Nachts niederlegt und sich nicht zu beten getraut, weil man durch sein eigenes Gebet die Strafe des Himmels herausfordern müßte. Jetzt aber kann ich mich niederlegen und gut schlafen, denn ich vergebe von ganzem Herzen all' Denen, die mir wehe gethan in Gedanken, Worten und Thaten.« Sein Selbstgespräch wurde plötzlich durch nahende Schritte gestört. Ein alter Herr näherte sich mit einem Diener, der einen Feldstuhl und einen Plaid trug.

»Setze den Stuhl hierher, James, dann kannst Du gehen und in einer halben Stunde wieder kommen.« Der Diener that, wie ihm geheißen wurde. Mathias betrachtete den Fremden, aber seine Aufmerksamkeit wurde durch ein Segel in Sicht abgelenkt, und er blickte eifrig auf's Meer.

(Fortsetzung folgt.)

Die Handfeuerwaffen der Gegenwart.

Es ist oft gesagt worden, daß die Kriege der Gegenwart schneller zu Ende kommen würden, weil die Feuerwaffen in ihrer Vollkommenheit allzu mörderisch wirkten. Ein Vergleich mit den Schlachten des vorigen Jahrhunderts ergibt jedoch, daß diese verhältnißmäßig noch mehr Menschen gekostet haben, trotz der damaligen schlechteren Waffen. Es lag darin, daß sich die Gegner in langen Linien entfaltet, ganz frei, ohne alle Deckung auf Schußweite einander näherten und niederhagelten, während jetzt Schwärme von Tirailleurs, im Terrain Schutz suchend, die Gefechte eröffnen, die geschlossenen Abtheilungen Anfangs mehr zurückgehalten und überhaupt die Streitkräfte nicht wie sonst auf einmal, sondern allmählig in den Kampf geführt werden. Dieß allein erklärt, warum im 18. Jahrhundert viele Schlachten, nach Gefechtstunden und Truppenzahl berechnet, z. B. Malplaquet, Zorndorf u. A. mit den furchtbarsten Kämpfen unserer Zeit in Verlusten wetteifern. Wenn die Schlachtentaktik noch wäre wie sonst, so würden ihre Ergebnisse allerdings entsetzlich seyn, denn die neuen Feuerwaffen schießen weiter, schneller und sicherer als die früheren. Wir wollen eine kurze Uebersicht ihrer Verbesserungen geben und die wichtigsten Systeme ihrer Konstruktion allgemein verständlich zu schildern versuchen.

Anderthalb Jahrhunderte waren seit der Einführung des Steinschloßgewehres vergangen, ohne daß außer den eisernen Ladestöcken und trichterförmigen Zündlöchern wesentliche Verbesserungen hervorgetreten wären. Erst seit etwa dreißig Jahren hat der Erfindungsgeist die Riesenfortschritte angebahnt, welche die Handfeuerwaffen der Gegenwart zu ihrer Vollkommenheit gebracht haben.

Es galt die Zündung sicherer zu machen. Joseph

Egg erfand die Zündhütchen, und dadurch entstand das allgemein bekannte Perkussionsgewehr, dessen nähere Erklärung indeß nicht in der Aufgabe dieser Zeilen liegen kann.

Gezogene Gewehre waren schon im 16. Jahrhundert erfunden, aber bisher nur für die Jägertruppen im Kriegsgebrauch, also in geringer Zahl. Ihre Vorzüge kannte man. Beim glatten Gewehr mußte die Kugel einen kleinern Durchmesser haben als die Bohrung des Rohrs (die Seele); wegen dieses Spielraums schlug sie beim Schuß mehrfach an, ehe sie das Rohr verließ, und bekam dadurch einen unsicheren Flug. Man hatte daher schon längst der Seele spiralförmige Einschnitte gegeben und die Kugel genau dem Durchmesser angepaßt (also ohne Spielraum). Die Kugel wurde beim Laden fest eingekeilt und erhielt beim Abfeuern, indem sie vorstrebte, durch jene Einschnitte (Züge) eine Drehung um die Längenachse des Rohrs, welche sich dann beim Flug fortsetzte und folglich ein besseres Treffen verursachte. Dieser Vorzug wurde dadurch gesteigert, daß man die Kugeln verbesserte.

Das Geschoß erhielt eine andere Form, um den Widerstand der Luft besser zu überwinden. Der Pfeil mit seiner Spitze vermag das eher als die Kugel. Man erfand daher Spitzgeschosse. „Spitzkugeln" zu sagen, ist falsch, denn es sind keine Kugeln mehr, sondern Zylinder, auf denen ein Kegel steht, also zylindro-konische Geschosse. Die Spitze des Kegels bleibt bei der erwähnten Drehung vorn, durchdringt die Luft leichter, welche an den Seitenflächen ausweicht; das Geschoß fliegt deßhalb schneller, weiter und stetiger und gewinnt dadurch nicht bloß an Sicherheit, sondern der Schnelligkeit wegen auch an Kraft zum Durchschlagen (Perkussionskraft.) Statt der Kegelform der Spitze wurde bald die gewölbte (ovigale) Form noch besser gefunden, zugleich wurde der zylindrische Theil des Geschosses mit Hohlkehlen versehen, dann gereifelt, um hier Talg oder einen Faden mit Fett anzubringen zur Verminderung der Reibung im Rohr und Schonung der Züge.

Auch die Vorrichtung zum Zielen mußte nun verändert werden, da das bisherige Visir und Korn nicht für die weiteren Entfernungen ausreichte. Mit dem festen Standvisir wurden aufzurichtende Klappen verbunden, deren jede einen um 100 Schritte weiter entfernten Visirschuß ergab. Die meisten neueren Klappvisire sind jedoch nur mit einer Klappe versehen, welche mittels einer Schraube am Standvisir befestigt und mit Ausschnitten durchbrochen ist, in welche man die „Visirkimmen" eingekerbt hat.

Von den vielen neuen Konstruktionssystemen der Handfeuerwaffen heben wir zuerst das von Delvigne hervor. Er gab seinem mit flachen Zügen versehenen Rohr in der Schwanzschraube, welche dasselbe schließt, eine verengte Pulverkammer. Das Geschoß fiel so beim Laden bis auf den Rand dieser Kammer und wurde mit dem Ladestock fest aufgesetzt. Thouvenin versah die Schwanzschraube mit einem stählernen Dorn oder Stift, der, fest eingeschraubt, das eingeschüttete Pulver überragte. Auf denselben wurde das Geschoß beim Laden stark aufgesetzt und so in die Züge getrieben. Davon heißt sein Gewehr Dorn- oder Stiftgewehr (-Büchse). Da es sich vortrefflich bewährte, so fand es bald eine weite Verbreitung.

(Schluß folgt.)

„Die letzten Dinge", Oratorium von Hofkapellmeister Dr. Louis Spohr.

Würzburg, 28. Juli.

Gestern Abend fand im akademischen Musiksaale, wie bereits früher berichtet, die Aufführung des Oratoriums: „Die letzten Dinge" von Hofkapellmeister Dr. Louis Spohr von Seite des königlichen Musikinstutes statt. Die Aufführung dieses schwierigen klassischen Meisterwerkes war eine in allen Nuancen exakte und den Anforderungen der Aesthetik entsprechende, was auch durch den stürmischen Applaus des zahlreichen kunstverständigen Auditoriums bekundet wurde. Selbst aus weiter Entfernung hatten sich Kunstfreunde zu dieser Produktion eingefunden. Sämmtliche Mitwirkende, etwa 180 an der Zahl, waren hochbegeistert für die würdige Aufführung dieses Meisterwerkes und errangen sich die allgemeine Anerkennung. Die Solopartien, vorgetragen von den Sopranistinnen Fräul. Rost, Meta Gätschenberger, Fabri und Marie Lenz, der Altistin Fräul. Reuß, den Tenoristen HH. Gesanglehrer Rausch und cand. philos. Emil Schmitt, und dem Bassisten Hrn. cand. medic. Möhl wurden mit Anmuth und Würde ausgeführt, obwohl sich eine gewisse Befangenheit nicht verkennen ließ, welche wohl dem Umstande zuzuschreiben ist, da die meisten derselben zum Erstenmale öffentlich auftraten. Die Weihe des Festes erhielt aber die Produktion durch die Anwesenheit des hochgefeierten 76 Jahre alten Schöpfers des Oratoriums, des kurfürstlich hessischen Hofkapellmeisters Dr. Louis Spohr, welcher auf seiner Rückreise aus Marienbad dahier mit Gattin und Schwägerin eintraf, und die ganze Produktion mit seiner Gegenwart beehrte. Am Schlusse der Produktion erschienen die Solosängerinnen mit dem Herrn Direktor Bratsch vor dem gefeierten Greise, Fräulein Benz begrüßte ihn mit einem von Herrn Professor Holl verfaßten Gedichte, dann wurde demselben ein Lorbeerkranz und seinen Begleiterinnen geschmackvolle Blumenbouquets überreicht, wofür er gerührt seinen herzlichsten Dank aussprach, worauf die Ovation

durch drei von Herrn Direktor Bratsch ausgebrachte Hoch, in welche Alles einstimmte, den höchsten Punkt der Begeisterung erreichte. Herr Spohr ließ sich zum Schlusse noch sämmtliche Lehrer des Musikinstituts, so wie andere musikalische Kräfte unserer Stadt, wie Hrn. Valentin Becker, den Kompositeur des „Kirchleins“ vorstellen, und äußerte seine vollste Befriedigung mit dieser Produktion. Diese Produktion, welche als Epoche in der hiesigen musikalischen Welt bezeichnet werden muß, bestätigte aufs Neue unsere neuliche Behauptung, daß das Musikinstitut, seit es unter der Leitung des Herrn Direktors Bratsch steht, einen höheren Aufschwung genommen.

Mannigfaltigkeiten.

Eine romantisch-tragische Geschichte hat in Venedig großen Eindruck hervorgerufen. Die schöne Tochter eines Bürgers — so berichtet man der „Triest. Ztg.“ aus Venedig vom 20. Juli — unterhielt nämlich seit längerer Zeit ein intimes Liebesverhältniß mit dem Sohn eines alten Patriziergeschlechts, dessen Familie nichts von dieser Liaison wissen wollte. Vor einigen Wochen erkrankte der junge Mann an einer Lungenentzündung und da die Kommunikation zwischen den beiden Liebenden gehindert war, so konnte das Mädchen nichts Näheres über die Gesundheitsverhältnisse ihres Geliebten erfahren, sondern wußte nur, daß er krank war. Vor einigen Tagen fuhr das erwähnte Mädchen in Begleitung einiger Bekannten nach der Insel Murano. Im Vorbeifahren bei dem Franziskanerkloster in S. Michele wurde der Antrag gestellt, auszusteigen und die Messe anzuhören. Gesagt, gethan, und nach der Messe wurde auch dem danebenliegenden Gottesacker ein Besuch abgestattet. Ein neues prächtiges Grabmal zog die Blicke des Besuches auf sich; die Erste, welche sich demselben näherte, war das junge Mädchen. Arglos las sie die das Grabmal zierende Inschrift und las — den Namen ihres Geliebten, der vor 12 Tagen gestorben war. Bewußtlos stürzte die Bedauernswerthe zusammen. Als sie wieder zu sich kam, war das Licht der Vernunft bei ihr erloschen und seit drei Tagen befindet sich die Unglückliche als tobende Wahnsinnige in der dortigen Irrenanstalt.

Der größte Feigenbaum der Welt befindet sich nach einer Mittheilung in der „Bonplandia“ in Delhan in Indien. Man denke sich einen Baum, der bis vier Morgen Landes bedeckt. Es thun sich unter ihm zahllose Vistas auf, welche vollkommen Alleen bilden, und der Schatten ist so vollständig, daß man selbst um die Mittagszeit unbedeckten Hauptes unter ihm sitzen kann. Ein Dutzend Piknik-Partieen können sich in seine waldigen Abgeschiedenheiten gleichzeitig zurückziehen, ohne daß die eine von der Anwesenheit der andern etwas erfährt. Der Baum bildet in der That einen kleinen Wald für sich selbst. Die Eingebornen betrachten ihn als eine Gottheit, und man kann ihn leicht für einen Tempel halten; denn die tausend Schosse, die von allen Seiten emporwachsen, sehen aus wie Säulenreihen, welche die gebogenen Aeste stützen, und da und dort zeigen sich offene Plätze, welche Kapellen gleichen, während das büschelartige Blätterwerk ein düsteres religiöses Licht über das Ganze verbreitet.

Das Testament des kürzlich in London verstorbenen Barons Isaak Goldsmith gibt nur einen unvollständigen Beweis von dem großen Reichthum, den er hinterlassen hat. Seine persönliche Verlassenschaft allein zahlte die höchste in England festgestellte Erbschaftssteuer, nämlich für eine Million Pfd. St. Er hinterläßt namhafte Legate an wohlthätige Anstalten, darunter 3000 Pfd. an die Londoner Universität zur Unterstützung der hebräischen und der geologischen Lehrkanzel, 2000 Pfd. einer einzigen Synagoge, je 1000 Pfd. dem israelitischen Hospital und der israelitischen Kleinkinderbewahranstalt rc. Das Erbe des ältesten Sohnes wird auf mehr denn 1¼ Millionen Pfund geschätzt.

[Ein galanter Advokat.] Frau v. H: „Erlauben Sie mir, Herr Doktor, wie können Sie den kleinen Augenblick, den ich gestern wegen der Erbschaft auf der Straße mit Ihnen verplauderte, in der Rechnung so hoch anschlagen?“ Rechtsanwalt: „Weil ich weiß, gnädige Frau, daß man einen Augenblick, den man mit einer schönen Frau zubringt, nie zu hoch anschlagen kann.“

Bei der gegenwärtigen großen Hitze finden wir das alte Mittel in Erinnerung gebracht, ein frisch geschnittenes Kohlblatt jeden Morgen in die Innenseite des Huts oder der Mütze zu legen, wodurch bei der großen Hitze der Kopf kühl gehalten und sogar der Sonnenstich unmöglich gemacht werden soll.

Ein Wiener Witz sagt: „Die 50,000 Franzosen, die vorerst in Italien zurückbleiben, sind der § 1 der neuen italienischen Konföderationsakte.“

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 181 Montag, 1. August 1859.

Das Haus auf dem Felsen.

(Fortsetzung.)

„Was gibt es Freund?" fragte der fremde Herr.

— „Ich weiß es nicht genau," antwortete Mathias, ihn grüßend; „ich glaube, es ist ein schottisches Schiff."

„Seyd Ihr ein Fischer?"

— „Nein, Herr!"

„Ein Matrose?"

— „Eigentlich auch nicht, Herr, obwohl ich auf dem Meere war und vor dem Maste gearbeitet habe. Ich arbeitete für meine Ueberfahrt nach Bermudas, als ich England im Jahre —21 verließ. Es war mir im Anfang eine ungewohnte Arbeit, aber die Noth ist eine harte Lehrmeisterin, und zwingt uns zu mancher Arbeit, an die wir früher nicht dachten." Mathias war sonst nie so gesprächig, aber heute schien er eben aufgelegt, seine frühere Geschichte zu erzählen. „Ja, ja," fuhr er fort, „ich dachte freilich nicht, je hierher zu kommen, als ich mit meiner Flinte in den Wäldern von Hartley Dell herumwandelte."

„Hartley Dell?" fragte der Herr schnell; „ist es möglich, daß Ihr dort lebtet, und auf welcher Besitzung?"

— „Auf Herrn Leigh's," antwortete Mathias, und blickte den Frager verwundert an.

Dieser stund blaß und zitternd auf, näherte sich dem alten Manne und sprach: „Ihr heißt Mathias Whiting und waret meines Vaters Jäger. Wie kommt es, daß wir uns hier treffen müssen?"

— „Ich weiß es nicht, Herr Leigh; vielleicht damit Sie Gelegenheit haben, Einem, der Sie nie beleidigte, zu sagen, es sey Ihnen leid, ihm Unrecht gethan zu haben."

„Ich Euch unrecht gethan? Was soll diese Sprache mir gegenüber heißen? Ihr vergeßt Euch sehr; es scheint, das Alter hat Euch nicht geändert, und Ihr seyd noch ebenso unverschämt, als Ihr einst gewiesen."

— „Uebereilen Sie sich jetzt nicht Herr Leigh; ich wünsche nicht, Sie zu beleidigen, aber jenseits des Grabes, dem wir Beide so nahe sind, hat der Unterschied des Ranges aufgehört. Dort werden Alle gleich gerichtet, und vielleicht ist mancher von denen, die hier unten die Ersten waren, dort unter den Letzten. Deßhalb brauchen Sie sich nicht zu schämen, zu mir, dem armen Mann, zu sagen, es thue Ihnen leid, mich verletzt zu haben. Jahre sind vergangen, aber Sie können nicht vergessen haben, daß Sie, weil ich Sie vor einem Verbrechen bewahrte, mich fälschlich des Diebstahls bezüchtigt und aus meiner Stellung vertrieben haben. Hätte die Vorsehung sich meiner nicht erbarmt, so wäre ich zu Grunde gegangen. Ich verzeihe Ihnen von Herzen. Ihr Gesicht sagt mir, daß Sie es nicht vergessen haben, und daß es Ihnen jetzt leid thut. Es mag hart seyn für einen Herrn wie Sie, einem armen Manne das zu sagen, deßhalb begnüge ich mich mit dem Glauben, daß es Ihnen leid thut, und freue mich, Gelegenheit gehabt zu haben, Ihnen zu sagen, wie herzlich ich Ihnen verzeihe."

Herr Leigh hörte diese Worte halb erstaunt, halb beschämt an. Sein stolzer Sinn empörte sich, von einem untergeordneten Menschen sich das sagen zu lassen, und doch hatte die Erinnerung an jene feige That ihn oft verfolgt. Endlich sprach er: „Ich habe Euch Unrecht gethan, alter Mann, aber ich war zu jener Zeit jung und thöricht. Ihr hattet mich beleidigt, und ich wollte Rache haben. Da ich wußte, daß Ihr und John Rivalen waret, sagte ich meinem Vater, John habe mir vertraut, daß er in Eurem Besitz mehrere fehlende Gegenstände gesehen habe und verlange, daß er Euch sogleich entlasse, ohne jedoch die Ursache anzugeben, damit John nicht beschuldigt werden könne. Ich gestehe das, und sage, daß es schlimm, sehr schlimm war. Ich bin bereit, Euch Genugthuung zu leisten, und wenn ich auch nicht mehr so reich bin wie früher, bin ich doch erbötig . . ." Er zog eine Börse aus seiner Tasche.

Mathias schien mit Mühe sich zu beherrschen, und sprach mit bewegter, aber ruhiger Stimme: „Ich danke Ihnen, Herr Leigh, wir haben genug darüber gesprochen; ich wünsche Ihnen guten Mor-

gen!« Mit diesen Worten eilte er seiner Wohnung zu. Dort warf er sich auf einen Sessel und suchte die bitteren Gedanken, die in ihm aufsteigen wollten, zu beherrschen.

„Wie würde John dieß ertragen haben?“ fragte er sich; »da heißt es wohl, die Liebe soll stark seyn und nichts Uebles denken. Allerdings hat manch armer Mann sein Gewissen verkauft, und wie könnte er wissen, daß nicht Alle gleich sind? Er lebt ja nicht unter uns und kann deßhalb den ehrlichen Mann nicht vom Spitzbuben unterscheiden. Er weiß vielleicht nicht, daß mir ein ehrliches, „es thut mir leid, Euch weh gethan zu haben, und ein Händedruck« lieber gewesen wäre, als zwanzig Pfund, so arm ich auch bin.«

Wo war Mabel, während Mathias diese Betrachtungen machte? Dort saß sie unter den Klippen, und Moriz Leigh neben ihr. Er war blaß und angegriffen, sie roth und erregt.

»Mabel,“ sagte er ernsthaft, »höre mich noch einmal an. Ich sage Dir, es ist mein Ruin, wenn Du auf Deiner Weigerung beharrest. Ich kann nichts, als an Dich denken. Wenn ich lese, sehe ich Dein Bild auf den Seiten; ich hasse meinen Beruf, den ich erst so sehr liebte, und werde ihn ohne Dich nicht mehr ergreifen. Wir sind nicht unseres Schicksals Schmied, und eine mächtige Gewalt heißt mich Dich lieben, um Dich werben. Ich versuchte ihr zu widerstehen, Mabel, ich habe an all Das gedacht, was Du mir so kalt sagst,“ fuhr er mit einiger Bitterkeit fort, »aber es ist umsonst, und ich wiederhole nochmal: ohne Dich bin ich verloren.« Er schwieg und sah ihr mit forschender Angst in's Gesicht. Endlich schluchzte sie: „Ich bin nur ein einfaches, unwissendes Mädchen, ich kann mich nicht so ausdrücken, wie ich es meine, aber ich fühle, daß es Unrecht wäre, Ihr Anerbieten anzunehmen, daß ich es um Ihretwillen nicht thun soll. Ja — um Ihretwillen — Sie und Ihr Vater — o — lassen Sie mich — es ist so grausam! . . . .« und ihr Antlitz mit den Händen bedeckend, weinte sie, als ob das Herz ihr brechen wollte.

»Mabel, Mabel! weine nicht so, es tödtet mich; ich würde nie Deine Neigung zwingen, aber ich fühle; Du liebst mich, und warum sollten wir denn Beide elend seyn? Es wäre ein edles Opfer, Mabel, wenn Du allein littest, aber ich kann ohne Dich auch nicht glücklich seyn.« Er zog mit sanfter Gewalt ihre Hände von ihrem Gesichte — sie erhob ihren Kopf und blickte ihn voll Liebe und Zärtlichkeit an.

— »Meinen Onkel kann ich nicht verlassen und Sie . . . o es ist unmöglich!«

Moriz erschrack und sprach schnell: „Es soll ihm nie etwas abgehen, aber wir müssen allein leben, Geliebte, ich könnte nicht . . . “

Sie stand auf. „Genug, genug, jetzt bin ich entschlossen. Gott segne Sie und helfe mir!“ Die Verzweiflung, mit der sie diese Worte sprach, drang in Moriz' Herz und verfolgte ihn lange, lange darnach. Er wollte ihr Fortgehen verhindern, als eine andere Person an seine Seite trat — sein Vater. Dieser blickte erst auf seinen Sohn, dann auf Mabels fliehende Gestalt und fragte dann:

„Was soll das heißen?“

Moriz war zu ergriffen, um nachzudenken, ob es klug sey, und sagte seinem Vater Alles. Herr Leigh hörte ihn schweigend an und sagte dann fast spöttisch: »Und diese schöne Heldin ist . . . .“

— »Mabel Raby, der Schützling von Fräulein Everton.“

»Mabel Raby? und wie heißt der Onkel, den sie so sehr liebt?«

— »Ich weiß es nicht, aber er bewohnt mit ihr das Haus am Felsen.“

»Ich dachte es,“ antwortete Herr Leigh; »sprich nicht mehr mit mir über die Sache, bis ich selbst davon anfange. Mein Leben war reich an Ereignissen, aber dieser Schlußstein ist sonderbarer als Alles.«

So ging Vater und Sohn schweigend nach Hause, während Mabel in der entgegengesetzten Richtung heim eilte. Sie fand ihren Onkel in tiefen Gedanken und kniete vor ihm nieder: »Onkel, lieber Onkel — komm' fort mit mir von diesem Platze — komm' fort, dann bleibt Deine kleine Mabel für immer bei Dir. Frage mich nichts — aber nimm mich fort! — O nimm mich fort, oder ich muß sterben, Onkel!“

Mathias hob sie auf und suchte eine vernünftige Antwort aus ihr herauszubringen, aber das schien vergebliche Mühe. Sie weinte und seufzte bitterlich und fuhr fort, ihn zu bitten, sie von hier fort zu nehmen. Endlich beredete er sie, sich niederzulegen, setzte sich neben sie und hielt ihre Hand, bis sie sich in Schlaf geschluchzt hatte. Der alte Mann wunderte sich und sann vergeblich nach, was wohl seinem Liebling eine so schmerzhafte Aufregung verursacht haben könne.

(Fortsetzung folgt.)

Die Handfeuerwaffen der Gegenwart.

(Schluß.)

Die Entdeckung, daß Pulvergase auf Bleigeschosse, denen man eine Aushöhlung gibt, ausdehnend wirken, führte hierauf zu neuen Systemen. Minié benutzte diese Ausdehnungs- (Expansions-)Kraft, um

sein Geschoß, dem er eine innere Höhlung gab, ohne Ladestock und Dorn in die Züge zu treiben. Er schloß die Höhlung jedoch, damit das Geschoß nicht vom entzündeten Pulver bis an die Spitze aufgerissen werde, durch ein Eisenplättchen, Culot genannt, welches beim Schuß mit in die Höhlung dringt. Das Miniégewehr ist, wenn auch modifizirt, in sehr viele, ja in die meisten Armeen übergegangen. In Belgien ist es durch Timmerhans verändert worden; hier fiel das Culot fort und wurde durch einen kleinen Bleizapfen, der innerhalb der Höhlung von der Spitze hineinragt, für den gleichen Zweck ersetzt. In England ist das Miniégewehr durch Peitchett in Enfield (davon Enfieldbüchse) modifizirt worden, neuerdings durch Whitworth in Manchester. Rußland hat Miniégewehre mit größerem Kaliber eingeführt. In Deutschland ist die bayerische Armee mit einem trefflichen, vom Major v. Podewils erfundenen Gewehr bewaffnet worden. Sehr gerühmt wird die beim 8. Bundeskorps (Württemberg, Baden, Großherzogthum Hessen) übereinstimmend angenommene Bewaffnung mit einem wegen seines kleineren Kalibers leichteren Gewehr, was für den Marsch und das Gefecht von unendlicher Wichtigkeit ist. Dieses Gewehr schießt auch ein Expansionsgeschoß, wie wir es oben erklärt haben, und hat eine große Trefffähigkeit. Auch alle übrigen deutschen Bundestruppen sind, wenn auch nicht übereinstimmend, mit den neuen verbesserten Feuerwaffen ausgerüstet.

Oesterreich besitzt ein treffliches Gewehr, welches nach dem Namen seines Erfinders Lorenz'sches Gewehr genannt wird. Dasselbe hat vier flache Züge und ein Geschoß ohne Höhlung, das aber dafür an seinem untern Theile zwei tiefe, herumlaufende Einkerbungen besitzt, welche bei der Entzündung durch die Pulverkraft zusammengedrückt werden. Dadurch preßt sich also das Geschoß ebenfalls in der Züge. Man nennt es wegen dieses Zusammendrückens ein Kompressivgeschoß und die ganze Waffe auch wohl Kompressivgewehr. Die Armee hat zwar drei Arten von Gewehren, aber nur eine Patrone für alle, was ein großer Vorzug ist. Die drei Arten sind: das Infanteriegewehr, bei welchem für die Unteroffiziere und das dritte Glied außer dem gewöhnlichen festen (Stand-)Visir (auf 300 Schritt) noch ein Klappvisir bis auf 900 Schritt angebracht ist, und der Jägerstutzen in zwei Arten: die eine mit dem letztgenannten Visir, für das erste und zweite Glied bestimmt, die zweite, wiederum für das dritte Glied, mit einem zu erhöhenden Visir auf 1200 Schritt und einem Dorn in der Schwanzschraube, der aber nur dazu dient, das Geschoß vom Pulver zu trennen, so daß zwischen beiden ein leerer Raum bleibt. Die Bewaffnung der österreichischen Armee mit dem Lorenz'schen Gewehr hat allgemeine Anerkennung gefunden und sich im italienischen Sommerfeldzuge auch schon bewährt.

Die Zündung aller bisher genannten Hauptsysteme neuerer Gewehre geschieht durch Perkussion, d. h. durch den Schlag des Hahns auf ein Zündhütchen, dessen Zündmasse dadurch explodirt. Die Einrichtung der Schlösser ist verschieden, im Prinzip sind sie aber gleich, nur gibt es auch ein Büchsenschloß, das noch mit einer besondern Sicherheitsvorrichtung, einer sogenannten Deckelsicherheit, versehen ist, welche die Gefahr der Selbstentladung verhindert. Es ist dieß bei Reiterwaffen oder denen der leichten Infanterie, welche sich viel in dichtbewachsenem Terrain bewegt, wo der Hahn durch Zweige zufällig zurückgezogen werden kann, sehr nützlich.

Die preußische Armee hat, abweichend von allen andern, das ihr eigenthümliche Zündnadelgewehr, von Dreyse erfunden und unablässig bis zu seiner jetzigen Vollkommenheit verbessert. Bei demselben geschieht die Zündung nicht durch den Schlag, sondern durch einen Stich. Es ist nämlich hinten im Rohr, in der Verlängerung der Seele, eine Spiralschlagfeder angebracht, durch welche beim Abdrücken eine Nadel so vorgeschnellt wird, daß sie an der Patrone die sogenannte Knallpille durchstößt und damit entzündet. Das Zündnadelgewehr hat außer dieser Eigenthümlichkeit eine zweite: es wird von hinten geladen, wodurch die Ladung schneller und leichter, sogar im Liegen geschehen kann, was beim Tirailleurgefecht große Vortheile gewährt. Diese Waffe, jetzt in der ganzen Linieninfanterie, zum Theil auch schon in der Landwehr eingeführt, leistet in der That Vorzügliches und hat sich bereits im ernsten Kampfe trefflich bewiesen; der Soldat hat zu ihr das größte Vertrauen.

Außer den erwähnten Systemen würde noch manche Konstruktion rühmlich zu nennen seyn, z. B. die von Berner, Wild u. A. Wir begnügen uns aber mit den geschilderten Systemen und machen nur noch auf die neuen Schweizerwaffen aufmerksam, welche sehr gerühmt werden und das kleinste Kaliber bei einer großen Trefffähigkeit bis auf 1600 Schritt haben.

Das gezogene Gewehr ist, mit wenigen Ausnahmen, gegenwärtig als die Waffe der ganzen Infanterie in Europa anzusehen. Die sichere Tragweite kann gegen die frühere auf die doppelte Entfernung angenommen werden.

Mannigfaltigkeiten.

[Eine Wahrsagung.] Eines Abends, so

erzählt eine alte Sage, hatten sich in einer Hütte des Waldes von Saint-Germain vier junge französische Edelleute getroffen, die, vor dem Wetter Zuflucht suchend, von der alten Besitzerin derselben diese erhielten. Nicht lange währte es aber, so geriethen die vier Feuerköpfe in Streit, sie zogen die Schwerter und hieben auf einander los, richteten in der Hütte arge Verwüstung an, die Lampe fällt herab und erlischt. Endlich läßt das Degengeklirr nach. Die Alte zündet die Lampe wieder an und sieht die jungen Männer mehr oder weniger verwundet am Boden liegen. Sich ihres Benehmens schämend, sagen sie lachend zu einander: Kommt, laßt uns nun in Eintracht und ohne Groll mit einander essen. Als man aber das Brod suchte, da lag es am Boden, war zertreten und mit Blut bespritzt und die in einem Winkel sitzende Alte heftete ihre rothen, entzündeten Augen starr auf die vier jungen Männer. Warum blickst Du uns so starr an? fragten die Jünglinge. Ich sehe in euern Mienen Euer Schicksal geschrieben. Gleich wie Ihr alle vier in dieser Hütte vereinigt seyd, so wird Euch ein gleiches Schicksal treffen. So wie Ihr das Brod mit Füßen getreten und mit Blut bespritzt habt, so werdet Ihr die Macht, die Ihr theilen könntet, unter Eure Füße treten und mit Blut beflecken; so wie Ihr diese Hütte verwüstet habt, so werdet Ihr Frankreich in Armuth stürzen und verwüsten; so wie Ihr alle vier in der Dunkelheit verwundet worden seyd, so werdet Ihr alle durch Meuchelmord umkommen. Die vier jungen Männer konnten sich nicht enthalten, über diese Prophezeihung zu lachen, obgleich es ihnen schon jetzt eben nicht wirklich lächerlich zu Muthe seyn mochte. Aber es kam so, wie die Alte gesagt. Heinrich von Condé ward zu Saint-Jean-d'Angeley durch seine Frau vergiftet. Heinrich von Guise ward zu Blois ermordet. Heinrich von Valois (Heinrich III.) ward zu St. Cloud durch Jacques Clement ermordet. Heinrich von Bourbon (Heinrich IV.) fiel zu Paris durch den Dolch Ravaillacs.

Ueber das neue, im Kriege zu verwendende Zerstörungsmittel, das sogenannte Widderschiff („Steam Ram") läßt sich die „Times" folgendermaßen vernehmen: „Sollte sich der neue Dampfwidder als eine erfolgreiche Erfindung bewähren, so würden die herrlichsten in unsern Tagen erbauten Kriegsschiffe so ziemlich zu der Hülflosigkeit eines elenden Kahns herabsinken. Man denke sich ein im Wasser schwimmendes, gegen Feuer und Kugeln gefeites Ungethüm, welches aus seiner Breitseite Hundertpfünder ausspeit, die sechs englische Meilen weit tragen, mit der Dampfkraft nach Belieben schaltet und Alles, was auf dem Wasser dahinsegelt, mit unwiderstehlicher Macht in Grund und Boden bohrt! Es handelt sich hier nicht um eine Chimäre oder bloße Phantasie. Das Ding mag vielleicht alle unsere Erwartungen verwirklichen; aber es wird doch wenigstens gebaut und soll dem Vernehmen nach, im nächsten Juni vom Stapel laufen. Dieses furchtbare Zerstörungs-Werkzeug soll selbst unzerstörbar seyn. Es mag — so sagt man uns — mit Kugeln gespickt seyn, wenn überhaupt Kugeln seine Flanken durchbohren können, Vordertheil und Hintertheil mögen in Stücke gerissen seyn und der ganze Bau mag sich dem Auge als formloses Wrack darstellen, dessen ungeachtet schwimmt das Fahrzeug nach wie vor lustig auf der Fluth und verliert nichts von seiner Macht. Man nimmt an, daß es, wenn es, statt die Kanonen spielen zu lassen, sich aufs Stoßen legt, ein Linienschiff in drei Minunten in den Grund bohren wird, so daß unsere ganze, jetzt im aktiven Dienste befindliche Flotte in etwa $1\frac{1}{4}$ Stunde zerstört werden würde. So wird die Sache dargestellt und wenn die gehegten Erwartungen sich erfüllen, so dürfen wir wohl fragen: Wozu nützen uns unsere Dreidecker?"

Seit einiger Zeit scheint **Konstantinopel** mit seiner nahe an 800,000 Seelen zählenden Bevölkerung ein ergiebiges Feld der verschiedensten Gaunereien geworden zu seyn, unter denen die Falschmünzerei obenan steht. So wurde im Laufe der letzten Woche eine den besseren Ständen angehörige Dame wegen Verbreitung falscher Kaimes arretirt und der weiteren Untersuchung überliefert. Wenige Tage früher wurde ein gewisser Cesinki Petrochino wegen Falschmünzerei zur Haft gebracht. Ein anderer Gauner, ein gewisser Epaminandos Fraphudi, früher Mitarbeiter eines griechischen Journals, dem es später gelang, beim Postbureau eine Anstellung zu erhalten, hat sich durch falsche Wechsel eines Betruges von 600,000 Piastern schuldig gemacht und ist nach Alexandria entflohen.

Nach einem Bescheide des k. Staatsministeriums des Handels vom 30. vor. Mts. auf die von der unterfränkischen Kreis-Gewerbs- und Handelskammer beantragte Vermehrung der Halbguldenstücke wurden in den beiden letzten Jahren 1857 und 1858 allein 203,160 Halbguldenstücke, dann in den unmittelbar vorübergegangenen 20 Jahren über $5\frac{1}{2}$ Millionen Gulden solcher Geldstücke von der königl. Münze ausgegeben; überdieß sind in Bayern seit 22 Jahren in runder Summe 26 Mill. 41,500 Stück Zweigulden- und 30 Mill. 622 Stück Eingulden-münzen geprägt worden, wozu noch nahezu 4 Mill. Stück Vereinsthaler kommen.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Buchdruckerei.

›

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung.“

№ 182 Dienstag, 2. August 1859.

Das Haus auf dem Felsen.

(Fortsetzung.)

Am Abend dieses Tages sandte Herr Leigh nach seinem Sohne und ließ ihm sagen, daß er ihn zu sprechen wünsche.

„Moriz,“ sagte er, „ich habe über unsere heutige Unterredung nachgedacht, und will Dir, nachdem ich mit Dir gesprochen, einen Vorschlag machen. Vor Allem muß ich Dir sagen, daß ich, als ich ungefähr in Deinem Alter stand, Mabels Vater und Mutter und den Mann, den sie Onkel nennt, empfindlich gekränkt habe. Du wirst mir die Wiederholung jener Erlebnisse ersparen; es genüge, daß es eine Sünde war, welche ich gerne vor meinem Tod wieder gut machen möchte. Meine Jugend war eine lange Kette des Unrechtes, und es ist gerecht, schwer dafür zu büßen. Ich kann mir nun nichts vorstellen, was mir weher thun würde, als wenn ich Dich unter Deinem Range heirathen sähe. Der Umstand aber, daß Du das Mädchen liebst, an deren Eltern ich mich versündigte, scheint mir ein Fingerzeig Gottes, daß ich auf diese Art gestraft werden soll. Es ist eine schwere Strafe Moriz, aber ich nehme sie an. Ich schlage Dir nun vor, das Mädchen zu heirathen, deren Skrupel wohl leicht zu beseitigen sind, und ihrem Onkel eine lebenslängliche Zuflucht unter meinem Dache anzubieten. Aber ich bedinge mir aus, daß Du mit ihr fortreisest; ich kann dieses Mädchen nicht als Tochter empfangen. Wenn Du gehst, mußt Du mir für immer Lebewohl sagen. Ich werde jedenfalls nicht mehr lang leben, denn Kraft und Gesundheit verlassen mich täglich mehr.“

Moriz hörte diese stolze Genehmigung mit verschiedenen Gefühlen, aber seine Leidenschaft für Mabel siegte; er nahm des Vaters Vorschlag an und eilte in das Haus am Felsen. Seines Vaters Gefühle können nur von Jenen begriffen werden, deren Stolz Alles überwiegt. Er hatte so schöne Pläne gemacht für seines Sohnes Zukunft, eine reiche Heirath sollte den alten Glanz des Hauses wieder herstellen — und nun wollte Moriz die Tochter des Mannes freien, den er einst so bitter gekränkt! — gewiß sein ärgster Feind konnte ihm keine herbere Strafe wünschen.

Während seines Sohnes Abwesenheit litt er geistig mehr, als in seinem langen, ungeordneten Leben. Alle seine Sünden standen mit wunderbarer Genauigkeit vor seinem geistigen Auge, eine lange Prozession verschwendeter Stunden, vernachlässigter Gelegenheiten zu guten Werken, schlechtverwendetes Geld, ungerechte, herzlose, selbstsüchtige Handlungen; und er hätte gern all seinen verschwendeten Reichthum gegeben, wenn er jetzt, am Ende seiner Tage, mit gutem Gewissen in die Vergangenheit, mit ruhiger Zuversicht in die ewige Zukunft hätte blicken können! Er suchte sich mit dem Gedanken zu trösten, daß die eben gegebene Einwilligung eine seiner Sünden sühnen müsse, und erwartete ungeduldig seines Sohnes Heimkehr, um das Ergebniß seiner Sendung zu erfahren. Er dachte nicht an die Möglichkeit des Mißlingens, denn er war überzeugt, daß die Armen freudig diese günstige Wendung ergreifen würden.

Er stand von seinem Sessel auf, als Moriz eintrat — aber es lag keine Freude in seinem Gesichte, kein Lächeln, das von dem Glücke des Bräutigams sprach.

„Nun?“ fragte Herr Leigh heftig, als sich Moriz schweigend auf's Sopha warf, „sie ist natürlich nur zu glücklich ....“

— „Ich habe sie nicht gesehen,“ antwortete der Sohn traurig; „sie ist nicht wohl; ich hatte eine lange Unterredung mit Mathias Whiting, und Mabel und ich werden uns nicht mehr sehen.“

„Was,“ rief der Vater, „er wagte, seine Nichte meinem Sohne zu verweigern?“

— „Verschonen Sie mich mit weiteren Fragen, Vater, ich beschwöre Sie. Wir haben jetzt nichts mehr über diesen Gegenstand zu sprechen.“

„Ja, wenn Du in Deiner Leidenschaft für das bürgerliche Mädchen nicht von ihren bettelhaften Verwandten insultirt worden wärest. Du siehst ganz blaß und unglücklich aus, als ob Jahre über Dein Haupt weggegangen wären. Ich habe das Recht,

zu fragen, warum die Ehre, die Du diesem Mädchen erweisen wolltest, abgelehnt wurde. Wahrscheinlich warst Du der schönen Heldin nicht reich genug."

Moriz bemühte sich sichtlich, seine Bewegung zu beherrschen und antwortete mit erzwungener Ruhe: „Ich wurde nicht beleidigt, Vater. Mabel Raby ist ein Engel, der, der Liebe eines Herzogs Werth wäre, und Mathias Whiting ist ein ehrlicher, treuherziger Mann, der mit seinen hehren Grundsätzen manch Hochgeborenen beschämen könnte. Verschonen Sie mich mit diesem Thema, ich bitte Sie wiederholt." Und Moriz verließ das Zimmer, als wollte er jede Unterredung abschneiden.

Am nächsten Tage stand ein einspänniger Wagen vor den Stufen, welche zu Mabels Wohnung führten, und ein Mann trug mit einem Knaben verschiedene Hausgeräthschaften herunter. Als der Wagen gepackt war, öffnete sich die Thüre der Hütte wieder, und Mabel und ihr Onkel stiegen Arm in Arm die Stufen herunter. Noch einen langen Blick warfen sie auf ihr liebes Hüttchen und folgten dann langsam dem Wagen. In einiger Entfernung stand eine hohe Gestalt, blickte ihnen nach, bis jede Spur von ihnen verschwunden war, und ging dann mit schwerem, langsamem Schritt in's Dorf zurück.

Ja, sie hatten nun für immer die Heimath verlassen, welche die Verhältnisse ihnen so schmerzlich gemacht hatte. Mabels innige Bitte hatte diesen Schritt veranlaßt.

Mathias konnte seinem Liebling nichts verweigern, und hatte, noch vor dem Besuch von Moriz, sein Häuschen an einen Fischer verkauft. Eben war er heimgekommen, als Mabel durch's Fenster Moriz die Stufen herauf eilen sah, und mit einem Schrei erfaßte sie des Onkels Arm, bat ihn, sie nicht sehen zu lassen, sie krank zu melden, und lief in das nächste Zimmer, dessen Thüre sie in dem Augenblick schloß, da Moriz an der Wohnstube klopfte.

Die Unterredung der beiden Männer war lang und ernst. Mathias hörte ruhig Moriz's Vorschlag an, und sprach dann:

„Junger Herr, ich ehre und achte Sie wegen Ihrer wahren Liebe zu diesem armen Mädchen. Sie hat keinen Vater, keinen Beschützer auf Erden, als mich. Ich habe keine rechtliche Macht über sie, aber wenn ich sie hätte, würde ich, das sage ich Ihnen offen, sie dazu anwenden, ihre Heirath mit Ihnen zu verhindern. Ich will ihr mittheilen, was Sie mir eben gesagt haben, aber ich kann nicht unter Ihres Vaters Dach leben."

„O, sagen Sie mir," rief Moriz bittend, „welches Unrecht Ihnen mein Vater gethan hat, und lassen Sie mich es gut machen durch eine lebenslange Zärtlichkeit für Mabel." Moriz's offenes, herzliches Wesen und seine Liebe für Mabel rührten den alten Mathias, und er bot ihm die rauhe Hand mit den Worten:

„Nein! nein! Von meinen Lippen sollen Sie nichts gegen Ihren Vater hören; Sie sind ein edler junger Mann und ich wünsche nur, Sie wären Einer von uns, dann würde ich Ihnen stolz und glücklich meine Mabel anvertrauen. Aber nicht so, nicht unter diesen Verhältnissen!"

Eine leise, zitternde Stimme rief „Onkel!" Moriz eilte nach der Thüre, aber Mathias kam ihm zuvor, und erhielt durch die halboffene Thüre einen Papierstreifen aus Mabels Hand. „Gib es ihm," sagte sie und schloß die Thüre wieder. Moriz ergriff es hastig, las es, und faltete es sorgfältig zusammen. Dann wandte er sich an Mathias und sprach voll tiefer Trauer: „Es ist ist nutzlos, mehr zu sagen. Whiting sagen Sie ihr, daß ich nie aufhören werde, sie zu lieben, und ihr von Herzen Gottes Segen wünsche."

Bevor Mathias ihm antworten konnte, war er fort. Bemitleidet ihn, ihr Alle, die ihr aus einem süßen Traume des Glückes zur kalten Wirklichkeit erwacht seyd! Wenn der Traum auch wild und unerreichbar war, so lindert es den Schmerz nicht, wenn man uns ruhig versichert, daß es Thorheit sey. Wir haben geglaubt, in der Erfüllung unseres Traumes glücklich zu werden, wir haben es gehofft, und die Qual, mit der wir einsehen, daß Alles verloren, ist wirklich hart zu tragen. Zweimal blieb Moriz auf dem Heimwege stehen und las das Billet. Es waren nur wenige, von Thränen halb verwischte Worte: „Wenn Sie mich lieben, werden Sie dieses Haus verlassen, und mich nie mehr zu sehen suchen. Ich kann meinen Entschluß nicht ändern."

Er wollte sie nicht gegen ihren Willen aufsuchen, aber er konnte sich nicht das traurige Glück versagen, in der Nähe ihrer Wohnung zu weilen. Hier sah er denn mit dem tiefsten Schmerz sie und ihren Onkel, voraussichtlich für immer, die Heimath verlassen. Er erkundigte sich im Dorfe, wohin sie gegangen, aber Niemand wußte es, obwohl Alle den Verlust des schönen Mädchens bedauerten, das sie Jahrelang geliebt und das ihnen und ihren Kindern so manche Freundlichkeit erwiesen hatte.

(Schluß folgt.)

Heiße Sommer und aufeinander folgende gute Weinjahre.

Wir haben nun drei Jahre nach einander ungewöhnlich heiße Sommer gehabt, eine reiche und ausgezeichnet gute Weinernte steht jetzt zum Dritten-

male in Aussicht, und man hört sehr oft die Aeußerung, eine solche Erscheinung sey noch niemals vorgekommen. Dieß ist jedoch nicht richtig. Eine Reihe von warmen und fruchtbaren Jahren ist ebenso, wie eine Reihe von kühlen, nassen und unfruchtbaren, in früheren Zeiten nichts Ungewöhnliches gewesen. Schon die sieben fetten und sieben mageren Jahren zu Joseph's Zeit können als eine allgemein bekannte Erscheinung dieser Art angeführt werden. Ich will aber auch aus einer neueren Zeit und aus unseren Gegenden ein Beispiel der Aufeinanderfolge von mehreren heißen Jahren und ausgezeichneten Weinernten anführen. Es sind die vier Jahre 1538—1541. Die Einzelnheiten, welche ich in Betreff derselben angeben werde, sind theils der blos nach Urkunden geschriebenen Lersner'schen Chronik von Frankfurt am Main, theils einem Tagebuch des 1581 gestorbenen Frankfurter Syndikus Joh. Fichard entnommen.

Das Jahr 1538 begann in einem Winter, welcher so gelind war, daß, wie der urkundliche Ausdruck lautet, auch nicht einmal eine Gans auf dem Eise gehen konnte. Am 17. April trat aber eine plötzliche Kälte ein, durch welche die Weinstöcke erfroren, das Getreide jedoch keinen Schaden litt. Nachher folgte ein sehr dürrer Sommer, in welchem am 1. August bereits alle Getreidefrucht eingethan war. Die Weinlese begann schon am 8. September. Sie lieferte, in Folge des erwähnten Frühjahrfrostes, nur einen halben Herbst, und es ward das Fuder Sachsenhäuser Weins zu 19—20 Gulden verkauft, während der Durchschnittspreis des Weins in der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts zu Frankfurt 15 Gulden betrug.

Das Jahr 1539 war so warm und fruchtbar, daß in ganz Deutschland eine der reichsten Weinlesen, welche je vorkam, gehalten wurde. Ein Fuder Wein wurde damals auf dem Markt des benachbarten Hochstadt zu 4 Gulden verkauft; in Frankfurt zahlte man nach dem Herbst für den in der Gemarkung gezogenen Wein 11—13 Gulden. Lersner berichtet, daß man an einigen Orten der Umgegend von Frankfurt aus Mangel an Fässern den Wein in Bütten habe stehen lassen müssen. Fichard aber gibt an, daß man in mehreren Orten des Elsaß aus demselben Grunde die Trauben zum Theil habe hängen lassen, und daß dort ein volles Faß für ein leeres verkauft worden sey, so wie eine Ohm Wein für acht Batzen, wenn der Käufer den Wein auf eigene Kosten lesen ließ.

Das Jahr 1540 ist in Hinsicht auf Witterung und Temperatur eines der merkwürdigsten gewesen. Es begann in einem Winter, welchem dieser Namen eigentlich gar nicht gegeben werden kann, da es während desselben nicht ein einzigesmal zum Gefrieren des Wassers kam. Außerdem trat die Sommerwärme so früh ein, wie nie zuvor oder nachher. Schon am 22. Februar nämlich fing, wie Lersner sagt, ein solcher warmer Sommer an, daß Jedermann meinte, es müßte Alles im Felde verdorren. Man glaubte auch, das ausgesäete Korn könne nicht aufgehen; dieses kam aber nicht blos hervor, sondern es wuchs auch so kräftig, daß man im Sommer, als wegen der Trockenheit das Gras der Wiesen verdorrt war, das Vieh vermittelst des Abblattens der Getreidehalme nährte. Der Sommer war, besonders während des Monats August, so heiß, daß Fichard ihn einen italienischen nennt, und daß die Leute glaubten, die Trauben müßten am Stock verwelken. Dieß geschah jedoch nicht; vielmehr gab es ungemein vielen und vortrefflichen Wein, welcher, wie Lersner sagt, dem Malvasier glich, dessen ungeachtet aber wegen der Menge des Ertrages nicht anders als für 7—8 Gulden verkauft werden konnte. Die Weinlese begann damals am 6. September. Nur die Krautpflanzen mißriethen gleich dem Wiesengras, und stiegen ebenso, wie die Eier und das Geflügel, auf einen sehr hohen Preis. Merkwürdiger Weise dauerte die warme Temperatur, welche so frühe begonnen hatte, länger als in irgend einem anderen Jahre; denn nicht früher, als in der Christnacht fiel der erste Reif, und erst am Neujahrstag 1541 erblickte man den ersten Schnee.

Das Jahr 1541 war ebenfalls ein sehr heißes; sein Sommer zeichnete sich durch eine solche Trockenheit aus, daß es, wie Lersner sagt, in fünf Monaten nicht regnete. Der Wein ward am 12. September zu lesen angefangen, und kostete das Fuder 14 Gulden.

Auf die beschriebenen vier Jahren folgten zwei, in welchen der Wein gänzlich mißrieth. In beiden wurden die Trauben nicht reif. Man las sie dessenungeachtet, aber das gewonnene Produkt war so sauer, daß man es nur mit Mühe trinken konnte; das Volk gab ihm den Spottnamen Türkenwein. Der Preis des alten Weins stieg daher auf eine Höhe, wie sie niemals früher vorgekommen war und bis 1588 auch nachher nicht wieder vorkam. Man bezahlte nämlich 1543 bis zu 66 Gulden für den Wein.

Mannigfaltigkeiten.

Folgender Zug, erzählt die Wiener Militärzeitung, von der Entschlossenheit und umsichtigen Tapferkeit eines österreichischen Offiziers verdient eine auszeichnende Erwähnung. Oberlieutenant Baron G. vom 56. Infanterieregiment, nun Hauptmann, war dem fliegenden Korps des F.-M.-L. Baron Urban

zugetheilt und hat mit demselben alle Kreuz- und Querzüge gegen Garibaldi mitgemacht. Am 5. Juni lagerte das Urban'sche Korps mit zwei Brigaden bei Castellanza, während die 3. Brigade noch vor Varese lag; um 10 Uhr Abends wurde Oberlieutenant Baron G. zu dem F.-M.-L. beschieden und als Kurier nach Mailand und weiter zur Hauptarmee geschickt, von welch letzterer man nicht wußte, wo sie stand. Ein Gendarm, aus Mailand gebürtig, und ein Korporal der 12. Kompagnie des Regiments Baron Kellner war die ganze Bedeckung. Die Depeschen, welche der genannte Oberlieutenant zu überbringen hatte, waren von großer Wichtigkeit, weil die Rückzugsdispositionen des Korps darin enthalten waren. In Monza langte am 6. Juni 2 Uhr Früh dieser Kurier vor der Post an, und der Oberlieutenant Baron G. verlangte vom Postmeister Pferde, die gleich versprochen wurden. Nach 10 Minuten stieg der Gendarm aus dem Wagen und ging in den Stall, um die Pferde selbst zu holen. Plötzlich weckte die rauhe Stimme einiger Leute den Schlummer des Oberlieutenants; sie verlangten von demselben die Waffen, indem sie gleichzeitig eine Pistole und eine Pike auf dessen Brust setzten. Von der Dunkelheit der Nacht begünstigt und die Wichtigkeit seines Auftrages kennend, ergriff der genannte Oberlieutenant mit der linken Hand die Pike und stieß die Pistole rasch weg, welche losgedrückt wurde. Die Kugel ging jedoch zwischen Arm und Brust an Oberlieutenant Baron G. vorüber; mit der Doppelpistole, die er in der rechten Hand hielt, stieß derselbe einen Mann nieder und erschoß zwei Revolutionäre. Der Gendarm sprang aus dem Stall und schoß; hierauf wollte er mit dem Bajonnette sich einen Weg zum Wagen bahnen, was ihm leider nicht gelang, — er wurde von der wüthenden Menge erschlagen. Der auf dem Bock des Wagens sitzende Korporal von Baron Kellner-Infanterie schoß den die Pferde haltenden Mann nieder und erstach einen andern, der auf den Bock steigen wollte. Der Postillion aus Saronna, ein Italiener, ein ehrlicher braver Mann, hieb in die Pferde und fuhr im Galopp durch die Stadt gegen Mailand zu. Der Oberlieutenant verlor seine Geistesgegenwart nicht, obwohl er, inmitten einer aufständischen Bevölkerung, mit wichtigen Depeschen in der Tasche, beinahe allein sich befand. Er langte glücklich bis eine halbe Stunde Entfernung vor den Thoren Mailands an, dort kam ein junger Kutscher berauscht einher gefahren; dieser Mensch rieth mit aufgehobenen Händen vom Weiterfahren ab, denn in Mailand sey kein Soldat mehr und lauter Barrikaden 2c. 2c. Nach gegenwärtig noch eingeholten Erkundigungen sah der Offizier sich genöthigt, zu seinem Korps zurückzukehren. Nach kurzer Berathung beschloß der Postillion, den Oberlieutenant auf lauter Feldwegen zurückzubringen, doch früher verrammelte er den Wagen mit Lederpölstern 2c., damit Niemand hineinsehen könne. Jeden Bauer am Wege fragte der Postillon aus, wo die Franzosen stünden und wo Garibaldi jetzt sey, während der Offizier diese Aussagen in seinem Wagen niederschrieb. Um 11 Uhr gelangte der Offizier ins Lager zurück, und kaum war F.-M.-L. Urban von Allem unterrichtet, so tönte auch schon die Alarmtrompete. Der Umsicht des F.-M.-L. Baron Urban hatten die Truppen es zu verdanken, daß durch einen forzirten Nachtmarsch die Addabrücke bei Vaprio noch erreicht wurde, denn als der Vortrab anlangte, sagten die Bewohner, daß Garibaldi's Sohn mit 70 Mann einige Stunden vorher schon die Brücke habe zerstören wollen, und wahrscheinlich mit einer größeren Anzahl bald eintreffen dürfte. Nebenbei gesagt, erhielt der Postillon 100 fl. vom Oberlieutenant Baron G., und der Korporal wurde zur Auszeichnung mit der großen silbernen Tapferkeitsmedaille vorgeschlagen.

[Statistische Notizen über die päpstliche Armee.] Ministerium und Intendanz 84 Personen, Obergeneralstab 17, Platzgeneralstab 48, Sanitätsrath 5 Personen, Artillerieregiment 800 Mann mit 150 Pferden, Genie 36 M., 1. Bataillon inländischer Jäger 820 M., 2. Bataillon 750 M., Veteranen 950 M., 1. inländisches Regiment 1890 Mann, 2. Regiment 1000 M., 1. Fremdenregiment 1990 Mann, 2. Fremdenregiment 1600 Mann, Kadetten 34 M., Invaliden 140 Mann, Militärvorgesetzte 15 M., Dragonerregiment 500 M. mit 450 Pferden, Disziplinkompagnie 60 M., Gendarmerie 4500 Mann mit 600 Pferden. Die päpstliche Armee bestand daher aus 15,239 Mann und 1200 Pferden. Sie hat sich aber seither durch die von sardinischen Agenten und von der Partei der politischen Agitation veranlaßten Desertionen um ungefähr 700 Mann und 300 Pferde vermindert. Die verhältnißmäßig größte Zahl von Desertionen kam im Dragonerregiment vor, auf welches die Arglist der Verführer ihr Hauptaugenmerk richtete, und jedem Ausreißer ein bedeutendes Handgeld versprach. Das Offizierkorps ist seinem dem Papst geleisteten Eid treu geblieben. Nicht mehr als acht Offiziere desselben verließen eidbrüchig ihre Fahne. Unter denselben befindet sich der Gendarmeriehauptmann Bizzarelli, Bruder des verstorbenen Kardinals, welcher im Jahr 1849 zufolge eines Beschlusses des Revisionsraths vom Korps entfernt, hernach aber vom heil. Vater begnadigt und wieder in sein früheres Amt eingesetzt worden war.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der A. Mailand'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 183 Mittwoch, 3. August 1859.

Das Haus auf dem Felsen.

(Schluß.)

Als Moriz heim kam, gab ihm sein Vater einen Brief von Mathias. Er dankte Herrn Leigh für sein Anerbieten und sagte ihm, daß der beste Beweis der Dankbarkeit und der herzlichen Verzeihung der Vergangenheit, den er ihm geben könnte, der sey, daß er Alles thue, was in seinen Kräften stehe, um seinen Sohn von einem Schritte abzuhalten, welcher ihn und seinen Vater unglücklich machen würde. Er schloß sein kunstloses Schreiben mit der Versicherung inniger Bewunderung, welche er für Moriz's edles Benehmen fühlte, und der Hoffnung, ihn bald glücklich mit einer ebenbürtigen Braut vermählt zu wissen. Die Bemerkungen über „sein armes Kind," wie er Mabel nannte, und der Ernst, mit welchem er Herrn Leigh bat, ihm beizustehen, daß sein Sohn sie nicht mehr sehe, waren wirklich rührend.

Moriz machte gar keine Bemerkung, aber er sah, daß der Brief einen günstigen Eindruck auf seinen Vater gemacht hatte. Auch er konnte nicht umhin, des armen Alten Hochherzigkeit anzuerkennen, und bessere, mildere Gefühle schienen in seinem Herzen aufzuleben. Sie blieben nun nicht mehr lange im Dorfe, Herrn Leigh's Gesundheit besserte sich nicht merklich, und er glaubte, daß es für seines Sohnes gedrückten Gemüthszustand besser sey, wenn er diesen Ort verlasse. Sie zogen nun in ein anderes Dorf, wo Herr Leigh hoffte, in kurzer Zeit Moriz wieder vergnügt und heiter zu sehen.

Gibt es nicht Augenblicke in jedes Menschen Leben, wo er den Schleier der Zukunft lüften und wissen möchte, wie viel Freude oder Schmerz ihn noch treffen werden? Aber die ewige Liebe hat diese Wünsche verneint, um uns eine Gewißheit zu ersparen, die wohl oft eine solche Wucht der Angst mit sich brächte, daß wir es nicht ertragen könnten. Wenn nun der Leser auch seine eigene Zukunft nicht erfahren kann, so sey ihm doch gegönnt, die Zukunft jenes Mädchens zu kennen, dessen Schicksal er bisher (ich hoffe mit innigem Interesse) gefolgt ist.

Eine lange Reihe von Jahren ist vergangen. Denken Sie, Sie besuchen ein Dorf, in dem genug zu sehen ist, um ein Stündlein angenehm zu verleben. Eine alte Kirche voll Monumente und Inschriften, eine sonderbare Brücke, dann einen Brunnen, den der Aberglaube des Landvolkes mit magischer Gewalt ausgestattet hat. Es ist recht sehenswerth und die Landmädchen, die dort ihre Krüge füllen, bilden liebliche Gruppen um ihn. Sie müssen auch ein altes Gebäude besuchen, das jetzt in ein Armenhaus verwandelt worden ist. Es soll ehemals einer adeligen Familie gehört haben, und man erzählt sich schauderhafte Sagen über deren Verfall. Die Wände und Decken sind von getäfeltem Eichenholz; es sind eigenthümliche Schlösser an den Thüren, und sonderbare Riegel an den Fenstern, in deren Scheiben manche Namen eingekritzelt sind.

Wenn Sie all' das gesehen haben, so wollen wir die Schule besuchen, welche von der Dame des „Herrenhauses" gebaut wurde und sehen, ob Sie in der Schulmeisterin eine alte Bekannte entdecken.

An einem offenen Fenster, durch welches Rosen hereinschauen, sitzt in ihrem Armsessel eine hübsche Gestalt, die Sie erkennen müssen. Sie ist noch hübsch und lieblich, obwohl viele Jahre dahin sind. Drei oder vier Kinder stehen vor ihr und sagen mit auf dem Rücken gekreuzten Armen ihre Aufgabe her. Sie horcht mit geduldigem Lächeln auf die kleinen Stimmen, und sendet sie dann mit ermunterndem Lob auf ihre Plätze zurück, um einen Besuch in ihrem reinlichen Schulzimmer zu empfangen. Wieder eine alte Bekannte: Helene Everton — jetzt Helene Stanley, eine Frau und Mutter, steht unter dem Dache, das sie selbst zur Erziehung der Dorfjugend erbauen ließ, und spricht mit Mabel Raby — noch Mabel Raby, welche nun auf die beste Art jenen Unterricht verwerthet, den sie einst so großmüthig empfangen hatte. Obwohl Adelaide, jetzt die Gattin des jüngern Sohnes eines Peers, im Strudel des eleganten Lebens ihr hübsches Spielzeug längst vergessen hatte, vergaß Mabel doch nie, was sie ihr schuldete, und daß durch ihre Güte

sie in Stande war, die ihr von Frau Stanley gütig angebotene Stelle einer Lehrerin annehmen zu können.

Ein einfaches, nur mit seinem Namen bezeichnetes Kreuz zeigt Mathias Whitings Ruhestätte. Er war „heimgegangen," und starb eines seligen Todes, nachdem er seine geliebte Mabel durch den glücklichen Zufall, daß Helene Everton gerade in das gleich Dorf kam, in dem sie ihre Wohnung aufgeschlagen hatten, von jeder Nahrungssorge befreit wußte. Mabel nannte nie Moriz Leighs Namen, bis kurze Zeit vor ihres Onkels Tod eine Zeitungsannonce ihre Wange erblassen machte, und ihre Augen mit Thränen füllte. Aber sie faßte sich schnell, bot das Papier ihrem Onkel und sagte: „Ich freue mich recht; Gott ist so gut gegen mich, ich habe mich immer gesehnt zu wissen, ob er wohl und glücklich sey."

Die Annonce verkündete die Vermählung des berühmten Bildhauers Moriz Leigh mit einer reichen Erbin. Mathias sprach nichts, sondern küßte Mabel zärtlich; einige Augenblicke später sagte er, er hätte gewünscht, daß sie den Sohn des Pachters Mailand heirathe. „Lieber Onkel, sage das nicht — ich bin glücklicher, viel glücklicher so. Jeden Tag fühle ich mehr, daß ich recht handelte; ich bin nun durch Frau Stanley's außerordentliche Güte für das ganze Leben versorgt, und so bleibt mir kein Wunsch, als hier zu leben, bis ich dort, wo kein Schmerz und keine Trauer mehr herrscht, meinen theuren Vater wieder sehe. Mein Leben gefällt mir, ich liebe die Kinder und die Kinder lieben mich, ich habe Freunde gefunden, Jederman ist freundlich gegen mich, und gewiß, lieber Onkel, ich würde meine Stellung nicht vertauschen — selbst nicht um sein Weib zu seyn."

Und Mabel fühlte, was sie sagte; wohl gab es Augenblicke, wo die Leidenschaft der vergangenen Tage mit der alten Gluth aufblitzte; aber sie hat sich nun überzeugt, daß der liebe Gott Alles recht gemacht habe, und findet ihren Lohn für den edlen Kampf in ihrer Ruhe, ihrem Selbstbewußtseyn.

Als sie zum Erstenmal in das Dorf kam, erregte sie Bewunderung und Neugierde. Man sprach von ihrer Schönheit, und wunderte sich, daß sie nicht heirathen wollte. Es gab kaum einen jungen Mann im Dorfe, der sich nicht der schönen Schulmeisterin zu nähern suchte, aber ein kaltes Lächeln war Alles, was ihnen wurde. Einer, kühner als die Uebrigen, hatte einen Antrag gewagt, aber die feste, entschiedene Weigerung, die ihm wurde, diente den Andern zur Warnung und sie wurde künftig nicht mehr belästigt.

Sie konnte nicht wieder lieben und wollte auch nicht heirathen, deßhalb finden wir sie noch als Mabel Raby, von Allen geliebt und geachtet, einen ruhigen, zufriedenen Geist als köstliches Juwel mit sich tragend. Mabels inniger Glaube wurde ihr zur Stütze und Kraft, und wenn sie sich auch nicht mehr in jener Wohnung befand, in der sie ihre Jugendjahre verlebt hatte, hatte sie doch ihr Haus auf den Felsen gebaut und die Stürme des Lebens gingen darüber hin, ohne es zu erschüttern.

Fund in heidnischen Todtenhügeln.

In einem großen Todtenhügel auf Flinterupphof im Amte Holbek am Isefjord im dänischen Seeland wurden viele Ueberbleibsel aus zwei verschiedenen Zeitaltern entdeckt, nämlich unten in dem Hügel solche, welche aus den Jahrhunderten oder von Völkern stammen, die ihre Todten begruben, oben über denselben aber Ueberreste aus dem Brennalter oder der Zeit, in welcher man die Leichen verbrannte. Man ist allgemein geneigt anzunehmen, daß die verschiedenen Inhalte eines solchen Todtenhügels aus verschiedenen Zeiten sind, allein wer möchte beweisen können, daß sie nicht zu einer und derselben Zeit begraben und verbrannt worden sind? Tief drinnen und unterst im Hügel fand man viele Menschen- und Thierknochen. Bekanntlich ließen sich die skandinavischen Heiden, nicht aber die germanischen, zugleich mit Thieren, als Pferden, Hunden u. s. w. begraben. Die besagten Thier- und Menschenknochen fanden sich in mit Steinen eingefaßten Gräbern an der Seite von einander und einige Gräber enthielten eine große Anzahl schichten- oder lagenweise aufeinander gelegter Leichen, die durch flache, aufrecht stehende Steine von einander abgetrennt waren. In anderen Gräbern waren die Leichen augenscheinlich in sitzender Stellung begraben. In diesen unteren Räumen waren die gefundenen Sachen meist von Stein; die in den oberen Gräbern waren verbrannte Menschenknochen und zusammengeschmolzene Bronzestücke — natürlich durch das Feuer beim Todtenbrande. Ein ähnlicher Begräbnißplatz ist vor Kurzem auch auf Skovgaard auf der dänischen Insel Falster gefunden worden. Unter mehreren anderen Gegenständen wurden hier drei ganze und zwei beschädigte Menschenköpfe und überdieß der Kopf von einem Hund gefunden. Das war in einem großen Todtenhügel, in dessen Mitte drei aus Steinsetzung bestehende Grabkammern an der Seite von einander standen und zwar in einer O. W. Richtung. In diesen Grabkammern lagen außer Sachen von Stein, Knochen und Bernstein eine so große Menge Menschenknochen, daß man angenommen, daß wohl 100 Menschen da begraben sind. In der östlichen Kammer standen auf einer

großen platten Steinstücke drei Urnen von Thon mit verbrannten Menschenknochen und einigen bronzenen Geräthschaften darin. — Die nordischen sowohl als unsere Forscher unterscheiden gewöhnlich zwischen einem Steinalter und Bronzealter oder zwischen einem Alter des Begrabens und des Verbrennens und setzen jenes in eine viel frühere Periode der Geschichte.

Ein solcher Unterschied hat wenig Gründlichkeit, das meiste ist lose Meinung, das wenigste Thatsache. Die heidnischen Friesen und alten Gothen, die Jütland vor den Dänen bewohnten, haben von jeher ihre Todten verbrannt und in den Todtenhügeln dieses Brennalters finden sich die steinernen Sachen neben bronzenen und eisernen. Das skandinavische Heidenthum dauerte lange genug und die obenerwähnten Menschengerippe und Todtenköpfe können unmöglich Jahrtausende alt seyn, nur Jahrhunderte. Als das Christenthum in die skandinavische Welt eindrang, verging noch lange Zeit, wo Heiden neben oder unter Christen wohnten. Anfangs ließen sich die Christen dort auch noch in heidnischen Hügeln begraben, während die damaligen Heiden ihre Todten außerhalb der Städte und Dörfer verbrannten und in Todtenhügeln die Asche beisetzten. Vielleicht haben sich Verwandte oder Bewohner eines und desselben Ortes, welche theils Heiden, theils Christen waren, in demselben Hügel bestatten lassen. Die sitzende Stellung im Grabe ist skandinavisch. Man findet solche sitzende Skelette häufig in skandinavischen Gräbern des Alterthums, in den schottischen Niederlanden.

Bei so rohen Völkern, wie die Skandinavier waren, findet sich die Rohheit auch noch im Grabe. Manche ihrer sogenannten Helden ließen sich in einem Schiff unter einem Hügel begraben, einige mit ihrem Pferde und bei einigen hat man Hunde gefunden und andere Thiere. Die ursprüngliche Bedeutung des englischen Wortes to bery heißt in einem Todtenhügel bestatten, d. h. die Asche nach Verbrennung der Leiche. Begraben ist die spätere Bedeutung. In einem norwegischen Todtenhügel wurden vor einigen Jahren die Ueberbleibsel eines Schiffes, Menschen, Hundes und ein Kessel gefunden. Damals war mir der Kessel unerklärlich. Jetzt schreibt man aus Sundal in Norwegen vom 23. Februar 1859: Hier in Sundal auf dem Hofe Gröwal ward dieser Tage in einem Riesenhügel (d. i. Todtenhügel) ein kupferner Kessel gefunden, worin ein eiserner Helm war, woran der Kopf beim Knorpel festklebte und wo die Scheitelknochen nebst den Zähnen des Oberkiefers deutlich zu unterscheiden waren, außerdem fand man ein verrostetes zweischneidiges Schwert und eine nach dem Leichenbrande mit Asche gefüllte irdene Urne. Der Bauer, der beim Wegräumen einer steinigen Stelle mitten auf einem Acker diese Sachen fand, begriff nicht, welche Wichtigkeit der Fund gehabt haben könnte, wenn behutsam damit umgegangen worden wäre. Er hielt die Sachen für altes Gerumpel von keiner Bedeutung. In Folge dessen waren sie zu übel zugerichtet, als daß es der Mühe werth gewesen, dieselben für die norwegische Universität (zu Christiania) zu gewinnen. Der Kopf war augenscheinlich im Helm gewesen.

Ein Eisenbahnunglück in Amerika.

Ueber das bereits erwähnte Eisenbahnunglück in Michigan sagt ein Schreiben aus New-York in der Allgemeinen Zeitung: „Menschenleben sind bei uns wohlfeil genug, nämlich für Friedenszeiten. Erst in voriger Woche ist wieder auf der Michigan-Südbahn eine Anzahl Menschen massakrirt worden, die man, wenn es sich um österreichische Soldaten handelte, durch das Pariser Vergrößerungsglas mindestens für ein Bataillon angesehen hätte. Es waren ihrer 40—50. Mit üblichem Leichtsinn hatte der Baumeister der Bahn einen Fluthbogen, durch welchen ein kleiner Bergbach unter dem Bahnwall floß, zu eng gebaut; durch einen Wolkenbruch schwoll der Bach so an, daß der Bogen ihm keinen hinlänglichen Abfluß gewährte; das Wasser staute sich gegen den aus Lehmsand locker aufgeführten Wall, und schwemmte ihn in einer Breite von 80—100 Fuß hinweg. Da unsere ökonomischen Eisenbahnverwaltungen (um zinsenlüsternen deutschen Kapitalisten zehnprozentige Hypotheken zu 75 vom Hundert anbieten zu können) keine Bahnwärter halten, so ward das Unglück nicht bemerkt, und der in finsterer Nacht heranbrausende Passagierzug stürzte als ein wüster Trümmerhaufen in die vom Hochwasser durchtobte Schlucht. Alle Personen, die sich in den ersten zwei Wagen befanden, wurden zermalmt oder ertränkt; zum Theil waren sie mehrere Fuß tief in den aufgeschlemmten Sand hineingestampft worden. Nur die in den letzten Wagen Befindlichen kamen theilweise mit zerbrochenen und verrenkten Gliedmaßen davon. Daß ist eine jener Katastrophen, wie sie hier bereitwilligst dem „unerforschlichen Rathschluß des Allmächtigen“ auf Rechnung gesetzt werden. Ueber den leichtsinnigen Bau der Eisenbahn oder gar das Nichtvorhandenseyn von Bahnwärtern zu schelten, fällt einem Amerikaner kaum ein. Den Eisenbahngesellschaften kosten Unfälle dieser Art weit mehr Geld, als die auslänglichsten Vorsichtsmaßregeln gekostet haben würden. Jeder der Verwundeten und die Angehörigen der Getödteten haben das Recht, auf Schadenersatz zu klagen, und zwar

wird die Höhe dieses Ersatzes von den Geschwornen bestimmt, wobei oft ganz ungeheure Summen herauskommen. Denn jeder von den zwölf Geschwornen gibt in der Regel eine Summe ganz willkürlich an; dann wird aus allen zwölf der Durchschnitt gezogen, und dieser als Wahrspruch abgegeben. Es ist erst wenige Monate her, daß in Boston ein Fall dieser Art in dritter Instanz entschieden wurde. Klägerin war die Frau eines Mannes, der von einer Lokomotive auf einem Kreuzwege (auch diese werden nicht durch Barrieren gesperrt, wenn ein Zug herankommt) überfahren worden war; sie selbst war dabei nicht unerheblich verletzt worden. In erster Instanz sprachen ihr die Geschwornen 12,000 Dollars Entschädigung zu; die Eisenbahngesellschaft appellirte auf den Grund hin, daß diese Summe eine unbillig hohe sey, aber die zweite Jury erhöhte die Summe auf 18,000 Dollars, um die Klägerin für die Verzögerung zu entschädigen. Neues Kassationsgesuch der Eisenbahngesellschaft; neues schwurgerichtliches Verfahren; neuer Wahrspruch, dießmal 22,500 Dollars! Und nun waren die Beklagten so weise, wie Tarquinius, nachdem die Sibylle sechs von ihren Büchern verbrannt hatte: sie zahlten die Summe sammt allen Kosten, die sich ebenfalls noch in die Tausende beliefen. In den meisten Fällen lassen es die Gesellschaften nicht bis zu einem Prozeß kommen, sondern vergleichen sich gütlich mit den Geschädigten. Dabei gilt durchschnittlich die Summe von 5000 Dollars (12,500 fl.) als Ersatz für das Leben eines Mannes. In einigen Staaten ist die Summe sogar als Norm festgestellt.

Mannigfaltigkeiten.

Große Aufmerksamkeit erregt die von den Russen beabsichtigte große Expedition in das Land der Turkomanen. Es handelt sich dabei um nichts Kleineres, als um die weitere Vorschiebung der russischen Gränze durch die unwirthlichen Steppen der Kirgisen bis gegen Chiwa hin. Vor 140 Jahren schon suchte Peter der Große auf halb friedlichem, halb feindlichem Wege die Eroberung von Chiwa; der Chan aber durchschaute die Absicht seines mächtigen Nachbars und veranstaltete eine Art sizilianischer Vesper, in welcher 1400 Russen mit ihrem Führer, einem Fürsten Czerkasky, auf schmachvolle Weise umgebracht wurden. Kaiser Pauls Plan, mit einem aus Franzosen und Russen zusammengesetzten Korps den Weg durch Chiwa und die Bucharei nach Ostindien aufzusuchen, kam wegen seines bald darauf erfolgten Todes nicht zur Ausführung. Ein dritter Zug wurde im Winter 1829 nicht ohne große Ostentation eingeleitet. Ein mächtiger Zug, aus Truppen aller Waffen gebildet, dem sich auch viele Freiwillige, Künstler, und Gelehrte anschlossen, setzte sich von Orenburg aus in Bewegung, um durch die Steppen nach Chiwa zu ziehen. Der Generallieutenant Graf Basil Perofsky erhielt den Oberbefehl. Er that alles Mögliche, um den Zweck seiner Mission zu erfüllen, aber sie mißglückte vollständig. Die Ungunst der Elemente, die Unwegsamkeit, und die unermüdlichen Schwärme der Feinde, zuletzt Hunger und Noth, nöthigten die Russen zum Rückzuge, als sie noch mehrere Tagreisen von ihrem Ziele entfernt waren. Der Kaiser berief den nach Orenburg zurückgekehrten Grafen nach Petersburg; er umarmte ihn mit den Worten: „Basil, Du hast Dein Möglichstes gethan; tröste Dich, ich zürne Dir nicht. Die Eroberung von Chiwa scheint einer andern Zeit, vielleicht der Regierung meines Sohnes vorbehalten zu seyn.“ Die jetzige Expedition geht in viel größerer Stärke und mit viel bedeutenderen militärischen Mitteln an ihre Bestimmung; ihr Weg ist weit über den Aralsee und bis über den Fluß Dir hinaus geebnet und durch eine lange Reihe von Forts gesichert. Die bessere Jahreszeit und selbst die Zustimmung Persiens, das seit dem letzten Frieden von Teheran (14. April 1857) gegen England mit Groll erfüllt ist, verspricht dieser vierten Expedition einen besseren Erfolg, als den früheren.

Der „Landbote von Winterthur“ veröffentlicht folgendes glänzende Beispiel von Muth und Geistesgegenwart. Beim letzten Artilleriekurs in Thun bemerkte die Mannschaft einer Batterie, daß aus einem Caisson, in dem viele Munition sich befand, starker Rauch emporstieg. Entsetzt ergriff die zunächst stehende Mannschaft die Flucht. Wachtmeister Studer, Spengler von Winterthur, ging jedoch sofort auf das Caisson los, öffnete es und sah, daß eine Menge Brander in Brand gerathen waren. Behutsam nahm er dieselben heraus und zertrat sie auf dem Boden. Das Brett, welches die Brander von der Munition trennte, war bis auf die Dicke einer Linie schon durch gebrannt. Noch ein paar Augenblicke und das Caisson mit seinen Granaten wäre aufgeflogen und hätte entsetzliches Unglück angerichtet. Als der Kommandant des Lagers Nachricht von dieser männlichen That erhielt, ließ er Studer vor die Linie treten, belobte ihn öffentlich und frug ihn, wie er den dazu gekommen sey, sein Leben so zu riskiren? Studer antwortete ihm darauf: Wenn das Caisson in die Luft geflogen wäre, so hätten die Kugeln auch Jene getroffen, die davongelaufen waren. So konnte das Unglück vielleicht gar nicht geschehen oder doch später, und ich wäre allein gefallen!

Redakteur: Gustav Reffert.
Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 184 Donnerstag, 4. August 1859.

Eine Gouvernante.

Erzählung.

1.

Am Abend eines trüben Dezembertages, dessen gleichförmig bezogener Schnee- und Nebelhimmel der weiß verhüllten Erde keinen Sonnenstrahl gegönnt hatte, hielt von einem Seitenwege einbiegend, ein Schlitten vor einem Wirthshause, das an der großen Straße, mitten im Felde gelegen, vor Eröffnung einer bedeutenden mitteldeutschen Eisenbahn häufig den Frachtfuhrleuten als Ort, wo sie die Pferde fütterten, und der Post als kurzer Haltepunkt diente, um einen oder den andern harrenden Passagier der Umgegend aufzunehmen.

Auch heute fragte einer der beiden im Schlitten sitzenden Männer den ihm bekannten unter die Thür tretenden Wirth mit ängstlicher Hast, ob der Postwagen schon vorüber sey, und als dieser die Frage verneinte, da der starke Schneefall ihn aufgehalten haben werde, fügte er sichtlich erleichtert hinzu: „Gottlob! so erwarte ich ihn hier," und sprang heraus.

Sein ältlicher Begleiter folgte ihm mit größerer Ruhe, bestellte sich einen erwärmenden Abendtrunk und sagte in das Gastzimmer tretend: „Ich erreiche mein Nachtquartier noch immer zeitig genug, wenn ich hier ein Viertelstündchen verziehe. Doch wiederhole ich meinen Rath, lieber Sohn; begleiten Sie mich und übernachten in W. — Der Hohlweg nach dem Thale wird verweht seyn, und wer weiß, wie lange Sie hier noch auf den Postwagen warten müssen. Begleiten Sie mich und fahren morgen in aller Gemächlichkeit nach Rosenhain."

Der Wirth, nachdem er vergeblich ein Nachtquartier in seinem Hause anempfohlen, stimmte nicht minder warnend in jenen Rath ein. Der junge Mann aber entgegnete „Nein, nein. Es zieht mich mit Gewalt zu den Kindern zurück. Wie leicht kann ihnen ein Unglück zugestoßen seyn!" — „Wir haben sie heute Morgen gesund und frisch verlassen," wendete der ältere Reisende ein, „Sie werden sie, so Gott will, morgen eben so wieder finden. Sie sind ein Thor, Edmund, sich so eigenwillig zu quälen."

„Sie mögen recht haben, lieber Vater, aber meine Stimmung ist unüberwindlich. Die Unruhe treibt mich aus dem Hause und wieder in dasselbe zurück; ich sehne mich nach den Kindern, wenn ich von ihnen bin, und habe ich sie um mich, weiß ich nichts mit ihnen anzufangen. Sie langweilen sich, ich ärgere mich — ich bin ein unglücklicher Mann!"

„Es war ein harter Schlag, der Sie getroffen, Edmund. Wer könnte das besser erkennen als ich, dem er die einzige Tochter, das einzige Kind geraubt? Es ist schwer genug, im Umsehen entbehren zu müssen, wofür man ein Vierteljahrhundert gesorgt und geschafft. Aber, sagen Sie selber, was sollte aus der Welt werden, wenn alle Menschen sich anstellen wollten wie Sie, Wolfram und, Gott sey es geklagt! meine Frau? Der Tod gehört in das Leben und muß durch das Leben überwunden werden. Man hilft sich wie man kann, dieser auf diese, jener auf jene Weise. Der eine betet, der andere arbeitet, ein bischen Leichtsinn thut das Seine, und so kommt schließlich Alles wieder in das alte Geleise. Aber es ist im Grunde auch nicht das eine Unglück, das Sie dermaßen stachelt, lieber Freund; das Glück hat Sie nur verwöhnt, und so schmachten Sie beim leisesten Mangel. Sie sind ein Gefühlsmensch, Edmund, und ich sehe es kommen, daß Sie das Schicksal aller dieser Naturen theilen werden."

„Und was wäre das für ein Schicksal, lieber Vater?" — „Aus einem Extrem in das andere zu fallen und sich jählings nicht minder gründlich zu trösten, als Sie jetzt leidenschaftlich in Klage und Jammer verharren. Sie werden sich bei der ersten besten Gelegenheit in die erste Beste verlieben, um nur das unruhige Herz wieder an den Mann, will sagen an die Frau zu bringen."

„Pfui!" rief der junge Mann, sich unwillig abwendend. — „Nicht so verächtlich, mein Bester, gegen den natürlichen Lauf der Welt! Ich kenne meine Menschen. Denken Sie an unsern alten

Freund Simon. —“ — „Den Geheimerath?“ — „Denselben. Auch er liebte seine Frau über Alles, wie er sagte, und als sie ihm plötzlich genommen wurde, wollte er sich selber im Tode nicht von ihr trennen, war nur mit Gewalt von ihrer Leiche und später nicht von ihrem Grabe zu bringen. Sogar mir fing es an für sein Hirn und Leben bange zu werden. Die Freunde veranlaßten daher eine entfernte Freundin und Verwandte der seligen Geheimeräthin, in sein Haus zu treten, während sie ihn mit Mühe und Noth zu einer Reise nach Italien beredeten. Die Cousine kommt an, — Frauenzimmer, wenn sie die erste Gränze der Jugend passirt sind, haben eine schreckliche Passion, die helfenden Engel zu spielen — und am andern Morgen soll mein Geheimerath fort. In der Abenddämmerung wandelt er mit seiner kleinen Schaar und ihrer neuen Hirtin nach dem Kirchhofe, zum letzten Abschiede von dem Hügel der Verblichenen. Sie fallen auf ihre Knie unter Schluchzen und Beten; er, ganz in Ekstase, beschwört den himmlischen Geist seiner Doris, die theure Verwandte während ihrer Mutterrolle zu umschweben, und schließt endlich die rührende Scene nach einstündiger Aufregung und achtwöchentlicher Wittwertrauer als Bräutigam der lieben Cousine, die er bei seiner Rückkehr aus Italien als seine Gattin heimführt, um mit ihr ein fast eben so liebeseliges Leben zu führen wie mit der Ersten. Hätte er das Unglück, auch sie zu verlieren, so stehe ich dafür ein, daß die dritte nicht lange auf sich warten lassen würde.“

„Und welche Parallele wollen Sie zwischen dem beweglichen Herzenszustande Ihres Geheimeraths und meinem festen und treuen Schmerze ziehen?“ fragte Edmund gereizt. — „Keine, die Sie kränken soll, lieber Sohn,“ antwortete der Schwiegervater äußerst gelassen. „Sie haben sich allerdings nicht in acht Wochen wie mein Geheimerath, ja in fast zwei Jahren nicht über ihren Verlust zu trösten gewußt, aber — Sie sehnen sich darnach, es zu thun, wenn Sie es sich auch nicht eingestehen mögen, und es wird Ihnen ehesten Tages gelingen. Auch bin ich weit davon entfernt, Sie deßhalb zu tadeln, lieber Freund; im Gegentheil, Niemand wird Ihnen aufrichtiger gratulieren als ich, sobald Ihre Wahl nur einigemaßen verständig und zweckentsprechend ausfällt. Anders freilich meine Frau. Ich zweifle, daß sie sich jemals daran gewöhnen wird, eine Fremde an der Stelle ihrer Tochter zu wissen, und ich blicke mit Entsetzen in die Zeit, wo ihr dieses Schicksal unfehlbar bevorsteht. Sie kennen ja mein häusliches Kreuz, lieber Wolfram. Kein größeres Martyrium für einen Mann als eine hysterische Frau! Ihr Lebenlang hat sie geweint, sich und andere gequält ohne Grund; endlich trifft sie ein Schlag, und der härteste in der That; aber wie macht sie nun auch von dem Vorrechte des Unglücks Gebrauch! Mir bleibt keine Wahl, als sie gewähren zu lassen und jeden ihrer Einfälle zu befriedigen. Nicht allein, daß es meine Art nicht ist, in eines Menschen Neigung einzugreifen, hier binden mir noch die dringendsten Rücksichten die Hände. Ich danke Ihr Alles, was ich habe und bin. Ohne diese Heirath säße ich wohl noch als armer Buchhalter in irgend einem unbekannten Komptoir, heute weiß man nicht nur auf dem Kontinent, was die Firma Eschenbach zu bedeuten hat. Darum bitte ich Sie noch einmal, Wolfram, überlassen Sie ihr die Kinder, welche Sie auf dem Lande bei Ihrer projektirten ökonomischen Thätigkeit doch nicht ihren Ansprüchen gemäß erziehen können. Sie hat sich einmal in den Kopf gesetzt, die Kleinen um sich zu haben. Und wie viel freierer Raum wird Ihnen zu einer neuen Wahl gelassen seyn, lieber Sohn, wenn Sie nicht zuerst und zumeist auf eine Stiefmutter Rücksicht nehmen müssen, eine Stiefmutter, — man weiß, was das sagen will.“

„Beruhigen sie sich,“ erwiderte Edmund Wolfram kalt, „ich werde meinen Kindern keine Stiefmutter geben, und, verzeihen Sie, lieber Vater, aber ich begreife nicht, wie Sie nach dieser Schilderung der armen Mutter mir zumuthen, oder selber wünschen können, Ihre Enkel der ausschließlichen Leitung einer Frau anvertraut zu sehen, welche ihre Stimmungen so wenig zu beherrschen weiß.“

„Ich würde Ihren Einwand nicht tadeln, lieber Freund,“ antwortete der Bankier, „wären meine Enkel andere, als sie sind, oder eines Tages seyn werden, die einzigen Erben des Hauses Eschenbach, müßten sie zu einem strengen, arbeitsvollen Leben erzogen werden. Bei ihrem Reichthum schadet eine launenhafte Erziehung nichts.“

„Dennoch wünschte ich ihnen eine andere zu geben.“ — „Melanie hat keine andere gehabt und hat Sie so glücklich gemacht, als sie es selber gewesen ist.“ — „Ist aber früh gestorben,“ murmelte Wolfram halb unwillkürlich. — „Sie würde es auch geblieben seyn, vorausgesetzt, daß die Verhältnisse sich änderten, unter denen sie es wurde.“

„Ich hoffe das auch, lieber Vater, ja, ich hoffe, daß sie es unter allen Verhältnissen geblieben wäre, und ich wünsche, daß es ihre Kinder unter allen Verhältnissen werden mögen. Darum, lassen Sie mich es rund heraus sagen, darum kann ich sie nicht von mir geben. Die arme Mutter dauert mich im Grunde der Seele. Ich werde ihr meine Kleinen regelmäßig einen Theil des Jahres zuführen, werde sie gewöhnen, die Eltern ihrer verklärten Mutter mit Verehrung und Dankbarkeit im Herzen zu tragen, der Erste aber in ihrer Liebe und Führung, der erste Freund will und muß ich selber ihnen bleiben.“

„Und sind Sie so sicher, der Mann zu seyn, der sie unter allen Umständen zu glücklichen Menschen bilden könnte, Edmund?“ — „Ich werde mir Mühe geben, dieser Mann zu werden.“ — „Sind Sie etwa der Mann, der selber unter allen Umständen glücklich seyn würde? Und kann man andern geben, was man selber nicht hat, Kraft, Muth und Ausdauer quand même — da wir doch nun einmal so aufrichtig gegen einander geworden sind?“

Edmund schwieg mit niedergeschlagenen Augen. Sein Schwiegervater fuhr nach einer kleinen Pause fort: „Und abgesehen von Allem, würden Sie im besten Falle diese Aufgabe allein zu bewältigen im Stande seyn? Ich habe wohl Frauen gekannt, die ihren Kindern allenfalls den Vater zu ersetzen vermochten; meine eigene Mutter war eine so tüchtige, strenge, unerschrockene Frau, welche uns Jungen ohne Schwanken in das Leben hinausgetrieben hat; daß aber ein Vater die Mutter zu ersetzen vermocht, ist mir noch niemals vorgekommen, und würde selbst ihrer gefühlvollen Natur ein weniger sauer fallen, lieber Freund.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Revue auf dem Lechfelde.

Augsburg, 26. Juli.

Es dürften sich in unserem reich kultivirten Deutschland wenige Ebenen finden, die für große Kavalleriebewegungen besser geeignet sind, als das eine Stunde südlich von Augsburg beginnende endlose Lechfeld. Seit der gewaltigen Hunnenschlacht, in welcher 90,000 ungarische Reiter zu Ende des neunten Jahrhunderts hier ihren Untergang durch deutsche Tapferkeit fanden, hat sich diese sterile Ebene nicht wesentlich verändert, und nur partielle Kolonisationsversuche unterbrechen ihre trostlose Oede. Rings um diese schrankenlose Fläche zwischen Wertach und Lech und noch weiter zurück gegen die Donau kantonnirt die größere Hälfte der bayerischen Kavallerie, während die Infanterie gegen Ulm hin echellonirt war, als plötzlich an den Kommandirenden des Reiterkorps der Befehl erging, es vor dem König die Revue passiren zu lassen. Nur zweimal vierundzwanzig Stunden waren hiezu vergönnt, und die vielerlei Vorbereitungen, welche hiezu benöthigt sind, die Regulirung der Verpflegung und alle die tausend Dinge, die damit verknüpft sind, um weitläufig dislocirte Kavallerie auf einen Punkte zu vereinigen, der nichts bot, als was man mitbrachte, und wozu sonst Wochen vonnöthen, mußten in dieser kurzen Frist beendet seyn. Fürst Taxis, der General der Kavallerie, hatte nicht erst hier zu beweisen, daß er einer der besten deutschen Reiterführer genannt wird, und überwand alle Schwierigkeiten. In der Nacht vor der Königsrevue bivouaquirten acht Regimenter mit drei reitenden Batterien in Schlachtordnung längs des Lechflusses, und am 23. Juli stand das schöne Korps bei Tagesanbruch in drei Treffen, mit dem rechten Flügel an das Dorf Graben gelehnt, aufmarschirt, und erwartete seinen obersten Kriegsherrn. Die Scenerie war prachtvoll, und die glühend heraufgestiegene Julisonne beleuchtete magisch und im rosigem Schimmer die Gletscherkette, welche in endloser Reihe den südlichen Horizont abschloß, und goß ihre Strahlen über die 5000 hier aufgestellten glänzenden Reiter. Bald nach 5 Uhr ritt der Feldmarschall der Armee, der ritterlich-schöne Prinz Karl, in voller Karriere mit seinem Stab aus Schwabmünchen herüber zu der Truppe heran, deren Reihe er rasch durcheilte, um sodann seinem königlichen Neffen entgegenzusprengen, der sich mit dem glänzendsten Gefolge den Linien näherte. Das Schmettern so vieler hundert Trompeten von allen Regimentern, schallte weit durch die reine Luft der Ebene hinaus, und der König, welcher dem Fürsten kaum eine Stunde für seine Bewegungen gegeben, ritt die Glieder ab. Ergraute Militärs mußten die Ruhe, Haltung und Richtung bewundern, mit der diese doch großentheils junge Reiter im Sattel saßen, und die Präzision und Ordnung, womit sie die nun folgenden Manöver vollführten, würde jeder alten Kavallerie Ehre gemacht haben. Das Durchziehen der Treffen, die brillanten Attaquen der fünf leichten Regimenter, der dröhnende Choc der drei Kürassier-Regimenter, das Nachhauen der leichten Schwadronen, das blitzschnelle Abprotzen und Feuern der reitenden Batterien gelangen meisterhaft, und bewiesen die vortreffliche Vorbildung für Mann und Pferd. Nach diesen Evolutionen befahl plötzlich Se. Maj. der König den Vorbeimarsch an einer nicht vorgesehenen Stelle, und bei solcher Gelegenheit zeigt sich der manövrirfähige General. Rasch formirte der Fürst auf die Mitte jeder Division geschlossene Kolonnen, und warf nun diese Riesenschlang mit einer Konversion rechts blitzschnell herum, so daß das Parade-Defiliren sogleich vor dem in dieser Richtung stehenden Monarchen geschehen konnte, wobei sich Se. k. Hoh. Prinz Karl mit seinem Hauptquartier an die Spitze stellte. Hier bemerkten wir besonders das gleiche Tempo und die scharfe Richtung und Blickziel, mit denen die 34 starken Schwadronen vorbeitrabten. Die Zufriedenheit Sr. Majestät so wie des Höchstkommandirenden fand lauten Ausdruck; wer aber weiß, was dazu gehört, mit so vielen Rekruten und Remonten in einer großen Masse sich zu bewegen, kann dem Führer dieses herrlichen Korps seine Bewunderung nicht versagen.

Mannigfaltigkeiten.

Manche Worte großer Herren verdienten in Tafeln von Erz eingegraben zu werden, nicht nur deßwegen, damit sie selbst und die ganze Welt solche stets vor Augen hätten und nicht darauf vergäßen, sondern weil das Wohl und Wehe so vieler Tausende von deren Befolgung abhängt. So sprach z. B. Kaiser Franz Joseph, als er am 17. Dezember 1852 dem König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen einen Besuch machte und dieser ihm die Offiziere vorstellte: „Ich freue mich, die Herren so zahlreich hier versammelt zu sehen, die Vertreter der preußischen Armee, die ich gestern kennen zu lernen Gelegenheit hatte. Die Armee Ihres erhabenen Königs hat sich bewährt in fester Treue zu schwerer Zeit; der Geist der Ehre und Treue aber ist es, der ein Band schlingt um alle braven Armeen. Der Geist der Ehre und Treue ist es, der meine Armee mit der preußischen verbindet, und darum kann ich auch an dieser Stelle die feste Ueberzeugung aussprechen, daß beide Armeen, was immer für Ereignisse kommen mögen, in treuer Waffenbruderschaft fest mit einander stehen werden.“ — Am 19. Mai 1853 erfolgte die Ankunft des Königs von Preußen in Wien. Am 21. Mai empfing der König die sämmtlichen Generale und die Stabsoffiziere der Garnison. Der Kaiser stellte sie selbst dem Könige vor und derselbe richtete folgende Worte an das Offizierkorps: „Se. Majestät der Kaiser hat zu Berlin Worte an meine Offiziere gerichtet, die tief empfunden worden sind und unvergeßlich bleiben werden. Des Kaisers Worte sind auf einen fruchtbaren Boden gefallen und ich kann in Wahrheit die Versicherung geben, daß wenn wir jetzt genöthigt werden sollten, das Schwert wieder gemeinsam für die höchsten Güter der Menschheit zu ziehen, die Frucht von des Kaisers Worten durch Thaten bewährt werden wird. Ich versichere Ew. Majestät, die ausgestreute Saat wird reiche Ernte bringen.“ Welches deutsches Herz muß nicht wünschen, daß diese schönen Worte zur Wahrheit werden möchten!!

Der „Ztg. f. Ndd.“ wird aus Stockholm über die letzten Krankheitsmomente des verstorbenen Königs Oskar von Schweden geschrieben: Seit längerer Zeit schon war sein nahendes Ende nicht mehr zweifelhaft, und da der, noch vor weniger als drei Jahren so stattliche und anscheinend kräftige Fürst zu einem Zustande des Blödsinns herabgesunken war, welcher zuletzt alle geistigen Fähigkeiten auslöschte, wurde sein Tod hier mit einem allgemeinen und tief gefühlten Gott sey Dank! begleitet. Seine Krankheit war ein Nervenleiden im Rückenmark und Gehirn, das lange schon begonnen haben mochte, im September 1857 aber derartig zunahm, daß die Regentschaft eingesetzt werden mußte. Gedächtnißschwäche und Stumpfsinn nahmen während des letzten Jahres immer mehr zu, und im letzten Winter verlor der König auch den Gebrauch seiner Füße. Bei alledem bemühte sich die Königin noch immer, den wahren Zustand ihres Gemahls zu verheimlichen. Allen Personen, die zum Schloß gehörten oder mit ihm in Verbindung standen, wurde die strengste Verschwiegenheit zur Pflicht gemacht, unsere Hofzeitung meldete zum Oefteren, daß Se. Majestät in den Abendgesellschaften J. M. der Königin erschienen sey, und sehr wohl ausgesehen hätte; es konnte jedoch auch damit, wenigstens Stockholm nicht getäuscht werden. Der König wurde allerdings angekleidet und in einem Rollstuhle sitzend in die Gesellschaftszimmer gefahren; allein er erkannte selten Jemand von denen, die ihn ehrfurchtsvoll begrüßten, und nach einer stummen halben Stunde beendete die Königin diese Vorstellung, indem sie den Anwesenden sagte: Meine Herren und Damen, der König wünscht Ihnen guten Abend! worauf der Rollstuhl wieder fortgefahren wurde. Es sollen dieß sehr traurige und peinliche Scenen gewesen seyn, von denen man in Stockholm viel erzählt. Vor einigen Monaten endlich verschwanden die letzten Spuren geistigen Vermögens bei dem unglücklichen Könige. Bewußtseyn und Sprache waren verloren, er magerte entsetzlich ab, und endlich zeigte sich in einer durch langes Liegen entstandenen Wunde der kalte Brand, der dieß gequälte Leben, zuletzt wenigstens schmerzlos, beendete.

Während in Europa diesen Sommer eine wahrhaft tropische Hitze herrscht, hat es in Amerika eine tüchtige Kälte gegeben. Ein Schreiben aus Buffalo am Erie-See (dem Aequator so nahe wie Florenz), sagt unter Anderm: der Frost hat in mehreren Staaten Nordamerika's großen Schaden angerichtet, denn vom 7. auf den 8. Juni sind bei uns Waizen, Roggen, Aepfel, Birnen, der Weinstock, sogar Gras erfroren. Auch in den Gärten ist ein großer Theil der Gemüse erfroren, namentlich Bohnen. In der Nacht vom 3. auf 4. Juli hatten wir abermals einen Reif, so daß Gartengewächse verdorben sind.“ Der 4. Juli war in Deutschland bekanntlich einer der heißesten Tage des verflossenen Monats.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der A. Walland'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung.“

№ 185 Freitag, 5. August 1859.

Eine Gouvernante.

(Fortsetzung.)

„Ich habe längst gefühlt, daß meine Unerfahrenheit und die ausschließliche körperliche Pflege gemietheter Wärterinnen für die Kinder auf die Dauer nicht ausreichen können, und darauf gesonnen, eine gebildete Erzieherin in mein Haus zu nehmen.“ — „Und ist eine Erzieherin etwa weniger eine gemiethete Wärterin als eine Muhme oder Kinderfrau, und verdient sie größeres Vertrauen als diese?“ — „Doch wohl, je nach dem Grade ihres Charakters und ihrer Bildung, ein umfassenderes als das zu Miethlingen aus einer niedereren Gesellschaftschichte.“ — „Die aber au fond nichts Geringeres sind und bleiben werden als jene. Wer mir dient um Lohn und Brod, ist mein Domestik und rechnet wie alle Domestiken auf seinen Vortheil statt auf meinen. Sie werden bald genug zu dieser Erfahrung gelangen, wenn Sie nicht meinem Rathe folgen und mir die Kinder überlassen wollen.“

„Nimmermehr!“ rief der junge Mann leidenschaftlich,“ ich kann es nicht, weiß Gott, Vater, ich kann es nicht!“ — „So lassen wir die Sache vor der Hand. Kommt Zeit, kommt Rath. Wollte Gott, daß ich nur erst den Sturm mit meiner Frau bei dieser Nachricht überstanden hätte, vollends gar, wenn Sie den Plan mit der Gouvernante ausführen sollten. — Aber wie lange die Post ausbleibt! Ich muß weiter, wenn ich nicht ein paar Stunden Nachtruhe vor Abgang des Morgenzuges in W. einbüßen soll. Sie bleiben also dabei, nicht mit mir zu fahren?“ — „Ja, lieber Vater.“ — „Nun, wie Sie wollen. Nur noch ein Wort über unser heutiges Geschäft. Bringen Sie es zum Abschluß, so bald Sie können, es ist vortheilhaft. Schon bei Lebzeiten unserer guten Melanie habe ich vorausgesehen, daß die Villeggiatur in Rosenhain Ihnen auf die Dauer nicht genügen könne. Man wird der Lauben und Wasserkünste, der Treib- und Vogelhäuser schließlich müde und sehnt sich nach solideren Genüssen; Arbeit aber ist der solideste. Da Sie nicht Kaufmann seyn wollen, und, wie ich glaube, allerdings auch nicht seyn können, rentirt die Landwirthschaft heutigen Tages besser als jedes andere Geschäft, selbst wenn Sie von Anfang einiges Lehrgeld zahlen müßten. Versuchen Sie es damit. Der freilich flüchtige Einblick in die Bewirthschaftung des Gutes hat meine Erwartungen übertroffen; die vorläufigen Punktationen sind günstig. Schließen Sie den Kauf ab, sobald Sie Ihre Gelder flüssig machen können. Sie glauben sich auf Ihren Bruder verlassen zu dürfen?“

„Was wollen Sie damit sagen?“ fragte Wolfram unwillig. „Mein Bruder hat mein elterliches Erbtheil bisher in seinen Anlagen zu hohem Ertrage für mich und vielleicht für sich selber verwaltet, er wird aber nicht einen Augenblick anstehen, es mir auszuzahlen und mir erforderlichenfalls aus eigenen Mitteln auszuhelfen. Wie kommen Sie zu diesem Zweifel, lieber Vater?“

„Es ist niemals leicht, ein bedeutendes Kapital aus einem Geschäft zu ziehen, und übrigens bin ich, wie Sie wissen, kein Freund weit verzweigter Fabrikunternehmungen und Spekulationen auf die Arbeitskraft anderer. Die Börse ist sicherer — für den Klugen, versteht sich — und hab' ich, ist besser als hätt' ich. Suchen Sie also das Kapital so bald als möglich von Ihrem Bruder loszureißen und es im Ankauf von Blankenburg sicher zu stellen. Auch meiner Frau wird dieser ritterschaftliche Erwerb ein süßer Bissen nach der bittern Pille der Gouvernante seyn; die Aristokratie war von jeher ihre schwache Seite.“

Mit diesen Worten begab sich der Konsul zu seinem Schlitten, hüllte sich vorsichtig in Fußsack und Pelz, reichte seinem begleitenden Schwiegersohne noch einmal die Hand und fuhr von dannen. Edmund blickte eine Weile träumerisch über die unbegränzte, winterliche Landschaft. — „Kahl und kalt wie mein Leben!“ murmelte er in sich hinein, horchte dann nach der Richtung, von welcher der Postwagen erwartet wurde, da aber Alles still blieb,

ging er in das Gastzimmer zurück und setzte sich in trüben Gedanken an seinen vorigen Platz.

„Wie Liebe und Glück doch alle Gebrechen decken!“ sagte er zu sich selbst. „Heute zum Erstenmale empfand ich einen Widerwillen, ja fast ein Grauen vor dem herzlosen Egoismus dieses Mannes, den ich mich an Melaniens Seite gewöhnt hatte so unbedenklich zu ehren. Mit welcher Rücksichtslosigkeit sprach er von den Schwächen der ihm am nächsten stehenden Menschen, selber von denen einer Frau, welcher er, nach seinen eigenen Worten, Alles verdankt, was er an sich selber schätzt! Freilich mag es nicht leicht seyn, die Reizbarkeit der guten Mutter jederzeit geduldig zu ertragen, aber es ist ja auch der herbste Verlust, welcher sie bis zu diesem Grade gesteigert. Und dieser unberechenbaren Frau, diesem Manne, an welchem alles Berechnung ist, sollte ich mein Höchstes, meine Kinder anvertrauen? Nimmermehr! Gestern vielleicht hätte ich mich noch dazu bewegen lassen, heute nicht!“

Und müssen wir es erklärlich finden, daß der junge Mann, wie er in guten Tagen das Gute ohne Prüfung gesehen, jetzt in seiner leidvollen Stimmung die Selbstsucht im Leiden der einen, im Handeln des andern, die er bisher mit der Geliebten kindlichem Auge betrachtet, höchstens als harmlose Schwächen belächelt hatte, plötzlich erkannte als das, was sie waren, so blieb diese traurige Hellsicht nicht die einzige ihm hinter Wolken aufgegangene Erfahrung. Zwei Punkte außer ihr standen deutlich vor seinen Blicken: er mußte Arbeit suchen, sich zu ermannen, und eine weibliche Hand seine Kinder zu leiten. Diese letztere Betrachtung führte ihn dann wieder zu dem Gegenstand zurück, über welchen sein Schwiegervater so unumwunden abgeurtheilt hatte.

„Sollte denn,“ fragte er sich, „im großen Kreise der Frauen, die in heutiger Zeit selbst in den besten Ständen darauf angewiesen sind, sich selbstständig durch das Leben zu bringen, wirklich so selten eine uneigennützig hingebende Seele zu finden seyn, welche, indem sie selber der bequemen Stützen und Handhaben des Familien-Schutzes entbehrt, Kraft und Liebe genug besäße, um im fremden Hause wie im eigenen zu walten? Sollte es wirklich nur Miethlinge geben?“

Er ging in Gedanken die mancherlei Gestalten durch, welche ihm in bekannten Kreisen als Erzieherinnen, Gesellschafterinnen, Lehrerinnen, Haushälterinnen begegnet waren, aber er mußte sich gestehen, daß er von keiner eine deutliche Vorstellung behalten hatte, weil er gleichgültig und achtlos an einer Reihe von Geschöpfen vorüber gestreift war, unter denen er jetzt das Behagen seines Hauses und das Gedeihen seiner Kinder zu suchen hatte, und er kam zu dem für seine bisherige Moralität wenig erfreulichen Schlusse, daß unser Wohlbefinden, wenn es mitunter auch die Schwächen und Gebrechen anderer verschleiert, uns dagegen selten gütiger und mitfühlender gegen Unglückliche macht, sondern gleichgültig und selbstlos nur für uns selber besorgt. „Diese Armen,“ dachte er, „denen wir so Vieles anvertrauen, von denen wir Alles annehmen, Jugend, Umgang, Selbstständigkeit und Freiheit bis auf den letzten eigenen Moment, Bildung, welche häufig die unserige überragt, jede Lebensfreude, jede Lebenskraft — nicht einmal eine Heimath bereiten wir ihnen zum Ersatz; als Fremde wandeln sie unter uns, um bei der ersten besten Laune, bei der geringsten Entbehrlichkeit entlassen zu werden. Zwar unsere Stellung dem Hausgesinde gegenüber ist noch eine fremdere, rücksichtslosere; wir lohnen es so gering und bürden ihm auf, so viel wir können; wir wissen kaum seine Heimath, fragen nicht nach seiner Familie, seinem Schicksal, ändern beliebig seinen Namen; wir lassen es in Kellerräumen arbeiten und unter Zinkdächern schlafen; wir kümmern uns nicht um seine Freuden und Leiden, erkrankt es in unserem Dienst, schicken wir es in das Hospital und finden es schließlich in der Regel, wenn nicht in der Ordnung, daß es mehr seinen Vortheil als den unsern vor Augen hat. Kann ich mich selber denn von solcher Theorie und Praxis frei sprechen? Aber dennoch haben die Dienstboten manches vor jenen armen Geschöpfen voraus, denen wir das Wichtigste anvertrauen: Gewöhnen von Jugend auf, einen geringeren Bildungsgrad, mancherlei Freiheit außerhalb des Dienstes, Freiheit bei allen ihren Erholungen, eine große Genossenschaft, und am Ende meist die Aussicht auf eine Heirath mit ihres Gleichen, während jene, häufig unvorbereitet auf das Schicksal der Abhängigkeit, neben uns, für uns, aber nicht mit uns leben, unbeachtet wie die andern, freudlos, zukunftlos obendrein, gleich einsamen Sklaven.“

Ein Peitschenknall und der Schall eines Posthorns unterbrachen diese Betrachtung. Wolfram sprang auf, hüllte sich in seinen Pelz und eilte nach dem Thor, vor welchem der Postwagen eben vorgefahren war. Auch der ihm bekannte Kondukteur warnte des voraussichtlich übeln Weges halber vor der Mitfahrt, Edmund aber erwiderte: „Gleichviel! Ich muß zur Nacht in meinem Hause seyn.“

(Fortsetzung folgt.)

Mutterliebe.

Aus „Harfner am Heerd." Ein lyrischer Cyclus von Adolph Schults. Weimar, bei Herrmann Böhlau.

O, mein Weib, wie hat das Leben
Deine Bürde schwer gemacht!
Keine Rast ist dir gegeben,
Keine Ruhe Tag und Nacht.

Schaffen, schaffen, sorgen, sorgen,
Tag an Tage, früh und spät;
Sorgen, schaffen, früh vom Morgen
Bis die Sonne niedergeht.

„Mutter!" ruft es, hüben, drüben,
Aller Augen harren dein;
Wo du fehlest, muß sich trüben
Alsogleich ihr heller Schein.

„Mutter!" klingt es hin und wieder,
Klagend hier und bittend dort;
Und du eilest auf und nieder,
Und du bist an jedem Ort.

Also fiel dein Loos am Tage;
Und was ist der Nächte Loos?
O, wie oftmal, sonder Klage,
Blieb dein Auge schlummerlos!

O, wie oft in Sorg' und Schmerzen
Wachtest du die Nächte lang,
Wenn dein Kind an deinem Herzen
Mit den ersten Schmerzen rang!

Keine Rast ist dir gegeben —
Keine Ruhe Tag und Nacht! —
O, mein Weib, wie hat das Leben
Dir die Bürde schwer gemacht!

Mannigfaltigkeiten.

In einem Münchener Blatte wird der Vorschlag gemacht, mit dem nunmehr verkleinerten und verbesserten Tornister, wie er bei dem 6. Jägerbataillon bereits eingeführt worden ist, auch Patrontaschen und Bandeliere in Einklang zu bringen, und zu diesem Zwecke die horizontal getragene Kuppel (für Säbel und Patrontasche zugleich) einzuführen. Die Patrontasche neuerer wie älterer Art erschweren dem Mann die Last des Gepäckes und nehmen ihm durch ihr hinderliches Volumen die rasche Beweglichkeit. Sie sitzen selten und unsicher auf dem für sie bestimmten Platz. Die Bandeliere bilden einen Lederpanzer, dessen Gewicht mit jenem der Tasche und des Säbels einen um so stärkeren Druck auf die Brust ausübt, je mehr jene über den Rücken frei hängen. Dieß schadet aber der Gesundheit mehr, als durch das Abprallen mancher schwachen Kugel auf dem Lederpanzer andererseits genützt wird. Auch wird durch denselben der Zutritt der Luft auf die Oberfläche des Körpers gemindert. Die horizontal getragene Kuppel (für Säbel und Patrontasche zugleich) dürfte daher der gegenwärtigen Einrichtung weit vorzuziehen seyn. Aeltere Offiziere wenden zwar ein, daß die Soldaten, die zu Anfang dieses Jahrhunderts im Gebrauch gewesene Leibgurte auf Märschen nicht selten um die Schultern wie ein Bandelier getragen haben. Zugegeben. War aber auch die Leibkuppel und ihre Anhängsel, so wie die knappanliegende Adjustirung mit ihrer Haarzopfdressur, damals nicht so unzweckmäßig beschaffen, daß den Soldaten nicht auch jede Kleinigkeit geniren mußte, und er sich Luft machte, wo er nur konnte? Ueberdieß erzeugt immer und überall jeder Wechsel momentane Erleichterung, die der Mann bei einer gut konstruirten Leibgurte sich dadurch verschaffen kann, daß er auf dem Marsche dieselbe abwechselungsweise fest und los trägt. Was man gegen die Leibgurte auch einwenden mag, die Geschichte weist nach, daß sie zu allen Zeiten und bei allen Völkern im Gebrauche stand. Selbst das weibliche Geschlecht trägt seine Kleider ausschließlich um die Mitte geschürzt. Läufer und Lastträger bedienen sich desselben. Brust, Arme und Beine bleiben frei und die Beweglichkeit des Mannes wird durch sie gefördert. Der Tornister lagert sich besser. Einfachheit, Wohlfeilheit, hübscheres Aussehen und geringere Erhaltungskosten für Propretät zeichnen sie aus. Die Patrontasche soll nur so groß seyn, daß sie nicht mehr als 24 Patronen faßt. Die Mehrzahl der Patronen sollen im Tornister untergebracht seyn, wofür bei den neuen Tornistern durch ein von außen verschließbares Patronenfach Vorsorge getroffen ist. Werden die Tornister abgelegt, so zieht der Soldat mit Leichtigkeit sein Patronensäckchen aus demselben und hängt es an den Säbel oder versorgt es im Brodsack. Die bayerische ungefüllte Patrontasche mit Bandelir und Säbelkuppel ist 2—2¼mal schwerer als die französische Tasche mit Leibriemen.

Ganz am nördlichen Ende der Stadt München dehnt sich in einem Flächenraum von 9 Morgen Landes, die königliche öffentliche Turnanstalt aus. Zwar nicht die umfangreichste Deutschlands, denn darin

haben ihr die zu diesem Zwecke verwendeten Sandsteppen Berlins den Rang abgelaufen, aber gewiß eine der schönsten. In einem kleinen schattigen Hain versteckt sind Barren und Recke, während die Hochgerüste frei in dem weiten grünen Rasen stehen. Am 31. Juli war dieser Platz besonders frequentirt, weil das Turnfest und das damit verbundene Preisturnen abgehalten wurde. Bei Beginn desselben hielt Herr Schreibmaier, der tüchtige Vorstand der Anstalt, eine Anrede an seine Zöglinge und die zahlreichen Festgäste des Inhalts: „Daß gerade in diesen schwerernsten Zeiten die Wehrkraft des Vaterlandes das höchste Gut ist, die Wehrkraft aber liege in der Kraft des Körpers und nichts könne diesen so stählen, so kräftigen, so zu allen Strapaz-Ertragungen befähigen, als eben das Turnen. Geistig und körperlich sey das Leben des Menschen, und doch wird in den heutigen Tagen so reichlich, fast zu ängstlich für das erste, so ärmlich, fast gar nicht für das zweite gesorgt, aber leider dabei vergessen, daß beide gleich gepflegt nur allein im Stande sind, den Menschen zu seiner Vollkommenheit zu bringen. Die Griechen, die die Gymnastik mit der Wissenschaft auf eine Stufe stellten, und deren Geist und Kraft und Werke noch jetzt von uns angestaunt werden, seyen dafür die herrlichsten Burgen." Erst gegen hereinbrechende Dämmerung endete das Fest mit der feierlichen Preisvertheilung.

Der nach Innsbruck abgegangene bayerische Arzt Dr. August Rothmund berichtet über die dortigen von ihm fleißig besuchten Spitäler der österreichischen Verwundeten manches Interessante. Er sagt unter Anderm, daß bei weitem die überwiegende Anzahl an den oberen Extremitäten und zwar an der linken Hand verletzt sey, doch sich aber außerdem noch viele schwere Verwundungen, wie penetrirende Brustwunden, Zerschmetterungen des Schultergelenkes, des Ellenbogens, Unter- und Oberkiefers, des Kehlkopfes u. s. w. vorfinden. Es zeigen sich dabei mehr Schußwunden (von Flintenkugeln und Kartätschenstücken), als Stich- und Hiebwunden. Von den Schußwunden sind jene, die von den Franzosen kommen, gefährlicher, als die der Pimontesen. Während nämlich die Spitzkugeln der Piemontesen einen ganz soliden unten abgestutzten Kegel bilden, sind jene der Franzosen an der Basis hohl und haben nur in der Mitte einen kleinen Dorn; „nach dem Auffahren fahren sie daher an ihrer dünnen Basis auseinander und bewirken so eine viel größere Zerreißung der Weichtheile, als die einfache solide Spitzkugel," heißt es sofort in dem Bericht. Die Zahl der Verwundeten in Innsbruck beträgt gegen 3000.

Auf dem Untersberge trug sich letzten Dienstag ein gräßlicher Unglücksfall zu. Ein Reisender, welcher Tags vorher in Salzburg angekommen und im Gasthof zum Ochsen abgestiegen war, Hr. Heinrich Keul, Handelsmann aus Elisabethstadt in Siebenbürgen, machte einen Ausflug auf den Untersberg. Bei der oberen Firmian-Alpenhütte, die unbewohnt war, angekommen, legte er sich, wahrscheinlich von der Hitze ermattet und nachdem er eine Bouteille Champagner geleert hatte, ins Heu, und mußte allen Anzeichen nach sich noch schlaftrunken eine Cigarre angezündet haben, wodurch das trockene Heu Feuer fing und der unglückliche Naturfreund in den Flammen umkam. Wenigstens fand man am selben Tage noch seinen Körper fast ganz verkohlt im verbrannten Heu auf. Auch die Alpenhütte war durch das Feuer zerstört worden.

Seit neunundsechszig Jahren hatte das Thermometer der Sternwarte in Greenwich keine solche Höhe erreicht, wie in den letzten Tagen. Das Maximum dieses Jahres war 94 Grad Fahrenheit. Im Jahre 1794 erreichte es 93 Grad, 05. Das Thermometer zeigte in Greenwich mehr als 88 Grad in den Jahren 1808, 1825, 1843, 1846, 1847, 1852, 1854, 1857 und 1858. Die Hitze in den Monaten Juni, Juli und August hat in den letzten Jahren stets zugenommen.

[Bückeburg.] Gott verläßt die Deutschen nicht! Am 20. Juli wurde dem Volke der Lippe-Schaumburger ein Erbprinz geboren, und ist also die unheilvolle Gefahr, daß der Schaumburg-Lippe'sche Mannsstamm erlöschen und das vakante Bückeburgische Reich ein Spielball streitender Großmächte werden könnte, glücklich abgewendet. Der kleine Erbprinz ist so kräftig, daß man ihn in allen angränzenden Ländern schreien hört. (Punsch.)

Marschall Pelissier ist von allen französischen hohen Staatsdienern am reichsten dotirt. Er hat 100,000 Frs. Dotation als Herzog von Malakoff; 30,000 Frs. als Marschall; 30,000 Frs. als Senator; 3000 Frs. als Großkreuz; 50,000 Frs. als Großkanzler und dazu seinen Palast als Dienstwohnung mit allem Zubehör.

Redakteur: Gustav Meffert.

Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 186 Samstag, 6. August 1859.

Eine Gouvernante.

(Fortsetzung.)

2.

Während des Einsteigens sah er beim schwachen Schimmer von des Wirths Laterne als einzige Reisegesellschaft ein Frauenzimmer, dicht verhüllt und verschleiert und tief in die entgegengesetzte Ecke gedrückt. Er setzte sich in die vordere, der Platz zwischen ihnen wie die gegenüber liegenden blieben frei, und schnell rollte der Wagen davon. Edmund versank in seine vorigen Grübeleien, die Reisende rührte sich nicht, nur daß er ein und das Anderemal ein leises Zittern wie von Frost zu bemerken glaubte. Beide wechselten kein Wort.

Eine Weile ging die Fahrt gleichmäßig, wenn auch beschwerlich und langsam auf der ebenen Landstraße voran, sobald aber dieselbe sich thalwärts absenkte, mehrten sich die Hindernisse; hohe Schneemassen thürmten sich auf, Postillon und Schirrmeister mußten absteigen, um die Pferde zu führen und anzutreiben.

Eine Stunde mochte auf diese Weise vergangen seyn, Wind und Schneefall hatten sich allmählig gelegt, die halbgefüllte Mondscheibe sich durch die Wolken gekämpft, als der Wagen plötzlich stille hielt. Vergeblich suchte der Postillon mit Fluchen und Peitschenhieben sein Gespann durch eine Schneemauer zu treiben, die sich quer über die Straße gelagert hatte und den Hohlweg bis zu den Rändern ausfüllte. Wolfram öffnete den Schlag und erkannte beim Aussteigen, daß da vor der Hand an kein Weiterkommen zu denken sey.

„Eine üble Aussicht," sagte er zum Kondukteur; „ich werde mich kurz entschließen und zu Fuße nach Rosenhain gehen. Ein günstiger Zufall hat uns just wenige Schritte von dem Punkte festsitzen lassen, an welchem der Weg nach meinem Hause auf die Landstraße mündet. In einem Stündchen kann ich drüben seyn und die Gemeinde zum Ausschaufeln aufbieten, während der Postillon zu gleicher Aufforderung nach der entgegengesetzten Seite reiten mag."

Der Kondukteur stimmte diesem Plane um so lebhafter bei, als er im immer heller durchdringenden Mondlichte erkannte, daß der auf der Hochebene fortführende, mit Bäumen bepflanzte Weg nach Rosenhain nicht allzu beschwerlich zurückzulegen seyn werde, da der Wind den Schnee von dieser Seite dem Thaleinschnitte zugeweht hatte. Wolfram wendete sich daher nach dem Wagen zurück, um seinen Pelz herauszuholen, und hörte in diesem Augenblick die Fremde, welche ruhig in ihrer Ecke sitzen geblieben war, und ihn nicht bemerkte, die Worte vor sich hinmurmeln: „Welch ein trauriges Vorspiel!"

Die Vorstellung einer einsamen Frau, von Allen verlassen, bei kalter, nächtlicher Weile auf offener Landstraße, erregte Wolframs Theilnahme; einige Schritte zurücktretend fragte er daher den Kondukteur, ob ihm die Dame bekannt sey? „Nein," antwortete dieser, „sie hat schon die ganze Tagfahrt mitgemacht und ist noch bis zur nächsten Station eingeschrieben. Die arme Person dauert mich."

Schnell entschlossen kehrte Wolfram zum Wagen zurück und machte in freundlicher Weise der Fremden den Vorschlag, einem stundenlangen, einsamen Aufenthalt auf der Landstraße einen kurzen, wenn auch unbequemen Fußweg und ein Nachtlager in seinem Landhause vorzuziehen, einen Vorschlag, welchen der Kondukteur mit treuherzigen Ermunterungen unterstützte.

„Ich nehme Ihr gütiges Anerbieten mit Dank und Vertrauen an, mein Herr," sagte die Fremde, sich rasch erhebend, mit wohlklingender Stimme, und nachdem sie mit dem Kondukteur noch etliche umsichtige Verabredung hinsichtlich ihres Gepäcks getroffen, wie auch sich nach dem Abgang der nach Norden führenden Eisenbahnzüge von der nächsten Station aus erkundigt hatte, folgte sie ihrem gastlichen Geleiter und ging einige Minuten schweigend an seiner Seite. Sie hatte ihren Schleier nicht gelüftet und Wolfram keine Vermuthung über das Alter und Aeußere des Gastes gewinnen können, welchen er auf etwas abenteuerliche Weise in sein

Haus einzuführen im Begriffe stand; doch unterschied er unter der winterlichen Umhüllung eine große, kräftige Gestalt, und der sonore, angenehme Klang der Stimme, wie die Elastizität des Ganges und der Bewegung ließ wohl auf Jugendlichkeit schließen. Sie war die Erste, das Wort zu ergreifen.

„Das Schicksal,“ begann sie, „hat mich auf das Vertrauen zu guten Menschen angewiesen; aber indem ich es in diesem Augenblick in Anspruch nehme, lerne ich früher, als ich dachte, die Wagnisse eines Unternehmens kennen, dem ich mit so viel heiterem Muth entgegen ging. Ich bin eine Schweizerin, mein Herr, und auf dem Wege nach Moskau.“

„Eine Dame, allein, in diese Ferne, bei dieser Jahreszeit!“ erwiderte Wolfram mitleidig. — „Ich theile das Schicksal vieler Landsmänninnen, die unter Fremden eine Stellung suchen. Eine Verwandte in Rußland hat mir dort den Platz einer Erzieherin in Aussicht gestellt.“

„Einer Erzieherin?“ wiederholte Wolfram, betroffen stehen bleibend und sonderbar überrascht von diesem Zusammentreffen mit dem Ideengange, dem er sich heute Abend überlassen hatte. Halb unwillwillkürlich setzte er hinzu: „Einer Erzieherin? Aber warum in dieser Ferne?“

„Der Entschluß war nicht leicht,“ antwortete die Fremde; „indessen der Augenblick drängte und mir blieb wenig Wahl. In meiner Heimath findet sich ein derartiges Unterkommen selten; in England schreckte mich die abhängige, wenig ehrenvolle Stellung der Erzieherinnen, in Frankreich hinderten mich andere Ursachen und in Deutschland meine deutsche Muttersprache, da man hier zu Lande gewöhnlich Ausländerinnen wählt, um seine Kinder in fremden Zungen fertig zu machen.“

„Und billigen Sie diese Richtung der Erziehung?“ fragte Wolfram, den die ruhige, bestimmte Ausdrucksweise seiner Begleiterin, so wie der Gegenstand der Unterhaltung lebhaft zu interessiren begann. Die Schweizerin erwiderte: „Mein seliger Vater, welcher Prediger war und sich vielfach mit Fragen der Erziehung beschäftigt, auch meine eigene, und zwar von vorn herein zum Zweck der Erziehung als meiner einstigen Bestimmung, ausschließlich geleitet hat, pflegte über diese Methode streng zu urtheilen. Oberflächlich, dem Klange nach von Frauen an Frauen mitgetheilt, als Gedächtniß-, nicht als Denkübung angesehen, hielt er die Sprache nicht für ein geeignetes Bildungsmittel, hielt sie für nutzlos, daher überflüssig, die Eitelkeit nährend und wichtigere Kenntnisse hindernd.“

„Und mich dünkt, er hatte nicht Unrecht mit dieser Ansicht,“ fiel Wolfram ein. — „Auch mir scheint es so,“ sagte die Fremde, „und ich danke es ihm, daß er mich ernsthaft in den Geist, in die innere Natur fremder Sprachen eingeführt hat, statt seine Sorgfalt auf äußere Gewandtheit zu richten, wenn gleich der Mangel an dieser meinem Fortkommen in der Nähe der Heimath hinderlich ist. So ließ ich denn meine Blicke auf das ferne Rußland lenken, in welchen eine einzige noch lebende Verwandte mir die ehrenvolle Stellung der Erzieherinnen rühmte, und Gott wolle geben, daß ich mich nicht geirrt, wenn ich mir in zweifelhafter Lage das schwierigste Theil als das richtige erwählt habe.“

Angeregt durch ihres Geleiters theilnehmendes Eingehen, gab die Fremde hierauf einem natürlich offenen Mittheilungssinne nach und erzählte einfach und anschaulich von ihrem bisherigen Leben im ländlichen Pfarrhause als einziges Kind unter des Vaters bildender Hand, bis die Mutter nach der Geburt eines Spätlingskindes von ihr genommen, und ihr, da sie kaum in die Mädchenjahre getreten, ein weitläufiger, selbstständiger Wirkungskreis als Haushälterin und Pflegerin angewiesen wurde. Der Tod hatte auch diese Bande kurz nach einander gelöst, und so war sie denn früh darauf hingewiesen, unter Fremden einen Platz zu suchen. „Er wird nicht leicht meinen Wünschen entsprechend zu finden seyn,“ setzte sie hinzu. „Erziehung und Schicksal haben einen natürlich starken Selbstständigkeitssinn in mir ausgebildet, welcher in meiner Lage selten gebilligt wird. Mein höchster Wunsch wäre, an verwaisten Kindern Mutterstelle vertreten zu dürfen.“

Wolfram stutzte vom Neuem, ohne daß die Fremde es bemerkte; er machte einen Einwand, um sie zu einer näheren Erläuterung zu nöthigen, und sie that es gern. — „Mutter und Erzieherin,“ sagte sie unter anderem, „wenn Letztere nicht ausschließlich Lehrerin seyn soll, und auch dann noch bis zu einem gewissen Grade, haben den Kindern gegenüber im Grunde ein und dasselbe Amt, in welchem sie sich gegenseitig nur ablösen. Wie selten ist es nun aber, daß zwei Menschen ganz aus Einem Gusse gefunden werden, und wie schädlich ist es für die der Erziehung unentbehrliche Autorität, wenn sie sich widersprechen! Die Ansicht der Mutter wird natürlich den Ausschlag geben. Nun scheint es mir aber unerträglich, bis in das Kleinste hinab nicht nur einer Meinung, einem wohlgeprüften Grundsatze, sondern häufig einer Stimmung, einer Laune unterwürfig zu seyn, die Früchte ernsten, anhaltenden Bemühens in einem Augenblicke zerstört zu sehen. Im Allgemeinen wird freilich jedes Werk nach einem einheitlichen Plane ausgeführt werden müssen, die Erziehung nach der Richtung der Familie, des Vaters insbesondere; im Einzelnen möchte ich freie Hand haben und lieber in der bescheidensten Stellung die zweite, als in der glänzendsten die dritte Person meiner Aufgabe gegenüber stehen.“

In diesem Sinne äußerte die Swizerin noch

Mehreres. Sie sprach klar, einfach, bestimmt, in gebildeter Ausdrucksweise und mit einem vollen, etwas tief klingenden Organ. Wolfram hörte ihr mit immer wachsender Theilnahme zu und regte sie zu immer weiterer Ausführung an. Der Gegenstand wie die Rednerin interessirten ihn je mehr und mehr, und der nächtliche winterliche Weg war im Umsehen zurückgelegt. Die Fremde bekundete in der Rührigkeit, mit welcher sie nach einer langen, unbequemen Reise in lebhaftem Gespräch an seiner Seite ging, auch jene körperlichen Kräfte, die zum Gelingen jedes Unternehmens, und des ihrigen zumal so unerläßlich sind. Denn nichts Gedeihlicheres für ein Haus und die, welche darin gebildet werden sollen, als eine gesunde, frische Natur an der Stelle, von welcher aus es geleitet wird. Wolfram war heute schon zu dieser Ueberzeugung gekommen, als er sich seine Kinder unter dem Schutze seiner nervösen Schwiegermutter vorstellte. Jetzt schien ihm bei flüchtigster Bekanntschaft durch eine überraschende Fügung das gerade Widerspiel dieser Frau entgegen getreten, und eine unbestimmte Vorstellung dämmerte in ihm auf: „Das wäre die Rechte, welche du suchst und brauchst!"

(Fortsetzung folgt.)

Kaffeehäuser und Restaurationen im Orient

schildert Dr. Scheerer in seinen „Reisebriefen" in der „Köln. Ztg." auf folgende Weise: Ein stereotypes Attribut des Orients ist das Kaffeehaus. Kaffee und Tabak findet man oft leichter als Brod und Fleisch, und die elendeste Hütte der Nomaden wird dem Wanderer eine feinere Bohne zu kosten geben, als manches Hotel unserer Großstädte. Das türkische Kaffeehaus ist wie bei uns die Wein- und Bierkneipe. In ihm verbringen Viele die Hälfte ihres Lebens, und seine Fundamentalgesetze wiederholen sich überall in der Levante, wie viel auch die Einzelheiten verschieden sind. Die Bereitung des Kaffee's ist ganz dieselbe im spiegelerglänzenden Cafe von Zebate, wie in der Baracke des Wachtpostens einer Karavanenstraße. Wir geben hier Liebhabern das genaue Rezept. Der Kaffee ist zu rösten, nicht zu brennen, dann in einem Mörser fein zu Pulver zu verstoßen. In das kochende Wasser wird ein Löffel Kaffee geworfen nebst einem halben Löffel Zucker für je so viel Tassen, als man haben will. Man rühre sorgfältig, setze den Topf an's Feuer, bis der Inhalt schäumend aufkocht, ziehe dann zurück und wiederhole das Manöver drei bis viermal. Beim Ausgießen muß ein braunes Moussir oben schwimmen. Das ist unerläßliche Bedingung. Die Tassen sind von kleinster Dimension und werden in einer Untertasse von Silber oder Surrogat, die unseren Eierbechern gleichen, servirt. Man genießt den Kaffee glühend heiß, und was die ächten Gourmands sind, die nehmen den kleinen Finger und holen sich damit den Satz heraus. Uebrigens wird nur beste Qualität Mokka oder Domingo verbraucht. Die Kaffeehäuser sind mit einer Vorhalle umgeben, rings herum laufen Divans, von Holz in den Baracken, mit Kissen von Seidendamast in dem feinen Etablissement; darauf sitzen die Türken mit unterschlagenen Beinen. Ein kleiner Hof, in ein Gärtchen mit fließendem Wasser verwandelt, ist für die vornehme Welt, und es gibt da Stühle und Tische in niedriger Miniatur-Ausgabe. Hier zahlt man das Doppelte, 20 Paras (= 4 Kreuzer), die Türken kommen mit 5 Paras weg. Man trinkt Kaffee zu jeder Tagesstunde, häufig auch zuvor ein Glas Raki, Branntwein aus Mastix oder Anis, der in der Hitze äußerst kühlend und erfrischend wirkt. Dazu die Delicen des Rauchens, eine auf jede Bewegung des Gastes aufmerksame Bedienung, und man begreift, wie Stunden in solchen dolce far niente (der Orientale hat dafür das arabische Wort „Kef" allgemein adoptirt) angenehm verschwinden. Es gibt da keine Zeitungen, kein Billard, kein Domino, kein Sechsundsechszig, nichts, was störend einwirkt auf diese Intensität der Ruhe, die den Orient charakterisirt.

Auch der türkische Restaurant ist nicht zu verachten. Man speist gewissermaßen in der Küche, hat aber den Vortheil, den gesammten Prozeß der Bereitung vor Augen zu haben. Hammel und Lamm sind das dominirende Fleisch. Hart vor dem Kohlenfeuer dreht sich, durch die warme Luft in Bewegung gesetzt, der Bratspieß, woran die saftigen Rippen stecken. Gewiß eine uralte Art, zu braten. Kugeln, von feinem Mehl geformt, liegen daneben. Sie werden flach gebreitet, an die innere Wand des glühenden Ofens zwei Minuten lang gehalten und geben als ein sehr schmackhaftes Brod hervor. Sie werden dann mit ein Paar Schnitten saftigen Hammelfleisches belegt, mit Salz, Pfeffer und Zwiebeln gewürzt, aufgerollt und so frisch gegessen. Eine andere Delikatesse sind Jabzakia, gehacktes, frisches Fleisch mit Reis, in die ersten zarten Blätter des Weinstockes eingewickelt. Auch Fische weiß man trefflich zu bereiten, und wenn man sich ein Paar Flaschen guten Wein, Besteck und Serviette mitbringt, so läßt sich in einer türkischen Garküche ganz appetitlich frühstücken.

Mannigfaltigkeiten.

[Menschenverlust in Schlachten.] Die österreichische Militär-Zeitung schreibt: „Wir haben die ausgesprochene Ansicht zu konstatiren, daß die Schlacht zwischen der Chiese und dem Mincio, was die Machtentwickelung betrifft, sich unmittelbar an

die Völkerschlacht von Leipzig anreiht; nicht so, was den Verlust betrifft. Am 24. Juni kämpften mehr als 300,000 Soldaten gegenseitig und die Verluste dürften gering gerechnet 30—35,000 Mann seyn. In der dreitägigen Schlacht von Leipzig standen 330,000 Verbündeten 260,000 Franzosen entgegen; diese hatten 30,000 Gefangene und 45,000 Todte und Verwundete, die Verbündeten 48,000 Todte und Verwundete verloren. Nächst Leipzig ist es die Schlacht an der Moskwa am 7. September 1812, welche durch ihre Opfer unerreicht dasteht; 130,000 Russen mit 600 Geschützen standen 134,000 Franzosen mit 587 Geschützen gegenüber, erstere verloren 58,000 Mann, die Franzosen 50,000 Mann; die Verluste waren also 40 Prozent. Bei Bautzen am 21. Mai 1813 kämpften 110,000 Russen und Preußen gegen 150,000 Franzosen, die Franzosen verloren 20,000, die Alliirten 15,000 Mann und eine Kanone. In der Schlacht von Deutsch-Wagram am 5. und 6. Juli 1809 zählten wir 137,622 M., Napoleon 170,000; er hatte überdieß auf dem für Kavallerie sehr günstigen Terrain 32,000 Reiter, denen wir nur 12,000 entgegenstellen konnten, und selbst diese Uebermacht an Kavallerie würde ohne Erfolg geblieben seyn, wenn unser linker Flügel durch Verschanzungen gesichert gewesen wäre. Die Verluste waren auf beiden Seiten ziemlich gleich, wir hatten 20,000, der Feind 22,000 Mann. Bei Aspern waren wir 75,000 Mann stark und dem Gegner um 10,000 Mann überlegen; die Verluste standen außer jedem Verhältniß, wir hatten 20,000 Todte und Verwundete, der Feind 13,000 Todte, 3000 Gefangene und 30,000 wurden nach Wien zur Heilung gesendet; es war also bei 135,000 Mann von beiden Seiten aufgebotenen Kriegern gerade die Hälfte kampfunfähig geworden. Erwähnen wir noch der Schlacht von Austerlitz, 70,000 Franzosen, 70,000 Russen, 13,000 Oesterreicher, Verluste: 21,000 Russen mit 160 Kanonen, 5800 Oesterreicher und 10,000 Franzosen; jene von Auerstädt und Jena am 14. Oktober 1806, 142,000 Franzosen gegen 150,000 Preußen, und von Waterloo am 18. Juni 1815, in welcher im Ganzen 170,000 Mann, darunter 70,000 Franzosen engagirt waren und letztere 25,400 Mann mit 250 Geschützen, die Alliirten 31,000 Mann verloren, so haben wir die größten und blutigsten Schlachten und so ziemlich aller Zeiten verzeichnet. Aus dieser Darstellung wird die allgemein verbreitete Ansicht, daß die so weit gediehene Vervollkommnung der Feuerwaffen künftige Schlachten viel blutiger gestalten müsse, ziemlich widerlegt; die Verluste in den früheren Kämpfen waren durchschnittlich 20—25 Prozent und darüber, während sie sich in der letzten Schlacht, hoch gegriffen, nicht auf 15 Prozent der aufgebotenen Streitkräfte stellen wird."

In Breslau starb am 24. Juli der Begründer der schlesischen Blindenanstalt, Johann Georg Knie. Er wurde geboren am 13. Januar 1793 in Erfurt, erblindete als achtjähriger Knabe an den Blattern, war 1809 in die Berliner Blindenanstalt aufgenommen, studirte später in Breslau die philologischen Wissenschaften und widmete sich ganz dem Berufe als Blindenlehrer. Im Jahre 1816 stiftete er zur Versorgung im Freiheitskampfe erblindeter Krieger den Verein, aus welchem die Blindenanstalt hervorging, für die er als Lehrer und Erhalter 40 Jahre lang segensreich wirkte. In ganz Deutschland und hinaus, hat seine ganze Blindenpädagogik als Muster gedient. Er hat Werke herausgegeben, von denen die „Spezialgeographie Schlesiens" am umfassendsten ist. Den Ertrag des Buches, „Erinnerung eines Blindgeborenen", gegen 100 Thaler, schenkte er der Anstalt zur Unterstützung entlassener Zöglinge. Fünfhundert Blinden ist er Helfer und Vater gewesen.

Vor Kurzem starb in Berlin einer jener ausgebildeten Wucherer, welche der Volksmund „Blutaussauger" oder „Halsabschneider" nennt. Am letzten Tage seines zinsenreichen Daseyns versammelte derselbe seine Söhne um sich und theilte ihnen mit, daß, drei Monate nach seinem Tode, Jeder von ihnen die Summe von 30,000 oder (es kommt hierbei auf die Richtigkeit der Größe des Erblasses durchaus nicht an) 40,000 Thaler erhalten würde. „Aber Vater", fragte einer der Söhne bittend, „wozu diese lange Frist? Können wir denn unser Erbe . . . .". „Gut", unterbrach der Sterbende, „gebt mir $3\frac{1}{2}$ Prozent Diskonto, und Ihr sollt das Geld sofort erhalten!" — Außer dieser bezeichnenden Anekdote erzählt man sich auch in der Stadt die merkwürdige Naturerscheinung, daß das Gras, welches auf das Grab des Entschlafenen gelegt war, bereits nach drei Tagen zu wuchern begann.

Am Abend des 29. Juli nach $8\frac{3}{4}$ Uhr wurde in Laibach ein schönes Meteor in Süd-Südwesten beobachtet, welches während einiger Sekunden die ganze Gegend mit einem wunderbar herrlichen grünen Lichte erleuchtete. Die Stärke dieses Lichtes war so intensiv, daß es zwischen dem Laub der Bäume hindurch die Schatten der einzelnen Blätter mit scharfen Umrissen auf dem Boden abzeichnete. Kurz vor dem Erlöschen des Meteors verwandelte sich die grüne Farbe des Meteors in das schönste Roth. Ein Geräusch wurde dabei nicht vernommen.

Redakteur: Gustav Heffert.
Druck und Verlag der A. Wallandi'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 187. Montag, 8. August 1859.

Eine Gouvernante.

(Fortsetzung.)

Das selbst in seiner kahlen, winterlichen Umgebung noch freundliche Landhaus lag, abseits vom Dorfe und mitten im Garten, hell erleuchtet vor den Wanderern, und sein Besitzer war im Begriffe, die Klingel zu ziehen, als die Schweizerin plötzlich mit den Worten stehen blieb: „Ich bin Ihrer freundlichen Einladung gefolgt, mein Herr, ohne zu bedenken, daß das Erscheinen eines so späten, völlig fremden Gastes Ihrer Frau Gemahlin eine störende Ueberraschung seyn könnte. Jetzt möchte ich Sie lieber bitten, mir den Weg nach dem Wirthshause im Dorfe anzudeuten." — „Treten Sie ohne das Bedenken einer Störung ein, mein Fräulein. Sie kommen in ein mutterloses Haus," erwiderte Wolfram.

Die Thüre wurde geöffnet, ehe die Fremde, ein wenig stutzend, eine schickliche Erwiderung gefunden hatte, und so sah sie sich plötzlich von einer zahlreichen Dienerschaft mit neugierig verwunderten Blicken angeschaut. Der Hausherr, nachdem er einem Diener den Auftrag gegeben, dem Schulzen des Dorfs von dem Unfall des Postwagens auf der Landstraße Anzeige zu machen, und die Wirthschafterin angewiesen hatte, ein Zimmer zur Nachtruhe für seinen Gast bereit zu halten, öffnete die Thür eines eleganten Wohnzimmers, aus welchem zwei Kinder von etwa fünf und vier Jahren ihm entgegen sprangen. Er küßte sie herzlich wie nach langer Abwesenheit, sein Auge war von Thränen gefeuchtet.

„Was hast Du uns mitgebracht, Papa?" war die erste und einstimmige Frage der Kleinen. — „Ich habe Euch nichts mitbringen können, liebe Kinder," antwortete der Vater fast beschämt; „morgen sollt Ihr haben, was ich Euch versprochen." — „Du hast mir aber das Pferd heute versprochen," versetzte der Knabe trotzig. — „Ich wollte aber die neue Puppe heute mit ins Bett nehmen," klagte das Mädchen weinerlich.

Der Vater stand halb verzagt und auf eine Nothlüge sinnend seinen verwöhnten kleinen Tyrannen gegenüber, als die Fremde ihm zu Hülfe kam. — „Der Vater hat Euch etwas mitgebracht, Kinder," sagte sie lächelnd, „einen Gast aus fernem Land, den er aus dem Schnee hervorgezogen." — „Bist Du der Gast aus fernem Land?" fragten Max und Bertha ungläubig. — „Ich bin der Gast, Kinder, seht mich an, gefalle ich Euch?" — „Du gefällst mir," rief Max, rasch entschlossen und laut. — „Du gefällst mir!" wiederholte leise ein Echo im Herzen des Vaters.

Die Fremde hatte Hut und Mantel abgelegt und Vater wie Kinder betrachteten sie mit aufmerksamem Interesse. Wie ersterer schon auf dem Wege bemerkt, war sie eine große, kräftige, aber ebenmäßige Gestalt, der stark gebaute Kopf einfach mit vollen dunklen Flechten gekrönt. Die Züge des schön geformten Ovals mochten nicht eben fein zu nennen seyn, stimmten aber zu einander und erweckten Vertrauen; der starke Rücken der Nase bekundete Entschlossenheit, während eine angenehme Korrespondenz zwischen den großen braunen Augen und dem vollen, etwas breiten Munde dem Gesichte den ansprechendsten harmonischen Ausdruck gab. Ein seelenkundiges Auge hätte wohl wahrnehmen können, daß die Fremde bei ihren zweiundzwanzig Jahren schon Manches erfahren und gelitten hatte, auch der fest am Halse schließende Anzug bezeugte noch die Trauer um ihre Verweisung; der Grundton ihrer Erscheinung aber war eine Sicherheit und bewußte Heiterkeit, wie sie sich zu dem erwählten Berufe am besten schickten.

„Kann ich auch mit Dir spielen?" fragte die kleine Bertha zweifelhaft. — „O ja," antwortete sie, „ich spiele gern mit artigen Kindern." — „Wie soll ich Dich denn aber rufen?" fuhr die Kleine fort. — „Rufe mich Cornelie," erwiderte sie und setzte, gegen ihren Wirth gewendet, lächelnd hinzu: „Mein guter Vater hat mir seinen Römern zu Liebe diesen ein wenig anspruchsvollen Namen gegeben, der zu meinem schlichten Bürgernamen nicht sonderlich stimmen mag. Cornelie Wille heißt die arme

Reisende, Herr Wolfram, der Sie so freundlich Schutz und Obdach gewährt haben."

Er verneigte sich nach dieser Einführung artig gegen sie und ermahnte die Kinder, die sich neugierig betrachtend um die fremde Erscheinung drängten, Tante Cornelie in Ruhe zu lassen.

„Eine Tante bist Du, Cornelie? weiter nichts?" sagte der vorlaute Max. „Ich dachte schon, Du wärest unsere neue Mutter." — „Warum dachtest Du das, mein Kind?" fragte die Schweizerin völlig unbefangen. — „Nun, weil die Muhme, wenn Papa fortgeht, immer sagt, er suche uns eine neue Mutter."

Unwillkürlich erröthend wendete sich Wolfram zur Seite, und da das Abendessen eben aufgetragen war, lud er seinen Gast zum Platznehmen ein.

Man setzte sich und Cornelie sah mit Erstaunen, wie wählerisch und näschisch verwöhnt die Kleinen waren. Ohne Scheu verlangten sie die widerstrebensten Gerichte, und was sie forderten, wurde ihnen reichlich vorgelegt, gekostet, nach Belieben liegen gelassen, oder gegen etwas Anderes vertauscht. Der Vater gewahrte die Verwunderung in den offenen Zügen seines Gastes, und scheute sich nicht einzugestehen, daß er allerdings dieses späte Wachbleiben und reichliche Abendessen den Kindern nicht für zuträglich halte, sich aber noch nicht habe entschließen können, dem Verlangen derselben entgegenzutreten und den Abend in trauriger Einsamkeit hinzubringen.

„Der Geist heilsamer Zucht und Ordnung ist mit dem Glück aus diesem mutterlosen Hause gewichen," setzte er hinzu. Die einstige Erzieherin gestattete sich keine Entgegnung, sie erprobte aber ihr Talent schon jetzt, indem sie durch ansprechende Unterhaltung, wie durch einen gewissen entschiedenen und doch nicht strengen Ton die verwöhnten Kleinen von ihren schädlichen Forderungen abzulenken verstand. Die neue Erscheinung verwandelte sich ihnen in der ersten Viertelstunde zu einer Art von Autorität, sie erzählte von ihren kleinen Bübli und Mädli daheim, die Abends artig ihre Milchsuppe äßen und mit der Sonne schlafen gingen, um frisch und fröhlich mit der Sonne wieder aufstehen zu können.

„Ich will auch Milchsuppe essen," sagte Bertha. — „Und ich will jetzt gleich zu Bette gehen," rief Max; „aber die Cornelie soll mich ausziehen und mir erzählen von ihrem Daheim, bis ich eingeschlafen bin.

Ein freundliches Lächeln der Fremden bat um die Erlaubniß des Vaters für diesen Dienst, eine Erlaubniß, die nicht minder lächelnd gegeben ward, und so trat Cornelie, an jeder Hand eines der Kinder, in die Schlafstube, in welcher das kleinste, dessen Geburt seiner Mutter das Leben gekostet hatte, schon schlafend in seinem Bettchen lag. Unter den verwunderten Blicken der alten Kinderfrau, landesüblich „Muhme" geheißen, kleidete sie ihre neuen kleinen Freunde aus und sagte dann: „Nun wollen wir beten, Kinder." — „Beten? Du wolltest ja erzählen von daheim," schmollte Bertha. — „Was ist beten?" fragte Max. — „An Deinen Vater im Himmel denken, mein Kind." — „Meine Mama ist allein im Himmel, Cornelie, mein Vater sitzt in der Stube und trinkt Wein."

Ehe die Schweizerin noch ihre belehrende Entgegnung vollendet hatte, wurde sie durch ein plötzliches Aufhusten des kleinsten Mädchens unterbrochen, so daß sie die Wärterin beunruhigt fragte: „Hustet das Kind öfter in dieser Weise?" — „Es hat schon öfter gehustet," erwiderte die Alte gelassen, „aber heute Abend scheint es etwas schlimmer."

Cornelie stand auf und beugte sich über das Bett. Ein eigenthümlich pfeifender Ton drang in ihr Ohr; sie ergriff die Lampe und leuchtete in des Kindes Gesicht; die scharf gerötheten Wangen, die trockene Fiebergluth der kleinen Hände ließen ihr keinen Zweifel „Hier ist Gefahr!" sagte sie. „Schnell einen Arzt!" — „Warum nicht gar!" brummte die Muhme. „Lassen Sie uns um Gotteswillen den Herrn nicht erschrecken, der ohnehin den ganzen Tag nicht aus der Angst heraus kommt."

Aber der Vater war, an der Thür lauschend, Zeuge der anfänglich so anmuthigen, dann so bedenklichen Scene gewesen; rasch entschlossen eilte er selber, den Arzt aus der Stadt herbeizuholen.

Als er nach Verlauf einer Stunde etwa mit demselben in sein Haus zurückkehrte, fand er die Fremde an dem Bette des kranken Kindes bemüht, durch Aufschläge und Einflößen warmer Getränke eine heilsame Transpiration zu erzeugen. Der Arzt saß eine Weile schweigend, Athem und Herzschlag prüfend, während des Vaters Auge mit ängstlicher Spannung an seinen Lippen hing.

„Die Gefahr ist durch die vorbeugenden Mittel wohl beseitigt," sagte er endlich; „fahren Sie mit denselben fort, bis der Athem völlig frei ist, seyen Sie aber in Zukunft doppelt vorsichtig, denn derlei Zufälle repetiren gern."

Dankende Thränen im Auge drückte Wolfram Cornelien die Hand und ging darauf mit dem Arzte in das Nebenzimmer, in welchem dieser noch eine Stunde verweilte, von Zeit zu Zeit in die Kinderstube zurückkehrte, die Kranke und ihr Pflegerin aufmerksam betrachtete und endlich mit der nochmaligen Versicherung glücklich abgewandter Gefahr sich entfernte.

(Fortsetzung folgt.)

Der Radetzky-Marsch.

Ein Lebensbild aus der Gegenwart von K. C.

Motto: „Töne, die ihr mächtig mich beweget,
Lust zum Kampf mit neuer Kraft erreget,
Hoch entflammet ihr des Herzens Muth.
Heiße Sehnsucht füllet meine Seele,
Leidenschaftlich ich das Schwert erwähle,
Durch mein ganzes Wesen dringet Gluth."
König Ludwig.

Wie reich ist nicht unser schönes Vaterland an reizenden Gegenden, wie sehr fühlt sich die Brust gehoben, die deutschen Gauen von fremden Touristen besucht und bewundert zu sehen? Auch das Moselthal gehört unter jene Partieen und gewiß wird mancher Reisende, der dort gewesen, von den romantischen Ufern der alten Mosella, die schon an Ausonius einen begeisterten Sänger gefunden, am heimischen Herde gern erzählen.

Mit welcher Sehnsucht lauschte ich nicht den Tönen eines Freundes, wenn derselbe von den Bergen der Heimath sang:

„O schönes Land, o Moselstrand!
Ihr grünen Berge, du Fluß im Thal,
Ich grüß euch von Herzen vieltausendmal!"

Der Freund ist seitdem Pfarrer geworden und ich habe das schöne Moselthal seitdem schon öfter gesehen; auch jüngst weilte ich wieder an jenen lieblichen Ufern, und die folgende Skizze ist eben der Erinnerung an die dort verlebten Stunden entnommen.

Nach einer wirklich afrikanischen Hitze den Tag über, kamen wir gegen Abend mit dem Dampfboote in C. an. Ermüdet von der Reise und aufgeregt von den mannigfachen Eindrücken des Tages suchten wir einen Gasthof auf, um daselbst zu übernachten, da wir unserm Freunde, dem Pfarrer, für heute nicht mehr lästig fallen wollten. Am folgenden Morgen siedelten wir nach vorheriger Anmeldung in das Pfarrhaus über.

Der geistliche Herr ist einer jener Männer, wie sie Lamartine in den „Pflichten eines Pfarrers" schildert, ein Musterbild der Gemeinde, ein Vater der Armen, ein Arzt der ihm anvertrauten Seelen, dabei ein tiefer Kenner der Menschen, ein Verehrer der Wissenschaften und dem Freunde ein Freund im wahren Sinne des Wortes.

Im Pfarrhaus befanden sich auch noch eine schwarzgekleidete Dame und zwei kleine Mädchen, das älteste von ungefähr neun, das jüngere von ungefähr fünf Jahren. Die Dame machte beim ersten Anblick einen tiefen Eindruck auf uns, Schönheit war in den regelmäßigen Gesichtszügen, deren Teint etwas gebräunt war, mit Ernst und Würde gepaart. Hätte sie jedoch auch die Farbe der Trauer nicht getragen, der Schmerzenszug um ihre fein geschnittenen Lippen hätte uns gesagt, daß eine leidende Seele in diesen Räumen des Friedens Zuflucht gesucht. Die beiden Kinder waren wirkliche Engel; man konnte zwar ebenfalls die Theilnahme an dem Schmerze der Mutter in ihrem edelgeformten Antlitze ausgeprägt finden, allein der abwechselnd heiteren Blick ließ immerhin errathen, daß die Kindheit die Schwere der Leiden noch nicht so tief empfand.

Da der Pfarrer am Nachmittage von Dienstgeschäften in Anspruch genommen wurde und wir nicht wagten, die Einsamkeit der Dame zu stören, benützten wir die Zeit zu einem Ausfluge auf einen benachbarten Berg, dessen Wände von üppig strotzenden Weinstöcken umkränzt sind und dessen Spitze die Ruinen eines adeligen Schlosses aus der Feudalzeit krönen. Mit dem Sinken der Sonne kehrten wir in das Pfarrhaus zurück.

Nach dem Abendessen lud uns unser Freund ein, die wohlthuende Kühle in seinem Garten noch einige Zeit zu genießen.

Der Garten mit den schönsten Laubgängen und herrlichen Blumenbeeten geschmückt, zog sich bis zu dem Ufer der Mosel. Hier pflegte unser Freund nach den Mühen des Tages im Genusse der freien Natur die Stunden, die er sein nannte, zuzubringen. Es war ein prachtvoller Abend; die murmelnden Wellen schienen von den sagenreichen Bergen, an denen sie vorbei gezogen, erzählen zu wollen, der Mond stieg über dem einsam stehenden Thurme des gegenüberliegenden Schlosses in großer Scheibe empor und beleuchtete magisch das in stillem Frieden ruhende Thal; kurz Natur und Umgebung waren ganz dazu geschaffen, im trauten Kreise die Erinnerung an die Vergangenheit noch einmal wach zu rufen.

Das Hauptthema der Unterhaltung bildete, wie gewöhnlich in unserer zukunftreichen Zeit, die Politik.

„Deutschland," sagte unser Freund, „ist wieder um 50 Jahre zurückgeworfen, denn um 1809 standen wir gerade so weit, wie heute, nur daß wir dort den Rheinbund schon hatten. Und welche Rolle könnte unser Vaterland im Rathe Europas nicht spielen? Im Norden und Süden an das Meer stoßend, in der Mitte unseres Kontinents gelegen, könnte es, wie es der erste Kulturstaat, so auch die erste politische Macht seyn. Allein das alte Zaudersystem, das alte Mißtrauen. Wie freute ich mich nicht, als die ersten Nachrichten über das Gefecht bei Montebello eintrafen, in welchem die österreichischen Jäger so glänzende Bravour entwickelten und überhaupt die ganze Heeresabtheilung dem überlegenen Feinde so tapferen Widerstand leistete."

Plötzlich ertönten die Klänge des Radezky-Marsches auf einem Fortepiano vom Pfarrhause herüber.

Unwillkürlich stockte unsere Unterhaltung, ein Strom von Gefühlen durchwogte unseren Busen bei diesen bekannten Tönen.

„Der Radetzky-Marsch ist das Motto für das kurze Leben meines Bruders gewesen,“ begann unser Freund wieder, nachdem die letzten Töne verstummt, „er ist auch das Motto für das Leben meiner Schwägerin und ihrer beiden Kinder geworden.“ Wir hatten unsern Freund über die schwarzgekleidete Dame und ihre Kinder noch nicht gefragt, wußten jedoch allerdings, daß der Bruder des Pfarrers österreichischer Offizier und verheirathet gewesen.

Da uns jetzt der Anknüpfungspunkt zu näheren Erkundigungen über das Schicksal der interessanten Frau und ihrer liebenswürdigen Kinder geboten wurde, drangen wir in unsern Freund, Weiteres hierüber mitzutheilen.

(Fortsetzung folgt.)

Phantasie am Flusse.

„O Fluß! nach bräutlich holder Art
Willst Du als Thränlein hangen
So heimlich froh, so wonnig zart
Der Welt an ihren Wangen!“

D'rum blick' ich gern hinein zum Fluß,
Es ist ja zu vergleichen,
Als ob die Wellchen Kuß um Kuß
Sich freudig weinend reichen!

„Wie majestätisch bist Du, Fluß,
Wenn Deine Wogen schäumen
Und wild in zürnendem Erguß
Sich gegen Felsen bäumen!“

„So schwankt, wie Du, das Menschenherz
In Lust- und Leides-Wellen,
Schaut manchen Wunsch mit tiefem Schmerz
Am Schicksalsfels zerschellen!“

„Wohin? — Mein Fluß, o sag', wohin? —
Thaleinwärts muß ich fließen,
Muß eiligst fort zum Meere zieh'n
Und dorten mich ergießen!“

„Wie machst Du traurig mich, o Fluß,
Du fliehest unverweilet,
So ist mir jeder Glücksgenuß
Gleich schnell, wie Du, enteilet!“ —

Gustav Stoll.

Mannigfaltigkeiten.

Bei Gelegenheit des so plötzlichen Ablebens der Königin Stephanie von Portugal erinnert man sich daran, daß der erste Gemahl der verewigten Königin Donna Maria da Gloria (der Mutter des jetzigen Königs), Herzogs August von Leuchtenberg, im Jahre 1835 derselben Krankheit eben so plötzlich erlegen ist, wie die Königin Stephanie, nachdem er gleichfalls nur wenige Monate seiner neuen Heimath angehört hatte. Schon damals wurde (gegenüber den unbegründeten Gerüchten von einer Vergiftung des Herzogs) darauf aufmerksam gemacht, daß der Aufenthalt in Portugal für Nichtakklimatisirte, namentlich in Bezug auf Halsleiden, ein gefährlicher sey und ein Hamburger Arzt, Dr. Simon, wies in öffentlichen Blättern nach, daß bereits zu Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts in Spanien und Portugal eine bösartige epidemische Bräune unter dem Namen Garrotillo geherrscht habe, welche viele Menschen im blühenden Alter nach kurzer Krankheit weggerafft hätte und von den Aerzten der damaligen Zeit mit furchtbaren Farben geschildert worden sey. Diese später auch in England und in Frankreich verbreitete und noch neuerdings bisweilen vorgekommene Krankheit sey aller Wahrscheinlichkeit nach nichts als eine sehr gefährliche Anomalie des Scharlachs.

Einen sehr interessanten Beitrag zur Statistik der Stadt München liefert der am 30. Juli erschienene Katalog der deutschen Werktagsschulen. Derselbe entziffert eine Gesammt-Schülerzahl von 10,243 Kindern (5104 Knaben und 5144 Mädchen), 91 weniger als im Vorjahre. Die Zahl von 14 Schulhäusern erweist sich als eine zu geringe, und es wird an deren Vermehrung und Erweiterung gearbeitet. Das Lehrerpersonal besteht aus 55 Schullehrern und 3 ständigen Hülfslehrern; aus 28 weltlichen und 27 Kloster-Schullehrerinnen, einer ständigen und einer unständigen Aushülfslehrerin, zwei Lehrerinnen der französischen Sprache; einem Schreiblehrer, 5 Zeichnungslehrern, einer Zeichnungslehrerin; für Arbeitsunterricht 19 weltlichen und 26 Kloster-Lehrerinnen nebst 3 Hülfslehrerinnen; zusammen 172 Lehrindividuen, zu denen noch 2 Gesanglehrer, die nicht zugleich Schullehrer sind, kommen. Die Unterrichtszeit besteht in 20 wöchentlichen Unterrichtsstunden in den katholischen Schulen, und in 23 in den protestantischen.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 188 Dienstag, 9. August 1859.

Eine Gouvernante.

(Fortsetzung.)

Bewegt ging Wolfram zu dem Kinde zurück, um die Nacht an seinem Bette zu durchwachen, Cornelie bat ihn aber so dringend, sich ruhig niederzulegen, versprach so zuversichtlich, kein Auge von seinem Lieblinge zu verwenden, und erklärte mit so frischer Heiterkeit, von der Reise nicht ermüdet zu seyn, daß er sich endlich fügen mußte und mit den Worten: „Ein guter Engel hat Sie in mein Haus geführt," sich nach seinem Zimmer begab. Aber er schloß kein Auge in dieser Nacht, die Gefahr geistiger und selbst körperlicher Verwahrlosung für seine Kinder, bei aller Verhätschelung, stand in den grellsten Farben vor seinem Blick; mehr als einmal sprang er von seinem Lager in die Höhe, lauschte er an der Thür, die nach der Kinderstube führte, und wenn er die hülfreiche Fremde dann unermüdet still und umsichtig walten sah, so wiederholte er sich mit immer festerer Ueberzeugung: „Das ist die Rechte, die du suchst und brauchst?" und gab sich willig der Vorstellung hin, daß eine höhere Hand sie in der Stunde der Gefahr ihm zugeführt.

Als er am andern Morgen in das Wohnzimmer trat, fand er die Fremde, schon zur Abreise gekleidet, seiner harrend. Ein Schreck, ein Schmerz, ein rascher Entschluß durchzuckten gleichzeitig seine Brust. Cornelie reichte ihm die Hand mit den Worten: „Ihre Kleine schläft; wenn sie erwacht, wird sie Ihnen gesund entgegen lächeln. Mit dieser Beruhigung und dem herzlichsten Danke scheide ich aus Ihrem Hause, Herr Wolfram; der Bote wartet, der mich nach der Stadt geleiten soll."

Nur um Zeit zu gewinnen, seiner Bewegung Herr zu werden, machte Wolfram sie darauf aufmerksam, daß der Bahnzug erst um die Mittagsstunde nach Norden abgehe, und bat sie, seinen Wagen zur Fahrt nach der Stadt anzunehmen. Sie durfte nicht widersprechen, legte Hut und Mantel wieder ab, setzte sich in eine Fensternische und blickte schweigend über die winterliche Gegend, während Edmund mit großen Schritten im Zimmer auf und nieder ging.

Endlich trat er auf sie zu, ergriff ihre Hand und sprach: „Wir sind uns unter seltsamen Umständen zugeführt worden, Fräulein Wille, Sie mir im Augenblick des dringendsten Bedürfnisses. Darf ich mir eine Frage erlauben, wie sie bei so kurzer Bekanntschaft wohl nur unter diesen Umständen gestattet seyn mag?" — „Ich wüßte keine, die ich nicht gern und unbefangen beantworten könnte," erwiderte Cornelie lächelnd. — „Ist es ein fest gegebenes Versprechen, ein bindendes Verhältniß, eine glückverheißende Aussicht, welche Sie in die Ferne ziehen, liebes Fräulein?" — „Nichts von alle dem, Herr Wolfram, nur einfach die Hoffnung, in dieser Ferne leichter als anderwärts den geeigneten Platz für meine Wirksamkeit zu finden." — „Und könnten Sie diese Hoffnung nicht dem Wohlbefinden, dem Glück einer Familie opfern, deren tiefer Mangel Ihnen nicht entgangen seyn kann? Könnten Sie sich nicht entschließen, die Leitung meines Hauses, meiner mutterlosen Kinder in die Hand zu nehmen?"

Cornelie blickte sichtlich überrascht, wie in schweigender Prüfung zu ihm auf; er wiederholte seine Bitte noch dringender, sie auf ihren ausgesprochenen Wunsch zurückführend, und an verwaisten Kindern Mutterstelle vertreten zu dürfen. — „Mein Schicksal wird immer dem Zufall anheim gegeben, meine Entscheidung immer ein Wagniß seyn," sagte Cornelie nach langem, nachdenklichem Schweigen; Ihnen aber, Herr Wolfram, ist die umsichtigste Wahl und Prüfung nicht nur gestattet, sondern geboten, und Sie kennen mich so wenig."

„Ihnen zu begegnen in dieser Stimmung, nach dieser Erfahrung, wäre kein Fingerzeig? Sie zu sehen, wie ich Sie sah, wie ich Sie sehe, wäre kein Erkennen? Vertrauen Sie mir, wie ich Ihnen vertraue, und uns wird Beiden geholfen seyn." So sprach Wolfram mit großer Wärme, als aber Cornelie noch immer schweigend, mit gefaltenen Händen, in ernstem Bedenken verharrte, setzte er traurig hinzu: „Sie zögern, Sie schweigen, Sie wollen es nicht wagen?" — „Ich will es gern," ant-

wortete Cornelie ruhig und fest, in seine freudig dargebotene Hand einschlagend, „ich will es mit Gott; lassen Sie es uns mit einander versuchen."

3.

Cornelie blieb, und ein frischer, rüstiger Geist zog mit ihr in dem mutterlosen Hause ein. Sie legte ihren Traueranzug ab, kleidete sich in lebhafte Farben und wurde schon durch ihre Erscheinung, mit den raschen Bewegungen, dem hellen, aufmunternden Klange der Stimme, eine heitere Anregung für die schlaffe, flügellahme kleine Welt. Die Langeweile verschwand, indem die Spiele sich in Beschäftigungen und Anfänge des Lernens verwandelten, eine geregelte, kräftigende Körperpflege die kleinen Geister erstarken machte; und wurde den Regungen der Freiheit auch niemals zwecklos oder aus Laune entgegen getreten, so sah man eine schädlich Neigung doch niemals aus Bequemlichkeit geduldet und jeder Willkür von vornherein gesteuert.

Die Zucht des Hausgesindes begann Cornelie mit einer strikten Vertheilung der Arbeit. Ein jeder erhielt sein abgegränztes Feld, auf dem er allein verantwortlich war; das nothwendige Ineinandergreifen ordnete und überwachte sie selbst; die bisher unvermeidlichen Zänkereien, Klätschereien, wechselseitiges Entschuldigen und Aufeinanderschieben konnten vor ihrer scharfen, aber redlichen Entschiedenheit nicht bestehen. Ein unerschrockener Kampf von wenigen Wochen, und ein Jeder empfand, wie viel er gewonnen, seitdem die rechte Person in die klaffende Lücke eingetreten war. Am tiefsten und wohlthätigsten aber empfand der Hausherr die allseitige Zufriedenheit am heimischen Herd und die ernste, verständige Theilnahme eines Gebildeten an seinem inneren wie äußeren Lebensloose. Er gewöhnte sich gar bald, alle seine Interessen mit Cornelien zu berathen, ganz besonders aber den ländlichen Beruf, welchen er sich zu geben gedachte, und zu deren Ergreifen sie ihn auf das Lebhafteste ermunterte, nach allen Seiten hin mit der praktischen Wirthin in Betracht zu ziehen. Die zärtliche Melanie war seine Geliebte gewesen, die kräftige Cornelie wurde seine Freundin; ja es konnte fast scheinen, als würde sie ihm selbst, wie den Kindern und Dienern, zu einer Autorität. Zwischen den Erinnerungen an ein wolkenloses Glück und an einen vernichtenden Schmerz leitete sie ihn unmerklich auf den Standpunkt der Ergebung und Ueberwindung; Hoffnung und Lebenslust regten sich bei ihrem Einflusse auf seinen Geist und Willen, und das Bild der vielbeweinten Frau erblaßte unter einer sanften Regung, der er noch keinen Namen geben mochte.

Diesem aufgeheiterten, häuslichen Geiste gelang es denn auch, mancher von außen andringenden Verstimmungen Herr zu werden, welche den reizbaren Mann wenige Wochen früher zur heftigsten Ungeduld hingerissen haben würden. Zunächst die vorstägigen Klagen und Vorwürfe seiner Schwiegermutter. Wolfram hatte sich bemüht, die Persönlichkeit der Schweizerin und seinen häuslichen Gewinn durch dieselbe den Großeltern seiner Kinder in das hellste Licht zu setzen; um so verdrießlicher waren ihm nun Mißtrauen, Widerwille und kleinliche Verdächtigungen, ihm von der Seite entgegen gebracht, von welcher er am ersten eine Befestigung in diesem schwierigen Verhältniß hätte erwarten sollen. War doch dieses Verhältniß der Welt gegenüber schon so mancherlei Anfechtungen ausgesetzt. Die junge, hübsche, gänzlich unbekannte, unempfohlene Erzieherin ohne alle Präliminarien, ja gleichsam von der Straße aufgerafft in dem Hause des wenig älteren, reichen Wittwers, nach dem so manches Frauenauge einladend blicken mochte; ihr gründlicher Einfluß in diesem Hause, die achtungsvolle, man könnte sagen unterwürfige Stellung des Herrn der Dienerin gegenüber — wie hätte das Alles ohne grelle Mißdeutung bleiben können? Cornelie verhielt sich diesen Mißdeutungen gegenüber mit einer ruhigen, selbstbewußten Würde; sie war auf dieselben vorbereitet gewesen und hatte sie im Voraus als eine der widerwärtigen Bedingungen eines Verhältnisses hingenommen, das ihr auf der andern Seite so viel innerliche Befriedigung gewährte. „Wenn das Schicksal eine Frau auf eigenen Füßen durch das Leben treibt," sagte sie sich, „muß sie an der Stelle gewappnet seyn, an welcher sie im natürlichen Zusammenleben nicht zart und reizbar genug erscheinen darf."

Anders freilich, weniger frei oder resignirt war Wolfram. Mochten ihm derlei Aergernisse nun in der Form von geselligen Neckereien oder von Klatschereien zu Ohren kommen, so brauste er zornig auf über die Unbill, welche den reinsten Absichten entgegen tritt. Indessen besserte es die üble Sache natürlich nicht, wenn er nach und nach allen äußern Umgang vermied und sich in die Stille seines Hauses zurückzog, welches die gewissenhafte Cornelie nur in Begleitung der Kinder verließ, und welches ihm je mehr und mehr wieder eine so anmuthige Heimath wurde, daß er nur noch mit Widerstreben daran zu denken vermochte, sie nebst dem gewohnten Farniente gegen eine geräuschvolle, alle Kräfte in Anspruch nehmende und ihm in seiner gegenwärtigen Stimmung überflüssig scheinende Thätigkeit zu vertauschen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Radetzky-Marsch.

(Fortsetzung.)

„Bevor ich beginne," erwiderte der Pfarrer, „muß ich jedoch mehrere Briefe meines seligen Bruders herbeiholen, da ich sie als Kommentar nöthig habe."

Nach kurzer Zeit brachte er ein kleines Packet mit Briefen, setzte sich wieder an unsere Seite und begann:

„Im April 1848 ging mein Bruder, da er die medizinische Laufbahn wählte, zum Beginn seiner Studien nach Wien. Die Zeiten waren damals, wie überall, so auch in Oesterreich, sehr aufgeregt; die Wiener hatten im März schon ebenfalls freiere Institutionen verlangt, und mit der Bildung einer Nationalgarde erstand auch die sogenannte akademische Legion, zusammengesetzt aus Studenten, Technikern und Künstlern. Mein Bruder trat in jugendlicher Begeisterung ebenfalls in dieses Korps, was unsere damals noch lebende Mutter insofern mißbilligte, als dieselbe befürchtete, er möchte in der neuen Beschäftigung seinen eigentlichen Zweck ganz vernachlässigen. Plötzlich, am Anfang Juli erhielt meine Mutter von Wien aus nachstehenden Brief:

„Liebe, theuerste Mutter!

Schon längst kam mir das Leben dahier in unserer sturmbewegten Zeit zu einförmig vor; ich möchte hinaus in den Kampf für Dich, für unser Vaterland. Im Norden, an den Marken von Schleswig-Holstein, sammelt sich die deutsche Jugend, um dem Bruderstamme die gerechte Freiheit wieder zu gewinnen, und im Süden, wo es sich nicht weniger um die Größe und die Machtstellung Deutschlands handelt, windet der greise Radetzky neue Lorbeeren um seinen Marschallstab.

Dieses mein Drängen zu einem bewegteren und dem Zwecke nach würdigeren Leben ist zur That geworden, seitdem ich den Radetzky-Marsch dahier vernommen, jene feurigen Klänge, unter deren Rauschen unsere Bataillone mit Löwenmuth die feindlichen Redouten erstürmten. O Mutter, wie schön muß es seyn, bei solchen Tönen im Kampfe für das Edelste der Menschen zu siegen oder zu fallen. Jener Vers spricht gewiß wahr, welcher sagt:

„Fürs Vaterland zu fallen,
O schönstes Männerziel!
O schönster Tod von allen,
O Tod, den Körner fiel!"

D'rum, liebe Mutter, gestatte meinen Schritt und sey mir nicht gram. Du kannst es gar nicht seyn, denn Du hast uns deutsch erzogen und von jeher war ich stolz darauf, ein deutsches Mutterherz zu besitzen. Tröste Dich, wenn ich fallen sollte! Morgen ziehen wir ab nach Italien. Grüße nochmals meine Geschwister!

Dein Dich herzlich liebender Sohn."

Eduard ging also wirklich nach Italien und trat dort in ein Jägerbataillon, wo er als Gemeiner und Unteroffizier alle Gefechte und Schlachten mitmachte, die das siegreiche Heer unter Radetzky von Verona bis Mailand gegen Karl Albert bestand. Von Mailand aus erhielten wir einen weiteren Brief, in welchem mein Bruder das ganze Vordringen des österreichischen Heeres als einen Siegeszug schilderte und von dem baldigen Einrücken in Piemont sprach. Da jedoch der Sardenkönig um Waffenstillstand bat und Radetzky denselben auch gewährte, erhielt Eduard mit andern Truppen eine Verwendung bei der Belagerung Venedigs.

Als dann Karl Albert im März 1849 den Waffenstillstand kündigte, marschirte mein Bruder als Lieutenant wieder unter der Führung des greisen Feldherrn aus Mailand und Pavia über den Ticino. Der ganze Feldzug dauerte bekanntlich nur drei Tage, da die Schlacht bei Novara das Schicksal der ganzen piemontesischen Armee und mit ihr das des wortbrüchigen Königs entschied. Eduard, der ruhmvollen Antheil an dem heißen Kampfe nahm, erhielt eine ziemlich gefährliche Kopfwunde, so daß er Anfangs in Novara selbst bleiben mußte und erst später, zur völligen Heilung nach Trient transportirt wurde. Anfangs schwebten wir allerdings in großer Besorgniß, da wir wohl wußten, daß er unter der Armee gegen Piemont sich befand, aber seit der siegreichen Waffenthat bei Novara keine Nachricht empfangen hatten; erst im Mai erhielten wir von Trient aus durch ihn Nachricht von seiner Verwundung und glücklichen Heilung.

Gegen Ende August erhielten wir neuerdings einen Brief, dessen Inhalt ich wieder mittheilen muß, da er zur Biographie meines seligen Bruders wesentlich ist:

„Theuerste Mutter, liebe Geschwister!

Seit meinem letzten Briefe bin ich wieder so weit restaurirt, daß der Arzt seit drei Wochen mir zur Stärkung und Wiedergewinnung meiner Kräfte Spaziergänge in die nächste Umgebung Trients gestattet, welche Freiheit ich denn auch seither fleißig benützte und wozu auch unsere reizende Umgebung Gelegenheit in Fülle bietet.

Vor ungefähr 14 Tagen machten nun ich und ein gleichfalls verwundeter Kamerad einen Ausflug auf größere Entfernung; nachdem wir in die Alpenregion tiefer als seither am frischen Sommermorgen gedrungen waren, gelangten wir gegen Mittag durch ein Gewirr von Weingärten in ein liebliches breites Thal, in welchem uns wieder die Wohlgerüche des Südens umwehten

und die Gebäude einer Meierei aus dem üppigen Walde von Obst- und Kastanienbäumen hervorragten. Da uns das ungewohnte Bergsteigen sehr ermüdete, fragten wir bei einem etwas ältlichen Herrn an, ob wir hier nicht einige Erfrischung gegen Vergütung erhalten und unseren ermüdeten Gliedern auf ein paar Stunden Ruhe vergönnen könnten. Als der Herr erfuhr, daß wir rekonvaleszente Offiziere von der Armee Radetzkys seyen, kam er unserm Ansinnen auf das Freundschaftlichste, entgegen. Man führte uns durch mehrere reich möblirte Zimmer zum Mittagstisch, wo wir uns nach Herzenslust labten. Während des Essens hörten wir in dem benachbarten Zimmer auf einem Fortepiano den Radetzkymarsch spielen. Die längst bekannten Töne wirkten so wohlthuend auf uns ein, daß wir unsern freundlichen Wirth baten, uns doch mit der Persönlichkeit bekannt zu machen, die uns so angenehm überrascht hatte.

Auf den Ruf „Helene" trat ein Mädchen in das Zimmer, so reizend wie ich es auf meinen verschiedenen Kreuz- und Querzügen seit meiner Abreise von der Heimath noch nie gesehen. Denke Dir, Mutter, eine Gestalt, in der üppigsten Jugendblüthe, mit einem Auge, so blau, wie der deutsche Frühlingshimmel, mit einem Antlitze, so mild und rein, wie die Unschuldswelt Raphael'scher Engelsgestalten, mit einer Stirne, so geistreich und würdevoll, wie die plastische Kunst die Göttin Athene darstellte.

Wir drückten dem holden Wesen unsere Freude aus über das Glück, eine so angenehme Gesellschaft gewonnen zu haben und hatten das Vergnügen, unvergeßliche Stunden in der Nähe des himmlisch schönen Mädchens zuzubringen; den Reizen des Körpers entsprachen die Vorzüge des Geistes und Herzens vollkommen. Das Mädchen machte sogleich beim ersten Anblicke einen tiefen Eindruck auf mich, ein Gefühl, wie ein warmer Frühlingshauch zog über meine Seele, mir erging es, wie Dante in seiner „Vita nuova" bei Schilderung des ersten Aufflammens der Liebe sagt: „der Geist des Lebens, der in der verborgensten Kammer des Herzens wohnt, begann so heftig zu erzittern, daß er in den kleinsten Pulsen sich schrecklich offenbarte."

Bei unserer Trennung, die erst am späten Nachmittag erfolgte, gab uns unser gütiger Wirth noch eine Strecke das Geleite und bat uns, bald wieder bei ihm einzukehren.

Ich habe seitdem meinen Besuch schon öfter wiederholt und kann nur sagen, daß, je mehr ich mit dem Mädchen verkehre, desto glänzender meine Erwartungen in Bezug auf den geistigen Reichthum und die Gefühlstiefe des holden Wesens erfüllt werden. Der Vater Helenens ist ein fein gebildeter Mann, der durch großartigen Seidenbau und kleine industrielle Unternehmungen wohlhabend geworden, dabei aber immer den inneren Theil des Menschen für die kostbarste Perle ansieht und dem entsprechend auch große Summen auf die Ausbildung seiner Kinder verwendete. Helene erhielt ihre Erziehung und weitere Entwicklung zu Innsbruck.

Glaube daher, liebe Mutter, daß es nicht sowohl der Zauber eines schönen Körpers ist, welcher mich zu dem lieben Mädchen hinzieht, als jene mächtige Zugkraft der Seelen, die wir Sympathie nennen. Indessen kann ich vielleicht in meinem nächsten Briefe mit mehr Bestimmtheit von dem Zustande meines Innern sprechen. Vielleicht ist mir der Himmel gnädig. Lebe wohl, und sey mit meinen Geschwistern herzlich gegrüßet

von Deinem voll Dankbarkeit liebenden Sohne

Eduard."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Bücherzahlen der größten Bibliotheken.] Nach dem Cosmos ordnen sich die zehn reichsten Bibliotheken in folgender absteigenden Folge, wobei nicht Bände, sondern gedruckte Werke (ouvrages imprimés) zu verstehen sind:

die kaiserliche Bibliothek zu Paris	800,000;
die des britischen Museums zu London	560,000;
die kaiserliche Bibliothek in St. Petersburg	520,000;
die königliche Bibliothek zu Berlin	520,000;
die zu München	480,000;
die zu Kopenhagen	470,000;
die kaiserliche Bibliothek zu Wien	365,000;
die Universitätsbibliothek zu Göttingen	360,000;
die königliche Bibliothek zu Breslau	350,000;
die zu Dresden	305,000.

In 23 Jahren ist die des britischen Museums von der siebenten zur zweiten Stelle emporgestiegen.

Ein kleiner, aber berühmter Geistlicher, Namens Dietrich, wurde einst Friedrich dem Große vorgestellt. Er war pedantisch und redete daher den König folgendermaßen an:

Halber Gott! großer Friedrich

Der König antwortete:

Ganzer Narr! kleiner Dietrich!

Die Haltung des Kleinen war zu Ende.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der A. Walland'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 189 Mittwoch, 10. August 1859.

Eine Gouvernante.

(Fortsetzung.)

Es entsprach daher nur Wolframs heimlichen Wünschen, daß der Güterkauf, zu welchem sein Schwiegervater unablässig drängte, sich verzögerte. Der Verkäufer hatte seine Forderung plötzlich gesteigert, sobald er sah, daß es dem Käufer nicht leicht wurde, die Gelder flüssig zu machen, welche Jener zu größeren Spekulationen in Händen zu haben wünschte. Wolfram dagegen mochte seinen Bruder nicht drängen, da dieser ihm die unvermeidlichen Verlegenheiten und Nachtheile beim plötzlichen Herausziehen eines bedeutenden Kapitals aus seinem Geschäfte hinlänglich bewiesen hatte. Ein gutes Theil Opposition gegen die immer rücksichtsloseren Eschenbach'schen Warnungen und Beargwöhnung gesellte sich zu dieser brüderlichen Gefälligkeit und angebornen Sorglosigkeit, und so geschah es, daß beim Beginn des Frühlings die wichtige Unterhandlung nicht weiter gediehen war als zu der Zeit, in welcher wir unsere Erzählung begonnen haben.

Es war an einem sonnig warmen Märztage, als Wolfram mit den Kindern und deren Erzieherin zum Erstenmal auf der Terrasse vor seinem Hause saß und die lauen Frühlingslüfte athmete, die so erregend bis in den Grund der Seele dringen. Vielleicht unter diesen atmosphärischen Einflüssen hatte Wolfram heute wieder etwas von jener unruhigen Reizbarkeit empfunden, die ihm das Unglück zurückgelassen, und auch Cornelie sich den Tag über innerlich bewegter gezeigt als sonst. Forschend ruhte eben sein Blick auf ihrem edlen, bedeutenden Gesicht, dem der ungewohnt wehmüthige Hauch einen besondern Reiz verlieh, als der Postbote aus der Stadt mit seiner Sendung anlangte und auch Cornelien ein Brief übergeben ward. Wolfram sah, wie sie denselben mit Befremden betrachtete und während des Lesens erblaßte, ihn darauf hastig zu sich steckte und schweigend, aber mit leise zitternder Hand ihre Arbeit wieder aufnahm.

Diese Bewegung in einem sonst so ruhigen, sich selbst besitzenden Gemüthe hätte eine argwöhnischere Natur wohl stutzig machen können, zumal man sich von allen Seiten bemühte, den einfachen Ursprung und reinen Lebenslauf Corneliens, über welchen er kein anderes Zeugniß besaß als ihr eigenes, in Zweifel zu ziehen und zu verdächtigen; aber abgesehen davon, daß ein derartiger Argwohn nicht in Wolframs gütigem und gern an das Gute glaubendem Wesen lag, so würde sein Vertrauen, ja seine Verehrung für Cornelien selbst unmittelbareren Anklagen widerstanden haben, und er zweifelte nicht, daß dieser Brief wieder einer von den giftigen Pfeilen sey, welche von unbekannter Hand schon mehr als einmal auch an ihn abgesendet worden waren, um ein ihm so werth und theuer gewordenes Band zu zerstören. Als er nun aber gar auf dem zu Boden gefallenen Couvert die Hand seiner Schwiegermutter erkannte, da sprang er empört in die Höhe und ging mit hastigen Schritten im Garten auf und ab.

„Soll diese edle Seele," rief er aus, „soll sie ein Opfer kleinlicher Bosheit werden, weil sie die Wohlthäterin meines Hauses, weil sie mir selber so werth und theuer geworden ist, als sie es verdient? Alle Kräfte ihrer reichen Natur widmet sie meinem Glück, und was kann ich ihr bieten für das Opfer selbst des höchsten Gutes, für das Opfer ihres Rufs?"

Er ging eine Weile in sich gekehrt, sichtlich mit einem lebhaften Entschlusse kämpfend, dann fuhr er leise mit sich selber redend fort: „Und was hält mich ab, sie innig und unauflöslich an mein Haus und meine Person zu fesseln? Bin ich nicht frei und unabhängig? Hat irgend ein Mensch ein Recht, einen Anspruch, über das Schicksal meiner Kinder zu verfügen, außer mir? Welche Frau wäre geeigneter zu dem schweren Amte einer Stiefmutter, als diese klar und fest immer auf den edelsten Zweck gerichtete Seele? Würde Melanie selber sie nicht mit vertrauender Freude an der Stelle sehen, die sie so früh verlassen mußte? Ja würde sie es nicht natürlich finden, daß ich diesem Mädchen die Liebe des Mannes entgegenbrächte, wie sie die Liebe

des Jünglings so völlig in Anspruch genommen hat?"

Mit rasch klopfendem Herzen ging er nach der Terrasse zurück, auf welcher seine Kinder noch spielten; er drückte sie in heftiger Bewegung an sein Herz und folgte Cornelien, die vor wenigen Minuten in das Haus getreten war. Da er sie im Saale nicht fand, blickte er, wie an jenem ersten Abend, durch die halbgeöffnete Thür in das Schlafzimmer, in welchem die kleinen, weißen Bettchen seiner Kinder um das der Gouvernante wie um ein mütterliches Nest gereiht standen. Er beobachtete Cornelien, wie sie, gegen ihre Gewohnheit, unbeschäftigt am Fenster saß und eine Thräne in ihrem Auge zerdrückte. Melanie hatte oft geweint bei den geringsten freud- und leidvollen Anläßen; aber es war die erste Thräne, welche er in Corneliens Auge bemerkte, und sie drang ihm in's Herz. Rasch auf sie zu tretend, faßte er ihre Hand und fragte: „Warum weinen Sie, Cornelie?"

Sie erröthete unwillkürlich über den innigen Ausdruck seiner Worte und Blicke, wie vor der vertraulichen Benennung, welche er sich zum Erstenmal gestattete, doch antwortete sie, ihre Bewegung niederkämpfend, ruhig: „Es ist heute ein Jahr, daß mein Vater starb, Herr Wolfram; wollen Sie der Vereinsamten diesen traurigen Rückblick nicht verargen." — „Daß Sie sich einsam fühlen, Cornelie," rief er, „daß Sie nicht unter denen eine Heimath gefunden, denen Sie den verlorenen häuslichen Frieden so reichlich wiedergegeben haben! — "

Sie unterbrach ihn mit einem Wort aufrichtigen Dankes für die beglückende Stellung, welche er ihr in seinem Hause bereitet, er ließ sie aber nicht zu Ende reden: „Sie wollen mich nicht verstehen," sagte er, ihre Hand an sein Herz drückend; „theure Cornelie, fühlen Sie denn nicht —"

„Halten Sie ein!" unterbrach sie ihn, indem sie ihre Hand aus der seinen zog und sich hastig von ihrem Platze erhob. „Sprechen Sie nicht unbedacht ein Wort, das uns für immer trennen müßte!" — „Ich hoffte, daß es uns unauflöslich vereinigen sollte," sagte Edmund innig.

Das Gesicht mit beiden Händen bedeckend, schüttelte sie heftig den Kopf. Wolfram fuhr fort: „Sie sind meinen Kindern eine Mutter geworden, Cornelie, wollen Sie nicht auch — " — „Nein, nein!" rief sie mit einer abwehrenden Bewegung, indem sie rasch das Zimmer verließ.

Wolfram trat an das Fenster und sah sie mit großen Schritten in den noch laublosen Alleen auf und nieder gehen; die letzten Sonnenstrahlen überglänzten die hohe, kräftige Gestalt. Zum Erstenmal fand er sie schön und begehrenswerth, was ihm vor wenigen Minuten nur vernünftig löbliche Absicht geschienen, plötzlich wurde es zum Wunsch, zum Verlangen.

„Wie adelig sicher die Haltung, wie elastisch alle Bewegungen!" sagte er entzückt zu sich selbst. „Sollte Dienen ihr Loos seyn, da sie zum Gebieten, zum Anordnen geboren scheint? Und wie ergreifend dieser Ausdruck von Kampf und Schmerz in den sonst so ruhigen Zügen! Aber woher dieser Kampf und Schmerz? Hat sie nicht ihre besten Fähigkeiten mir dienstbar gemacht, sprach ihr ganzes Wesen nicht von einer vertrauenden Neigung? Warum stößt sie mich nun von sich und entzieht mir ihr Herz?"

Während dessen ging Cornelie in heftiger Bewegung im Garten auf und ab. — „Und warum," so fragte sie sich, „warum soll ich das Glück von mir weisen, nach dem mein Herz seit der ersten Begegnung sich sehnt? Hieß es ihm im Voraus und für alle Zeit entsagen, wenn ich, hellsehend über die Bedingungen meiner Lage, die Gefühle in strenger Zucht zu halten gelobte, welche eine andere Frau nicht nur beseligen, sondern auch ehren und zieren?" Sie fühlte ihr Herz stärker klopfen, ihre Gedanken sich verwirren; sie setzte sich auf eine Gartenbank, und indem sie die Hand mächtig gegen die Brust stemmte, suchte sie die unruhigen Wünsche zu bannen und dem besonnenen Urtheil, zu dem sie geboren und erzogen war, wieder Raum zu schaffen. Sie hörte von Neuem die warnenden Worte des trefflichen Mannes, der vor einem Jahre an diesem Tage von ihr gegangen war. „Es gehört ein hoher Grad gegenseitiger Bildung dazu, um in ungleichartigen Verhältnissen in eine nahe Verbindung zu treten," hatte er gesagt. — „Oder von Liebe, die Alles ausgleicht," flüsterte das begehrliche Herz dazwischen. Mühsam drängte sie die abschweifenden Gefühle zu den Begriffen ihres Vaters zurück. „Ein hoher Grad gegenseitiger Bildung —" aber dieser Mann, verwöhnt im Glück, ungewöhnt an Widerstand, aufgewachsen, lebend bis heute unter Menschen, die nur sich selber lieben, nur ihr Urtheil schätzen, würde er die Bildung, das heißt die innerliche Freiheit haben, um dem Gegensatze äußerer Verhältnisse, den Vorwürfen seiner Familie, dem Spott und Tadel seiner Lebensgenossen Troß zu bieten — und dennoch glücklich zu seyn? War sein Geist stark und muthig genug, um unter diesen Widersprüchen die Stimme des Herzens zur Geltung kommen zu lassen? Die Stimme des Herzens? Mußte sein Herz denn etwas von den Forderungen seines Verstandes, vielleicht seines Gewissens? Liebte er sie? war sie liebenswürdig? Ist eine Frau liebenswürdig, die unter strenger Zucht gelernt hat, ihre Neigungen gewissen Grundsätzen und den natürlichen Beruf freiwilliger Unterordnung einer künstlichen dienstbaren Selbständigkeit aufzuopfern? Könnte diese Frau, wie die Mutter seiner Kinder, wie

seine Freundin im Unglück, auch sein Weib seyn, das Weib seines Herzens?"

(Fortsetzung folgt.)

Der Radetzky-Marsch.

(Fortsetzung).

Obgleich ich wußte, daß mein Bruder leicht empfänglich war für alles Schöne und Edle und ich mir daher auch diese Liebe als ganz natürlich erklären konnte, so hielten ich und die Mutter diese Empfindungen Eduards doch mehr nur für eine plötzlich aufwallende Gefühlserregung, für einen vorübergehenden Rausch der Phantasie, wie er eben bei Soldatenherzen so häufig vorkommt. Allein bei unserm Eduard war die Würdigkeit des Gefühls auch im Bewußtseyn erkannt worden, weßhalb dasselbe auch dauernd die Seele erfüllte.

Anfangs November erhielten wir nämlich einen weiteren Brief, dessen hierher bezüglichen Stellen also lauteten:

„Meine Liebe zu Helenen hat sich seitdem gesteigert und ist mir die Nähe des Mädchens so zu sagen zur Nothwendigkeit geworden. Die noch in der üppigsten Fülle grünende Natur, der immer noch heitere italienische Himmel erlauben mir, meine Besuche daselbst in jetziger Jahreszeit wöchentlich ein- oder zweimal zu wiederholen. Und meine Besuche, sie werden vom Vater Helenens gestattet und von Helenen nicht gleichgültig aufgenommen; ja, wenn es wahr ist, daß der Blick des Auges die Fackel ist, mit der wir in das Innere des Herzens dringen, wenn die Lippe schweigt, daß ein Händedruck oftmals die Sprache ist, wo das Gefühl keinen Ausdruck findet und der Gedanke nach Worten ringt, dann kann ich offen sagen, meine Liebe wird von Helenen erwidert. Ihrem Vater scheint unsere Liebe auch kein Geheimniß mehr zu seyn, denn er machte bei meiner vorletzten Anwesenheit die Bemerkung, der Radetzky-Marsch scheine wirklich ein Siegesmarsch zu seyn und zwar nicht blos auf Schlachtfeldern.

O Mutter, welchen Edelstein würde ich erwerben, wenn ich dieses Mädchen einst mein nennen könnte."

Wirklich wurde der heiße Wunsch Eduards auch erfüllt, denn im Januar 1850 meldete er uns die Verlobung mit Helenen und im Mai die wirkliche Trauung. Daß Eduard im Beginne schon seine Liebe tief auffaßte, daß er wirklich mit Ueberzeugung den ernsten Schritt zum Ehestand machte, davon gibt das Motto Zeugniß, mit dem er den Brief, worin er seine Vermählung meldete, begann; es waren die Worte Theodor Körners über die Liebe:

„Wo sich einst in schönen Stunden
Reine Seelen fest verbunden,
Bleibt sie ewig jung und grün."

Im Jahre 1851 wurde Eduard Oberlieutenant und marschirte mit seinem Bataillon nach Eger in Böhmen. Von hier aus besuchte er uns mit seiner Gattin zweimal, einmal 1854 und das Letztemal 1856. Ich konnte, nachdem ich Helenen kennen gelernt, meinen Bruder nur glücklich schätzen, ein solches Weib zu besitzen; man konnte wirklich sagen, daß hier das Ideal des Ehestandes, soweit es sich unter den Sterblichen realisiren läßt, zu finden war.

Beim letzten Besuche 1856 sollte und wollte die Mutter mit nach Böhmen, allein eine Krankheit, die nach wenigen Wochen mit Tod endigte, hinderte die Ausführung ihres sehnlichsten Wunsches.

Im Frühjahre 1858 avancirte Eduard zum Hauptmann und kam wieder nach Italien. Am letzten April schrieb er mir von Pavia aus, daß er bei der Operationsarmee gegen Piemont sich befinde, daß er an jeder gütlichen Ausgleichung der politischen Wirren zweifle, daß er seiner Gattin bei der Trennung anbefohlen habe, mit den Kindern zu mir an die Mosel sich zu begeben, da selbst Südtyrol nicht verläßig und an der Mosel bei dem Mangel an großen Landstraßen längs des Ufers verheerende Kriegszüge größtentheils fern gehalten würden, und daß ich, für den Fall er nach Beendigung des Krieges nicht mehr wiederkehre, seiner Gattin ein Bruder und seinen Kindern ein Vater seyn möge.

Im Mai kam dieselbe mit ihren Kindern bei mir an, nachdem ihr Vater kurz vorher in Riva am Gardasee, wohin er sich zur Wiedererlangung seiner Gesundheit begeben, verstorben war, der ältere Bruder das Gut übernommen, der jüngere unter das Tyroler Schützenkorps getreten.

Helene schien sehr angegriffen, doch war sie nach und nach gefaßter, machte in meiner Gesellschaft mit ihren Kindern öfters Ausflüge nach benachbarten Orten und erfreute mich manchmal durch ihren Humor. Doch der Mensch denkt, Gott lenkt. Am 26. Juni erhielt ich folgende Zeilen, datirt Crema 12. Juni:

Hochwürdiger Herr!

Durch unablässiges Marschiren auf schnellem Rückzuge bin ich erst heute im Stande, dem letzten Wunsche eines sterbenden Waffengefährten nachzukommen. Ihr Bruder, Hauptmann L., ist im heißen Kampfe bei Magenta gefallen; er litt nicht lange, eine feindliche Kugel hatte ihn, im Sturme seiner Kompagnie voran, sicher getroffen. Sein Tod ist zu beneiden, denn er starb im Momente, wo unsere Tapfern unter den Klängen des Radetzky-Marsches siegreich vordrangen und eine feindliche Kanone eroberten. Er trug mir auf, Ihnen seinen Tod mitzutheilen und seine Theuern Ihnen noch einmal anzuempfehlen. Achtungsvoll zeichnet Euer Hochwürden

N. N.

Obwohl dieses Schicksal in Rücksicht auf die Berufswahl meines Bruders durchaus nicht als ein außerordentliches erscheinen konnte, so überwältigte mich der Schmerz im ersten Augenblicke doch der Art, daß der Brief unwillkürlich meinen Händen entfiel. War es doch mein Bruder, dessen Tod ich betrauerte, ein Bruder, der jeder Liebe werth war; und auf Eltern- und Bruderliebe ist ja der Geistliche in seiner Stellung nach Außen vorzugsweise angewiesen.

Ich wußte nach Unterdrückung meiner Gefühle nicht, wie ich diese Trauerkunde meiner Schwägerin beibringen sollte, da ich eine erschütternde Scene befürchtete. Am zweiten Tage endlich suchte ich sie mit dem Gedanken allmählich bekannt zu machen, bis ich ihr dann am folgenden Tage die wenigen Zeilen selbst einhändigte. Sie zitterte am ganzen Körper, als sie die Worte las, sprach jedoch kein Wort, legte den Brief wieder zusammen und schaute mich an mit einem Blicke, der jedoch mehr sagte, als Hunderte von Worten. Sie mußte mehrere Tage fürchterliche Kämpfe bestanden haben, allein sie fand sich wieder und ich bewundere sie seitdem als eine Heldin.

Unser Freund hatte geendet; manchmal hatte seine Erzählung gestockt und seine Stimme gezittert. Der Mond leuchtete noch so mild und friedenreich wie zuvor, die Wellen der Mosel rollten noch in so süßem Gemurmel das Thal entlang, wie beim Beginne der Erzählung — und doch hatte in dem kurzen Zwischenraume die Erinnerung so manche Scene der Vergangenheit wach gerufen und doch hatte das Herz die Leiden und Freuden eines kurzen Menschenlebens mit durchlebt. Gedankenvoll suchten wir die Ruhe.

Am folgenden Tage kamen wir mit der Dame und ihren beiden Kindern zusammen, wobei wir nur die Seelenstärke der stillen Dulderin und die Erhabenheit ihrer patriotischen Gesinnung bewundern und anstaunen konnten. Gerührt wurden wir von der brüderlichen Sorgfalt, mit welcher der Pfarrer als trostspendender Freund in ihrem Ringen nach Muth und Ausdauer sie unterstützte, von der Dankbarkeit mit welcher die Dame die Aufopferungsfähigkeit ihres Schwagers anerkannte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Dauer der europäischen Kriege.] Von allen Kriegen, welche seit der ersten französischen Revolution, dem Ausgangspunkte der neuern Kriegsgeschichte, unsern Welttheil heimgesucht haben, ist, mit Ausnahme der kurzen Feldzüge von 1815, kein einziger zu einem so raschen Abschluß gekommen, wie der jüngste Kampf zwischen Oesterreich, Frankreich und Sardinien. Der erste Koalitionskrieg, der von Frankreich einer-, und von Oesterreich, England, Preußen, Spanien, Sardinien, Holland und einigen kleinen Staaten andererseits geführt wurde, brach am 20. April 1792 aus und ward, nachdem Oesterreich von allen seinen kontinentalen Verbündeten verlassen worden war, am 18. April 1797 durch die Friedenspräliminarien von Leoben, denen der Friede von Campo-Formio folgte, beendigt, dauerte also volle 5 Jahre. Der zweite Koalitionskrieg, an dem sich hauptsächlich Oesterreich und Rußland betheiligten, begann im Dezember 1798 und endete nach 2¼ Jahren, am 9. Februar 1801, mit dem Frieden von Luneville; England, welches nach dem Vertrage von Campo-Formio den Kampf allein fortgesetzt hatte, schloß erst am 27. März 1802 zu Amiens den Frieden, um aber schon im Jahresfrist die Waffen von Neuem zu ergreifen und sie erst nach der vollständigen Beruhigung Europa's aus der Hand zu legen. Auf dem Kontinente entbrannte am 9. September 1805 zwischen Oesterreich und Rußland einer-, und Frankreich andererseits ein dritter Krieg, der indeß bereits am 26. Dezbr., also nach kaum 4 Monaten, durch den von Oesterreich eingegangenen Frieden von Preßburg abgebrochen wurde. Der Krieg Napoleons gegen Preußen und Rußland begann im September 1806 und endete am 7. Juli 1807 mit dem Frieden von Tilsit, hatte mithin eine Dauer von zehn Monaten. Der Krieg von 1809, in welchem Oesterreich allein gegen Frankreich und die süddeutschen Alliirten und Vasallen desselben stand, dauerte vom 8. April bis 12. Juli (Waffenstillstand von Znaym) oder etwas über drei Monate. Der große Kampf Napoleons, Anfangs gegen Rußland allein und dann gegen das verbündete Europa, nahm seinen Anfang mit dem Uebergang der Franzosen über den Niemen am 24. Juni 1812 und kam nach 1¾ Jahren durch den Einzug der Verbündeten in Paris zum Abschluß. Nach der Waffenruhe von beinahe 40 Jahren, die nur durch partielle Kämpfe — in Spanien, der Türkei, Italien, Ungarn rc. — gestört wurde, erfolgte im Oktober 1853 der Ausbruch des orientalischen Krieges, der durch den Vertrag von Paris am 30. März 1856 sein Ende erreichte; da indessen die Westmächte erst seit Anfang 1854 thätig eingegriffen hatten und der Waffenstillstand in der Krim schon im Januar 1856 zu Stande kam, so hatten die Feindseligkeiten in größerm Maßstabe eine Dauer von nicht ganz zwei Jahren. Der so eben beendete Krieg begann mit dem Uebergang über den Ticino am 28. April 1859 und fand durch die Friedenspräliminarien von Villafranka am 11. Juli d. J. nach 2½ Monaten seinen Abschluß.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 190 Donnerstag, 11. August 1859.

Eine Gouvernante.

(Fortsetzung.)

Cornelie schüttelte den Kopf unter einer schmerzlichen Erkenntniß; die Wünsche sprachen laut und begehrlich dazwischen, aber die Ueberzeugung siegte und sie brachte diesen innerlichen Zwiespalt zum Abschluß, indem sie das Gelöbniß gegen sich selber erneuerte: niemals ihren Blick zu einem Manne zu erheben, den sie durch ihre zugleich abhängige und selbstständige Stellung, wie durch ihre Armuth und Schutzlosigkeit in einen Konflikt mit sich selber, oder mit seinen Umgebungen und Verhältnissen bringen mußte.

Hatte sie aber alle Wünsche auf diese Weise im Keime abgeschnitten, konnte, durfte sie nach solchem Geständnisse in dem Hause, in dem Pflichtenkreise verweilen, die ihr so theuer geworden waren? Fühlte sie sich ihrer eigenen Empfindungen so Herr und mächtig, daß sie es durfte? Und der seinen? Ein schmerzliches Lächeln umspielte von Neuem ihren Mund. „Kein Mann," wiederholte sie sich, „kein Mann liebt eine Frau, die ihrer Empfindungen so Herr und mächtig ist, wie ich es seyn soll und seyn werde."

Sie trat mit großer Ruhe in das Haus zurück und sagte, dem harrenden Edmund mit freundlichem Lächeln die Hand reichend: „Wir bleiben Freunde, nicht wahr? und ich darf Ihrem Hause dienen?" — „Sie sollen über mich und mein Haus gebieten, Cornelie," unterbrach er sie feurig, „Sie müssen —" — „Kein Wort weiter!" sagte sie ernst. „Kein Wort weiter, wenn ich weilen soll, wo ich glücklich bin!"

Sie ging darauf zu ihren Beschäftigungen zurück und suchte so viel als möglich das Alleinseyn mit ihm und seine unruhig fragenden Blicke zu vermeiden. Aber blieb auf diese Weise ihr häusliches Verhältniß in seiner äußeren Gestalt unverändert, so war der Ton traulichen Zusammenlebens zwischen ihnen von diesem Tage an doch erheblich gestört. Edmund war zum Erstenmal im Leben auf einen Widerstand gestoßen, den er zu brechen verlangte, und dessen ernstlicher Erschütterung zu gleicher Zeit nicht nur Cornelien's Zurückhaltung, sondern, gestehen wir es immerhin, eine heimlich ängstliche Scheu der Welt, und vor Allem seiner Familie gegenüber, sich widersetzte. War er in ihrer Nähe, sah er ihr schönes, sicheres Walten, so fühlte er sich innig zu ihr hingezogen und sagte sich dann wohl, ihre Stimmung durchschauend: „Ich werde ihr Vertrauen gewinnen, es ist nur ihr Zartgefühl, das sie zurückhält. Was scheeren mich die Vorurtheile herzloser Menschen, wo mein Glück und das meiner Kinder auf dem Spiele steht?"

Aber Cornelie suchte seit jenem Abend das Alleinseyn mit ihm zu vermeiden, und war er außer ihren Augen, so trat dann gewöhnlich eine nüchternere, ja oft eine gereizte Stimmung ein, in welcher er sich eingestand: „Du hast mehr als deine Pflicht gethan, indem du ihr deine Hand geboten; verschmäht sie dieselbe, so ist es ein Zeichen, daß sie dich nicht liebt, und genügt ihr ihre gegenwärtige Stellung, so kann ich mir dieselbe um so eher gefallen lassen, als die Meinigen sich allmählig an dieselbe gewöhnen werden, sobald sie sehen, daß eine nähere Beziehung zwischen uns nicht zu gewärtigen ist."

Cornelie erkannte nur zu gut diese Schwankungen eines schwachen Herzens; sie fühlte, wie richtig sie gehandelt habe, und wiederholte sich immer von Neuem: „Wer einsam aus seiner strengen Lebensschule gegangen, taugt nicht mehr zum Genossen eines Glücklichen." Aber mit Bangigkeit sah sie auch ein, daß ihres Weilens unter diesem Dache schwerlich lange mehr seyn werde.

Unter diesen veränderten Stimmungen wurde bei Wolfram das frühere landwirthschaftliche Projekt wieder angeregt, und um seinem immer bedenklicher drängenden Schwiegervater, dem er in einem so wichtigen Punkte kränkend entgegen zu treten halb und halb im Begriffe stand, nach einer andern Seite hin zu Willen zu seyn, wendete er sich an seinen Bruder mit der entschiedenen Forderung, ihm das elterliche Erbtheil binnen einer gewissen Frist auszuzahlen. Mehr als er sich und Andern eingestehen mochte, beunruhigte es ihn aber, länger als zwei

Wochen keine Antwort auf seine wiederholten Forderungen zu erhalten; seine Gedanken wurden durch diese Spannung von dem Verhältnisse zu Cornelien abgezogen, und eines Tages entschloß er sich schnell, selber eine Reise nach seiner norddeutschen Heimathstadt anzutreten und sich von dem Stande der verdächtigen brüderlichen Angelegenheit zu überzeugen, sich während dieses Entschlusses von neuem Glück wünschend, sein Haus, das er früher niemals auch nur auf Stunden ohne Zagen verlassen mochte, gegenwärtig unter einer so treuen Statthalterin geborgen zu wissen.

In dieser Stimmung trat er am Vorabend der Reise wärmer und herzlicher als seit Wochen in das Wohnzimmer. Die Kinder waren schon zur Ruhe gegangen und Cornelie allein. Er sprach mit Lebhaftigkeit von seinen Planen, wie er den Gütererwerb in kürzester Zeit zum Abschluß zu bringen und dann so bald als möglich in sein neues Reich überzusiedeln gedenke, wie er für sie Alle ein frisches, fröhliches Gedeihen durch diese Veränderung erwarte, am meisten aber für seine Kinder.

„Ihr Zustand ist zwar ein weit anderer geworden unter Ihren Händen, Cornelie," sagte er. „Mit Schaudern blicke ich in die Zeit zurück, wo ich, von gespenstischen Sorgen verzehrt, und doch ohne Fürsorge, sie schlaff im Wohlleben verkümmern sah; jede Laune, jedes flüchtige Begehren ihnen an den Augen abgelauscht, sie in Spitzen und Seide gelangweilt, durch Näschereien und Schmeicheleien verweichlicht fast schon in der Wiege, das Spielwerk in Haufen bei Seite geworfen, noch ehe es zertrümmert war! Wie gesagt, dieser klägliche Zustand hat, Gottlob und Ihnen Dank, Cornelie, ein Ende. Sie verstehen es, die kleinen Seelen immer an- und niemals aufzuregen; die Kinder sind beschäftigt und heiter, mäßig und gesund, sie fühlen den Segen der Zucht. Aber die fröhlichste Kinderwelt denke ich mir doch nur auf dem Lande, das heißt nicht in wohlgepflegten Garten- und Parkwegen, wo jeder Fußtritt schnell ausgeglichen, jede Blume, jeder Grashalm überwacht, jeder Thau- und Regentropfen, jeder Windhauch und Sonnenstrahl ängstlich gemieden werden; nein, in freier, ländlicher Natur, unter den arbeitenden Menschen und Thieren eines Hofes, wo sie spielend sich tummeln, Muskeln und Nerven sich stählen, die in qualvoller Verhätschelung erblaßten Wangen sich färben werden. Aber dieses frohe Zukunftsbild, was wäre es ohne Sie, Cornelie? ohne Ihr Eingreifen bei jeder organisirenden Thätigkeit, bei jeder Verwaltung und Ueberwachung? Sprechen Sie es aus, daß Sie meine innigsten Wünsche nicht länger zurückweisen wollen, daß Sie —"

Ein heftiges Schellen an der Hausthür unterbrach diesen lebhaften Erguß; in unwillkürlichem Schrecken sprang Edmund auf und verließ das Zimmer. Als er nach wenigen Minuten zurückkehrte, war er todtenbleich und entstellt, zitternd taumelte er auf einen Stuhl und mit dem verzweifelnden Rufe: „Verloren!" reichte er der Freundin den eben erhaltenen Brief mit der Nachricht von dem vollständigen Fallissement der altbewährten väterlichen Firma, von dem Ruin seiner eigenen Verhältnisse und der schmählichen Flucht des einzigen Bruders.

Cornelie blickte eine Weile in schweigender Bewegung auf den fassungslosen Mann, dessen bebende Hand sie in der ihrigen hielt. „Ihr unglücklicher Bruder!" sagte sie endlich leise. — Er drückte ihre Hand, seine Thränen flossen. „Meines Vaters Haus zerstört, vernichtet!" schluchzte er; „sein redlicher Name der Name eines Betrügers."

(Fortsetzung folgt.)

Der Radetzky-Marsch.

(Fortsetzung.)

Sechs Tage verweilten wir im Kreise dieser lieben Menschen. Am Abend vor unserer Abreise weilten wir wieder mit unserm Freunde im Garten, auch die Dame mit ihren beiden Kindern befand sich in der Gesellschaft. Dieselbe war seit unserer Einkehr wieder zutraulicher und heiterer geworden; unser Benehmen mußte sie überzeugt haben, daß wir wirkliche Freunde ihres Schwagers seyen, daß wir gleiche Gefühle mit ihrem verstorbenen Gatten hegen und daß wir stillen Schmerz und erhabene Gesinnung ehren und achten gelernt. Besonders an diesem Abende schien sie sich leichter zu fühlen, wie eben ein offenes Gemüth unter Freunden sich heimisch fühlt. Wir vermieden jede Anspielung auf die jüngsten Ereignisse, um nicht den Schmerz neu wach zu rufen. Der Pfarrer erzählte, wie Eduard, er und noch mehrere Mitschüler öfter zur Zeit, wo sie auf dem Gymnasium zu Trier studirten, mit einem Kahne die Reise nach der Heimath gemacht, wie sie poetischen Hochgenuß gehabt, wenn sie beim Mondschein auf den ruhig fließenden Wellen der Mosel unter Gesang und einfacher Musikbegleitung vor den friedlichen Dörfern vorbeigesegelt seyen.

„Ja, mein Mann war ein großer Freund von Wasserpartieen," sagte die Dame, „noch in den letzten Tagen vor seiner Einberufung nach Mailand, im letzten März, machten wir von Riva aus, wo wir uns beim Vater, der hier Herstellung seiner Gesundheit hoffte, befanden, auf dem Gardasee einen Ausflug nach einem in der Nähe gelegenen Uferorte. Schon bei dieser Lustfahrt beschlich mich ein unheimliches, peinigendes Gefühl, eine unnennbare Seelen-

angst, die noch gesteigert wurde, als die freundlichen Ufer des Sees bereits in der üppigsten Pracht des Frühlings leuchteten und aus jeder Bucht die balsamischen Wohlgerüche der neuerwachten Natur entgegenduftsten. Es kam mir schon damals immer vor, als ob auch Eduard eine unglückliche Ahnung in sich fühle, denn er legte oftmals das Ruder bei und blickte mir minutenlang stumm in die Augen, ohne eine Miene zu ändern; früher begleitete sein Blick stets ein liebevolles Lächeln.

Einige Tage später, beim wirklichen Abschiede, benahm er sich höchst männlich und kalt, küßte noch einmal meinen Vater und unsere Kinder und schritt dann festen Schrittes auf mich zu.

„Gedenke Helene," sagte er bei der Trennung, „daß dieses Scheiden mein Beruf mit sich bringt, gedenke, daß es gilt den Kampf für das Vaterland, für das engere Vaterland Oesterreich und für das große, deutsche Vaterland; gedenke, daß in diesem Kampfe vielleicht auch der friedliche Bürger zum Schutze des heimischen Herdes zu den Waffen greifen wird, daß unser guter Kaiser ruft und daß wir dann gewiß einer besseren Zukunft entgegengehen. Sollte ich fallen, dann, Helene, dann gedenke unserer Liebe und Treue!"

Bei den letzten Worten eilte er zum Zimmer hinaus. Ich war Anfangs sehr gefaßt, allein der Schluß seiner Abschiedsworte schnitt mir tief in die Seele. Unter einem Strome von Thränen sank ich auf einen Sessel nieder und ließ meinen Gefühlen freien Lauf. Erst als meine Kinder in das Zimmer traten und mich zum Vater führten, kehrte eine ruhigere Stimmung in mein Inneres zurück. Die Trostworte meines Vaters ließen mich die Unabwendbarkeit der Thatsachen erkennen. Die Kindespflicht gegen meinen Vater und die Mutterpflichten gegen meine Kinder stillten allmählich die Schmerzen der Trennung. Eduard schrieb mehrmals von Mailand und Piemont aus; immer befahl er mir an, alle Liebe nur unsern Kindern zuzuwenden, denn Gott und die gerechte Sache würden ihn schon schützen. Ein neuer Schlag des Schicksals traf mich, als mein Vater in ein besseres Jenseits hinüberging. Doch ich war gestählt, gehoben durch das stete Bewußtseyn meiner Pflichten und durch die patriotischen Beispiele vieler anderer Frauen und Jungfrauen im Lande Tyrol. Man betrachtete den Kampf überall als eine heilige Sache, in welcher die übrigen Bruderstämme in Deutschland bald folgen würden.

Als jedoch in der Gegend von Trient Sympathieen für Italien sich kundgaben und ich bei meinem Bruder den Aufenthalt nicht nehmen wollte, wendete ich meine Blicke nach der Mosel, wo ich mit meinem Gatten schon zweimal glückliche Stunden verlebt, wohin mich Eduard in seinen letzten Briefen gewiesen hatte und wo ich auch die Aufnahme fand, die dem Herzen wohlthut.

Kaum einige Zeit hier, traf mich die Trauerkunde von dem Tode meines Mannes; welche Empfindungen diese Hiobspost in meinem Innern erregte, läßt sich nicht ausdrücken, ich schickte eines jener Gebete zum Himmel, die sich in keine Sprache übersetzen lassen. Und Gott hat meine stumme Sprache gehört. Er verlieh mir die Kraft, die verhängten Leiden als ein reinigendes Uebergangsstadium zu einem besseren Leben anzuerkennen.

Vor Kurzem las ich die Worte:

„Ueber des Genusses Kissen
Winkt des Geistes Palme nicht;
Nur in bittern Kümmernissen
Ringst du dich empor zum Licht;
Klar erst in der Qual des Strebens
Wird des Daseyns dunkler Traum:
Freude ist der Baum des Lebens,
Leiden der Erkenntnißbaum."

Sie haben mich neu gestärkt. Als deutsche Mutter will ich jetzt alle jene edlen Gefühle, welche Eduard durchlebten, mit welchen er in den Kampf zog, unsern Kindern einprägen; ich werde auf diese Weise ebenso meinen Pflichten nachkommen, wie Eduard den Pflichten eines patriotisch gesinnten Soldaten nachkam. Und ist nicht sein Loos schöner, als das vieler anderer Offiziere, denen deutsches Blut in den Adern rollt? Starb er doch in der Hoffnung, daß sein Blut vielleicht auch beitrage zum Baue der deutschen Einheit; doch wir, was sind unsere Erlebnisse? Uns ist die Täuschung geworden, daß der Norden so liebevoll fühlt, wie der Süden. So fühlt man in Tyrol, keine Kammer gab derselben öffentlichen Ausdruck, man hätte sich jedoch auch den Tag nicht bestimmen lassen, wann die patriotischen Gefühle erwachen sollten, wie in Preußen."

Die Dame hatte geendet; voll Begeisterung waren wir ihren Worten gefolgt, die so viel Edles und Wahres enthielten. Die Stunden waren wie Minuten an uns vorübergeeilt.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Ein Gewerbszweig, der während des Krieges in Paris besonders blühte, ist die Photographie. Es gibt an achtzehntausend Photographen, die täglich ungefähr viertausend Porträts liefern und deren tägliche Einnahme die Summe von hunderttausend Franks bei Weitem übersteigt, der photographischen Anstalten nicht zu gedenken, welche sich mit der Reproduktion von Gemälden, Zeichnungen, Kupferstichen u. s. w. beschäftigen. Ueber siebzig Fabriken arbeiten ausschließlich an der Herstellung

der für diese Anstalten nöthigen chemischen Produkte, und jede dieser Fabriken beschäftigt täglich ungefähr hundert und vierzig Arbeiter. Um dieß begreiflich zu finden, muß man bedenken, daß die photographischen Arbeiten, besonders diejenigen, welche für Stereoskope verwendet werden, einen jener Artikel bilden, die unter dem Namen „Articles de Paris" nach allen Enden der Welt versendet werden. Was nun die eigentlichen photographischen Porträts betrifft, so sind in Paris seit einiger Zeit an vielen Orten Buden aufgeschlagen, wo man für einen Franken sein Gesicht in schaudererregender Aehnlichkeit schwarz auf weiß erhält. Es gibt sogar auch ambulante photographische Anstalten, die auf die Dörfer fahren, um Porträts auf einem Stück Papier zu verewigen. Der Preis der Abkonterfeiung ist so niedrig, daß es auch dem allergeizigsten Bauern nicht mehr der Mühe werth scheint, sich nicht porträtiren zu lassen. Mit dem Beginn des italienischen Feldzuges waren die erwähnten Buden stets überfüllt. Seit dem Frieden drängt man sich nicht mehr nach den Buden und die Soldaten geben kein Geld mehr dafür aus, ihre Gesichter auf die Nachwelt zu bringen.

In Ungarn sind heuer die furchtbarsten Gewitter und Feuersbrünste an der Tagesordnung. So hat am 24. Juli in der ganzen Abonyer Herrschaft ein furchtbares Unwetter gehaust. Auf der Jaß-Sz.-Györgyer Pußten waren die herabfallenden Schloßen so groß, daß eine starke Manneshand dieselben nicht fassen konnte, während der wüthende Orkan nicht nur die Dächer von den Häusern schleuderte, sondern auch die Gebäude selbst wanken machte. Zu Pußta Paladics schmetterte der Sturm einen großen Adler todt zur Erde. Der Schaden an den noch auf dem Felde gestandenen Saaten ist so bedeutend, daß nicht einmal das Stroh davon zu gebrauchen seyn wird. Die Wände der Häuser sehen sich so an, als wenn ein Scheibenschießen nach denselben gehalten worden wäre. Die Fluren bei Abony waren mit unzähligen vom Hagel erschlagenen Spatzen, Lerchen, Adlern und sonstigen Vögeln buchstäblich besäet! Nicht minder verheerend wüthete ein heftiger Orkan und Hagel zur selben Zeit in Mako und dessen Umgegend, und in dem Dorfe Acsa schlug der Blitz und dessen Umgegend, und in den Thurm der kathol. Kirche ein, und legte denselben in Asche. Als der Kirchthurm in vollen Flammen stand, schleppte die ganze Einwohnerschaft anstatt Wasser ihre sämmtlichen Milchvorräthe zum Löschen herbei, da daselbst die ererbte Sage geht, daß eine vom Blitz entzündete Flamme nur mit Milch gelöscht werden könne.

In Philadelphia hat man eine Feuerspritze konstruirt, die nicht nur mittelst der Dampfkraft arbeitet (solche Dampf-Feuerspritzen sind jetzt schon in den meisten größeren Städten in Gebrauch und bewähren sich vortrefflich), sondern auch durch diese Kraft auf gewöhnlichen Straßen fortbewegt wird. Sie legte den 20 englische Meilen langen Weg von Bristol nach Philadelphia auf einer ordinären Chaussee in zwei Stunden zurück. Die höchste Geschwindigkeit, die sie an ebenen Stellen erreichte, war 18 englische Meilen per Stunde, während sie mehrere ansehnliche Steigungen mit einer Geschwindigkeit von 10 englischen Meilen in der Stunde zurücklegte. Die ganze Maschine wiegt 90 Zentner (à 100 englische Pfund) und ihr Betriebsmaterial nebst Personal noch 30 Zentner.

Ein Berliner Kaufmann hat außer anderen zweckentsprechenden Panamahüten für Liebhaber theurer Sachen auch solche Hüte zu verkaufen, die die Kleinigkeit von 300 Thaler kosten. Kürzlich tritt ein Herr bei ihm ein und wünscht ein Stück dieser Hutsorte zu sehen. Bereitwilligst wird es ihm vorgelegt; er nimmt es prüfend in die Hand, betrachtet es eine Weile und fragt dann: „Ja, aber wo sind denn die Löcher?" Der Kaufmann denkt erschrocken, die Waare sey trotz ihres Preises noch nicht ächt genug und die vermißten Löcher seyen für den Kenner das Merkzeichen. Er bittet also dringend um Aufklärung und erhält sie mit den Worten: „Nun, die Löcher, durch die der Ochse, der einen solchen Hut kauft, seine Hörner stecken müßte."

A. Erklären Sie mir doch, was es für ein Bewandniß hat mit dem Austausch der Friedens-Instrumente?

B. Das hängt nämlich mit dem europäischen Konzert zusammen.

A. Das hab' ich mir auch gedacht! aber ich weiß nicht, was das für Instrumente sind.

B. Das verhält sich nämlich so: Bis jetzt hat Oesterreich die erste Violine gespielt, Italien ins Horn geblasen, England die Oberstimmen bei den Pfeifen gehabt, Rußland das Ganze auf den Bässen begleitet, Preußen die Pausen und Frankreich das Pauken übernommen. Jetzt tauschen sie die Instrumente: Jetzt wird Frankreich die erste Violine spielen, Preußen an die Pauke kommen, Oesterreich wird ihnen was blasen, Rußland pausiren und Italien flöten gehen.

A. A so, nun versteh' ich erst die ganze Politik.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der A. Walland'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 191 | Freitag, 12. August | 1859.

Eine Gouvernante.

(Fortsetzung.)

„Ihr Bruder gilt als ein Mann von ungewöhnlicher Regsamkeit," sagte Cornelie. „Er wird sich unter neuen Umgebungen zu erheben, will es Gott, seine Ehre wieder herzustellen wissen. Ihnen aber muß es eine Genugthuung seyn, mit den Fremden als ein Opfer, sey es des Unglücks, sey es des Irrthums dazustehen, und, wie nicht häufig in ähnlichen Fällen, die Ihnen nahe Stehenden von dem Vorwurfe groben Familieneigennutzes befreit zu sehen." — „Aber ein Bettler, ein Bettler!" stöhnte er.

Cornelie sah ihn verwundert an; er fuhr leidenschaftlich fort: „Schlimmer, trostloser als ein Bettler! Gestürzt von jeder Lebenshöhe, vernichtet die letzte Hoffnung, abhängig von diesen herzlosen Großeltern meiner Kinder, gezwungen, sie ihnen zu überlassen, mein Anrecht an sie aufzugeben, Niemand, Niemand mehr mein zu nennen auf der weiten Welt!"

„Ich verstehe Sie nicht," erwiderte Cornelie mit kühlem Ton, „ich begreife nicht, wie ein äußerlicher, wenn auch noch so bedeutender Verlust Sie innerlich von irgend einem Menschen abhängig machen, oder wie er irgend ein näheres Verhältniß im Entferntesten ändern kann."

„Soll ich meine Kinder entbehren und darben sehen," rief er, „da sie an Fülle und Wohlleben gewöhnt, da sie als ihrer Mutter Kinder dazu berechtigt sind?" — „Sie werden sich auch an Beschränkung und Einfachheit mit fröhlichem Herzen und zu ihrem wahrsten Wohlbefinden gewöhnen lernen," sagte Cornelie ernst, „und sie sind nicht nur verpflichtet, sondern berechtigt, ihres Vaters Schicksal zu theilen und zu tragen. Was darüber hinaus ihnen zufällt, ist ein Ueberfluß."

„Und werden die Großeltern sie diesem Schicksal überlassen?" — „Es sind Ihre Kinder, Wolfram." — „Und welches ist dieses Schicksal, welches kann es seyn als Armuth, oder Abhängigkeit —" — „Oder Arbeit."

„Ich bin im neunundzwanzigsten Jahr, Cornelie; ich habe mein Leben bis heute verschlendert; wie weit würde ich zurückgehen müssen, ehe mir eine Arbeit gelänge?" — „Noth und Liebe geben Kraft, mein Freund. Sie haben früher Oekonomie studirt; versuchen Sie es jetzt praktisch mit einer landwirthschaftlichen Thätigkeit nach kleinerem Maßstab als dem bisher gehegten. Werden Sie Pächter, statt Herr. Bliebe Ihnen auch nichts von Ihrem übrigen Vermögen, der Verkauf von Rosenhain allein würde hinreichend Ihre erste Einrichtung decken. Sie werden ein neues Leben beginnen, ein neues Glück kennen lernen, das Glück anstrengender, aber lohnender Arbeit."

„O, daß Sie wahr sprächen, Cornelie, daß ich stark und geschickt wäre, wie Sie mich wollen, wie Sie selber es sind! Aber ich werde an dieser Aufgabe scheitern —" — „Auch wenn ein treues Herz sie mit Ihnen theilt?" unterbrach ihn Cornelie sanft.

„Cornelie!" rief Edmund, ihre Hand an seine Augen drückend, wie um ein Schambewußtseyn zu verbergen, „Cornelie, warum berühren Sie diese schmerzlichste Wunde? Auch Sie muß ich ja verlieren, auch Sie! Die Kinder des armen Wolfram können keine Erzieherin haben wie Cornelie Wille."

„Aber Cornelie Wille als Mutter," sagte sie mit leiser Stimme, indem sie ihm ruhig und zuversichtlich in das Auge blickte. — „Großmüthiges Herz!" rief er entzückt, „Du könntest, Du wolltest —" — „Dem Manne eine getreue Gehülfin werden," antwortete sie herzlich, „den das Schicksal zu meines Gleichen macht, und der —" — „Der? O, sprich es aus, Cornelie," unterbrach er sie, der —" — „Der mir vom ersten Augenblick an theuer gewesen," sagte sie ruhig. „O Du großmüthiges Herz!" wiederholte Edmund, indem er sie inbrünstig an sich zog. „Du großmüthiges Herz, das den Bettler zum König macht im Augenblicke, da er verzweifelnd in den Abgrund stürzen wollte!"

Sie saßen noch lange bei einander, träumend und bauend aus dem Unglück in's Glück. Edmund hatte Verlust und Noth, Entbehrung und Anstren-

gung fast vergessen im Gefühl seines ungeheuren Gewinnes. Er sehnte sich nach der Wonne, arbeiten zu dürfen für den eigenen Herd, und als er Cornelien zum Abschied in seine Arme zog, nannte er sie zum Erstenmal seine Braut.

Beide schlossen kein Auge in dieser Nacht, Beiden durchkreuzten wunderliche Bilder von Glück und Unglück, von Furcht und Hoffnung, Kopf und Herz.

„Hat mein Gefühl sich auch nicht übereilt?“ fragte sich Cornelie, indem sie unentkleidet auf dem Rande ihres Bettes saß. „Hat es nicht dreist die Vorschrift meines Lebens übersprungen? Wird dieser Mann sich an eine strenge Aufgabe gewöhnen? wird er darin erstarken lernen? Würde eine heitere, leichte Gefährtin ihn nicht glücklicher gemacht haben als eine ernste Gehülfin wie ich? Männer wie er, Männer überhaupt, lieben zarte, schmiegsame, willenlose Frauen. Wie hat er Melanien geliebt und beweint! In den Tagen der Drangsal schätzen sie wohl die stärkere Freundin, suchen und ergreifen eine stützende Hand, dann aber wenden sie sich widerwillig ab von den Schwielen, welche Noth und Arbeit derselben aufgedrückt.“

Sie versank eine Weile in tiefes Sinnen. — „Ja, er ist schwach,“ sagte sie endlich leise, „schwach und verwöhnt wie ein Kind, aber — ich liebe ihn!“

Ihrer eigensten Art gemäß suchte sie die aufsteigenden Zweifel zu bannen und sich in das Nächstliegende zu versenken. Ein Punkt vor allen drängte zur Erwägung. Sie konnte als Wolframs Braut nicht unter seinem Dache weilen. Wäre sie für sich allein auch wohl entschlossen und resignirt genug gewesen, es mit dem Urtheil der Welt aufzunehmen, Wolframs einstige Gattin, die Mutter seiner Kinder, hatte ihren Ruf zu schonen. Aber wohin sollte sie sich wenden? Sie besaß keine Heimath, kein Elternhaus, von dessen Schwelle aus Vater oder Mutter sie behüten und sorgend einem Manne übergeben konnten; sie war eine Waise, eine Fremde. Und hätte sich auch in ihrem Vaterlande vielleicht ein befreundetes Haus als Asyl bis zum Eintritt in das eigene gefunden, hätte sie das in Wolframs gegenwärtiger Lage beträchtliche Opfer einer weiten Reise nicht ansehen wollen, wer überwachte während dieser unvermeidlichen Verzögerung sein Haus, seine Kinder? wer — so fragte das starke Mädchen sich mit zitterndem Herzen — wer überwachte ihn selber in seinem Schwanken und Zagen? wer hielt ihn fest mit Rath und That?

Wie schicklich und angemessen wäre es für sie gewesen, mit den Kindern bis zu dem möglichst beschleunigten Zeitpunkte ihrer Verbindung im Hause der Großeltern verweilen und unter deren Schutze in ihres Gatten nothwendig bescheidene Einrichtung eintreten zu dürfen! Aber ließ sich eine solche Bereitwilligkeit von dem eigennützig berechnenden Vater, von der eigensinnig hochmüthigen Mutter voraussetzen? Mußte sie nicht eben von dieser Seite der kränkendsten Hindernisse gewärtig seyn? Hatte der Brief, welchen sie neulich von der Frau des Konsuls erhalten, sie nicht hinlänglich von dem Widerwillen der Familie gegen sie überzeugt, noch ehe jene eine Ahnung von der Natur ihres gegenwärtigen Verhältnisses hatte, und als sie den Sohn noch als einen Unabhängigen, Gleichgestellten zu betrachten und zu achten gewohnt war? Die arme Cornelie kam zu keinem Abschluß.

Aber auch Wolfram verbrachte die Nacht in nicht geringerer Aufregung. Cornelie war sein und er fühlte das Glück wie den Werth des Besitzes einer solchen Frau, er fühlte, was es hieß: sein Vertrauen felsenfest auf einen Menschen gründen zu können. Aber war es dennoch nicht übereilt, an den Aufbau einer neuen Familie zu denken in dem Augenblick, da man alle Stützen und Handhaben auf dem Wege durch das Leben verloren hat? Wäre es nicht vernünftiger, sicherer gewesen, so schwer es ihm fallen mochte, die Kinder so lange unter den Schutz der Großeltern zu stellen, bis es ihm selber gelungen seyn würde, sich eine unabhängige Existenz zu gründen, anstatt die Menschen, von welchen im äußersten Falle sein und der Seinen Schicksal abhing, auf das Tiefste zu reizen und zu erbittern? Wie sollte er nur den Muth haben, ihnen gegenüber mit dem Bekenntniß seines neu eingegangenen Verhältnisses hervorzutreten? Sah er schon mit Entsetzen den kränkendsten Vorwürfen über die vernachlässigte Ueberwachung seines Vermögens nach so dringenden Warnungen entgegen, wie würden sie der Forderung begegnen, ihre Enkel seinen dürftigen Verhältnissen entsprechend erzogen zu sehen, wie seinem Wunsche, dem Wunsche eines Bettlers, ein armes Mädchen, ein Mädchen in dienstbaren Verhältnissen, nach ihrer Auffassung, an die Stelle treten zu lassen, welche ihre schöne, reiche, gefeierte, einzige Tochter inne gehabt? Und doch durfte er mit diesem Bekenntnisse nicht zögern; denn auch er fühlte deutlich, daß Cornelie nicht als Braut unter dem Dache walten dürfe, unter welchem sie als Untergebene gewaltet und als Frau und Mutter wieder walten sollte. Welch schwierige, welch fast unübersteigliche Uebergänge thürmten sich vor seinen Augen auf der steilen, rauhen Straße durch Entbehrung und Arbeit zur Freiheit, und wie verstohlen lockte den Verwöhnten — freilich gegen seinen Willen, gegen seinen Glauben — der bequeme, schlendernde Gang auf dem Pfade der Gewohnheit!

(Fortsetzung folgt.)

Der Radetzky-Marsch.

(Schluß.)

Am folgenden Morgen nahmen wir Abschied, der uns wirklich sehr schwer ankam. Die Dame mit ihren beiden Kindern und der Pfarrer gaben uns das Geleite bis zur Einsteigebrücke. Das Dampfboot nahte schnell, wir herzten und küßten noch einmal die beiden schönen Kinder, ich bestellte mir bei unserm Freunde nochmals das Mosellied und thalabwärts gings dem Rheine zu.

Am folgenden Tage waren wir auf der Tour begriffen von Koblenz nach Mainz. Wir saßen auf dem Verdeck und sprachen von den verlebten Stunden.

„Mir fiel unwillkürlich der Text aus der „deutschen Mutter" ein, als ich von der edlen Dame schied," sagte mein Begleiter:

„Und ihre deutsche Mutter,
Sie trägt ein schwarz Gewand;
Sie weint nicht um die Söhne,
Sie weint ums Vaterland."

„O Freund!" erwiderte ich, „verzagen wir nicht; so lange Deutschland noch solche Frauen besitzt, so lange in deutschen Gauen noch solche Herzen schlagen, so lange können wir noch getrost in die Zukunft blicken." —

Die Kajüten leerten sich allmählig und die reiselustige Welt erging sich auf dem Verdeck; ein Professor aus Bonn gesellte sich zu uns. Wie waren hier die Charaktere so vermischt. Hier lag ein bärtiger Engländer auf der Bank, so lang er war, den Hut auf dem Gesicht und halbwilde Töne gurgelnd, dort lehnte ein Studio mit schwarz-weißer Farbenmütze an der Gallerie und brummte sein „Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben", — im Hintergrunde saß ein armer Arbeiter, ein Päckchen zu seinen Füßen und mit ernster Miene in die Schaumwellen blickend, die das Rad schlug. Was wohl Jeder von diesen gedacht haben mag.

Die größte Aufmerksamkeit aber erregte eine Persönlichkeit in unserer nächsten Nähe. Ein Sekondelieutenant manövrirte nämlich unmittelbar vor unseren Augen mit mehreren jungen Damen und ließ die ätherische Durchsichtigkeit seiner Taille von den Zuschauern bewundern.

„Nun, wie gefällt Ihnen Ihr neuer Stationsort," fragte eine der holden Grazien mit schmachtendem Blicke den chevalier d'amour.

„Recht gut, recht gut," erwiderte derselbe; „es wird gutes bayerisches Bier dort verschenkt, der Tisch ist ausgezeichnet und die Frauenwelt ist sehr zuvorkommend und artig gegen uns; man kann sich sehr gut amüsiren."

„Gewiß genug für einen Menschen, der sonst keine Bedürfnisse hat," sagte ich zu meiner Umgebung.

„Daß er gut schläft, scheint er vergessen zu haben!" bemerkte mein Begleiter noch.

„Ich weiß nicht," sprach der Professor; „derartige Menschen, die eben keinen höheren Drang haben, als das Leben sich möglichst angenehm und genußreich zu machen, denen dieses Leben letzter Zweck ist und die zur Erreichung dieses Zweckes am Ende auch nicht besonders gewissenhaft in Auswahl der Mittel sind, kommen mir immer vor, wie jene Griechen in den letzten Zeiten Roms, von denen Juvenal sagt: „ein Grieche, der Hunger hat, versteht sich auf Alles, auf Begehren fliegt er sogar in die Luft." So viel ist gewiß, daß man unter Anführung solcher Sujets im Jahre 1813 von keinen Befreiungskämpfen hätte sprechen können."

„Wie verschieden sind doch die Ansichten über den Begriff „Glück" meinte mein Begleiter, „ich z. B. wünschte mir zu meinem Glücke Nichts weiter, als immer im Kreise jener Edlen an der Mosel weilen zu können."

Als ich kaum vier Tage zu Hause mich befand, kam ein kleines Packetchen, dessen oberster Inhalt in einem Zettel die Worte meines Freundes trug:

O schönes Land, o Moselstrand,
Ihr grünen Berge, du Fluß im Thal,
Ich grüß' Euch von Herzen vieltausendmal."

unten hieß es: Hier das Mosellied! Singe es recht oft und ich bin überzeugt, daß wir uns bald wiedersehen.

Mannigfaltigkeiten.

[Aus dem Gerichtssaale.] Herrmann P., 15 Jahre alt, Lehrjunge in dem Frisirsalon des Herrn M. in Wien, ein nettes Bürschchen in alten, abgetragenen Kleidern, legt unter Weinen folgendes Geständniß ab: „Bei meinem Herrn hatte ich nur freie Wohnung und die Mittagskost, von den Trinkgeldern mußte ich mir Frühstück und Nachtmahl kaufen, der Herr verlangte aber, daß ich sauber dastehen soll, und da hab' ich den Diebstahl begangen." Als er nämlich dem Hotelbesitzer St., welcher sich daselbst frisiren ließ, den Rock zum Anziehen bereit hielt, bemerkte er in demselben eine Brieftasche, und während St. noch die letzte Feile an seine Frisur anlegte, nahm der Lehrjunge die Brieftasche zu sich. Allerdings will dieser nach seiner Angabe nicht wenig erschrocken seyn, als er die Größe seiner Beute gewahr wurde, denn während er nur einige Gulden zu erhaschen hoffte, fand er in der Brieftasche mehr als 200 fl. Dessen ungeachtet behielt er das Geld, und als St. später sich daselbst erkundigte, ob er nicht seine Brieftasche dort

gelassen habe, äußerte der Lehrjunge, nichts bemerkt zu haben. In wenigen Tagen wurde aus Letzterem ein ganz anderer Mensch. Er kaufte sich neue schöne Kleider, Uhr und Kette, gönnte sich manches Vergnügen, besuchte Theater und setzte in die Lotterie, kurz, er führte ein Leben voller Wonne, das aber nur von sehr kurzer Dauer war. Er wurde verhaftet, seine Baarschaft mit 96 fl. und all die angekauften Herrlichkeiten ihm abgenommen und dem Bestohlenen zurückgestellt. Ein Stückchen unscheinbares Papier hatte dießmal zur Entdeckung geführt. Der Lehrjunge hatte nämlich die Brieftasche in ein Papier gewickelt und weggeworfen. Ein gewisser Baron B. fand sie und erlegte sie bei der Behörde; hier wurde sie nach der gemachten Beschreibung als jene des Hotelbesitzers St. erkannt, das Papier, in welches sie eingewickelt war, zeigte schwarze Streifen vom Abwischen des Brenneisens, man verfolgte weiter die Spur; der plötzliche Aufwand des genannten Lehrjungen erregte Verdacht und so wurde das Verbrechen entdeckt. Mit Rücksicht auf das Alter des Angeklagten unter 20 Jahren und die fast bis zur Genüge erfolgte Entschädigung des Bestohlenen erkannte der Gerichtshof auf eine zweimonatliche Kerkerstrafe.

Nach der Schlacht von Magenta sah ein Zuave unter den österreichischen Gefangenen einen noch sehr jungen deutschen Soldaten, der durch einen Bajonnetstoß in den Schenkel ziemlich schwer verwundet war, sich nur mühsam fortschleppte, leichenblaß aussah und jeden Augenblick ohnmächtig werden zu wollen schien. Von Mitleid ergriffen, ging der Zuave zu dem blutjungen Menschen heran und sagte, indem er auf seinen Tornister deutete: „Keyserlick, montez ce petit Sebastopol!" Um sich durch eine Pantomime verständlicher zu machen, bückte er sich bei diesen Worten, und voller Freude erkletterte der Oesterreicher den Rücken seines mitleidigen Feindes, wo er sich dann auf dem Tornister so bequem als möglich setzte. Einige Zeit war der Marsch fortgesetzt worden, als der Zuave fühlte, daß sein Gefangener unruhig zu sitzen begann, und gleich darauf in seinem Genick etwas Kaltes fühlte. „Sacré, que faites vous donc?" rief er ihm zu und sah sich zugleich zornig nach seinem Reiter um. Erschrocken über den wilden Blick seines bisher so gutmüthigen Trägers hielt der Gefangene ihm eine Locke hin, die er so eben mit einer mühsam aus seiner Tasche gelangten Scheere dem Zuaven abgeschnitten hatte, und sagte mit treuherziger gerührter Stimme: „Franzuß! Zuwenihr! Zuwenihr!"

[**Das wilde Kind.**] Ein merkwürdiger Fall hat sich im Jahre 1859 in Ungarn zugetragen. Man war auf einer Bärenjagd begriffen, und mit großer Mühe war es den Jägern gelungen, eine alte wüthende Bärenmutter zu erlegen. Kaum lag sie auf der Erde ausgestreckt, als ein junges Mädchen von ungefähr zwölf Jahren hinter einem Busche hervorgesprungen kam und sich auf das sterbende Thier mit jämmerlichem Geheul stürzte. — Nach vielen Anstrengungen gelang es endlich, mittels Seilen und Schlingen auch dieser wilden Kleinen habhaft zu werden. Die angestellten Nachforschungen ergaben, daß vor ungefähr zwölf Jahren einer Bäuerin ein kleines Kind abhanden gekommen war, ohne jemals erfahren zu können, was aus ihm geworden sey. Eine gewisse Gräfin Erdödi nahm sich des Mädchens an, und gab ihm vor der Hand Wurzeln, Honig und rohes Fleisch zur Nahrung, und man ist sehr gespannt, wenn dieses Kind erst einige Erziehung genossen und sprechen gelernt hat, von demselben zu erfahren, auf welche Weise sie in ihrem früheren wilden Zustand gelebt hat.

Das „Genfer Journal" enthält einen Privatbrief des Marschalls **Mac-Mahon** an General **Changarnier**, worin er ihn um seine Ansicht über einen die Militärdisziplin betreffenden Punkt bittet. Er lautet so: „Ich hatte Befehle, in diesem oder jenem Sinne zu operiren. Als ich die Kanone hörte und die Gefahr erkannte, welche der Armee drohte, habe ich meine Befehle zerrissen und das Gegentheil von dem gethan, was mir vorgeschrieben war. Ich habe reussirt, da man mich zum Herzog und zum Marschall von Frankreich gemacht hat. Aber nach Ihrer Ansicht habe ich mich gegen meine militärischen Pflichten und die Disziplin verfehlt? Es ist mir ein Bedürfniß, das Urtheil eines solchen Mannes, wie Sie, zu hören." Der General Changarnier habe ihm geantwortet, daß oft patriotische Fehler vorkommen, welche die Armee retteten und nur Lob verdienen. (Bezieht sich auf die Schlacht von Magenta und bestätigt, was schon früher erzählt worden, daß die Befehle des Kaisers die Armee unfehlbar ins Verderben geführt hätten.)

Die in Nr. 174 mitgetheilte „Grabschrift Humbold's" rührt von dem Feuilletonisten eines Wiener belletristischen Blattes her, welcher sie auf einer Bank im Tegeler Park mit Bleistift angeschrieben gefunden haben will. Von einer Inschrift auf dem Grabe Humbold's, das, nach des Verewigten ausdrücklichem Wunsche, überhaupt kein Stein drückt, kann daher keine Rede seyn.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der A. Waltandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung.“

№ 192 Samstag, 13. August 1859.

Eine Gouvernante.

(Fortsetzung.)

Aber diese zaghaften Einwände schwanden augenblicklich, sobald er am andern Morgen seiner Braut in die ernsten, klaren, heute zum Erstenmale ein wenig umflorten Augen sah. In ihrer Nähe überkam ihn eine unwillkürliche Ermuthigung und er fühlte, daß mit einer solchen Gefährtin alle Schwierigkeiten des Lebens leicht zu überwinden seyn müßten. Wie vorauszusehen, trafen im Laufe des Tages Briefe vom Konsul ein, die den erlittenen Unfall ohne Ueberraschung, wenn auch nicht ohne Erbitterung besprachen und Wolfram mit den Kindern zu einem schleunigen Besuch in der Hauptstadt aufforderten. Der Gouvernante geschah keine Erwähnung. Unter andern Verhältnissen würde Wolfram ihre Begleitung selbstverständlich gefunden haben, heute erschreckte er vor dieser ersten Einführung zurück. Cornelie, die seine Stimmung bemerkte, kam ihm zu Hülfe, indem sie ihn aufforderte, ohne Rücksicht auf sie mit den Kindern zu reisen, ja diese den Großeltern auf deren Verlangen zu überlassen, bis seine eigene neue Lebenseinrichtung festgestellt seyn würde, dagegen aber gleich von vornherein mit dem vollen Bekenntnisse seiner Absichten hervorzutreten.

„In diesem unglückseligen Augenblicke?“ stammelte er. — „Eben in diesem, der eine Entscheidung unumgänglich macht,“ erwiderte Cornelie; „denn was anderes als die Wahrheit wollen Sie den Ihrigen entgegen halten, wenn sie das volle Schutzrecht über die Enkel derselben in Anspruch nehmen?“

Wolfram schwieg mit niedergeschlagenen Augen; Cornelie kürzte die peinliche Scene ab, indem sie, die erforderlichen Reiseanordnungen für die Kinder vorschützend, alle ferneren Erwägungen auf ihre brieflichen Mittheilungen verschob, und so trennten sie sich heute in weit beklommenerer Stimmung, als am Abend zuvor.

Den nächsten Morgen war Cornelie allein, ihr Herz schwer und der Geist umschleiert, wie im Leben noch nie. Ihrem Gefühle nach über die erste Mädchenjugend hinaus, ja vielleicht niemals einer solchen heitern, unbefangenen Jugend angehörig, liebte sie zum Erstenmal einen Mann, sah sich als seine Verlobte, mit dem höchsten Amte, dessen eine Frau gewürdigt werden kann, mit dem Amte einer Mutter, betraut. Wie hätte diese Aufgabe selbst unter den schwierigsten Aeußerlichkeiten ihrem eigensten Wesen entsprochen, wie hätte sie sich derselben werth und gewachsen gefühlt, wenn sie an ihr Werk hätte gehen dürfen im Glauben nicht nur an das Herz, nicht nur an den guten, sondern auch an den starken Willen des geliebten Mannes! Mit Ungeduld erwartete sie seinen verheißenen Brief; zwei, drei Tage wartete sie vergeblich. Die Erkenntniß des Nothwendigen reifte während dieser bangen Einsamkeit in ihrem Sinn. Wohin sie auch sich wendete, als Braut oder als Erzieherin, sie mußte unmittelbar nach seiner Heimkehr das Haus verlassen. Sie ordnete und packte daher ihre Sachen, brachte die im Hauswesen eingeleiteten Geschäfte, so wie das ihr anvertraute Rechnungswesen zum Abschluß und erschien sich auf diese Weise wie eine für immer Scheidende, ja, so wenig wehmüthig apprehensive Stimmungen in ihrer Gemüthsart lagen, in manchen Momenten wie eine Sterbende.

4.

In der Dämmerstunde des dritten Tages rollte ein Wagen in den Hof. Cornelie fuhr zitternd in die Höhe. Sie erwartete Wolfram, aber es war der Konsul Eschenbach, der ihr gemeldet ward. Nur sein Name statt des Ersehnten, nur ein Blick auf diese rundliche behäbige Gestalt, auf diese von keinem feinen Bedenken behelligten Züge, und Cornelie wußte, daß ihr Schicksal entschieden war. Es blieb nur übrig, es mit Selbstachtung zu bergen und zu tragen, und der Ausdruck dieses Vorsatzes, die sichere würdige Haltung der armen Gouvernante waren es, welche dem reichen Herrn unwillkürlich imponirten.

„Prinzessin oder Kammerkätzchen,“ dachte er nach der ersten Begrüßung; „ich kann dem Edmund seinen Gusto nicht übel nehmen.“

Mit der Unbefangenheit des Herrn im eigenen Hause lehnte Herr Eschenbach darauf die ihm angebotenen Erfrischungen ab, bestellte sich dagegen Quartier zur Nacht, da er Morgens vor seiner Abreise noch einen Blick über das gesammte Etablissement zum Zweck der bevorstehenden Veräußerung zu werfen beabsichtigte, und behaglich auf einem Lehnstuhl Cornelien gegenüber Platz nehmend, die mit erzwungener Ruhe bei ihrer Handarbeit auf dem Sopha saß, leitete er die Unterredung ohne Weiteres ein.

„Geschäftsleute meines Schlags haben keine Zeit auf Umwegen zu verlieren. Obendrein bin ich von Natur kein Freund von Präliminarien; lassen Sie mich also direkt auf mein Ziel, das heißt auf den Zweck meines Besuches zusteuern, mein Fräulein."

„Ich bitte darum," erwiderte Cornelie gelassen. — „So kann ich denn mit der Versicherung beginnen, daß Alles, was ich von Ihnen gehört, und was — ohne Schmeichelei — Ihre Erscheinung in diesem Augenblick bestätigt, in Verbindung mit der treffenden Replik, welche Sie meiner Frau auf ihre, Gott sey es geklagt, ziemlich alberne Epistel gegeben haben, mich für Sie einnehmen, mein Fräulein. Ich schätze Präzision auch an Frauen von meiner Mutter her, die ein Muster derselben war, und negativ gestachelt durch deren exaktes Gegenstück, meine Frau, die mich seit fünfundzwanzig Jahren mit ihren Widersprüchen nicht zur Ruhe kommen läßt. Ja, ich läugne Ihnen nicht, hätte ich meine Frau von dem unglückseligen Eigensinn abzubringen vermocht, unsere Enkel selber zu erziehen, und hätten meines Schwiegersohns Verhältnisse nicht durch seine Vernachlässigung einen so kläglichen Ausgang genommen, ich für meine Person würde die Stellung, welche Ihnen Wolfram auf gut Glück anvertraut hat, wirklich für ein gutes Glück gehalten und schließlich eine andere, intimere wohl begreiflich gefunden haben."

Cornelie blickte ohne Erwiderung vor sich nieder, als Herr Eschenbach hier eine Pause machte, um auf das einleitende Kompliment ein weniger anmuthendes Kapitel folgen zu lassen. Ihre Lippen waren fest geschlossen, ihre Wangen sehr bleich. Zum Erstenmal in ihrem einfachen Lebensgange sah sie sich einem Pratiker jener Weisheit gegenüber, auf deren Zusammenstoß mit ihrem eigenen Gewissen in Gesinnung und That sie von ihrem Vater vorbereitet worden war.

Herr Eschenbach fuhr fort: „Seit jenem Umschlag in Wolframs Lage aber werden Sie selber einsehen, mein Fräulein, daß auch sein Verhältniß zu Ihnen sich verändern mußte. Die Kinder, welche er nicht einmal nothdürftig mehr erhalten kann, fallen meiner Fürsorge anheim."

„Herr Wolfram hatte andere Vorsätze für die Zukunft," unterbrach ihn Cornelie. — „Thorheit, Unsinn, diese Vorsätze, die Sie doch nicht für ernsthaft, mindestens nicht für dauerhaft gehalten haben werden, liebes Kind? Mein Wolfram ein Arbeiter, ein Spekulant! Mein Wolfram der Erhalter und Versorger einer Familie! Dazu muß man heutzutage aus einem andern Holze gedrechselt seyn. Ich wäre allenfalls der Mann dazu gewesen, Fräulein, und doch steht es dahin, wie weit ich es bei aller Anstrengung gebracht haben würde, wenn ich nicht von Hause aus eine reiche Partie gemacht hätte. Aber eine gefühlvolle Wetterfahne wie Edmund! — Runzeln Sie nicht die Stirn, Fräulein, wenn ich das Kind beim rechten Namen nenne; eines Tages werden Sie mir beistimmen und mir für meine heutige Aufrichtigkeit danken. Es ist schon schwer für einen vernünftigen Mann, neben einer schwächlichen Frau zu bestehen; aber eine Frau, die weiß, was sie will, neben einem charakterlosen Mann —"

(Fortsetzung folgt.)

Eine Sklaven-Auktion.

(Aus der New-York Tribune vom 9. Mai.)

Die größte Versteigerung zweibeiniger Waaren, die seit langer Zeit im freien Amerika vorgekommen ist, fand am Mittwoch und Donnerstag in voriger Woche auf der Rennbahn bei der Stadt Savannah in Georgia statt. Die zur Steigerung gebrachte Quantität bestand aus 436 Männer, Frauen, Kindern und Säuglingen, die Hälfte der Negerhinterlassenschaft des Major Butler. Der Erbe, Herr Pierce M. Butler, der in der freien Stadt Philadelphia kaufmännische Geschäfte betreibt, hatte durch die Krisis und sonstige Konjunkturen schwere Verluste erlitten und dieß nöthigte ihn, seine Kapitalien im Süden flüssig zu machen, um seine Gläubiger zu befriedigen. Der „große Ausverkauf" war schon seit Monaten in den Zeitungen angekündigt worden und da die Neger von den Butler'schen Plantagen als exzellente Waare bekannt waren, so hatte sich eine beträchtliche Zahl Kauflustiger eingefunden. Schon seit mehreren Tagen vor dem zur Auktion angesetzten Tage waren alle Gasthäuser in Savannah voll von Neger-Spekulanten aus Nord- und Süd-Karolina, Virginien, Georgia, Alabama und Louisiana. Tagelang hörte man in den Gastzimmern und Schenkstuben nichts anderes, als Bemerkungen über die zum Verkauf gebrachten Waaren, die muthmaßlichen Preise, die Vermögensangelegenheiten des Herrn Butler u. s. w. Kleine Gesellschaften fuhren nach der drei englische Meilen von der Stadt ge-

legenen Rennbahn, um dort die Waaren in Augenschein zu nehmen, zu untersuchen und sich ihre Notizen darüber zu machen. Die Kauflustigen waren größtentheils ein roher, ungehobelter Schlag Menschen von den tief im Hintergrunde gelegenen Plantagen, wohin die feine Gesittung noch nicht gedrungen ist. Um seine Beobachtungen anstellen zu können, ohne sich der Gefahr des Gelynchtwerdens auszusetzen, war Referent genöthigt, die Rolle eines Kauflustigen zu spielen, denn die leiseste Vermuthung, daß er für ein nördliches „Abolitionisten"-Blatt berichten wolle, würde ihn in die ernstlichste Lebensgefahr gebracht haben.

Die Neger kamen von zwei Plantagen, — eine Reis-Plantage bei Darien im Staate Georgia und eine Baumwoll-Plantage von dem an der Küste dieses Staats gelegenen St. Simons-Island. Die meisten waren Feldarbeiter, indessen war doch eine nicht ganz geringe Zahl von Handwerkern unter ihnen, namentlich Böttcher, Zimmerleute, Schuhmacher, Grobschmiede, die in solcher ordinären Arbeit, wie sie auf Plantagen vorkommt, recht geschickt waren. Dazu gehört nun freilich nicht viel, indessen ward doch die Handwerks-Geschicklichkeit der Leute durchschnittlich eben so hoch veranschlagt, wie der Mann selbst, d. h. ein Mann, der als gewöhnlicher Feldsklave auf 900 Doll. zu taxiren gewesen wäre, wurde, wenn er sich auf das Schmiede- oder Böttcher-Handwerk verstand, leicht mit 1600 — 1700 Doll. bezahlt. Fast alle waren ganz schwarz, und das war ein Vortheil, denn diejenigen „Neger", die mehr oder weniger kaukasisches Blut in ihren Adern haben, besitzen in der Regel mehr Intelligenz, als sich für eine „Waare" ziemt und zeigen eine für den Herrn nichts weniger als erfreuliche Gelehrigkeit im Verständnisse des Worts „Freiheit", während die Vollblutneger sich mittelst der Peitsche viel leichter im Zug und Trab erhalten lassen. Nie zuvor waren Sklaven von den Butler'schen Plantagen verkauft worden. Hier hatten sie ihr ganzes armseliges Leben von ihrer Geburt an zugebracht, hier waren sie herangewachsen, hatten gefreiet, Kinder gezeugt und waren alt geworden in der Nähe der Gräber ihrer Eltern. Alle ihre Kindheits-Erinnerungen, an denen der Neger vielleicht mit noch größerer Innigkeit hängt, als der Weiße, ließen sie hier zurück; alle Bande, welche ihre lebendigen Herzen aneinanderknüpfen, wurden zerrissen, denn nur die Hälfte des Völkchens war unter den Hammer gebracht, um nach allen Himmelsgegenden hin verzettelt zu werden, während die andere Hälfte daheim blieb. Und wer will sagen, wie innig und fest die Empfindungen und Neigungen eines so kleinen von der ganzen übrigen Welt abgeschiedenen, auf einen engen Raum zusammengedrängten Völkchens mit einander verwachsen sind? — Allerdings war angekündigt worden, daß sie „in Familien" verkauft werden sollten, doch was ist darunter zu verstehen? Mann und Frau gelten für eine Familie, aber ihre Eltern und sonstigen nahen Angehörigen nicht. Der Mann und die Frau werden nach den Föhrenwäldern Süd-Karolinas verkauft, die Brüdern und Schwestern über die Baumwollfelder von Alabama und Reissümpfe von Louisiana zerstreut, während die betagten Eltern ihr freudeloses, verkümmertes Daseyn auf der alten Plantage ausseufzen müssen, um endlich in Gräbern zu vermodern, die niemals von den Thränen ihrer Kinder benetzt werden. Auf Liebesbündnisse aber, die noch nicht durch die Ehe besiegelt sind, wird vollends keine Rücksicht genommen. Wie viele sehnende Herzen durch diese gewaltsame Trennung gebrochen seyn mögen, weiß der Himmel. Und die Trennung ist eine vollkommene, so hoffnungslos wie der Tod. Denn diese Armen können weder schreiben noch lesen und können sich also keine Mittheilungen machen, selbst wenn sie wüßten, wohin sie diese richten sollten. Die Neger wurden in kleinen Trupps nach Savannah gebracht, wo der Auktionär und Negermäkler Byran sie in Verwahrung nahm. Man brachte sie auf der Rennbahn in den bretternen Schuppen unter, worin die den Pferderennen beiwohnenden Gäste ihre Pferde und Kutschen einstellen. Dort quartierte man sie pêle mêle ein, ohne mehr Rücksicht auf ihre Bequemlichkeit zu nehmen, als nöthig war, um zu verhüten, daß sie krank und unverkäuflich würden. Sie saßen, aßen und schliefen auf den groben ungehobelten Dielen, ihre kleinen Bündel oder Taschen als Kissen und Sessel benutzend. Reis und Bohnen, gelegentlich auch ein Stück gesalzenes Schweinefleisch und ein Maisfladen bilden ihre Beköstigung.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Wie man aus Elsfleth berichtet, wurde am 7. dieses das Denkmal enthüllt, welches das Gedächtniß der Enkel einem Helden der Befreiungskriege und seiner Heldenschaar setzen wollte: dem Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig und seiner „schwarzen Schaar," die im Jahre 1809, als Oesterreich den auf sie nicht ausgedehnten Waffenstillstand von Znaim schloß, von Zwickau bis hierher sich siegreich durch überwältigende Feindesmassen schlugen und von hier aus endlich auf den sichern Boden englischer Kriegsschiffe gelangten. Das Denkmal, von dem vortrefflichen Baumeister Heinrich Müller aus Bremen entworfen, wird als ein kleiner zierlicher gothischer Thurm, in dessen der Weser

zugewandten Wand die bronzene Büste des Herzogs eingelassen ist, vom Strome aus weither sichtbar seyn. Die Weihrede, in der auf opferfähige Hingebung der Fürsten wie der Völker an das Vaterland bedeutsam hingewiesen wurde, hielt der Rathsherr Schröder aus Oldenburg. Nach ihm sprachen General v. Egloffstein aus Oldenburg, ein mecklenburgischer Offizier, und General von Erichsen aus Braunschweig (welcher Letztgenannte den Zug der Schwarzen als Rittmeister mitgemacht hatte) im Namen ihrer Fürsten. Noch ein anderer Theilnehmer des Zugs war in der Nähe aufgetrieben worden: ein Schuhmacher aus Schottens im Jeverlande. Heiterer als das Festmahl war die Nachmittagsfahrt die Weser hinunter nach Brake, wo man vom Teleprophenthurm eine reizende Aussicht über die schmucke Hafenstadt und den breiter werdenden, belebten Strom genoß, und späterhin den Hafen besichtigte, der einen großen Theil der Weserflotte auch im Fall eines feindlichen Angriffs bergen kann, wenn die Eingangsschleuße und der Deich ringsum nur zweckmäßig bewährt wird.

Ein Londoner Blatt, der „Star", theilt eine tragische Begebenheit mit, von welcher eine englische Schauspielerin die Heldin ist. Dieselbe, welche sich seit Kurzem erst wieder verheirathet hatte, spielte die Rolle der Calliste in der „schönen Büßerin". In dem Augenblicke, wo sie, dem Inhalte ihrer Rolle gemäß, ihre Hand auf einen Todtenkopf stützte, ward sie von einem heftigen, bald in Ohnmacht übergehenden Zittern ergriffen. Als sie am folgenden Tage so weit wieder hergestellt war, daß sie sprechen konnte, ließ sie den Regisseur rufen und fragte diesen, woher er den in der gestrigen Vorstellung verwendeten Schädel genommen hätte. Auf die Antwort des Gefragten, daß der Schädel ihm von dem Todtengräber verkauft worden sey, welcher ihm dabei gesagt habe, daß derselbe der Ueberrest eines früheren Schauspielers Namens Norris sey, verfiel die unglückliche Frau sofort in eine neue Ohnmacht, aus welcher man sie vergebens zurückzurufen suchte, und die bald, trotz aller angewendeten ärztlichen Hülfe, in wirklichen Tod überging. Es stellte sich dann heraus, daß der gedachte Schädel der des ersten Gemahls der Schauspielerin war.

Marco de Saint-Hilaire erzählt in seiner Schrift „Napoleon und seine Zeit" auch Folgendes: Bedeckt mit seinem eigenen Blut und dem der Russen, erscheint Graf Rapp vor dem Kaiser und stellt ihm einige vornehme Gefangene vor. Einer von diesen, ein Artillerieoffizier, stürzte dem Kaiser zu Füßen und fleht um den Tod, indem er ausruft: „Ich bin unwürdig, zu leben, ich habe meine Kanonen verloren." Sehr freundlich antwortete ihm der Kaiser: „Junger Mann, ich weiß den Werth Ihrer Thränen zu würdigen; aber man kann von meiner Armee geschlagen worden seyn und dennoch Ansprüche auf Ruhm haben."

Dieser Tage ließ ein Fremder zu Wiesbaden an den vier Spieltischen je eine Rolle von 50 Napoleons wechseln. Die Rollen hatten dem äußeren Anschein nach ganz dieselbe Signatur und das gleiche Siegel, wie die von der Spielgesellschaft zum Gebrauche an den Spieltischen versiegelten 50 Napoleons enthaltenen Rollen. Das die Goldstücke umschließende Papier ist bekanntlich an einigen Stellen mit Nadeln durchstochen, durch welche Oeffnungen man das Gold durchschimmern sieht. Auch dieses Merkmal fehlte nicht. Als jedoch spät Abends Kassa bei der Bank gemacht wurde, erregten die oben erwähnten eingewechselten Rollen Verdacht und man fand beim Oeffnen derselben, daß sie nichts enthielten, als ein mit Goldschaum überzogenes Stück Blei. Der Fremde, der diese falschen Rollen wechseln ließ, soll in Nauheim aufgegriffen worden seyn.

Eine Amerikanerin, die in Deutschland gereist ist und darüber ein Buch geschrieben hat, gibt darin unter andern Notizen folgende: „Die Frauen, welche in Deutschland mit Obst handeln, sind ausgediente Ballettänzerinnen und behalten die Tracht ihres Standes bei. Der einzige Unterschied ist, daß sie, anstatt der seidenen Schuhe und Strümpfe ihrer besseren Tage, nunmehr gar keine tragen." (Der amerikanische Blaustrumpf scheint einmal Obst gekauft zu haben in einer Gegend, wo ein etwas kurzer Rock Volkstracht ist.)

Ein Graf ohne Grafschaft wollte einen Abt ohne Pfründe verspotten und sagte daher zu ihm: „Herr Abt, wir kennen uns schon lange, und doch weiß ich bis heute noch nicht, wo Ihre Abtei liegt." „Das wundert mich sehr", entgegnete der Abt, „sie liegt ja mitten in Ihrer Grafschaft."

Das vor ein paar Tagen im Pflanzengarten zu Paris geborne Nilpferd lebt nicht mehr. Die eigene Mutter hat es in einem Wuthanfalle mit ihren Zähnen zu Tode gebissen und gestoßen.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung.“

№ 193 Montag, 15. August 1859.

Eine Gouvernante.

(Fortsetzung.)

„Ich bitte Sie, Herr Konsul,“ unterbrach ihn Cornelie, „in der Mittheilung fortzufahren, welche Sie mir zu machen haben.“ — „Recht so, mein Fräulein,“ versetzte Herr Eschenbach mit einem beifälligen Lächeln; „nur in Geschäften keine Umschweife und das Nächstliegende jederzeit zunächst! Was ich also zu sagen habe, ist das: Wolfram gibt seinen selbstständigen Haushalt auf und ich plazire ihn in meinem Haus und Geschäft. Kann ich mir von seinen Leistungen auch just nichts Besonderes versprechen — das Kind muß einen Namen haben. Er ist der Wittwer meiner einzigen Tochter, der Vater meiner einzigen Enkel und Erben. Heißt er denn mein Associé, so wird er wenig von seinen bisherigen Lebensgewohnheiten vermissen und sich am Ende doch an eine gewisse Routine gewöhnen lernen, die ihm in Zukunft zum Vortheil gereichen kann. Die Kinder müssen der Erziehung meiner Frau überlassen werden, das heißt ihrer Nichterziehung, ihrer zärtlichen, oder quälerischen Laune. Nimmermehr aber würde sie einer Person wie Sie, Fräulein, will sagen einer wirklichen Erzieherin, einen Platz an ihrer Seite gestatten, oder würden Sie selber sich auf einem solchen Platze wohlbefinden. Nichts widersteht der Mehrzahl der Frauen so sehr, als sich Achtung abnöthigen zu lassen, und vollends von solchen, die sie für ihres Gleichen, oder gar für Untergebene halten. Sie ertragen nur Dienstboten, die sich von ihnen quälen lassen und unter dem Schimmer der Schmeichelei ihre Tyrannen werden. Auch abgesehen von den intimeren Beziehungen zwischen Ihnen und meinem Schwiegersohne, sind Sie für eine derartige Stellung zu gut, Fräulein Wille, und Sie begreifen —“

„Daß ich sie aufgeben muß,“ fiel Cornelie ein, mit einer Kälte, welche Herrn Eschenbach mit der aufrichtigsten Bewunderung erfüllte. Er reichte der Gouvernante über den Tisch die Hand mit den Worten: „Sie haben einen männlichen Charakter, Fräulein Wille, seit meiner Mutter Tode bin ich keiner Ihres Gleichen begegnet. Es müßte eine Lust seyn, mit Ihnen hauszuhalten, wogegen Wolframs schwächliches Wesen an einer Kraft zerschellt seyn würde, welche ihm nur zu bald als Härte erschienen wäre. Für mich, Fräulein Wille, für Männer meines Schlags, wären Sie geschaffen. Aber indem Sie rasch entschlossen sich in das Unvermeidliche fügen und für sich selber das Richtige ergreifen, haben Sie auf die angenehmste Weise mir einen verdrießlichen Auftrag erleichtert und wahrhaft keinen Undankbaren verpflichtet. Es versteht sich von selbst, daß ich für die Mittel Sorge tragen werde, die Ihnen, sey es eine eigene bescheidene Existenz in Ihrem Vaterlande begründen, sey es Ihre Stellung unter Fremden erleichtern, und ich hoffe, daß wir auch über diesen delikaten Punkt zu einem gütlichen raschen Abschluß gelangen werden.“

Cornelie hatte schon beim Beginn dieses Satzes den großmüthigen Bewunderer ihrer Lebensweisheit unterbrechen wollen, aber ihre Brust war wie von einer eisernen Faust zusammengeschnürt. Zornesgluth wechselte mit einer tödtlichen Bläße auf ihrem Gesicht, sie stemmte die Hand gegen das Herz, und so vermochte sie es endlich, eine Erwiderung hervorzubringen, mit einer Ruhe, welche der Menschenkenner ihr gegenüber weit entfernt war, für die Ruhe einer verzweifelten Seele zu halten.

„Verschieben wir diese Erörterungen auf eine gelegenere Stunde,“ sagte sie; „heute nur noch eine einzige Frage.“ — „Nach Ihren Wünschen, mein Fräulein,“ erwiderte Herr Eschenbach. — „Sie sprachen vorhin von einem Auftrag, mein Herr; ist es Herr Wolfram, der Sie mit dieser Darlegung mir gegenüber beauftragt hat?“

„Wenn Sie das Wort auf die Spitze stellen wollen, beauftragt geradezu nicht.“ — „Oder dazu berechtigt?“ — „Allerdings.“ — „Und es sind seine eigenen, freien Entschließungen, die Sie mir eben mitgetheilt haben?“ — „Seine freien Entschließungen? nein, die sind es gewißlich nicht. Er unterwirft sich einer erkannten Nothwendigkeit so gut wie Sie mein Fräulein, wenn auch mit etwas kindischerem Widerstreben und Gesichterschneiden als Sie.“

— „So danke ich Ihnen, mein Herr," sagte Cornelie, indem sie ruhig das Zimmer verließ.

Der Konsul Eschenbach rieb sich vergnügt die Hände. — „Spürte ich doch wahrlich ein wenig Herzklopfen vor diesem Kommissorium," sagte er zu sich selbst, nachdem er sich in seine Schlafstube begeben hatte. „Aber, gottlob! endlich einmal ein Frauenzimmer ohne Nerven! Ich hätte kaum geglaubt, bei diesem Metier so wenig Verschrobenheit und so viel ruhige Vernunft zu finden, vollends gar, da eine Heirath im Spiele war. Fast thut es mir leid, die Kinder ihren Händen entziehen zu müssen; sie hätte etwas Richtiges aus ihnen machen können. Nun soll mich nur verlangen, welche Forderungen sie als Schadloshaltung stellen wird. Es war ein feiner Zug von ihr, dieselben zu verschieben, bis sie ruhig berechnet haben würde. Die Schweizerin hätte an der Börse spekuliren können!"

Des andern Tages hatte der rüstige Herr Eschenbach in aller Frühe schon Hof und Gärten, Vogel- und Treibhäuser inspizirt und taxirt, als er in das Wohnzimmer trat und im Stillen erstaunt war, die Gouvernante und Haushälterin nicht an ihrem Platze zu finden. Er bestellte das Bereithalten seines Fuhrwerks, setzte sich an den Frühstückstisch und gab dem Diener den Auftrag, Fräulein Wille, zum Abschied zu sich einzuladen. Es dauerte eine Weile, ehe der Diener in sichtbarer Verwirrung zurück kam. Er hatte des Fräuleins Zimmer leer, ihr Bett unberührt, von ihr selber in Haus und Garten keine Spur gefunden. Der vernünftige Geschäftsmann war einen Augenblick wie vom Donner gerührt. „Sollte sie —?" fragte er sich entsetzt; „aber nein, eine so verständige Person, nein, nein!"

Er ging in ihr Zimmer, durchsuchte jeden Winkel im Garten und Haus, forschte nach ihren Sachen. Ein großer Koffer stand gepackt in ihrem Zimmer, nur ihre Reisetasche fehlte nach der Aussage der Leute. Auf dem Schreibtische fand man in einem versiegelten Päckchen unter Herrn Eschenbachs Adresse den Schlüssel des Sekretärs und in diesem alle anvertrauten Gelder und Haushaltungsbücher in einer so übersichtlichen Ordnung, daß Herr Eschenbach zu einer fast wehmüthigen Bewunderung hingerissen wurde; im Uebrigen aber keine Zeile von ihrer Hand, keine Andeutung oder Spur ihres Verbleibens. Er fuhr nach dem Eisenbahnhofe, nach dem Post- und Polizeibüreau der nächsten Stadt, er spürte nach allen Seiten; die Gouvernante blieb verschwunden und der Konsul reiste in der That am Abend mit noch stärker klopfendem Herzen nach der Residenz zurück, als er dieselbe gestern Morgen verlassen hatte.

Aber seine bänglichsten Erwartungen wurden überboten von der Weise, mit welcher sein gefühlvoller Schwiegersohn seinen Sendungsbericht aufnahm. Gewiß war es Edmund nicht leicht geworden, einem, wie er sich selber kaum verhehlte, ehrlosen Beschlusse zuzustimmen und feige eine Frau aufzugeben, deren Gunst ihn beglückt und die ihr Schicksal seiner Herzhaftigkeit anvertraut hatte. Es gehörten alle Seufzer und Thränen, alle Heraufbeschwörungen einer geliebten Todten von Seiten der Mutter, alle tief einschneidenden Vernunftgründe von Seiten des Vaters, es gehörte manche heimliche Lockung eines an sorgloses Behagen gewöhnten Lebens dazu, um ihn zu überreden, daß die Pflicht gegen seine Kinder älter und ernster sey als jede andere, und daß er kein Recht habe, körperliche und geistige Entbehrungen über dieselben zu verhängen, wo er die anständigste Erziehung, obendrein unter seinen eigenen Augen, nur mit dem Opfer eines thörichten Wunsches, einer nichtssagenden, weil unausführbaren Verbindlichkeit zu erkaufen brauchte. Ja, erst nach schwerem Kampfe hatte er in den Vorschlag des Vaters gewilligt, Cornelie selbst auf das Unvermeidliche vorzubereiten; er persönlich hätte auch im Brief nicht die Kraft dazu gehabt. Erst wenn er etwas ruhiger geworden, wenn er nach des Vaters Heimkehr erfahren haben würde, wie sie seine Treulosigkeit aufgenommen, wollte er ihr schriftlich seinen Zustand darzustellen suchen.

Ja, er hatte eingewilligt, aber in in diesem unglückseligen Moment auch seine Ruhe eingebüßt. Mehr als einmal stand er im Begriff, dem Vater nachzueilen und seine ehrlose Schwäche zu widerrufen; in der Nacht, welche zwischen des Konsuls Abreise und seiner Heimkehr lag, schloß er kein Auge, berührte kein Bett. Er wiederholte sich Alles, was die Freunde ihm vernünftig vorgehalten, was sein eigenes zaghaftes Herz ihnen nachgesprochen. Ja, er sagte sich mehr, er wagte es, innere Gründe den äußern unterzuschieben, Cornelien anzuklagen, um sich selber zu entschuldigen.

„Ihr Stolz ist stärker als ihre Liebe," hieß es da. „Als ich im Glücke war, wies sie mich von sich, erst im Unglück kam sie mir entgegen; sie kann nicht für, nicht in einem Menschen leben, kann Vieles geben, Vieles seyn, aber nicht demüthig empfangen. Das tödtet die Liebenswürdigkeit der Frau und die Liebe des Mannes. Wie kindlich schmiegsam, wie weiblich zärtlich war Melanie, und wie hat sie mich beglückt! Cornelie ist als Erzieherin unschätzbar, als Gattin würde sie einem Manne drückend geworden seyn."

Alles das sagte sich der Mann, und mit alle dem konnte er nicht unrecht haben, sein Gewissen aber brachte er damit nicht zur Ruhe; es drängte immer ungestümer, und als am Abend der Vater mit der Nachricht von Corneliens Verschwinden zurückkehrte, brach ein Orkan in ihm los, mit einer

Gewalt, wie sie nur selten Naturen gleich der seinen, oder gewiß nur ein Einzigesmal in ihrem Leben erfahren.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Sklaven-Auktion.

(Fortsetzung.)

In Aller Gesichtern ließ sich der Ausdruck tiefer Bekümmerniß und Seelenangst wahrnehmen, Manche saßen mit stieren, auf den Boden gehefteten Blicken, gegen alles um sie her Vorgehende theilnahmlos da, und nur zuweilen sah man eine Thräne sich aus ihren Augen drängen: — doch nur verstohlen, denn die Aufseher waren nahe und duldeten solche Sentimentalität nicht. Die Kleidung der Sklaven war so mannigfaltig und grotesk als möglich, namentlich bei den Männern durchweg von den rohesten und gröbsten Stoffen, wie sie in den Neu-England Fabriken eigens für den Bedarf der Plantagen gefertigt werden. Die Uebereinstimmung bestand nur darin, daß Keinem irgend eins seiner Kleidungsstücke zu passen schien. Man ist geneigt, die Kostüme des „Neger-Minstrels“, wenn sie die Plantagen-Neger darstellen, für übertriebene Karrikaturen zu halten, doch in Wirklichkeit bleiben sie an phantastischer Abenteuerlichkeit noch hinter den Urbildern zurück. Die Kleider sitzen Allen so lose und schlotterig an, daß man meinen sollte, sie müßten sie abschütteln können, ohne nur die Hand aus den Taschen zu nehmen. Die Frauen, ihrem natürlichen Instinkt getreu, hatten fast sämmtlich irgend einen Putz zu erübrigen gesucht. Alle trugen turbanartig um den Kopf gewundene bunte Tücher und manche hatten noch einige Glasperlen oder bunte Bänder angebracht. Einige trugen auch Ohrringe und eine konnte sich sogar einer Halskette von gelben und blauen Perlen rühmen. Die Kleider der meisten waren von grobem blauen Drell, manche indessen auch von grellfarbig bedrucktem Kattun. Die kleineren Kinder und Säuglinge waren meistens sorgfältiger und gefälliger gekleidet, als die älteren; einige trugen recht niedliche, mit einem Streifen rothen Tuches besetzte Jäckchen.

Die Sklaven waren schon 4 bis 6 Tage vor der Versteigerung an Ort und Stelle, damit die Kauflustigen sie besichtigen und ihre Auswahl treffen konnten. Und in der That waren während dieser Tage die Schuppen gedrängt voll von Besuchern, darunter viele Spekulanten, die sich einen Vorrath zum Wiederverkauf einlegen wollten. Die Neger wurden mit so wenig Gêne untersucht, als ob es eben so viele Pferde gewesen wären. Man öffnete ihnen den Mund, um ihre Zähne zu sehen, kniff sie in Arme und Beine, um die Stärke ihrer Muskeln zu prüfen, ließ sie auf- und abgehen, um zu sehen ob sie nicht vielleicht lahm seyen, ließ sie sich nach allen Richtungen bücken, biegen und wenden, um zu ermitteln, ob sie irgend einen Bruch, eine Wunde und dergleichen hätten und zum Ueberfluß richtete man an sie selbst noch eine Menge Fragen über ihre Fähigkeiten und Fertigkeiten. Alle diese Demüthigungen ertrugen sie ohne Murren und wenn ihnen die äußere Erscheinung des Käufers gefiel, sogar mit großer Bereitwilligkeit, in der Hoffnung, einen guten Herrn zu bekommen. Hier eine einzelne Scene als Beispiel für Hunderte von ähnlichen.

„Elias“, dem Katalog zufolge Nr. 5, hatte an einem ältlichen Manne von wohlwollendem Gesichtsausdrucke Gefallen gefunden und suchte ihn zu überreden, daß er ihn sammt Frau und zwei Kindern (Numer 6, 7 und 8) kaufen möge. Doch an das Herz und die menschlichen Gefühle des Mannes zu appelliren, daran konnte der arme Teufel nicht denken, seine ganze Hoffnung beruhte darauf, ihn zu überzeugen, daß die Muskeln und Knochen ihren Preis werth seyen. „Schaut's her, Herr; bin ein exzellenter Reispflanzer; könnt keinen bessern finden; bin noch gar nicht alt, kann mehr schaffen, wie je; kann auch ein Bischen zimmern, kauft mich doch ja, guter Herr; will euch ein guter Knecht seyn. Und da, die Molly, meine Frau; tüchtiges Weib; schafft beinahe so viel wie ich. Da tritt her, Molly, zeig' dich dem Herrn!“ — Molly tritt mit über die Brust gekreuzten Händen heran, macht einen kurzen plötzlichen Knicks, wie es den Negerinnen eigenthümlich ist und schaut den wohlwollenden Mann mit stummem Flehen an. Elias ist unermüdlich in seinen Anpreisungen: „Zeig' dem Herrn Deinen Arm, Molly — prächtiger Arm das, lieber Herr; kann furchtbar schaffen damit; zeig' dem guten Herrn Deine Zähne, Molly; — da schaut's her, Herr, alle Zähne in Ordnung, alle fest und gesund; sie ist noch ganz jung. Komm her, Du, Israel, Junge spazier' herum, daß der Herr sehen kann, wie flink Du bist.“ Dann, auf sein dreijähriges Mädchen zeigend, die sich ängstlich an ihrer Mutter Schürze klammert und an ihrem fetten Händchen saugt: „Kleine Vandy ist noch ein Kind, wird noch ein Allerwelts-Mädel werden. Bitte, lieber Herr kauft uns; macht ein gutes Geschäft mit uns“ u. s. w. Doch der wohlwollende Mann fand, daß er eine andere Numer des Katalogs etwas wohlfeiler bekommen konnte und so war die Beredtsamkeit von Nr. 5 vergebens. — Aehnliche Auftritte ereigneten sich auf allen Seiten: hier Eltern, welche die Kraft und Geschicklichkeit ihrer Kinder anpriesen und alle Muskeln und Sehnen aufwiesen nicht in

verzeihlichem Elternstolze, sondern um sie dem Menschenkäufer um so begehrenswerther zu machen; dort wieder Kinder, welche die Schwäche und das Alter ihrer Eltern entschuldigten, um sie verkäuflicher zu machen und ihnen gute Herren zu verschaffen. Die Frauen redeten Niemanden aus freien Stücken an, sondern antworteten nur, wenn sie gefragt wurden. Und nicht eine von ihnen hörte ich auch nur mit einem unzarten oder unweiblichen Worte auf die rohen Fragen antworten, die an sie gerichtet wurden; ihr Benehmen war so sittsam und anstandsvoll, als gehörten sie den besten Gesellschaftsklassen an.

Unter den Besuchern der Ausstellung ward auch die Frage der Wiedereröffnung des afrikanischen Sklavenhandels häufig besprochen und fast Alle sprachen sich mit wahrer Begeisterung für diese schöne Idee aus. Namentlich war da ein rothnasiger Major, oder General, oder Korporal — denn mit diesen militärischen Bezeichnungen nimmt man's im Süden nicht so genau, und es thut's die eine so gut wie die andere — der seine Bemerkungen mit den nachdrucksvollen Worten schloß: „Binnen drei Jahren müssen wir alle Nigger aus Afrika hier haben, — 's dürfen, Gott straf mich, nicht genug zur Aussaat drüben bleiben.“

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Den Londoner Illustrated News schreibt ein Korrespondent über die Behandlung der österreichischen Gefangenen in Frankreich: Ich komme eben von einer Reise durch Tours, Blois und Nantes zurück, wo ich österreichische Gefangene zu sehen und zu sprechen Gelegenheit hatte, die sich — wie ich sagen muß — in einer verhältnißmäßig vortrefflichen Lage befanden. Die meisten sah ich in Nantes; es waren aber fast nur gemeine Soldaten, deren Jugend mir großes Mitleiden einflößte, wenn ich bedachte, welche harte Lebensschule sie schon durchmachen mußten. Man sah sie in der ganzen Stadt herumgehen, ihr deutsches Pfeifchen rauchend, und vor den Läden stehen, immer bemüht, sich in der ungewohnten Sprache verständlich zu machen. In dem Hof der großen Kaserne bei der Kathedrale sah ich österreichische Soldaten mit französischen Arm in Arm plaudernd auf und ab gehen. Die meisten Offiziere traf ich in Tours. Im Hotel de la Galère, wo ich abstieg, wohnten 30 dieser Herren, sehr liebenswürdige und gebildete Leute, welche sich unendlich freuten, wieder einmal ihr geliebtes Deutsch sprechen zu können. Der Kaiser Napoleon, von dem sie mit vieler Achtung sprechen, hat sehr reichlich für sie gesorgt, indem Jeder von ihnen einen monatlichen Sold von 100 Fr. aus dem kaiserlichen Schatz erhält. Der Besitzer des Hotels gibt ihnen ein Zimmer, zwei Mahlzeiten täglich, und eine Flasche Wein zu 70 Fr. monatlich, und so bleiben ihnen noch 30 Fr. als Taschengeld. Zwei dieser Herren begleitete ich bei ihrem Abendspaziergang auf der Loirebrücke, wo ich zu meiner Freude sah, daß die unglücklichen Oesterreicher von Jedermann achtungsvoll gegrüßt wurden.

Man schreibt aus Berlin: In das hiesige St. Johannisstift, eine Anstalt der innern Mission nach dem Muster des rauhen Hauses, trat dieser Tage eine fremde Dame. Dem sie herumführenden Manne gab sie, im Begriff wegzugehen, 5 Thlr., fragte aber, ob die Anstalt reichlichere Unterstützung bedürfe. Auf die bejahende Antwort legte sie einen Schein von 2500 Thalern auf den Tisch. Dann fragte sie, ob man auch wohl mehr annehmen werde, und fügte auf bejahende Antwort nochmals 2500 Thaler hinzu. Auf die Frage nach ihrem Namen erklärte sie: das thue nichts zur Sache und entfernte sich still. Man weiß nicht, wer sie war. In Ostpreußen hatte ein Mennonit in der Zeitung von dem Johannisstift gelesen. Er schrieb mit Bleistift neben den Artikel: „1000 Thaler für das Johannisstift.“ Bald darauf starb der Mann. Die Erben fanden das Blatt, erkannten diese Bleistiftnotiz als testamentarische Verfügung an und zahlten die 1000 Thaler aus.

Unlängst fand in Berlin der „Voss. Ztg.“ zufolge in dem Dampfwellenbade des Hrn. Schmidt hinter dem Bellevuegarten bei Moabit eine Schwimmfahrt von Damen statt. Ein sehr zahlreiches und gewähltes Damenpublikum hatte sich zu dieser Festlichkeit in dem Badelokale eingefunden und folgte dem Wettschwimmen, an welchem sich 33 Damen und unter diesen ganz vorzügliche Schwimmerinnen betheiligt hatten, mit großem Interesse. Den besten Schwimmerinnen wurden Ehrenpreise zuerkannt und ein gemeinschaftliches Dejeuner machte den Beschluß des Festes.

Gegenwärtig befinden sich zu Karlsbad in Böhmen mehrere österreichische Offiziere, welche im italienischen Kriege zwar von den Kugeln, Säbeln und Bajonneten ihrer Feinde verschont geblieben sind, dafür aber ganz eigenthümliche Bißwunden aufzuweisen haben. Die katzenartige Kriegführung der Zuaven scheint sich also zu bestätigen.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 194 Dienstag, 16. August 1859.

Eine Gouvernante.

(Fortsetzung.)

„Sie ist todt und ich bin ihr Mörder;" rief Edmund verzweifelnd im ersten Augenblick. — „Nicht doch, liebster Freund," sagte der Konsul, „auf dieser Tour pflegt man keine Reisetasche mitzunehmen. Nur eine kleine Geduld und wir werden ihre Spur gefunden haben und unsere Unterhandlungen wieder aufnehmen können." — „Unsere Unterhandlungen!" fuhr Edmund auf; „Ihre Beleidigungen, wollen Sie sagen. Was haben Sie ihr gesagt, ihr geboten?" — „Beruhigen Sie sich doch!" erwiderte Herr Eschenbach mit einem ängstlichen Blick auf seine Frau, die Zeugin dieser Scene war und deren Züge eine Nervenkatastrophe verkündeten. „Beruhigen Sie sich doch. Zum Anbieten sind wir gar nicht mit einander gekommen, und gesagt habe ich nichts, als was wir mit einander verabredet haben." — „Mein Gott, welche Scene um eine — —", schluchzte Frau Eschenbach unter krampfhaften Zuckungen.

Das unterdrückte Wort brachte die Wuth des jungen Mannes zum vollsten Ausbruch. „Um ein Herz," schrie er auf, „dessen Größe und Reinheit Sie nicht begreifen, ein Herz, das ich schnöde mit Füßen getreten habe und das Sie wie mich verachten muß — den Treulosen, Muthlosen, Ehrlosen, der feige vor einem Schicksal zurück bebte, zu dessen Trägerin sie sich großmüthig erboten und das sie mit starker Seele getragen haben würde! Und von solch einer Seele verachtet zu seyn! Ja, sie lebt, sie lebt! Um einen Nichtswürdigen stirbt eine Cornelie nicht! Aber sie soll sich getäuscht haben, sie soll erfahren, daß, wenn ich ihrer Achtung nicht würdig war, ich ihrer Liebe würdig zu werden vermochte. Unser Uebereinkommen gilt nicht, Herr Eschenbach. Ich verlasse noch in dieser Stunde ein Haus, unter dessen Dache das edelste Wesen nicht geduldet, unter dessen Einflusse ein schwacher Mensch zu einem ehrlosen gestempelt wurde."

„Nach Ihrem Belieben, mein Bester," erwiderte Herr Eschenbach äußerst ruhig. „Von ewiger Dauer wird ja unser Lebewohl nicht seyn, da Sie Ihre Kinder nicht die Sünden ihres mütterlichen Hauses entgelten lassen und ihnen, wie diesem Ihre Gegenwart entziehen werden." — „Die Kinder werden mit ihrem Vater gehen und bleiben, wo ihr Vater bleibt." — „Ich denke doch, daß der Großvater in dieser Angelegenheit ein Wort mitzureden haben wird." — „Keineswegs. Die Kinder sind mein und sollen mein Schicksal theilen. Sey dieses Schicksal, welches es wolle, Eines werden sie lernen, was ihnen in Ihrem Hause nicht gelehrt werden konnte: sie sollen ihren Vater achten lernen."

Und ohne sich an die Ohnmacht seiner Schwiegermutter, ohne sich weiter an die Einwände und Drohungen seines Schwiegervaters zu kehren, verließ Edmund Wolfram mit seinen Kindern noch am selbigen Abend das elterliche Haus, übernachtete im ersten, besten Gasthof und kehrte am nächsten Tage nach Rosenhain zurück, aber nicht ohne vorher alle erdenkliche Schritte gethan zu haben, um eine Spur seiner Verschwundenen aufzufinden. Er schrieb an ihre Freunde in der Schweiz, an die Verwandte nach Rußland, nach beiden Seiten hin Einlagen an Cornelien beifügend. Wir wollen das Schlußwort einer dieser Einlagen folgen lassen, da es den Zustand der Aufregung kennzeichnet, in welchem der Arme sich befand. „Kehren Sie zurück, Cornelie," so schrieb er, „oder nein, gestatten Sie mir, zu Ihnen zurückzukehren. Aber löschen Sie das Brandmal der Schande, das ich selber meiner Stirne aufgedrückt. Ich kann nicht leben, wenn Sie mich verachten."

4.

Der Erzähler dieses Familienkonflikts hat die doppelte erfreuliche, weil so seltene Gelegenheit, zu berichten, daß jene leidenschaftliche Aufregung seines Helden nicht wie gewöhnlich verwehte, nach Stunden, Tagen oder Wochen, ohne eine Spur zu hinterlassen, sondern daß sie, wie die gewaltsamen Kuren des Leibes, die Natur zur Selbsthülfe aufreizend, wirklich die Krisis für ein neues Leben wurde. Wäre es uns nicht versagt, dem Gange dieser Wandlung

Schritt für Schritt zu folgen, wir würden freilich manchen Rückfall, manche unlautere Quelle zu vermerken haben, aus welcher der versiegende Wille neue Kräfte sog. Nicht die Liebe zu Cornelien allein, nicht der Schmerz über ihren Verlust, die Scham, von der einzigen Frau, vielleicht dem einzigen Menschen, der ihm bis heute Hochachtung abgenöthigt, geringgeschätzt zu werden, und das Verlangen, eines Tages mit würdigem Stolze unter ihre Augen treten zu können, nicht bloß der Reiz des Guten und Tüchtigen an sich mögen der Sporn seiner angestrengten, selbstüberwindenden Thätigkeit geworden seyn. Widerwille, Widerspruch gegen den Geist des Eschenbachschen Hauses, der ihn, wie er meinte, in diese Tiefe der Selbsterniedrigung gestürzt, waren nicht minder ein rastlos ätzender Stachel. Der Quell jedweden Heroismus ist selten ein ungetrübt reiner; in unmerklich geschiedenen Strömungen treiben Liebe und Haß den Helden auf seiner Bahn. Und einen Helden dürfen wir den Mann wohl nennen; denn wer dahin gelangt, über die erste Jugend hinaus, ohne den Zwang äußerster Nothwendigkeit mit seiner natürlichen Anlage, seiner gesammten bisherigen Existenz, mit Wohlleben und bequemen Gewohnheiten zu brechen, der ist ein Ueberwinder, dessen Beispiel uns ermuthigen kann.

Edmund Wolfram führte die Entschließungen aus, deren Keim Cornelie gelegt und die er in Zorn und Verzweiflung gegen seine Schwiegereltern ausgesprochen. Er verschmähte jede Unterstützung und hielt seine Kinder fest in seiner Nähe. Mit seinem Landhause entäußerte er sich alles Ueberflüssigen, ja alles Entbehrlichen in seiner Umgebung, übernahm in entfernter Gegend eine kleine Pachtung und vertauschte dieselbe gegen eine größere, als nach Beendigung des Konkurses, über das brüderliche Vermögen ein bescheidener Theil seines Erbes für ihn übrig blieb und er Geschmack an der Arbeit und Kraft für dieselbe in sich gewachsen fühlte. Die ländliche Thätigkeit, weil der Natur am angemessensten, übt ja vor allen andern einen Einfluß, dem sich auch dieser Mann von Tag zu Tage weniger zu entziehen vermochte. Die Langeweile schwand vor der körperlichen Ermüdung, die selbstvernichtende Grübelei vor praktischen Berechnungen und Ausführungen, die Süßigkeit des Nichtthuns vor der Freude an Erfolg und Lohn, und wie Hände und Wangen sich bräunten, die schmächtige Gestalt an Kraft und Breite zunahm, so wurde er im Laufe der Jahre zu einem sich selbst besitzenden, sich selbst achtenden und diese Achtung unter allen Verhältnissen von Andern fordernden Manne.

Von Cornelien hatte er niemals wieder etwas gehört; die Antworten auf seine wiederholten Anfragen in Rußland und der Schweiz sagten ihm, daß sie sich nach keiner dieser Gegenden gewendet. Bei einer Reise in ihre Heimath, welche er noch im nämlichen Sommer unternahm, zeigten ihm ihre Freunde unverholen die letzten Briefe von ihrer Hand, überraschender Weise aus der Residenz und von demselben Tage datirt, an welchem er selber dort ihre Spur so eifrig verfolgt hatte. Nach einer einfachen Erwähnung, daß ihre Stellung im Wolframschen Hause unhaltbar geworden, sagte sie, sie habe ihre früheren nordischen Plane aufgegeben, da sie anderweitig ein zusagendes Unterkommen zu finden hoffe. Nichts Näheres, jede fernere Nachforschung vergeblich; Cornelie war verschwunden, oder wollte es seyn, mindestens für ihn. Mit diesem niederschlagenden Resultat, aber aus dem Munde nahe und fernstehender Heimathgenossen, mit der Bestätigung alles Guten und Schätzenswerthen, das er in ihrer Natur geahnt und erkannt, kehrte er zurück und ging an seine neue Aufgabe mit dem Vornehmen, durch verdoppelte Liebe, durch wahre, ernste, fördernde Liebe seine Kinder für den Verlust einer Mutter wie Cornelie zu entschädigen.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Sklaven-Auktion.

(Schluß.)

Die Versteigerung selbst ging in einem großen, auf einer Seite, nach der Rennbahn zu, offenen Raum vor sich, der mit dem Sklavenpferch durch zwei große Thüren in Verbindung stand. In der Mitte war eine kleine, dritthalb Fuß hohe Bühne errichtet, auf welcher die Schreiber an ihren Pulten saßen und der Auktionär die zu verkaufenden Waaren vorführte. Ein großer, wohlbeleibter Mann mit branntweingeröthetem Gesicht besteigt die Bühne, verliest die Verkaufsbedingungen (ein Drittel baare Anzahlung, zwei Drittel binnen zwei Jahren abzutragen und durch Hypothek oder Wechsel zu sichern) und beginnt die Versteigerung. Die anwesenden Käufer, etwa 200 an der Zahl, drängen sich dichter um die Bühne, während die Neger, die weiter hinten auf dem Katalog stehen und fürerst nicht gebraucht werden, sich im Hintergrund in trübseligen Gruppen sammeln, um dem Verlauf der Auktion zuzusehen, an dem sie selbst ein so trauriges Interesse haben. Der Wind heult draußen, ein kalter Regen dringt durch die offene Seite des Saales herein, so daß der Schnapswirth in der Ecke ein gutes Geschäft macht, die Käufer stecken sich frische Cigarren an, nehmen den Katalog und ihre Bleistifte zur Hand, und das erste „Gebinde" der zweibeinigen Waare wird von einem fetten Mulatten — selbst ein Sklave — auf die Bühne geführt. Es besteht

aus vier Numern: „1. George, alt 27 Jahre, vorzüglicher Baumwollenpflanzer; 2. Susanne, alt 26 Jahre, ditto Reispflanzerin; 3. George, alt 6 Jahre; 4. Harry, alt 2 Jahre. Geboten wird per Stück und dann das Höchstgebot mit Zahl der Numern im „Gebinde" multiplizirt. So wird vorstehendes „Lot" zu 620 Doll. per Stück, insgesammt also für 2480 Doll. zugeschlagen.

Alle möglichen Typen der Sklavenhalter-Aristokratie des Südens sind unter den Bietern vertreten. Da ist der flotte junge Mann aus Georgia, seine Hosen in die Stiefeln gesteckt, die Sammtmütze verwegen auf der einen Seite herabgezogen, den Mund voll Kautabak, den er von einem einer schmierigen Wagendeichsel ähnlichen Stück abbeißt; — aus der Brusttasche oder dem Gürtel schaut die Pistole oder das hirschfänger-ähnliche Bowiemesser hervor. Daneben schleicht ein fromm aussehender weißhaariger Mensch mit goldener Brille und weißem Halstuch, in seiner äußeren Erscheinung einem Traktätchenvertheiler oder frommen Kollektensammler ähnlich; leise gleitet er umher, drängt sich vorzüglich an die Weiber und richtet an sie so schamlos freche Fragen, daß den, der sie zufällig hört, die Lust anwandelt, dem weißhaarigen Sünder einen Denkzettel für's ganze Leben zu verabfolgen. Dann wieder alle Varietäten des hinterwäldlerischen Raufbolds, die in dem Maße lauter und zügelloser werden, als sie dem Schenktische zusprechen. Wer erinnert sich nicht aus Onkel Tom des Sklavenhändlers Legree? Daß diese Figur in Nichts übertrieben ist, dafür kann man hier Belege in Fülle erhalten. Eine Gruppe unterhält sich über die wichtige Frage, wie man widerspenstige Neger zu behandeln hat. Die einen empfehlen die Peitsche, andere das Brandmarken mit glühenden Eisen, wieder andere verschiedene andere Foltern. Endlich bricht ein großer, brutal aussehender Mensch, der sich bisher nur durch ein beifälliges Nicken zu den grausamsten Vorschlägen an der Unterhaltung betheiligt hat, sein Schweigen: Ihr könnt sagen, was ihr wollt, ich bin selber Niggertreiber und habe meine Erfahrung. Einen ordinären Nigger kann man ebenfalls mit der Peitsche und hin und wieder mit einem heißen Eisen mürbe machen, aber wenn sich ein Nigger wirklich gegen mich setzt, da hört der Spaß auf; da lange ich mein Pistol und schieße ihn auf dem Fleck todt; und das ist die einzige Art, wie man mit dem Halunken fertig werden kann. — Und manche von den Zuhörern nicken mit weisem Einverständniß ihren Beifall zu dieser bestialischen Aeußerung.

Mittlerweile nahm die Auktion ihren Fortgang und der muntere und joviale Auktionator brachte durch seine Späße und Witze immer wieder Leben und Bewegung unter die Menge, wenn es mit dem Bieten einigermaßen flau gehen wollte. Der Gesichtsausdruck der zum Verkauf auf die Bühne gestellten Neger war fast durchweg derselbe: peinliche Angst und Bekümmerniß, die deutlichen Merkmale zerstörten Lebensglücks und gebrochener Herzen. Unter den Frauen waren manche, die erst seit einigen Tagen entbunden waren: manche waren so freundlich gewesen, nachdem sie schon in den Katalog eingeschrieben waren. Man rechnet, daß ein neugebornes Sklavenkind seinem Herrn 100 Doll. werth ist und von da bis zu seinem 16. oder 17. Jahre, in welchem Alter die Sklaven am werthvollsten sind, alljährlich um 100 Doll. im Werthe steigt.

Und so ging der große Auktionsverkauf zwei ganze Tage lang fort. Sieben Stück von den im Kataloge angeführten 436 waren durch Krankheit verhindert worden, zu kommen; der Erlös der übrigen 429, worunter einige 30 Säuglinge, war 303,850 Doll. Der höchste Preis wurde erzielt für Sally Walker und ihre fünf Kinder, die meisten schon herangewachsen waren, nämlich 6180 Doll. Der höchste Preis, der für einen einzelnen Mann bezahlt wurde, war 1750 Doll., und das war für William, der im Katalog als ein geschickter Zimmermann und Kalfaterer bezeichnet war. Der höchste Preis für ein Frauenzimmer war 1250 Doll., es war für Johanne, Baumwollepflückerin und Hausmädchen. Der niedrigste Preis ward gezahlt für ein grauhaariges Ehepaar, Anson und Violet, jedes von beiden über 50 Jahre alt. Sie wurden für 250 Doll. per Stück zugeschlagen.

Als die Auktion vorüber war und die Sklaven abgeführt wurden, sah man sie vor der Thür sich um einen elegant gekleideten Mann drängen, der zwei Leinwandsäcke mit den blitzenden neugeprägten Vierteldollarstücken neben hatte. Das war Herr Pierce M. Butler. Um die von ihm verkauften Menschen für ihre gebrochenen Herzen und ihre zertrümmerten Hoffnungen zu trösten, schenkte er Jedem von ihnen — man staune über solchen Edelsinn! — einen Dollar in blankem Silber. . . .

Als die letzte Numer des Katalogs von der Bühne herabtrat, hörte es zum Erstenmale seit vier Tagen zu regnen auf, die Wolken zertheilten sich und das warme helle Sonnenlicht drang hindurch. Die meisten der armen Sklaven waren bereits fortgeführt und jetzt folgten auch die Letzten ihren neuen Gebietern. Kein Bahnzug, kein Dampfboot verließ an jenem Abend die Stadt ohne eine Ladung dieser Unglücklichen, deren ganzes Verbrechen darin besteht, daß sie nicht stark und nicht klug genug sind. Die Sterne aber schienen so hell und heiter über all das Weh, und die blühenden Obstbäume verbreiteten ihre süßen Düfte durch die laue Abendluft, und eine so innige, wonnevolle Ruhe war über die ganze Natur gebreitet, als ob niemals der Mensch durch seine Grausamkeit und seine Verbrechen die

Pracht und Herlichkeit dieser schönen Erde verunziert hätte.

Mannigfaltigkeiten.

Eine interessante Episode aus der Geschichte der Schlacht bei Minden, deren hundertster Jahrestag so eben gefeiert worden, ist die Begebenheit mit Heinrich Lohrmann von der Fischerstadt in Minden. Am 9. Juli hatte der Graf von Broglio die Festung Minden durch einen Handstreich genommen, und der Marschall Contades hatte denn am 15. ein Lager zwischen den Dörfern Aulhausen, Haddenhausen und Hummelbeck bezogen, während das Korps des Herzogs von Brissac sich in der Gegend zwischen Herford und Gohfeld befand. Am 29. Juli verlangte nun der Marschall Contades von dem Bürgermeister Schrader in Minden einen zuverlässigen und kräftigen Mann, der als Bote nach Herford, zum Herzoge von Brissac, gehen könne, Schrader wählte den Lohrmann. Dieser war als Schiffsjunge in früher Jugend nach Bremen gekommen, hatte als Matrose und Steuermann bedeutende Seereisen gemacht, sich dann als Bürger in seiner Vaterstadt niedergelassen und sprach gut Französisch und Englisch. Contades war mit der Wahl des Lohrmann zufrieden, und da er glaubte, daß Lohrmann nur sein westphälisches Plattdeutsch verstände, so ließ er ihm durch einen Dolmetscher begreiflich machen, daß er zum Herzoge von Brissac ein Paar Schuhe bringen solle, damit nach deren Muster die 2000 von der Stadt Herford zu liefernden Soldatenschuhe angefertigt würden. Lohrmann versprach, dieses zu thun, hatte aber gleichzeitig aus der französischen Unterhaltung der Herren gehört, daß es sich um etwas ganz Anderes als um ein Paar Soldatenschuhe handelte. Er hatte daher sehr bald bei sich seinen Entschluß gefaßt, von dem ihn die Drohung, man werde an seiner Frau und seinen Kindern Rache nehmen, wenn er die Sache nicht gut bestelle, nicht abbringen konnte. Nach einer halben Stunde stand er reisefertig da; ein Brodwagen, der nach Aulhausen fuhr, sollte ihn bis dahin mitnehmen, und als Lohrmann denselben bestieg, rief ihm der Bürgermeister zu: „Jost Hinneck, Jost Hinneck, süh tau, wat du daist!“ worauf dieser ihm zurief: „Herr Börgermester, ick weet, wat ick dohe!“ Als er an die Porta kam, nahm er nicht seinen Weg nach Herford zu, sondern wandte sich rechts, erkletterte das Gebirge, eilte hinter Eickhorst auf dem Kamme hin, watete durch Sumpf und Moor nach Hille und kam hier bald nach Mittag an. Dort war der Herzog von Braunschweig kurz vorher eingerückt. Lohrmann wurde nach einigem Zögern vor ihn gelassen und sprach die Vermuthung aus, daß in den Schuhen eine wichtige Nachricht stecken müsse. Bei genauer Durchsuchung fanden sich denn auch wirklich zwischen den Sohlen Papiere von der größten Wichtigkeit. Contades befahl in denselben dem Herzoge von Brissac, daß er am 1. August den Erbprinzen von Braunschweig angreifen solle, während er selbst dem Herzoge Ferdinand bei Minden eine Schlacht liefern werde. So war also der Schlachtplan in den Händen des Herzogs. Nachdem man Abschrift von den Papieren genommen hatte, wurde Alles wieder wohlverpackt, und Lohrmann brach nun nach Herford auf, wo er bei anbrechender Dunkelheit ankam. Er übergab die Schuhe dem Herzoge von Brissac, blieb aber wohlweislich so lange in Herford, bis die Franzosen aus Minden waren.

Ein Ersatzmittel für den Suez-Kanal schlägt der französische Ingenieur Bretonnière in Gestalt einer Eisenbahn mit fünf Geleisen vor, auf welcher die Schiffe mittels Dampfmaschinen in Wasserbehälter gehoben und mit diesen über die Landenge transportirt werden sollen. Die Wasserbehälter sollen dazu dienen, die beladenen Schiffe in ihren Fugen zu halten, weil sie ohne dieses durch die Erschütterung leicht Noth leiden könnten. Er glaubt, daß eine Dampfmaschine von 800 Pferdekraft in jedem der beiderseitigen Häfen zur Hebung größerer Seeschiffe von 600 Tonnen auf die Eisenbahn, und 30 Wagen mit 5 Lokomotiven zum Weitertransport genügen würden. Die Kosten dieses Projekts schlägt Bretonnière auf 58 Millionen Frks. an, während der Kanal 300 Millionen kosten würde.

Die 20. Liste der Beträge zur Errichtung eines Denkmals für Friedrich List in Reutlingen weist eine Gesammtsumme von 12,468 fl. nach. Unter den letzten Spenden ist die stärkste mit 428 fl. 10 kr. aus Leipzig. Das Komite fügt dieser Liste die Bemerkung bei, daß in Wien, wo in den letzten Monaten gegen 600 fl. österr. Währung gezeichnet wurden, die Sammlung wieder mit Energie aufgenommen worden ist, daß der Künstler schon seit Monaten an dem Denkmal selbst arbeitet, und daß dasselbe spätestens innerhalb zwei Jahren aufgestellt und enthüllt werden kann.

In Berlin werden jetzt falsche Panama-Hüte aus gepreßtem Papier verfertigt, welche sogar die Wasserprobe bestehen. Die Hüte kosten Stück für Stück 15 Silbergroschen.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung.“

№ 195 Mittwoch, 17. August 1859.

Eine Gouvernante.

(Fortsetzung.)

Edmunds Kinder erhielten keine neue Erzieherin; Schullehrer und Prediger des Dorfes unterrichteten, eine derbe, ehrliche Bäuerin pflegte, des Vaters Auge überwachte sie. Im Uebrigen nahmen sie den nur in gekünstelten Verhältnissen bedenklichen Lauf gesunder Naturen, sich frei aus ihrem Wesen heraus zu entwickeln. Aber wie möchten wir das Entsetzen der armen Großmutter und ihrer Zofe beschreiben, als nach Jahresfrist — denn bis dahin hatte der Vater allen Verlockungen und Drohungen der reichen Großeltern widerstanden — während eines kurzen Besuches in dem vornehmen Hause die rohe Entwickelung und bäurische Verwilderung ihrer Enkel und Erben vor ihre Augen traten! War es zu glauben, daß diese gebräunten, abgehärteten, tobenden, kletternden, unerschrockenen Pächterskinder Sprossen der zarten Melanie und des weichherzigen Edmund seyen, von der Wiege an in Spitzen und Seide gehüllt, vor jedem Lufthauche, vor jeder unsanften Berührung geschützt.

Der Konsul hatte während dieses Besuches manche schwere Stunde mit seiner Gemahlin zu bestehen, ja selbst der Vorwurf, auf welchen er am wenigsten gezählt, wurde ihm nicht erspart. Wäre nicht, so hieß es, einer solchen Entartung gegenüber der Einfluß jeder gebildeten Erzieherin, ja selbst der einer Stiefmutter eine Wohlthat gewesen? Und war der unglückselige Großvater nicht als der Urheber alles gegenwärtigen Unheils anzusehen, indem er auf unverantwortlich schonungslose, Allen verderbliche Weise das Verhältniß zu einer Person gelöst, die sich als eine tüchtige Natur gezeigt, ja nach dem uneigennützigen Aufgeben eines ihr wünschenswerthen Verhältnisses als schätzbarer Charakter bewährt hatte? Diesen, wie ähnlichen Klagen und Anklagen konnte der arme Herr Eschenbach nur sein gewohntes ehemännisches Ergebungssystem gegenüberstellen; die Kinder aber verweilten nicht lange genug, als daß bei diesem, oder bei späteren Besuchen eine verhätschelnde Reaktion in ihrer Erziehung hätte eintreten können, und etwaige kleine störende Anhängsel, welche sie aus der Residenz auf den Pachthof hinübertrugen, verlöschte gar bald die ausgleichende, anziehende Macht der Natur. Die Geschöpfe einer überreifen Kultur verkümmern wohl zu Zeiten, wenn ihnen ein äußerer Wechsel aufgenöthigt wird, in Anstalten, Schulen, Gemeinschaften aller Art, in welchen nur ein Zustand der Unnatur den andern ablöst, während sie in ländlicher Freiheit, wenn diese auch noch so sehr ihren Gewohnheiten widerstrebt, sich jederzeit ausheilen werden. Wie viel mehr nun aber fallen wir in das Natürliche zurück, wenn dasselbe unser Lebensprinzip gewesen, oder geworden ist! Der junge Gardist sehnt sich aus seiner palastartigen Kaserne, von der Wache vor dem Königsschlosse, aus den Verlockungen der Hauptstadt und den Tausenden von Kameraden zurück unter das Strohdach seiner väterlichen Hütte; mit Jubel vertauscht er den Tressenrock mit dem Leinenkittel, trabt pfeifend und singend, wenn auch als Knecht, hinter dem heimischen Ochsengespann, während er seufzend im Parademarsch auf und niederschwenkte. Und wehe der Zukunft eines Volkes, wenn dem eines Tages nicht mehr so seyn sollte!

Die Kinder verschmerzten bei Milch und Brod gar bald die Eschenbach'schen Leckerbissen und vergaßen die Gliederpuppen und Bleisoldaten der Residenz zwischen den Kälbern und Füllen des väterlichen Hofes; ihre unglückliche Großmutter aber fühlte eine seltsame Operation in ihrer Seele vor sich gehen, seitdem sie zum Erstenmal im Leben auf einen wirklichen Widerstand gestoßen war. Frauen, man weiß es, sind noch schlechtere Meß- als Rechenkünstler; sie sehen das Große klein, in dem Sterne ein Licht, und umgekehrt. Diese Eigenschaft aber, die so liebenswürdig ist, wenn sie sich, wie bei Kindern, mit einem heitern, phantasievollen Sinne paart, wird zum Dorn des häuslichen Lebens in einem grämlich reizbaren Gemüth, das aus dem Staubkorn eine Alp, aus der Mücke einen Elephanten macht.

Auch unsere Matrone hatte durch diesen optimistischen Mangel lebenslang sich wie andere ge-

quält und selbst der schwerste Schicksalsschlag sie nur zeitweise von demselben zu heilen vermocht. Wenige Wochen nach dem Tode des einzigen Kindes, und sie trieb sich und richtete sich momentan empor an denselben Kleinigkeiten wie bisher. Das Unglück verändert die Natur eines schwächlichen Menschen nur selten, sobald es nicht Noth und aufstachelnden Mangel in sich schließt. Diese Noth aber, diesen Mangel lernte die reiche Dame jetzt kennen; sie hatte einen Wunsch, ein Verlangen, ein an sich gewiß gerechtfertigtes Verlangen, und es scheiterte an dem Willen eines Menschen, eines armen, gedemüthigten Mannes, der ihr bis dahin als ein Schwächling erschienen. Daß Wolfram ihr hartnäckig die Kinder verweigerte, welche er nur mit Mühe und Anstrengung, in eine völlig ungewohnte Lebensweise versetzte, erhalten konnte, das brachte seine Schwiegermutter anfänglich zur Verzweiflung und an den Rand des Grabes, wie sie selbst wenigstens meinte, dann aber zum Nachdenken und schließlich zu einer gerechteren Würdigung der Menschen und Dinge.

Auch dieser Prozeß ging natürlich nur langsam und nicht ohne Rückfälle von statten, wie der der äußerlichen und innerlichen Erhebung Wolframs. Es verflossen Jahre über demselben, und lange nachher, als ihr der Vater ihrer Enkel im Stillen eine gewisse Hochachtung abgenöthigt, konnte sie sich noch nicht entschließen, ihm die Hand zur Versöhnung unter einer andern als der alten Bedingung des Ueberlassens der Kinder zu bieten. Sie sah ihn nie, sie schrieb ihm nie, der Ton in ihres Mannes Briefen aber begann sich nach und nach aus einem rein geschäftlichen in einen herzlichern umzuwandeln, in welchem Wolfram den mütterlichen Einfluß nicht verkennen konnte, und so war er eines Tags auch nicht allzusehr erstaunt, den Konsul mit zutraulicher Begrüßung und freudestrahlendem Angesicht zum Erstenmal wieder in sein Haus treten zu sehen.

Edmund Wolfram lebte damals als Pächter einer nicht unbedeutenden Domäne in einer nördlichen Provinz in einfachen, aber gemächlichen Verhältnissen. Er stand in der Mitte der Dreißigen, und jetzt in seiner kräftigsten Entwickelung erkannte man erst, daß und welch ein schöner Mann er war. Schon seit Jahr und Tag beschäftigte ihn die Erziehung seiner Kinder von Neuem, wenn auch in anderer Weise, als da wir seine erste Bekanntschaft gemacht; denn er durfte sich der Ueberzeugung nicht verschließen, daß der ländliche Unterricht seinen Kindern nicht länger genügen konnte.

Zwar ging sein gegenwärtiger Pachtkontrakt in Kürze zu Ende, aber jedes neue derartige Unternehmen nöthigte ihn zu einem Leben ferne den Bildungsanstalten einer Stadt, und so zunächst zur Trennung von seinem Lieblinge, fast schon seinem Gehülfen, dem zwölfjährigen Sohne. Auch die Erziehung der ältesten Tochter bedurfte einer feineren weiblichen Leitung als der der alten Christiane. Sollte er nun auch dieses Kind von sich geben, es dem Wagniß einer ihm so sehr widerstrebenden Pensionserziehung anvertrauen, selber gänzlich vereinsamen? Oder sollte er von Neuem die Unterstützung einer Frau für seine Häuslichkeit suchen? Ein ländlich thätiges Leben verträgt sich wenig mit der Ehelosigkeit, und so war denn wohl manchmal der Gedanke, der Wunsch, die Sehnsucht selbst nach einer Wiederverheirathung in ihm aufgetaucht, immer aber wieder geschwunden vor der Erinnerung an Cornelie, wie vor einem mahnenden, ja wie vor einem anklagenden Schatten.

Auch heute wieder stand dieses Bild lebhaft vor seiner Seele; aber, sonderbar, wie er so seinem Lebensgange nachsann von dem Augenblicke der tiefsten Niederlage an, die Reihe von Resultaten hindurch, welche er im Grunde dem nachwirkenden Einflusse dieses vortrefflichen Mädchens dankte, er konnte heute, und heute nicht zum Erstenmale in seinem Hause und Herzen nicht den richtigen Platz finden, an den er sie hätte stellen mögen. Ueberall erschien sie ihm zu groß und unbeweglich, überall stand er ihr im Wege, er hätte ihr ausweichen, ihr von dem Seinigen abtreten müssen, wenn sie nicht gedrückt und beeinträchtigt hätte erscheinen sollen.

In dieser Betrachtung, welche fast den Charakter einer sinnlichen Anschauung angenommen und eine seit Jahren entwöhnte Unruhe in ihm angefacht hatte, wurde er durch den Eintritt des Konsuls und durch dessen mittheilsame Heiterkeit unterbrochen. Wolfram war längst über die grollenden Stimmungen gegen seine Schwiegereltern hinweg; seitdem er mit sich selber leidlich zufrieden seyn konnte, war mit der Reue und unfruchtbaren Selbstanklage auch die Anklage Anderer aus ihm gewichen. Er hatte sich erhoben und entschuldigte sich nicht mehr vor sich selbst, indem er seine Schwächen mit Andern theilte; nichts konnte ihm daher willkommener seyn als eine redliche Aussöhnung mit den Menschen, die seinen Kindern am nächsten standen. Und so wurde denn die freundlich gebotene Hand mit offener Dankbarkeit angenommen, ihr Druck herzlich erwidert, und es dauerte nicht lange, so war der alte Herr über den Grund seines Kommens, wie seiner heitern Laune im vollsten Zuge.

(Fortsetzung folgt.)

Zur medizinischen Topographie Bayerns. *)

Aus dieser höchst mühevollen und deßhalb um so verdienstvolleren Arbeit des Herrn Verfassers entnehmen wir insbesondere dem für unseren Leserkreis interessanten Abschnitt: „Einiges zur Charakteristik der Bevölkerung Bayerns und seiner Kreise mit Tabelle 1 und zur Bewegung der Bevölkerung des Königreichs Bayern mit Tabelle 2“ Nachfolgendes: Das Mittel für die Oberfläche eines der 8 Kreise von 12,5 Quadratmeilen pro Cento übersteigen Ober-, Nieder-Bayern und die Oberpfalz; Schwaben kommt ihm fast gleich, die Pfalz bleibt mehr als um ¼ unter dem Durchschnitte. Bei der Nachfrage, wie viele Einwohner sich auf 1 Quadrat-Meile ernähren können, sieht man einen Durchschnitt von 3,285 für das ganze Land vor sich, welcher von der Pfalz um 2 366 überschritten wird; Ober-, Mittel- und Unterfranken mit Schwaben kommen dem Durchschnitte so ziemlich gleich, weit unter ihnen stehen aber Ober-, Niederbayern und die Oberpfalz. Im ganzen Königreiche überwiegt das weibliche Geschlecht das männliche um 202 bei 10,000 Menschen, wovon 33 ins Lebensalter unter 14 Jahren, die übrigen 169 über diese Periode fallen. Im Allgemeinen überwiegt auch in dem Alter unter und über 14 Jahren das weibliche Geschlecht in allen Kreisen das männliche. Und zwar in dem ersten Falle von 15—62, in dem letzteren von 81—385. Ausnahmen hievon bilden unter 14 Jahren nur die Pfalz mit 5, und über 14 Jahren Oberbayern mit 104 zu Gunsten des männlichen Geschlechtes. Dem Alter nach befinden sich im ganzen Königreiche fast $\frac{3}{10}$ unter 14 Jahren und $\frac{7}{10}$ über diesem Alter rechnen zu den Arbeitskräften. In den einzelnen Kreisen bewegt sich dieses Verhältniß zwischen ¼ und $\frac{2}{7}$. Auf 10,000 Einwohner treffen im ganzen Königreich 2,185 Familien und bleiben drei Kreise unter 5 über dieser Durchschnittszahl mit einer Differenz von 477 des niedrigsten zum höchsten. Von Verwittweten treffen auf diese Menschenzahl im Königreiche 467 mit einer Differenz von 84 zwischen den Kreisen. Uebrigens überwiegen die Wittwen die Wittwer an der Zahl, im Königreiche um 123, in den Kreisen um 100—167. Unverheirathet und über 14 Jahre alt sind etwa 36 von 100 im Königreiche, wobei gleichfalls die Weiber um 1,2 Proz. vorwiegen, die Pfalz die wenigsten, Niederbayern in Folge erschwerter Ansässigmachung die Meisten zählt. Auf den angenommenen Durchschnitt von 10,000 Einwohnern treffen uneheliche Kinder unter 14 Jahren im Königreiche 344, in der Pfalz 139, in Oberfranken 511. Die Landesbewohner zerfallen nach ihren Ständen im ganzen Königreiche ungefähr folgendermaßen: 68 Proz., wovon ⅙ Dienstboten sind, gehören zu den Landwirthen; 23 Proz., wovon ⅓ Gesellen sind, rechnen zu den Gewerbleuten; 6 Proz., worunter ½ Dienstboten, sind Rentiers und Beamte; hiezu kommen noch 2 Proz. Arme und 1 Proz. Militär. Auf 3495 arbeitleistende männliche Individuen über 14 Jahren treffen 190 Mann Soldaten; auf 10,000 Einw. kommen jährlich $99,_3$ Konskriptionspflichtige, ungefähr der 17. unverheirathete Mann im Allgemeinen. Unterfranken liefert hierbei die meisten, Oberbayern die wenigsten Rekruten mit einer gegenseitigen Differenz von $24,_6$. Unter 100 Rekruten sind jedoch $1,_9$ wegen mangelnder Größe, 21 wegen Gebrechen untauglich. Blinde und Taubstumme kommen im Königreiche fast gleichviel vor, von ersteren $6,_8$, wobei die Extreme bei Schwaben und der Pfalz mit $8,_6$ und $4,_2$; von letzteren $6,_6$, wobei die Extreme bei Unterfranken und Schwaben mit $10,_6$ und $4,_3$ liegen. Die Geisteskranken sind nicht offiziell gezählt. Bei 10,000 Menschen finden durchschnittlich jährlich 65 Trauungen statt; 3 Kreise blieben über diesem Verhältnisse, 1 erreichte dasselbe, die 4 übrigen blieben unter dem Durchschnitte. Die Gesammtzahl der Geburten in 7 Jahren betrug 351 mit 181 Knaben und 170 Mädchen. Davon waren aber 72 Geburten uneheliche, welche sich unter 37 Knaben und 35 Mädchen vertheilten. Die Extreme in der Anzahl der Geburten im Allgemeinen bilden die Pfalz mit 391 und Unterfranken mit 323. Die meisten todtgebornen Kinder zählt die Pfalz mit 499, die wenigsten Niederbayern mit 149. Von 10,000 Lebenden sterben im Bayern jährlich 284, 145 männliche, 139 weibliche Individuen, von denen 147 im Alter unter, 137 in jenem über 14 Jahre sind.

(Schluß folgt.)

*) Studien zu einer medizinischen Topographie des Königreichs Bayern und zur Anwendung der Mortalitäts-Tabellen auf Pathogenese von Dr. F. G. Kropf. Mit 6 Tabellen und 5 lith. Tafeln. München 1858. gr. 8. S. 42. J. G. Cotta.

Der Einzug der Armee in Paris.

Paris, 14. August.

Die Boulevards boten heute Nachts einen höchst eigenthümlichen Anblick dar. Um halb 1 Uhr Morgens nahm ich einen Wagen auf dem Boulevard des Italiens, um bis zur Barriere du Trone zu fahren. Es fiel mir schwer, ein Gespann zu erhalten. Die Kutscher von Paris verdienen seit drei Tagen zu viel Geld, und ich mußte 10 Fr. Trink-

geld versprechen und noch außerdem die Stunde mit 4 Fr. bezahlen, was ganz polizeiwidrig war, da die Taxe nur 3 Fr. beträgt. Mein Kutscher sagte aber, sein Pferd sey müde, und nach seinem Fahren zu urtheilen, mußte ich es auch glauben. Er brauchte drei Stunden Zeit zur Hin- und Herfahrt. Doch ich wurde für die vielen Kosten, die ich hatte, entschädigt. Die Boulevards, die ich schon unter allen Gestalten und Formen, zu allen Zeiten, während der Februar- und Juni-Tage von 1848 und während des denkwürdigen Dezember 1851 gesehen hatte, boten heute einen ganz andern, höchst seltsamen Anblick dar. Vom Boulevard des Italiens an bis in die Nähe der Bastille herrschte reges Leben, ohne daß jedoch dadurch die Stille der mondhellen Nacht in lichten Tag verwandelt wurde. Hunderte von Arbeitern waren beschäftigt, die letzte Hand an die Triumphbogen und venetianischen Mastbäume zu legen, die von den ganzen Boulevards entlang bis beinahe zur Bastille in Masse aufgerichtet waren. Andere bauten in den Läden der Boulevards Tribunen, wieder andere arbeiteten an den Verzierungen der Häuser, dazwischen sah man Weiber und Männer mit langen Besen in der Hand die Boulevards fegen. Weibliche Gestalten, vermischt mit Männer von jeglichem Alter, Koffer und Packete tragend, glitten schnell und geräuschlos über die Boulevards dahin. Sie kamen von den Eisenbahnen, welche die ganze Nacht Tausende und Tausende Provinzial-Bewohner nach Paris brachten. Dazwischen sah man blond- und schwarzgelockte, viel versprechende Gesichter, die lockend nach meinem langsam dahin fahrenden Wagen herübersahen. Dazwischen sprengten auf stolzen Rossen Krieger in aller Gestalt, Befehle nach dem Lager bringend. Auf den beiden Seiten der Boulevards war eine zahllose Menschenmenge gelagert, die Nacht dort verbringend, um den Tag zu erwarten. Von Zeit zu Zeit tönte gellendes Gelächter und lautes Geschrei und Geheul zum Himmel empor. Bald gingen Pferde durch, bald hörte man durch die Nacht hin den Witz eines Pariser Gamins, der aber bald bedeckt wurde von dem schallenden Gelächter der Menge. Dazwischen erglänzten Pechfackeln und helles Gaslicht, und über das Ganze warf der Vollmond seinen magischen Schimmer. Von der Bastille an, wo ein die Kathedrale von Mailand darstellender Triumphbogen errichtet ist, bis zur Barriere du Trone war wenig Leben. Für die Dekoration geschah dort nicht viel. Als ich gegen drei Uhr Morgens von meinem nächtlichen Ausflug mich den fashionablen Boulevards näherte, hatte sich die Menschenmenge, die des Tages harrte, bedeutend vermehrt.

Gegen 5 Uhr Morgens war bereits der ganze Boulevard mit Menschen bedeckt. Von 8 Uhr Morgens an fanden sich die Truppen und die Nationalgarde, die aus dem ganzen Seinedepartement nach Paris befohlen war, auf den Boulevards ein, um Spalier zu bilden. Unter denselben befanden sich auch ungefähr 70 Mitglieder der ersten kaiserlichen Garde, die in ihren alten Uniformen herangezogen kamen, um den Erben ihres Abgotts zu begrüßen. Zwei Trommeln eröffneten den Zug. Sie trugen eine alte Fahne, die aber ganz neu aussah, und grüßten die Menge mit großem Wohlgefallen.

Das Lager von St. Maur bot von 4 Uhr Morgens an einen höchst belebten Anblick dar. Die Trommeln wurden gerührt, die Trompeten schmetterten, die Soldaten machten ihre Toilette, und um 7 Uhr war Alles zum Abmarsch bereit. Den Marsch eröffnete das kaiserliche Gardefußvolk. An der Spitze befand sich der Marschall Baraguay d'Hilliers. Den Zug eröffneten die Verwundeten der ganzen Armee. Dieselben erregten überall große Sympathie. Die Zuaven und Turcos waren unter den Verwundeten in großer Anzahl vertreten. Während des ganzen Weges erwiderten sie die Zeichen der Theilnahme, die ihnen die Menge gab, durch Handbewegungen, und wo sie schöne Damen erblickten, warfen sie Kußhände hin, die nicht selten erwidert wurden. Alle Verwundeten waren mit Lorbeerkränzen geschmückt. Die Menge begrüßte sie mit lauten Rufen. Nach den Verwundeten kam das kaiserliche Gardefußvolk, zuerst die Jäger, dann die Zuaven, denen ein Sappeur mit ungeheurem Barte stolz vorausschritt. Nach den Zuaven kamen die Gardevoltigeurs, dann die Grenadiere und zuletzt die Gardeartillerie. Ihnen folgten die Detachements, welche die österreichischen Fahnen trugen. Es waren derselben vier. Die erste sah ganz gelb aus; sie machte die Wirkung, ganz frisch aus der Hand des Arbeiters hervorgegangen zu seyn; die Zweite war schon etwas älter und schien die Bekanntschaft mit den Kugeln ihrer jetzigen Träger gemacht zu haben; die Dritte war in einem Futeral, und die Vierte sah weiß aus, wahrscheinlich aus Alter. Die Menge betrachtete sie mit Staunen, das erst in Beifallgeschrei sich kund gab, als die Ersten der 40 erbeuteten österreichischen Kanonen erschienen.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Die Viktoria Regia im zoologischen Garten in Brüssel hat in diesem Jahre eine kolossale Größe erreicht, denn die größten Blätter haben mehr als 7 Fuß Durchmesser und die Rippen 12 Centimetres Höhe. Die größten Blätter trugen ein zehnjähriges Kind mehrere Minuten. Die erste Knospe wird bald aufgehen.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung.“

№ 196 Donnerstag, 18. August 1859.

Eine Gouvernante.

(Fortsetzung.)

„Schon seit Jahren,“ sagte der Konsul, „habe ich eine allmählige Aenderung in der Gemüthsart meiner Frau wahrgenommen, daß diese heilsame Neuerungen indessen sich bis auf ihr Verhalten gegen ihren Ehegatten ausgedehnt hätte, kann ich leider nicht sagen; im Gegentheil, der Widerspruch wurde täglich heftiger, und die zwei Monate, die sie jetzt von mir weg ist, habe ich mich, daß ich es nicht leugne, gefühlt wie im Himmel. Es gibt nun einmal Elemente, die sich unter allen Umständen nicht zu einem Teige verkneten lassen, und Geschäfte und Gefühle bleiben Pole. Wie seltsam sich nun aber die Dinge im Leben fügen müssen: ein Geschäft, das ich jahrelang für eines der wenigen in meiner Praxis mißglückten hielt, ist dazu bestimmt, der Gefühlsstimmung meiner Frau zu statten zu kommen und mir Früchte zu tragen, wo ich sie am wenigsten erwartet hatte.“

„Um ein Kapital zu retten, das ich zur Ausbeutung eines bergmännischen Unternehmens in Süddeutschland hergegeben, war ich genöthigt, ein ansehnliches Rittergut aus der Konkursmasse eines verarmten adeligen Spekulanten zu übernehmen. Ich ließ die verfehlte Spekulation fallen und erneuerte den Kontrakt des früheren Pächters mit einigem Vortheil für mich, ohne die Besitzung, welche angenehm in einem Thalwinkel liegen soll, jemals mit Augen gesehen zu haben. Nun fiel aber der Akt dieses Erwerbes in eine Zeit, in welcher meine Frau just von der hysterischen Grille behelligt war, daß ein Schlagfluß meine rüstige Person bedrohe, und daß eine Erbschaftsregulirung sie, meine Frau nämlich, in unvermeidliche Konflikte mit ihrem Erzfeind, mit Ihnen, Edmund, bringen müsse. Jeder Nachtheil, ja ein Verlust selber war ihr lieber als diese Kollision. Ein Glied der Ritterschaft zu werden, schmeckte nebenbei auch nicht bitter, und so war sie denn gar wohl damit zufrieden, das Gut auf ihren Namen eintragen zu lassen, um es eines Tages, wenn sie Wittib wäre, als Theil ihres eingebrachten Vermögens in Anspruch nehmen zu können.“

„Die allsommerlichen Badereisen ließen es nun aber auch ihrerseits nicht zu einer Inspektion des neuen Rittersitzes kommen, bis sie mir dieses Frühjahr unerwartet erklärte, statt aller bisher unfruchtbaren Kuren die reine Landluft von Hochberg genießen zu wollen. Wenige Tage, und sie ist auf dem Wege. Wie könnte ich aber Ihnen, lieber Freund, meine Verwunderung beschreiben, als ich nach zweimonatlichem Schweigen, das mich zum Glück nicht geängstigt hat — denn Naturen wie die ihre, wenn die still sind, geht es ihnen wohl — einen Brief von ihr erhalte, der mich die Wahrheit des Pfingstwunders nicht bezweifeln läßt; denn meine Frau spricht darin so ruhig und vernünftig, als hätte der heilige Geist über ihr geschwebt. Zum Erstenmal keine Klagen, keine Vorwürfe, im Gegentheil eine Art von Bedauern.“

„Hören Sie selbst: „Meine schwächliche Natur,“ so schreibt sie, „paßt nicht für Deinen thatkräftigen Sinn und für das geschäftsmäßige Treiben Deines Hauses. Wir haben uns gegenseitig unsere Tage verbittert. Laß uns nun den Abend in Ruhe verbringen, denn Ruhe, Ruhe thut mir noth, schon diesseits, wenn ich sie dermaleinst anderwärts finden soll.“ Sie erklärte mir nun in aller Güte, ja als einen Beweis von Liebe, ihren Vorsatz, nicht zu mir nach der Stadt zurückkehren, sondern ihr Leben in wohlthuender ländlicher Stille beschließen zu wollen. Sie rechnet auf unser freundliches Einvernehmen, auf meine häufige Einkehr in ihrem stillen Reich, auf die endliche Schlichtung aller bisherigen unglückseligen Zerwürfnisse. Mit einem Wort, die Sache hat nicht im Entferntesten einen grillenhaften Anstrich, und ich möchte nur wissen, wer eigentlich der deus ex machina dieses wohlthätigen Familienarrangements ist. Aus sich selber kann meine arme Henriette allenfalls einen guten Einfall haben, nimmermehr aber einen richtigen Entschluß fassen, oder gar zur Ausführung bringen. Auch macht sie einige geheimnißvolle Andeutungen über eine unerwartete Begegnung, ein wichtiges Zusammentreffen, und

spricht mit einer Art von Begeisterung von einer jungen Pflegerin, oder Gesellschafterin, die sie auf die Dauer an sich zu fesseln wünscht. Nun, ich denke diese ganze neue Welt bei meinem projektirten Herbstbesuche kennen zu lernen, denn ich sehe es kommen, daß wir zärtlichen Ehegatten von diesem Sommer an auf das Bänglichste nach einander verlangen und auf hundert Meilen Distanz mit einander leben werden wie im Paradiese.«

Der alte Herr machte eine Pause, während welcher er sich vergnügt die Hände rieb, sein Schwiegersohn aber schweigend eine Entschließung in Betracht zog, die er begreifen und ehren konnte, wenn er auch ihre innere Nöthigung tief beklagen mußte.

Die plötzliche Frage: »Sagen Sie, Wolfram, haben Sie niemals wieder etwas von Cornelie Wille gehört?« schreckte ihn aus seinem Sinnen auf. — »Niemals,« antwortete er mit erzwungener Ruhe.

„Ich werde mir Mühe geben, ihrem Aufenthalte auf die Spur zu kommen," fuhr Herr Eschenbach fort, „bei meinen Verbindungen kann es mir nicht schwer fallen. Ich brauche jetzt eine tüchtige und präsentable Person an der Spitze meines Haushalts, und ich bin in meinem Leben keiner begegnet, die so ganz und gar für mich gepaßt hätte wie sie. Bei ihrer versöhnlichen Stimmung wird meine Frau in dieser Wahl nur ein Wiedergutmachen, einen Akt der Sühne erblicken, von Ihnen aber, Wolfram, werde ich keinen Widerspruch zu gewärtigen haben. Es muß Ihnen ja lange klar geworden seyn, daß ein Natur wie die der Wille Ihren gemüthlichen Ansprüchen schon damals, wie viel mehr jetzt unbequem fallen mußte, für meine geschäftlichen dagegen wäre sie unübertrefflich."

„Und sind Sie so gewiß, Fräulein Wille diesen Ansprüchen geneigt zu finden?« fragte Wolfram, mit Mühe den neu aufquellenden Groll gegen seinen Schiegervater niederkämpfend.

„Wenn sie nicht verheirathet ist, was sehr unwahrscheinlich, warum sollte sie nicht, lieber Freund? An die Spitze eines Hauses wie das Eschenbach'sche gestellt zu werden, ist ein Schicksal, das einem Mädchen in dienstbaren Verhältnissen wahrlich nicht alle Tage geboten wird. Die romantische Anwandlung, in welcher sie damals aus Ihrem Hause floh, wird sich in den so und so viel Jahren hinlänglich abgekühlt haben, oder — wenn sie es in dem Lichte betrachten sollte — sie wird es doch wenigstens nicht übel nehmen, daß ihr die Früchte ihrer großmüthigen Stimmung jetzt überreif in den Schooß fallen."

(Fortsetzung folgt.)

Der Einzug der Armee in Paris.

(Schluß.)

Die kaiserliche Garde, die ihren Sonntagsstaat in Paris gelassen hatte, sah ganz gut und rein aus. Sie wurde deßhalb auch wohl nicht mit dem großen Enthusiasmus empfangen, der den Linien-Truppen zu Theil wurde. An vielen Stellen rief die Menge sogar der Garde ein „Vive la ligne!" zu. Die Linien-Truppen sahen schmutzig aus, trugen ihre rothen Feldmützen und gefielen der Menge, die überhaupt der kaiserlichen Garde nicht so freundlich zugethan ist. In den Reihen der Linie befanden sich auch mehrere Frauen und viele Männer in Zivil. Eine junge Frau marschirte stolz an der Seite ihres Mannes, der sich an der Spitze seiner Kompagnie befand. Die Menge jauchzte ihnen großen Beifall zu, und der bärtige Hauptmann schien tief gerührt über den Empfang, der seiner Frau zu Theil wurde. Dem ersten Korps ritt der Marschall Baraguay d'Hilliers voraus. Er verlor seinen linken Arm unter dem ersten Kaiserreich. In seiner Rechten hielt er seinen Degen und mit seinem verstümmelten Arme grüßte er die Menge. Er fand große Sympathie, noch größere aber der Marschall Mac Mahon, der an der Spitze des zweiten Korps ritt. Er grüßte ziemlich kalt; er schien sich dem Beifalle der Menge entziehen und die ihm bestimmten Zeichen von Sympathie seinem Korps zuwenden zu wollen. Wenn er diese Absicht hatte, so erreichte er sie vollkommen. In seinem Korps befinden sich bekanntlich die Turcos, die Zuaven mit den grünen Turbanen und das 2. Regiment der Fremdenlegion, das von 2500 Mann, die es beim Beginne des Feldzugs zählte, auf 800 Mann zusammengeschmolzen ist. Unter den Turcos befanden sich mehrere schwarze Offiziere. Besonderen Beifall fand der Tambour-Major der Zuaven, der seinen Stock drei Metres hoch in die Luft warf und ihn mit großer Grazie und ohne eine Miene zu verziehen auffing. Das Jäger-Bataillon der 2. Division des Mac Mahon'schen Korps war von einer Ziege begleitet, die hinter der Kompagnie, zu der sie gehöre, ohne Zügel und Führer hermarschirte.

Das dritte Korps, an dessen Spitze sich der Marschall Canrobert befand, bot kein besonderes Interesse dar. Der Marschall schien, das Gegentheil von Mac-Mahon, sich des Jubelgeschreis zu freuen und es sogar provoziren zu wollen. Obgleich etwas korpulent, saß er doch stolz zu Pferde, wie ein junger Dandy. Seinen Körper zurückgeworfen und seinen Kopf stolz in die Höhe tragend, grüßte er nach rechts und links, und auf jeden Ruf, der ihm wurde, dankte er mit einem höchst selbstzufriedenen Lächeln.

Die Ehre des Tages wurde aber dem Marschall

Niel, an der Spitze des 4. Korps, zu Theil. Er schien sich die ganze Sympathie der Menge durch sein höchst gediegenes und zugleich feines Auftreten gewonnen zu haben. Das Zujauchzen der Menge wollte gar kein Ende nehmen. Nachdem er den Blicken der Menge entschwunden war, trug sie es auf sein Korps über, das sich durch keine besonderen Truppenkorps, wie Zuaven u. s. w., auszeichnete, obgleich es bekanntlich so sehr zum Siege von Solferino beitrug.

Nach dem vierten Korps kam die Garde-Kavallerie, zuerst Jäger zu Pferde, dann die Gendarmen, die den Polizeidienst in der italienischen Armee versehen hatten; ihnen folgten die Lanciers und die Dragoner, und zuletzt kamen die Kürassiere. Sie trugen ihre Sonntags-Uniform, sahen aus wie alle Tage, und zeichnen sich durch keine Originalitäten aus, die bei den Parisern allein Beifall finden.

So war die Armee zusammengesetzt, die heute Morgens vom Lager von St. Maur aus sich nach Paris in Bewegung setzte. Die Spitze derselben kam um 8¼ Uhr am Eingang des Bastillenplatzes an, wo sie den Kaiser erwartete. Derselbe verließ um 8¾ Uhr die Tuilerien, um sich dorthin zu begeben. Die Hundert-Garden, die allein seine Eskorte bildeten, hatten sich um 8½ Uhr an den Tuilerien eingefunden. Als der Kaiser aus dem Hauptportale in den Tuilerienhof trat, sprang ihm ein Offizier in russischer Obersten-Uniform entgegen und grüßte ihn. Der Kaiser reichte ihm die Hand und schüttelte sie herzlich. Es war Prinz Peter von Oldenburg, der sich dem Gefolge des Kaisers anschloß. Der Kaiser trug die große Generalsuniform. Der Marschall Randon ebenfalls, die übrigen Offiziere seines Gefolges aber Feldmützen. Die Marschälle Baraguay d'Hilliers, Canrobert und Niel trugen ebenfalls den Hut der großen Uniform, Mac Mahon aber die Feldmütze.

Um 9 Uhr kam der Kaiser im langsamen Schritt angeritten und trat sofort ohne den geringsten Aufenthalt den Weg über die Boulevards an. Der Empfang Sr. Majestät auf dem Bastillenplatze ging, das Trommeln und Trompeten abgerechnet, ziemlich geräuschlos vorüber. Als aber der Kaiser durch die am Eingange der Boulevards errichteten Triumphbogen ritt, ertönte von allen Seiten: Vive l'Empereur! Der Kaiser ritt sehr schnell über den Bastillenplatz, und die Armee, die Verwundeten an der Spitze, mußte einen förmlichen Trablauf beginnen, um ihm folgen zu können. Der Empfang des Kaisers von der Bastille bis zum Eingang des Vendomeplatzes war im Ganzen ein begeisterter; von allen Seiten wurden ihm Blumenkränze zugeworfen, er selbst sah angegriffen aus; doch grüßte er ziemlich häufig nach allen Seiten hin. Auf dem Vendomeplatze war der Empfang des Kaisers ein äußerst begeisterter; dort befanden sich die Kaiserin, der kaiserliche Prinz und die ganze offizielle Welt. Als der kaiserl. Prinz seinen Vater erblickte, zog er seinen Säbel (er trug die Uniform eines Garde-Grenadier-Korporals) und machte Gewehr beim Arm. In dieser Stellung verblieb er beinahe während des ganzen Vorbeimarsches. Während des Defilé's nahm der Kaiser seinen Platz unter der Estrade, auf der sich die Kaiserin befand. Die Marschälle-Korps-Kommandanten stellten sich dem Kaiser gegenüber auf, bis ihre Korps vorüber waren, und reihten sich dann dem Gefolge des Kaisers an. Zwischen dem Vorbeimarsch des 3. und 4. Korps trat eine Pause ein. Das letztere schien sich verspätet zu haben. Während dieser Pause ließ der Kaiser seinen Sohn zu sich herabkommen, küßte ihn und setzte ihn eine Zeit lang rittlings vor sich aufs Pferd. Ein verwundeter Turco näherte sich in diesem Augenblicke dem Kaiser und unterhielt sich während fünf Minuten mit ihm. Der Kaiser rief dann den Marschall Mac Mahon herbei, der endlich nach längerem heftigen Gespräche den Turco mit einer Handbewegung verabschiedete. Nach dem Defilé, etwa 2½ Uhr, ritt der Kaiser, von seinem Gefolge begleitet, nach den Tuilerieen zurück, wohin ihm die Kaiserin eine Viertelstunde später nachfolgte.

Das Gedränge war trotz der ungeheuren Volksmasse auf den Straßen offenbar geringer als in den Fenstern und auf den in den Portalen der Häuser errichteten Tribunen. Drei- bis vierfach standen die Zuschauer hinter der vom Militär und der Nationalgarde gebildeten Hecke, eben so unmittelbar vor den Häusern, so daß zwischen dieser doppelten Menschenreihe auf den breiten Trottoirs beständig Raum genug zur Zirkulation verblieb. Das Defilé, das beinahe 5 Stunden dauerte, schien die Pariser übrigens zu ermüden. Das Gedränge hatte gegen 12 Uhr bedeutend abgenommen, und während sie am Anfange Alles begrüßten, beschränkten sie sich zuletzt darauf, den Korps-Kommandanten, den größtentheils stark zerfetzten Fahnen und ihren Lieblingstruppen, den Zuaven und Turcos, zuzujauchzen. Besondern Beifall fanden die Fahnen der Regimenter, die das Kreuz der Ehrenlegion für das Wegnehmen einer feindlichen Standarte bekommen hatten. Die Gewehre der Soldaten waren mit Blumen geschmückt. Ein großer Theil der Soldaten und Offiziere trug Blumensträuße in der Hand. Die der Zuaven zeichneten sich durch ihre ungeheure Größe aus. Außer den Inschriften auf den Triumphbogen und Säulen erinnerte nichts an Italien. Man sah hier und da kaum eine italienische Fahne, und ein einziges Regiment spielte die lombardische Marseillaise.

Ein prachtvolles Wetter begünstigte zuerst die Feierlichkeit. Gegen 1 Uhr verdunkelte sich der Himmel, und um 1½ Uhr ergoß sich ein heftiger Platzregen über Paris hin. Die Zuschauer verschwanden

von den Dächern und Schornsteinen, wo selbst Frauen Platz gesucht hatten. Der Platz Vendome bot während des Regens, der beinahe bis zum Ende der Feier anhielt, einen trostlosen Anblick dar.

Der Kaiser, die Marschälle und Generale hielten Stand. Die Truppen legten im Ganzen wenig Begeisterung an den Tag. Sie schienen ganz entzückt über den ihnen gewordenen Empfang, aber sie stießen keine Rufe aus, und selbst auf dem Vendome-Platze rief nur die Gardereiterei Vive l'Empereur! Nach dem Defile bot der Boulevard ein ungemein belebtes Aussehen dar, die Truppen und die Nationalgarde, die das Spalier gebildet hatten, begaben sich nach Hause zurück unter Trommelschlag und Hörnerklang; eine unzählige Menge strömte nach allen Seiten hin, und die französische Hauptstadt hatte ein so belebtes Ansehen, wie noch nie. Heute Abends ist allgemeine Illumination, morgen das Fest des 15. August, und endlich wird Paris dann Ruhe bekommen und Europa wohl auch.

Einem Artikel des Constitutionnel über das heutige Fest entnehme ich Folgendes: „Der Einzug der italienischen Armee ging heute ganz so, wie er im Programm angegeben war, vor sich. Von 7 Uhr Morgens an sah man die Truppen in vorgeschriebener Ordnung im Feldanzuge Vincennes, Alfort und Charenton durchziehen. Schon vor den Thoren von Paris wartete ihrer eine ungeheure Menschenmenge, die immer mehr zunahm, je mehr sie sich der Julisäule näherte. Es ist überflüssig, zu bemerken, daß alle Häuser mit Fahnen und Blumen geziert waren. Alle Fenster waren gefüllt, die Hauseingänge in kleine Amphitheater verwandelt. Vom Lager bis zur Barriere du Trone sind 3000 Meter, von da zur Bastille 2000, von da bis zum Vendome-Platze 4400, im Ganzen 9600 Meter. Der Zug bedeckte fast den halben Weg. Die ersten Truppen, welche die Barriere du Trone durchschritten, waren die Chasseurs von Vincennes, welche ihre mit der Ehrenlegion dekorirte Fahne trugen. Die Barriere war in einen Triumphbogen verwandelt, auf welchem die Worte: à l'Empereur — à l'armée d'Italie — Solferino — Melegnano — Magenta — Turbigo — Palestro — Montebello — zu lesen waren. Der zweite Triumphbogen war am Bastilleplatze angebracht, auf Kosten der Stadt gebaut und mit verschiedenen Inschriften versehen. Auf den Säulen des Gebäudes, welches den Haupt-Eingang des Mailänder Domes darstellt, las man u. A. die Namen der sämmtlichen Korps, resp. Regimenter, die an dem Feldzuge Theil genommen haben: 75 Regimenter oder Bataillone Fußvolk, 38 Regimenter Reiter, 20 Abtheilungen Artillerie und 27 vom Genie. An der Ecke der Rue d'Aval las man die Inschrift:

A l'Empereur prudent et sage!
A l'armée vaillante et brave!

Am Boulevard du Temple winkte ein dritter Triumphbogen. Die Theater dieses und der anderen Boulevards waren reich dekorirt. Dagegen waren die alten Siegesthore der Porte St. Martin und Denis nicht dekorirt. Von da an nahm die Dekoration der Häuser und Boulevards so sehr an Reichthum und Mannigfaltigkeit zu, daß ihre Aufzählung und Beschreibung kaum thunlich ist.

Die italienische Armee langte um 8 Uhr am Bastillenplatze an. Um 9 Uhr verließ der Kaiser unter dem Donner der Kanonen der Invaliden die Tuilerieen und ritt durch die Rue de Rivoli nach der Bastille. Derselbe trug die Uniform eines Divisionsgenerals und ritt sein Schlachtroß von Magenta und Solferino. Außer seinem zahlreichen Generalstabe umgaben ihn zwei Schwadronen Hundertgarden. An der Bastille empfingen ihn die Marschälle Barguay d'Hilliers und Regnault de Saint Jean d'Angely. Sofort begann nun der Einmarsch über die Boulevards. War dem Kaiser auf seinem Wege bis zur Bastille eine Ovation bereits zu Theil geworden, so wurde er von da ab mit einem ungeheuren Enthusiasmus empfangen. Bei seiner Ankunft auf dem Platz Vendome grüßte der Kaiser die Kaiserin und ihre Damen und nahm der Säule gegenüber Platz, um die Truppen passiren zu lassen. Auf dem Balkon befand sich auch der kaiserliche Prinz. Unter den Truppen begrüßte die Menge am wärmsten die Verwundeten, die den Zug eröffneten. Die meist sehr zerfetzten Fahnen fanden viele Bewunderung. Man bemerkte ganz besonders, daß diejenige des 91. Regiments, welches bei Solferino dieselbe gefährdet sah und sie nur mit dem Verluste von 500 Mann, d. i. der Hälfte seines damaligen Bestandes, retten konnte, nur noch aus einem eine Hand großen Läppchen bestand. Gegen das Ende des Vorbeimarsches trat ein heftiger Gewitterregen ein, dem die Menge indessen tapfer trotzte und dafür zum Schlusse wieder mit Sonnenschein belohnt wurde. Schließlich bemerken wir noch, daß die Ordnung nicht einen Augenblick gestört wurde. Wir wissen zur Stunde von keinem Unfalle. Die Polizei hatte ihre Maßregeln so vortrefflich ergriffen und ausgeführt, daß es nicht anders zu erwarten war. Um 3 Uhr war der Vorbeimarsch der Truppen beendigt.“ (K. Z.)

Mannigfaltigkeiten.

Beim Graben zu eine Gasometer hat man in St. Nicolas bei Antwerpen die fossilen Ueberbleibsel eines riesigen antediluvianischen Thieres gefunden. Die Klasse, zu welcher das Ungeheuer gehört, ist noch nicht bestimmt.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 197 Freitag, 19. August 1859.

Eine Gouvernante.

(Fortsetzung.)

Wolfram verfolgte den peinlichen Gegenstand für den Augenblick nicht weiter, ehe er sich aber von seinem Schwiegervater trennte, sagte er mit gepreßter Stimme: „Sollte es Ihnen in der That gelingen, lieber Vater, Corneliens Spur aufzufinden, so bitte ich Sie herzlich, ja ich fordere es von Ihnen als ein Zeichen Ihrer erneuten gütigen Gesinnung, mich davon zu benachrichtigen, ehe Sie irgend welche Schritte nach Ihrem Plane unternehmen."

„Ich verspreche es Ihnen," antwortete Eschenbach, „doch will ich Ihnen die Thorheit nicht zutrauen, mir zu Ihrem eigenen Unglück in die Quere kommen zu wollen. Abgethane Verhältnisse muß man niemals erneuern, am wenigsten in Herzenssachen, in denen jedes Lebensstadium andere Bedürfnisse zum Vorschein bringt. Die Ehe gleicht diese Uebergänge nothwendig aus, die Menschen verwachsen allmählich mit einander; dennoch aber, glauben Sie mir, dennoch würde kein Mann in reifen Jahren seine Jugendgeliebte zum Zweitenmal wählen, so hoch und werth er sie als seine Gattin halten möge."

So wenig im Allgemeinen Wolfram mit seinem Schwiegervater übereinstimmen mochte, diese letzte Bemerkungen beschäftigte ihn und hielt ihn wach bis tief in die Nacht hinein. Nach seiner eigenen Erfahrung konnte er ihr nicht widersprechen; das Bild, das er sich von einer künftigen Gattin entwarf, glich weder Melanie noch Cornelien; von beiden trug es wohl einige ähnelnde Züge, eben deßwegen aber war leiblich wie geistig der Grundton ein abweichender, kräftiger hier, zarter dort. Und so kam der Mann, indem er die versprochene Mittheilung erwartete, und sich unwillkürlich einem entscheidenden Wendepunkte nahe fühlte, nicht aus einem verwirrenden Kreislaufe von Gedanken und Empfindungen heraus. Er wünschte, er suchte den innigsten Anschluß, aber er konnte ihn nicht erreichen, ohne eine wiedergefunden zu haben, die ihm, hätte er sie gefunden, denselben nicht gewährt haben würde.

In dieser Stimmung traf ihn unerwartet ein Brief unter dem Poststempel des schwiegermütterlichen Rittersitzes in Süddeutschland. Eine fremde Hand lud ihn mit den Worten der kranken Matrone dringend zu wichtiger Besprechung an deren Krankenbett ein. Wolfram zögerte um so weniger, diesem schleunigen Rufe zu folgen, da er seinen Schwiegervater auf einer Reise in England unerreichbar fern wußte. Seine jüngste Tochter unter der Obhut der bewährten Pfarrerfamilie zurücklassend, trat er mit den beiden andern Kindern noch am selbigen Abend die Fahrt nach dem entfernten Gute an.

Sie reisten die Nacht hindurch; ihr Coupé blieb unbesetzt; die Kinder schliefen bald genug ein und ruhig fort bis in den Tag, Edmund aber vermochte nicht zu ruhen. So sollte er denn nach Jahren die Frau wiedersehen, vielleicht auf ihrem Sterbebette wiedersehen, aus deren Hand er das volle Glück seiner Jugend empfangen, die ihm lange gleichsam als Mutter nahe gestanden, dann ihm gehässig und eine Fremde geworden war. Wie sollte er jetzt ihr gegenüber treten, was durfte sie fordern? was durfte er versprechen, oder verweigern? Er zog ihren Brief hervor und überlas ihn noch einmal beim Schein der Wagenlampe. Es war ein kurzer, dringlicher, fast feierlicher Aufruf, wie ihn Kranke erlassen, denen noch eine irdische Sorge vor dem letzten Gange die Seele belastet. Aber wessen war die Hand, welche diese Worte niedergeschrieben? Wer war der geheime deus ex machina ihrer Entschlüsse, wie sein Schwiegervater ihn genannt? Wolfram betrachtete die Züge, welche ihm fremd und doch wieder bekannt schienen: klar, sauber, deutlich, gleichmäßig, und doch so fein, daß die weibliche Hand nicht verkannt werden konnte. Es erinnerte ihn an Cornelien, daß man sich nicht einer, alle charakteristische Eigenthümlichkeit verlöschenden Stahlfeder bedient hatte; auch in einzelnen Zügen glaubte er die seiner Freundin wieder zu erkennen, aber sie waren schmiegsamer, kindlicher, so vielleicht, wie Cornelie geschrieben haben würde, ehe ihr Vater starb, als sie noch eine Heimath und sich noch nicht

entschlossen hatte, den Kampf mit dem Leben ohne stützende Hand aufzunehmen. Diese Vorstellung führte ihn dann wieder recht lebhaft zu dem Schicksal des vortrefflichen Mädchens und in die Zweifel über ihre Gegenwart zurück, und er vermochte während der ganzen Reise nicht die wehmüthigste Stimmung zu bannen.

6.

Es war an einem milden Augustnachmittag, als Wolfram in der dem Gute nächstgelegenen Stadt anlangte. Ihm wie den Kindern schien eine körperliche Bewegung nach der langen Eisenbahnfahrt wohlthätig; so ließ er sich denn die Richtung des kaum eine Stunde fernen Hochberg bezeichnen und machte sich unter trüben Vorstellungen auf den Weg. Aber diese Vorstellungen wichen allmählig vor dem anmuthigen Landschaftsbilde, das sich während der Wanderung vor ihm entwickelte. Er ging auf der sanften Ufererhöhung eines kleinen Nebenthals, dessen munter plätscherndes Flüßchen in raschem Gefäll dem Hauptstrome zueilte. Weite Wiesenflächen, üppig selber nach dem zweiten Schnitt, prangend im spätsommerlichen, blaurötblichen Blüthenschmucke des Thymian und der Scabiose, mit Obstbäumen bepflanzt, die, vielfach gestützt, dennoch unter der Last der schon golden gefärbten Früchte zu brechen drohten, zogen sich längs der Ränder des kleinen Gebiets, deren südlicher mit Reben bebaut, der nördliche, auf welchem unsere Ankömmlinge sich bewegten, ein herrlicher Buchenwald war.

Edmund genoß diesen lieblichen und segensreichen Anblick mit dem doppelten Interesse eines Freundes und eines Dieners der Natur. Die Schönheit entzückte ihn wie sonst in seinen unthätig beschaulichen Tagen, aber er empfand es zu gleicher Zeit, wie viel freudiger der Bebauer dieses ergiebigen Landes schaffen müsse als der des Heidenbodens seiner Provinz.

Unter diesen Betrachtungen war er dem Schloßgarten nahe gekommen und im Begriffe, durch eine offenstehenden Gitterthür hineinzutreten, als er, aufmerksam gemacht von einem freudigen Ausruf seiner Kinder, sich einige Schritte seitab nach einem Vorsprunge wendete, der eine köstliche freie und mannigfaltige Aussicht gewährte. Zur Linken das Schloß mit seinen sich nach dem Thale absenkenden Gärten, ein stattliches Gebäude, den Glanz früherer Besitzer bekundend; weiterhin auf demselben Ufer das Dorf; gegenüber aber, nur vom Flüßchen getrennt, eine Gruppe von Baulichkeiten, deren Bestimmung sich nicht alsbald deutlich erkennen ließ. Doch zeigte bei näherer Betrachtung das schöne gothische Portal einer schwärzlichen kleinen Kirche, so wie das alterthümliche Ansehen und die Anordnung der weitläufigen umgebenden Gebäude, daß man eines der besterhaltenen säkularisirten Klöster, zu irgend einem philanthropischen, oder industriellen Zweck neu eingerichtet, vor sich habe; und selbst über diesen Zweck konnte der Mann nicht lange im Zweifel bleiben, denn muntere Kinderstimmen lenkten seine Blicke nach einem freien, grünen Plane, auf welchem eine Mädchenschaar in verschiedenem kindlichen Alter und in heiterfarbiger, übereinstimmender Kleidung sich mit Tanz und Spiel ergötzte.

Wolfram gönnte seinen Kindern die Freude, eine Weile von oben herab dem festlichen Gewimmel der Waisen zuzuschauen; betrachtete er selber doch mit Vergnügen die zweckmäßig geordnete und doch zwanglose Einrichtung der festlichen Unterhaltung und Bewirthung. Man hatte eine Laubenreihe von Pfahlwerk und grünen Gewinden errichtet, in welcher die einfachen Erfrischungen aufgestappelt waren, und diese Krüge, diese Körbe mit Früchten und Broden auf den weißgedeckten, blumengeschmückten Tafeln trugen nicht wenig zu dem einladenden Anblick der heitern, im bläulichen Abenddufte schwimmenden Landschaft mit der muntern Staffage ihrer Kindergruppe bei.

Das Läuten einer Glocke gab das Zeichen zum Beginn der Collation, und wie auf einen Zauberschlag flogen die Kinder von ihren verschiedenen Spiel- und Lagerplätzen den Lauben zu, wo ihnen von Lehrinnen und Dienerinnen ihr abgemessenes Theil an Speise und Trank gereicht wurde. Das war ein Jauchzen, ein Freudespringen unter der kleinen Welt! ein Beweis, daß, bei den Kleinen wie bei den Großen, die Bewirthung die Basis einer jeden Geselligkeit seyn und bleiben wird.

(Fortsetzung folgt.)

Zur medizinischen Topographie Bayerns.

(Schluß.)

Das höchste Alter erlangen unter 10,000 Einwohnern und jährlich 284 Todten nur 22,7 und sterben an Altersschwäche. Am günstigsten daran ist die Oberpfalz mit 26,5 am ungünstigsten die Pfalz, welche nur 17,7 zählt. Im Durchschnitt wandern im Königreich jährlich 24, in der Pfalz jedoch 77, in Unterfranken 33, in Oberbayern nur 2,0 aus. Im ganzen Reiche kamen seit 1840 auf 10,000 Seelen 429 Zuwachs, wovon 232 Männer und 197 Weiber und wurden sonach 89 Haushalte oder Familien mehr gegründet; Oberfranken bot die meisten Heirathen; die wenigsten Mittelfranken. Während die Familien im Ganzen um 0,8 Proz.

wuchsen, nahm die Zahl der Armenfamilien um 0,04 Proz. zu. Auf die Pfalz treffen 0,04 Vermehrung, auf Unterfranken 0,01 Verminderung. Ueberhaupt blieben 3 Kreise über, 5 unter dem Durchschnitte. Die Auswanderung nahm um 12 auf 10,000 oder das Doppelte zu. Nach dem Hrn. Verfasser war ferner das Verhältniß der jährlich Verstorbenen zu den Lebenden im Königreiche Bayern während 1840/44 = $2,_{97}$ Proz.; von 1844/51 = $2,_{84}$ Proz.; in Frankfurt a. M. im Jahre 1851 = $1,_{77}$ Proz.; in Paris = $2,_{81}$ Proz. Das Verhältniß aller Kranken zur Einwohnergesammtzahl in Irland war am 30. März 1851 = $0,_{53}$ Proz. Allgemeinsterblichkeit im Königreiche während des Jahres 1847/48:

Männer	66,385	132,009
Weiber	65,624	

Gesammtzahl der Todesfälle beiderlei Geschlechts an Fieber im Jahre 1847/48 in den Kreisen:

1) Oberbayern . . . 1174
2) Niederbayern . . . 497
3) Mittelfranken . . . 696
4) Unterfranken . . . 1172
5) Schwaben 653

Die Todesfälle durch Entzündung im Kreise Mittelfranken:

1847/48	Männer	784	1618.
	Weiber	834	
1844/51	Männer	686	1377.
	Weiber	691	

In Unterfranken:

1847/48	Männer	1124	2159.
	Weiber	1035	
1844/51	Männer	1071	2074.
	Weiber	1003	

In Schwaben:

1847/48	Männer	617	1200.
	Weiber	583	
1844/51	Männer	597	1160.
	Weiber	563	

sind vom Verfasser monatlich in doppelter Weise: a) nach den Fällen im Jahre 1847/48 und b) nach dem siebenjährigen Durchschnitte für diese Krankheit reduzirt. Schließlich sey noch erwähnt, daß im Königreiche die Entzündungen mit 9,4 Proz. unter allen Todesfällen zählt und 1840/44 die 3. und 1844/51 die 4. Stelle unter denselben einnahm; ebenso in Unterfranken im Durchschnitte von 1844/51 mit 13,4 Proz. ebenfalls die erste Stellung unter allen Todesfällen, wie im Jahre 1847/48 mit 13,1 Prozent, einnahm.

Einweihung des Denkmals für Nikolaus I. zu Petersburg.

Gleich nach dem Tode seines Vaters befahl der Kaiser Alexander II., daß demselben ein großartiges Denkmal in Petersburg errichtet werden sollte. Montferraud, der Architekt der Isaakskirche, entwarf den Plan dazu, welcher mit einigen Modifikationen vom Kaiser genehmigt wurde, so daß schon im Januar 1857 der Grundstein gelegt werden konnte. Mit ungemeiner Spannung sah man dem Tage der Einweihung entgegen, und dieses zu gleicher Zeit politische und religiöse Fest hat eine große Menschenmenge nach Petersburg geführt.

Das Monument bietet in der That einen großartigen Anblick dar, und jene Anhäufung gewaltiger Massen, wodurch die russischen Bauten zu imponiren suchen. Drei breite Stufen aus rothem finnländischen Granit führen zu dem untersten Piedestal aus grauem Granit, welches aus zwei reich mit Ornamenten geschmückten Stufen besteht, an dessen Basis sich vier prächtige Kandelaber erheben. Seine oberste Parthie ist aus Porphyr gearbeitet und trägt auf ihren vier Seiten Basreliefs, welche an die mächtigsten Ereignisse der Regierung Nikolaus in den Jahren 1825, 1831, 1832 und 1851 erinnern. Nun erst kommt das eigentliche Piedestal aus weißem italienischem Marmor. An seinen vier Ecken erheben sich die allegorischen Figuren der Gerechtigkeit, der Tapferkeit, des Glaubens und der Weisheit. Seine vordere Seite trägt in russischer Sprache die Inschrift: „Nikolai I. dem Kaiser aller Russen", die andern Seiten sind mit Waffentrophäen verziert. Die Plattform trägt die Statue des Kaisers, welcher zu Pferde in der Uniform der reitenden Garde dargestellt ist, mit Küraß und Helm, auf dem sich der zweiköpfige Adler erhebt. Sie ist 16 Fuß hoch und von Baron von Klodt modellirt. Die Höhe des ganzen Monumentes beträgt etwa 45 Fuß, und der Kostenaufwand für dasselbe 750,000 Silberrubel.

Am 9. Juli Morgens 9 Uhr begannen die Festlichkeiten mit dem Ausrücken der Truppen, welche sich auf den Plätzen zwischen dem Palais der Großfürstin Marie, der Newa, der Admiralität und dem Winterpalais aufstellten. Um 11 Uhr verließ der kaiserliche Zug den letzteren Palast, geleitet von einer Eskadron Kosacken, von Cirkassiern und Georgiern in ihrer so malerischen als eigenthümlichen Tracht. Die Kaiserin saß in einem ganz vergoldeten Wagen im Styl Ludwigs XV., welchem neun ähnliche Wagen folgten. Die Bespannung war von solch streng historischer Genauigkeit, daß man eines jener alten Gemälde lebendig vor sich zu sehen glaubte. Der Kaiser und sein zahlreicher Stab waren zu Pferde und hielten sich zur Rechten des Wagens der Kai-

serin. Der Zug bewegte sich zur Isaakskirche, wo der gesammte Klerus, prächtig in goldene Gewänder gekleidet, das Te Deum anstimmte.

Die kirchliche Feierlichkeit endigte mit dem Gebete für die Verstorbenen; dabei entblößten Alle, Volk und Soldaten, das Haupt und knieten nieder, die Kriegsschiffe auf der Newa feuerten ihre Salven ab und die Glocken läuteten.

Nun verließ der Kaiser und die Kaiserin ihre Tribüne, gingen rings um das Monument herum und nahmen unter einem gegenüber von demselben für sie hergerichteten Zelte Platz. Darauf begann das Defiliren der Truppen, welches gegen zwei Stunden dauerte. Da sah man die kaiserliche Palastgarde, die prächtigen Gardeinfanterieregimenter (worunter das berühmte Paul'sche Regiment) die Gardekürassiere, die schöne Artillerie, die Kosacken 2c. Im Ganzen nahmen 58 Bataillone Infanterie, 52 Eskadronen Kavallerie und 18 Batterien daran Theil.

Abends waren die ganze Stadt und die Kriegsschiffe auf der Newa glänzend beleuchtet.

Mannigfaltigkeiten.

Die bekannte, auch dramatisch bearbeitete Geschichte von der Schildwache, die lange Jahre auf dem Posten stand, bis sie abgelöst wurde, hat in Tyrol so eben ein Seitenstück gefunden. Bekanntlich sind die Forstleute dieses Kronlandes in großer Anzahl, theils als selbstständiger Schützenkörper, theils unter die Schützenkompagnien vertheilt, an die bedrohte Gränze gerückt. Sie haben auch vor dem Feinde die Feuertaufe erhalten und überhaupt sich brav gehalten. Bereits sind die meisten derselben zurückgekehrt. Nur der Posten auf den Gletschern des Martelthales ist noch nicht eingerückt. Dort standen die beiden Forstwarte Schwarz und Pichler mit dem strengsten Auftrage, bis zur Ablösung auszuhalten. Nachdem nun Geld und Proviant erschöpft waren und kein Anzeichen der Erlösung aus den Eisfeldern sich erkennen ließ, stieg einer der beiden Schützen von der hohen Warte ins Thal, um sich wenigstens zu überzeugen, daß die Welt noch existire. Da hörte er nun zu seinem nicht geringen Erstaunen, daß längst schon der Friede geschlossen und alle Schützen auf der Heimkehr begriffen seyen. Derselbe ist nun auch bereits in seiner Heimath angelangt, während der andere, wie es scheint, ohne Befehl, trotz des Friedens von Villafranka, seinen Posten, wie er versprochen, nicht verlassen will.

Am 14. Juli fand am Niagara-Fall eine abermalige Vorstellung des Seiltänzers Blondin statt. Dießmal fuhr derselbe mit einem Schubkarren auf dem Seile über den Niagara. Der Karren war von einem Theaterschreiner aus leichten, halbzölligen und zölligen Brettern gemacht worden und wog im Ganzen nur 20 Pfund. Das Rad hatte 15 Zoll Durchmesser, war am Umfange 4 Zoll dick und hatte ringsum einen 3 Zoll tiefen Falz, mittelst dessen es auf dem Seile erhalten ward. Mit diesem Karren ging Blondin vom kanadischen Ufer, ohne sich unterwegs aufzuhalten, in zehn Minuten herüber. — Zuvor war er mit der Balancierstange vom amerikanischen Ufer nach dem kanadischen hinüber gegangen und hatte unterwegs die früheren halsbrechenden Kunststücke wiederholt. In der Mitte angelangt, hatte er seinen Hut im steifen Arm ausgestreckt und den Kapitän des Dampfbootes „Maid of the Mist" mit einer Kugelbüchse danach schießen lassen. Ob in der Büchse wirklich eine Kugel war, oder ob, wenn dieß der Fall war, der Schütze so genau auf den Hut zielte, mag dahin gestellt bleiben.

Ein Bildniß Alexander's v. Humboldt hat Veranlassung zu einem interessanten Prozeß gegeben. Der Stadtrath Jakobs zu Potsdam hatte bereits früher bei dem Professor Schrader ein Porträt des großen Gelehrten bestellt und geliefert erhalten, dem bezüglichen Vertrage aber die Bedingung hinzugefügt, daß Herr Schrader, bei Vermeidung einer Conventionalstrafe von 3000 Thlrn., nicht befugt seyn soll, ein zweites Porträt derart anzufertigen. Der Zweck dieser Stipulation scheint darauf hinauszulaufen, einer augenblicklichen Laune Befriedigung zu schaffen, denn Herr Jakobs wollte, daß außer ihm Niemand so glücklich seyn sollte, Humboldt in dieser Darstellung zu besitzen. Schrader vollendete gleichwohl, wie erwähnt, ein zweites Porträt Humboldt's für einen Amerikaner, und nun verlangte Jakobs im Wege des Prozesses, als Sühne des Opfers seiner Laune, die Conventionalstrafe von 3000 Thlr. Dem scheint aber entgegenzustehen, daß das eine Bild Humboldt sitzend, das andere ihn aber aufrecht stehend darstellt.

An der sächsisch-böhmischen Gränze, in der Gegend von Peterswald, gibt es ganz wunderbar gestaltete Namen, z. B. Buttermichelnozenzensfranzensklara und Muttergottesschustermichelwenzelfranz, d. h. Klara, Eheweib des Franz, welcher Sohn des Innozenz, Enkel des Michael ist, der mit Butter handelt, und Franz, Sohn des Wenzel, Enkel des Michael, welcher Schuster war und bei der Statue der heil. Mutter Gottes wohnte.

Redakteur: Gustav Reffert
Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung.“

№ 198 Samstag, 20. August 1859.

Eine Gouvernante.

(Fortsetzung.)

In der Laube, welche dem Beobachtungsplatze der Reisenden am nächsten gelegen war, hatte eine Gruppe der kleinsten Mädchen Posto gefaßt und wurde durch die Hand eines Frauenzimmers bedient, von dessen geschickten, man möchte sagen liebreichen Bewegungen Wolfram kaum ein Auge verwenden mochte. Ihr weißes Kleid schimmerte zwischen den dunkelbunten Anzügen; die schlanke, biegsame Gestalt ragte über den kleinen, gedrungenen der Kinder auf das Anmuthigste hervor. Kaum aber, daß alle Becher aus den Krügen gefüllt, alle Brode und Früchte vertheilt waren, so wendete sich die junge Lehrerin der Kinder — denn daß sie jung war, daran zweifelte Wolfram nicht, obgleich er ihre Züge nicht im Entferntesten zu unterscheiden vermochte — mit rasch wiederholtem Kopfnicken, wie zum Abschiede gegen die Kleinen, die sie von allen Seiten umringten, ihr in den Weg traten, die Hände darreichten und sie gar nicht von sich lassen zu wollen schienen, so daß sie sich endlich mit Gewalt losreißen mußte, und in raschem Laufe, wie eine weiße Taube, gefolgt von der kleinen flatternden, kreischenden Schaar, dem mittleren, für die größeren Mädchen bestimmten Laubenplatze zueilte. Obgleich diese Partie schon tiefer im Abenddunkel lag, konnte Wolfram doch deutlich eine überragende Frauengestalt aus dem bunten Knäuel hervortreten sehen, vor welcher die Dahereilende sich mit kindlichem Handkuß verbeugte, und von der sie darauf herzlich umarmt und entlassen wurde.

Es war eine Thorheit, ein Phantom, aber angeregt durch die gesammte Anordnung der Scene vor seinen Augen, mahnte es Wolfram wie eine unbestimmte, unfaßbare Erinnerung. Er heftete seine Blicke gespannt auf die ernste, ruhige Gestalt, ohne jedoch mehr als einen schattenartigen Umriß von ihr zu gewinnen, und er hatte einige Minuten die weiße flatternde Taube ganz außer Acht gelassen, als er dieselbe, nachdem sie schon die Brücke des Flüßchens überschritten, den schmalen gewundenen Pfad der Uferhöhe hinan und just dem Platze zusteigen sah, auf welchem er stand. Jetzt aber, wo er die angenehme jugendliche Gestalt ganz in der Nähe betrachten konnte, mußte er sich sagen, daß er durch keine einladendere Erscheinung zuerst auf dem Grund und Boden der Seinigen hätte begrüßt werden können.

Auf dem Vorsprunge angekommen, stand sie still, einem eben beginnenden, vom Thale heraufdringenden Chorgesange lauschend; die Kinder, im Halbkreise der Höhe zugewendet, auf welcher die weiße Gestalt ihrer Freundin, von den letzten Strahlen der Abendsonne beglänzt, ihnen gegenüber stand, sangen ein kurzes Abendlied, dessen Schlußstrophe sie von oben herab mit einer glockenhellen, seelenbewegten Stimme wiederholte. „Himmelsruh, Himmelsruh!“ verhallte es leise zitternd im Thal und in Edmund Wolframs Herzen.

Auch die Waisen unten hatten regungslos zugehört, jetzt aber, nachdem die Sängerin geendet, erschallten ihre jubelnden Stimmen herauf, schwenkten sie ihre Tücher und Schürzen, warfen Kränze und Sträuße in die Luft und waren nur mit Mühe in die Ordnung des Heimzuges zu fügen. Das junge Mädchen dagegen wendete sich eilend dem Schloßgarten zu, und stand schon vor der Thür, als sie sich von der kleinen Bertha zutraulich bei der Hand gefaßt und von derselben hinter den Bäumen vortretenden Vater ehrerbietig begrüßt sah. Sie stutzte einen Augenblick, sagte aber dann mit freundlichem Lächeln: „Herr Wolfram, nicht wahr?“ und als er sich bejahend verbeugte, fügte sie hinzu: „O, nun Sie so schnell gekommen sind, wird Ihre Kranke auch genesen. Gewiß, nur die Sehnsucht nach Ihnen und den Kindern hat sie so elend gemacht. Seit Abgang des Briefes hatte sie alle Ruhe verloren.“ — „Habe ich Ihnen diesen Brief zu danken?“ fragte Wolfram, die Sprecherin aufmerksam betrachtend. — „Da ich immer um Ihre Frau Mutter bin,“ antwortete sie leicht erröthend, „habe ich ihr auch wohl hin und wieder als Schreiberin dienen müssen.“

„Und darf ich fragen, durch welche glückliche

Fügung meiner armen Mutter die Wohlthat der liebenswürdigsten Pflege und Gesellschaft zu Theil geworden ist?“ — „Der Wunsch unserer Vorsteherin hat mich in die Nähe der Kranken gewiesen, so lange dieselbe meiner Dienste zu bedürfen glaubt.“ — „Welcher Vorsteherin?“ fragte Wolfram, in eigenthümlicher Weise befangen. — „Der Vorsteherin dieser Waisenanstalt, deren Stiftungsfest wir heute begangen haben, der besten, herrlichsten Frau, die auch Ihrer Kranken schnell eine Freundin geworden ist; nur daß zu Vieles auf ihr ruht, um sich ausschließlich einer einzigen Liebespflicht hinzugeben.“

Wolfram unterbrach die Sprecherin durch eine rasche Bewegung; die Frage nach dem Namen der Vorsteherin schwebte auf seinen Lippen, aber, seltsam, er vermochte nicht sie auszusprechen, und so ließ er, nicht allzu geschickt, eine andere an ihre Stelle treten, nur um seine Verlegenheit nicht bemerklich zu machen.

„Und Sie selber,“ fragte er stockend, „Sie sind Lehrerin an der Anstalt?“ — „Nicht doch,“ antwortete sie lächelnd, kaum daß ich hoffen darf, es eines Tages zu werden. Ein wenig singen und nähen, das ist Alles, was ich jetzt mit den Kindern treibe, und wenn ich so sehe, wie unsere Mutter bis in das Kleinste jeden Einzelnen kennt und versorgt und doch dabei immer das Große und Ganze im Auge hält, da fühle ich recht deutlich, daß ich für einen so weiten Kreis nicht geboren bin und schwerlich jemals über den Dienst des Einzelnen hinaus kommen werde.“

Sie hielt inne, mit einem gar lieblich wehmüthigen Ausdruck vor sich niederblickend, nach einer Weile aber schien sie sich zu besinnen, daß sie noch eine Antwort schuldig sey und fuhr fort: „Ich bin die Tochter des früheren Besitzers, Martina von Hochdorf, eine Waise, wie die Kleinen dort unten, deren Mutter einst meine Erzieherin war, und nach dem Tode meines Vaters auch mir, ja mir vor Allen, eine Mutter geworden ist.“

Wieder war Wolfram im Begriff, nach dem Namen dieser mütterlichen Versorgerin zu fragen, als das junge Mädchen sich rasch empfahl, um die Kranke auf seine Ankunft vorzubereiten, und begleitet von den Kindern, die sich nicht von ihrer Seite verdrängen ließen, den nächsten Weg nach dem Schlosse einschlug. Er folgte ihr langsamer durch die dichten, fast nächtigen Alleen des Gartens. Eine untrügliche Ahnung sagte ihm, daß die lange Gesuchte jetzt gefunden sey. Warum war ihm aber auf einmal so beklommen? warum hemmte er den Schritt, den er wenige Minuten zuvor in heimlicher Sehnsucht beschleunigt hatte?

Er langte vor dem Schlosse an; der stattliche Bau lag im tiefen Dunkel, nur in den wirthschaftlichen Nebenhäusern brannte Licht und ein matter Lampenschimmer, aus einem untern Gartenzimmer dringend, zeigte ihm den Weg zu denen, welche er suchte.

Die Thür nach der Terrasse stand geöffnet, denn der Abend war mild und die letzten Sommerdüfte der Reseden und Levkojen durchwürzten die Luft. Wolfram stand eine Weile regungslos vor dem rührendsten Bilde. Sein Knabe kniete vor dem Ruhebette der matten, bleichen Frau, an deren Brust Berthas heller Kopf sich schmiegte. Aus den Zügen der Großmutter wie der Enkelin trat ihm das Bild der vielgeliebten, vielbeweinten Frau und der Tage seines Glücks und seiner Jugend entgegen, und neben dieser Gruppe, stützend, lindernd, lächelnd unter Thränen, bewegte sich die sanfte Gestalt der Waise wie ein Engel der Tröstung und der dienenden Liebe.

Kindlich beobachtete sie jeden Zug der Kranken, kam leise und geräuschlos dem kleinsten Bedürfniß zuvor, hier der Schüchternheit, dort der Aufregung zu Hülfe. Wolfram fühlte sich wie gebannt; dieses herzliche Wesen, kaum erblickt, schien ihm ein lange vertrautes, im Innersten durchschautes; es stand inmitten der beiden Frauen, deren Erinnerung unverlöschlich in ihm lebte. Arm, eine Waise, demüthig einem abhängigen Schicksal gegenüber gestellt, wie Cornelie, aber singend und spielend mit den Kindern als ein Kind; innig und schmiegsam wie Melanie, aber ernster Pflichten mit selbstüberwindender Kraft gehorchend und dienend; so erschien ihm Martina und so war Martina.

(Fortsetzung folgt.)

Die Festlichkeiten in Paris.

Paris, 15. August.

Gestern Abend fand das große militärische Bankett im Ständesaale des Louvre statt. Es bestand aus 300 Gedecken. Die Marschälle, Generale und Korps-Kommandanten waren dazu geladen. Der Saal war auf militärische Weise geschmückt. In dem Hintergrunde, wo sich die Estrade mit dem Throne befindet, war eine Tafel errichtet für den Kaiser, die Kaiserin, die Prinzen und die Prinzessinnen. Ein anderer Tisch war in der Mitte des Saales für die Minister, Marschälle, Admirale und Großwürdenträger der Krone hergerichtet. Die übrigen Gäste saßen an Tischen auf beiden Seiten des Saales. Um 7 Uhr erschienen Ihre Majestäten, die sofort an ihrer Tafel Platz nahmen. Zu den Seiten derselben saßen die Prinzessin Mathilde, der Prinz Joseph Bonaparte, die Prinzen Luzian und Joachim Murat, die Prinzessin Bacciochi,

die Prinzessinnen Lucian und Anna Murat, der Herzog und die Herzogin von Alba, der Marquis und die Marquise von Roccociovino, der Baron und die Baronin von Mundori. Beim Dessert erhob sich der Kaiser, nahm sein Glas zur Hand und brachte einen Toast auf die Armee aus. Die Worte, welche er sprach, sind jedenfalls höchst merkwürdig, da sie beweisen, daß er — nichts sagen wollte. Die Anwesenden nahmen diese Worte natürlich mit einem unbeschreiblichen Jubel auf. Weder der Prinz noch die Prinzeßin Napoleon wohnte den gestrigen Feierlichkeiten bei.

Den heutigen Abendblättern und anderen Quellen entnehme ich über den gestrigen Tag noch Folgendes: Unter den Personen des Gefolges des Kaisers befand sich auch der Marschall Pelissier, Herzog von Malakow. Die Kaiserin wohnte, wie gemeldet, dem Vorbeimarsche auf dem Vendome-Platze bei. Man bemerkte, daß sie sich, als das Defile der Verwundeten begann, von ihrem Sitze erhob und dieselben mit Handbewegungen grüßte. Sie trug ein weißes Kleid, eine schwarze Spitzen-Mantille und einen italienischen Strohhut, mit den National-Farben geschmückt. Die Prinzessin Mathilde hatte ein lilafarbenes Kleid und einen weißen Hut. Der General Forey legte, als er an der Spitze seiner Division auf dem Vendome-Platz ankam, die ihm gewordenen Blumenkränze und Sträuße zu den Füßen des Kaisers nieder, um ihm so seine Ehrfurcht und Ergebenheit zu bezeugen. Der Kaiser ließ sie sofort von einem seiner Stallmeister in Empfang nehmen. Während des Einzuges der Truppen war, mit Ausnahme der Boulevards, der Rue Rivoli und dem Faubourg St. Antoine, das ganze übrige Paris wie ausgestorben. Alle Welt hatte sich nach dem Festorte hingedrängt. Der Raum war jedoch ein ungeheurer, so daß nirgendwo ein zu großes Gedränge stattfand. Man bemerkte auch am gestrigen Tage sehr die große Anzahl von Feldgeistlichen und Marketenderinnen, die sich im Zuge befanden. Eine derselben fiel besonders durch ihren stolzen und martialischen Gang auf. Sie soll sich bei Solferino ausgezeichnet haben. Ein neben ihr stehender Jäger, für den sie lebhafte Gefühle hegte, erhielt eine Kugel in die Brust. Sie warf sich über ihn hin und hielt ihn in ihren Armen bis zu seinem letzten Athemzuge. Dann erfaßte sie eine wilde Wuth; sie ergriff seine Büchse und kämpfte mit bis zum Ende der Schlacht. Paris selbst bot gestern nach dem Defile bis in die späte Nacht ein ungeheuer belebtes Aussehen dar. Die Boulevards, der Platz Vendome, der Platz vor dem Hotel de Ville, die Rue Rivoli, welche beim Einbruch der Nacht alle glänzend erleuchtet wurden, waren ohne Unterlaß von einer zahllosen Menschenmenge bedeckt. Die Wagen konnten sich nur mit Mühe durch dieselbe hindurchdrängen. Die Illumination selbst war ziemlich glänzend, obgleich erst heute Paris offiziell erleuchtet wird. Die Tuilerieen, der Place de la Concorde und die Champs Elysees lagen deßhalb in tiefem Dunkel. Dieser letztere Platz und die große Allee der Champs Elysees boten aber doch einen wirklich magischen Anblick dar. Sonst erglänzen dieselben in einem förmlichen Gasfeuer. Gestern war das Gegentheil der Fall. Der Anstalten halber, die man wegen der heutigen Illumination getroffen hatte, war es unmöglich, die zahlreichen Gaslaternen in ihrer gewöhnlichen Gestalt anzuzünden. Sie trugen alle eine rothe Umhüllung, die einen matten röthlichen Schimmer warf und die breite Allee und die alten Bäume zu beiden Seiten in tiefem Dunkel ließ. Vor dem Eingang der Elysäischen Felder war es, und besonders für einen alten Pariser, der diese Punkte noch nie unbeleuchtet sah, ein höchst merkwürdiger Anblick. Im Vordergrunde lag der nur von rothen Laternen erleuchtete Eintrachtsplatz mit dem dunkeln Tuilerieen-Garten im Hintergrunde. Auf der rechten Seite sah man die glänzend erleuchteten Hotels (Marine-Ministerium und Hotel Crillon) und auf der andern Seite, jenseits der Seine, das magisch erleuchtete Portal der Deputirten-Kammer und den in einem Feuermeer prangenden Palast des Ministers des Aeußern. Im Hintergrunde lag die finstere Allee der Elysäischen Felder. Durch die Bäume hindurch erglänzten die vielen Leuchten der dort befindlichen Cafés Chantants und sonstigen Belustigungsorte und die herrliche Feuermauer, die man um den Garten des Elysee, der einstigen Residenz des Präsidenten der Republik, gezogen hatte. Aber sie störten das tiefe Dunkel der Nacht nicht, und die lustigen Gesänge, die Freudenrufe und das Geschrei der Menge drang nur wie leises Gemurmel zum Ohr. Diese Orte selbst waren fast ganz verlassen. Nur zuweilen rollte ein Wagen geräuschlos über den Mac-Adam hin. Auf dem Eintrachtsplatz in der Nähe der Seine erhob sich eine hohe thurmähnliche Säule mit einer rothen Laterne darauf. Sie sah aus wie ein Leuchtthurm.

Der heutige Festtag hat die Pariser ebenfalls wieder auf die Straße gelockt. Das Lager von St. Maur, der Place Vendome, die Champs Elysees, das Marsfeld, die Esplanade des Invaliden, wo Volksbelustigungen stattfinden, die Theater, wo Gratis-Vorstellungen gegeben wurden, haben eine zahllose Menge angelockt. Besonders stark werden auch die Tuilerien besucht, in deren Hofe die 40 österreichischen Kanonen aufgestellt sind.

Die Pariser scheinen heute übrigens von den Strapazen des gestrigen Tages noch etwas ermüdet, und die Schaulust derselben ist nicht so groß, als dieses gewöhnlich der Fall ist. Heute Abends findet große Illumination und Feuerwerk statt. Um 1 Uhr

Nachmittags wurde in der Notre-Dame im Beiseyn der ganzen offiziellen Welt ein feierliches Te Deum gesungen. Der Kaiser und die Kaiserin wohnten demselben an. JJ. MM. bewohnen noch die Tuilerieen und werden auch vor ihrer Abreise nach Biarritz nicht mehr nach St. Cloud zurückkehren.

Der Zudrang der Fremden und Provinzial-Bewohner nach Paris war ungeheuer. Aus Lille kamen in der Nacht vom Samstag auf den Sonntag allein 10,000 Personen an. Man schätzt die Zahl der gestern anwesenden Nicht-Pariser auf über 800,000, wenn nicht mehr. Dazu gehören natürliche alle diejenigen, die sich hier während des Einzuges der Armee aufhielten.

Die Soldaten des Lagers von St. Maur und die Garnison von Paris haben für den heutigen Tag halben Sold Gratifikation und zwei Rationen Wein erhalten. Die Toaste auf den Kaiser wollen deßhalb in den von den Soldaten besuchten Kneipen kein Ende nehmen.

Paris, 16. August.

Paris hat auch heute ein sehr belebtes Aussehen. Doch verschwinden nach und nach die Fremden, und die Hauptstadt fängt an, ihren Festanstrich zu verlieren. Den Schluß des gestrigen Festes bildete die Illumination aller öffentlichen Gebäude, der großen Plätze und vieler Privat-Gebäude. Den Glanzpunkt derselben bildeten die Tuilerien, der Carrouselplatz, der neue Louvre, der reservirte Theil des Tuilerieen-Gartens, der Tuilerieen-Garten selbst, und die Champs Elysees. Der reservirte Garten, in den das Publikum zugelassen war, war mit bunten Gläsern erleuchtet, die zum Theil im Grase, in den Gebüschen und in langen Reihen an den Wegen, und zwar in der Form einer Mauer mit Thürmchen angebracht waren. Es sah wie chinesische Mauern aus, sollte aber wohl nicht den Stillstand bedeuten. Bunte Guirlanden schmückten die große Allee, so wie die Champs Elysees, letztere schon etwas ärmlich aus. Die übrigen Punkte waren mit Gas-Lämpchen erleuchtet, N und Adler darstellend. Um 8¼ Uhr erschien der Kaiser auf dem großen Ballon, der nach dem Garten führt, und wurde mit stürmischen Vives begrüßt; die Kaiserin befand sich neben ihm. Beide grüßten die Menge und erschienen ein Zweitesmal, als die „Vives" gar kein Ende nehmen wollten. Um 9 Uhr wurde ein Feuerwerk abgebrannt. Hunderttausende von Menschen trieben sich bis spät in die Nacht hinein auf allen Straßen herum. Erst gegen Morgens zwei Uhr wurde es in Paris etwas stiller, aber noch lange ertönte das Geschrei und der heisere Gesang derer, die etwas zu viel Durst gehabt hatten. Die Soldaten des Lagers von St. Maur kamen erst nach 12 Uhr nach Paris. Am Morgen hatte ihnen die Stadt Paris ein Dejeuner vorgesetzt. Dasselbe begann um 9 Uhr. Vor Sonnen-Aufgang wurde auf allen Punkten des Lagers gekocht, gebraten und gesotten. An Tischen fehlte es vielfach, aber weder an Appetit, noch an Durst, noch an Lebehochs auf den Kaiser und Wünschen für eine baldige Wiederaufnahme des lustigen Lebens der letzten Zeit. Die Chefs der verschiedenen Korps durchschritten die Reihen der Soldaten und wurden mit großer Begeisterung empfangen. Das Gelage dauerte bis gegen 12 Uhr, und Viele setzten es später in den Weinkneipen fort. Einige Regimenter haben bereits heute Morgens das Lager verlassen. Morgen bezieht die Garde ihre Kasernen. Die österreichischen Kanonen sind jetzt auch wieder aus den Tuilerien verschwunden. Man brachte sie heute nach dem Artillerie-Museum von St. Thomas d'Aquin.

Die neue Brücke, die zwischen dem Pont royal und dem Pont de la Concorde liegt, und die gestern dem Verkehr übergeben wurde, trägt folgende Inschrift:

Pont de Solferino.
Construit sous le règne de Napoléon III. 1858—1859.

Mannigfaltigkeiten.

Die „Ostdeutsche Post" berichtet: Ein Tapferer vom Regimente König der Belgier: Heinrich Neufellner, 22 Jahre alt (Sohn eines Lehrers in Klosterneuburg), war vor seiner Assentirung bei einem Müller im Dienste und marschirte bei dem jüngsten Feldzuge als Korporal nach Italien. In der Schlacht von Magenta befreite er einen österreichischen General, machte drei Franzosen kampfunfähig, entriß einem der Feinde die Krimmedaille, einem zweiten das Kreuz der Ehrenlegion, kommandirte, als sein Hauptmann fiel, die Division, eroberte zwei Kanonen und kehrte mit sieben glücklicher Weise leichtern Verwundungen von dem Schlachtfelde zurück. Die zwei erbeuteten Dekorationen übergab Neufellner dem geretteten General, welcher ihm eine mit dem Bedeuten zurückstellte, er würde seinen Retter durch Vorzeigen derselben wiedererkennen. Für seine tapfern Thaten erhielt er die goldene und große silberne Medaille und avancirte zum Lieutenant. Der Kaiser heftete ihm eigenhändig im Spital das Verdienstkreuz an die Brust und lud ihn zur Hoftafel. Derselbe soll noch weitere Auszeichnungen erhalten.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 199 Montag, 22. August 1859.

Eine Gouvernante.

(Fortsetzung.)

Martina bemerkte Edmund endlich und winkte ihn an die Seite der Kranken, die bei seinem Anblick in einen Thränenstrom ausbrach. Tief bewegt und schweigend drückte er ihre Hand an sein Herz, und als er nach einer Weile aufblickte, war Martina mit den Kindern verschwunden. — „Wo ist sie?" flüsterte die Kranke unruhig. Er wendete sich, um die gewohnte Pflegerin herbeizurufen, aber die Mutter hielt ihn zurück. — „Bleiben Sie, Edmund," sagte sie. „Sie fühlte es, daß ich Sie allein sprechen mußte, darum hat sie sich entfernt. Aber mir fehlt etwas, wenn ich sie nicht um mich habe, ich lerne an diesem Kinde, was lieben ist." — „Melanie!" sagte Wolfram leise, ihre Hand drückend. — „Ja, es ist meiner Melanie zärtliches Herz, Edmund, und doch so viel anders. Wie soll ich nur sagen? Melanie liebte ihre Eltern, ihren Mann, ihre Kinder, ihr war nur wohl, wo ihre Lieben waren, und gewisse Verluste würden ihr Herz gebrochen haben. Martina liebt überall und immer, wo ein Wesen der Liebe bedarf. Eine Waise — und sie ist einer Fremden Kind geworden, geschwisterlos — und die armen Pfleglinge werden ihre Schwestern. Was hat sie von mir, der Unbekannten, Kranken, Ruhelosen; aber nur ein Wort Cor —

Frau Eschenbach stockte, Edmund faßte ihre Hand und sagte sanft, aber fest: „Sprechen sie den Namen aus: wessen Wink, liebe Mutter?" — Sie saß eine Weile sinnend und zagend, dann begann sie nicht ohne Kampf: „Ich habe Sie zu mir beschieden, Edmund, um Ihnen einen schweren Irrthum einzugestehen und, so weit es noch möglich, ein schweres Unrecht wieder gut zu machen. Die Vorsteherin dieser Anstalt, die Erzieherin dieses liebenswürdigen Mädchens, jetzt ihre Versorgerin, ihre Mutter, meine aufopfernde Pflegerin, als ich gebrochen an Leib und Seele hier ankam, meine großmüthige Freundin, es ist —" — „Cornelie Wille," fiel Wolfram ein. — „Sie wußten es, Edmund, und Sie —" — „Ich ahne es erst seit dieser Stunde." — „So werde ich Ihnen nichts weiter zu sagen haben, lieber Sohn. Noch ist es Zeit zu Aller Glück und ich sterbe freudig, wenn ich Melaniens Kinder unter den Augen dieser seltenen Frau geborgen weiß. Daß Bertha hier eine zweite Martina würde! Auch dieses herrliche Kind; arm und ohne Schutz in der Welt als den einer selbst armen und schutzlosen Frau, erhält auf diese Weise eine Heimath und ein Vaterhaus. Ich habe meine Angelegenheiten geordnet, lieber Edmund; diese Besitzung gehört Ihnen für Ihre Lebenszeit und fällt erst nach Ihrem Tode an Melaniens Kinder. Die gegenwärtige Verwaltung geht zu Ende, Sie können schon jetzt in die Bewirthschaftung eintreten. Die Kinder bleiben in Ihrer und meiner Nähe, so lange ich lebe, die nahe Stadt bietet den besten Unterricht für Ihren Sohn. Eine höhere Hand hat Alles so herrlich zusammenstimmend gefügt. Selbst Cornelie braucht als Ihre Frau den Wirkungskreis nicht aus den Augen zu verlieren, in dem sie so Bedeutendes leistet, denn ihre Fähigkeiten reichten weiter, als die der Mehrzahl der Frauen, und sie würde die widerstrebendsten Pflichten zu vereinigen wissen."

Frau Eschenbach hielt inne, die lange lebhafte Rede hatte sie erschöpft. — „Morgen mehr," flüsterte sie. — „Nur noch eine Frage," sagte Wolfram zögernd. „Weiß Cornelie um mein Hierseyn, liebe Mutter?" — „Sie hat mir den Muth, Sie einzuladen, eingeflößt." — „Und um Ihre Plane?" — „Hinsichtlich des Gutes stammen sie von ihr, der leisesten Berührung ihrer Vergangenheit aber, wie jeder daran geknüpften Folgerung für die Zukunft ist sie umsichtig ausgewichen." — „Und Martina?" — „Weiß nichts; Cornelie fordert dieses Geheimniß. Daß eine kranke Frau nach ihren Enkelkinder und deren Vater verlangt, ist Alles, was sie denkt."

Versuchen wir es nicht, die widersprechenden Gefühle des armen Mannes in dieser schlaflosen Nacht zu schildern. Was er Jahre lang als den unüberwindlichsten Verlust beklagt, als ein begehrenswerthes Glück, als die Bedingungen inneren Frie-

dens ersehnt, das ward ihm jetzt dargeboten, nicht nur als ein Gewinn, sondern als eine Pflicht, und er zögerte, die Hand auszustrecken, um es zu ergreifen.

Vor Sonnenaufgang war er schon wieder im Garten. Körperliche Bewegung sollte seine innere Aufregung beschwichtigen. Noch waren die Läden des Gartenzimmers geschlossen, aber kaum daß die Sonne in die Höhe stieg, so sah er auch Martina leise öffnend heraustreten und sich von ihr wie einen alten Bekannten begrüßt. Er betrachtete sie mit so viel Aufmerksamkeit, als seine Befangenheit zuließ. Die blassen Züge, wie die bläuliche Färbung der Lider zeugten von einer, und gewiß nicht von der ersten unruhigen Nacht am Lager der Kranken; auch erschien sie ihm im hellen, scharfen Morgenlichte allerdings nicht so schön als gestern im verklärenden Abendroth; ihr fehlte Melaniens frisch blühender Schmelz, wie Corneliens Formenreinheit, aber über der ganzen Erscheinung lag ein wohlthätiger Hauch gebreitet, erwärmend, nicht blendend, gleich einem verschleierten Sonnenhimmel.

Mittheilend ging sie eine Strecke an seiner Seite; von dem Zustande der Kranken lenkte er sie gar leicht auf ihr Verhältniß zu Cornelien, von der sie mit der wärmsten Dankbarkeit und Bewunderung sprach.

„Ich danke ihr Alles,“ sagte sie. „Eine Fremde, übernahm sie Erziehung und Pflege des kränklich verwahrlosten Kindes. Meine Mutter war todt, mein armer Vater durch Kümmernisse aller Art an Körper und Stimmung, wie in seinen äußerlichen Verhältnissen zerstört. Lange hatte er sich vergebens um die helfende Hand bemüht, welche endlich auf ein einfaches Zeitungsanerbieten hin eine Unbekannte ihm bot. Tausend andere würden vor der schweren Aufgabe geflohen seyn; sie suchte rastlos und unerschrocken die Verwirrung nach allen Seiten hin auszugleichen, und sicher wäre es ihr gelungen, hätte nicht schon nach wenigen Monaten der Tod meines armen Vaters ihrem Streben ein Ende gemacht. Die Stelle einer Vorsteherin an diesem Waisenhause war damals unbesetzt, die Mutter bewarb sich bei der Regierung um dieselbe und erhielt sie. Auch hier lag durch frühere Vernachlässigung Manches im Argen; aber wie war sie hier am rechten Ort, zu säubern, einzurichten, die eingerissenen Mißstände durch neue fördernde Einrichtungen zu verdrängen, ruhig und gleichmäßig, aber unermüdet, Schritt für Schritt! Und nicht genug mit der Sorgenlast für hundert Waisen, die sie auf ihre Schultern genommen, belud sie sich noch mit der für das arme, elternlose Kind, dessen Bildung sie kaum begonnen und das, ohne Schutz und Schirm auf der Welt als sie allein, mütterliche Liebe und Wohlthat an ihrem Herzen fand.“

Thränen erstickten des guten Kindes Stimme, sie reichte ihrem Begleiter die Hand und ging rasch nach dem Hause zurück. Wolfram aber, erwärmt und belebt von dieser Schilderung, in welcher er Cornelien ganz und groß wiedergefunden hatte, wie er sie verlassen, wendete sich entschlossen der Gegend des Klosters zu. Es lag vor ihm in lautloser Morgenstille und weißem Morgenduft, ernst und ehrwürdig, nur Thürme und Giebel von den ersten Sonnenstrahlen beleuchtet. Ohne umzublicken, stieg er hastig die Terrassen nieder, die nach dem Flusse führen. Der Steg eines Schleußenthores dient als nächstes Verbindungsmittel zwischen den beiden Dominien des Schlosses und Klosters, und über diesen Steg sah er jetzt, da er auf der untersten Terrasse stand, Corneliens hohe ernste Gestalt langsam, und ohne daß sie ihn bemerkte, auf sich zuschreiten. Seine Füße wurzelten im Boden, seine Blicke hafteten auf der unerwarteten Erscheinung.

Die Jahre der Trennung und Anstrengung hatten deutliche Spuren auf ihren Zügen zurückgelassen; sie schienen schärfer, abgegränzter; Augen und Mund größer geworden; die ernste, wenn gleich nicht düstere Farbe des Kleides dämpfe das erhöhte Colorit. Als Edmund sie kennen lernte, war sie ein Mädchen in frischer, kräftiger Jugend; in diesem Augenblicke kam sie ihm vor weder wie eine Jungfrau, noch wie eine Frau, nicht wie eine Nonne, noch wie eine Mutter, zwischen welche Beide ihr Beruf sie stellte. Dieser Beruf hatte ihr ein eigenes Gepräge gegeben und sie zu einem Einzelwesen gestempelt.

Diese Beobachtungen durchblitzten Wolframs Sinn in den wenigen Minuten, als sie gedankenvoll, ohne aufzublicken, aber mehrmals inne haltend, die Stufen zu ihm in die Höhe stieg. Er wußte nicht, sollte er fliehen, sollte er zu ihren Füßen niederstürzen; ein Verlangen verdrängte das andere — und da stand sie schon ihm gegenüber, erblassend, erbebend einen Augenblick, aber doch die Erste sich zu fassen und mit dargebotener Hand und herzlichem Lächeln auf ihn zuzutreten.

„Ich erwartete Sie heute, aber nicht so früh,“ sagte sie. — „Cornelie rief Edmund sich über ihre Hände beugend, „Sie hier zu finden, die ich so lange gesucht, so schmerzlich entbehrt!“ — „Und mich wiederzufinden,“ fiel sie ein, „wiederzufinden an der Stelle, für welche die Natur mich recht eigentlich bestimmt, ich wußte, daß es Sie freuen würde.“

Er war im Begriffe ihr zu sagen, daß er eine andere Stelle für sie offen gehalten, auf welcher er ihr wie sein Glück zu gründen gehofft; sie ließ ihn aber nicht zu Worten kommen. „Mein Tagwerk,“ begann sie von Neuem, „gestattet mir nur diese frühe Morgenstunde, nach Ihrer Kranken und nach

Martina zu sehen. — „Sie kennen Martina?“ fragte sie darauf plötzlich, und als er nicht ohne Verlegenheit seinen Kopf neigte, fuhr sie fort mit innigem Ton: „Mein Leben ist reich durch meinen Beruf, aber schön ist es nur durch dieses Kind; — ich bin sehr glücklich, lieber Wolfram.“

Sie hatte ihn neben sich auf eine Gartenbank genöthigt und ihr ruhig sicheres Wesen bald seine Befangenheit verscheucht. Er vergaß, daß ein tödtlicher Bruch, eine vieljährige Trennung zwischen ihrem letzten Beieinanderseyn und heute lag; ihm war, als träfe er, von einer weiten Reise heimkehrend, einen Freund, der treulich aus der Ferne mit ihm fortgelebt; denn so sorgfältig sie gewissen Erinnerungen auswich, so konnte es ihm doch nicht entgehen, daß sie schon vor der Bekanntschaft mit seiner Schwiegermutter, vielleicht durch Vermittlung ihrer Schweizer Freunde, seinem Entwicklungsgange keine Fremde und Theilnahmlose geblieben sey. Aber so unbefangen wußte sie ihre gegenseitigen Mittheilungen zu halten, daß, als sie sich endlich von ihm trennte, um ihren Schloßbesuch abzumachen, Edmund erst jetzt zu seinem Erstaunen inne ward, wie das ihnen Nächstliegende, ihr vergangenes und künftiges Verhältniß nicht mit einer Sylbe erwähnt worden war.

(Schluß folgt.)

Wie der ältere Bruder Napoleons gestorben.

Aus Rom wird der „Allg. Z.“ geschrieben: Aus der „Milit. Z.“ ist ein Bericht *) übergegangen, den ich gerade in der Hauptsache zu berichtigen im Stande bin. Es handelt sich dabei um den Aufschluß über das wahre Ende des ältern Bruders des jetzigen Kaisers der Franzosen. Die Einsicht in die Dokumente (Lettere a sua Altezza il principe Carlo Luigi Bonaparte intorno all' ultima malattia del di lui fratello Napoleone di Camillo Versari), denen ich Nachstehendes entnehme, verdanke ich der Güte des Geh. Medizinalraths Dr. Allertz, welcher dieselben als ein Andenken von der Gattin jenes ältern Bruders, Prinzessin Charlotta (zweiter Tochter Joseph Bonaparte's), deren Arzt er war, bisher aufbewahrte. Nach einem Beileidsschreiben Dr. Versari's an Louis Napoleon, welcher bekanntlich später seines 1807 verstorbenen ältesten Bruders Namens Karl annahm, folgen Cenni istorici intorno alla malattia del principe Napoleone Bonaparte defuntone in Forli (Geschichtliche Andeutungen über die Krankheit des Prinzen Napoleon Bonaparte, woran er in Forli starb.) Es heißt darin: „Prinz Napoleon trug seit einiger Zeit den Keim zu einer Krankheit in sich. Verschiedenes Ungemach und die neue Lebensweise der politischen Wechselfälle halber, das durch dieselben veranlaßte Hin- und Herlaufen, die dadurch erzeugte geistige Aufregung, die Schmerzen besonders über die Krankheit seiner erlauchten Schwiegermutter wie über die Entfernung der Familie, nicht weniger aber auch sein reizbares, überaus lebhaftes Temperament waren dazu die Elemente. In Faenza angelangt, setzte er sich im Schweiß dem freien Luftzug aus, und zog sich eine Erkältung zu. Er kam nach Forli, wo das vernachlässigte Unwohlseyn wuchs. Die Erkältung warf sich auf die Brust, Husten und Fieber stellten sich ein.“ . . . . . Nachdem sich der Kranke erst mit gewöhnlichen Mitteln, doch vergeblich, zu heilen versucht hatte, ward Dr. Versari gerufen. Er fand einen schwierigen Patienten, dem das Gehorchen äußerst unbequem ankam. Der Arzt tadelte das gegenüber der Ars artium imperiosissima, quae ipsis imperatoribus imperat. Sehr bald zeigten sich die Röthetn (rosolia), das Uebel wuchs. Der Arzt eilt wieder herbei. „Ich fand ihn (schreibt er) von den heftigsten allgemeinen Konvulsionen befallen, die Augen rollten schreckhaft, die Gesichtszüge waren verunstaltet, der Puls ging unregelmäßig und blieb zuweilen aus; er bat, man möchte ihn mit einer Pistole erschießen, er grinste manchmal wie ein schwer Trunkener.“ Er starb nach kurzem Todeskampf am 17. März. Die Krankheitsgeschichte trägt die Unterschrift „Forli 19. März 1831.“ Zwanzig Stunden nach dem Tode ward der Leichnam durch den Chirurgen Pantoli geöffnet. Die Sektion ergab, daß der Prinz an den Röthcln gestorben war. Darüber liegt das Zeugniß Pantoli's bei. Da das Gefecht bei Rimini erst am 25. März stattfand, so widerlegt sich die Vermuthung des Verfassers jenes Artikels in der „Milit. Ztg.“, der Prinz sey dort durch den Husaren Andreas Palazsdy zusammengehauen, zur Genüge von selbst.

*) Auch wir haben den Bericht in Nr. 124 der „Erheiterungen“ unsern Lesern mitgetheilt.

Mannigfaltigkeiten.

Am 6. August hatte sich in München ein sehr zahlreiches, von hohen und niedern Ständen vertretenes Publikum nach dem k. Blinden-Institut begeben, um dort dem jährlichen Prüfungs-Konzert dieser so segensreichen Anstalt anzuwohnen. Von

den Orchesterstücken erregte die fertige und gerundete Ausführung der Ouverture zu Mozart's „Cosi fan tutte" und jener zu Cherubini's „Lodowiska" wieder die allgemeinste Bewunderung, während ein etwa fünfzehnjähriger Schüler des Instituts durch den in ganzen präzisen und gefühlvollen Vortrag der Beethoven'schen C-Sonate op. 10, Nr. 1 jene Bewunderung für die meisten Zuhörer zum Erstaunen steigerte. Doch nichts geht über die Wirkung und Rührung, welche stets die Gesänge der Blinden auszuüben pflegen. So machte auch Franz Schubert's ernst und tiefgestimmtes Lied, „das Weinen", von einer gar sympathisch klingenden Mädchenstimme vorgetragen, manches Auge feucht, und als die Blinden in dem unübertrefflichen Meisterchor aus Haydn's Schöpfung: „die Himmel erzählen rc." zum Beschluß der ergreifenden Stunden die ihnen verschlossenen „Wunder des Firmaments" besangen, da mochte sich auch ein weniger weiches Gemüth kaum einer Thräne enthalten.

Man schreibt aus London: Kapitän Grant hat einen neuen Kochapparat für Truppen auf dem Marsche erfunden, und mit diesem wurden gestern im Hyde-Park in Gegenwart des Oberkommandanten, Herzogs von Cambridge, praktische Versuche angestellt. Der Kochapparat kam auf 4 Wagen von Woolwich herein, und eine Stunde später sollte er einer Anzahl Truppen, die sich im Hydepark ein improvisirtes Lager aufgeschlagen hatte, das Mittagsmahl liefern. Das Kunststück wurde zur allgemeinen Befriedigung ausgeführt, die Soldaten erhielten zur anberaumten Stunde Suppe, Fleisch und Gemüse, recht schmackhaft zubereitet. Als das Essen vorüber war, wurden die Kochöfen an den großen Teich gebracht, und in einigen Minuten waren aus ihnen Pontons zusammengesetzt, vermittelst derselben die Truppen über den Teich gebracht wurden. Es ist nämlich das Eigenthümliche dieser neuen Apparate, daß sie eben so gut als Pontons wie als Kochöfen auf dem Marsche verwendet werden können. Dabei soll sich beim Heizen eine namhafte Ersparniß an Brennholz herausstellen.

Eine sehr originelle Prozeßentscheidung brachte vor einiger Zeit halb England zum Lachen. Es hatte nämlich ein Herr Tennant bei einem Maler vierten Ranges das Porträt seiner Frau malen lassen, weigerte sich aber, demselben den bedungenen Preis von 40 Gulden auszubezahlen, weil das Bild durchaus nicht getroffen sey. Die Sache kam vor Gericht, und man muß zugeben, daß es in jedem anderen Lande ein recht schwieriger und langwieriger Prozeß hätte werden können. Der englische Richter aber zog sich sehr einfach aus der Klemme, indem er dem Hrn. Tennant befahl, seine Frau und das fragliche Bild den Herren Geschworenen vorzustellen, die denn selbst entscheiden könnten, ob es ein Porträt sey oder nicht. Das geschah denn auch unter ungeheurer Heiterkeit des Gerichtshofes und des Publikums und schon nach zehn Minuten gaben die Geschworenen den einmüthigen Wahrspruch ab, daß dies Bild dem Herrn Tennant nicht als Porträt seiner Gattin zugemuthet werden könne.

In voriger Woche fand etwa 1½ englische Meile von der englischen Küste ein Kampf zwischen zwei Wallfischen statt, dessen Verlauf von vielen Fischern drei Stunden lang beobachtet wurde. Die Ungeheuer stießen mit den Köpfen gegen einander, schlugen sich mit den Schwänzen, entfernten sich ermüdet, kamen dann aber mit der Schnelligkeit einer Lokomotive, die 50 bis 60 Meilen in der Stunde macht, zurück und stießen mit den Köpfen so heftig gegen einander, daß sie einige Zeit betäubt schienen. Dann fing der Kampf von Neuem an: 20 bis 30 Fuß hoch bäumten sie sich gegen einander aus dem Meere, das rings mit Blut gefärbt war. Nach dreistündigem Kampfe blieb eines der Ungethüme ohne Bewegung. Der Sieger entfernte sich. Am andern Morgen fand man den todten Wallfisch bei Nybson, 12 Meilen von Wick, ans Ufer geworfen.

[Ein sehr alter Heirathskandidat.] Unter dieser Ueberschrift meldet die „Basell. Ztg.": Der älteste Heirathskandidat, den es wohl je gegeben hat, lebt gegenwärtig in einer Gemeinde des untern Kantonstheils. Derselbe möchte sich nun verehelichen; der Gemeinderath will es ihm aber verbieten, nicht des Alters wegen, sondern aus andern Gründen. In der schriftlichen Angabe der Gründe bemerkt der Gemeindeschreiber unter Anderm: „Er hatte in seiner Jugend nichts vorgespart und mußte schon im Mittelalter darben." Aus dieser Angabe ist zu schließen, daß dieser Mann schon vor dem Mittelalter gelebt hat und somit jetzt wenigstens 1000 Jahre alt seyn muß.

Der Posten auf den Marteller Gletschern (Forstwarth Schwarz) ist nun auch glücklich nach Tyrol zurückgekehrt und hat sich bereits vollends überzeugt, daß Friede ist. Der Posten war in der That vergessen worden. In der Ermanglung von Zuaven, Piemontesen und anderen Rothwildes hatte er fünf Gemsen geschossen.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der A. Walland'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 200 Dienstag, 23. August 1859.

Eine Gouvernante.

(Schluß.)

Und so lebte Edmund Tage und Wochen in Corneliens Nähe, sah sie jeden Morgen, jeden Abend, allein, im Krankenzimmer, unter ihren Waisen, oder in Martinas Gesellschaft; nimmer aber kam die wichtige Frage zum Ausspruch, über welche seiner Schwiegermutter ängstlich forschender Blick, wie sein eigenes Gewissen eine Entscheidung forderte. Cornelie war wieder seine Freundin geworden, wie vor Jahren; die Gegenstände, über welche sie mit einander besprechend wie berathend verkehrten, hatten sich erweitert und vermehrt; so oft er aber ihre späteren innigeren Beziehungen erwähnen, oder gar eine Folgerung für die Zukunft daran knüpfen wollte, lenkte sie unmerklich in eine andere Bahn, oder brach auch wohl geradezu und entschieden ab, indem sie sagte: „Lassen wir das, mein Freund! Aus dem Schachte der Erinnerung sollen wir nur das Dauernde zu Tage fördern. Für Täuschung und Irrthum sey und bleibe er ein Grab."

„Aber wenn Täuschung und Irrthum die Hebel redlichen Strebens und Gelingens geworden sind, Cornelie?" wendete Wolfram ein. — „Wollen wir die schönen Sommerfrüchte dankbar genießen und mit andern theilen, aber die Stürme des Frühlings vergessen, die sie gezeitigt haben," erwiderte Cornelie.

Und während dieser Wiederbelebung eines schönen Freundschaftsverhältnisses sah Edmund Wolfram die jugendliche Martina in anmuthigst wechselnder Erscheinung neben sich als Pflegerin seiner Mutter, als Gespielin seiner Tochter, als Gesanglehrerin der armen Waisen, selber als eine demüthig dankbare Waise, immer geduldig, hingebend, dienstbereit und kindlich fröhlich. Und nun zu denken, daß dieses Mädchen, in dessen Nähe er ein so unsägliches Behagen empfand, eines Tages unter seinem Dache, als Tochter seiner Gattin und in kindlichem Verhältniß zu ihm selber leben sollte — er hätte diese Entscheidung in eine Ewigkeit verzögern mögen.

Indessen der Zeitpunkt seiner Abreise rückte heran; er mußte seine Beziehungen in der alten Heimath auflösen, seinen Hausstand in die neue übersiedeln, und das durfte er nicht, ohne vorher seine Stellung zu Cornelien aufgeklärt zu haben. Seine Schwiegermutter hatte sich noch in den kräftigenden Spätsommertagen während seiner Anwesenheit merklich erholt, der Gedanke, bald ihren heißesten Wunsch in Erfüllung gehen und ihrer Tochter Kinder dauernd in ihrer Nähe zu sehen, richtete sie auf; sie begann wieder zu hoffen und sich ihres Daseyns zu freuen.

Am Nachmittage vor Edmunds Abreise saßen Alle, welch die Matrone jetzt liebte, auf einem sonnigen Gartenplatze um sie versammelt; auch Cornelie hatte sich für einige Stunden aus ihrem Kloster frei gemacht. Man war in der Kirche gewesen, um der Trauung einer Magd des Hofes mit einem Bauernsohne beizuwohnen, und ließ jetzt den hochzeitlichen Zug mit Musik und heiterem Gelächter an sich vorüber dem Wirthshause zuschwenken, in welchem die Gutsherrin Schmauß und Tanz ausrichten ließ. Grüße und freundliche Worte wurden gewechselt, der eigenthümliche Brautstaat bewundert, und als der Zug längst aus den Augen war, sprach man noch immer von alten und neuen Bräuchen, vom schönsten Tag, die hohe Zeit seines Lebens zu feiern.

Die kleine Bertha war während dieser Scenen und Gespräche sichtlich aufgeregt worden, zur allgemeinen Belustigung; nur Cornelie runzelte ein wenig die Stirn. Malte das Mädchen aus, wie sie ihr eignes Hochzeitfest eines Tages begangen haben wollte, und nach Kinderart einen plötzlichen Einfall nicht leichthin fallen lassend, fragte sie, sich rasch zu ihrer Nachbarin wendend: „Möchtest Du denn nicht auch einmal Hochzeit feiern, Tante Cornelie?"

Der Vater blickte verlegen vor sich nieder, Cornelie aber antwortete ruhig lächelnd: „Wenn mich der liebe Gott wieder jung machen wollte, warum denn nicht Kind?" — „Wieder jung, Cornelie?"

fiel Frau Eichenbach ein. „Sie sind kaum dreißig und im besten Alter für die Ehe.“

„In allen Fällen ein wenig spät, dreißig Jahre,“ versetzte Cornelie entschieden. „Ich aber bin noch älter, als meine Jahre und vielleicht selbst meine Züge besagen. Mit dem Tage, wo ich das Vaterhaus verließ, habe ich auch die Jugend hinter mir gelassen, denn jeder Beruf außerhalb der eigenen Familie verscheucht die Jugend und mit ihr die eigentliche Bestimmung der Frau.“

„Sie irren, Cornelie,“ unterbrach sie Frau Eichenbach; „die Sorgen und Mühen des Familienlebens untergraben die Jugend einer Frau —“ — „Höchstens äußerlich,“ fiel Cornelie ein. „Im Innern, dürfte man sagen, beharrt eine Frau in dem Zustande, in welchem sie in die Ehe getreten ist. Heirathet sie jung und unbefangen, wird sie jung und unbefangen in ihrem Herzen bleiben; verbindet sie sich in dem Alter der Resignation, — und schon das vierundzwanzigste Jahr ist für die Mehrzahl der Frauen ein solches, — wird ihr selten ein rückhaltloser Anschluß gelingen, und das um so weniger, wenn eine einseitige Willensthätigkeit sich dem Walten der Wünsche und des Verlangens, das ist dem Walten der Jugend, entgegen gestellt hat.“

Cornelie schien diese Worte nicht ohne Absicht und Bedeutung gesprochen zu haben. Sie erhob sich nach denselben rasch und entfernte sich an Martinas Arm. Kaum hatte Wolfram noch Zeit, ihr zuzuflüstern, daß er sie heute Abend noch sehen und sprechen müsse. Auch ihn duldete es nicht lange mehr in der Nähe seiner Schwiegermutter, er empfahl sich bald, da er vor Tagesanbruch seine Reise anzutreten gedachte.

Gedankenvoll stieg er die Terrassen hinab. Auf der Bank, wo er Cornelien am ersten Tage wieder gefunden, saß Martina, die sanften Augen leidvoll gesenkt. Er ging auf sie zu und sah sie lebhaft erröthen. Sein Herz bebte zusammen, doch faßte er sich, setzte sich neben sie und ergriff ihre Hand. — „Lassen Sie mich Ihnen hier Lebewohl sagen, liebe Martina,“ sagte er herzlich. „Ich gehe in dieser Nacht.“ Eine Thräne schwamm in ihrem Auge. Er fuhr bewegter fort: „Um in Kurzem zurückzukehren und hier für immer ein neues Leben zu beginnen. Liebe Martina, ein noch innigeres Band wird, so Gott will, uns dann Alle umschlingen. Können, werden Sie ein Herz zu mir haben, mein liebes Kind?“

Sie blickte zu ihm auf mit einem unaussprechlichen Ausdruck; ihr Kopf senkte sich leise an seine Brust, aber schon im nächsten Augenblicke hatte sie sich von ihm losgerissen und sah er sie wie auf Flügeln den Abhang nach dem Kloster hernieder eilen. In heftigster Erregung schritt er wohl eine Stunde das Thal entlang. Welches wonnevoll, welches martervolle Mißverstehen, welche Seligkeit und Vernichtung in einem Augenblick!

Spät am Abend klopfte er an Corneliens Thür. Sie schien ihn zu erwarten; in ihrem Auge glänzte ein verjüngendes Feuer, auf ihrer Wange ein freudiges Roth. Bleich, aber ruhig, setzte er sich an ihre Seite und sagte ihre Hand ergreifend: „Sie sind mir ausgewichen, Cornelie, da Sie mich doch verstehen mußten. Aber ehe ich gehe, soll es klar werden zwischen Ihnen und mir. Lassen wir Vergangenes unberührt; ich bin nicht mehr der glückliche Mann, der Ihnen ein heiteres, müheloses Daseyn zu bieten hatte; auch nicht der unglückliche, dessen Loos Sie großmüthig tragen wollten, aber Alles, was ich bin, bin ich geworden durch Sie und was ich Ihnen biete, ist eine ernste Freundschaft und ein gemeinsames Streben in Vertrauen und Arbeit, in Freude und Leid. Das Schicksal meiner Kinder wie mein eigenes, Cornelie, ich lege es mit alter, mit neuer Zuversicht in Ihre Hand.“

„Und ich gelobe Ihnen,“ antwortete Cornelie feierlich, „daß ich dieses Schicksal hegen und tragen werde mit der Treue einer Mutter. Es ist mein theuerster Wunsch, der in diesem Augenblick in Erfüllung geht.“

Sie erhob sich nach diesen Worten und ging nach der Thür. Er stand unbeweglich, das Gesicht in seine Hände vergraben. Da spürte er eine Regung, ein leises Nahen; er ließ die Hände fallen, Cornelie stand vor ihm, die sanft weinende Martina an ihrer Hand. Mit stiller Bewegung legte die Mutter das Kind ihrer Wahl an des geliebten Mannes Herz.

„Was ist das, Cornelie? Was bedeutet das?“ stammelte er. — „Es ist die Liebe; es bedeutet das Glück,“ sagte Cornelie.

Die österreichische Armee in Italien

ist der Titel eines Aufsatzes, den die „Times“ „von einem Exkorrespondenten“ mittheilt und dem wir Folgendes entnehmen: Graf Schlik, der viel von der Disziplin der englischen Garde gehört hatte, spazierte, als er einmal in London war, nach Hydepark, um sie exerziren zu sehen. Zu seiner Ueberraschung traf er auf dem Exerzierplatze nur einen einzigen Offizier, während ein Sergeant-Major mit seinem Spazierstocke die Parade leitete. Der Graf äußerte sich beifällig über die Genauigkeit der Exerzitien, „aber — meinte er damals — wie können sich aus einer Armee jemals Generale herausbilden, wenn die Offiziere eines Musterregiments nicht bei den Exerzitien zugegen sind und ein Mensch mit einem Spazierstocke statt ihrer das Kommando führt?

In Oesterreich ist es anders. Dort theilen die Offiziere jedweden Grades alle Beschwerden des Gemeinen, im Frieden nicht minder wie im Kriege." Die natürliche Schlußfolgerung einer solchen Bemerkung ist, daß die österreichische Armee ausgezeichnete Generale und Soldaten großzieht. Und doch hat der bei Villafranka zu Ende gebrachte Feldzug den Beweis geliefert, daß die Oesterreicher keinen nennenswerthen Führer besitzen. Was ist der Grund dieser Erscheinung? Das österreichische Heer genoß den Ruf der bestgeschulten und bestorganisirten in der ganzen Welt. Sein Stab war ausgezeichnet, sein Materiale perfekt, woher kommt es, daß eine so vollkommene Maschine ihre Aufgabe so mangelhaft lösen konnte? Es wirkten hier verschiedene Ursachen zusammen, dieses Resultat zu Tage zu fördern. In unserer Armee wurde über Nepotismus geklagt; in Oesterreich hat er eine Höhe erreicht, von der man in England keine Ahnung hat. Der rechte Mann findet sich dort nie am rechten Orte. Der österreichische Adelige ist ein Geschöpf von eigenthümlichem Typus. Tapfer wie ein Löwe widmet er sich fast immer dem Soldatenstande; er ist ein angenehmer Gesellschafter, höflich und reich, aber seine Bildung ist gar zu oft eine oberflächliche und seine Bekanntschaft mit Kunst, Literatur und Wissenschaft hält keine strenge Prüfung aus. Gewohnt, unbedeutende Dinge zum Gegenstand seiner gewöhnlichen Unterhaltung zu machen, kann er selbst am Tage nach einer Schlacht über Lappalien konversiren, statt auf die wichtigen Momente des Geschehenen einzugehen. Und Dieß ist die Klasse, welche die höheren Stellen im österreichischen Heere einnimmt. Kein Wunder daher, daß sich die Giulay, Liechtenstein und Zedwitz oft wiederholen. Ein Rückblick auf Solferino kann für Jeden, der Interesse an dem militärischen Ruhme Oesterreichs hat, nur ein sehr schmerzlicher seyn. Es ist überflüssig, wieder darauf zurückzukommen, daß die Oesterreicher die Schlacht in den allerungünstigsten Stellungen anzunehmen gezwungen wurden. Es wirkten noch andere Momente mit. Magenta ging durch die Unfähigkeit des Oberkommandanten verloren; bei Solferino fehlte jedes oberste Kommando, jeder General that so ziemlich, was ihm in den Sinn kam, und ein ganz besonderes Unglück war es, daß gerade dem bei Magenta so arg mitgenommenen Clam'schen Korps vor allen anderen die Aufgabe zufiel, jene Position zu halten, deren Vertheidigung die größte Energie und Entschlossenheit erheischte. Hier zeigte es sich, daß Graf Clam wieder nicht der rechte Mann war. Ein General mag persönlich noch so tapfer seyn, aber wenn er nicht weiß, wo seine Reserven stehen, verdient er gewiß mehr als gewöhnlichen Tadel. Das war leider bei Graf Clam am Tage von Solferino der Fall. Es war eine kostbare Zeit vergeudet, bis seine, aus sechs Batterien bestehende Reserve aufgefunden werden konnte, die eine deutsche Meile entfernt von dem Punkte stand (bei Volta), wo sie hätte stehen sollen. Und als sie endlich ausfindig gemacht wurde, hatten die Franzosen Solferino bereits besetzt. Nicht genug an Dem, war auch General Zedwitz mit 15,000 Mann und 36 Geschützen unbegreiflicherweise in Goito stehen geblieben und hatte dadurch alle Anstrengungen des österreichischen linken Flügels paralysirt. Vergebens wartete dieser auf die Artillerie und schwere Kavallerie. Sie erschien den ganzen Tag nicht. Und wo stand Liechtenstein mit seinen 25,000 Mann? Ganz wie Zedwitz, ohne sich zu rühren. Nachträglich ist es für die österreichische Armee fürwahr ein karger Trost, daß Clam, Liechtenstein und Zedwitz das Schicksal Giulay's theilen mußten. Die Franzosen sagten von der österreichischen Armee, ihre Kavallerie sey prachtvoll, ihre Artillerie bewunderungswerth, doch bestehe ihre Infanterie aus bloßen Kindern. Diese Kinder aber haben allein bei Solferino gefochten, und die prachtvolle Kavallerie und die bewunderungswerthe Artillerie sind fast gar nicht zum Vorschein gekommen. Welch' ein Kommentar aller stehenden Armeen!" Jahre lang hatte Oesterreich sein Bestes auf diese beiden Waffengattungen verwendet, alles Andere wurde darüber vernachlässigt. Und im entscheidenden Momente versagt das Instrument, dem so vieles Andere geopfert worden war! Wo aber Kavallerie und Artillerie wirklich ins Spiel kam, wie in der Ebene von Medole, wurden sie beide auf sehr ungeschickte Weise verwendet. (Folgen nähere Details.) Auf der Ebene von Medole übrigens war es, wo sich das Uebergewicht der gezogenen Kanonen am glänzendsten bewährte. Aber auch das kleine gezogene Feuergewehr an und für sich wird die alte Manövrirmethode im offenen Felde total umgestalten müssen. Beim Rückzug von Solferino bemerkte ein österreichischer Soldat, daß die Franzosen ungleich rascher feuerten als seine Kameraden. Und Das ist wahr. Die Franzosen feuern massenhaft, ohne viel zu zielen. Sie hatten überdieß doppelte Plänklerlinien vorgeschoben, von denen die hinten stehende über die vordere hinwegschoß. Daraus erklärt sichs, daß eine Menge ihrer Kugeln weit hinter der österreichischen Front einschlugen und die Reserven stark belästigten, daß die Rocca-Höhe bei Cavriana für den Kaiser von Oesterreich und dessen Stab gefahrvoll war, lange bevor die Franzosen diesem Punkte nahe gekommen waren. Noch sind viele andere Uebelstände in der österreichischen Armee zu erwähnen. Sie führte keine Zelte und keine Feldhospitäler mit sich, „weil sich die Kranken in der dichtbevölkerten Lombardei leicht in Städten und Dörfern unterbringen ließen" Aber später zeigte es sich, daß selbst die

großen Städte den Verwundeten nicht genügende Unterkunft bieten konnten. Tausende mußten nach Venedig, Vicenza und Innsbruck transportirt werden. Wie Viele mögen auf der Fahrt zu Grunde gegangen seyn! Schlecht ist ferner das Transportwesen, weil es allzu schwerfällig ist und die Armee an jeder raschen Bewegung hindert. Schlecht endlich das Verpflegungssystem. Der Soldat darf nur einmal in 24 Stunden abkochen, es wurde ihm nichts als ein halbes Pfund Fleisch sammt Brod verabreicht. Kein Kaffee, kein Thee, kein Branntwein. Nichts Magenstärkendes. So mußte er, halbnüchtern, in die Schlacht. Später wurden die Rationen erhöht, doch geschah Dieß erst nach Abschluß des Waffenstillstandes, als der Tanz zu Ende war. Und weßhalb nicht früher? wird man fragen. Weil die Festungen nicht gehörig verproviantirt waren und man sparen mußte. In Verona waren nicht genug Vorräthe aufgehäuft worden, und was noch merkwürdiger ist, sogar Kanonen waren aus Verona weggeführt worden, um Piacenza und Pavia zu armiren. Beim Rückzuge nach der Schlacht von Magenta waren diese vernagelt und versenkt worden. So blieb Verona unvollständig armirt. Anfangs beunruhigte Dieß weniger, da Niemand daran dachte, daß der Feind so rasch gegen das Festungsviereck anstürmen werde. Aber als erst die Schlacht von Solferino verloren war, stiegen die Besorgnisse. Verona ohne Kanonen und Proviant zu vertheidigen, war unmöglich. Noch am 25. Juni fehlten 150 Kanonen zur vollständigen Armirung der Festung, und von Reservegeschützen, wie es deren unzählige in Sebastopol gegeben hat, war nicht die Rede. Proviant war ganz bestimmt nicht auf 6 Wochen vorhanden.

Mannigfaltigkeiten.

Von der bayerischen Gränze schreibt ein österreichischer Offizier als Augenzeuge, daß, als ein Bataillon des aus dem Feldzuge zurückkehrenden 42. Inf.-Regiments auf dem Marsche von Unken nach Salzburg am 8. ds. an dem bayerischen Orte Schwarzbach vorbeimarschirte, von einer Dame, die in Gesellschaft unter den Bäumen vor dem Gasthofe saß, zuerst den Soldaten des Vortrabes, dann Offizieren und Gemeinen des Bataillons eigenhändig Gläser schäumenden Bieres dargeboten wurden. Welche Ueberraschung als die Kriegsleute erfuhren, die liebenswürdige Spenderin sey Ihre kgl. Hoheit die Prinzessin Alexandra von Bayern. Nun drängten sich Offiziere und Mannschaft hin, um aus der Hand der Königstochter einen Trunk zu bekommen. Die Begleiter Ihrer kgl. Hoheit und die Dienerschaft des Hauses reichten der Prinzessin immer frische Gläser.

Vor einiger Zeit wurde gemeldet, daß eine Hyäne in Warschau entwischt sey und sich in die polnischen Wälder zurückgezogen habe. Aus Löbau in Westpreußen wird jetzt der Danziger Zeitung geschrieben, daß besagtes Raubthier von den Wäldern bei dem Städtchen Mlawa aus Streifzüge unternommen und nicht allein eine Menge Schafe erwürgt, sondern auch mehrere Personen, Männer und Frauen, getödet oder verwundet hat. Es wurde endlich, nachdem es eben eine Frau und deren Säugling zerrissen hatte, von neun Männern mit Hebbäumen, Heugabeln und einer Axt in einem Garten angegriffen und getödtet, nachdem es Demjenigen, der ihm den tödtlichen Streich mit der Axt versetzte, noch ein Stück Fleisch aus dem Gesicht gerissen hatte.

Aus Gotha, vom 11. August, wird dem „Dresdener Journal" berichtet: „Vorgestern feierte die altbekannte Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal den hundertsten Geburtstag von Guts Muths, dem hochverdienten Vater der Turnkunst. Früh am Morgen zogen Lehrer und Schüler der Anstalt nach dem im Waldesdunkel liegenden Friedhof, wo an Guts Muths' Grabstätte, die mit mit Eichenlaub bekränzt war, der Direktor der Anstalt, Schulrath Ausfeld, eine die vielen Verdienste des Vollendeten hervorhebende Ansprache hielt, und von dort nach dem von Guts Muth vor 70 Jahren angelegten Turnplatz zum Schauturnen, bei welchem die vom Gründer vorzugsweise gepflegten Uebungen rühmlichst hervorthaten.

Napoleon I. ließ in Moskau Münzen prägen, welche sein Bild auf der Kehrseite, aber in Wolken und Strahlen die Inschrift trugen: „Der Himmel ist Dein, die Erde ist mein." — Einige der Münzen schickte er dem Gouverneur von Orenburg, der sandte sie aber zurück und hatte mit der Gabel darauf geschrieben: „Der Rücken ist Dein, die Knute ist mein."

[Brüderliche Liebe.] Zu Nantes prügelten sich der Kapitän und sein Bruder auf dem Verdeck eines Schiffes, fallen über Bord, prügeln sich im Wasser ununterbrochen fort, bis Beide untersinken und ertrinken.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 201 Mittwoch, 24. August 1859.

Graf Joachim.

Von Fanny Lewald.

Erstes Kapitel.

In den ersten Tagen dieses Jahrhunderts fand in dem Hause meines Onkels ein glänzender Ball statt. Mein Onkel war ein gefeierter Arzt, hatte eine geistreiche Frau, ein sehr bedeutendes Vermögen, zwei schöne Töchter, und eine Praxis, welche den Hof, die ersten Familien des Adels, und überhaupt die vornehme Welt Berlins umfaßte. Es war also nur natürlich, daß sich auch die beste Gesellschaft in seinem Hause versammelte, und eben so natürlich, daß er das Verlangen hegte, die erreichten Vortheile auf einen ihm werthen und angehörigen Erben zu übertragen. Söhne hatte er nicht, seine älteste Tochter war mit einem jungen Rathe aus dem Ministerium verlobt, und die zweite Tochter damals erst fünfzehnjährig. Ich war der einzige Sohn seines einzigen früh verstorbenen Bruders, war ganz verwaist, denn ich hatte auch meine Mutter jung verloren, und mein Onkel hatte mich als seinen Sohn in seinem Hause, und unter seinen Augen erziehen lassen, bis ich zur Universität gegangen war.

Welchen Beruf ich wählen sollte, davon hatte man niemals mit mir gesprochen. Ich hatte als Kind den Doktor gespielt, hatte später sehr verunglückte Heilversuche an verschiedenen Hausthieren gemacht, und man hatte es von jeher als selbstverständlich angesehen, daß ich, dem Onkel folgend, Mediziner werden, und einst sein Nachfolger in seiner Praxis seyn würde. Ich selbst hatte es auch nie anders im Sinne gehabt, meine Neigung und mein Vortheil trafen auf das Glücklichste zusammen, und nachdem ich meine Studien beendet, meine Prüfungen überstanden hatte, war ich den Herbst hindurch in Berlin im Hause meines Onkels geblieben, weil es noch nicht entschieden war, wo ich mich für die erste Ausübung meiner Kunst niederlassen sollte.

Alle meine Bekannten hielten dafür, daß es das Gerathenste sey, in Berlin als Assistenzarzt meines Onkels meine Bildung für die Praxis fortzusetzen, und meine Tante, welche mich gern um sich hatte, war der gleichen Meinung, ganz abgesehen davon, daß ich Lust hatte, in der damals sehr heiteren Residenz zu bleiben, und daß meine Cousine Lina mir recht wohl gefiel, seit ich sie im Herbste als erwachsenes Mädchen wieder gesehen hatte.

Mein Onkel aber hatte eine andere Ansicht. Es mochte etwa vier Wochen vor dem oben erwähnten Balle gewesen seyn, als ich einmal gegen Abend von einem Gange nach Hause zurückkam, und der Diener mir sagte, der Herr Medizinalrath habe nach mir verlangt, und Befehl gegeben, mich zu ihm zu schicken, sobald ich komme.

Ich ging hinauf in meines Onkels Bibliothek- und Arbeitszimmer und fand ihn allein. Er saß vor seinem großen Schreibbüreau, und war offenbar mit dem Beantworten der schriftlichen Anfragen beschäftigt, welche von Leidenden aus den entferntesten Orten täglich an ihn gelangten, und die augenblicklich zu erledigen er sich zur Pflicht gemacht hatte.

Als ich eintrat, legte er eben einen beendigten Brief zur Seite, und sagte: es ist gut, daß Du zeitig gekommen bist, denn ich muß in einer halben Stunde noch einmal ausfahren, und ich wollte eine Sache mit Dir in das Reine bringen, die Dich betrifft. Ich bin der Meinung, daß Du fort sollst!

Ich war überrascht. Ich selber hatte noch gar keinen Entschluß über meine Zukunft gefaßt, und obschon ich keineswegs ohne Selbstständigkeit war, und mein Onkel auch nicht die Absicht hatte, mir diese anzutasten oder zu beschränken, wußte ich dennoch, daß ich fort gehen würde, wenn mein Onkel mir einen solchen Vorschlag in solcher Weise machte, denn er war der entschiedenste Mensch, den ich jemals gekannt habe. Schon sein Aeußeres drückte sein Wesen aus, und wie ich ihn an jenem Abende sich vor mir erheben, und vor mich hintreten sah, machten seine große mächtige Gestalt, sein starker Kopf mit der Habichtsnase und mit den klaren grauen Augen, die einen merkwürdig durchdringenden Blick hatten, mir ein wirkliches Vergnügen.

Von früh bis spät fest und zum Ausgehen angekleidet, damit kein Hülfesuchender ihn länger als nöthig zu erwarten brauche, nahm er sich prächtig aus in seinen schwarzen Eskarpins von feinem Tuche, mit der schwarzen breitschößigen Weste, die er trotz der neueren Mode noch beibehalten hatte, weil er sie für wärmer und darum für gesünder hielt, und mit dem schwarzen weiten Leibrock, der ihm fast das Ansehen eines Geistlichen gab. Seine schwarzseidenen Strümpfe saßen faltenlos auf den wohlgeformten Waden, die Schnallenschuhe glänzten von Sauberkeit, und selbst jetzt, wo er den Leibrock abgelegt hatte, und ein großer weiter Schlafrock von braungelbem Damast ihn umhüllte, erkannte man an seiner ganzen Haltung und Bewegung den vornehmen, selbstgewissen Mann.

Er mußte es aber, obgleich er davon gesprochen, bald wieder auszufahren, doch auf eine längere und behagliche Unterredung mit mir abgesehen haben, denn er zündete sich eine der Kalkpfeifen an, welche immer gestopft auf seinem Tische standen, und goß sich ein Kelchglas voll Bier ein, das ebenfalls in seinem Zimmer vorräthig seyn mußte. Darauf nahm er das Glas und die Pfeife, setzte sich auf den Lehnstuhl nieder, auf dem er seine Konsultationen abzumachen pflegte, es mir überlassend, mir einen Platz zu wählen, und fragte, indem er die ersten Züge aus der Pfeife that: was meinst Du zu meinem Vorschlag?

Sie haben mir noch keinen Vorschlag gemacht, lieber Onkel! wendete ich lächelnd ein.

Ich sagte Dir doch, daß Du fort sollst! wiederholte er.

Es kommt nur darauf an wohin, wendete ich ein.

Ja so! rief er, lies einmal den Brief! Man schreibt mir da eben aus — er nannte den Namen einer märkischen Garnisonsstadt — daß der alte Regimentsarzt Feldner dort gestorben ist. Nun ist zwar für diesen ein Nachfolger ernannt, der im Regiment seine Schuldigkeit wohl thun wird, aber der neue Ankömmling gefällt nicht in der Stadt, gefällt der Bürgerschaft und den verehrlichen Honorationen nicht, und sie fragen mich an, ob ich ihnen nicht einen tüchtigen Arzt verschaffen könne, der bei einer nicht unbemittelten Bevölkerung von starken achttausend Seelen sein gutes Auskommen, und auch mehr als dieses finden würde, da ein reicher Adel eine große und lohnende Praxis in der Umgegend sichert.

(Fortsetzung folgt.)

Der Löwenjäger Jules Gérard.

Der berühmte Löwenjäger Jules Gérard gibt in dem Juliheft der „Revue Contemporaine" eine höchst einladende Schilderung von dem Thierleben in Algerien, von dem Reichthum des Landes an edlem und niederem Wild und der besten Art, ihm nachzustellen und es zu erlegen. Mit den Gefahren der Jagd auf Löwen, Panther, Eber u. s. w. ist er so vertraut, daß er der kleinen Unannehmlichkeiten gar nicht erwähnt, sondern die Sache aus dem höheren Gesichtspunkt eines nothwendigen Krieges des Menschen gegen das Raubthier betrachtet und auf die vollständige Organisation dieses Krieges dringt.

Auf dem französischen Gebiete in Afrika hausen im Norden vom Gebirge bis zum Meere der Löwe, der Panther, der Eber und Hirsch; im Süden der Mufflon (das wilde Schaf), die Antilope, die Gazelle und der Strauß. Das ist die hohe Jagd. Wer aber viel Dampf macht, der kann am Rande der sumpfigen Lachen, ohne sich die Füße zu netzen, fünfhundertmal an einem Tage auf Becassinen schießen. Gérard beruft sich auf das Zeugniß des Grafen Xaver Branicki, der vor seinen Augen binnen einer Stunde dreißig Becassinen geschossen habe. Dann kommen afrikanische Hühner, Trappen, Züge von unzähligen Waldschnepfen und Wachteln, und die Jagd auf Falken, Hyänen, Schakals, Luchse, Tigerkatzen, Zibetkatzen, Waschbären dazu. Algerien ist demnach ein herrliches Land für die Jagdliebhaber, die hier in einem und demselben Revier die Wahl haben, auf Löwen oder Feldhühner, auf wilde Schweine oder Becassinen auszuziehen. Besonders merkwürdig ist aber die eigenthümliche Art der Jagd auf große Raubthiere, die nur in diesem Lande so betrieben werden kann.

In allen anderen Ländern leben der Löwe und der Tiger hauptsächlich von der Jagd und bewohnen das undurchdringliche Rohr- und Grasdickicht oder unermeßlich große Waldungen. Dieß macht die Hoffnung, mit Erfolg des Nachts auf den Anstand zu gehen, oder bei Tage zu treiben, unmöglich. In Indien, Habesch und Oberägypten muß man über eine ganze Armee gebieten können, um die Raubthiere aufzuscheuchen.

In Algerien ist das anders: hier nährt sich der Löwe auf Kosten des Menschen; Rinder, Pferde und Hämmel machen seine tägliche Mahlzeit aus; das wilde Schwein und der Hirsch liefern kaum den dreißigsten Theil dazu. Die Jagd auf diese ist ihm zu beschwerlich; er macht es sich leichter und bequemer.

Die Abhänge und die Thäler des großen und kleinen Atlas und die Ebenen am Fuße des Gebirges sind von zahlreichen, nicht nomadischen Ara-

dern bewohnt, die große Heerden haben. Ihre Duars, zehn, auch zwanzig bis dreißig Familien starke Gemeinden, liegen gewöhnlich an Quellen, Bächen oder Flüssen. Die Heerde wird Nachts in einen Pferch getrieben, den die Hütten und Zelte in weitem Kreise umgeben. Das Ganze schließt ein sechs Fuß hoher Pfahlzaun ein.

Der Löwe wählt im Waldgebirge im Sommer eine kühle, schattige Schlucht, im Winter eine solche, die unter dem Winde und gegen die Sonne liegt. Da schläft er in tiefster Ruhe vom frühen Morgen bis zur Abenddämmerung. Dann steht er auf und macht Toilette auf einer Anhöhe, von wo aus er den Zug der heimkehrenden Heerden beobachten kann. Sobald ihn der Hunger treibt, verläßt er das Gehölz und betritt den ersten besten Weg, der in die Ebene führt. Am Duar springt er über den Zaun, holt sich ein Stück Vieh aus dem Pferch, springt damit wieder hinaus und verzehrt es am Bach oder Quell, wo die Frauen am andern Morgen, wenn sie Wasser holen, die Reste finden. Hat er eine Löwin bei sich, so wartet diese draußen, er springt allein hinein und schleppt ihr nicht eins, sondern eine Menge von Thieren zu. Gérard hat einmal siebenzehn todte Rinder gesehen, die ein Löwenpaar, wie die Fährten zeigten, gemordet hatte, wonach sie doch nur Eines, das achtzehnte, zum Bach geschleppt und dort verzehrt hatten. Manchmal geht der Löwe, je nachdem ihn der Hunger drängt, auch noch vor Abend auf seine Warte. Erspäht er auf der Weide ein Pferd oder ein junges Rind, einen Esel, ein Mutterkameel mit seinem Jungen, einen oder ein paar Stier vor dem Pflug, Alles ist ihm recht, und er fällt über das her, was ihm am nächsten ist. Ohne Doppelbüchse und sichern Schuß wäre es Thorheit, sich ihm zu widersetzen. Man muß nicht glauben, daß er gleich nach seiner Mahlzeit in seine Höhle zurückkehrt und sich schlafen legt. Im Gegentheil, er durchstreift dann die Fluren, geht auch dem fernen Gebrüll nach, das durch die Nacht schallt; er erhebt sich; den Kopf hoch, mit fliegender Mähne, trabt er auf dem Wege dahin, auf Chaussee oder Fußsteig, als hätten die Menschen alles das für ihn gemacht und gebahnt. Es ist dieß eine Eigenthümlichkeit des Löwen aus dem Atlas; diese und seine Verachtung des Menschen haben mir, sagt Gérard, die Mittel an die Hand gegeben, die Jagd auf ihn so anzustellen, wie es anderswo gar nicht thunlich ist. Gérard spricht nicht von der unendlichen Zeit und Mühe, die es ihm gekostet, alle diese Eigenheiten des Charakters und der Lebensweise des Königs der Wälder auszuspähen und kennen zu lernen, sondern er führt uns gleich auf das Terrain und mitten in die Sache hinein.

(Schluß folgt.)

Enthüllung des Kaulbach'schen Wandgemäldes in der Kunsthalle des Germanischen Museums.

Nürnberg, 19. August.

Die Räume des nun dem Germanischen Museum gehörigen und zweckentsprechend restaurirten ehemaligen Karthäuser-Klosters waren gestern Abend von einer zahlreichen Menschenmenge erfüllt. Es galt die Feier eines erhabenen Festes, die Enthüllung des großen herrlichen Wandgemäldes in der nun zur „Kunsthalle" umgewandelten Klosterkirche, welches der gefeierte Meister Wilhelm v. Kaulbach dem Museum stiftete und während einer Anwesenheit von nicht ganz zwei Monaten unter Assistenz der HH. Direktor Kreling dahier und Maler Köckert von München vollendete. Den feierlichen Akt eröffnete das Stadtorchester unter Leitung seines Direktors Hrn. Grobe mit dem Vortrag der Jubelouverture von C. M. v. Weber. Hierauf bestieg der Gründer und Vorstand des Germanischen Museums, Frhr. v. Aufseß, die steinerne Rednerbühne und brachte vor Allem dem erhabenen Mäcen seiner Schöpfung, Sr. Maj. dem König Max, welcher durch die Ueberlassung des Karthäuserklosters die gegenwärtige Entwickelung des Museums förderte, ein dreifaches Hoch aus, in welches die Versammlung freudig einstimmte. Der Redner ging sodann auf die Veranlassung des Festes über, dessen Feier die treue Lösung des Wortes ermöglichte, welches der trefflichste deutsche Künstler, Wilhelm v. Kaulbach, schon zu einer Zeit dem Redner gab, als „wir noch zu ringen hatten, um die Wand, worauf jetzt diese herrliche Kunstschöpfung prangt." Er entwickelte die Bedeutung des Bildes, das eben so innig und tief im Gedanken und in der Wahl des Gegenstandes, als unvergleichlich schön in der Ausführung genannt werden muß und das ein glänzendes Zeugniß dafür gibt, wie Kaulbach in hoher künstlerischer Begeisterung aus freier Liebe zu seinem und unserm Vaterlande das Beste gab, dessen ein großer Künstler fähig ist. Das Bild hat Kaiser Otto's III. Besuch in der Kaisergruft zu Aachen im Jahr 1000 zum Gegenstand. Wir sehen den alten Kaiser als Leiche sitzend auf dem Kaiserstuhle in all' seiner Herrlichkeit, doch starr und unmächtig, das Reichsschwert in der Rechten, das Evangeliumbuch auf den Knieen als Schirmherr der Kirche haltend; im Hintergrund Kaiser Otto III., von Staunen und Schrecken den Fuß auf die Schwelle der Kaisergruft gefesselt. Ein alter Kriegsknecht, der die Fackel zur Beleuchtung des Grabes voranträgt, und ein Hofnarr und Spielmann des Kaisers sinken in Ehrfurcht und Grauen vor der Kaiserleiche auf die Knie, während ein voraneilender Meßknabe und ein deutscher Edelknecht sich schaudernd

abwenden, ein anderer zur Linken des Kaisers, ein Lombarde, noch trunken von den kaum verlassenen Tafelfreuden seinen Spott über den todten Kaiser hat und von den beiden Geistlichen zur Rechten Otto's darob gewarnt wird. Zwei Ritter im Gefolge des Kaisers erscheinen im Hintergrund, noch matt von oben herein beleuchtet durch die Tageshelle, während die kräftige Fackelbeleuchtung dem ganzen Bild von unten einen magischen Glanz verleiht.

Der Redner erklärte die sinnige Bedeutung des Bildes in Bezug auf das Germanische Museum mit den Worten: „Kein treffenderes und schöneres Sinnbild seines Strebens könnte dem Germanischen Museum gegeben werden als dieses; denn auch wir sind berufen, hinabzusteigen in die lang verschlossenen Tiefen der Vorzeit, um aufzusuchen des alten Reiches Herrlichkeit, sie, die längst abgestorbene, wieder hellzubeleuchten mit dem Fackelschein der Wissenschaft, auf daß sich Jedermann daran erfreue und stärke, ja, wie Kaiser Otto wollte, zu neuen Thaten der Ehre und des Ruhmes der deutschen Nation sich ermanne." Hr. v. Aufseß schloß mit warmen Dankesworten für den Künstler und dreimaligem Lebehoch auf denselben. Der Rede folgte unter Tusch des Orchesters und Gesang des Liederkranzes die Enthüllung des Bildes. An die freudigen Laute der Ueberraschung und des bewundernden Staunens reihten sich enthusiastische Hochrufe auf den Meister. Hr. Bürgermeister v. Wächter hob darauf in einer kurzen Rede die Verdienste hervor, die derselbe auch um die Stadt Nürnberg durch dieses großartige Geschenk sich erworben und sprach ihm Namen der Gemeinde den tiefsten herzlichsten Dank aus. Abwechselnde treffliche Vorträge des Orchesters und des Damen- und Herrenchores des Liederkranzes hoben und nährten die feierliche Stimmung, welche alle Beschauer des Gemäldes beseelte, das bei einbrechender Dunkelheit zu wiederholten Malen mit bengalischen Flammen beleuchtet wurde. Wie des gefeierten Meisters, wurde auch des beharrlichen Schöpfers des Germanischen Museums, des unermüdet thätigen, kunstsinnigen und kunstförderdern Frhrn. v. Aufseß von der Rednerstätte gedacht und ihm von der Versammlung ein dreifacher stürmischer Hochruf dargebracht. In den herrlichen beleuchteten Kreuzgängen, welche mit ihrer Dekoration von alten Waffen, Bildern und Geräthschaften aller Art einen eigenthümlichen Anblick darboten und einen wundersamen Kontrast zu dem in ihnen herrschenden modernen Treiben bildeten, wogte die Menge hin und her, und gab sich den materiellen Genüssen des Lebens hin, wozu hinlängliche Vorsorge getroffen war. Das eben so erhebende als seltene Fest währte bis in die tiefe Nacht. Leider wurde es durch die Ungunst der Witterung in so weit beeinträchtigt, als diese die Benützung des Klostergartens nicht gestattete, wie beabsichtigt war; doch that die Beschränkung auf die Kreuzgänge und Hallen der Entfaltung der Geselligkeit und der lebhaften Unterhaltung nicht den mindesten Eintrag. (N. Korresp.)

Mannigfaltigkeiten.

[Ein treuer Regimentshund.] Am 3. d. Mts. ist das Infanterie-Regiment König von Hannover in Innsbruck eingetroffen. Dieses schöne Regiment hat auch die Schlacht von Solferino mitgemacht und in derselben auf das tapferste sich gehalten. Bei dieser Gelegenheit — schreibt die „Schützenzeitung" — müssen wir doch eines alten Dieners gedenken, der durch 15 Jahre treu und wacker im Frieden und Kriege, auf Paradeplätzen und Schlachtfeldern dieser Musikbande diente, und die große Trommel durch zahllose Städte und Länder von Holstein bis Sardinien zog, nämlich des Regimentshundes. In der Schlacht von Solferino gerieth er in französische Gefangenschaft. Beim Vorrücken gegen den Feind wurde ihm nämlich, wie erzählt wird, durch einen Granatensplitter an seinem Trommelfuhrwerke etwas beschädigt, der Hund wurde scheu oder, wie die Soldaten ihn nachrühmen, er stürzte sich in des Kampfes Wuth in die Feinde, daß er nicht mehr aufgehalten werden konnte. Die Franzosen fingen ihn nun sammt seiner Trommel ab und brachten ihn in Gewahrsam. Nach vier Tagen erschien aber das treue Thier wieder im Lager von Verona, wo er bald sein Regiment herausgefunden hatte. Noch lag ihm um den Hals der abgerissene Strick, welcher ihn fast zu erwürgen drohte. Gegenwärtig befindet sich das treue Thier im Werbbezirk des Regiments, Theresienstadt in Böhmen, wohin er mit Transport gebracht wurde und wo er zeitlebens noch das Gnadenbrod zu essen bekommt. Der Hund zeichnete sich fortwährend durch musterhafte Ordnung und durch Anhänglichkeit an die Soldaten, namentlich an die Musikbande aus. Marschirte diese weg, war er in der Kaserne nicht zu halten, und bald war er auf dem Platze, auf dem die Musikbande spielte, bei welcher er dann auch gleich seinen Platz in der Nähe der großen Trommel einnahm. Beim Marsche behauptete er seine Stelle, ohne daß er geführt zu werden brauchte, knurrte sogar, wenn ein Bandist vor oder hinter ihm nicht Distanz hielt und dadurch ihm zu nahe trat. Der Hund war aber auch bei der Mannschaft allgemein beliebt, und für seine Menage und seinen Sold wurde pünktlich gesorgt; der Schinder von Pesth aber denkt vielleicht heute noch an die Tracht Schläge, die er erhielt, als er den Hund, welcher gegen das Gesetz ohne Maulkorb herumging, abgefangen hatte.

Redakteur: Gustav Neffert.
Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 202 Donnerstag, 25. August 1859.

Graf Joachim.

(Fortsetzung.)

Ich las den Brief, er enthielt nicht viel mehr, als mein Onkel mir mitgetheilt hatte. Er stellte nur die Vorzüge des Orts, die Bildung der Einwohner, die Bedeutung einiger Beamtenkollegien, die schöne Gegend, die Nähe eines fürstlichen Schlosses, auf welchem einst ein naher Verwandter des Königshauses Hof gehalten, die Billigkeit der Wohnungen und der Lebensmittel in dem Städtchen selbst, und alle jene Annehmlichkeiten dar, auf welche man großen Werth legt, wenn man gesonnen ist, einen solchen Vorschlag anzunehmen, und die uns äußerst geringfügig erscheinen, wenn wir geneigt sind, ihn abzulehnen. In diesem letzteren Falle befand ich mich aber ganz und gar. Der Gedanke, Berlin zu verlassen, das mir zusagende gesellige Leben, den Verkehr mit Gleichgesinnten und Freunden aufzugeben, reizte mich durchaus nicht, und wenn ich auch keinen eigentlichen Schmerz bei der Vorstellung empfand, mich von meiner hübschen Cousine zu trennen, so fuhr mir doch der Gedanke augenblicklich durch den Sinn, daß meine Entfernung sie betrüben werde, und gleichzeitig fragte ich mich, mit einem nicht wohlthuenden Gefühle, wer mich neben ihr ersetzen würde?

Das Alles zusammengenommen, brachte mich denn zu der offen ausgesprochenen Bemerkung, nach den Mittheilungen des betreffenden Magistrates scheine allerdings für einen Arzt mancherlei Aussicht in jener Stadt zu seyn, ich wüßte nur nicht, ob es mir nicht vortheilhafter seyn dürfte, meine Praxis unter seinem Schutze, unter seiner Anleitung, lieber gleich in der Hauptstadt selbst zu beginnen. Wenn er aber meine, und es gerathen finde —

Er ließ mich gar nicht zu Ende sprechen. Mache Dir mit Deinen Erklärungen keine Mühe, mein Junge! sagte er befehlend und doch lachend zugleich, Du gehst fort, und zwar sobald als möglich fort.

Diese herrische Weise beleidigte mich. Wenn Sie entschlossen waren, mir einen Befehl zu geben, bester Onkel! rief ich, so hätten Sie mich nicht um meine Meinung fragen dürfen.

Ereifere Dich nicht unnöthig, lieber Junge! und klage mich nicht unnöthig an! Ich war keineswegs entschlossen über das, was mit Dir werden sollte, als ich Dich kommen ließ; aber Deine erste Aeußerung hat mich zu der Ueberzeugung und zu dem Entschlusse gebracht, Dich von hier, Dich aus meiner Nähe fortzuschaffen.

Onkel! rief ich bestürzt, wie kommen Sie darauf?

Er beachtete meinen Ausruf gar nicht. Du mußt fort, damit Du Dir die verdammten Konjunktive abgewöhnst! sagte er ernsthaft und doch in guter Laune. Mit: es scheint mir, mit: ich wüßte nicht, ich möchte allerdings, und wenn Sie es gerathen finden, mit solchen baumwollenen Redensarten ist nichts für einen Arzt zu machen. Hättest Du mir gesagt, ich will in Berlin bleiben, und ich denke gar nicht daran, fortzugehen, denn Du wirst nicht ewig leben, Herr Onkel! und ich bin entschlossen, Dein Nachfolger zu werden! so würde ich Dir geantwortet haben: Da hast Du Recht, Junge! bleibe hier und versuche Dein Heil! Jetzt aber, wo Du noch nicht einmal begriffen hast, daß in unserem Stande, in unserem Berufe, der feste, keinen Widerstand ertragende, selbstbestimmte Charakter des Mannes, des Arztes wesentliches Hülfsmittel für den Erfolg seiner Kuren, und ein Hauptmittel für sein eigenes Gelingen ist, jetzt mußt Du auf jeden Fall für ein paar Jahre mich und meinen Kreis verlassen, um selbstständig zu werden, und um Dir wenigstens jenen Anschein selbstgewisser Unfehlbarkeit anzueignen, ohne welchen der Arzt nichts machen kann.

Er war aufgestanden, hatte sein Kelchglas geleert, schenkte sich ein zweites voll, und langsam rauchend, und in dem großen Zimmer auf- und niedergehend, während er den Schlafrock hinter sich über den linken Arm emporhob, weidete er sich offenbar sehr heiter an der ärgerlichen Verlegenheit, in welcher ich nicht wußte, wie ich seiner Aeußerung in gleicher Weise schnell begegnen sollte. Endlich machte ich die Bemerkung, daß er Unrecht thue, von meiner Nachgiebigkeit gegen ihn, von meiner

achtungsvollen Unterordnung unter seine Erfahrung, überhaupt auf eine zu weit gehende Fügsamkeit meiner Natur, auf eine Charakterschwäche in mir zu schließen.

Das fällt mir auch gar nicht ein! betheuerte mein Onkel. Ich weiß, daß Du ein Mann bist, der für sich selber steht, aber Du bist zu höflich, zu verbindlich in der Form. Du stellst Dich dadurch zu sehr den Menschen, denen Du helfen sollst, gleich, und sie glauben, nur Einer, der mehr ist als sie, und der es sie fühlen läßt, daß er sich über sie stellt, könne ihnen helfen. Den Glauben, daß ihnen geholfen werde, den müssen sie aber vor allen Dingen haben, damit ihnen geholfen werden kann. Ihnen diesen Glauben beizubringen, das ist aber die erste Pflicht für den Arzt. —

Er hielt inne, ging ein paar Mal auf und nieder, ich hatte den Brief wieder zur Hand genommen, und las noch einmal die Verheißungen aus dem gelobten Lande, nach dem ich ausziehen sollte. Mein Onkel mußte während dessen sich innerlich mit demselben Gegenstande beschäftigt haben, denn er sagte mit Einemmale: Die Hauptsache ist auch, ein kluger Mensch macht seine Dummheiten gern im Stillen ab. Wer auf Schlittschuhen zu laufen lernen will, stellt sich nicht vor einem großen Publikum hin, damit man ihm zusieht, daß er ängstlich ist und Nichts kann. Wer halbfertige, unreife Bücher drucken läßt, ist ein Geck; und wer die Möglichkeit hat, seine ersten medizinischen Mißgriffe und Niederlagen in dem wohlthuenden Halbdunkel der Ferne zu verbergen, und benutzt diese Gelegenheit nicht, der ist ein Thor.

Er hatte das Alles halb scherzend gesagt, nun fügte er ernsthaft und höchst überraschend hinzu: Du mußt, da es sich gerade so gut bietet, auch von der Lina fort. Das Mädchen ist erst fünfzehn Jahre alt. Sie hat die Mathilde vor Augen, die fünf Jahre älter, ein fertiges, ausgebildetes Frauenzimmer ist. Die Kleine sieht das glückliche Brautpaar neben sich, und die Sache gefällt ihr. Du kommst ihr als ein guter Partner vor, und an und für sich würde ich gar nichts dagegen haben können, wenn sie Dir gefiele und Du sie nehmen wolltest. Indeß Du weißt, ein Brautstand, der länger als sechs, acht Wochen dauert, ist in meinen Augen verwerflich. Man soll sich nicht unnöthig auf die Folter spannen, man soll sich nicht verloben, ehe man heirathen will, und zum Heirathen ist Lina noch zu jung. Thu' mir also den Gefallen, lieber Junge! und gehe je eher, je lieber fort! Die Tante bittet Dich auch darum.

Ich war wie aus den Wolken gefallen. Auf diese Wendung des Gespräches war ich nicht im Entferntesten vorbereitet gewesen. An eine wirkliche, Liebe, an eine Leidenschaft meiner Cousine für mich, hatte ich nie gedacht, und doch mußte sie vorhanden, und zwar in einem Grade vorhanden seyn, welcher dem Vater zu einer solchen Aeußerung und zu seinem an mich gestellten Verlangen ein unwiderlegliches Recht gab.

Für einen ehrenhaften jungen Mann ist die Entdeckung, eine solche Leidenschaft einzuflößen, wenn man sie nicht theilt, lange nicht so schmeichelhaft, als peinlich. Man sieht sich plötzlich mit Ansprüchen, mit einer Art von Verpflichtungen bedroht, die über sich zu nehmen man keinen Grund in sich fühlt; und meine Freiheit war mir noch so lieb, daß der Gedanke, ich könne sie aus irgend welchen Rücksichten meiner kleinen verliebten Cousine zum Opfer bringen müssen, mir die Entfernung aus ihrer Nähe nun selbst wünschenswerth erscheinen ließ. Ich erklärte mich also bereit, für ein paar Jahre meinen Aufenthalt außerhalb meiner Vaterstadt zu nehmen, um so mehr, als ich mir nicht verhehlen konnte, daß dieß in Bezug auf meine künftige Laufbahn und auf meine selbstständige Entwickelung mir wirklich nur vortheilhaft seyn konnte, und am folgenden Tage mußte ich auf den Wunsch meines Onkels, es der Cousine selber mittheilen, daß ich mich entschlossen hätte, mich auswärts zur Uebung meiner ärztlichen Praxis niederzulassen.

Sie wurde bleich, als ich es ihr erzählte, sah mich, als höre sie die Nachricht von einem schweren Unglück, mit Thränen in den schönen Augen an, und entfernte sich dann, als halte sie mich nicht für würdig, mich Zeuge ihres Schmerzes seyn zu lassen, der mich wider meinen Willen rührte. An diesem ersten Tage wich sie mir geflissentlich aus, dann fing sie an mich zu suchen, ich fand sie auch oftmals schreibend, wenn ich in das Zimmer kam, das sie mit ihrer Mutter bewohnte, und einmal, als sie es verlassen hatte, und meine Neugier mich verleitete, in ihr Tagebuch zu blicken, welches offen auf dem Schreibtisch lag, entdeckte ich, daß sie Verse machte. Sie waren „an Ihn" überschrieben, und sehr beweglich. Sie klagten mich des schwärzesten Verrathes an, sprachen von einem vernichteten Leben, von nahem Tode, und befreiten mir mit ihrer Unreife das Herz, das doch allmälig angefangen hatte, sich um die schmachtenden Lippen und die bleichen Wangen des hübschen Kindes zärtliche Sorgen zu machen. Die furchtbaren Anklagen gegen mich, und die überspannten schlechten Verse rückten mir das ganze Verhältniß aber auf einen pathologischen Standpunkt. Die hysterische Schwärmerei der Kleinen behielt nur ein medizinisches Interesse für mich, und ich sah, von mancherlei Geschäften und Vorkehrungen für meine Abreise hingenommen, den Tag derselben mir mit völligem Gleichmuth näher rücken.

(Fortsetzung folgt.)

Der Löwenjäger Jules Gérard.

(Schluß.)

Wir stehen vor einem vom Fuß bis zum Gipfel bewaldeten Berge. Ein Löwe hat sein Lager da; wie sollen wir ihn finden? Wenn Sie wollen, so spähen wir nach seiner Fährte; gehen wir am Saum des Waldes hin und merken wir uns die Fußwege, die ins Holz führen — einer, zwei, drei. Wir sind aber nur zu Zweien; wir müssen untersuchen, auf welchem der Löwe vorzugsweise den Wald verläßt. Das da sind alte Fährten, hier ist eine frische, hier ist er diesen Morgen gewesen. Gut, kurz vor der Dämmerung stellen wir uns hier ein. Es ist bereits dunkel, man hört noch nichts. Jetzt hört man's kommen, es kommt von oben herab — es ist nahe — ich höre, wie Ihr Herz klopft — he! he! feste Nerven, kaltes Blut, wenn Sie nicht das Schicksal des gestern erwürgten Rindes oder des zerfleischten Kameels theilen wollen! Ach, sehen Sie einmal! Es ist nur eine Hyäne. Schießen Sie nicht, lassen Sie sie laufen. Nun, jetzt sind Sie schon wieder etwas ruhiger geworden. Aber hören Sie nicht Lärm in der Ebene von Hunden und Menschen? Wahrscheinlich hat der Löwe einen andern Weg genommen. Wahrhaftig! da brüllt er; es ist vorbei, er hat gefressen und macht zur Verdauung eine Promenade. Wer weiß, ob er auf unserem Wege in den Wald zurückkehrt! Besser ist, daß wir seiner Stimme nachgehen und ihn aufsuchen.

Wir wissen nicht, ob der Jagdgefährte mitgegangen ist. Auf diese Weise hat Gérard zwölf Jahre lang Löwen gejagt! Aber wie sollte er, ein einziger Mann, gegen ein paar hundert Löwen, die im Atlas hausen, mit den furchtbaren Bestien fertig werden? Wie sollte er dem Hülferuf genügen, der von allen Seiten die einheimischen Stämme an ihn ergehen ließen? Seine Erfahrungen, durch unendliche Strapatzen und unerschütterliche Ausdauer erkauft, lehrten ihn eine Taktik, die auch bei gemeinschaftlichen Löwenjagden Erfolg haben müsse. Für den Anstand bei Mondschein besetzte er jeden Fußweg aus dem Walde mit einem oder zwei Schützen; bei Tage aber verfolgte er in der Ebene die Fährte des Thieres bis dahin, wo sie in den Wald führte. Darauf stellte er die Schützen am Saume des Waldes an und schickte von der entgegengesetzten Seite die Treiber mit Jagdhörnern und mit einer Meute von Bracken hinein. Nun kümmert sich zwar der Löwe weder um Hunde, noch um Menschen; aber den Klang der Hörner kann er nicht vertragen, dafür sind seine Nerven zu schwach. Die Hörnertöne scheuchen ihn vom Lager auf; finden dann die Hunde die frische, warme Fährte, so geht die laute Jagd mit Gebell und Geklaff der Meute, mit Pfeifen und Rufen und Lärmschießen der Treiber los, daß es für den ächten Jäger eine wahre Freude ist. Und er kann ihr folgen, er wird nicht plötzlich überrascht; bricht der Löwe aus, dann gilt's zwischen Mensch und Thier.

Um diese Jagden im Großen anstellen zu können, arbeitete Jules Gérard ein förmliches Projekt darüber aus, damit die Regierung die Mittel zur Ausführung gebe. Als Vorarbeit sammelte er genaue statistische Nachrichten über die Verluste, welche die Raubthiere dem Lande bereiteten. Sie ergaben im Jahre 1855 die ungeheure Summe eines jährlichen Schadens von drei Millionen Franks. Er schlug hierauf vor, ein Korps von vierzig zuverlässigen Schützen aus den Zuaven und algerischen Jägern auszuwählen, sie mit gezogenen Büchsen zu versehen, ein paar tüchtige Meute zu halten und Jagdhörner für eine Anzahl von Treibern anzuschaffen. Der Marschall Saint-Arnaud nahm seiner Zeit das Projekt sehr wohlwollend auf, jedoch seine andere Bestimmung und sein Tod vereitelten die Ausführung. Indessen ließ sich Gérard nicht abschrecken, seine Versuche fortzusetzen, und behielt seinen Plan, das Land von der ungeheuren Plage zu befreien, stets im Auge. Er gewann zwei vornehme reiche Jagdliebhaber, der Grafen Xaver und Constantin Branicki, für seinen Zweck, sie kamen zu ihm nach Afrika und brachten ihre Jäger und eine Meute Bracken mit. Zum Erstenmale seit den Zeiten Jurgurtha's und Juba's erlebte Numidien wieder solch ein Fest! Und sobald die Araber und Kabylen erfuhren, daß es auf einen Zug gegen die Löwen und Panther abgesehen sey, eilten sie gern zur Unterstützung der Auskundschaft und der Jagd herbei. Zuerst versuchte man die Jagd bei Tage. Die Horntöne machten die vorhergesehene Wirkung auf den Löwen, und die Meute bewährte sich vortrefflich. Dann ging es auf den Anstand. Man erfuhr, daß auf dem Berge Mahunah bei Guelma fünf Löwen standen, in einem Umkreise von etwa zehn Stunden. Es war eine helle Mondnacht. Die Gesellschaft konnte aber die wichtigsten strategischen Punkte nur mit zehn Büchsen besetzen: dennoch wurden fünf Nächte hintereinander Löwen gesehen, die auch zum Theil in den Schuß kamen. Kurz, an fünfzig Jagdtagen wurden 25 Löwen und 3 Panther geschossen, von denen 10 auf der Stelle verendeten. Wenn man nun bedenkt, daß, etwa 4 ausgenommen, die Gesellschaft nur mittelmäßige und ungeübte Schützen zählte, so kann man ermessen, was ein auserwähltes gut organisirtes und gut geführtes Schützenkorps ausrichten könnte, wenn die Posten verdoppelt oder verdreifacht würden, und Jeder seinen Schuß sicher hätte. In hundert Nächten könnten, nach mäßiger Annahme, wenigstens 50 Löwen auf dem Anstand getödtet werden, zumal wenn man

mit explodirenden, also stets tödtlichen Kugeln schösse. Die Brackenjagd bei Tage würde vielleicht an Löwen nicht so ergiebig seyn; dafür könnte man aber sicher auf fünfzig Pantherthiere rechnen, die durch die Tagesjagd im Jahre erlegt würden. Da man annimmt, daß an zweihundert Löwen in der Kolonie existiren, so würden vier bis fünf Jahre zu ihrer Ausrottung durch ein Korps von vierzig Schützen hinreichen. Allerdings kommen auch aus Tunis und Marocco einige Löwen und Panther herüber, allein diese sind bald aufzuspüren und zu erlegen.

Jules Gérard verfolgt seinen Plan beharrlich; er hat ihn jetzt dem Fürsten von der Moskowa, Großjägermeister von Frankreich, vorgelegt. Unterdessen fahren die Grafen Branicki fort, mit ihm gemeinschaftlich in Afrika zu jagen und sich den Dank der algerischen Bevölkerung zu verdienen.

Mannigfaltigkeiten.

Crawford, ehemaliger Gouverneur von Singapore, hat in Leeds eine Vorlesung über China gehalten, aus der die „Bonplandia" das Nachfolgende über die Thee-Erzeugung mittheilt: Die Beschaffenheit des Bodens, des Klima, eine Erfahrung von 200 Jahren geben China ein Monopol in Erzeugung des Thee's. In England wurde der Thee zum Erstenmal eingeführt um das Jahr 1650, und der Gebrauch desselben nahm so schnell zu, daß er bereits am Anfang des achtzehnten Jahrhunderts eine halbe Million Pfund jährlich betrug. Im Anfang dieses Jahrhunderts verbrauchte dieses Land bereits 20 Millionen Pfund jährlich, im Jahre 1833 stieg der Verbrauch auf 30 Millionen, und seit der Einführung des Freihandels bis heute ist er auf 65 Millionen gestiegen. Der Verkaufspreis im Großen beträgt über 5 Millionen Pfund. Im siebzehnten Jahrhundert wurde das Pfund Thee mit 60 Schillingen verkauft, jetzt kostet es 3 bis 4 Schillinge, und der wöchentliche Verbrauch von London allein ist über 800,000 Pfund. Als der Thee besteuert war, trug er dem Staate etwa 6 Millionen Pfund Sterlinge oder das Dreifache von den ganzen Staatseinkünften ein. Die Erzeugung von Thee in China muß ungeheuer seyn, wenn man bedenkt, daß es nicht nur seine eigene Bevölkerung von 360 Millionen, sondern die ganze übrige Welt mit Ausnahme von Japan und Tongkin damit versieht. Die Ausfuhr des Thees zu Wasser und zu Lande beträgt nicht weniger denn 100 Millionen Pfund. Uebrigens scheint die Theeproduktion in China gar keine Gränzen zu haben; denn obgleich der Verbrauch, wie man eben gesehen, in so unglaublichen Verhältnissen zugenommen, obgleich China selbst den seinigen in einem Jahrhundert mehr als verdoppelt, obgleich der Englands im Laufe dieses Jahrhunderts sich mehr als verdreifacht, obgleich seit den letzten 75 Jahren Amerika mit einem Verbrauch von 20 Millionen Pfund hinzugekommen, ist der Preis des Thees dennoch nicht gestiegen.

Ueber ein dieser Tage in **Oberleutensdorf** in Böhmen vorgekommenes Unglück durch Blitzstrahl berichtet der Bote von der Eger Folgendes: Der Blitz schlug zunächst in einen Obstbaum, fuhr vom Gipfel bis zur Wurzel, von da zum Fenster des nebenanstehenden Hauses hinein, tödtete einen Inwohner in der Stube, verbrannte ihm Bart, Kopfhaare und Hemdkragen, entzündete auch die Holzdecke und eine Lade, und fuhr zum andern Fenster hinaus. Auf den Hülferuf der Hauseigenthümer eilten einige Nachbarn herbei, welche beim Aufheben des Verunglückten merkwürdiger Weise so heftige elektrische Schläge erhielten, daß sie, ohne jedoch weiteren Schaden zu nehmen, niederstürzten. Während man damit beschäftigt war, dem Brande Einhalt zu thun, schlug ein zweiter Blitz in einen Ast desselben Baumes, fuhr von da aufs Dach, die Wand herab durchs Fenster in die Stube, erstickte das Feuer, warf den Hausherrn zur Thür hinaus", verletzte fünf der Anwesenden und entwich wieder durch das Fenster. Das weiterziehende Wetter zündete in einem Hause zu Niklasberg und tödtete daselbst gleichfalls einen Menschen.

Die unglückliche Stadt **Erzerum** (in Kleinasien) ist aufs Neue von einem heftigen Erdbeben heimgesucht worden. Die Gebäude, welche von der vorigen Katastrophe verschont blieben, sind sämmtlich zusammengestürzt, so daß die ganze Stadt nur noch in einem Trümmerhaufen besteht. Die Zerstörung ist eine so vollständige wie nur irgend denkbar, sogar die soliden Festungsmauern, welche seit Jahrhunderten den Elementen trotzten, sind umgestürzt. Erzerum ist vorläufig von der Karte zu streichen. Das Elend der Einwohner ist namenlos, da die Hungersnoth mit ihren Qualen sich eingefunden hat, um die Obdachlosen und ihrer ganzen Habe Beraubten vollends zur Verzweiflung zu bringen.

Wien zählt gegenwärtig 473,000, Pesth-Ofen 156,506, Prag 118,405, Lemberg 68,325, Triest 60,913, Graz 55,421, Krakau 50,269, Brünn 47,359, Preßburg 42,064, Linz 26,618, Großwardein 22,538 und Temesvar 20,131 Einwohner. Laibach, Salzburg, Oedenburg und Hermannstadt haben circa 17,000, Agram circa 14,000, Kaschau 13,000, Klagenfurt 12,000, Troppau 10,000, Zara 7555 Einwohner.

Redakteur: Gustav Heffert.
Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 203 Freitag, 26. August 1859.

Graf Joachim.

(Fortsetzung.)

Für den letzten Abend, den ich für jetzt in Berlin zu verleben hatte, war der gedachte Ball veranstalt worden. Ich fand auf demselben den ganzen Kreis meiner Freunde und Bekannten vereinigt, und der scherzenden Reden über meine Zukunft gab es von allen Arten. Nur meine Cousine theilte die allgemeine Heiterkeit nicht. Sie war ganz weiß gekleidet, trug einen Kranz von weißen Rosen im Haar, und eine Schnur weißer Perlen um den Hals. Der Anzug stand ihr vortreff ich, und phantasievoll wie sie war, hatte sie eine kleine Miene angenommen, welche ihr bei ihrem schwarzen Haar und ihrer jugendlichen Bläße wirklich etwas Idealisches gab.

Der Wilhelm Meister beschäftigte damals grade die Geister und Herzen aller Gebildeten, und ein junger Freund von mir, der mit mir neben Lina stand, machte die Bemerkung, daß sie wie eine scheidende Mignon aussähe. Sie wurde sehr roth, sah mich mit langen und sehr ausdrucksvollen Blicken an, und sagte: So jung zu sterben wie Mignon, ist mir immer als ein großes Glück erschienen. Weßhalb das? fragte mein Freund. Sie sah seufzend zu uns empor und sprach mit schmachtendem Tone: Jung zu seyn, mit einem langen hoffnungslosen Lebenswege vor sich, ist ein schweres Schicksal, und selbst für ein starkes Herz zu viel.

Obschon man in jenen Tagen an ein gut Theil Ueberspannung, und an deren große aber ungefährliche Phrasen sehr gewöhnt war, fielen die Worte der Kleinen, mit denen sie schmachtend zu einer Ecossaise antrat, meinem Freunde dennoch auf, aber ich wußte, was sie zu bedeuten hatten, und sah eigentlich von dem Augenblicke ab dem Abschiede mit einer heimlichen Angst entgegen.

Es war beschlossen worden, daß ich am andern Morgen mit dem Frühesten aufbrechen sollte, um auf halbem Wege, d. h. nach einer Fahrt von etwa zwölf Meilen mein erstes Nachtquartier zu halten, um am nächsten Tage, wenn auch spät, in meinem künftigen Wohnorte eintreffen zu können. Mein Wagen, der, leicht gebaut, mir zugleich für meine Landpraxis dienen sollte, stand gepackt im Hofe, der Diener, den ich mitnahm, hatte die Postpferde auf fünf Uhr Morgens bestellt, und es blieben mir nur noch ein paar Stunden bis zu meiner Abreise, als die Gäste den Ball verließen, und wir uns in der Familie allein befanden.

Meine Tante ließ noch in der Eile von dem Diener verschiedene Delikatessen zusammenpacken, welche sie mir als Wegzehrung mitzugeben wünschte, mein Onkel rieth, besonders den Flaschenkeller zu versorgen und den Korkzieher nicht zu vergessen, und es war zwei Uhr, als wir uns endlich gute Nacht, und damit auch für eine Weile Lebewohl sagen sollten.

Meine Tante, meine älteste Cousine umarmten mich herzlich, sie waren mir immer wie eine Mutter und wie eine Schwester gewesen, und es war natürlich, daß wir einander vermissen und entbehren mußten, da ich nun wieder einmal drei Monate lang mit ihnen zusammen gewesen war. Mein Onkel war frisch und heiter wie immer. Die Hauptsache, sprach er, und das Hauptmittel für das Gelingen ist und bleibt, ein tüchtiger Kerl zu seyn. Gelernt hast Du etwas Ordentliches, ein gutes Auge besitzest Du, thue also nach bestem Gewissen, im ausgedehntesten Maßstabe Deine Schuldigkeit, und laß Dir Nichts bieten von den Menschen. Sey ihr Diener bei Tag und Nacht, aber laß sie nie Deine Herren werden, und behandle Niemand besser als er es verdient. Den Verständigen sey ein berathender Freund, der sie selbst an ihrer Heilung zu Mitarbeitern macht, den Thoren ein unnahbarer Hoherpriester, und den Wundergläubigen gegenüber bleibt Nichts übrig, als ein Charlatan zu seyn, denn die Hauptsache ist, wie gesagt, daß ihnen geholfen werde. Im Uebrigen denke an Mephisto's Rath: Ihr seyd noch ziemlich wohlgebaut, an Kühnheit wird es Euch auch nicht fehlen, und wenn Ihr Euch nur selbst vertraut, vertrauen Euch die anderen Seelen.

Er lachte dazu, klopfte mir auf die Schulter, umarmte mich, sagte noch einmal: halte Dich tapfer!

und ging darauf mit einem kurzen Adieu! hinaus. Die Tante und meine älteste Cousine folgten ihm, es schien mir, als hätten sie sich verabredet, die Kleine mit mir allein zu lassen. Und wie ich die Ansichten meines Onkels kannte, mochte es wohl in seinem Plane liegen, daß Lina sich einmal mit irgend einem Ausbruch ihrer Leidenschaft das Herz befreite. Ich hatte also offenbar hier meine erste Kur zu machen, und es fiel mir plötzlich ein, daß mein Onkel mich mit seinem Göthe'schen Citate wohl an den Vers erinnern wollte, der jenen Worten Mephisto's zunächst folgte. Ich mußte unwillkürlich lächeln, als mir die gewichtige Lehre in den Sinn kam: Besonders lernt die Weiber führen; es ist ihr ewig Weh und Ach so tausendfach aus einem Punkte zu kuriren, und wenn Ihr halbweg ehrbar thut, dann habt Ihr sie all' unterm Hut!

Hier hatte ich solch ein kleines Weibchen vor mir, von der niedlichsten Art, sehr zärtlich, sehr verliebt, und zwar in mich, und es sah mich schweigend mit seinen großen Augen an, als stände der Tod vor ihr, oder ein Weltuntergang vor uns Beiden. Ich hatte doch mit einer gewissen Beklemmung an diese Abschiedsstunde gedacht, nun fühlte ich Nichts als das Komische der Lage, in welcher ich Arzt und Arzenei zugleich seyn sollte, und mit rascher Entschlossenheit an meine Cousine herantretend, reichte ich ihr beide Hände entgegen.

Nun Lina? sagte ich, als erwartete ich, daß sie sprechen würde, aber es hatte auch nur dieser zwei Worte bedurft. In heiße Thränen ausbrechend, warf sie sich an meine Brust. Ich fühlte ihr Herz an dem meinen schlagen, ihre Arme schmiegten sich um meinen Nacken, ihre reine Stirne berührte meine Lippen. Lange konnte ich eine solche Lage nicht mit ungerührtem Sinne behaupten; wollte ich leisten, was man offenbar von mir erwartete, was meine Pflicht war, so mußte ich ein Ende machen.

Sey stark, liebe Lina! bat ich, mache Dir und mir das Schwere nicht noch schwerer. Du weißt es, daß ich gehen muß!

O! rief sie, Du wirst mich vergessen! Du hast mich nie geliebt, wie ich Dich liebe, und was soll ich auf der Erde ohne die Gewißheit, daß ich Dir unentbehrlich bin?

Lina! der Vater schickt mich fort, erklärte ich ihr so sanft ich konnte, damit Du Ruhe, und mit der Ruhe auch Genesung findest, denn Deine bleichen Wangen erschrecken uns, und —

Und wenn Du mich liebtest, würdest Du nicht gegangen seyn! rief sie, mich unterbrechend. Denn Du weißt es, leben heißt für mich nur bei Dir seyn! — Aber gehe, gehe, fügte sie mit Heftigkeit hinzu, und wenn Du fern seyn wirst, wenn Du erfahren wirst, daß Du mir das Herz gebrochen hast, indem Du Deinem Ehrgeiz, Deiner Selbstsucht folgtest, dann wird Dir vielleicht die Reue kommen, dann wirst Du einsehen — dann denke, daß mein Schatten Dich umschwebt, und daß die arme Lina es werth gewesen wäre, die Stelle einzunehmen, die — ach nur zu bald — eine Glücklichere in Deinem Herzen besitzen wird.

Sie weinte dabei wieder, aber doch sanfter als vorher, und da ich in der sonderbaren Lage doch irgend Etwas thun, und doch auch irgend Etwas davon haben mußte, so küßte ich sie, denn Küsse trösten und versprechen nichts. Dann richtete ich sie auf, und sagte ihr Lebewohl.

Lebewohl! wiederholte sie, streifte einen Ring, den sie immer getragen hatte, von ihrem Finger, drückte ihn mir in die Hand, warf sich noch einmal an mein Herz, ich küßte sie zärtlicher, als ich wollte, und so trennten wir uns endlich.

Drei Stunden später verließ ich das Haus und die Stadt.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Versammlung der Junggermanischen Gesellschaft in Nürnberg,

worüber wir in Nro. 199 der Zeitung berichteten, ist dem „Nürnb. Korresp." nachstehender weiterer Bericht zugegangen: Die Gesammtzahl der Theilnehmer betrug über dreißig. Nach dem von dem Vorstand Herrn Fr. J. Kruger erstatteten Berichte zählt die Gesellschaft in mehr als dreißig Städten über achtzig Mitglieder und hat namentlich auch in den Niederlanden (in Haag und in Brüssel), so wie in Siebenbürgen und selbst in Amerika Verbindungen. Herr Kruger hob die Schwierigkeiten hervor, die sich dem Aufschwung der Gesellschaft in Hamburg vermöge der dortigen politischen und religiösen Anschauungen entgegenstellten, und wies mit Befriedigung darauf hin, daß dieselbe bis jetzt allen diesen Hindernissen und den mannigfachsten Anfechtungen siegreich entgegengetreten sey. Hierauf legte er einen neuen Verfassungsentwurf vor, darauf berechnet, dem durch die Mainzer Vorversammlung vom 15. Oktober geregelten vorläufigen Zustande ein Ende zu machen und die Gesellschaft zur möglichsten Ausbreitung zu befähigen. Zuerst wurde der Antrag des Vorstandes auf Erweiterung der Gesellschaft zu einer „Allgemeinen Germanischen Gesellschaft" zum Beschluß erhoben, innerhalb welcher die Junggermanische Schule, aus der die Gesellschaft erwachsen, als ein Bund jüngerer Schriftsteller im Geiste der letzteren fortbestehen wird. Eine lebhafte Besprechung wurde durch die Bestimmung über das Wesen und die Zwecke der Gesellschaft hervorgerufen. Dr. Schmid aus München betonte namentlich die literarische Be-

stimmung derselben und warnte vor zu großen Ausschreitungen nach der politischen Seite hin. Assessor Ulrichs aus Hannover und Fr. J. Kruger fanden dagegen das Wesen der Gesellschaft mehr in ihrer vaterländischen Bestimmung und besonders in dem gleichmäßigen Kampfe gegen das norddeutsch-protestantische wie das süddeutsch katholische Extrem, auf welchen der Zwiespalt Deutschlands beruhe. Dr. Peez (Frankfurt), Pfarrer Gigling (Reuß-Lobenstein) und andere Redner nahmen eine vermittelnde Stellung ein und betonten namentlich die Unabhängigkeit der Gesellschaft den politischen Parteiströmungen jeder Art gegenüber. Die beiden die Ziele der Gesellschaft bestimmenden Paragraphe wurden sodann in folgender Fassung angenommen: „§ 2. Die Zwecke der Gesellschaft sind vaterländische und geistige. Die vaterländische sind folgende: 1) Sie erkennt als ihre Aufgabe, allen auf Befreiung des deutschen Volkes von irgend welcher geistigen und nationalen Abhängigkeit hinzielenden Richtungen, so wie allen vaterländischen Bestrebungen der Deutschen des In- und Auslandes überhaupt einen Vereinigungs- und Mittelpunkt abzugeben, soweit dieselben nicht das Gebiet der Verfassungspolitik berühren. So wird sie namentlich die Bestrebungen für körperliche Kräftigung und Wehrhaftigkeit des deutschen Volkes, so wie für Leitung der deutschen Auswanderung nach solchen Punkten hin unterstützen, welche eine für die Erhaltung des Deutschthums und die Rückwirkung auf den geistigen und materiellen Wohlstand des Mutterlandes günstige Lage besitzen. 2) Die Germanische Gesellschaft erkennt die Gemeinsamkeit der Interessen aller germanischen Hauptvölker und wird mit denselben, insbesondere den vlämischen Belgiern, Holländern, Engländern und Skandinaviern, eine innigere Wechselwirkung zu befördern suchen. Allen Angehörigen dieser Völker steht der Beitritt zur Gesellschaft offen. 3) Die Germanische Gesellschaft stellt die allgemeinste religiöse Duldung als Grundsatz auf. Jede konfessionelle Beeinflussung der nationalen und sonstigen Zwecke der Gesellschaft ist ausgeschlossen. § 3. Die geistigen Zwecke der Gesellschaft sind die folgenden: 1) Die Herstellung einer Einheit in allen die Reinigung und Fortbildung der Muttersprache, die Rechtschreibung u. s. w. betreffenden Angelegenheiten. (So wie die französische Nation an ihrer Akademie eine Anstalt besitzt, welche über die Einheit der französischen Sprache und Literatur wacht, ebenso soll die Germanische Gesellschaft in ihrer künftigen Entwicklung denselben Zweck erfüllen, jedoch ohne die Nachtheile eines zu gewaltsamen Eingreifens in die Fortbildung der Sprache und Literatur.) 2) Die Verbreitung der Kenntniß und vorurtheilslosen Anschauung unserer deutschen Geschichte. 3) Die Gesellschaft wird besonders durch ihre Wanderversammlungen hinarbeiten auf Erweckung regen Wetteifers unter den Trägern der Literatur und Wissenschaft, persönliche Bekanntschaft und Befreundung der Theilnehmer, so wie Verbreitung des Sinnes für höhere Bestrebungen in der Masse des deutschen Volkes überhaupt." Eine Bestimmung des § 4 geht darauf hin, „der Ausländerei in Sitte, Tracht und Sprache allenthalben entgegenzuwirken." In der Nachmittagssitzung legte Herr Karl Bauerreiß von Wien ein Gesammtschreiben der dortigen Mitglieder vor. Darauf wurde die äußere Verfassung der Gesellschaft in folgender Weise festgesetzt: Vorort ist fortan Nürnberg, dessen Lage und gesammtdeutsche Gesinnung sich vortrefflich zu den Bestrebungen der Gesellschaft eignen. Die Hauptleitung der Gesellschaft geschieht durch einen Oberrath von 12 Mitgliedern, nämlich einem ersten Vorstande, einem Mitvorstande, einem Schatzmeister, vier Schriftführern und fünf Beiräthen. Ihm zur Seite steht der Gesellschaftsrath, bestehend aus dem Vorstande und zwölf auswärtigen Mitgliedern. Die Versammlung wählte für den Oberrath drei Männer (Herrn Kruger und zwei Nürnberger Mitglieder) und zu Mitgliedern des Gesellschaftsrathes die Herren Karl Ulrichs (Hannover), Capit. Runge (Hamburg), Dr. Berling (Anclam in Pommern), Wilhelm Grothe (Berlin), Professor Dr. Wuttke (Leipzig), Pfarrer Gigling (Reuß), Dr. Schmid (München), H. Bauerreiß (Wien), Christian Höppl (Wiesbaden), Dr. Peez (Frankfurt am Main), Hugo Oelberman (Bonn) und Pfarrer Brugger (Heidelberg). Diese 12 Mitglieder des Gesellschaftsrathes haben auf Vorschlag der drei gewählten Vorstände die übrigen 9 Mitglieder des Oberrathes zu bestimmen, worauf der letztere die Stellen des Vorstandes unter sich vertheilen wird. Der Gesellschaftsrath wird sodann als dauernder Ausschuß der Gesellschaft bis zur Einberufung derselben die Stelle der Hauptversammlung vertreten. Die Mitglieder zahlen einen Jahresbeitrag von wenigstens 2 fl. 20 kr. Abnehmer der Zeitschrift der Gesellschaft (Teut, herausgegeben von Fr. J. Kruger) sind der Verpflichtung zu einem Beitrage enthoben; dagegen ist die Zeitschrift der Gesellschaft steuerpflichtig. Zum Schluß kam man überein, sämmtlichen Mitgliedern die neue Verfassung mit der Einladung zum Anschlusse zukommen zu lassen, im Uebrigen aber dieselben der Durchsicht und Genehmigung der nächstjährigen Hauptversammlung vorzubehalten. Als Ort für diese wurde Nürnberg festgesetzt, die Anberaumung der Zeit dem Oberrathe überlassen.

Neue Erfindungen.

Aus München, 18. Aug., werden der „D. Allg. Ztg." zwei weitere Erfindungen Wilhelm Bauer's, des Erfinders und Ausführers der unterseeischen Schifffahrt, mitgetheilt. Die eine betrifft die Bauer'schen Schwimmer. Die Erfahrungen, welche Bauer im Kriege gegen Dänemark in den Jahren 1848 bis 51 selbst machte, so wie die Beobachtungen, die er über die kriegerischen Ereignisse in der Krim anstellte, lieferten ihm die Ueberzeugung, daß es nothwendig und von großem Nutzen sey, wenn wenigstens die Avantgarden und die Streifkorps eines Heeres so ausgerüstet würden, daß sie ungehindert und mit Leichtigkeit Ströme, Flüsse und entweder künstlich oder plötzlich durch Naturereignisse unter Wasser gesetztes Terrain überschreiten können. Diese Ueberzeugung mußte durch den dießjährigen Krieg in Italien und insbesondere durch die Ereignisse am Po und am Mincio bestärkt werden. Die Ausrüstung zum Ueberschreiten eines Flusses ꝛc. muß sich natürlich, wenn sie Erfolg haben soll, auf die Infanterie, Kavallerie und Artillerie erstrecken und auf ein Korps von 20—30,000 Mann ausgedehnt werden können. Existirt eine solche Ausrüstung für die Avantgarde, so wäre noch für den Hauptkörper eines Heeres der Uebergang über einen Strom ꝛc. mittels Brückenschlags erforderlich. Daß ein leichtes, schnelles und nicht leicht zu hinderndes Uebersetzen einer Avantgarde oder eines Streifkorps über einen Strom, einen See, über einen unter Wasser gesetztes Terrain ungeheuern Vortheil bringen und von außerordentlicher Tragweite seyn würde, unterliegt wohl keinem Zweifel Dieses Ueberschreiten eines Stromes ꝛc. augenblicklich und an jeder beliebigen Stelle, wenn nicht gerade außerordentliche steile Ufer hindernd in den Weg treten, soll nun durch Ausrüstung mit Schwimmern erzeugt werden. Diese Schwimmer sind Bauer's Erfindung, und mit einem Schwimmer soll jeder Infanterist, jedes Reit- oder Zugpferd, jedes Geschütz und jeder Geschützwagen versehen werden. Ein solcher Schwimmer hat ein ganz unbedeutendes Gewicht, ist, je nach dem Gegenstande, den er zu tragen hat, Mann, Pferd, Geschütz ꝛc., schwächer oder stärker, und kann von dem Infanteristen, dem Reiter und dem Geschütz mit Leichtigkeit und ohne Belästigung mit sich geführt werden. Wilhelm Bauer hat seine Erfindung bereits sachverständigen Männern, unter welchen ich den bayerischen General v. d. Tann nennen kann, vorgelegt, und sie ist von denselben als ebenso praktisch wie leicht ausführbar erkannt worden. — Die erste Erfindung ist eine nicht minder wichtige. Es sind die Strand-, See-, und Strombatterien Wilhelm Bauer's, so eingerichtet, daß sie sowohl am Strande als auch in Flüssen und der See mit Leichtigkeit angewendet und auch sehr gut maskirt werden können. Von ganz besonderm Werth scheint mir die Erfindung der in einem Flusse oder in der See versenkbaren Vertheidigungsbatterien zu seyn, welche nach Belieben unter- oder auftauchen können. Sie beruhen auf demselben Prinzip, auf welchem das Bauer'sche unterseeische Boot beruht, und das Untertauchen, so wie das nur momentane Auftauchen zum Zweck der Entladung der Geschütze bietet den Vortheil, daß einem feindlichen Geschoß ein Zielpunkt nicht gegeben ist.

Mannigfaltigkeiten.

Eine vornehme Dame hatte kürzlich einen jungen, hübschen Bedienten frisch vom Lande weg in den Dienst genommen. Nach einigen Tagen fuhr die Dame aus, um Besuche zu machen, und als sie bereits im Wagen saß, bemerkte sie, daß sie ihre Visitenkarten in ihrem Zimmer hatte liegen lassen. „Jean," rief sie, „ich habe meine Karten vergessen. Geh und hole sie und behalte sie bei Dir." Jean eilte in das Zimmer wieder hinauf, führte den erhaltenen Befehl aus und nahm seinen Platz auf dem Wagen wieder ein. Die Dame begann die Runde ihrer Besuche und in jedem Hause, wo die Leute, denen sie einen Besuch zugedacht hatte, nicht zugegen waren, ließ sie durch Jean eine oder zwei Karten abgeben. An dem letzten Hause sagte sie zu ihrem Bedienten: „Jean, hier gib drei Karten ab." — „Das geht nicht, gnädige Frau; ich habe nur noch zwei: Kreuz-Aß und Herzen-Sieben." — Der Bediente hatte nämlich aus dem Zimmer der Gebieterin eine Anzahl Spielkarten geholt.

Daß die Hitze des heurigen Sommers eine wirklich ungewöhnliche war, beweist unter andern folgende sehr originelle Thatsache. Zur Zeit der Kirschenreife hatten in der Gegend von Straubing alle jene Obstgartenbesitzer, welche die kleinen sogenannten Bauerakirschen nur ein paar Tage zu lange am Baume hängen ließen, das Vergnügen, die Kirschen so vollkommen gedörrt herabzunehmen, als wäre dieß mit aller Sorgfalt im Backofen geschehen.

Die Sängerin Frau Bürde-Ney ist beim Dresdener Hoftheater wiederum auf 5 Jahre mit einer Jahresgage von 10,000 Thalern und 6 Monaten Urlaub engagirt worden.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der A. Walland'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 204 Samstag, 27. August 1859.

Graf Joachim.

(Fortsetzung.)

Zweites Kapitel.

Ich war spät am zweiten Abende in meiner neuen Heimath angekommen, und hatte meine Wohnung in dem Hause eines angesehenen Kaufmanns genommen, der mir ein paar Zimmer zur Verfügung stellte, bis ich selbst im Stande seyn würde, mich nach meinem Bedürfniß einzurichten. Mein freundlicher Wirth und seine Familie hatten mich erwartet, ich war von den Eltern mit Herzlichkeit, von der Tochter mit sehr guten Manieren empfangen worden, wir hatten ein gutes und reichliches Abendbrod verzehrt, und ich hatte während desselben von allen Theilen die Versicherung erhalten, daß ein neuer und so geschickter Arzt, als ich es seyn solle, hier mit Sehnsucht erwartet worden sey, und daß ich mich auf eine sehr ausgebreitete Praxis gefaßt machen dürfe.

Der Vater, welcher einen Laden von Luxuswaaren hatte, und dabei ein bedeutendes Produktengeschäft betrieb, während er zugleich den Banquier der ganzen Umgegend machte, war noch immer ein rühriger und unternehmender Kopf. Als Rathsmann nahm er eine angesehene Stellung ein, und als wolle und müsse er auch mein Berather werden, rechnete er mir das Vermögen nach, das mein Vorgänger hier im Orte erworben habe, und rieth mir, da er erfahren hatte, daß ich nicht unbemittelt sey, das Haus zu kaufen, welches durch den Tod desselben frei geworden. Er sprach mir von dem Garten, in dem es liege, von dem Holzplatz und von den Wiesen, welche vor der Stadt und an dem See dazu gehörten, er bewies mir, daß selbst, wenn ich einen eigenen Haushalt führen wolle, ich als Junggeselle mit einem Stockwerk des Hauses vollkommen genug habe, und wie viele Miethe ich aus der obern Etage bis zu meiner Verheirathung ziehen könne. Er hatte Alles für mich überlegt, selbst mein Bedarf an Fütterung für meine Pferde war von ihm abgeschätzt worden, und ein Haushofmeister, den ich ganz eigentlich mit der Leitung und Verwaltung meiner Angelegenheiten betraut, hätte mir nicht genauer und gewissenhafter Bericht erstatten können.

Aber nicht nur das Haupt des Hauses hatte sich so verdient um mich gemacht, auch die andern Familienmitglieder waren jedes in seiner Weise im Voraus mit mir beschäftigt gewesen. Während ich von der Mutter über die Art und Weise unterrichtet wurde, in welcher ich am besten für meine Möblirung und Bedienung, für meine Ernährung und für meine Wäsche sorgen könne, hatte Mademoiselle Elfriede den vollständigen Feldzugsplan für mich entworfen, nach dem ich meine Visiten in der Stadt machen, und meine Bekanntschaften anknüpfen sollte. Ich hörte eine Menge von Titeln und Namen mit großer Betonung an meinem Ohre vorübergehen, persönliche Zuneigungen und Abneigungen machten sich dabei geltend, und hie und da wurde ein Wink beigefügt, der auf die genauere Kenntniß mancher Verhältnisse hinzudeuten schien, die sich dem Auge des Neuangekommenen nicht gleich preiszugeben pflegen. Es hielt sich das Alles aber in den strengen Gränzen der Wohlanständigkeit, ich hatte im Grunde für Alles, was man mir that und sagte, wirklich nur zu danken, es konnte mir auch Alles nützlich werden, indeß es war der Güte doch beinahe zu viel, und müde und durchfroren, wie ich angekommen, mußte ich mehrmals an das Rothkehlchen denken, das ich einst als Knabe mitleidig im Winter aus dem Freien mit nach Hause genommen, und das ich so warm gebettet und so eifrig genährt hatte, daß es nach wenigen Tagen die Liebe und Güte nicht mehr vertragen konnte, und elend daran umkam. Ich fürchtete diesen Wohlthaten ebenfalls nicht stehen zu können, und empfand, daß Güte, wenn sie uns gegen unsern Willen angethan und zu weit getrieben wird, auch zur Gewaltthat werden kann.

Mademoiselle Elfriede schien meine Gedanken zu errathen, meine Empfindungen zu ahnen. Sie war überhaupt, das stellte sich mir an dem ersten Abende gleich fest heraus, ein vortreffliches Mädchen, nur

daß sie dieß Letztere schon bereits ein wenig länger seyn mochte, als ihr lieb war. Sie sah übrigens noch gut aus. Ihre sehr große Gestalt war schlank, ihre Miene freundlich, und ich selbst würde sie für jung gehalten haben, ohne jene verrätherische Magerkeit des Halses, und ohne den Ton des sanften Ernstes, der milden Heiterkeit, welchen die Frauenzimmer nur dann gewinnen, wenn ihnen im Verkehr mit Männern statt der ersehnten Liebe, Freundschaft entgegengekommen ist.

Sie brach, als sie gewahrte, daß es mir der Güte und Vorsorge zu viel seyn mochte, plötzlich in der Unterhaltung ab, und sagte mit wirklicher Gewandtheit, sie habe mir jetzt ausführlich mitgetheilt, was ich hier Ortes zu erhoffen und zu erwarten habe, ich würde es nun auch wohl in der Ordnung finden, wenn sie von mir Neuigkeiten aus der Hauptstadt und aus der Welt zu vernehmen wünschte. Und wie sie vorher mir erzählt hatte, fing sie nun an, sich um Nachrichten von dem König und von der Königin, von den Gesellschaften des Hofes und der Stadt zu erkundigen, und nach den Theatern und den Erscheinungen im Gebiete der Literatur in einer Weise zu fragen, die mir darthat, daß sie mit ihrem Sinne in die Ferne hinausreiche, und daß er für das Schöne und das Edle erschlossen sey.

Wir schieden denn auch allerseits gar wohl zufrieden mit einander, und ich schlief die erste Nacht in meiner neuen Heimath, wie nur die gesunde und müde Jugend zu schlafen versteht.

Am andern Morgen, als ich an das Fenster trat, entdeckte ich, daß ich an dem Marktplatze wohnte, und daß der Wochenmarkt auf demselben abgehalten wurde. Eine Menge von kleinen Schlitten, mit schlechten Pferden bespannt, kamen von allen Seiten herbei. Große Fuhren mit Säcken beladen, standen dazwischen, und in schwere Schafspelze gehüllt, vermummt bis unter die Augen, halb steif gefroren, stiegen die Wirthschafter von den verschiedenen Gütern, welche ihre Produkte zu Markte geschickt hatten, von den Wagen herab, während die Knechte die Pferde abschirrten um sie in den Stall zu bringen, und die Aufkäufer und Markthelfer sich herandrängten, Auskunft über Menge und Werth der herbeigekommenen Waaren zu erlangen. Seitwärts an den Häusern stellten sich die Frauen auf, welche aus der Nähe die Bedürfnisse für Haus und Küche nach der Stadt gebracht hatten. Ein Töpfer, ein Klempner mit geringer Waare, hatten eine Art von Buden aufgeschlagen, auch grobes Stiefel- und Schuhwerk wurde feilgeboten, und mitten durch die Straße trieb man eine Schaar von Gänsen, führte man einzelne Schweine, oder ein Stück Rindvieh zum Verkauf. Es dünkte mich, als wäre ich jetzt viel weiter als zwei Tagereisen von Berlin und von dem Hause meines Onkels entfernt, und die Art des Lärmens, der mich umgab, das Schreien, das Zurufen, die Stimmen, der Ton, der Accent, hatten etwas Fremdes für mich, das mich keinesweges angenehm berührte.

Eine Stunde später, nachdem ich mein Frühstück eingenommen, und die Klagen meines Dieners über Alles, was er nicht so wie in Berlin gefunden, angehört hatte, dauerte die Unruhe unter meinen Fenstern noch fort, aber es kam noch eine andere Farbe in das Bild hinein, das sich mir darbot. Es gingen Kinder in die Schule, Dienstboten wandelten über den Markt, hie und da ließ sich auch eine Hausfrau unter den Käuferinnen blicken; einzelne Männer mit Medaillen und anderen Ehrenzeichen in den Knopflöchern der abgetragenen Röcke, mit schweren Aktenstößen unter dem Arme, gingen über den Weg, auch Soldaten fingen sich zu zeigen an. Ich sah Aktenträger und Soldaten, ich befand mich also ohne alle Frage noch in Mitten der Zivilisation, und als ich bald darauf bemerkte, daß einer und der andere der Vorübergehenden nach meinen Fenstern hinaufschauten, gab der Gedanke, hier eine sehr wichtige Person und der Gegenstand allgemeiner Erwartung zu seyn, mir, ohne daß ich es mir eingestand, ein behagliches Gefühl.

(Fortsetzung folgt.)

Kaspar der Thoringer, Unheilsstifter im neunzehnten Jahrhundert.

Jeder, der etwas Literaturkenntniß hat, erinnert sich wohl noch des Spektakelstückes und Ritterdrama's: „Kaspar der Thoringer.“ Viele werden sich auch jenes Schauspielers erinnern, der zehn Jahre lang der Titelrolle des Stückes mit seiner mächtigen Gestalt und Löwenstimme, ruhmerntend vorstand, nicht nur im Engagement zu Wien, auch in Gastrollen bei fast allen Bühnen Deutschlands. Dieß war der noch zur Zeit des Wiener Kongresses berühmte Grüner.

Früher tapferer Soldat und zwar Wachtmeister, war er jetzt auch auf der Bühne mit Leib und Seele ein Held. Wenn seine Rolle den Anschein der Wuth erheischte, gerieth er wirklich in Wuth; dann erzitterte vor ihm das ganze Haus. Zog er vom Leder, so befürchtet man wirkliches Blutvergießen. Als Ritter trug er auf der Bühne stets Koller und Hosen von Elennhaut, nicht wie sonst andere Heldenspieler diese von Merino und Nanking. Blech- oder gar Papprüstungen des Theater-Arsenals verschmähte er, und es wurde ihm für den

Kaspar Thoringer stets eine ächte eisenschwere Schlachtrüstung aus dem kaiserlichen Zeughause geliefert. Auch sein Schnurrbart war ächt; damit aber war der Aufwand des gewissenhaften Mannes für diese Rolle noch nicht vollendet. Im dritten Akt des Stückes kommt nämlich eine Scene vor, wo des Thoringers Reisige eine feindliche Burg berennen, in welcher des Ritters Weib und Kind in Haft schmachteten. Die Burg wird dann gebrochen, Kaspar erscheint zu Pferde, langt Weib und Kind zu sich aufs Roß und sprengt mit den Geretteten von dannen. Diese Scene galt den Wienern für das ganze Stück und beinahe noch mehr als eine Schüssel gebratener Hühner. Unser Heldenspieler aber war ihnen darin unschätzbar; denn um sich hier in seiner ganzen Macht zu zeigen, hielt Grüner sich ein eigenes Pferd, einen hohen Schimmel, Jahr aus Jahr ein, den er sich selbst lammfromm zugeritten. Da kam er nun aus dem Hintergrunde der Bühne des Theaters an der Wien, welche die tiefste ist auf dem Kontinent, herangesprengt im vollen Galopp bis hart an den Souffleurkasten, wo er auf dem Fleck seinen Gaul parirte. Dieses Reiterkunststück wurde sofort jedesmal mit schallendem Jubel begrüßt.

Im Laufe der Jahre stumpfte sich dieses Spektakels Spitze: Kaspar der Thoringer und Grüner verschwanden vom Theaterzettel; der Schimmel krepirte. Die Kriegsjahre kamen, und die Militär-Trauerspiele wie „Waldron“ oder „die Familie Schlenzheim“ wurden hier vorgesucht und verdrängten das Mittelalter von den Brettern, welche „die Welt bedeuten.“ Als es Friede geworden war, zeigten sich gar die zahmen Familienstücke und sauren Melodramen, und jetzt erkrankte Grüner, wie ein Löwe erkrankt, den man mit Zucker füttert. Da nahte das Jahr 1817 und endlich der Juli dieses Jahres, und der gänzlich ruinirte Besitzer des „Theaters an der Wien“ hatte den Einfall, mit der Wurst nach der Speckseite zu werfen und die Wiener durch den „Kaspar“ und den eben genesenen Grüner wieder an die verlassene Kasse zu locken.

Der Tag erschien; der Erfolg war ungeheuer. Trotz der beispiellosen Hitze stürmte das Publikum alle Eingänge des Hauses; — Tausende mußten von den verzehnfachten Wachtposten zurückgewiesen werden. Der, welcher einen Platz erhalten hatte, konnte sich glücklich preisen. — Der Vorhang rollte empor — Kaspar Grüner trat auf in Elennhaut genäht, in schweren Stahl von der Zehe bis zum Scheitel geschmiedet; das Gerassel des geharnischten Giganten übertäubte der tosende Bravoruf der entzückten Versammlung. Das Stück nahm seinen Fortgang bis zum dritten Akt. Rechts vom Zuschauer erschien die berannte brennende Raubfeste. Von den Zinnen der Mauern streckte ein halbes Hundert zu Knappen verwandelter ungarischer Grenadiere ihre für Lanzen angesehen seyn wollenden Besenstiele. Ein anderes halbes Hundert in andern Farben maskirter Ungarn schlug auf Jene oben tapfer zu, Einige liefen auf sechs Leitern hinan, Andere wurden heruntergeworfen und blieben dann als todt mit offenen Augen auf der Bühne hingestreckt. Einer dieser guten Streiter aber, augenscheinlich der Tapferste von ihnen und ein zweiter Achill, wollte sich durchaus nicht zufrieden geben, obgleich er schon mehr als zehnmal herabgeworfen und todtgestochen war. Immer wieder, nachdem er eine Sekunde lang regungslos gelegen, besann er sich eines Bessern, raffte sich auf und lief eine Leiter hinan. Er wollte durchaus die Veste haben. Dieß erregte ein ununterbrochenes, sich endlich zum Wiehern steigendes Gelächter, und als er nun von wenigstens zehn Stichen auf einmal durchbohrt noch immer nicht verenden wollte, und er, als der Komparsen-Anführer ihm zu sterben befahl, sich abermals gegen die Kameraden wehrte, da brach Alles, vornehm und gering, in ein donnerndes Bravo aus, während der Unbezwingliche mit Gewalt hinter die Koulissen gebracht werden mußte. Dieser drolligen Scene sollte nun die berühmte folgen; — sie folgte, und mit ihr die traurigste Katastrophe.

Grüners Schimmel befand sich, wie bemerkt, nicht mehr unter dem Theaterpersonal. Jener, auf seine Reitergewandtheit und die Stärke seiner Schenkel vertrauend — ein mäßiges Roß erdrückte er so zwischen denselben — hatte sich zum Knalleffekt ein stattliches Kürassierpferd auserwählt und es acht Tage vor der Aufführung täglich bei vollbeleuchtetem Hause dazu eingeritten. Der Gaul hatte die Proben trefflich bestanden, und in vollem Vertrauen schwang sich jetzt der bis an die Zähne Bewaffnete in den Sattel. Alsobald erscheint er auf der Bühne, galoppirt in Sätzen gegen den Souffleurkasten hinan, und nun, im Moment, da er das Roß parirt, bricht der donnernde Beifall los, auf welchen das Militärpferd bei den Proben nicht vorbereitet worden; — er setzte sich auf die Hinterbeine, hebt den Vorderleib, schnaubt, bäumt sich — ein Schrei des Publikums verscheut es noch mehr; es senkt sich etwas, zertrümmert mit den Vorderhufen den Kasten des Souffleurs, dieser läßt sein Buch im Stich und entflieht in die Unterwelt; — noch einmal bäumt sich der Gaul und mit einem Satz stürzt er sich mit seinem Reiter hinunter in das Orchester.

Was jetzt folgt, läßt sich schwer beschreiben. Im Moment, wo das Roß das Orchester erreichte, zertrümmerte es das Klavier des Kapellmeisters, demnächst die Violoncelle und Baßgeigen. Grüner fiel in seiner schweren Rüstung unter die Trümmer, und die schwächeren Eisenschienen wurden ihm von dem Pferde in den Leib getreten. Kapellmeister und Musici warfen ihre Instrumente von sich, retteten

sich schreiend über die Lampen theils auf die Bühne, theils ins Parkett, Einige sogar in die Parkettlogen. Die Bühne erfüllte sich mit den herzustürzenden Masken des Spielpersonals. Parkett und Parterre boten das verwirrte Bild der wildesten Flucht. Alles floh aber, als ob eine Schaar grimmiger Tiger hereingebrochen wäre. Einer sprang oder trat über den Andern weg; die Bänke zertrümmerten, die Thüren brachen aus den Angeln — wir rasend warf sich die ganze Masse auf die wenigen schmalen Ausgänge. Doch nicht allein unten im Hause, auch oben in den Logen, auf den höchsten Galerien brach dieser panische Schreck ansteckend aus, als wären fliegende Drachen losgelassen. Auch hier drängte sich Alles durch die Ausgänge, überstürzte sich die Korridors entlang, über die Treppen. Vor wem man flüchtete? das wußte jetzt Keiner mehr; — Einer jagte den Andern, Jeder schützte sich vor den Fliehenden: man mußte fliehen, um sich zu retten vor den sich Rettenden. Nun hat dieses Schauspielhaus mancherlei Ein- und Ausgänge, ist voller Treppen, Winkel und Wendungen, so daß die Blindheit der Erschreckten allenthalben irre lief. Ein Strom wälzte sich nach dem Speicher, worin die Dekorationen aufbewahrt wurden, ein anderer versenkte sich in die Souterrains; und hier zweigte das Gedränge sich in die Garderoben, auf die Bühne, und nahm die Schauspieler mit fort. In den Korridors wurden die für Feuersgefahr aufgestellten Wasserbehälter umgeworfen und das unter den Füßen der Fliehenden strömende Wasser verschlimmerte Vieles. Kinder stürzten, wurden zerquetscht; Frauen in guter Hoffnung stießen herzzerreißende Töne aus — Andere baten, fluchten. — „Mein Shawl! meine Uhr!" ertönte es dort; die Gauner und Taschendiebe hielten ihre Ernte. Indeß das verletzte Pferd gebändigt mit unsäglicher Mühe aus dem Orchester, und der verwundete Held nach Hause gebracht wurde, flohen noch Viele, als sie schon die Straße erreicht hatten und retteten sich in die nahen Häuser.

Wenn ein einziger den Kopf verliert, ists ein trauriger Anblick, aber ein schrecklicher, wenn die Masse ihre tausend Köpfe verloren hat. — Als das Haus sich endlich entleert hatte, bot die Straße einen nicht minder bunten Auftritt. Die Einen flohen, die Andern suchten Verlorne, Verlornes; wieder Andere schrieen nach ihren Wagen — hier trug man einen Verwundeten fort, dort tröstete man eine verzweifelnde Mutter oder verhaftete die Polizei einen Gaudieb. Jammer, Geschrei, Tumult aller Töne und Farben!

Von diesem Tage an war es mit „Kaspar dem Thoringer" für immer aus.

Mannigfaltigkeiten.

[Ein tapferer Kanonier.] Durch Innsbruck kam letzten Mittwoch eine 6pfündige Batterie, deren Mannschaft mit nicht weniger als 26 Tapferkeitsmedaillen geschmückt war. Bei einer Batterie, welche Donnerstag aus Italien dort eintraf, waren zwei Kanonier mit der großen Tapferkeitsmedaille geziert. Als einer dieser braven Soldaten (ein Böhme) befragt wurde, wo und wie er dieselbe sich verdient habe, erzählte er, daß sie ihm in Folge seiner Auszeichnung bei Magenta zu Theil wurde. Bereits waren 6 Kanonen der Batterie verloren gegangen, bei den 2 übergebliebenen stand noch dieser Kanonier mit einem Kameraden und schoß unverdrossen fort. Zwei Bataillonen, welche in der Nähe standen, leistete er dadurch großen Nutzen, ja sie wären ohne die erfolgreiche Arbeit des Kanoniers von der Uebermacht um so früher oder so gewisser verdrängt oder vernichtet worden. Nun kam ein Adjutant und hieß den Kanonier mit seinem Geschütz zurückfahren und bald darauf kam der General, welcher denselben Befehl gab, um die letzte Kanone noch zu retten. Der Kanonier aber sagte: „es ist besser ich und die Kanone sind hin, als die zwei Bataillone" und feuerte fort. Der General sah noch wie der brave Kanonier mit einem wohlgezielten Schusse zwei höhere französische Offiziere niederschmetterte. Als endlich der brave Kanonier seine sich gestellte Aufgabe gelöst sah, retirirte er mit seiner Kanone, welche er mit seinem Kameraden und einem Pferde weiter schleppte und in Sicherheit brachte.

Das Hülfskomite für die in Mainz durch die Pulver-Explosion am 18. November 1857 Verunglückten hat nun seinen definitiven Rechenschaftsbericht erscheinen lassen. Wir entnehmen daraus, daß seiner Verwaltung eine Gesammtgabensumme von 644.001 fl. 27 kr. anvertraut war, welche der deutsche Bund mit weiteren 160,000 fl. ergänzte, so daß einschließlich 2128 fl. 2 kr. erwachsenen Zinsen und 34 fl. 22 kr. Agio eine Gesammt-Einnahme von 809,163 fl. 51 kr. neben beträchtlichen und sehr willkommenen Sendungen von Kleidungsstücken und Lebensmitteln, zur Verfügung standen, eine Summe, welche bei gewissenhaften und maßhaltenden Vertheilungsgrundsätzen hinreichte, den Nothleidenden aufzuhelfen, den dauernd in ihren Erwerbsverhältnissen benachtheiligten unbemittelten Personen die Zukunft einigermaßen zu sichern und allen Betroffenen die erlittenen Schäden an Gebäuden und Hauseinrichtungen der Hauptsache nach zu ersetzen.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 205. Montag, 29. August 1859.

Graf Joachim.

(Fortsetzung.)

Ich kleidete mich dann bald darauf an, und verfügte mich in Begleitung meines Wirthes zu dem Bürgermeister und zu den übrigen Personen, welche die Berufung eines neuen Arztes für nöthig erachtet, und somit an meiner Uebersiedelung Antheil gehabt hatten. Ueberall wiederholte sich mehr oder weniger ähnlich die Scene des vorigen Abends, nur daß ich hie und da Einladungen zu freundschaftlichen Mittag- oder Abendgesellschaften empfing, und daß mir fast überall der Wunsch ausgesprochen wurde, mich, wenn ich erst zur Ruhe gekommen seyn würde, gefälligst zu der betreffenden Familie zu bemühen, um ihnen Rath und Beistand gegen diese oder jene Beschwerde zu leisten, gegen welche der verstorbene Arzt vielfache Mittel angewendet, ohne Befreiung oder auch nur dauernde Linderung von denselben schaffen zu können. Ueberall setzte man seine Hoffnung auf mich, überall war man überzeugt, daß der Neffe meines Onkels ganz besondere Kenntnisse gesammelt haben müsse, und ich besaß damals selbst noch ein so festes Vertrauen in die Wirksamkeit der Medikamente, und in das Können und Vermögen des Arztes, daß ich zuversichtlich zu leisten versprach, was man von mir begehrte, und mit meiner Zuversicht den Leidenden wenigstens die Wohlthat der erneuten, belebenden Hoffnung gewährte.

Etwa vierzehn Tage später war ich heimisch in meiner neuen Heimath. Ich hatte eine Wohnung gefunden, die mir zusagte, mein Name prangte auf hellgeputzter Messingplatte an meiner Thüre, mein Diener, ein eingefleischter Berliner, ergab sich allmählich in das Schicksal, nicht mehr in Berlin zu seyn, ein Paar Pferde waren gekauft, ein Kutscher gemiethet, man hatte mich zum Hausarzte in einigen der angesehensten Familien erwählt, einzelne arme Leute hatten sich hülfesuchend an mich gewendet, und ich war mit dem Herzen so sehr bei den Leiden der Kranken betheiligt, ich hatte so viel Eifer für meine Wissenschaft, daß ich sehr damit zufrieden war, Berlin verlassen und einen Aufenthaltsort gewählt zu haben, an dem ich lernen und helfen konnte.

Es ist ein Vorzug der Jugend, sich leicht in alle Lebenslagen zu schicken, und ihnen ihre guten Seiten abzugewinnen. So geschah es denn auch mir, daß es mir in dem Orte täglich mehr behagte, ja, daß ich bald glaubte, es habe mir noch nirgends besser gefallen als hier. Meine Praxis nahm sehr schnell zu, es gab unter den jungen Beamten des Gerichtes und unter den Offizieren, mit denen ich im Gasthofe zu Mittag aß, einige gebildete und viele muntere junge Leute, hübsche Mädchen findet man in der ersten Hälfte seiner zwanziger Jahre überall, denn unsere sehnsüchtigen Blicke verschönern auch die unbedeutendste Erscheinung, und einige glückliche Kuren gewährten mir die größte Befriedigung, während der Ehrgeiz sie durch neue Erfolge nicht als ein zufälliges Gelingen dastehen zu lassen, mich in Eifer und in erstem Studium erhielt.

So gingen der Winter und der Frühling vorüber, und man hatte mich in meiner Umgebung lieb gewonnen, weil ich mich zufrieden zeigte, weil ich die Hauptstadt nicht übermäßig pries, und nicht vermißte. Man sah mich in den Gesellschaften gern, man freute sich, daß ich oftmals Nachrichten aus der Residenz erhielt, derjenige, welchem ich sie zuerst mitgetheilt, wußte sich Etwas damit, und als man erst dahin gekommen war, mich als „unsern Doktor" zu bezeichnen, verschaffte Alles, was mir Gutes begegnete, oder was ich selbst mir Gutes aneignete, von einem neuen Patienten, der sich an mich wendete, bis zu einem neuen Ueberrock à l'anglaise, den ich mir verschrieben hatte, den guten Leuten, die mich kannten, eine wirkliche Befriedigung; abgesehen davon, daß ich selbst mich äußerst wohl dabei befand.

Mit meinen Freunden und Verwandten in der Residenz war mein Zusammenhang in keiner Weise unterbrochen. Mein Onkel versah mich mit allen irgendwie bedeutenden medizinischen Schriften, meine Bekannten setzten mich von den gesellschaftlichen Vorgängen in Kenntniß, meine Tante und meine Cousinen ließen mir die neuen Erscheinungen in der

schönen Literatur zugehen, und alle solche Sendungen und Erwerbungen hatten damals einen größeren Werth und einen größeren Reiz, weil sie sich nicht so leicht bewerkstelligen ließen, als jetzt in den Tagen der Eisenbahnen und der Telegraphen.

Anfangs hatte meine jüngste Cousine mir auch recht oft geschrieben, und ich hatte an ihren Briefen in so fern einen lebhaften Antheil genommen, als ich den Entwickelungsgang ihres Geistes darin erkennen konnte. Sie hatte mir dabei Gedichte von Novalis, von Hölderlin, auf sauberen, goldumränderten Blättchen zukommen lassen, hie und da waren auch Poesien der zärtlichsten Art mituntergelaufen, deren Dichter sie nicht angab, und welche ich ihr mit Sicherheit selbst zuschreiben durfte, und die genaue fast tagebuchartige Angabe über ihr Leben und Treiben würde mich auch unterhalten haben, hätte sie nicht bald begonnen, ähnliche Berichte von mir zu verlangen, die ihr zu geben mir Neigung und Zeit gebrachen.

Ich konnte es mir nicht verbergen, die Kleine war eifersüchtig, war neugierig aus Eifersucht. Meine Tante machte die Bemerkung, daß Lina's Neigung für mich, auch troß unserer Trennung, sich nicht verminderte. Sie schien derselben jetzt also eine größere Bedeutung einzuräumen, und auch ihrerseits zu wünschen, daß ich in meinem neuen Aufenthalte mein Herz frei bewahrte, um es einst ihrer Tochter anzubieten, wenn man dieselbe für die Ehe geeignet halten würde. Sie wollte wissen, mit wem ich umgebe, sie fragte mich nach den Verhältnissen der Familien, in denen ich Arzt war, und sogar mein Onkel warf in einem seiner kurzen Briefe einmal flüchtig die Bemerkung hin, ich möge mich nicht aus kleinstädtischer Langweile in der kleinen Stadt verheirathen. Weit entfernt, meine Praxis dadurch zu vergrößern, würde ich sie beeinträchtigen, denn ich verlöre damit den Vorzug, den Müttern und den Töchtern als ein begehrter Bewerber, als ein Hoffnungsstern zu erscheinen, und im Beginne einer Praxis käme es darauf an, alle Vortheile zu wahren.

Diese Art von Beaufsichtigung oder von Beeinflussung fing bald an, mir beschwerlich zu werden. War ich bei guter Laune, so kam ich mir wie der gefangene Knabe im Mährchen vor, den die Hexe täglich sein Händchen herausstrecken läßt, um zu sehen, ob er nun schon fett genug zum Schlachten sey. War ich einmal verdrießlich, so stieg mir der Gedanke auf, mir je eher je lieber eine Frau zu nehmen, um der gefühlvollen Gedichte meiner Cousine, der scherzenden Fragen meiner Tante, und der gelegentlichen Bemerkungen meines Onkels auf einmal enthoben zu werden. Das Schlimme an der Sache war dann aber nur, daß keines der Mädchen, mit denen ich vergnüglich und gern verkehrte, mir gefallen wollte, sobald ich es mir als meine Braut, oder gar als meine Frau vorzustellen unternahm, und daß mir schließlich, meine Cousine doch besser zusagte, als die jungen Damen, welche ich hier kennen gelernt hatte.

Dennoch wurden meine Briefe in die Heimath kürzer. Ich vermied es absichtlich den Fragen zu begegnen, welche man über meine eigensten Verhältnisse an mich stellte, und es währte kaum ein Jahr, bis auch die Briefe meiner Cousine seltner wurden. Sie schrieb mir keine Gedichte mehr ab, die Tagebuchberichte verschwanden bis auf die gelegentliche Erwähnung irgend eine Lustbarkeit; die Fremden, welche sich in ihrem Vaterhause hatten einführen lassen, wurden mir nicht mehr genannt. Endlich hörte der ganze Briefwechsel mit Lina und mit meiner Tante auf, und ich konnte daraus ersehen, daß sie mich und meines Herzens Schicksal nicht mehr ihrer Theilnahme werth erachteten.

(Fortsetzung folgt.)

Bild einer Schlacht.

(Aus der Oesterreichischen Zeitung.)

Ich könnte dem Leser manches Neue über die Positionen und Pläne, über Flankenmärsche und Kotoyirungen, Rekognoszirungen, Brückenköpfe, Redouten &c. berichten, glaube aber, daß dieß Alles jetzt weniger mehr interessiren dürfte, als das Bild einer Schlacht, nicht wie sie sich auf der Landkarte, sondern wie sie sich dem Auge, dem Gefühle darstellt. Es kann wohl Kriege geben oder gegeben haben, wo der Feldherr sagt: „Uebermorgen oder in drei Tagen werden wir uns schlagen", und seine Truppen gleichsam vorbereitete; besonders ist beim Stürmen auf eine Festung oft der Tag dazu schon ziemlich lange vorher bezeichnet. Im vergangenen Kriege aber waren die Schlachten Folgen gegenseitig veränderter Stellungen, und die Armee mußte mithin stets auf einen Kampf gefaßt seyn.

Um 4 Uhr Früh wird abgekocht!

Dieser Befehl veranlaßt eine allgemeine Aufregung, denn er läßt erwarten, daß große Ereignisse vor uns in der Zukunft schweben.

Schon dampfen die Kessel; alle Soldaten des Infanterielagers suchen die reinlichsten Plätze, ihre Mäntel aufzurollen, wobei Einer dem Andern hülfreich beisteht. Die Gewehre werden fleißig untersucht, besonders aber alle Gebüsche nach schönen grünen Zweigen durchforscht, die dann als Feldzeichen munter von den Tschakos wehen. Geschmückt zieht der Mann dem Feind entgegen.

Eben beginnt die Mannschaft sich den Reis, das

Fleisch in die Blechschüsseln füllen zu lassen, da ruft es von verschiedenen Seiten: Horcht!

Ein Moment lautloser Stille tritt ein.

Ununterbrochenes Geknatter von Kleingewehrfeuer dringt deutlich durch die frische klare Morgenluft.

Ja, es ist kein Zweifel! unsere Avantgarden sind schon auf den Feind gestoßen.

„Schon!" ruft der Oberst überrascht sich zu seinem Adjutanten wendend, und sieht kopfschüttelnd auf die Uhr, „unsere Bewegungen sind verrathen worden!"

Tummelt Euch, Leute, eßt rasch, es möchte uns heute an weiterer Zeit dazu fehlen!

Aber schon sprengen Adjutanten heran, schon tönen von allen Seiten die Allarmsignale.

Schnell! sammelt Euch, rufen die Unteroffiziere. Das Essen fliegt auf die Erde, Jeder läuft noch nach einem Trunk Wasser.

Vorübergehend entsteht ein furchtbares Gewirr, im nächsten Augenblicke steht aber Alles schon in Reih und Glied. Kommandoworte tönen von allen Seiten, die Kompagnien sammeln sich zu Bataillonen, die Bataillone zu Regimentern.

„Schwer und dumpfig,
Eine Wetterwolke,
Durch die grüne Ebene schwankt der Marsch."

Immer lauter, heftiger prasselt vorne das Kleingewehrfeuer. Auch auf den Straßen links und rechts marschiren unsere Truppen vor; man sieht von ihnen Nichts als einen sich über die Hecken und Bäume hinaus erhebenden Wolkenreif Staubes.

„Blicke kriechen niederwärts
An die Rippen pocht das Männerherz."

Auch den Tapfersten erfaßt eine beklemmende Aufregung, gilt es doch heute mehr als bloß das Leben! Denn schon brummt mächtig der Donner der Kanonen, schon nimmt das Gefecht von Minute zu Minute wachsende Dimensionen an.

„Gewehr bei Fuß" steht das Regiment hier in der zweiten Linie. Noch dumpf dringt der Knall der Geschütze hieher; am Horizont entstehen plötzlich kleine weiße Wölkchen, sie breiten sich aus und verschwinden, neuen Platz machend.

„Das sind die Geschosse der gezogenen Kanonen, die in der Luft geplatzt sind," wird gegenseitig mitgetheilt und aller Augen richten sich nach diesem Dampfballen im Westen, die eben von der prächtig im Osten sich erhebenden Sonne mit Gluth übergossen werden.

Da braust ein eigenthümliches tremolirendes Zischen über die Köpfe hinweg; es ist, als ob das Heulen eines wüthenden Herbststurmes an einem Punkte konzentrirt dahinzöge. In einem der nahestehenden Bäume zischen und krachen die gebrochenen Aeste, und fallen, eine fühlbare Warnung, auf die in ihrem Bereich Stehenden herab.

Unwillkürlich ziehen die Soldaten die Schultern ein und ducken sich. Nach 2 bis 3 Sekunden zeigt ein Knall im Rücken, daß die Granate weit hinter dem Ziele geplatzt ist.

„Die Kugeln, die Ihr pfeifen hört, treffen Euch nicht mehr," belehren die Offiziere ihre Mannschaft, und wieder schnurrt ein Projektil, aber dießmal näher, über sie hin.

Einem furchtbaren Krachen folgt die Bildung eines weißen Rauchballens hundert Schritte vor der Position und gleichzeitig ertönen einige dumpfe Rufe. Einer der Mannschaft macht einen Sprung und stürzt dann todt nieder; ein anderer wälzt sich ächzend im Blute, das einer Schenkelwunde entfließt; jener läßt das Gewehr sinken und greift nach seinem Arme, dort hebt ein vierter seinen Czako auf, der von einem der Granatsplitter durchlöchert zu seinen Füßen liegt.

Jeder der nächststehenden Soldaten faßt sein Gewehr krampfhaft fester, die Fäuste ballen sich, und wüthende, finstere Blicke der Rache wenden sich nach der Richtung, aus der das Geschoß kam, ohne die Geschütze entdecken zu können. Während Dessen brüllt der Donner der Schlacht immer lauter. Von Vorne rollen die Sanitätswagen, gefüllt mit Verwundeten, zurück, andere schleppen sich zu Fuß fort, alle mit todtbleichem Antlitz und blutbedeckten, oft zerfetzten Kitteln. Wir wollen nicht den Anblick des Schreckens und Entsetzens ins Detail ausmalen, den die verschiedenen Blessirten bieten, besonders jene, bei denen sich die Kugel als Ziel das Antlitz, den Träger der menschlichen Schönheit, aussuchte und fürchterlich entstellte. Die Erinnerung allein durchrieselt uns mit Schauer, und es gehört die große Aufregung der Erwartung, die ganze Kraft eines männlichen Herzens dazu, Angesichts dieser Scenen Geist und Körper muthig aufrecht zu halten.

Ein Artillerieoffizier sprengt heran.

„Auf die Seite!" und rasch springt Alles zurück, einer daher rasselnden Zwölfpfünderbatterie bereitwilligst Platz machend.

Eine dichte Staubwolke verhüllt Alles; man erblickt nur hie und da Köpfe sich bäumender Pferde, das Blinken eines Geschützlaufes, man hört Peitschenknallen, Trompetenstöße, und schon ist die große Staubwolke vorüber und zieht sich gegen jenes Plateau. Wenige Minuten, und von dort zucken Blitze und die Schüsse machen den Boden erdröhnen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

In Karl Friedr. Neumann's Broschüre: „Die Ereignisse in Ost-Asien," liest man: „Es ist im

Canton's Sitte, die verschiedenen Staaten nach ihren Wappen zu nennen. So heißt Oesterreich das Reich des doppelten Adlers oder Adlerpaars (Manjing), und Preußen das Reich des einfachen Adlers (Tanjing.) In der bänderreichen Geschichte Canton's, von einem ehemaligen gelehrten Statthalter Juen, findet man über beide Staaten folgende Notizen: Die Oesterreicher fuhren zum Erstenmal durch die Tigermündung im 45. Jahre Kienlong (1781) und hießen Taschen oder Deutsche. Sie haben die Religion des Herrn des Himmels angenommen. In Sitten und Gewohnheiten sind sie von den Portugiesen nicht verschieden; sie sind Brüder der Preußen und helfen sich gegenseitig. Die Preußen fuhren zum Erstenmal durch die Tigermündung im 52. Jahre Kienlong (1788). Sie wohnen nordwestlich von Oesterreich und gleichen ihnen vollkommen in Sitten- und Gewohnheiten.“ Dieß ist Alles, was der gelehrte Mandarin von beiden Staaten weiß. Von einem Deutschland, von einem heiligen römischen Reich deutscher Nation, von dem Bundesstaat und der Bundesversammlung hat er niemals etwas gehört. Uebrigens ist die Nachricht Juen's über das Erscheinen eines österreichischen und preußischen Schiffes zu Canton unter den angegebenen Jahren vollkommen richtig.“ So weit Neumann; wir haben nur noch den Wunsch anzufügen, daß der Ausspruch des gelehrten Juen: die Preußen und Oesterreicher seyen Brüder, sich jederzeit bewähren und die gegenseitige Hülfe nie mehr ausbleiben möge.

Die Ueberreste des einst mächtigen Volksstammes der Huronen bewohnen jetzt in einer Stärke von vierzig bis fünfzig Familien das Indianerdorf Lorette in Kanada. Die Huronen sind Jäger, aber dabei auch fleißige Arbeiter, ja, man könnte sie sogar Industrielle nennen. Zu den Zeiten nämlich, wo sie sich nicht der Jagd hingeben, beschäftigen sie sich mit einer Industrie, deren Produkte, darin die Jagderträgnisse eindegriffen, ihnen im letzten Jahre 34,000 Dollars eingetragen haben. Sie verfertigten in diesem Jahre 20,000 Paar Schuhe für die Jagd in den Sümpfen, das Paar wird ihnen mit 1—2 Dollars bezahlt. Ferner fertigten sie 1000 Paar Schneeschuhe, wovon das Paar zu 3 bis 6 Dollars gekauft wird, 300 Tobogans, d. i. indische Schlitten, wie sie ihnen zur Fortschaffung der Zelte, Geräthe, und Lebensmittel dienen, und welche die Weißen kaufen, um auf ihnen im Winter die mit Eis überzogenen Bergabhänge hinabzufahren. Endlich fabriziren sie noch eine große Menge von Rosenkränzen und Halsschnüren, womit die indianische Bevölkerung sich mit einer ihr eigenen Koketterie zu schmücken pflegt. Diese ehedem so große und über ein so unermeßliches Gebiet herrschende Nation ist also zu einem kleinen Häufchen von Individuen herabgesunken, die arbeiten müssen, um nur eine Subsistenz zu haben.

Nach einer so eben erschienenen „Statistik der deutschen Schulen in Mittelfranken,“ von dem Funktionär E. Vetter aus amtlichen Quellen geschöpft und bearbeitet, zählt Mittelfranken bei 117,306 Familien und 526,686 Seelen zur Zeit 1062 deutsche oder Volksschulen, und zwar 714 prot. Schulen mit 91 ständigen Gehilfenstellen, 183 kath. Schulen mit 21 Gehilfenstellen und 53 israelit., beziehungsweise Religionsschulen; sämmtliche Schulen stehen theils unter 8 Lokal-Schulkommissionen (in den Städten I. und II. Klasse), theils unter 29 prot. und 12 kath. Distrikts-Schulinspektionen.

In Hamburg ist am 18. August an dem Hause Nr. 26 in der Königsstraße, welche Klopstock gegen 30 Jahre lang, von 1774 bis an seinen Tod (1803), bewohnte, eine kleine, aber zierlich gearbeitete Büste des Sängers der „Messiade“ angebracht worden. Unter dieser Büste befindet sich die steinerne Tafel, die bisher schon durch die auf derselben enthaltene Inschrift jenes Haus jedem Fremden kenntlich machte. Der jetzige Eigenthümer des Hauses Pax, hat die vorerwähnte Büste auf seine Kosten von dem Bildhauer Engelhardt anfertigen lassen.

Auffallend ergiebig ist in diesem Jahre in Frankreich die Melonenernte gewesen, und zwar in kaum denkbarem Maße. Die kleine Stadt Cavaillon, Departement Vaucluse, hat in der Saison allein beinahe $5\frac{1}{2}$ Millionen Melonen abgesetzt, was, den Durchschnittspreis zu 2 Fr. 50. C., die runde Summe von 12,000,000 Fr. ergibt. Einzelne Gärtner haben ihre reinen 25,000 Fr. aus dieser Frucht gemacht. Die Pfirsichernte in der Umgebung von Paris wird in diesem Jahre eben so reich wie im vorigen.

Das Alter der französischen Marschälle ist folgendes: Hr. v. Castellane ist geboren 1788; Vaillant 1790; Magnan 1791; Pelissier 1794; Baraguay d'Hilliers 1795; Randon 1795; Niel 1802; Mac Mahon 1807; Canrobert 1809; Bosquet 1809. Der Aelteste zählt sohin 71, der Jüngste 50 Jahre.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 206 Dienstag, 30. August 1859.

Graf Joachim.

(Fortsetzung.)

Drittes Kapitel.

Ich war nahezu zwei Jahre in der Provinz, und seit mehr als acht Monaten außer aller eigentlichen Verbindung mit den Frauen in meiner Familie. Da saß ich eines Nachmittags mit Mademoiselle Elfriede und mit noch einigen andern Personen in dem Garten ihres Vaters heiter beisammen, als mir mein Diener zu melden kam, es sey eine Equipage vom Lande bei mir vorgefahren, und man lasse mich bitten, mich derselben sogleich zu einem Besuche zu bedienen.

Ich fragte, von woher der Wagen geschickt sey, weil ich vermuthete, er komme aus dem Bereiche meiner Praxis.

Er kommt von Hohensteinau! antwortete der Diener, und in demselben Augenblick wiederholte die ganze kleine Gesellschaft, Jeder mit einem andern Ausdrucke, Alle aber doch halb lachend, halb verwundert, die Worte: von Hohensteinau? so daß ich, der ich den Ort nicht kannte, aufmerksam auf das allgemeine Erstaunen werden mußte.

Nehmen Sie sich in Acht! rief der Rathsmann, wenn Graf Joachim das Podagra hat, ist nicht mit ihm zu spaßen.

Doktor! meinte ein bürgerlicher Major, der zu meinen nähern Bekannten gehörte, wenn Sie mir folgen, so fahren Sie gar nicht hinaus. Ich bin in frühern Jahren ein paar Mal zu Jagden bei dem Alten gewesen. Seinetwegen schickte er nicht nach Ihnen, er läßt sich lieber vom Schäfer als vom Dokter kuriren, und das Dorf traktirt er selbst mit wahren Pferdekuren. Ich bin überzeugt, es ist ihm ein Hund erkrankt, oder er hat sonst einen seiner Streiche vor. Lassen Sie sich gar nicht mit ihm ein.

Oh! die Gräfin wird krank seyn! bedeutete Mademoiselle Elfriede.

Krank seyn? wiederholte ein Dritter, ist sie denn schon je gesund gewesen? Das ist ihr viel zu bürgerlich. Sie sieht die Krankheit als ein adeliges Vorrecht an, und ich glaube, sie würde den als ihren Feind betrachten, der ihr beweisen könnte, daß sie im Grunde eine eiserne Gesundheit hat.

Der Scherze, des Lachens, der Anekdoten wurden immer mehr und mehr. Jeder wußte etwas von Graf Joachim und von der Gräfin d'Altremont zu erzählen, eine Geschichte war noch abenteuerlicher als die andere. Und weil Jeder der Anwesenden alle diese einzelnen Züge kannte, warf man sie so abgerissen und so ohne Folge durcheinander, daß sie mir zu keiner Aufklärung verhelfen konnten, und ich mich endlich an Mademoiselle Elfriede mit der Frage richtete, wo das Gut Hohensteinau liege und wer sein Besitzer sey.

Hohensteinau, sagte sie, liegt hart an der Gränze, fast vier Meilen von hier. Der Graf und seine Familie haben sich hier seit Jahren und Jahren nicht sehen lassen, und so viel ich weiß, behandelte sie bis jetzt der alte Doktor Will aus S. Sie können sich Etwas darauf einbilden, daß man von Hohensteinau nach Ihnen hieher schickt.

Aber wer ist dieser Graf Joachim denn eigentlich? wiederholte ich.

Sie leben schon anderthalb Jahre hier, rief Mademoiselle Elfriede, und Sie wissen nicht, wer Graf Joachim ist? Wie haben Sie das angefangen? Jedes Kind auf der Straße hat ja Anekdoten von ihm gehört. Er ist der einzige Sohn und Erbe des berühmten Generals —

Sie nannte den Namen eines der ältesten preußischen Adelsgeschlechter, das bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts an einem der Helden des großen Friedrich einen würdigen Vertreter gehabt hatte.

Nun wußte ich, woran ich war, und hätte nicht mein ärztlicher Beruf mir die Pflicht auferlegt, den Kranken, der nach mir verlangte, aufzusuchen, so würde schon die Neugier mich getrieben haben, den Erben eines so berühmten Namens, und einen so viel genannten Sonderling aus eigener Anschauung kennen zu lernen.

Ich verließ also die Gesellschaft, ging schnell nach meiner Wohnung zurück, und fand vor derselben das Fuhrwerk des Grafen meiner wartend.

Es war ein leichter Jagdwagen mit ein Paar tüchtigen Füchsen bespannt. Ein Kutscher in einer hechtgrauen, verblichenen Montur mit goldgelben Aufschlägen, mit unzähligen Litzen und Knöpfen, die offenbar einmal einem Kroaten oder Panduren angehört haben mußte, saß auf dem Kutschersitze. Sein ehrliches, aber dummes uckermärkisches Gesicht sah eben so fremd unter der hohen schwarzen Pandurenmütze aus, als komisch mit dem langen Schnurrbarte, der ihm steifgewichst bis auf die beiden Seiten der Brust herabreichte, und mit dem noch steifer gewickelten langen Zopfe, d r ihm hinten im Nacken herunter hing. Als ich an ihn herantrat, salutirte er mit der Peitsche wie mit einem Säbel. und schlug das Spritzleder zurück, als nehme er an, daß ich augenblicklich einsteigen werde. Auf meine Bemerkung, ob er nicht ausspannen und füttern wolle, erfuhr ich, daß er mich mit diesen Pferden nur bis eine Meile außerhalb der Stadt zu schaffen habe, wo frische Pferde meiner warteten, Und als ich ihn fragte, ob er mir keinen Brief von dem Herrn Grafen mitgebracht habe, ob er nicht wisse, wer erkrankt sey, antwortete er mit einem Nein. Es blieb mir denn Nichts übrig, als mich mit meinem Panduren auf den Weg zu machen.

Es war ein heller, warmer Juni-Nachmittag. Wir fuhren über die Haide, daß es eine Art hatte. Mehr aber als ein meisterhafter Kutscher war mein Pandur auch Nichts, ja es hielt schwer, irgend eine Antwort von ihm zu erlangen. Kaum daß er mir die Namen der Güter und Ortschaften nannte, an denen wir vorüberrollten, und als ich ihm einen Lobspruch über sein geschicktes Fahren machte, versetzte er trocken: davor werde ich bezahlt: Und Wagen und Pferde sind auch danach!

Weil ich aber gut gelaunt war, unterhielt mich seine Einsilbigkeit, und um zu sehen, wie weit er dieselbe treiben würde, fuhr ich mit meinen Fragen fort. Wie kommst Du denn zu Deiner Uniform? fragte ich ihn endlich.

Warum? versetzte er kaltblütig, ohne sich auch nur ein Einzigesmal bei meinem Sprechen nach mir umzusehen.

Ich meine, ist das nicht eine alte österreichische Soldatenuniform? Er gab mir keine Antwort, ich mußte die Frage wiederholen, und auch da noch zögerte er zu sprechen, bis er endlich sagte: Österreichisch? Was bei uns ist, ist unser. Der ganze Schuppen hängt noch voll, das reicht auf Kindeskinder.

Ich verstand ihn nicht, und wie geschickt ich meine Worte auch stellte, ihn zum Sprechen, zu einer Erklärung zu bewegen, ich konnte ihn nicht dazu vermögen. Er war nur noch mit seinen Pferden beschäftigt, und hätte er einen Sack Erbsen zu befördern gehabt, so würde er sich mehr darum gekümmert haben, als um mich, weil er sich wenigstens von Zeit zu Zeit danach umgewendet haben würde, um zu sehen, ob er noch vorhanden sey. Dafür fuhr er aber ganz vortrefflich. Wie im Fluge schwebte das leichte Fuhrwerk über die hügelige Haide hin, die hie und da mit Fichten- und Kiefer-Schonungen bestanden, der Aufenthalt zahlreicher Füchse, und das Paradies aller Fuchsjäger des Landes war. Etwa eine Stunde, nachdem wir die Pferde gewechselt hatten, drehte mein Pandur sich plötzlich nach mir um, und sagte: hier fängts an.

Was? fragte ich. Wir! gab er mir zur Antwort, und überließ es mir die Deutung zu suchen, daß wir uns jetzt auf dem Grund und Boden des Grafen Joachim befänden. Etwa fünf Minuten später fuhren wir in einen Wald hinein. Zu Anfang bestand er größtentheils aus Kiefern, aber je weiter wir hineinkamen, je mehr war er mit Laubholz untermischt, und es währte nicht lange so gelangten wir in einen der schönsten Laubwälder, welchen ich in diesem Theile des Landes noch gesehen hatte. Prächtige Eichen und Buchen hoben ihre majestätischen Stämme hoch in die Luft, das üppigste Grün bedeckte den ganzen Boden. Wie ein Teppich dicht, umspannt das feinblätterige Geäste der Heidelbeere die ganze Fläche, und noch heller leuchtend als ihr myrthenfarbenes Grün, breiteten die verschiedenartigsten Farren ihre Blätter aus, neben denen feuerrothe Fliegenschwämme wie prächtige Blumen erglänzten. Selbst der Weg, auf dem wir fuhren, war in der feuchten Atmosphäre stellenweis mit Gras überwachsen, und wenn das eben auch keinen besonders günstigen Schluß auf die Gastfreiheit des Grafen, und auf den Verkehr in seinen Gütern zuließ, so hatte das lautlose Dahingleiten über den bewachsenen Grund für mich etwas sehr Angenehmes, der sonst oftmals viele Meilen im Staube der schlecht gehaltenen, bald holperigen, ba d sandigen Landwege hinzufahren hatte. Eine Frische, wie von nahem Wasser, machte sich bald danach wohlthätig fühlbar, und eben hatte ich überlegt, daß nach dieser Gegend hin sich der Anfang des meilenlangen Sees befinden müsse, als plötzlich ein Blitzen und Glitzern mein Auge nach der linken Seite zog, und nicht allzu tief unter unserem Wege, mitten aus einem Abhange, der sich wiesenartig hinuntersenkte, der schilfumkränzte See vor meinen Blicken lag.

(Fortsetzung folgt.)

Bild einer Schlacht.

(Fortsetzung und Schluß.)

Eine zweite Batterie rückt heran, eine dritte und vierte, weißer Dampf bedeckt die Umgegend; als ob

die Erde bersten wollte, schmettert von hüben und drüben ein ununterbrochenes Krachen durch die Luft. Haushoch steigt da und dort ein Strahl zerstückelter Erde empor, den Platz bezeichnend, wo eine Kugel einschlägt; zischende Raketen zerreißen, einen herrlichen Bogen durchfliegend, die dichten Dampfmassen und schwarzer Qualm, der aus jenem Dorfe aufwirbelt, zeigt ihre zerstörende Wirkung.

Allmählich verstummt das entfernte Geschützfeuer, unsere Batterien geben noch eine Salve zum Zeichen, daß sie das letzte Wort hatten.

Adjutanten bringen den Befehl zum Vorwärtsmarschiren. Die Trommeln rasseln, hoch fliegt die Fahne und raschen Schrittes eilen die Braven vorwärts. Man nähert sich dem Dorfe. Schon sind die Gestalten der Feinde sichtbar, ununterbrochen rollt das Pelotonfeuer von Glied zu Glied. Das scharfe Pfeifen der vorüberfliegenden Gewehrkugeln läßt sich mit nichts vergleichen als mit dem Zwitschern und Pipien eines Haufens Tausender von Sperlingen. Fürchterlich ist der dumpfe Ton, welcher das Pfeifen beim Einschlagen in den menschlichen Körper begleitet. Links und rechts sinken Todte und Verwundete nieder; in der Aufregung des Kampfes bringt dieß nicht mehr den Eindruck hervor, wie erst beim Stillstehen.

„Zum Sturme!“ ertönt der Ruf, die Trompeten schmettern. „Hurrah! Hurrah!“ erschallt das tausendstimmige Geschrei unaufhörlich durch die Lüfte, und mit gefälltem Bajonnet stürzt das Bataillon vorwärts, durch seine Wucht Alles vor sich her niederstürzend. Ueber Leichen strauchelt der Fuß, der Widerstand wird heftiger, die dichten Massen lösen sich immer mehr in Einzelkämpfe — die Soldaten raufen sich!

Da stürzt das nächste Bataillon geschlossen heran, der Feind flüchtet in die Häuser.

Vom Keller bis zum Dache wüthet aus jeder Oeffnung der Tod gegen die Stürmenden.

Haus für Haus, Zimmer für Zimmer muß mit schweren Opfern erobert werden.

Die Leichen häufen sich, daß die Straßen dadurch beinahe gesperrt sind, die Flammen prasseln über den Häuptern und brennende Balken stürzen zwischen die Kämpfenden. Der Widerstand der Vertheidiger wird geringer und endlich ergeben sich die letzten Uebriggebliebenen. Da rasselt wieder eine Batterie heran, um vor dem Dorfe Aufstellung zu nehmen. Die Pferde scheuen vor den Leichenhaufen, vor den Blutlachen, sie müssen darüber hinweg! Die schwer belasteten Räder rollen zermalmend hin mit einem Geräusch, das dem Muthigsten die Haare sträuben macht! Die gegenseitige Erschöpfung ruft eine augenblickliche Pause hervor, die man zur Versorgung der Verwundeten anwendet, sie auf die Verbandplätze zurückbringend.

Wir stehen nun auf der Höhe des Dorfes und überblicken das Schlachtfeld vor uns.

So weit die Ebene reicht, können wir die Züge der Straßen deutlich verfolgen. Dichter Staub lagert aber auf denselben, gleich Herbstnebel auf Sümpfen, und nur das Blitzen der Gewehrläufe und Bajonnete dringt manchmal durch. Bäume, Gesträuche, und Weingärten verdecken größtentheils die in den Feldern aufgestellten Truppen, und allein der auffliegende Rauch des Gewehrfeuers läßt uns die Positionen deutlicher erkennen. Die Batterien sind in dichten Dampf gehüllt. Die Höhen jenseits der Haide sind mit feindlichen Kanonen besetzt, deren schneeweißer Pulverrauch in scharfen Umrissen grell gegen den schwarzen Horizont absticht, an welchem mächtige Gewitterwolken sich ballen.

Rechts in den Bergen vermögen wir nichts zu erblicken als die über denselben schwebenden kleinen Wölkchen, deren ich schon vorn erwähnte, und deren Zahl wechselnd ab- und zunimmt.

Das Rollen des Schlachtendonners währt noch immer mit gleicher Stärke fort, kommt aber links und rechts von unserem Standpunkte immer näher, und einige Kugeln schlagen auch schon von der Flanke her ein.

Der Kommandant sieht sich unruhig nach Ueberbringern von Befehlen um, vorwärts kann man nicht mehr, ohne sich der Gefahr, abgeschnitten zu werden, preiszugeben.

Die Adjutanten sprengen nach allen Richtungen fort, um Erkundigungen einzuziehen, während die Heftigkeit des Feuerns rechts von Minute zu Minute zunimmt.

Ein peinlicher Moment!

Kaum merken wir, daß der Himmel während dessen sich verfinstert hat und die Wolken bleiern schwer herabhängen.

Da wirbelt der Staub in die Höhe, der Wind heult durch die Luft und wie eine mächtige Welle wälzen sich die Rauch- und Staubmassen gegen uns. Im nächsten Augenblicke verschwindet vor uns die Gegend, der Himmel und die Erde, ein furchtbarer Blitz durchzuckt die Finsterniß und gibt das Signal zu einem Kampfe der Elemente, vor welchem dem Kampf der Menschen verstummt.

Ein Orkan braust über die Ebene.

Kaum können wir uns mehr auf den Füßen halten; Bäume stürzen wie Strohhalme geknickt auf die unter ihnen liegenden Leichen. Der Donner erschüttert unaufhörlich die Luft und macht das Getöse der Schlacht vergessen. Die Wolken selbst gleichen einem Feuermeere.

Erschüttert steht auch der Muthigste vor diesem Zürnen der Natur und wartet, ob sie nicht die Geschöpfe, die sich gegenseitig vernichteten, vertilgen wolle.

Da lösen sich die Schleußen des Himmels und in Strömen gießt der Regen herab. Mitleidig wäscht er die Todten vom Blute rein, erquickt die Lebendigen. Die Wuth des Gewitters war hiermit gebrochen.

In demselben Augenblicke kam der Befehl zum Rückzuge. Langsamen Schrittes marschirten die Truppen in ihre neuen Positionen. Wieder donnerten die Kanonen, die Verfolgung zu verhindern, aber immer seltener und schwächer, und endlich verhallte der letzte Schuß in die finstere Nacht.

Müde schleppen wir uns in das nächste Dorf und sind traurig berührt von dem Glanze der zur Beleuchtung der Straßen anempfohlenen Illumination.

Endlich finden wir ein stilles Plätzchen in der Halle einer offenen Kapelle abseits von der Straße und ruhen, bis sich die Sonne wieder erhebt, in gleicher Pracht als wäre das Heute wie das Gestern, als ruhten drüben nicht Tausende und Tausende in ewigem Schlafe, über die sie gestern noch ihre belebenden Strahlen ergossen, die vor 24 Stunden ihre lichtbringenden Strahlen eben so lebensmuthig begrüßten, wie jetzt eben wir.

Mannigfaltigkeiten.

Die englische Kunstanstalt von A. H. Payne in Leipzig veranstaltet eine öffentliche Verloosung von Gemälden, Stahlstichen und illustrirten Werken im Werthe von 2000 Thalern zum Besten der Verwundeten, der Wittwen und Waisen gefallener Krieger des österreichischen Heeres. Es werden 6000 Loose zu 10 Ngr. (36 kr.) ausgegeben. Die Gewinne bilden: 1) 10 Oelgemälde im Betrage von 740 Thlr., darunter der „Sonnenstrahl" von Meyer in Bremen zu 400 Thlr.; „Mädchen mit Ziege" von de Bruyckere in Antwerpen zu 120 Thlr. ꝛc., sämmtlich in werthvollen Rahmen, 2) 10 Exemplare „Galerie von Dresden" zu 11¼ Thlr., 3) 10 Exemplare „Museen in Berlin" zu 8¼ Thlr., 4) 50 Exemplare „Reinecke Fuchs" zu 3 Thlr., 5) 150 Bände „Illustrirtes Familien-Journal" zu 27 Ngr., 6) 500 große Kunstblätter zu 1 Thlr., 7) 840 Prachtstahlstiche der Dresdener Galerie zu 6 Neugroschen.

[Ein Devonshire-Kloß.] Bei der Eröffnung der Eisenbahnlinie zwischen Dartmuth und Sorboy wurden die beim Bau beschäftigt gewesenen Arbeiter und Beamten durch ein Mittagsmahl bewirthet, dessen hervorragendster Punkt ein Devonshire-Kloß von ungewöhnlicher Größe war. Er hatte die Gestalt eines Kegels, dessen Basis acht Fuß Durchmesser hatte und der gegen dreizehn Fuß hoch war. Er wog 2100 Pfund, seine Bestandtheile waren 573 Pfund Mehl, 191 Pfund Brod, 382 Pfund Rosinen, 191 Pfund Korinthen, 382 Pfund Nierenfett, 95 Pfund Zucker, 320 Citronen, 144 Muskatnüsse und 360 Pfund Milch. Er wurde in Abtheilungen gebacken und dann auf einen Wagen aufgebaut und das Gebäude mit Reifen und anderen mechanischen Mitteln zusammengehalten.

Seine eigene Größe hat wohl keiner mit so viel Selbstbewußtseyn und Bescheidenheit bezeichnet, als der große Philosoph Kepler, wenn er sagt: „Darf es mir wohl schwer ankommen, wenn die Menschen von meiner Entdeckung (die bekannten Kepler'schen Gesetze) Nichts wissen wollen? Wenn der allmächtige Gott 6000 Jahre auf einen Menschen gewartet hat, der sieht, was er geschaffen, so kann ich wohl auch 200 Jahre auf einen warten, der versteht, was ich gesehen."

Das älteste Land der Erde ist nach den neuesten Forschungen gerade derjenige Erdtheil, welcher am letzten bekannt geworden und noch am wenigsten zivilisirt ist, — Neuholland. Dort findet man nämlich eines Theils die Gebirge fast blos aus den ältesten Gesteinarten zusammengesetzt, und anderen Theils sind die Thiere und Pflanzen dieses Kontinents, besonders die sogenannten Beutelthiere (Känguruh's u. A.), in den übrigen Erdtheilen nur in geringer Zahl lebend, wohl aber in ihren späteren Gesteinarten versteinert vorzufinden.

In Frankreich nimmt die Vergöttlichung Louis Bonaparte's zu. Der Präfekt der Unter-Loire ist ihr Oberpriester. Jüngst sprach er: „Von der Höhe seiner Allmacht neigt sich der Kaiser. Alles ist, wo Er ist, und nichts ist, wo Er nicht ist." So! Allmächtig, allgegenwärtig, allwissend (durch seine geheime Polizei), allgütig durch die Amnestie! Was fehlt noch weiter? —

[Der Fortschritt.] Kaiser Karl V. kommandirte eines Tages seine Armee. Er trug damals einen Hut von Sammet. Da es zu regnen anfing, so nahm er ihn unter seinen Mantel, und kommandirte, um den Hut zu schonen, mit unbedecktem Kopfe — Heut zu Tage tragen unsere Kutscher sammetene Hosen und lassen sie unbekümmert beregnen.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 207 Mittwoch, 31. August 1859.

Graf Joachim.

(Fortsetzung.)

Es mochte sechs Uhr seyn, die Sonne stand noch hoch, denn wir waren dem längsten Tage nahe, und ihr feuerrother Schein überströmte die Gipfel der Bäume wie die Fläche des Wassers. Eine Mühle lag unten am See, als wir die Höhe hinunter kamen. Der Rauch stieg sonnendurchleuchtet und gastlich aus dem Schornsteine empor. Die hellen Fenster des Hauses, die weißen Mauern, der Taubenschlag im Hofe, wie die Bienenstöcke in dem kleinen Garten und die großen Reusen im See, gaben ihr ein Ansehen friedlicher Wohlhabenheit. Nichts regte sich als das leise Rauschen des Mühlrades. Selbst der Hund im Hofe blinzelte nur von seinem bequemen Lager vor dem Hundehause nach uns hinüber, ohne anzuschlagen. Der Wagen und die Pferde und mein Pandur mußten ihm bekannt seyn. Auch die beiden Reiher, welche hinter der Mühle am Ufer umherspazirten, ließen sich durch unser Kommen nicht verschüchtern. Sie blieben verwundert auf ihren schwanken Beinen stehen, reckten die Hälse mit den klugen Köpfen in die Höhe, und schienen es nur in der Ordnung zu finden, daß sie blieben und wir uns entfernten.

Mit Einemmale wurde der Wald lichter. Alles Unterholz war fortgeschlagen, und zwischen den stattlichsten Stämmen des Waldes verbreitete der Weg sich mehr und mehr, bis der Wald zu Ende war, und wir in eine Allee hineinbogen, die, aus vier Reihen uralter Linden bestehend, nach dem Schlosse führte, welches am andern Ende des dazu gehörigen Dorfes lag. Es war ein großes Gebäude von drei Stockwerken, auf einer kleinen Erhöhung des Bodens erbaut. Ich zählte neunzehn Fenster an der Fronte, aber der Bau war so schmucklos, seine Verhältnisse so ohne alle Schönheit, daß man sich nicht leicht etwas Nüchterneres denken konnte, als dieses große, schwere Viereck, dessen blendend weißen Abputz die kleinen Scheiben der zahlreichen Fenster mit einer traurigen Gleichförmigkeit unterbrachen. Hätte ich nicht gewußt, daß ich nach einem Schlosse fahre, ich würde das Gebäude für eine Fabrik gehalten haben.

So unwirthlich das Schloß aber aussah, um so behaglicher stellten sich die Gebäude im Dorfe, um so freundlicher das Amthaus und das Pfarrhaus dar. Wir kamen an der Kirche und an dem Kirchhofe vorüber, sie waren Beide mit Sorgfalt unterhalten. Die Wirthschaftsgebäude waren im besten Zustande, auf dem Wirthschaftshofe, der zwischen ihnen lag, waren Ackergeräthe, Wagen, Pflüge, Eggen in solchen Massen und mit einem solchen Ordnungssinn aufgestellt, wie man ihn sonst nur in den Zeughäusern für die Werkzeuge der Zerstörung angewendet findet. Die Brennerei, die Brauerei waren neu erbaut, das konnte man ihnen ansehen, und es sprach sich vom Kleinsten bis zum Größten unverkennbar aus, daß hier eine große Wohlhabenheit und eine musterhafte Wirthschaft zu Hause seyn mußten. Nur das Schloß lag wie verzaubert, ja wie ausgestorben da.

Als wir uns der Auffahrt näherten, fiel das große, alte Wappen über der Thüre mir in der Einförmlichkeit ordentlich tröstlich in das Auge; aber in demselben Momente rollte der Wagen auch auf dem weichen Kieswege, um den großen Rasenplatz herum, wir hielten vor dem Eingange, und ein alter Mann, eben so wie mein Kutscher, in eine alterthümliche und mir fremde Montur gekleidet, kam aus dem Schlosse heraus, mich in Empfang zu nehmen.

Der Herr Graf haben den Herrn Doktor schon eine ganze Zeit erwartet. Ich bin schon zweimal draußen gewesen, nach dem Fuhrwerk auszusehen! sagte er fast vorwurfsvoll.

So befindet der Herr Graf sich nicht gut? fragte ich.

Um Vergebung! der Herr ist recht wohl auf! Aber ich will es gleich sagen, daß der Herr Doktor da sind, wenn Sie nur die Gewogenheit haben wollten, mir zu folgen!

Er ging mit diesen Worten in das Schloß hinein, und ich trat, ihm nachgehend, in eine weite Hausflur, die eben so weiß angestrichen, eben so

nüchtern aussah, als die Außenseite des Gebäudes. Rechts und links führten zwei steinerne Treppen in das obere Stockwerk, eine große viereckige Laterne mit allerlei Zierrathen aus weißem Blech versehen, hing von der Decke herunter. An den Wänden zogen sich Bänke von Holz hin. Sie hatten hohe Lehnen, und waren mit weißer Oelfarbe angestrichen, was den Eindruck der Leere in der Halle noch vermehrte. Grade über der Hausthür lag eine andere Thüre. Diese öffnete der Diener und führte mich in einen Saal von bedeutender Größe, in welchem er mich zu warten nöthigte.

Der Saal war mit einem reichen, aber verblichenen Mobiliar versehen, das nach seinen Formen zu schließen in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts angefertigt seyn mußte, und die Wände waren mit den Porträts der Offiziere bedeckt, welche in dem Reiterregimente gestanden hatten, das Graf Joachims Vater einst befehligt. Zu beiden Seiten des Saales waren noch zwei ähnliche Zimmer, ganz in gleicher Weise ausgestattet, nur daß in dem Saal die Bilder der höheren Offiziere, und in den Nebengemächern die Porträts der niederen Offiziere, bis hinab zu den Kornets die Wände füllten. Es war die eigenartigste Gallerie, die man sich vorstellen konnte.

Einen Augenblick wollte es mir bedünken, als wären alle diese Krieger mit ihren vierschrötigen Gesichtern, mit den knochigen Kinnbacken, und den großen Nasen, mit der braunrothen Haut und mit den langen Schnurbärten, in irgend einer Laune, bei irgend einem Maler auf einmal bestellt, und dieser habe aus freier Phantasie und auf gut Glück eine kriegerische Heerschaar erschaffen, die man mit den betreffenden Namen versehen, und zum Andenken hierher gestiftet. Bei näherer Betrachtung ließen sich jedoch in den alten, von Lagerleben und Wein gerötheten Physiognomien, gewisse nur der Natur angehörende Eigenthümlichkeiten herauserkennen. Es blieb mir also kein Zweifel darüber, daß ich, wenn auch schlechte, doch wirkliche Konterfeis nach dem Leben vor mir habe, und ich beschäftigte mich eben damit, diese finstern, durchgewetterten Oberstwachtmeister, diese plumpen oft schon bejahrten Kornets, mit den jungen geschniegelten Offizieren zu vergleichen, welche sich jetzt in der Gesellschaft um die Gunst der Frauen bewarben, als der Diener mir die Weisung brachte, mich zu seinem Herrn zu verfügen.

Er ging mir durch das Zimmer der Lieutenants voran, durch noch ein zweites Zimmer, das voll von den verschiedenartigsten Waffen hing, und öffnete dann die Thüre einer dritten Stube, deren Einrichtung und dessen Bewohner den vollsten Gegensatz, zu dem Waffensaale und zu den Porträts der bunt uniformirten Reiterkonterfeie bildeten.

Wie alle Gemächer dieses Hauses war die Stube sehr hoch, aber sie war nur einfenstrig, und dabei so voll von Möbeln, daß sie dadurch noch kleiner erschien. Als ich eintrat, schlug mir ein starker Tabacksqualm entgegen. Durch die Wolken, welche das Zimmer erfüllten und verdunkelten, sah ich am oberen Ende desselben, an einem altmodischen Schreibbüreau einen Mann sitzen, der eifrig in einem Aktenhefte las. Ein altes, kleines Sopha stand der Thür gegenüber. Vor demselben und an beiden Seiten befanden sich Tische, die mit Papieren und Geräthschaften aller Art beladen waren. Gutspläne, Provinzialkarten, und eine ganze Sammlung von Tabackspfeifen, bedeckten die Wände, deren ursprüngliche Farbe gar nicht mehr zu erkennen war.

(Fortsetzung folgt.)

Kann Indien mit Aussicht auf Erfolg kolonisirt werden?

Ueber diese Frage, die nicht für England allein von Bedeutung ist, hat ein vom englischen Parlamente niedergesetzter Sonderausschuß jetzt sein Gutachten abgegeben, dem wir Nachfolgendes entnehmen: Die Nachtheile des indischen Klimas für Europa sind gewaltig übertrieben worden. Die europäischen Pflanzer in Bengalen sind eine gesunde, tüchtige Race. Diejenigen von ihnen, die vor dem Ausschusse erschienen, sahen wie kräftige englische Bauern und nicht wie verpflanzte Bewohner eines quasitropischen Landstriches aus. Vor Allem scheinen die Hügelgegenden zur Aufnahme europäischer Ansiedler geeignet. 4000 Fuß über die Meeresfläche ist in der Himalaya-Kette das Klima dem europäischen ganz gleich. Dort könnten, wie vom unvergeßlichen Sir Henry Lawrence mit besten Erfolge geschehen war, Erziehungsplätze gegründet werden, um Kinder von frühester Jugend auf für eine ersprießliche Laufbahn in Indien vorzubereiten. Handwerker, praktische Ackerbauern und Leute, die mit den Landessprachen vertraut sind, werden heute schon auf den Pflanzungen gut bezahlt, und Anstalten wie die erwähnten würden Zentralpunkte von ungeahnter Bedeutung für europäische Auswanderer werden. Wie rasch bei guter Anlage eine Ansiedlung in Indien gedeihen kann, beweist jene von Darjschiling (in Sikkim, etwa 300 englische Meilen nördlich von Kalkutta), wo eine Bevölkerung von 4000 bis 5000 Einwohnern sich in zwei Jahren verdoppelt hat. Die Bewohner von Botan, Tibet und Nipal kamen schaarenweise, um bei den dortigen Ansiedlern in Dienst zu treten, und auch sonst fehlt es nicht an günstigen Anzeichen. Der auf den Abhängen

der Neilgherries gebaute Kaffee gehört zu dem besten, der auf den Londoner Markt kommt, und die Ressourcen von Mysore sind lange noch nicht gekannt. Ein anderes für Ansiedler überaus günstiges Terrain bilden die Thee-Distrikte von Assam und Cachar nebst den angränzenden Gegenden, wo das Klima überaus prachtvoll ist und wo vor Allem auf Straßen- und Kanalbauten gesehen werden müßte. Baumwolle, Waizen, Thee, Hanf und Flachs könnten dort in Menge gebaut werden. Kohlen und Eisen liefert der Boden. Waizen ließe sich in Indien wohlfeiler als in Amerika produziren, und das ganze Pendschab ist oft ein einziges großes Kornfeld. Dasselbe wird sich später einmal vielleicht mit Bezug auf Baumwolle sagen lassen. Man hat Grund, zu hoffen, daß der am Himalaya gebaute Thee den chinesischen von allen Märkten Zentral-Indiens verdrängen wird, und schon die Gebrüder Schlaginweit bemerkten (wie früher Moorkroft), daß es nur von den Engländern abhange, ob Zentral-Asien seine Waaren aus England oder Rußland beziehen solle. Englische Baumwoll- und Eisenwaaren würden jederzeit vorgezogen werden; englische Tücher werden noch immer in Thibet sehr geschätzt, wenn auch sonstige Artikel von China nach den thibetanischen Märkten geliefert werden. So viel über die Aussichten für europäische Ansiedlungen. Sie zu fördern, schlägt der Ausschuß Folgendes als das Dringlichste vor: Freigebung des Bodens wie in Java und Ceylon, d. h. Verkäufe von Freigütern von Seiten der Regierung; Aufnahme von Einsiedlern und Eingebornen in den gesetzgebenden Rath, wie solches in Ceylon mit bestem Erfolge versucht worden ist; Förderung von Lokalverwaltungen an der Stelle einer immer stärker werdenden Zentral-Regierung; Abschaffung jeder Zwangsarbeit, wie sie noch immer in mehreren Theilen Indiens besteht; Einführung eines einlösbaren Papiergeldes zur Bequemlichkeit des Verkehrs; endlich Organisirung einer guten Polizei und eines billigen Rechtsverfahrens, bei dem den Gebräuchen und Sitten der Landes-Einwohner Rechnung getragen werde. Sind diese Bedingungen erfüllt, dann glaubt dieser Komite-Bericht europäischen Ansiedlern in Indien die schönste Zukunft prophezeien zu können.

Kunst und Literatur.

Unter den mancherlei literarischen Produkten der Gegenwart auf dem Felde der Politik und Kriegs-Geschichte empfiehlt sich besonders eine bei Meidinger u. Sohn in Frankfurt erschienene Schrift unter dem Titel: „Illustrirte Kriegsgeschichte aus unsern Tagen" durch den Inhalt sowohl als durch den mäßigen Preisansatz. Bis jetzt liegen vier Lieferungen dieses Werkchens vor uns; die erste Lieferung enthält unter der Aufschrift: „Vier Monate Geschichte" eine historische Entwicklung der politischen Ereignisse von der verhängnißvollen Neujahrsgratulation bis zum Beginne des Krieges in Italien, worin der Verfasser neben großem Scharfblick und Fachkenntnissen in dem politischen Getriebe eine entschiedene, unparteiische Wahrheitstreue bekundet. Diese Abhandlung findet ihren Abschluß in der zweiten Lieferung. Die erste Lieferung umfaßt ferner eine geographische Auseinandersetzung des Kriegsschauplatzes, eine kurze Geschichte des Hauses Savoyen, eine romantische Schilderung des Uebergangs der Franzosen über den Mont-Cenis, dann das Gefecht bei Montebello. Zugleich ist dem ersten Hefte eine Karte von Oberitalien beigefügt. In der zweiten Lieferung findet sich die Biographie des österreichischen Heerführers, Grafen Franz Gyulay, des Obersten Franz Kuhn Frhr. v. Kuhnenfeld, dann eine Besprechung der Kriegsereignisse im Monate Mai, so wie Pläne der Städte Turin, Alessandria und Casale; das dritte Heft begreift verschiedene diplomatische Aktenstücke, eine patriotische Besprechung der politischen Situation des gegenwärtigen Deutschlands und die Schlacht bei Magenta mit einer bildlichen Darstellung und Pläne von Verona und Mantua. Das vierte Heft umfaßt den Einzug der Verbündeten in Mailand, Rückzug der Oesterreicher in die Minciolinie, eine wissenschaftliche Besprechung der Minciolinie und des strategischen Vierecks, Biographie des Königs Viktor Emanuel, der Generale Forey und Heß, des Bandenführers Garibaldi und des Kardinals Antonelli, so wie eine Beschreibung der Einschiffung französischer Truppen zu Toulon und Marseille von einem englischen Artillerieoffizier mit einem Plane von Peschiera. Das Werk ist für jeden Mann, der sich eben nicht willkürlich der politischen Strömung überläßt, der mit dem Schicksale seines Vaterlandes lebt und für sein Volk fühlt, von Interesse. Dasselbe ist um so wichtiger, als es in klarer Sprache die Entstehungsgeschichte und die weitere Entwicklung einer Zeitperiode enthält, die noch immer verhängnißvoller zu werden droht und ihren Abschluß noch nicht gefunden hat.

Mannigfaltigkeiten.

[Der Malström.] Wer hätte nicht schon von diesem berüchtigten Strudel des norwegischen Meeres gehört? Es gibt, Dank den grausenhaften Erzählungen alter Seeleute, welche die Wasserflächen des

hohen Nordens befuhren, und Dank den phantasiereichen Schilderungen moderner Romantiker, Niemanden, in dessen Vorstellung der Name Malström nicht das Bild eines ungeheuren, in steter Drehung sich bewegenden Trichters hervorriefe, oder eines riesenhaften Wasserwirbels, der die Oberfläche des Meeres in ununterbrochener Verbindung mit unerforschbaren Tiefen und Abgründen erhält, und meilenweit in der Runde selbst auf die stärksten Fahrzeuge eine unwiderstehliche Anziehungskraft übe, gegen welche weder die Wissenschaft noch die Einbildungskraft bisher einen Schutz gefunden. Neuere glaubhafte Berichte wollen nun diesen Malström in dasselbe Schattenreich der Mythe verweisen, wohin ihm seit lange schon die Scylla und die Charybdis vorangingen. Dem „norwegischen Piloten" zufolge hätte dieser so gefürchtete Wasserstrudel, welcher sich zwischen Moskenes und dem südlichen Ende des Lofoten-Archipels befindet, nicht mehr die Wichtigkeit, welche man ihm bisher beilegte. Die geringe Breite der Meerenge, zwischen welcher hindurch das Meer in die Bayen und Buchten des nahen Kontinents fließt, und aus der mit der Ebbe die Wassermassen, welche mit der Fluth dahingelangten, wieder hervorstauen, bewirkt unter diesen Verhältnissen einfach eine Strömung zwischen den Lofoteninseln, die bei deren Südende eben am stärksten ist. Die Richtung, welche diese Strömung nimmt, hängt sehr viel von dem Zustand der Atmosphäre ab. Herrschen auf dem hohen Meer starke Westwinde vor, so nimmt sie gewöhnlich die entgegengesetzte Richtung. In den Stunden der Ebbe mindert sich ihre Heftigkeit, nimmt aber mit steigender Fluth wieder zu, besonders wenn das Meer stürmisch bewegt ist. Im Winter, wo die von Westen kommenden Stürme die Fluthen an den Strand treiben, während zugleich aus dem Innern Norwegens ein scharfer Wind meerwärts weht, ist es in der That gefährlich, sich der Wasserfläche zwischen Moskenes und den Lofoten zu nahen, denn man hat dann mit dem Hauptstrom und zwei unterseeischen Strömungen zu kämpfen, deren Anprall an einander den Anblick einer ununterbrochenen Brandung bewirkt. Es möchte in selber Zeit keinem Schiffer der Versuch zu rathen seyn, durch diese Fluthen hindurch sich eine Bahn zu suchen. Im Sommer hingegen, bei heiterem Wetter und wenn mehrere Tage die Winde schweigen, ist keine Ursache vorhanden, welche von der Passage abhalten könnte. In jener wildromantischen Landschaft Norwegens, wo die Bevölkerung so dünn gesäet ist, die Berge steil abfallen und über den Fjords Ossianische Nebel zu lagern pflegen, umkleiden sich die gewöhnlichsten Naturerscheinungen mit einem düstern geheimnißvollen Gewande, welches mit der Wirklichkeit und den Naturgesetzen oft in entschiedenstem Widerspruche steht; zudem neigt sich die Bevölkerung Norwegens, eben so sehr, wie die unter ihr lebenden armen Lappländer, in hohem Grade zum Aberglauben.

Auf den Vorschlag des früheren mexikanischen Ministers, José Maria Lafragua, der vom Präsidenten von **Mexiko**, Juarez, als Gesandter an die Höfe von Madrid und Paris geschickt wurde, hat die mexikanische konstitutionelle Regierung durch ein jetzt zum Gesetz erhobenes Dekret nach dem Tode Alexanders v. Humboldt, erklärt, daß der Hingeschiedene sich um Mexiko wohlverdient gemacht habe und zugleich bestimmt, ihm in der Bergwerksschule der Hauptstadt (seminario de mineria oder de minas) eine Bildsäule zu errichten. Das Dekret des Präsidenten der Republik, an den Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Melchior Ocampo, gerichtet, lautet also: „Bürger Benito Juarez, interimistischer konstitutioneller Präsident der Vereinigten Staaten von Mexiko, an deren Bewohner. Wisset, daß ich, von dem Wunsche geleitet, ein öffentliches Zeugniß von der Achtung zu geben, welche Mexiko, wie die ganze Welt, dem Andenken des berühmten gelehrten und wohlthätigen Reisenden, Alexander Baron von Humboldt, weiht; und von der besonderen Dankbarkeit, die Mexiko ihm schuldet für die Forschungen, welche er in diesem Lande über dessen Natur und die Erzeugnisse seines Bodens, über seine ökonomischen und politischen Verhältnisse und so viele nützliche Gegenstände gemacht hat und welche, durch seine unermüdliche Feder in die Öffentlichkeit gebracht, dem Freistaate, als er noch Neu-Spanien genannt wurde, Ehre und Vortheil verschafft haben, — für gut befunden habe, Folgendes zu verfügen: Art. 1. Der Herr Baron Alexander v. Humboldt wird für wohlverdient um das Vaterland (bene merito de la patria) erklärt. Art. 2. Für Rechnung des Schatzes der Republik soll in Italien eine Bildsäule von der natürlichen Größe aus Marmor, Hrn. A. v. Humboldt darstellend, angefertigt und, nachdem sie von dort hergebracht, in dem seminario de minas der Stadt Mexiko, mit einer passenden Inschrift, aufgestellt werden. Art. 3. Das Original dieses Dekrets soll der Familie oder den Repräsentanten des Hrn. v. Humboldt und ein Exemplar jeder der gelehrten Körperschaften übersandt werden, denen er angehörte, mit der Bitte an ihre Sekretäre, es in ihren Archiven aufzubewahren. Deßhalb befehle ich, daß es gedruckt, bekannt gemacht, in Umlauf gesetzt und gebührend befolgt werde. Gegeben im Palast der nationalen Regierung in dem heldenmüthigen Veracruz am 29. Juni 1859. Benito Juarez. An den Bürger Melchior Ocampo, Minister der auswärtigen Angelegenheiten."

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der A. Mailand'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 208 Donnerstag, 1. September 1859.

Graf Joachim.

(Fortsetzung.)

Bei meinem Kommen erhob der Sitzende sich, und sagte, auf mich zugehend, mit lauter aber angenehmer Stimme: Er hat mich lange warten lassen, warum ist Er nicht gleich gekommen?

Ich wendete mich, ohne ihm zu antworten um, und blickte nach der Thüre.

Wonach sieht Er sich um? fragte der Graf.

Ich sehe, ob noch Jemand da ist, mit dem Sie sprechen! entgegnete ich.

Der Graf wurde stutzig. Mit Ihm rede ich, Doktor, mit wem soll ich denn sonst reden? rief er aus.

Wenn Sie mit mir sprechen, Herr Graf, so muß ich Sie erinnern, daß ich nicht zu Ihrer Dienerschaft gehöre, und Sie demnach ersuchen, sich schicklicher Redeformen zu bedienen.

Obschon es bereits dunkelte, sah ich, daß dem Graf das Blut zu Kopfe stieg. Er ließ sich die Zurechtweisung jedoch gefallen, und sagte trocken: Also Er ist auch Einer von den Neumodischen, dem die alte Sitte zu schlecht geworden ist! Nun! da Er nicht zu mir gehört, so kann mir's Einerlei seyn. Setzen Sie sich also, mein Herr Doktor. —

Er lächelte bei den Worten, rückte aber den Tisch vom Sopha, nahm einige Aktenstücke, welche auf dem Sitze gelegen hatten, fort, und nöthigte mich höflich, Platz zu nehmen, indem er seinen alten ledernen Lehnstuhl an die andere Seite des Tisches zog. Ehe er selbst sich jedoch niederließ, ging er nach der Wand, langte eine Pfeife herunter, zündete sie mit einem Fidibus sorgfältig an, und fragte dann plötzlich, indem er es sich in seinem Sessel bequem gemacht hatte: Nun sagen Sie mir einmal, mein Herr Doktor! was gehört dazu, damit man einen Menschen für wahnsinnig erklärt?

Diese Forderung kam mir so unerwartet, und wurde in so besonderer Weise an mich gestellt, daß ich geneigt war, an dem Verstande des Fragers irre zu werden. Ich antwortete aber, da ich es in jedem Falle hier mit einem Originale zu thun hatte, daß es gar viele Arten geistiger Störungen gebe, denen jedoch immer körperliche Störungen zum Grunde lägen, welche sich häufig beseitigen ließen. Jedenfalls wäre eine Erklärung, wie er sie fordere, nicht so mit einem Worte abzuthun.

Wer verlangt denn, sagte der Graf gelassen, daß Sie mit einem Worte abmachen sollen! Brauchen Sie so viele Worte, als Sie wollen, ich habe Zeit! Und bezahlen werd' ich Sie, daß Sie zufrieden seyn sollen, darüber seyn Sie ohne Sorgen. Also vorwärts!

Herr Graf! versetzte ich, ich glaube Ihnen, daß Sie Zeit haben, ich habe sie aber nicht. Ich möchte daher bald möglichst erfahren, um was es sich hier handelt, und für wen Sie meine Hülfe nöthig haben. Erlauben Sie mir also, daß ich Sie frage, und haben Sie die Gewogenheit, mir darauf zu antworten. Vor allen Dingen also, hat Jemand in Ihrem Hause den Gebrauch seiner geistigen Fähigkeiten eingebüßt?

Der Graf stützte den Arm auf den Tisch, und blies ein Paar Stöße blauen Dampfes aus seiner Pfeife in die Luft. Zwischen uns Beiden brannte auf einem altmodischen zinnernen Leuchter das Licht, mit dem er sich seine Pfeife angezündet hatte, und ich hatte dadurch hinlänglich Gelegenheit, ihn zu betrachten. Er war ein großer, starker Mann von etwa sechsundfünfzig Jahren, mit einem ausdrucksvollen Kopfe, der sehr an die bekannten Züge seines Vaters erinnerte. Seine Nase war stark und grade, der Schädel völlig kahl und ungewöhnlich ausgebildet. Nur am Nacken zeigte ein Kranz von Haaren dieselbe helle Farbe, welche seine Brauen und Wimpern hatten, sonst trug er das geröthete Gesicht ganz glatt geschoren. Er war in Stiefeln, welche ihm bis an die Knie gingen und nur mit Thran geschmiert waren, und hatte einen langen festanliegenden Schlafrock übergezogen, der aus einem grünen halbwollenen Stoffe gefertigt war, wie man ihn damals auf allen Gütern und Höfen der Umgegend zu weben pflegte. Man hätte ihn nach seiner Kleidung und nach seinen von Luft und Arbeit gebräunten Wangen, für einen Amtmann halten

können, wären nicht sein Kopf und seine Haltung die eines vornehmen, an das Befehlen von früh auf gewöhnten Mannes gewesen.

Da er mich nach meiner letzten Aeußerung mit einer offenbaren Verwunderung ansah, wiederholte ich die Frage: hat Jemand in Ihrem Hause den Gebrauch seiner geistigen Fähigkeiten eingebüßt?

Der Graf stand auf. Doktor! sagte er, ich glaube Sie sind im Stande und halten mich selber für verrückt! Aber ich habe meinen Kopf noch auf dem rechten Flecke, wenn schon die Tollheit meines Neffen mich rasend machen könnte. Denken Sie —

Also Ihr Herr Neffe ist der Leidende? unterbrach ich ihn, um doch endlich vorwärts zu kommen.

Leidende! Leidende! rief der Graf mit wachsender Lebhaftigkeit. Wenn ich's nur leiden, wenn ich nur meine gesunde Vernunft für Tollheit erklären wollte, so wäre da Nichts von Leiden und wir wären einig. Aber so lange ich meine gesunden fünf Sinne habe, so lange ich weiß, wer wir gewesen sind seit Jahren und Jahrhunderten, so lange —

Herr Graf, unterbrach ich ihn noch einmal, rund und kurz heraus, was wollen Sie von mir? und weßhalb haben Sie mich rufen lassen?

Der Graf besann sich. Er war, weil er seit Jahren immer nur unter seinen Untergebenen lebte, dahin gekommen, sich überall schrankenlose Willkür einzuräumen, und er übte diese auch im Gespräche aus. Er schien es durchaus ungehörig zu finden, daß man ihm irgend einen Zwang zumuthen wolle, und dennoch unterlag er einem solchen um so schneller, je seltener derselbe ihm sonst entgegentrat.

Kurz und gut Doktor! sprach er mir darauf nach, ich habe also einen Neffen, einen einzigen Neffen. Er dient in Berlin im Regiment Gendarmen. Zu Martini des nächsten Jahres, also in sechszehn, siebzehn Monaten, wird er volljährig. Er hat nicht Vater, nicht Mutter mehr, er wird mit seinem vierundzwanzigsten Jahre sein eigener, freier Herr. Das aber, verstehen Sie mich, Doktor! verstehen Sie mich recht! das kann und darf nicht seyn, so wahr ich Joachim heiße!

Die Wunderlichkeit des Vorganges unterhielt und spannte mich mehr und mehr. Ich hatte am Morgen von dem Geize, von der Habsucht, von dem Hochmuth des Grafen reden hören, und der Gedanke, daß er damit umgehen könne, unter irgend einem Vorwande die persönliche Freiheit seines Neffen noch über den Zeitpunkt seiner Großjährigkeit hinaus beschränken zu wollen, drängte sich mir plötzlich auf. Ich wollte aber mit dieser Vermuthung dem Grafen in keiner Weise hülfreich zuvorkommen, denn soviel stand unwiderleglich fest, daß dieser Mann nur durch die Mittel zu behandeln war, die er gegen die Andern in Bewegung setzte, durch Derbheit und durch Tyrannei.

Ich habe sonst immer, sagte er darauf, den alten Physikus Will aus der Gränzstadt gehabt, und ich bin auch mit ihm zufrieden gewesen. Er kam mir nicht mit Hungern und Dursten, nicht mit Tränken und mit Schmierereien, er wußte Hand anzulegen und man konnte sich auf ihn verlassen. Seit mir die Kerls aber drüben meinen Jäger, den Gottlieb, angehalten haben, weil seinem Pferde einmal auf dem Markte ein vertrackter kleiner Bengel unter die Beine gelaufen ist, daß ich habe Kurkosten und weiß der Kuckuck! was sonst noch Alles bezahlen müssen, seitdem habe ich einen heiligen Eid geschworen, daß kein lebendiges Wesen, Mensch oder Thier, von meinem Hause mit meinem Wissen jemals wieder einen Fuß auf das Pflaster des verdammten Nestes setzen soll. Und daß ich das halte, darauf kennen sie mich drüben! — Und nun wissen Sie, weßhalb ich Sie habe rufen lassen! schloß er, indem er seine Pfeife, die ihm im Eifer des Gesprächs ausgegangen war, wieder an dem Lichte anbrannte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Rettungsanstalten Unterfrankens.

Im Kreisamtsblatt Nr. 96 hat die k. Regierung eine kurze Uebersicht der gegenwärtig in unserm Kreis vorhandenen Rettungs-Anstalten für arme, der Verwahrlosung ausgesetzte Kinder veröffentlicht. Katholische Rettungsanstalten bestehen dermalen 13 in unserem Kreis, nämlich: 1) Die Anstalt des Vinzentiusvereins zu Würzburg für Knaben. Dieselbe zählte am Schlusse des vorigen Jahres 34 Zöglinge, wovon 24 der Stadt Würzburg und 10 auswärtigen Gemeinden angehören, ist in den Händen der Niederbronner Schwestern aus dem Orden der Töchter vom göttlichen Erlöser und hat ihr eigenes Haus nebst kleinem Garten. 2) Die Rettungsanstalt des Elisabethen-Vereins zu Würzburg für Mädchen zählt dermalen 34 Zöglinge, nämlich 14 aus der Stadt und 20 von auswärtigen Gemeinden des Kreises, ist ebenfalls in den Händen der vorerwähnten Ordensschwestern und besitzt ihr eigenthümliches Haus mit größerem Garten. 3) Die Mädchenrettungsanstalt zu Ernstkirchen beschränkt ihre Wirksamkeit mit wenigen Ausnahmen auf die Landgerichtsbezirke Alzenau und Schöllkrippen, weil ihre Gebäulichkeiten eine größere Ausdehnung nicht gestatten, beherbergt 24 Zöglinge, wird unter Direktion des Pfarrers Hopf von Ernstkirchen von den armen Schulschwestern geleitet und besitzt zu ihren Wohn- und Wirthschafts-Gebäuden noch 6 Morgen Grundstücke. 4) Die St. Josephspflege zu Bischofs-

heim v. d. Rhön hat gegenwärtig 42 Zöglinge, — 28 Knaben und 14 Mädchen, — ihre eigenen Wohn- und Wirthschaftsgebäude und 5 Morgen Acker-, Wiesen- und Gartenland. Die häusliche Erziehung und Beschäftigung der Kinder ist einem verheiratheten Hausvater unter Aufsicht der Vorstände der Josephspflege übergeben. 5) Die von dem verstorbenen Johann Blatterspiel vor vier Jahren zu Karsbach gegründete und später nach Karlstadt auf eigenes Besitzthum transferirte Rettungsanstalt wird nach den letztwilligen Bestimmungen ihres Stifters von einer Hausmutter, unter Assistenz des Ortsgeistlichen und Lehrers, fortgesetzt, und zählt dermalen 11 Knaben aus verschiedenen Bezirken Unterfrankens. 6) Bei den armen Schulschwestern zu Schweinheim, Ldg. Aschaffenburg, werden mehrere arme verwahrloste Mädchen aus benachbarten Gemeinden verpflegt und erzogen; dermalen befinden sich dort 12 Kinder; ein eigenes Anstaltsgebäude ist zu diesem Zwecke nicht vorhanden. 7) In der von Franz Jos. Hospes zu Aschaffenburg im Jahre 1856 durch Schenkung eines eigenen Hauses nebst Garten gegründeten Anstalt für arme verwaiste oder verwahrloste Mädchen, zunächst aus Aschaffenburg, werden dermalen unter Obsorge der armen Schulschwestern 26 Zöglinge verpflegt und unterrichtet; die Verpflegungskosten bestreitet jedoch die Stadt und die sonstige Privatwohlthätigkeit. 8) Die Stadt Lohr hat in einem jüngst angekauften Hause 13 arme, der Verwahrlosung preisgegebene Kinder beiderlei Geschlechts den Geschwistern Rosina, Katharina und A. Maria Hettiger zur Pflege und Erziehung übergeben. 9) Die im November 1858 von dem St. Johannes-Zweig-Vereine zu Wörth a. M. bei Klingenberg errichtete, und von den armen Schulschwestern dortselbst geleitete Mädchen-Rettungs-Anstalt zählt bereits 23 Kinder, meist aus der Umgegend; sie entbehrt jedoch zur Zeit noch jeglichen Grundeigenthums, und hat ein städtisches Gebäude mit großem Garten gepachtet; dieses sehr günstig und gesund gelegene Anwesen bietet für 50 Kinder Raum; es fehlen aber noch die Mittel zur weiteren Einrichtung.

(Schluß folgt.)

Der Telegraph während der Kriegs-Epoche.

Die „Wien. Ztg." veröffentlicht folgende Darstellung: Zum Erstenmale seit dem Bestehen der Staatstelegraphen im österreichischen Kaiserstaate ist diesem Institute die Gelegenheit geworden, seine Wichtigkeit für Kriegszwecke zu erproben, und es bedarf wohl keiner nähern Auseinandersetzung, welchem Einfluß dieses Kommunikationsmittel, dessen Fäden bis zu den Heersäulen der kaiserlichen Armee reichten und diese in steter Verbindung mit dem Zentralpunkte der Monarchie erhielten, auf die schleunige Ausführung der Marsch-Dispositionen, Verpflegung der Truppen, Armirung fester Plätze u. s. w. ausgeübt hat. Ebenso einleuchtend ist es, daß die gesteigerten Anforderungen, welche während des Krieges an die Staats-Telegraphen-Anstalt gestellt wurden, eine erhöhte Thätigkeit der letzteren erheischten. Zahlen sprechen am deutlichsten. Es wurden nämlich in der ersten Hälfte des Jahres 1859 bei den Telegraphenstationen Oesterreichs aufgegeben: 105,082 Staatsdepeschen mit 4,842,888 Worten, und 197,039 Privatdepeschen mit 4,587,231 Worten, zusammen also 302,121 Depeschen mit 9,430,119 Worten. Hiezu kommen noch 68,075 aus dem Auslande eingelangte und durch Oesterreich transitirte Depeschen mit 1,666,107 Worten, wonach sich die Gesammtzahl der in der ersten Hälfte des Jahres 1859 auf den österreichischen Telegraphenlinien beförderten Depeschen auf 370,196, mit 11,096,226 Worten beläuft. Im Durchschnitt besteht jedes Wort aus 8 Buchstaben, jeder Buchstaben aus 3 — jeder Ziffer aus 5 telegraphischen Schriftzeichen, d. i. Punkten und Strichen, zu deren Hervorbringung ebenso viele von einander getrennte elektrische Ströme von einer Station zur anderen gesendet werden müssen. Berücksichtigen wir noch die Zeichen für das Aufrufen der Stationen, die Kollationirung der Ziffern, Namen und unverständlichen Worte, so wie die anderweitigen zur Verständigung der Stationen untereinander bei der Depeschenbeförderung nothwendigen dienstlichen Notizen, so gelangt man zu dem Resultate, daß zur Beförderung der oben angeführten Anzahl von Depeschen mehr als eine Milliarde einzelner elektrischer Ströme das österreichische Telegraphennetz durchlaufen mußten. Die vorstehende Uebersicht zeigt zugleich, daß die Kriegsereignisse, weit entfernt, den Verkehr der Privatdepeschen zu beeinträchtigen, vielmehr eine beträchtliche Vermehrung der Privatkorrespondenz zur Folge hatten. Der Erklärungsgrund hiefür muß in den Schwankungen der Börsen bei kriegerischen Ereignissen und dem der Spekulation hiedurch erweiterten Spielraume, dann in der Steigerung des Handelsverkehres mit den zur Ausrüstung und Verpflegung der Armee erforderlichen Artikeln gefunden werden. Diese Vermehrung der Privatkorrespondenz liefert zugleich den Beweis, daß die vorhandenen Betriebsmittel neben der bedeutenden Staatskorrespondenz auch noch dem Privatverkehr Genüge leisten konnten. Aber nicht blos zur Vermehrung der Korrespondenz auf den schon früher bestandenen Linien hat der letzte Krieg beigetragen, sondern es hat derselbe auch auf die Erweiterung und Vervoll-

ständigung des österreichischen Telegraphenamtes wesentlich eingewirkt, indem neue Leitungen gebaut und neue Telegraphenstationen eröffnet wurden, welche, obwohl zunächst zu Kriegszwecken errichtet, nunmehr dem Privatverkehre zu Gute kommen. Im Ganzen wurden seit dem Beginne des Jahres 1859 in Oesterreich 565 Meilen Telegraphenleitungen mit 30 bleibenden Stationen hergestellt. Zur Herstellung dieser Leitung waren 7035 Ztr. Kupfer-, 4324 Ztr. Eisendraht, dann 94,244 Unterstützungspunkte (Säulen und Träger) erforderlich. Unter den blos zu militärischen Zwecken ausgeführten Telegraphenbauten möge hier nur jener erwähnt werden, durch welche in Venedig neun Forts untereinander und mit dem Gebäude des Festungskommando's mittelst eines durch die Lagunen gelegten Taues in telegraphische Verbindung gesetzt wurden. Es erübrigt noch Einiges über die Ausrüstung der Feldtelegraphen hier beizufügen. Die Ausrüstung derselben hat durch die der Zentral-Verwaltungsbehörde der Telegraphen untergeordnete Telegraphenwerkstätte nach den von den Militärbehörden erlassenen Instruktionen auf den eigens hiezu erbauten Wagen stattgefunden. Eine Feldtelegraphen-Abtheilung besteht aus den vollständigen Apparaten für zwei Telegraphenstationen und dem Leitungsmateriale (Stangen mit Isolatoren und Drath) für zwei Meilen. Dieses Materiale ist auf fünf Wägen verpackt. Ausgerüstet wurden von der Staatstelegraphen-Anstalt 18 vollständige Abtheilungen, somit 36 Stationen mit einem Leitungsmateriale für 36 Meilen auf 90 Wagen. Die Aufstellung und Bedienung des Feldtelegraphen im Felde erfolgte durch Beamte der Staatstelegraphenanstalt.

Mannigfaltigkeiten.

Ueber die japanischen Verhältnisse bringt das „Pays" folgende Mittheilungen, die von Neuem beweisen, welcher Zukunft dieser Inselstaat entgegengeht: „Die letzte chinesische Post bringt uns Nachrichten aus Japan bis zum 5. Juni. Die Beziehungen der Europäer mit diesem Lande gewinnen von Tag zu Tag eine weitere Ausdehnung und werden in einigen Jahren vollständig andere geworden seyn. Der Kaiser hat nach den ersten Versuchen mit dem elektrischen Telegraphen die sofortige Ausführung eines Telegraphennetzes zwischen Yeddo, Nangasaki, Simoda und Hakodadi befohlen. Außerdem hat er die Umbildung seiner Flotte angeordnet und besitzt bereits sechs Dampfkriegsschunken, von denen eine, der „Nippon", zu einer Weltumseglungsreise abgegangen ist. Die amerikanische Maschine derselben hat 350 Pferdekraft. Die Bemannung besteht nur aus japanesischen Matrosen, die sich vortrefflich auf die Leitung der Dampfmaschinen verstehen. Gegenwärtig baut man eine kleine Eisenbahn zwischen Yeddo und der Sommerresidenz des Kaisers, ungefähr 10 Kilometres (2½ Stunden) lang; eine englische Kompagnie führt sie aus. Die zwischen dem amerikanischen Konsul und der japanischen Regierung entstandene Uneinigkeit ist freundlich beigelegt worden. Ein Amerikaner hatte eine reiche Kupfermiene entdeckt und bestand darauf, sich gegen die Landesgesetze die Miene und das Terrain anzueignen. Die Regierung widersetzte sich. Die Angelegenheit drohte hitzig zu werden, als der Kaiser Foërtzigo zur Vermeidung eines gesuchten Streites einen Vorschlag machte, der seinen klugen Sinn und seine Mäßigung zeigte: er schlug einen Schiedsrichter vor und bezeichnete in erster Linie Frankreich, in zweiter Rußland als solchen. Der amerikanische Konsul hatte noch nicht auf diesen Vorschlag geantwortet, als der Entdecker der Miene, des Ausgangs im Voraus gewiß, seine Ansprüche auf das Terrain aufgab und um die Bewilligung zur Ausbeutung der Miene anhielt, unter der Bedingung, den halben Gewinn der japanischen Regierung herauszugeben. Diese Ausgleichung wurde angenommen, und die Streitigkeit war abgethan. Alle Welt lobt die vom Kaiser bewiesene Mäßigung."

Der Dr. Halleur, ein geborner Güstrower, der seit Jahren von der englischen Regierung in Kalkutta angestellt ist und, augenblicklich auf einer Urlaubsreise begriffen, in Doberan weilt, gibt ein nach seiner Behauptung untrügliches Impfmittel gegen die Cholera an, welches selbst in Ostindien, wo die Krankheit weit schlimmer auftritt, fast nie des Erfolges verfehlt. Es ist Folgendes: Man nehme 1 Drachme Quassiaspäne, setze 1 Unze Alkohol hinzu und lasse es 1—2 Tage an der Sonne stehen. Man macht zum Gebrauche mit einem Okulir- oder Federmesser am Oberarm eine kleine Wunde und wischt von der Tinktur in dieselbe. Bei schon bedenklichen Patienten muß die Wunde am wärmsten Theile des Körpers gemacht werden, am besten am Rücken. Der Patient darf nicht an Ammoniak riechen, noch Spirituosa genießen; ganz sicher, behauptet der Dr. Halleur, hilft dieses Mittel, wenn es gleich angewandt wird und der Patient nicht viel medizinirt hat, und zwar in wenig Stunden. Dr. Halleur hat in Kalkutta im Hospital ꝛc. von 3000 Kranken nur 25 verloren, und zwar nur solche, die zu lange mit der Anwendung gewartet hatten. Jeder Nichtkranke kann es als sicheres Präservativmittel anwenden. Es ist Sache der Aerzte, die Angabe des Herrn Dr. Halleur der Prüfung zu unterziehen.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 209 — Freitag, 2. September — 1859.

Graf Joachim.

(Fortsetzung.)

Verzeihen Sie, Herr Graf! ich weiß das nicht! sagte ich ernsthaft, obschon die Art und Weise des Grafen mich höchlich belustigte.

Nicht? Sie wissen nicht, daß mein Neffe toll seyn muß, um mit seinem Namen eine Bürgerliche heirathen zu wollen? Daß er rasend seyn muß, um mir zu schreiben, er werde eher auf alle Vorrechte seines Standes verzichten, als von dem Frauenzimmer lassen? Ich möge, wenn ich wolle, in Gottes Namen es aufrecht erhalten, daß ich nur in der Voraussetzung Verzicht geleistet hätte, daß meines Bruders Kinder standesmäßig heirathen. Er sey völlig damit einverstanden, wenn ich's wolle. Ich könne auch das ganze Erbe auf die Reinersdorfer Linie übergehen lassen, wenn mich das beruhigen, und ihm mein Wohlwollen gewinnen könne. Er verlange nicht nach Reichthum, sein mütterliches Erbe genüge ihm und seiner Auserwählten ganz und gar. Und das schreibt er mir, mir! Als ob das nicht ein Wahnsinn wäre.

Er ging, die beiden Hände in die Taschen seines langen Ueberrocks gesteckt, hastig in der engen Stube auf und nieder, und so Abenteuerliches ich ihm zuzutrauen auch geneigt war, sagte ich: Sie können unmöglich daran gedacht haben, Herr Graf, von mir die Erklärung zu fordern, daß ich Ihren Herrn Neffen für wahnsinnig halte, weil er eine Bürgerliche zu heirathen beabsichtigt; abgesehen davon, daß mit einer solchen Zustimmung für Ihre Plane gar nichts gewonnen wäre. Weßhalb erzeigen Sie mir also die Ehre, mich zum Vertrauten der Unzufriedenheit zu machen, welche Ihr Herr Neffe Ihnen einflößt?

Es mochte wider meinen Willen ein Anflug von Spott in diesen Worten gelegen haben. Denn der Graf blieb plötzlich wieder vor mir stehen und sagte: Damit Sie Ihrem Onkel, dem Doktor, dem Medizinalrath, sagen, daß es Nichts damit ist, daß das Mädchen sich den Grafen aus dem Sinne schlagen muß, denn mein Neffe und seine Tochter, denn Graf Eckbert und eine Doktorstochter, das geht nun und nimmermehr! nun und nimmermehr! das gebe ich nicht zu!

Ich war auf das Aeußerste betroffen, und ich erklärte dem Grafen auch ganz unumwunden, daß diese Mittheilung mich von Allem, was ich bisher von ihm vernommen, am meisten in Erstaunen setze. Er schien Anfangs nicht zu glauben, daß ich Nichts von der Liebe seines Neffen für meine Cousine erfahren hätte. Ein gewisses Erschrecken, eine Art von Empfindlichkeit aber, deren ich mich bei dieser Nachricht nicht erwehren konnte, und die sich dem scharfen Auge des Grafen in meinen Zügen verrathen mochten, änderte jedoch seine Ansicht. Er ging an seinen Schreibtisch, holte einen Brief hervor und sagte, indem er ihn mir hinreichte: lesen Sie.

Der Brief war mit einer männlichen und des Schreibens sehr gewohnten Hand auf das Papier geworfen, und da er später in meinen Besitz gekommen ist, füge ich ihn hier bei. Er lautet: Ihren Brief, mein theurer Onkel! habe ich erhalten. Aber was erwarten Sie von ihm? Welche Wirkung konnten Sie sich von ihm versprechen? Wahrlich, es kommt mir schwer an, Ihnen entgegen zu treten, denn glauben Sie mir, mein Onkel! ich empfinde das volle Gewicht der Verpflichtungen, welche ich gegen Sie habe. Ich empfinde diese Verpflichtungen um so bestimmter, da ich denselben nicht in der Weise nachkommen kann und darf, wie Sie es von mir verlangen.

Sie waren der älteste Sohn meines Großvaters, Sie waren bestimmt, den edlen Namen, den er so groß gemacht, auf seine Nachkommen zu vererben. Da seine Vermögenslage nicht günstig war, hatte er Ihnen eine wohlhabende Erbin zur Gattin ausgesucht, und Ihre eigene Wahl war mit seiner Berechnung glücklich zusammengetroffen: Sie liebten die Ihnen zugedachte Braut. Da verrieth Ihnen ein Zufall, daß das Herz, welches Sie sich anzueignen wünschten, nicht mehr frei war. Sie sahen Ihren jüngeren Bruder sich in seiner Leidenschaft für Ihre Braut verzehren, Sie entdeckten, daß der Gehorsam gegen ihre Eltern Ihre Braut bewogen

hatte, sich Ihnen zu verloben, daß des Mädchens wahre Neigung Ihrem Bruder angehöre, und mit einer Entschlossenheit, deren großmüthige Schnelle mir, seit ich denken kann, als ein Vorbild geleuchtet, opferten Sie nicht nur Ihre Liebe, Sie opferten Ihrem Bruder und Ihrer Braut auch Ihre Ansprüche an das Erbe Ihrer Väter auf, denn Sie wußten, daß Albertinens Eltern ihrer Tochter nur unter dieser Bedingung gestatten würden, die wiedererlangte Freiheit zu einer Verbindung mit meinem Vater zu benutzen.

Aber das Geschick war meinen Eltern weniger Freund, als Sie mein Onkel! — Kaum zehn Jahre vergönnte es ihnen das Glück zu genießen, welches Ihre heroische Verzichtleistung für sie begründet hatte. Mein achter Geburtstag fand meine Mutter schon als Wittwe, eine vaterlose Waise wuchs ich unter Ihrem Schutze auf, und Sie haben mich den Vater nicht vermissen lassen.

Sie, mein Onkel! haben meine Erziehung gemacht. Ich danke Ihnen, Ihnen allein die Strenge und den Ernst derselben, ich danke Ihnen die Kraft, welche gegen Sie zu brauchen, Sie mir jetzt auferlegen. Und strenge wie meine Erziehung, waren auch die Wirthschaft und das Regiment, welches Sie in unserm Hause und auf unsern Gütern führten. Sie tilgten die Schulden, welche die Unkenntniß und der Unbedacht meines Vaters und Ihres Vaters auf die Güter gehäuft. Sie wollten, daß wir schuldenfrei besäßen, was wir unser eigen nannten, daß Niemand ein Recht, Niemand einen Anspruch habe, wo wir Herren sind. Sie machten ein entwerthetes Erbe zu einem reichen Besitz. Sie schafften neues Vermögen, und mit diesem Briefe erkenne ich dieses Vermögen als das Ihre an.

Sie sehen, mein Onkel! ich mißkenne die Verhältnisse durchaus nicht. Schon meine Mutter hatte mich es gelehrt, den edlen Stolz und das starke Unabhängigkeitsgefühl in Ihnen hoch zu schätzen, selbst wenn Ihre Anordnung uns hart bedünkten, wenn es uns schien, als sey die Quelle der Liebe und der Großmuth in Ihrem Herzen nicht mehr so lebendig als zuvor. Wer so strenge gegen sich selbst gewesen war als Sie, hatte ein Recht, auch von Andern Selbstbeherrschung zu begehren.

Nur ein Wesen lebte, das Sie immer milde, immer gütig fand, es war meine Mutter. Wie unerbittlich Sie, Ihr früheres Leben und Handeln damit verläugnend, auch die edle Schwärmerei der Herzen verdammten, wie sehr Sie auch der Berechnung das Wort redeten, Sie hinderten meine Mutter nicht, mich in dem Glauben aufzuerziehen, daß es im Leben noch ein Höheres gebe, als den Vortheil. Sie hinderten es nicht, wenn meine Mutter mir vertraute, was sie Ihnen dankte.

Und Sie konnten glauben, mein Onkel! das Herz des Knaben, des Jünglings, sollte nur Ihre weise Gutsverwaltung bewundern? sollte nur dem Beispiele folgen, welches Ihr ernstes Arbeiten, Ihre strenge Sparsamkeit ihm gaben, und sollte sich nicht begeistern für Ihre Großmuth, sollte die Liebe nicht als das höchste Gut des Lebens verehren lernen? Die Liebe, welche Sie einst stark genug gemacht, auf eigenes Glück zu verzichten, und die in meinen Eltern gewaltig genug gewesen war, ein solches Opfer anzunehmen, nach einem solchen Opfer von Ihrer Seite, doch glücklich miteinander werden zu können.

Rufen Sie sich jene Zeit, rufen Sie sich Ihre Vergangenheit und Ihre Liebe in das Gedächtniß zurück, wenn meine feste Erklärung, daß ich nie von Lina lassen werde, Sie gegen mich erzürnen will. Sie entsagten Ihrem Erbe, Sie legten sich Ehelosigkeit und Entsagung jeder Art auf; Sie wagten und bestanden den Kampf mit Ihrem Vater, um das Glück Ihres Bruders zu sichern, und ich sollte weniger für mich selbst vermögen?

Mein mütterliches Erbe ist Dank Ihrer Verwaltung nicht unbedeutend; auch das Mädchen, das ich liebe, wird einst Vermögen erlangen, und wir werden mehr besitzen, als unsere Neigung für ein Leben in ländlicher Zurückgezogenheit nothwendig für uns macht. Den Namen, den ich trage, auf die Kinder zu vererben, welche ein edles und geliebtes Weib mir bringen wird, ist mein freies Recht. Können Sie sich nicht darin ergeben, auch unsere Güter einst auf Kinder übergehen zu sehen, deren Mutter keinem unserer alten Geschlechter angehört, wollen Sie, auf Ihre Abtretungsurkunde gestützt, den Einwand erheben, daß Sie nur zu Gunsten einer vollbürtigen Descendenz entsagten, so werde ich, mein Onkel! der Letzte seyn, der Ihre Ansicht, ansicht, und der Erste, der Sie beglückwünscht, wenn Sie ausführen, was Sie Ihre Drohung nennen, wenn Sie selbst sich verheirathen. Sie haben das Glück meiner Eltern begründet, wie sollte es mich kränken, wenn Sie Verlangen trügen, sich den Abend Ihres Lebens durch eine Ehe zu verschönern, die Ihnen, kräftig, wie Sie sind, noch lange Jahre voll Befriedigung und Glück gewähren kann. —

Dieser Brief, mein Onkel! enthält also, wenn Sie es so wünschen, eine völlige Zustimmung zu Allem, was Sie als Ihr Recht ansprechen — und er wahrt zugleich das Meine. Wollen Sie sich in den Besitz unseres Majorates setzen, so werde ich Ihnen die Schritte dazu nicht erschweren. Sollten Sie sich verheirathen, sollten Sie selbst noch Kinder, und damit Erben für das Majorat erhalten, so erkenne ich diese als die Erstberechtigten an. Ich würde mich kaum widersetzen, denn Prozesse in Familienangelegenheiten untergraben die Ehre der Familie, wenn Sie, wie Sie sagen, die Reinersdorfer

Linie im Falle meiner Verheirathung, auffordern würden, ihre Ansprüche an das Majorat geltend zu machen, und es würde sich, ich hoffe es, auch mit jener Linie ein Ausweg, eine Ausgleichung vermitteln lassen. Das Einzige, was ich verlange, ist Ihre Einwilligung in meine Heirath.

Ich habe Ihnen das Opfer gebracht, gegen meine Neigung um der Familienehre Willen, seit meinem neunzehnten Jahr in das Militär zu treten. Drei und ein halbes Jahr sind mir in Verhältnissen entschwunden, die mir zuwider waren, bis ein Zufall mich das Mädchen meines Herzens finden ließ. Fordern Sie nicht von mir, daß ich noch länger des Glückes entbehre, das ich ersehne, das ein Wort von Ihnen mir erschließt. Lassen Sie mich mündig sprechen, oder geben Sie mir Ihre Einwilligung zu meiner Heirath, und wie mein Vater und meine Mutter Ihnen all Ihr Glück verdankten, so wird Ihnen das Seine ewig danken Ihr Sie kindlich und aufrichtig verehrender Neffe.

Eckbert, Graf . . .

(Fortsetzung folgt.)

Die Rettungsanstalten Unterfrankens.

(Schluß.)

10) Zu Grafenrheinfeld wurde von dem für den Landgerichtsbezirk Schweinfurt schon seit Jahren bestehenden St. Johannis-Zweig-Verein mit beträchtlichen Zuschüssen aus den dortigen Distriktsfonds im April l. Js. eine Mädchen-Rettungs-Anstalt eröffnet, und den armen Schulschwestern dortselbst in Obsorge gegeben. Für diesen Zweck hat die Pfarrkirchenstiftung zu Grafenrheinfeld ein eigenes Haus erbaut und dem Vereine in Miethe überlassen; dasselbe bietet Raum für etliche 40 Kinder, weßhalb auch Kindern von anderen Bezirken dort Aufnahme finden können. 11) In Münnerstadt haben vor Kurzem vier ledige Frauenspersonen sich für Errichtung einer Rettungsanstalt armer, verwahrloster Kinder verbunden, zu diesem Zwecke ein passendes Gebäude aus eigenen Mitteln angekauft und eingerichtet, und dieses sodann unter Vorbehalt der Kinderpflege und Erziehung dem Distrikte des Landgerichts Münnerstadt geschenkt. Diese Anstalt ist zunächst nur für Kinder aus dem Bezirke bestimmt, bietet zur Zeit auch keine größeren Räume und zählt z. Z. 10 Kinder. — 12) In Großlangheim, Landg. Kitzingen hat eine kinderlose Wittwe Namens Ursula Purlein, in Verbindung mit noch zwei ledigen Frauenspersonen 12 arme, verwahrloste Mädchen aus der Gemeinde in ihr Haus aufgenommen, um sie daselbst nicht allein unentgeldlich zu verpflegen, sondern auch auf ihrem bäuerlichen Anwesen zu allen häuslichen und landwirthschaftlichen Verrichtungen anzuleiten. Der Ortspfarrer führt die Aufsicht und ertheilt noch besondern Religions-Unterricht gratis. Auch die Privatwohlthätigkeit hat sich bereits hieran betheiligt. Für den gesicherten Fortbestand dieses christlichen Werkes ist gegründete Aussicht vorhanden. — 13) Der St. Johannis-Zweig-Verein des Landgerichts Würzburg l. M. hat im Laufe dieses Jahres, durch erhebliche Zuschüsse aus den dasigen Distriktsfonds unterstützt, dann verstärkt durch den Beitritt des Landgerichts Würzburg r. M. zu Heidingsfeld eine Rettungsanstalt für Mädchen aus den genannten zwei Landgerichtsbezirken gegründet und den armen Schulschwestern, unter Aufsicht des Stadtpfarrers Werking, übergeben; es sind bereits 10—12 Kinder dort aufgenommen. Außerdem ist in Aschaffenburg jetzt das längst projektirte neue Rettungshaus für arme verwahrloste Knaben außerhalb der Stadt an einem freigelegenen Platze nunmehr vollendet und vollständig eingerichtet. Dessen Eröffnung steht nichts mehr im Wege, sobald die zur Uebernahme der Leitung geeigneten Persönlichkeiten gefunden seyn werden. Das Haus ist von einem 4 Morgen großen Garten umgeben, ist nicht allein für die Stadt, sondern vornehmlich auch für die umliegenden Landgerichtsbezirke, welche hiezu wesentliche Beiträge geleistet haben, bestimmt und bietet für 60 Zöglinge hinlängliche Räumlichkeiten. An der Spitze dieses Unternehmens steht der für diesen Zweck schon vor Jahren gegründete über mehrere benachbarte Gerichtsbezirke ausgedehnte St. Johannis-Zweig-Verein. Endlich wird 15) auf dem Volkersberge bei Brückenau noch im Laufe dieses Jahres für arme, der Verwahrlosung ausgesetzte Mädchen eine Rettungsanstalt in einem auf Distriktskosten erworbenen und für diesen Zweck eingerichteten Hause, unter Obsorge der armen Schulschwestern, eröffnet werden. Die Anstalt ist zur Distrikts-Anstalt des Landgerichts Brückenau erhoben, wird aber nach den gegebenen Räumlichkeiten auch Kinder aus benachbarten Bezirken aufnehmen. Protestantische Rettungsanstalten gibt es dermalen zwei in unserem Kreis, nämlich 1) das Trautberger Haus bei Castell; dieses zählte am Schlusse des vorigen Jahres 62 Zöglinge, nämlich 45 Knaben und 17 Mädchen aus den verschiedensten Gauen Unterfrankens und Mittelfrankens. Dasselbe hat einen, zugleich in Lehrfache gebildeten, verheiratheten Hausvater, welcher unter Aufsicht eines Komite mit einigen Lehr- und technischen Gehülfen sich in den Elementar-Unterricht und die Erziehung, dann in die Anweisung der Zöglinge zu den verschiedenen landwirthschaftlichen, häuslichen und gewerblichen Hantirungen theilt. Die Anstalt besitzt ihre eigenen Wohn- und Wirthschaftsgebäude nebst etlichen 50 Morgen Feld-, Wiesen- und Gartenland, worauf jedoch noch eine beträchtliche Schuld lastet. 2) Das Rettungshaus Marienthal bei Schweinfurt beherbergte am

Ende des vorigen Jahres 39 Zöglinge, darunter 20 Knaben und 19 Mädchen, theils aus der Stadt Schweinfurt, theils aus verschiedenen Bezirken des Kreises, hat ihren eigenen Lehrer (welcher zugleich Hausvater ist), dann einen Gehülfen unter Direktion des Vorstandes des St. Johannis-Zweig-Vereins in Schweinfurt, besitzt ihre eigenen Wohn- und Wirthschaftsgebäude und bewirthschaftet 20 Morgen, theils eigenthümliches, theils gepachtetes Acker-, Wiesen- und Gartenland, auf welchem Besitzthume jedoch noch Schulden hafteu. Alle diese hier aufgeführten 15 (oder mit Einrechnung der nächstens zu eröffnenden 17) Rettungsanstalten beherbergen nur Kinder vom 6. bis 14. Lebensjahre, sind daher von den Kleinkinderbewahr-Anstalten für Kinder unter 6 Jahren wohl zu unterscheiden. Gegenwärtig sind 354 Kinder in den bereits eröffneten Rettungshäusern untergebracht; deren Zahl kann jedoch nach den gebotenen Räumlichkeiten, mit Einschluß der jüngst erst errichteten und zum Theil noch gar nicht eröffneten Anstalten leicht auf 550 Köpfe gebracht werden. Das rasche Anwachsen dieser Rettungsanstalten in einer verhältnißmäßig kurzen Zeit — denn vor dem Jahre 1850 bestand in Unterfranken noch gar keine solche Einrichtung — bestätigt aufs Neue die vielseitige Erfahrung, daß zur Annahme verwahrloster Kinder, selbst gegen gutes Kostgeld sich nur wenige brave Nähr-Eltern verstehen, daß aber auch der sonst so häufige grobe Mißbrauch in den Gemeinden, dergleichen unglückliche Kinder an die Wenigstnehmenden zu vergeben, mit der besseren Einsicht der Lokal-Armen-Pflegschafts-Räthe und wachsameren Kuratel immer seltener wird.

Mannigfaltigkeiten.

Man schreibt aus London, 28. Aug.: Der Great Eastern war dem Publikum gestern zum Letztenmale (gegen 2½ Sh. Eintritt) zugänglich, da kommende Woche die letzten Anstalten zu seinem Auslaufen aus der Themse getroffen werden sollen. Der Prinz von Joinville hatte ihn dieser Tage besichtigt, und sich über die riesenhaften Dimensionen eines jeden seiner Bestandtheile mit unverhohlener Bewunderung ausgesprochen. Sonst waren in den letzten 14 Tagen durch die Zulassung des Publikums 4000 Pfund eingekommen, und wenn sich das Schiff allein als Schaustück in allen Häfen Englands und Amerika's sehen ließe, müßte es den Aktionären eine erkleckliche Dividende abwerfen. Doch haben die Unternehmer höhere Zwecke im Auge und es ist, wie früher mitgetheilt, beschlossene Sache, das Schiff im Laufe des kommenden Monats mit Passagieren nach Canada zu schicken, vorausgesetzt natürlich, daß es sich auf seiner ersten Probefahrt in die offene See hinaus bewährt. Darüber wird sich in 14 Tagen ungefähr Näheres mittheilen lassen. Einstweilen beruht Alles noch auf theoretischen Berechnungen, und während die Bau-Unternehmer von seinen Leistungen Außerordentliches erwarten, fehlt es nicht an Stimmen, die dem Schiffe eine ganze Legion „unüberwindlicher" Hindernisse prophezeien. So zweifeln viele an der Möglichkeit, den Koloß genau nach dem Willen des Kapitäns zu steuern. Aber dafür scheint durch eine eigene Vorrichtung gesorgt zu seyn. Der Kapitän hat nämlich auf der Brücke, welche die beiden Radkasten verbindet und von wo aus er den Steuermann dirigirt, ein Zifferblatt mit einem beweglichen Zeiger vor sich, der mit einem gleichen Apparate unmittelbar vor dem Steuerrade in Verbindung steht. Durch einen Fingerdruck bewegt er den Zeiger, und der Steuermann liest auf dem vor ihm stehenden Zifferblatte die Bewegung ab und weiß genau, wie er zu steuern hat. Durch denselben Apparat werden, je nach der Wendung des Schiffes, rothe oder grüne Signallichter nach Außen gekehrt, die den entgegenkommenden Schiffen des Nachts als Abmahnung dienen. Aus Allem dem sieht man, daß zwischen dem Kommando und dessen Ausführung durch den Steuermann keine überflüssige Sekunde verstreichen wird, und daß in diesem Punkte das unübersteigliche Hinderniß überwunden ist.

Man schreibt aus Feucht (bei Nürnberg) 28. Aug.: Ohnlängst wurde ein Mädchen aus Röttenbach bei St. Wolfgang, von einer Kupferotter beim Grasen in die Hand gebissen, aber durch schnell gesuchte ärztliche Hülfe in Feucht, wurde es gerettet. Es ist dieß seit 4 Jahren schon der dritte Fall, daß Menschen von Kupferottern im Reichswalde gebissen worden sind, ohne daß, da die ärztliche Behandlung alsbald eintrat, einer dieser Fälle einen tödtlichen Ausgang genommen hätte. (Die Kupferotter ist das noch nicht ausgewachsene Weibchen der Kreuzotter oder Viper (Vipera berus), der einzigen Giftschlange Deutschlands.)

Aus Kassel wird berichtet: Die Trockenheit dieses Jahres erlaubt es, daß man, was noch nie der Fall war, die Fulda oberhalb Kassel ohne Brücke durchschreiten kann. Die fischreichen Bassins in der Karlsaue sind so wasserarm, daß ihre Bewohner, 2—3pfündige Karpfen und Hechte in großer Anzahl todt an der Oberfläche herumschwimmen.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung.“

№ 210 | Samstag, 3. September | 1859.

Graf Joachim.

(Fortsetzung.)

Ich hatte den Brief mit wachsender Spannung gelesen, ich konnte mir nach demselben vollkommen denken, wie der junge Graf und meine Cousine sich zusammengefunden hatten. Ich war damals trotz meines entnüchternden Lebensberufes, auch noch in dem Alter, in welchem mir die idealistische Auffassungsweise des jungen Grafen ansprechend seyn mußte, ganz abgesehen davon, daß sein Entschluß eine Bürgerliche, meine Cousine, zu heirathen, mir eine gute Meinung von seinem Verstande und von seiner Aufklärung zu machen geeignet war.

Als ich den Brief zusammenfaltete, blieb Graf Joachim vor mir stehen. Nun? fragte er, ist das nicht Wahnsinn? ist das nicht Raserei? Für ein Frauenzimmer, für ein Paar hübsche Augen, seine Güter, und diese Güter, hinzugeben? Denn ehe ich das zulasse, daß eine Bürgerstochter haushält, wo meine und seine Mutter hausgehalten, eher heirathe ich das erste Mädchen, das mir in den Wurf kommt. Eher heirathe ich Eugenie. Daß das Majorat dann nicht an die Reinersdorfer fällt, darauf kann er schwören!

Der Graf warf sich dabei mit dem Wohlgefallen eines älteren Mannes in die Brust, der sich noch gut bei Kräften fühlt, aber die Wendung, welche die Unterhaltung und die Mittheilungen genommen hatten, war mir lästig geworden, und mich erhebend, sagte ich: Sie haben mir einen Einblick in Ihre Familienangelegenheiten eröffnet, Herr Graf, welche in unerfreulicher Weise mit den Verhältnissen meiner Angehörigen zusammenfallen. Diese Mittheilungen zu hören, war ich nicht gekommen. Und da mein ärztlicher Beistand hier nicht gefordert ist, so bitte ich Sie, den Wagen anspannen zu lassen, denn ich habe in der Stadt zu thun.

Sie weisen also mein Vertrauen zurück? fragte der Graf, und alles Absonderliche, die ganze Heftigkeit seines Wesens, verschwand vor der würdigen Haltung, mit welcher er mir plötzlich gegenübertrat. Sie wollen mir nicht beistehen, den jungen Mann vor einer Verbindung zu bewahren, welche —

Welche er mit meiner Cousine, mit der Tochter meines Onkels, einzugehen wünscht! sagte ich scharf betont. Nein, das will ich nicht, Herr Graf!

Es flog ein schnelles Roth über des Grafen gebräuntes Antlitz, er fühlte, daß er, von seinem Jähzorn fortgerissen, überhaupt zu weit gegangen war, und schnell einlenkend, sagte er: Nichts für ungut, Doktor! Wir alten Aristokraten können uns nicht so im Handumdrehen an Eure neuzurechtgemachte Welt, mit ihren von dem neuen Frankreich importirten Ideen gewöhnen. Ihnen mag es in der Ordnung scheinen, was mein Neffe vor hat, mir scheint es ein Wahnsinn! Aber das ist eine Sache für sich. Die Hauptsache ist: Sie wollen nicht dazu beitragen, den Frieden und die Ruhe in meiner und in Ihrer eigenen Familie herzustellen; Sie wollen das nicht?

Ich wich der Antwort aus. Herr Graf! entgegnete ich, die Meinen haben mir gar keine Kunde zukommen lassen von den Verhältnissen, deren Sie erwähnen, und es wäre mir das Angemessenste, daß ich mich nicht als Eingeweihten zeige, wo man mich nicht einzuweihen beabsichtigte. Wie die Sache jedoch liegt, werde ich meinem Onkel schreiben, was ich erfahren habe, und ich zweifle nicht, daß dieß genügen wird, Ihrem Herrn Neffen das Haus meines Onkels zu verschließen.

O! rief der Graf, wenn das Alles seyn soll, so bemühen Sie sich nicht weiter. Das hat Ihr Onkel schon lange gethan, und das grade ist es, was den jungen Mann so rasend macht. Hätte Eckbert —

Aber was wollen Sie denn weiter? rief ich ungeduldig aus, denn ich konnte jetzt kein Ende unserer Unterredung absehen.

Da faßte er mit Einemmale meine Hand, und mit einem Tone und mit einer Miene, welche ihn so verändert erscheinen ließen, daß ich plötzlich sah, er müsse einst ein schöner und einnehmender Mann gewesen seyn, sprach er: Halten Sie mir es zu Gute, wenn ich gezwungen bin, eine Indiskretion zu begehen. Zufällige Erzählungen und absichtliche

Erkundigungen haben mich in Kenntniß davon gesetzt, daß Ihnen selber Ihre Cousine nicht gleichgültig gewesen, daß das junge Mädchen eine Neigung für Sie gehabt hat, und eine Heirath zwischen Ihnen Beiden in der Familie gewünscht worden ist. — Er machte eine Pause und sagte dann mit eindringlicher Bestimmtheit: Doktor! heirathen Sie das Mädchen jetzt!

Ich fühlte mich allerdings von dieser Einmischung verletzt, und das um so mehr, als es mich gegen all mein Sträuben dennoch kränkte, von Lina so schnell vergessen zu seyn. Aber das Komische, welches in der Zumuthung lag, daß ich ein Mädchen, welches mich nicht liebte, heirathen sollte, um den Stamm der Grafen vor bürgerlichem Blute zu bewahren, trug den Sieg davon, und ich sagte dem Grafen, es könne von dieser Heirath keine Rede für mich seyn. Ich bäte ihn, auf diesen Gegenstand nicht mehr zurückzukommen, auf meine Vermittelung nicht zu rechnen, und mich zu entlassen.

Der Graf sah, daß es mir mit dieser Erklärung Ernst war. Er drang also nicht mehr in mich, und verlangte nur, daß ich nicht gehen solle, ohne eine Mahlzeit eingenommen zu haben. Aber ich lehnte auch diese ab, forderte nochmals den Wagen und erreichte es, daß nicht allzulange danach, das Fuhrwerk mit dem Panduren auf dem Bocke, vor dem Schlosse erschien.

Der Graf gab Befehl, seinen Flaschenkeller in den Wagen zu setzen, damit es mir an einem Imbiß, den ich nöthig haben müsse, nicht gebreche, und als der Jäger, welcher mich durch die Porträtsäle geführt hatte, die Meldung brachte, daß Alles für meine Abreise bereit sey, geleitete der Graf selber, während der Jäger uns vorleuchtete, mich zum Wagen.

Als ich mich auf der Rampe vor ihm Abschied nehmend verneigte, sagte er: ohne Abschied! ohne Abschied! mein Herr Doktor! Ich besuche Sie wohl einmal in Ihrer Stadt! Es werden freilich mehr, als zehn Jahre her seyn, daß ich nicht dort gewesen bin, und Sie kommen auch wieder heraus. Die Gräfin d'Altemont wollte Sie sprechen. Sie leidet an ihren Nerven, aber davon ein andermal. Die Gräfin baut große Hoffnungen auf Sie! Leben Sie wohl, mein Herr Doktor! Fahr, zu!

Er winkte mir mit vornehmer Handbewegung noch einen Gruß nach, und schnell fuhr ich durch die mondérhellte Gegend, an den Ufern des Sees dahin der Heimath zu.

(Fortsetzung folgt.)

Marschall Luckner.

Es sind jetzt ungefähr hundert Jahre, daß ein aus Cham im bayerischen Wald gebürtigter Mann als kecker Parteigänger viel von sich reden machte. Jetzt ist derselbe nahezu vergessen. Nur in seiner Heimath hat sich das Andenken noch in etwas erhalten. Dieser Soldat gibt den schlagendsten Beweis, daß mancher als Partisan Ausgezeichnetes leisten kann, während er als Lenker größerer Massen — als General durchaus nicht an seinem Platze ist.

Nikolaus Luckner kam im Jahre 1721 in Cham zur Welt, wo sein Vater Bierbrauer war, und einen einträglichen Hopfenhandel trieb, auch als ein vermöglicher und angesehener Mann zum Bürgermeister gewählt wurde. Die Meinung des Vaters ging dahin, seinen Sohn für den geistlichen oder den Beamtenstand, zu bestimmen, und ihn daher studiren zu lassen, aber Nikolaus fühlte weder den einen noch den anderen Beruf in sich. Ihm war das Liebste das Soldatenspiel, welche Neigung wahrscheinlich die dort gelegene Kavallerie-Besatzung zuerst in ihm rege gemacht hatte. (Noch zu Anfang dieses Jahrhunderts garnisonirten in Cham bayerische Dragoner.) Da sein Vater gestorben war, schickte ihn 1737 seine Mutter nach Passau, um in dem dortigen Jesuiten-Kollegium die weitere Bildung zu erhalten. Statt der Wissenschaften zu pflegen, überließ er sich aber dem Müssiggange. Schon damals zeigte sein heftiges Temperament, seine Unbeugsamkeit und ein gewisser Leichtsinn, daß ihm ein anderer Wirkungskreis beschieden sey, als der elterliche Wille ihm anwies.

Beim Ausbruch des österreichischen Erbfolgekrieges trat Luckner 1741 in das Infanterieregiment Morawitzky und brachte es hier bald zum Fähnrich. Dieses ist das jetzige 5. Infanterieregiment Großherzog von Hessen, dessen Inhaber von 1734 bis 1770 der Generallieutenant Heinrich Topor Graf von Morawitzky war.

Als im Jahre 1744 dieses Regiment in Philippsburg lag, nahm er seinen Abschied und begab sich unter das berittene Freikorps des Hauptmann's Gschray *), wo er bald zum Lieutenant vorrückte. Als Offizier betheiligte er sich nun an allen kühnen Unternehmungen seines verwegenen Hauptmanns und zeichnete sich dabei im März 1745 ganz besonders aus, da er in der Gegend von Ismanning Gschray vor augenscheinlicher Gefangenschaft rettete. Da dieses Freikorps nun aufgelöst wurde, begab sich Luckner 1745 in holländische und von da 1757 in hannoveranische Dienste.

*) Johann Michael Gschray, ein Eisenmeisterssohn aus Monheim, brachte es später zum preußischen General und starb 1763 zu Wemding.

Der Feldzug von 1741 bis 1746 hatte Luckner mit dem Bilde des kleinen Krieges betraut und erfahren gemacht. Nicht nur unternehmend und listig, sondern auch persönlich tapfer, besaß er militärische Kenntnisse und jenes rüstige Alter, in welchem alle Unternehmungen leicht gelingen. Der Ruf seiner militärischen Vorzüge erwarb ihm bei Beginn des siebenjährigen Krieges ohne große Mühe jenen Posten, nach welchem er geiz e — er wurde der Anführer eines leichten Korps. Jetzt war Luckner in seiner Sphäre. Die Franzosen flohen schon bei dem Rufe: „Die Luckner'schen Husaren!" — Es war kein Posten, welchen ihm Prinz Ferdinand übertrug, zu gefährlich, kein Unternehmen zu gewagt, aus welchem er sich nicht durch List oder Verschlagenheit herauszuwinden verstand. Hinterhalte zu legen, Ueberfälle auszuführen, Transporte aufzuheben, das war sein Element. Archenholz berührt in seinem siebenjährigen Kriege drei Gelegenheiten, welche die glänzend geleisteten Dienste Luckners unzweifelhaft an den Tag legen. Luckner galt damals allgemein für den besten Parteigänger. Als nach dem am 6. Febr. 1763 zu Hubertsburg geschlossenen Frieden Hannover das schöne und ausgezeichnete Husarenregiment Luckners abdankte, entrüstete sich dessen Oberst so hierüber, daß er diesen Dienst verließ und sogleich französische suchte.

Frankreich stund keinen Augenblick an, dem Gesuche eines Mannes zu willfahren, welcher ihm eben so viel nützen konnte, als er ihm bis jetzt geschadet hatte. Luckner trat mit einem Gehalte von 30,000 Livres in die Dienste Ludwigs XV. Lange bot sich ihm keine Gelegenheit, von seinen kriegerischen Talenten Gebrauch zu machen. Schon nach dem Tode Ludwigs XV. begannen die Vorboten der kommenden Staatsumwälzung bemerklich zu werden. Seit dem Jahre 1789 schien Luckner sich zur revolutionären Partei hinzuneigen. Luckner, durch die Erscheinungen der Zeit verwirrt und befremdet, glaubte, den Eingebungen der Habsucht folgend, dem Grundsatze huldigen zu müssen, daß der Wechsel der Gesinnungen Klugheit sey, sobald ein Gewinn dabei herausspringe, und gerade dieß führte ihn seinem Untergange entgegen. Am 28. Dezember 1791 wurde er Marschall von Frankreich und stellte sich am 26. Februar des folgenden Jahres vor die Schranken der Nationalversammlung, um Rechenschaft über den Stand der Rheinarmee abzulegen, die unter ihm stand. Bei eben dieser Gelegenheit war es, wo der Minister Narbonne, um Luckners deutsch-thümliche Sprache zu entschuldigen, von ihm sagte: „Sein Herz sey besser als seine Sprache." Aus den Händen des genannten Ministers hatte er zu Metz den Marschallstab erhalten. Keiner anderen Hand glaubte man diese Würde besser anvertrauen zu können, als diesem Bayern. Ueberall in der Hauptstadt sowohl als in allen Städten, wodurch seine Reise ging, sprach sich das große Vertrauen der Franzosen für seine Feldherrntalente aus. Alles war voll von seinem Lobe, man pries ihn als die Stütze der neuen Konstitution, man drängte sich meilenweit herzu, den grauen Krieger zu sehen, man erwartete von ihm des großen Friedrich's Thaten. Damals galt die preußische Taktik für die beste, Frankreich wollte sie eben einführen. In dem Uebungslager, das zu dem Ende bei Boissieux in der Normandie unter Marschall Broglio errichtet wurde, spielte Luckner die Hauptrolle. Er gab hier den französischen Generalen ein Gastmahl, wo sie auf dem nämlichen Silberservice speisten, welches er als hannöverischer Husarenoberst von ihnen erbeutet hatte.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Unter den Modeblumen der neueren Zeit nehmen die Dahlien (Georgina Dahlia) eine vorzügliche Stelle ein. Die erste Dahlie mit einfacher hellrother Blume wurde 1798 aus Mexiko, ihrem Vaterlande, an den Vorstand des kgl. botanischen Gartens zu Madrid, Cavanilles, gesendet, ging aber nach einigen Jahren wieder ein. Im Jahre 1804 kamen Würzelknollen aus Mexiko nach London, 1814 nach Paris, welche Anfangs einfache, vor 1820 aber schon gefüllte Blumen trieben. Gegen Ende der zwanziger Jahre züchtete man bereits in Deutschland zahlreiche gefüllte Dahlien in allerlei Farben, welche um 1830 allgemein in Mode kamen und wegen der Leichtigkeit der Kultur, der Pracht und Mannigfaltigkeit der Farben, dann der herrlichen Wirkung, welche dieser Blumenstrauch in den Landschaftsgärten hervorbringt, ein Liebling der Gartenbesitzer wurden. Man zahlte Anfangs wohl hundert Thaler für eine seltene Farbe; auf die Erzeugung einer himmelblauen Blume ist in England ein Preis von tausend Pfund Sterlinge gesetzt worden. In Deutschland wurden bisher die schönsten Dahlien zu Köstritz bei Gera gezogen. Die Dahlien eignen sich besonders für große Gärten, in welchen sie die Vermittelung zwischen niedrigen Blumen und Gehölz bilden, ihrer steifen Form wegen aber auch sehr gut für regelmäßige Anlagen.

Die Berner Zeitung läßt sich aus Zürich über den dieser Tage verstorbenen Spinnerkönig Kunz Folgendes schreiben, Heinrich Kunz war ein Mann in den Sechzigen, besaß ein selbsterworbenes Vermögen von vielleicht dreißig Millionen Franken,

seine Spinnfabriken beschäftigen bis zur Stunde viele Hundert Menschen, und doch stirbt er ohne Familie, ja, ohne einen — Freund zu hinterlassen. Kunz stammt von Oetweil bei Stäfa. Sein Vater war einer der ersten, welcher eine kleine Spinnfabrik mit Wasserkraft betrieb. Das nicht bedeutende Vermögen war unter fünf Geschwister zu theilen. Heinrich wurde Spinner und stieg allmählig zum größten Fabrikanten der Schweiz. Seine Etablissements dehnen sich aus über die Kantone Zürich, Aargau und Glarus. Kunz galt als tüchtiger Geschäftsmann, trotziger Bürger und harter, geiziger Mensch. Die Freuden konnten ihn um so weniger erwärmen, als er sich an der Fröhlichkeit Anderer zu ärgern schien. Man behauptet, Kunz hinterlasse keine letztwillige Verfügung. Als Erben treten die Nachkommen seiner vier Geschwister auf.

Chronologische Uebersicht des italienischen Feldzugs von 1859:

10. Mai: Abreise des Kaisers.
20. „ Gefecht von Montebello.
30. „ Gefecht von Palestro.
1. Juni: Uebergang über den Ticino.
3. „ Gefecht von Turbigo.
4. „ Schlacht von Magenta.
6. „ Einzug des Kaisers und Königs in Mailand.
8. „ Gefecht von Marignano.
18. „ Einzug des Kaisers in Brescia.
24. „ Schlacht von Solferino.
26. „ Uebergang über den Mincio.
8. Juli: Waffenstillstand.
12. „ Friedensabschluß.

Wie der „Courrier des Etats-Unis“ berichtet, war seit vielen Jahren ein gewisser Jack Cade der Schrecken von Arkansas, indem sein Daseyn nur Streitigkeiten gewidmet schien und Duellen, die immer mit dem Tode seiner gezwungenen Gegner endigten. So hatte er auch vor einiger Zeit einen Mann erschossen, dessen Gemahlin dem Raufbold eine Herausforderung zustellen ließ, sich mit ihr zu schießen. Jack Cade wies dieselbe zurück mit dem Bemerken, er wäre zu sehr Gentleman, um sich mit einer Lady zu schlagen. Einige Tage nachher, als er auf dem Trottoir von Broadway einherschlenderte, ohne vielleicht an die Duellgeschichte zu denken, tritt die Frau an ihn heran und jagt ihm drei Kugeln durch die Brust. So rächte sich die Wittwe.

Ohne Eisenbahnen sind bisher: das Fürstenthum Liechtenstein, die Landgrafschaft Hessen-Homburg, das Großherzogthum Mecklenburg-Strelitz, beide Fürstenthümer Schwarzburg, das Fürstenthum Lippe-Detmold, das Fürstenthum Waldeck, das Großherzogthum Oldenburg und der deutsche Antheil des Großherzogthums Luxemburg. Im Gesammtdeutschland entfällt eine Meile Eisenbahn auf 7.08 Quadratmeilen, was nahezu den Verhältnissen entspricht, wie sie gegenwärtig in Hannover sich finden; bei den Abweichungen von dieser Durchschnittszahl spielt eben so sehr die Bodenbeschaffenheit der Staaten, als die Wichtigkeit hervorragender Verkehrsknoten ihre Rolle.

Eine Erbschaftsgeschichte bildet seit einigen Tagen das Tagesgespräch. Ein Sprosse eines altadeligen, aber ganz herabgekommenen Venetianer Patriziergeschlechts war vor 41 Jahren nach Konstantinopel und von dort weiter nach Kairo ausgewandert, und hatte seit länger als 36 Jahren Nichts von sich hören lassen, so daß er allgemein verschollen und für todt gehalten wurde. Vor einigen Wochen nun wurde durch das dortige Generalkonsulat dessen hier lebender jüngerer Bruder, welcher sich als Straßen-Taschenspieler und Blindenführer sein Brod erwarb, benachrichtigt, daß der verschollene Bruder nun wirklich verstorben sey und demselben eine Summe von 2 Millionen 800,000 Frs. hinterlassen habe.

Dieses Jahr ist das dritte nach einander folgende, daß mehrere Kastanienbäume im Garten des erzbischöflichen Palastes in Paris zum Zweitenmale vollständig blühen. In den Jahren 1857 und 1858 trat die zweite Blüthe erst in der ersten und zweiten Hälfte Septembers ein, in diesem Jahre ist sie mithin um mehr als drei Wochen früher eingetreten. In diesem Jahre ist die Zeitigung der Trauben in Burgund auch weit früher eingetreten als 1857 und früher als 1858, wo sie früher als 1857 eintrat.

In Mühlhausen bei Weltrus in Böhmen schlichen sich vorige Woche mehrere Gauner zur Nachtzeit auf den Glockenthurm der Stadt, hoben dort eine 600 Pfund schwere Glocke aus dem Traggestelle und verschleppten dieselbe auf einen bis jetzt unentdeckten Ort. Sie versuchten noch eine andere 900 Pfund schwere Glocke wegzutragen und hatten dieselbe auch bereits ausgehoben, konnten sie jedoch nicht mitnehmen.

Redakteur: Gustav Messerl.
Druck und Verlag der A. Mailandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung.“

№ 211 Montag, 5. September 1859.

Graf Joachim.

(Fortsetzung.)

Viertes Kapitel.

Ein paar Tage nach diesem Besuche in Hohensteinau hatte ich mir Alles, was mich dabei persönlich betraf, in mir zurecht gelegt, und meinem Onkel geschrieben, was ihm mitzutheilen ich für nöthig erachtete. Aber ich hatte auch mancherlei Aufklärungen über die Grillen und Schroffheiten des Grafen Joachim erhalten, und war zugleich über die Personen, welche das Schloß bewohnten, und über das Leben, welches sie miteinander führten, mehrfach unterrichtet worden.

Die Erzählungen meines alten Freundes, des Rathsmanns, der wie eine lebendige Chronik Auskunft über Alles geben konnte, was sich seit vierzig Jahren im Umkreise von sechs, acht Meilen ereignet hatte, belehrten mich über das Meiste. Er hatte den Grafen seit seiner Jugend gekannt, noch vor den Zeiten, in welchen derselbe vielfach auf dem nahe gelegenen und nun halbverfallenen Lustschlosse des verstorbenen Prinzen gelebt, und wo er für einen besonderen Günstling des alten, lebenslustigen Herrn, und für einen der stolzesten und schönsten Edelleute der Provinz gegolten hatte. Schon der Vater des Grafen und der Vater meines Rathsmanns hatten Geschäfte miteinander gemacht. Als Graf Joachim die Verwaltung der Güter übernommen, war diese Verbindung fortgesetzt worden, bis eine geringfügige Streitigkeit bei einem Getreideverkauf den heftigen Grafen so leidenschaftlich gegen seinen alten Geschäftsfreund erzürnte, daß er plötzlich allen Verkehr mit demselben abbrach, und von dem Tage an die Stadt, so weit es ihn und seine Leute anging, in Bann erklärte, wie er es nun in ähnlicher Weise mit der Gränzstadt wiederholte.

Auch die Gräfin d'Altremont hatte der Rathsmann gekannt, als sie noch bei der Mutter des Grafen Joachim, mit der sie entfernt verwandt war, Gesellschafterin gewesen war. Erzählte, wie alle Welt sich damals verwundert, als der schöne Kammerherr des Prinzen, Graf d'Altremont, Fräulein Judith geheirathet hatte, die gar nicht hübsch und eigentlich verwachsen gewesen sey. Es hatte geheißen, der alte Prinz selber habe noch in seinen späten Tagen eine zärtliche Neigung für Fräulein Judith gehabt, indeß wer den Prinzen gekannt, der hätte das nicht glauben können. In Gunst sey Judith bei dem Prinzen gewesen, wie sie denn mit ihrer Klugheit die Leute immer für sich eingenommen, und vermacht habe der Prinz ihr wirklich ein ansehnliches Legat. Der Vater des Rathsmanns hatte es ihr selbst in Wechseln ausgezahlt, als der Prinz gestorben, und sie ihrem Manne nach Frankreich gefolgt war.

Auf meine Frage, wie die Gräfin denn wieder auf das Schloß und in diese Gegend zurückgekehrt sey, antwortete der Rathsmann, der Graf sey durch die Revolution ums Leben gekommen, ihre Söhne wären todt, und sie habe ihr Vermögen durch die Ereignisse in Frankreich eingebüßt. Sie sey lange in Deutschland herumgezogen, denn sie sey eine unruhige Seele, und habe den Kopf immer voll Plane. Ein paar Mal habe er ihr nach ihrer Emigration auf Befehl des Grafen kleine Summen schicken müssen, bald an diesen, bald an jenen kleinen deutschen Hof. Dann sey sie vor nun acht Jahren eines Morgens hier bei ihm vorgefahren, und habe sich ganz genau nach Allem erkundigt, was in den Jahren im Schlosse vorgegangen sey. Er hätte ihr aber keine Auskunft geben können, denn der Graf sey damals nicht mehr nach der Stadt zu ihm gekommen, und die Gräfin sey noch an demselben Tage mit Postpferden nach Hohensteinau hinausgefahren, wo sie seitdem mit ihrer einzigen Tochter auch geblieben sey. So viel er gehört habe, lebten die Herrschaften auf gespanntem Fuße, und Graf Joachim und sein verstorbener Bruder hätten von dieser Verwandten überhaupt niemals viel gehalten. Sie habe es sich wohl in ihrer Jugend zu sehr merken lassen, daß sie, obschon sie viel jünger als Graf Joachim gewesen, Absichten auf ihn gehabt habe, und, sagte der Rathsmann, als sie vor acht Jahren hier bei mir nachforschte, war sie offenbar

nicht abgeneigt, sich für ihr Alter anzueignen, was sie in der Jugend nicht hatte erreichen können. Gräfin Judith hat einen harten Kopf, nur daß der Kopf des Grafen noch viel härter ist!

Der Rathsmann lachte, als er dieses sagte, und wie die Schloßbewohner mir ein Gegenstand der Neugierde geworden waren, so wurde ich nach meinem Besuch auf dem Schlosse von allen meinen Bekannten mit Fragen und mit Nachforschungen bestürmt. Jeder wollte von mir wissen, wie ich den Grafen gefunden, was er gesagt und gethan habe. Der Eine erzählte mir, welche Bemerkungen ich würde haben machen können, wenn ich länger dort geblieben wäre; der Andere sagte, wenn ich die Gräfin d'Altremont nicht hätte kennen lernen, so hätte ich das Beste an der ganzen Partie entbehrt. Wieder ein Dritter wollte diese Scherze nicht gelten lassen. Er meinte, das Beste in Hohensteinau sey die Comtesse Eugenie, die er ein paar Mal mit dem Grafen Joachim durch die Felder habe reiten sehen, als er in der Nachbarschaft zu Gast gewesen sey, und ich sollte je eher je lieber dazuthun, der Arzt der Mutter zu werden, so verkehrt sie sey, denn ein Mädchen wie die Comtesse sey es in jedem Falle werth, daß man die Launen der Mutter dafür mit in den Kauf nehme. Alle jedoch stimmten in einem gewissen Widerwillen gegen den Grafen überein. Alle schalten ihn einen herrschsüchtigen und hochmüthigen Narren, einen Aristokraten, dessen Freude an der Willkür bis zur Tollheit gehe, und nur Mademoiselle Elfriede wich von dem allgemeinen Urtheil ab.

Man war es von ihr gewohnt, daß sie immer die Partei und die Vertheidigung aller derjenigen übernahm, welchen einmal durch die Liebe ein Leid zugefügt worden, und des Grafen Herzensgeschichte war ihrer Zeit kein Geheimniß in der Gegend geblieben. In diesem Falle jedoch war mir die Wärme ihres Eifers überraschend. Ich stellte sie daher eines Abends, als ich sie aus dem Garten einer befreundeten Familie nach Hause führen mußte, einmal darüber zur Rede.

Erklären Sie mir, Mademoiselle, sagte ich, wie es zugeht, daß Sie mit einer so besonderen Wärme die Sache eines Mannes vertreten, gegen den alle Welt so eingenommen ist? Sie haben ein weiches Herz, Sie haben wenig Vorurtheile, Sie sind gesellig und gut, Sie erkennen die Liebe als eine Gesetzgeberin für den Menschen an. Von dem Allen ist und thut der Graf das entschiedene Gegentheil. Woher also hat Ihr gutes, weiches Herz die Vorliebe für diesen Sonderling?

Woher? sprach Sie mir nach, und sah mich dann mit einem Lächeln an, das ihr sehr wohl anstand und sie wesentlich verjüngte, woher mein gutes Herz eine Vorliebe für ihn hat? Lieber Doktor! Das ist leicht zu sagen. Sein Herz ist noch viel weicher als das meine, und er hatte einst eine Vorliebe für mich!

Der Graf? fragte ich erstaunt, da ich eine gewisse Bewegung in Elfriedens Stimme hörte — aber der könnte ja Ihr Vater seyn!

Wenn auch! entgegnete sie, und ich konnte merken, daß sie sich zusammen nahm, um mir jene Rührung durch Munterkeit zu verbergen. Der Graf wird jetzt etwa sechs und fünfzig Jahre alt seyn, und ich — dem Hausarzt macht man daraus ja kein Geheimniß — ich werde bald meinen dreißigsten Geburtstag, wenn auch nicht eben feiern, so doch begehen. Vor elf Jahren, als ich den Grafen zuletzt sah, däuchte er mir freilich älter, als er mir jetzt in der Erinnerung erscheint, und wenn es mir damals auch wirklich vorkam, als könne er mein Vater seyn, so —

So? wiederholte ich erwartungsvoll.

So gibt es väterliche Freundschaften, die sehr zärtlich seyn können, sprach sie schnell und lachend, während die Verlegenheit darüber, daß sie mehr gesagt, als sie beabsichtigt haben mochte, ihr eine große Anmuth verlieh.

(Fortsetzung folgt.)

Marschall Luckner.

(Schluß.)

Das Hauptquartier der 24,000 Mann starken Rheinarmee befand sich in Straßburg. Das einzige kriegerische Ereigniß derselben war die Besetzung der von den Oesterreichern freiwillig erlassenen Engpässe von Pruntrut (Porentruy) am 27. April 1792. Unterdessen hatte Rochambeau das Kommando über die Nordarmee niedergelegt. Luckner erbot sich, die Ordnung und Mannszucht wieder herzustellen und reiste, nachdem er als dessen Nachfolger beordert war, Anfangs Juli 1792 zur Armee nach Flandern ab. Dort angekommen, hielt er in Begleitung Lafayettes Musterung und richtete sein Augenmerk dahin, durch eine kühne That dem Zutrauen zu entsprechen und das durch die Unthätigkeit seines Vorfahrers Versäumte wieder gut zu machen. Er drang 22 Lieues weiter nach Flandern vor, nöthigte die Oesterreicher zum Rückzuge und nahm die Städte Menin und Courtraye weg. Allein aus einer unbekannten Ursache räumte er die so schnell eroberten Städte wieder und zog sich in das Lager von Valenciennes zurück, ohne einen Feind gesehen zu haben. Der französische Feldherr Dumouriez bemerkt, daß dieser Rückzug das Werk von Luckners Adjutanten gewesen sey, welche Lafayette ergeben waren. Luckner

wurde jetzt vom Kommando der Nordarmee entbunden und zur Zentralarmee versetzt. Lafayette ward sein Nachfolger.

Des Marschalls Hauptquartier war nun Metz. Hier fing sein kriegerischer Geist ganz zu erschlaffen an. So lange sein Kommando dauerte, war die Armee völlig unthätig, ja er setzte sogar dem Vordringen der Preußen unter dem Herzog von Braunschweig nicht den geringsten Widerstand entgegen. Ob Luckner nun Bestechung, Eigensinn, der schlechte Zustand der Armee oder die Unfähigkeit, an der Spitze eines großen Heeres zu stehen oder sein hohes Alter diesen der französischen Nation so auffallenden Schritt nehmen hieß — oder ob vielleicht gar Haß und Intriguen der französischen Untergenerale gegen Luckner, den Ausländer, mit im Spiele waren, läßt sich schwer ergründen. Luckner wurde im August 1792 seiner Stelle entsetzt und nach Chalons verwiesen, Kellermann das Kommando der Zentralarmee übergeben. Es war ein Glück, daß zu jener Zeit die Girondepartei herrschte. Diese hatte noch einigen Respekt vor dem ergrauten Kriegsmanne und glaubte, daß es der Politik zuwider wäre, ihn ganz außer Wirksamkeit zu setzen, weil auch das Volk an ihm hing. Ohne irgend eine höhere Gewalt und der einzigen Beschäftigung, Rekruten zu sammeln, sie unter seiner Aufsicht einüben zu lassen oder den beiden ihm beigegebenen Generalen Rath zu ertheilen, griff diese Erniedrigung seinen Ehrgeiz auf das Empfindlichste an. Allein er mußte noch größere Kränkungen erdulden. Die neugeworbenen Franzosen spotteten seiner Befehle und sogar seiner Person, und da er überdieß ihre Sprache sehr schlecht sprach, so konnte er nicht einmal sein Ansehen geltend machen. Dadurch hinderte er die Disziplinirung der Truppen, wurde unnütz, ja schädlich. Die damaligen Gewalthaber konnten dieses unmöglich länger mit ansehen, kurz — man setzte ihm in der Person des Obersten Laclos einen Aufseher, ohne dessen Mitunterschrift er nicht einmal Briefe abschicken durfte.

Dieses schimpfliche Verfahren that seine Wirkung, wie es der Konvent vielleicht beabsichtiget hatte. Marschall Luckner forderte seinen Abschied. Ohne Verzug ward ihm solcher gegeben und nicht nur ein jährlicher Gnadengehalt von 36,000 Livres ausgesprochen, sondern sogar bewilligt, diese in voller Zurückgezogenheit, wo immer es ihm beliebte, genießen zu dürfen. Dieß geschah Anfangs Januar 1793. Statt sich nun auf diese prächtigen Güter im Holstein zu begeben und dort die Zeit abzuwarten, die Klugheit rieth, Gebrauch von der Großmuth Frankreichs zu machen, beschloß er seine Tage im Elsaß zu verleben, damit er die Pension an der Quelle holen könne — in einer Epoche, wo Geld nehmen statt geben eben an der Tagesordnung war. Zu seinem größten Verdrusse verweigerten die Kassenbeamten unter verschiedenen Vorwänden die Ausbezahlung seines Gnadengehaltes und der eisgraue Luckner, verblendet von der ihn beherrschenden Gier nach Geld, reiste selbst nach Paris, sein Guthaben dort zu fordern. Es war im Oktober 1793, als er in Paris ankam. Robespierre war der Mann nicht, an welchen man eine derartige Forderung ungestraft machen durfte. Statt Lucknern zu willfahren, ließ er ihn sogleich verhaften und ihm als einem überflüssigen Kostgänger der Nation den Prozeß machen. Er wurde wegen Räumung der schon wieder eroberten Städte Menin und Courtray des Staatsverrathes an der französischen Nation angeklagt, zum Tode verurtheilt und am 4. Januar durch die Guillotine enthauptet. — „Ich zweiundsiebzigjähriger Greis sterbe im Bewußtseyn meiner Unschuld“ waren des unglücklichen Marschalls letzte Worte.

Luckner war klein von Person und sein Aeußeres hatte wenig Einnehmendes. Sein Bildniß in Lebensgröße befand sich vordem zu Cham und gelangte später nach Inkofen bei Mallersdorf. Ein kleineres, ihn nur im Brustbild zeigend, besitzt Kaufmann Pausch in Regensburg, dessen Frau eine geborne Luckner ist.

In der Geschichte der Fremdtruppen Frankreichs von Eugen Fieffé wird Luckner's als eines Grafen gedacht, was um so auffallender ist, da sein Landsmann, J. R. Schuegraf, der im Jahre 1821 eine ausführliche Biographie Luckners erscheinen ließ, hievon nichts erwähnt.

Mannigfaltigkeiten.

Auf dem berüchtigten Felsenkamm oberhalb Felsberg in Graubünden hat am Nachmittag des 27. Juli wieder ein bedeutender Felssturz stattgefunden. Mit donnerartigem Getöse und mit ungeheuren Staubwolken die Gegend verdunkelnd, wälzten sich die losgetrennten Steinmassen in das Thal. Das Dorf lief indessen, obwohl kleinere Steine bis in seine Mitte herabflogen, keine Gefahr. Ueberhaupt glaubt man, daß in Folge der seit Jahren erfolgten kleineren Felsstürze für Felsberg die wirkliche Gefahr mehr und mehr geschwunden ist. Wenigstens bieten die drohenden Felswände jetzt einen viel weniger gefährlichen Anblick dar als früher, so daß, bemerken die „Rheinquellen“, am Ende die ältern Frauen von Felsberg, welche sich seiner Zeit geweigert hatten, das alte Dorf zu verlassen, und ihre Sache Gott anheimstellten, noch Recht behalten.

Bei der in der Nacht des verwichenen Sonntags in Brüssel beobachteten Nordlichte hat man an den Telegraphen ganz eigenthümliche Erfahrungen gemacht. Schon am Nachmittage zeigten sich an den Magnetnadeln Unregelmäßigkeiten. Als das Nordlicht in seinem vollsten Glanze war, wurden an den Telegraphen-Stationen zu Mons, Gent, Ostende und Antwerpen die Beamten durch das Geläute der Glocken geweckt, wie der Ingenieur en chef der elektrischen Telegraphen an Herrn Quetelet, Direktor des Observatoriums in Brüssel berichtete. In Paris, London und Berlin arbeiteten die Telegraphen, die Kommunikationen waren aber bis 1 Uhr 30 Minuten völlig unterbrochen. Die unterseeische Linie zwischen Ostende und Dower erlitt keine Störung.

In Stoke Prior, in der Grafschaft Worcester, ist von einem Arbeiter ein waghalsiges Unternehmen ausgeführt worden, das in seiner Art noch unübertroffen dasteht. Dort befindet sich eine ausgedehnte chemische Fabrik, und in derselben einer der höchsten Dampfschornsteine Englands. Er mißt bis zur Spitze 312 Fuß, und hat einen Blitzableiter, der jedoch durch die aus dem Schornstein aufsteigenden Gase zerfressen und daher unwirksam geworden war. Er sollte durch einen neuen ersetzt werden, und zwar von der Außenseite des Schornsteins aus, da dem Eigenthümer der Fabrik daran gelegen war, die Arbeit der Maschine nicht zu unterbrechen. Ein Arbeiter aus Sheffield, Namens Brown, unterzog sich der gefahrvollen Aufgabe. Er schaffte 24 Leitern von je 21 Fuß Höhe zur Stelle, und nachdem er die erste an den Schornstein angelehnt, band er die zweite an ihren obersten Sprossen fest, und befestigte sie zugleich mit Eisenklammern an die Außenwand des Schlotes. Auf diese Weise thürmte er alle 24 Leitern übereinander. Die letzte bot am meisten Schwierigkeit, da der Schornstein nahe an seiner Spitze mit einem 3 Fuß 6 Zoll hervorragenden Gesimse geziert war. Aber auch dieses Hinderniß überwand er durch Muth und Geschicklichkeit. Endlich hatte er auf der obersten Mauereinfassung sichern Fuß gefaßt, und die Aufsetzung eines neuen Blitzableiters ward bald geschehen.

[Ein ägyptisches Schreibzeug.] In der Versammlung der syrisch-ägyptischen Gesellschaft legte der Vorsitzende die Palette oder das Schreibzeug eines alten ägyptischen Schreibers vor. Es war ein flaches Stück Akazienholz, 3 Zoll breit und 17 Zoll lang, und man schloß aus seiner Länge, daß es genau 6 Digiti (Zoll) weniger habe als der ägyptische Cubitus (Elle) des Louvre, und daß es dem Schreiber eben sowohl als Maßstab wie als Palette und Lineal diente. Auf der einen Seite, auf welcher die zwei kreisförmigen Vertiefungen für die rothen und die schwarzen Farben und die Grube für die Rohre sich befanden, war im Umriß eine Darstellung des Schreibers eingegraben in dem Augenblick, wo er seine Gebete an Osiris und Thot richtete, mit der Widmung an diese beiden Gottheiten, in wohlgebildeten Hieroglyphen der neunzehnten Dynastie, wie in vier Hieroglyphen-Kolumnen auf der Rückseite. Die Palette soll in dem Grab eines Schreibers zu Theben gefunden worden seyn, wo sie als Andeutung seines Gewerbes niedergelegt worden war.

Der Violinvirtuose und Balletmeister zu Dresden, St Leon, hat durch Zufall eine besondere Behandlung der Violine entdeckt, wodurch eine Bereicherung ihrer Tonerscheinungen erzielt wird. Für Kunstverständige sey Folgendes mitgetheilt: Die Entdeckung beruht auf einer eigenthümlichen Sourdine, sourdine orgue; sobald diese in das der G-Saite zunächst liegende Schallloch an einer gewissen Stelle hineingesetzt wird, so erklingen in der Tonleiter der G- und D-Seite die Oktaven nach der Tiefe zu mit, und vervollständigen sich auf der G- und D-Saite angegebene Doppelgriffe durch den Mitklang des natürlichen dritten Tons des Akkordes ebenfalls nach der Tiefe zu.

Als Erfindung zum Nutz und Frommen der Menschheit wird folgendes von einem scharfsinnigen Yankee erdachtes Mittel gegen das Schnarchen in einer amerikanischen Zeitschrift veröffentlicht. Man befestigt eine Gutta-Percha-Röhre an den Mund des Schnarchers und leitet sie an sein Trommelfell; er hat dann immer den ersten Eindruck von dem unangenehmen Laut, den sein Schnarchen verursacht, und wird sich, hofft man, Letzteres abgewöhnen.

[Ein taubstummer Ahnherr.] Das jetzt in Sardinien regierende Königshaus stammt von einem Taubstummen, Emanuel Philibert Amadeus von Carignano, geb. am 28. August 1628 ab, der sich noch in seinem 56. Lebensjahre mit Angela Catarina von Este, aus einer apanagirten Linie des Hauses Modena, vermählen mußte, damit das Haus Carignan nicht aussterbe. Von seinem am 26. Februar 1690 gebornen Sohne Viktor Amadeus stammt das jetzige Königshaus von Sardinien ab.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 212 Dienstag, 6. September 1859.

Graf Joachim.

(Fortsetzung.)

Ich verlangte mehr zu hören, sie verweigerte es zu erzählen, und als sey ihr mit der Erinnerung an ihre erste Jugend auch die Koketterie derselben wiedergekommen, sagte sie: es ist davon nicht viel zu reden! Sie kennen uns Frauen ja! Seinem ersten Verehrer wird kein Mädchen jemals gram! Er ist und bleibt eine unserer angenehmsten Erinnerungen, und Graf Joachim war in der Zeit, von der ich rede, wirklich noch ein Mann, der wohl gefallen konnte. Dazu hatte seine Vorliebe für mich einen Beweggrund, der mich rührte; er fand, und der junge Graf hat mir später einmal dieselbe Bemerkung gemacht, er fand, daß ich der Mutter des jungen Grafen ähnlich sähe!

Heiter gelaunt, wie wir Beide es waren, behauptete ich, daß sich hinter diesen leicht hingeworfenen Reden, ein wärmerer Antheil für den Grafen verberge, als sie eingestehen wollte. Sie zuckte mit den Schultern.

So sind die Männer! sagte sie, ich glaubte sonst immer, mit der Wahrheit käme man bei ihnen durch, und man thue klug, ihnen dieselbe ganz zu sagen, um allen ihren Vermuthungen und Deutungen damit ein Ende zu machen. Ich habe mich aber darin geirrt! Es bleibt mir denn Nichts übrig, als Ihnen zu versichern, daß nur die Ungerechtigkeit der Leute gegen den Grafen mich für ihn sprechen, und daß nur der heiter verlebte Abend mich so kindisch von ihm reden machen konnte.

Wir waren unterdessen vor dem Hause ihrer Eltern angelangt. Ich gab ihr ihren Strohhut, den ich ihr mit ihrem Spitzentuche getragen hatte. Sie dankte mir, strich mit den beiden Händen die langen braunen Locken zurück, welche ihr Gesicht zum Theil verhüllten, und als dabei das Mondlicht zufällig über ihr Antlitz fiel, und ich sie ansah, konnte ich mir denken, daß sie einmal noch viel hübscher gewesen seyn müsse, als ich es bis dahin geglaubt hatte.

In meiner Wohnung fand ich, wie ich es erwartet hatte, Briefe aus Berlin vor, aber es war nicht der Brief von meinem Onkel, auf welchen ich gerechnet hatte, sondern ein Schreiben, dessen Handschrift mir bekannt erschien, ohne daß ich hätte sagen können, von wem er komme. Ich erbrach das Siegel, der Brief war vom Grafen Eckbert, und er enthielt zu meiner nicht geringen Verwunderung eine Einlage von Lina, von welcher ich seit Jahr und Tag keine Zeile empfangen hatte.

Der Brief meiner Cousine war wie alle ihre Briefe, lang und leidenschaftlich. Sie klagte sich mit einer gewissen Selbstgefälligkeit des Treubruchs an, welchen sie gegen mich begangen. Sie sagte mir, wie sie mit sich gekämpft habe, mir ihr Wort zu halten, wie unmöglich ihre Leidenschaft für Eckbert ihr dieß gemacht. Sie schilderte mir das Glück, welches diese leidensvolle Liebe ihr bereite und betheuerte, daß Nichts sie in demselben stören könne, daß sie selbst alle den Hindernissen gegenüber, welche die Tyrannei des Grafen Joachim und die Strenge ihrer Eltern ihr und ihrem Geliebten in den Weg legten, sich als eine vom Schicksal Hochbegnadigte erscheinen würde, wenn ich ihr vergeben wollte, wenn sie denken dürfte, daß sie nicht störend in meine Zukunft eingegriffen, daß sie mein Herz nicht gebrochen habe. Sie bat mich dann feierlich, auf ihren Besitz Verzicht zu leisten, und wünschte mir ein Mädchen, daß mir sie nicht nur ersetzen, sondern das mich mehr beglücken möge, als sie es zu thun im Stande gewesen seyn würde.

Es ist eine komische und doch zugleich eine halbwegs verdrießliche Lage, sich über ein Herzeleid beklagen zu hören, das man niemals empfunden, und sich einen Korb geben zu sehen, wo man keinen ernstlichen Anspruch erhoben hat. Ich kannte aber nun die Frauen schon genugsam, um zu wissen, daß sie in ihren eigenen Herzensangelegenheiten, wie in der Ansicht über die Empfindungen ihrer Geliebten und ihrer Verehrer meist weit über die Wahrheit und über die wirklichen Thatsachen hinausgehen. Ich kannte meine phantastische kleine Cousine noch ganz besonders, und da sie mir, wie ich selber es that, eine mir passendere Lebensgefährtin wünschte,

als sie mir geworden seyn würde, so konnte ich mir die Sache um so eher gefallen lassen, da sie Nichts von mir begehrte, als daß ich mich trösten und ihr verzeihen sollte, was mir Beides nicht eben schwer fiel.

Die Forderungen des Grafen Eckbert waren dagegen schon bestimmter. Er wußte durch Lina, daß ich bei seinem Onkel gewesen sey, wußte auch, als hätte er meinen Brief an Lina's Vater gelesen, was zwischen mir und dem Grafen Joachim geschehen war. Es mußte also trotz dem Verbote des Medizinalraths die Trennung der Liebenden keine vollständige seyn, und es lag nicht mir ob, meinen Onkel darüber ins Klare zu bringen. Graf Eckbert setzte mir sein Verhältniß zu mir mit einer gewissen Freimüthigkeit, ja mit einer freundlichen Zuversicht auseinander, die mir wohlgefiel. Er bat mich dann am Schlusse, nach beiden Seiten hin, bei meinem wie bei seinem Onkel, sein Vertreter zu werden. Er gestand mir, daß es ihm keineswegs so gleichgültig sey, auf sein Recht an Hohensteinau zu verzichten. Er halte aber seinen Onkel, dessen Jähzorn und Eigenwille nur von seiner Herzensgüte übertroffen würden, in der That für fähig, die gethane Drohung im betreffenden Falle auszuführen, und einen Rechtsstreit zu erheben, dem er durch seine Entsagung habe vorbeugen wollen. Alles, was er für das Erste von mir erbitte, bestehe indeß darin, daß ich einen Zusammenhang mit seinem Onkel aufrecht erhalten, und denselben bewegen solle, öfter mit mir von der Angelegenheit zu sprechen. Sein Onkel sey fremder Meinung lange nicht so unzugänglich als man glaube, und gerade deßhalb habe er sich wahrscheinlich in früherer Zeit der Einsamkeit überlassen. Was ich für Lina und für ihn zu sprechen, was ich zu thun habe, das zu entscheiden, könne nur der Augenblick mich lehren. Er habe mich durch die Mittheilungen seiner Lina genugsam schätzen gelernt, um zu wissen, daß sie auf mich zählen könnten, und so bauten sie denn auch Beide auf mich die Hoffnung, daß ich sie und ihre Liebe zu einem glücklichen Ziele führen würde.

Der Brief gefiel mir sehr. Mehr oder weniger liebt es doch ein Jeder, das Schicksal seiner Mitmenschen zu spielen, und obschon ich eben nicht eitler als Andere war, schmeichelte mir die Rolle, welche mir in diesem Romane ohne mein Zuthun von allen Seiten zugewiesen wurde. Daß ich den Liebenden beistehen müsse, darüber war ich auch augenblicklich mit mir einig. Nur wie ich es machen sollte, mich bei dem Grafen Joachim auf's Neue einzuführen, ohne mit einer anderen Botschaft, als mit den heimlichen Aufträgen seines Neffen betraut zu seyn, das wußte ich noch nicht recht. Und eben dachte ich daran, mir ein Schreiben von meinem Onkel zu verschaffen, das in irgend einer Weise mit dieser Angelegenheit zusammenhing, als ich eine neue Aufforderung erhielt, mich nach Hohensteinau zu begeben, um die Gräfin d'Altremont zu berathen.

Der Brief gelangte mit der Post an mich. Die Gräfin hatte ihn selbst geschrieben. Im Nachsatz enthielt er die Bitte, mich, wenn es seyn könne, meines eigenen Fuhrwerks zu bedienen, da die Ernte alle Pferde bis auf des Grafen Wagenpferde in Anspruch nehme. Hätte ich mich bis zum zweiten Mittage aber nicht eingestellt, so werde man mir von Hohensteinau einen Wagen senden.

So vornehm der Ton des Briefes gehalten war, hörte man ihm doch an, daß die Gräfin Schwierigkeiten wegen des Fuhrwerkes gehabt haben mußte, welche sie sehr verdrießlich machten, und da mir daran gelegen war, den Boden und die Personen, auf dem und mit denen ich unterhandeln sollte, näher und aus eigener Anschauung kennen zu lernen, beschloß ich, dem Wunsche der Gräfin entgegenzukommen, und gleich in der Frühe des nächsten Tages hinauszufahren.

Ich machte so zeitig, als möglich war, in der Stadt meine unerläßlichsten Besuche ab, hatte eine heiße Fahrt über die Haide, und befand mich in Folge dessen, als ich etwa gegen Mittag in den Wald hineinkam, in einem Zustande von Ermüdung, der mir die Sinne umpfing, und doch nicht so tief war, daß ich nicht die Erquickung des Waldesschattens, den frischen harzigen Geruch der Bäume, und das stille Summen der Bienen und der Käfer wohlthuend empfunden hätte. Ich glaubte zu wachen, weil ich immer daran dachte, ich würde dem Schlafe nicht widerstehen können, und war ihm doch in der That schon lange erlegen, ohne es zu wissen. Erst als mein Wagen hielt, als eine Stimme dem Kutscher die Frage zurief, ob ich der Doktor sey, merkte ich an meinem Erwachen, daß ich fest und lange geschlafen hatte, denn als ich um mich blickte, sah ich, daß wir uns bereits am See, und zwar an der Mühle auf des Grafen Gut befanden.

Am Schlage meines Wagen stand der Müller, ein junger kräftiger Mann. Verzeihen Sie, Herr Doktor! sagte er, daß ich mir erlaubte, Sie anzuhalten. Aber Noth kennt kein Gebot! Mein Junge ist mir krank, möchten Sie nicht nach ihm sehen?

Ich ließ halten und wollte aussteigen, er bat mich in den Hof zu fahren, damit man meine Pferde füttern könne, und als der Wagen nach der Mühle wendete, sah ich unter der Thüre des Wohnhauses ein junges Frauenzimmer stehen, das ängstlich meiner Ankunft entgegen harrte. Es trug einen Säugling in den Armen und ging rasch hinein, als es mich kommen sah.

In einer Stube, deren Gardinen man zugezogen hatte, lag das kranke Kind. Die Mutter saß bei ihm am Bette, seine Hand in der ihren haltend, und die junge Person, die ich vorher er-

blickt, stand mit dem Säugling zu Füßen des kleinen Lagers, so daß das gedämpfte Licht sie und ihre Züge mild beleuchtete.

Der kranke Knabe hatte einen Friesel, doch war der Ausschlag vollständig heraus, und das Fieber nicht beunruhigend. Ich ordnete das Verhalten an, das man zu beobachten habe, und wollte mich entfernen, als das andere junge Frauenzimmer mir den Säugling mit dem Bemerken hinhielt, ich möchte doch auch diesen zugleich in Augenschein nehmen.

Sein kleiner Mund brennt ihm sehr, sagte sie, und die Augen sind ihm so schwer und trübe, daß er sie heute noch gar nicht recht aufgemacht hat. Er wird wohl angesteckt seyn!

Sie hätte ihn in keinem Falle hierher bringen sollen! bedeutete ich ihr, während ich den Kleinen untersuchte.

Ja! wo soll er denn sonst bleiben? rief die junge Person mit einer mir auffallenden Lebhaftigkeit.

Bei Ihnen zu Hause entgegnete ich.

Bei mir? fragte sie, und ein Lächeln flog über ihr Gesicht, das etwas Bezauberndes hatte. Bei mir? da würden Sie schöne Augen machen, wenn ich mit ihm käme! Aber hat er den Friesel, oder hat er ihn nicht? wiederholte sie.

Ich glaube, daß er ihm in den Gliedern steckt, erklärte ich, indeß ich hätte mit demselben Rechte das Gegentheil erklären können, denn die große Schönheit der Fragerin machte mich ganz verwirrt, und ich begriff nicht, wie ich bei dem Zauber, den grade ihre noch etwas strenge und herbe Jungfräulichkeit über sie verbreitete, sie auch nur einen Augenblick lang für die Mutter des Kindes hatte ansprechen können, das sie in den Armen trug.

(Fortsetzung folgt.)

Die politischen Unterhandlungen zwischen Oesterreich, Preußen und Rußland, behufs einer neuen Koalition gegen Frankreich, am Ende des vorigen Jahrhunderts.

Die Unbestreitbarkeit des Satzes, daß die Geschichte die einzige Lehrmeisterin in politischen Fragen seyn sollte, hat sich in den letzten Monaten wieder so schlagend dargestellt, daß es wirklich eines ungewöhnlich hohen Grades von Verblendung, eines so stark eingewurzelten Hasses und Neides und so vieler Engherzigkeit bedurfte, um die Lehren der deutschen Geschichte, die am Ende des vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts mit blutigen Buchstaben eingezeichnet wurden, gänzlich zu vergessen, dieselben absichtlich zu verkennen und sie mit frivoler Blasirtheit von der Hand zu weisen. Da eine Einsicht in authentische Aktenstücke uns eine weit sicherere Beurtheilung der Ereignisse gestattet, als eine noch so gründliche historische Darstellung, welche bei allem Streben nach Unparteilichkeit doch immer mehr oder weniger von der individuellen Ansicht und dem Standpunkte des Autors beeinflußt ist, so wollen wir hier allerdings nur in kurzem Umrisse die politischen Verhältnisse des revolutionären Frankreichs zu den übrigen Staaten gegen Ende des vorigen Jahrhunderts vorführen, um zu zeigen, wie sehr sich die Verhältnisse von jetzt und damals gleichen, und wie es nicht einer Reihe blutiger Jahre bedarf, um den Uebermuth eines einzigen Staates zu brechen, wenn die Männer, welche die Geschicke Europas zu leiten haben, den Weg einschlagen, welchen ihnen die Geschichte so deutlich vorzeigt, d. h. nicht dieselben Fehler begehen, welche unter gleichen Verhältnissen so vieles Unheil über die ihrer Leitung anvertrauten Völker brachten*)

Nachdem Napoleon im Jahre 1796 Mantua, die letzte Stütze der Oesterreicher in Italien, erobert, drang er in die österreichischen Erblande ein und schlug, bereits Wien bedrohend, seinen Gegnern den bekannten viertägigen Waffenstillstand vor, worauf sich der Wiener Hof an Rußland wendete und dasselbe um seine Vermittelung bei den Friedensunterhandlungen mit Frankreich anging, dasselbe aber zugleich ersuchte, Preußen hievon in Kenntniß zu setzen, weil letzteres nicht aufhörte, sich in die Beziehungen Oesterreichs zu Frankreich einzumischen, und für sich die Rolle eines Vermittlers zwischen beiden in Anspruch nahm, obgleich Oesterreich diesen Freundschaftsdienst auf jede mögliche Weise abzulehnen suchte und Preußens Vermittelung, von der es wenig Heil zu erwarten glaubte, ausschlug.

Im Vertrauen auf seine freundschaftlichen Beziehungen zu dem König von Preußen, schickte Paul den Feldmarschall Repnin, früheren Gesandten bei dem Kongresse von Teschen, zur Vermittlung des Friedens nach Berlin und Wien. „Suchen Sie den König von Preußen", hieß es in der Instruktion dieses Gesandten, „über die wahre Lage der Dinge aufzuklären und machen Sie ihn auf die verderb-

*) Wir heben nachfolgende Darstellung aus dem vor einigen Jahren in deutscher Ausgabe (bei Lindauer in München; 1856—1858) erschienenen russischen Geschichtswerke: „Milintin — der Krieg Rußlands gegen Frankreich im Jahre 1796" geschöpft. Es möchte kaum in einem andern neuern historischen Quellenwerke ein so reichhaltiges, belehrendes und zum größten Theile bisher unbekanntes Material vorhanden seyn. Wir geben hier einen kurzen Auszug aus den die betreffende Epoche behandelnden Kapiteln und müssen den Leser, dem es um ein vollständiges Verständniß der Verhältnisse der letzten drei Jahre des vorigen Jahrhunderts zu thun ist, auf das fünf Bände starke Werke selbst verweisen.

lichen Folgen aufmerksam, die für seine eigene Monarchie und für alle übrigen Länder nothwendig entstehen müssen, wenn der Krieg noch länger fortgeführt wird." „Vermöge unseres Vertrages mit Oesterreich können wir nicht zusehen, daß dessen weiterer Verfall Frankreich ein entschiedenes und für alle Länder höchst gefährliches Uebergewicht verschaffen würde." „In Betreff der zwischen den Höfen von Wien und Berlin bestehenden Eifersucht und des in ihnen festgewurzelten Neides müssen wir bemerken, daß die gegenwärtige Lage des Wiener Hofes der Art ist, daß er auf lange Zeit hinaus nicht wohl im Stande ist, Preußen irgendwie zu schaden" ꝛc.

Die Verhandlungen, welche unterdessen zu Leoben gepflogen wurden und zu einem definitiven Friedensschlusse zwischen den beiden kriegführenden Mächten führen sollten, zogen sich sehr in die Länge und wären fast an den maßlosen Forderungen der Franzosen jetzt in dem von ihnen eroberten und mit Unabhängigkeit, Freiheit und sonstigen Gütern beglückten Italien mit der größten Willkür schalteten, so wie insbesondere an den Bemühungen Preußens gescheitert, welch letzteres nur auf die Vergrößerung seines eigenen Gebietes bedacht, die Vortheile Oesterreichs und des deutschen Reiches ganz auf die Seite setzte. Preußens Verhalten während dieser Verhandlungen machte Oesterreich bei weitem mehr Sorgen, als Frankreich selbst; begab sich doch der preußische Gesandte am Wiener Hofe, Lucchesini, unter dem Vorwande einer Erholungsreise in das französische Hauptquartier nach Italien, um sich der ihm von Berlin gewordenen Aufträge noch bequemer entledigen zu können. „Wenn sich der Krieg wiederum erneuern sollte", schrieb der österreichische Minister unterm 20. Aug. 1797 nach St. Petersburg, „werden wir weniger Rußlands Hülfe beanspruchen, sondern dasselbe nur bitten, dann vereint mit uns handelnd aufzutreten, wenn Preußen sich feindlich uns entgegenstellen sollte."

Kaiser Paul sah nur zu bald ein, daß die Bemühungen Repnin's in Berlin von geringem Erfolg seyen und beschloß, den Vorstellungen des Wiener Hofes nachgebend, sich mit einem eigenhändigen Schreiben unmittelbar an die Person des Königs von Preußen zu wenden und ihn durch eine genaue und aufrichtige Darstellung der Verhältnisse von einer Bahn abzuleiten, welche man in Berlin, durch Eigennutz und Schadenfreude verblendet, so sehr zum Nachtheile der übrigen Staaten eingeschlagen hatte. In dem betreffenden Schreiben Pauls an den König Friedrich Wilhelm II. hieß es unter Anderm: „Seit einiger Zeit schon hat sich in Europa die Meinung geltend gemacht, als ob das Kabinet Ew. Majestät gegen Oesterreich Parthei nehme und insgeheim dahin trachte, den Frieden zwischen Frankreich und dem römischen Kaiser zu verhindern. Man glaubt, daß Ew. Majestät die fortgesetzten Räubereien der Franzosen begünstigen, um bei der Zerstückelung Deutschlands einen Theil für sich zu behalten und sogar entschlossen sind, mit den Waffen in der Hand die Zustimmung des Kaisers Franz zu erzwingen. Ich gebe mich der Ueberzeugung hin, daß diese Gerüchte falsch sind." „Ew. Majestät wissen, daß ich in dem Frieden von Teschen die deutsche Reichsverfassung mit garantirte und werden deßhalb nicht staunen, wenn ich erklärte, daß ich nicht gleichgiltig der Auflösung derselben zusehen werde, sondern mit aller mir von der Vorsehung anvertrauten Gewalt dieselbe aufrecht zu erhalten entschlossen bin. Ich schlage daher E. Majestät wiederholt vor, sich mir anzuschließen und mit mir die Mittel zu berathen um in Europa die Ruhe wieder herzustellen."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

In der Stein'schen Buchhandlung zu Nürnberg ist kürzlich ein „deutscher Gaskalender" erschienen, verfaßt von unserem Landsmanne Herrn Theodor Remlein, Material-Verwalter des Gaswerkes zu Nürnberg. Derselbe umfaßt eine kurzgefaßte Geschichte der Gasbeleuchtung nebst Abhandlungen über Fabrikationsbetrieb, Materialien, Nebenprodukte ꝛc. und einer ausführlichen Gebrauchsanweisung. Exemplare à 1 fl. 24 kr. liegen in unserer Expedition zur gefälligen Einsicht und Abnahme bereit.

Algier soll umgebaut werden! Es wird „das geradlinige System" darin eingeführt. Dadurch wird Algier — ein zweites Paris, und Algerien ein zweites Frankreich. Es fehlen dann nur noch die Einwohner, die heute etwa aus 2,500,000 Einheimischen und 180,000 Fremden bestehen, wovon etwa 40,000 Ackerbauer, alle übrigen Städtebewohner und Anhängsel der Armee sind.

[Das Frühaufstehen.] Der Unterschied zwischen dem Aufstehen um sechs und um acht Uhr Früh beträgt in 40 Jahren 29,200 Stunden, oder drei Jahre einhundertneunundzwanzig Tage und sechszehn Stunden, oder acht Stunden des Tages zehn Jahre lang, so daß das Aufstehen um sechs Uhr in Hinsicht der Geschäfte eben so gut ist, als lebte man zehn Jahre länger.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 213 Mittwoch, 7. September 1859.

Graf Joachim.

(Fortsetzung.)

So wird man wohl am besten thun, ihn gleich niederzulegen? meinte das schöne Mädchen, und rückte die kleine weidengeflochtene Wiege hervor, die nahe am Ofen, in der Ecke des Zimmers stand, wonach es sich vor derselben niedersetzte, und das Kind auszukleiden begann.

Sie that das mit einer Ruhe und Einfachheit, als wäre es die ihr zukommende tägliche Arbeit. Man ließ sie auch gewähren, als sey man es also gewohnt. Und doch war ich jetzt, nachdem ich sie erst einmal angesehen hatte, völlig überzeugt, daß sie nicht zu der Familie des Müllers, daß sie nicht in dieß Haus gehören könne.

Sie war groß und kräftiger als Mädchen in ihrem Alter es zu seyn pflegen. Ihre offenen Züge, ihre blauen, großen Augen hatten etwas Strahlendes. Man konnte sie nicht ansehen, ohne seinen Sinn erhellt, ohne sein Herz erwärmt zu fühlen. So einfach und gering ihre Kleidung war, gab ihr die Flechte ihres blonden Haares, die wie eine Krone ihren Scheitel zierte, eine stolzes, königliches Ansehen.

Ein Gedanke schoß mir plötzlich durch den Kopf. Haben Sie selbst den Ausschlag schon gehabt, Gnädigste? fragte ich, und hoffte doch, ich wußte nicht weßhalb, sie werde mir sagen, daß sie nicht die junge Gräfin sey. Aber diese Hoffnung trog mich. Denn während sie schnell erröthete, rief sie überrascht: Woher kennen Sie mich? Ich habe Sie nie gesehen!

Ich sprach nur eine Vermuthung aus, zu welcher Ihr Erscheinen mich berechtigte, versetzte ich. Da dieselbe sich mir aber als begründet erweist, gnädigste Gräfin! und Ihre Frau Mutter mir die Ehre erzeigt, meinen Rath in Anspruch zu nehmen, so darf ich Sie wohl mahnen, sich nicht hier aufzuhalten, um die Möglichkeit der Ansteckung zu meiden.

Sind Sie so furchtsam? fragte Sie scherzend, und setzte dann schnell hinzu, oder denken Sie, daß es der Doktorhut ist, und nicht die eigene Zuversicht, das eigene Vertrauen, welche vor der Ansteckung bewahren? Ich habe niemals Furcht davor gehabt.

Sie hatten wohl auch nicht gar häufig die Gelegenheit sich ihr auszusetzen! wendete ich ein.

Sie, irren! entgegnete Eugenie, ich habe seit Jahren den Grafen fast immer begleitet, wenn er die Kranken auf den Gütern besuchte, und nie davon Nachtheil gespürt!

Aber Sie sollten doch lieber gehen, gnädigste Comtesse! erinnerte der Müller. Wenn Ihnen etwas zustieße, und die Frau Gräfin erführen, Sie hätten es sich hier geholt —

Sie dürfen nicht wieder herkommen! fiel ihm die Frau in die Rede.

Macht Euch keine Sorgen! rief Eugenie, indem sie den Kleinen, den Sie ausgezogen hatte, in die Wiege legte, und diese mit einem Tuche verhing, damit das Licht ihn nicht blende. Heute braucht mich mein Kleiner und Ihr nicht weiter, und morgen werde ich thun, was mir gut dünkt. — Sie bückte sich, küßte den Kleinen, zu dem sie noch einmal hineinblickte, sagte, sich zu mir wendend: Er ist mein Pathe, und ich habe ihm meinen Namen gegeben! und reichte dann der Müllerin die Hand. Laß es sagen, wenn Etwas vorfällt, oder wenn Du Etwas brauchst! ermahnte sie, nahm ihren Strohhut, der auf dem Tische lag, und begleitete mich, von dem Dank der Leute gefolgt, zu meinem Wagen, in den sie, ohne ein Wort darüber zu verlieren, vor mir einstieg.

Ich war überrascht, als ich mich auf solche Weise plötzlich mit ihr allein befand, sie aber sprach ruhig fort, als wären wir alte Bekannte. Sie erzählte mir, daß die Müllerin mehrere Jahre die Kammerjungfer ihrer Mutter gewesen sey, daß sie selbst sie lieb habe und fast täglich zu ihr gehe, weil die Kinder ihr solche Freude machten, und daß sie eine wahrhafte Befriedigung darin finde, zu sehen, wie diese Familie sich durch Fleiß und Tüchtigkeit zu einem wachsenden Wohlstand verhelfe. Auch Graf Joachim nehme deßhalb Theil an derselben, und fördere sie in mancherlei Weise. Er habe ihnen erst neuerdings noch einige Bienenschwärme und an zwanzig

junge Obstbäume gegeben, und es gedeihe bei ihnen Alles ganz vortrefflich.

Ich hatte noch niemals ein solches Mädchen gesehen und gehört. Sie hat sicher auch viele ihres Gleichen gehabt. Bei der stolzesten jugendlichen Schönheit war sie doch einfach, nicht wie ein Kind, denn Kinder sind selten so einfach, als man sie darzustellen liebt, sondern einfach wie eine reife verständige Frau. Alles, was sie sagte, war sachlich und bestimmt, sie sagte immer nur das, was man nicht von selber wissen konnte. Von sich sprach sie gar nicht. Sie fragte auch nicht nach mir, und ich war so hingenommen von der Lust sie anzuschauen und ihr zuzuhören, daß ich mich nicht einmal danach erkundigte, wie ihre Mutter sich befinde und weßhalb man mich zu ihr gerufen habe?

Erst als wir das Schloß schon vor Augen hatten, fing sie von der Gräfin zu reden an. Sie werden meine Mutter heute wohler finden, als Sie es nach ihrem Briefe vielleicht erwarten, denn sie schrieb Ihnen, als sie sich gerade sehr übel befand! sagte sie.

Ich fragte, worin das Leiden ihrer Mutter bestehe? Sie zuckte mit den Schultern, sah mich eine Weile an, als wolle sie in meinen Zügen lesen, ob sie mir vertrauen dürfe, und meinte dann: ich habe immer gewünscht, daß meine Mutter einen anderen Arzt berathen könnte, als den Physikus, der sie bisher behandelt hat. Wie die Verhältnisse indessen lagen, konnten wir die Jahre hindurch keinen andern Arzt erlangen; und der Physikus begriff nicht, worauf es bei den Leiden meiner Mutter ankam.

Sie meinen also, daß er sie falsch behandelt hat?

Ganz falsch! rief Eugenie, denn er behandelte sie mit Arzneien, und die können gar nichts helfen. Verordnen Sie meiner Mutter eine Luftveränderung! Verordnen Sie meiner Mutter eine Badereise, einen Aufenthalt in der Residenz — was Sie wollen Herr Doktor! Aber dringen Sie darauf, daß Ihnen Folge geleistet werde, denn meine Mutter muß fort von hier.

Und weßhalb das, Gnädigste? fragte ich, während ich in ihr Antlitz schaute, das sich bei der Lebhaftigkeit ihrer Rede mit hellem Roth übergossen hatte.

Wir fuhren in dem Augenblicke in den Schloßhof hinein, es waren uns nur noch einige Sekunden des Alleinseyns vergönnt, und als wolle sie diese nutzen, sagte Eugenie schnell: meine Mutter hat viel Unglück gehabt, schwere Schicksalsschläge erlitten! Und sie ist lebhaft, sehr lebhaft! sie fühlt sich also hier nicht glücklich. Die Einsamkeit, die Unthätigkeit, in denen sie lebt, verzehren sie. Machen Sie, daß der Graf sie reisen, daß er sie wenigstens auf eine Weile nach der Hauptstadt gehen läßt!

Sie hatte das so entschieden gefordert, daß ich mich des Gedankens nicht erwehren konnte, sie selber trage ein Verlangen nach Berlin zu gehen, und ich meinte nicht zu irren, wenn ich es mit dem Grafen Eckbert und seinem Aufenthalte in der Residenz zusammenreimte. Wir befanden uns aber vor dem Schlosse, der Diener, welcher mich bei meinem früheren Besuche empfangen hatte, stellte sich auch heute ein, die junge Gräfin stieg, da sie auf der Seite der Rampe saß, vor mir aus dem Wagen hinaus, und ging mit der Weisung voran, daß ich ihr folgen möge, und daß sie mich ihrer Mutter augenblicklich melden werde.

Wie man mich damals in dem Bildersaale hatte warten lassen, so ließ mich Eugenie jetzt in dem Hauptzimmer des oberen Stockwerkes zurück. Es war derselbe große Saal wie unten, aber die Wände waren blau lackirt, die Fensterläden, der Plafond, die lackirten Möbel mit Vergoldungen reich geziert, und wie die Sopha und Sessel Ueberzüge von rothem Damast hatten, so hingen auch von den hohen Bogenfenstern rothe Vorhänge herab, nur daß sie verblichener aussahen, als der Stoff der Möbel. Die Hitze in dem Raume war fast unerträglich, und doch würde die Aussicht auf den stattlichen Schloßhof und durch die Allee hinab nach dem waldumgebenen See mich überrascht haben, wäre ich nicht mit meinen Gedanken ausschließlich bei Eugenie gewesen. Bald dachte ich, wie es möglich sey, daß Graf Eckbert sich von Lina fesseln lassen, während er neben einer solchen Schönheit aufgewachsen sey, bald fragte ich mich, ob ein so klares, entschlossenes Mädchen denn Wohlgefallen an einem Manne finden könne, der nach der Schilderung des Grafen Joachim, und selbst nach manchen Stellen seines Briefes an mich, doch eine Art von Schwärmer seyn mußte. Und ich war noch im vollsten Ueberlegen, als ein Diener, ganz nach dem neuesten Styl in eleganten Häusern, in feine schwarze Tracht gekleidet, mir die Thür öffnete, welche nach der Wohnung der Gräfin führte.

Sie bewohnte die entgegengesetzte Seite von Graf Joachim. Ich hatte eine lange Reihe von Zimmern zu passiren, welche alle in dem Geschmack des Saales für einen glänzenden Empfang von Gästen eingerichtet waren, ehe ich mich dem eigentlichen Aufenthalte der Gräfin näherte. Ueberall waren, mir zu imponiren, die Gardinen aufgezogen, ich hatte, während ich wartete, das Rollen der Schnüre auf den Angeln gehört, und der Diener schritt nun langsam vor mir her, als solle und wolle er mir Zeit lassen, die Spiegeln und die Wandleuchter, die gradlinigen Sophas und die Verzierungen aus natürlichen Muscheln, die alten Bilder und die Kaminschirme mit ihrer verblichenen Stickerei gehörig zu betrachten und zu würdigen. Ich stellte mir aber nur vor, mit welchen erhabenen und elegischen Empfindungen Lina in dieser erlöschenden Herrlich-

keit verweilen würde, und wie unbequem sie der jungen Gräfin seyn müsse, die in dem kleinen saubern Hause des Müllers, und an der Wiege des Kindes, so sehr an ihrem Platze geschienen hatte. Mein Auge suchte sie, als ich endlich an dem noch behutsamern Auftreten des Dieners, und an seiner Handbewegung, die mich vorwärts wies, bemerkte, daß ich mich vor dem Allerheiligsten, vor dem Zimmer der Gräfin d'Altremont befände.

(Fortsetzung folgt.)

Die politischen Unterhandlungen zwischen Oesterreich, Preußen und Rußland, behufs einer neuen Koalition gegen Frankreich, am Ende des vorigen Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Graf Panin, der bisherige Gesandte Rußlands am Berliner Hofe, erhielt den Auftrag, dieses Schreiben Paul's, dem es in der That aufrichtig darum zu thun war, im Vereine mit Preußen dem bedrängten Oesterreich gegen Frankreich und das durch letzteres revolutionirte Italien beizustehen, dem Könige persönlich zu überreichen und dessen eigene mündliche Antwort sogleich nach Petersburg zu berichten. Allein auch dieses Mittel führte zu keinem Resultate. Nachdem Panin lange auf die Ertheilung einer Audienz gewartet, wurde er endlich zur Ueberreichung seines Schreibens nach Potsdam beschieden, fand aber den König bereits so entkräftet, daß derselbe nicht einmal mehr im Stande war, sich verständlich auszudrücken. Daß man den Gesandten, dessen Auftrag von der größten Wichtigkeit war und wegen der schweren Folgen keine Verzögerung erleiden durfte, absichtlich so lange hingehalten, bis sich der Zustand des Königs in dem Grade noch mehr verschlimmert hatte, um seinen Auftrag völlig scheitern zu machen, war einer jener Kunstgriffe, welcher man sich immer mit Vortheil zu bedienen wußte. Da sich auf diese Weise die Verhandlungen zwischen Rußland und Preußen zur Anbahnung eines gemeinschaftlichen Auftretens zu Gunsten Oesterreichs immer mehr in die Länge zogen und die österreichischen Bevollmächtigten in Udine, wo die Unterhandlungen geführt wurden, alle Hoffnung aufgegeben hatten, von jener Seite her eine zufriedenstellende Antwort in Bezug auf die freundschaftliche Theilnahme an ihrer schwierigen Aufgabe zu erhalten, unterzeichneten sie endlich muthlos unter dem Drucke der ungünstigen Verhältnisse am 17. Oktober den Frieden von Campo Formio, dem der resultatlose Kongreß von Rastatt folgte und der in sich von Haus aus den Keim neuer Verwickelungen trug, welche auch bald zu einem neuen Kriege Oesterreichs und des mit ihm verbündeten Rußlands gegen Frankreich führte.

Im Januar 1798 erfolgte die Eröffnung des Kongresses von Rastatt, wo die französischen Bevollmächtigten mit den Abgeordneten der kleinen deutschen Fürsten alsbald ihre Berathungen begannen. Kaiser Paul lehnte eine direkte Betheiligung an dem Kongresse ab, suchte aber sowohl Oesterreich und England, als auch das immer noch zweideutige Preußen zu möglichster Eintracht zu bestimmen. Allein schon der Beginn des Kongresses rechtfertigte die Befürchtungen, welchen man sich seit dem Frieden von Campo Formio hingab, nur zu sehr. Die kleineren deutschen Fürsten glaubten, für ihre erlittenen Verluste um jeden Preis entschädigt werden zu müssen. Die Eifersucht zwischen Preußen und Oesterreich, welche beide Staaten sich fast in offener Feindschaft gegenüberstanden und Alles aufboten, um sich gegenseitig zu übervortheilen, veranlaßte die ärgerlichsten Auftritte, was Wunder, wenn die französischen Gesandten in ihren Forderungen immer maßlicher wurden und diesem Gebahren der deutschen Gesandten gegenüber den verletzendsten Hochmuth zur Schau trugen. Kaiser Franz, dem sich nur zu bald die Ueberzeugung aufdringen mußte, daß auf diesem Wege durch gegenseitige Uebereinstimmung unmöglich zu einer definitiven Regelung der Verhältnisse zu gelangen sey, machte jetzt dem jungen Könige von Preußen Friedrich Wilhelm III., der erst vor Kurzem den Thron bestiegen, unterm 19. März 1798 den Vorschlag, dem Kaiser Paul das Schiedsrichteramt zu übertragen und ihm die Schlichtung der zwischen ihnen bestehenden Streitigkeiten zu überlassen. Der Berliner Hof nahm diesen Vorschlag auch an und Paul, obgleich durch die Erfolglosigkeit seiner früheren Bemühungen entmuthigt, machte sich zum Zweitenmale daran, eine Ausgleichung zu Stande zu bringen und sendete den Fürsten Repnin neuerdings nach Berlin, wo die Unterhandlungen zwischen Oesterreich und Preußen und dem beide versöhnen wollenden Rußland gepflogen werden sollten. Allein auch diese Sendung Repin's hatte keinen Erfolg. Er theilte nach seiner Ankunft in Berlin dem Könige seine Aufträge mit, worauf Se. Majestät in einer höchst eigenthümlichen und unklaren Weise zu antworten geruhten und Repnin unverrichteter Sache wieder abtreten ließ. Ueber diese Audienz drückte sich Repnin in seiner unterm 25. Mai 1798 nach Petersburg gesendeten Depesche also aus: „Ich bin nicht in Stande, mich über das Sonderbare und Ungewöhnliche, das ich an den König fand, deutlich auszusprechen. Ueberzeugt, daß man mit demselben unmöglich über irgend eine Angelegenheit unterhandeln könne und daß jeder Versuch hiezu vergeblich

sey, mußte ich mich wieder an den Bevollmächtigtes des Königs, den Grafen Haugwitz, wenden.

Allein weder Haugwitz, noch der in Berlin weilende österreichische Bevollmächtigte nahmen die Ausgleichungs-Vorschläge des russischen Kabinets an; die verschiedenartigsten, nach allen Seiten hin verklausulirten Projekte gingen von Berlin nach Wien und umgekehrt; sie kamen jedesmal von der entgegengesetzten Seite mit Modifikationen zurück, die dann wiederum verworfen wurden. Nachdem man endlich weitere Ausflüchte zu suchen denn doch für unmöglich hielt und die Geduld des österreichischen und russischen Gesandten zu brechen drohte, wurde, nachdem so viele kostbare Zeit vergeudet und man sich den Franzosen gegenüber nur noch mehr blos gestellt hatte, von dem Grafen Haugwitz die Antwort ertheilt, daß Preußen einer Allianz gegen Frankreich nicht beitreten könne, daß man sich in keiner Weise binden dürfe und man in der angenommenen Neutralität verharren wolle.

(Schluß folgt.)

Festgedichte

zu dem am 4. und 5. September 1859 in Aschaffenburg stattgehabten Mainthalsängerfeste.

I.

Rheinischer Sänger-Gruß an die Stadt Aschaffenburg.

Du, die in deutscher Städte Kranz
Als Perle strahlt in Königsglanz,
Du bied're Stadt am deutschen Main
Empfang' den Gruß vom deutschen Rhein,
Den Gruß aus froher Sängerbrust,
Voll frischer hehrer Liederlust!

Sey treue Stadt im deutschen Land,
Gegrüßet du mit Herz und Hand!
Erschalle laut in's Land hinein,
Der rhein'sche Gruß dem deutschen Main,
Der Brudergruß von deutschem Mund
Und werde allen Stämmen kund!

Der Brudergruß vom deutschen Rhein,
Er sey ein Wort, frisch, frank und rein:
Ein Volk, ein Recht, frei, stark und hehr
Vom Rhein zum Main, von Meer zu Meer!
So schalle laut durch Gau und Furch'
Vom Rhein der Gruß an Aschaffenburg!

Mainz am 4. September 1859.

Ein Mainzer.

II.

Festgruß zum ersten Mainthalsängerfeste in Aschaffenburg am 4. und 5. September 1859.

Dargebracht vom Würzburger Sängerbunde.

Gegrüßt du Stadt am Mainesstrande,
Ihr lieben Sänger seyd gegrüßt,
Wo uns durch des Gesanges Bande
Ein neues Leben sich erschließt;
Wo fröhlich feiern wir die Stunden,
Wo deutscher Sang in uns erwacht,
Wo Sangesbrüder sich gefunden,
Vereinigt durch der Töne Macht!

Hier wo das Zauberreich der Lieder
Den steten Wohnsitz aufgethan,
Gibt es nur Freunde, gibt's nur Brüder,
Nur Freude soll dem Herzen nah'n!
So laßt es laut und hehr erschallen
In unserm frohen Sängerchor,
Und donnernd töne es von Allen:
„Aschaffenburg, hoch, hoch empor!"

Von Begeisterung durchdrungen
Schaaren wir uns fest und treu
Um das Banner hochgeschwungen:
„Deutschland einig, Deutschland frei!"
Wie sich auch scheidet uns're Bahn,
Es lebe, was im Herzen glüht:
„Ein Hoch dem freien deutschen Mann,
Ein Hoch dem freien deutschen Lied!"

H.

Mannigfaltigkeiten.

Gleich dem Borsigfest in Berlin nach Vollendung der 1000sten Lokomotive wurde dieser Tage in Hamburg auch die Vollendung des 3000sten Pianoforte's in der Wagner'schen Fabrik gefeiert. Das 3000ste Piano ward von dem Arbeiter-Personal bekränzt dem Fabrikherrn zur Einzeichnung der Numer dargebracht. In einem nahen Vergnügungsort fand eine Mittagstafel und hierauf Tanz statt.

Kapitän Eldridge vom Barkschiff „Amazon" hat im stillen Weltmeer, 0,45' nördlicher Breite und 176,35 westlicher Länge, eine auf keiner Karte verzeichnete felsige Insel entdeckt, auf der sich Spuren von Hütten fanden, worin schiffbrüchige Matrosen wahrscheinlich gehaust hatten.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der A. Mailandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 214 Donnerstag, 8. September 1859.

Graf Joachim.

(Fortsetzung.)

Es war ein großes Gemach mit zwei Fenstern und einer breiten Thüre, die auf einen Balkon hinausging. Die Fenster wie der Balkon waren von Markisen geschützt, die Thüre geschlossen, die Fenster ausgehoben, und Rahmen mit grüner Gaze überzogen in ihre Stelle eingesetzt, durch die man den Garten und die ganze ansehnliche Breite des Sees überschaute. Die Einrichtung trug, soweit sich das mit den vorhandenen Mitteln hatte bewerkstelligen lassen, ein französisches Gepräge, und verrieth zugleich einen gebildeten Geschmack, ein eigenartiges Erfindungstalent.

Am Kamin standen verschiedene Sessel und Sopha, während chinesisches und Meißener Porzellan den Sims verzierte; Schränke von alter Lackarbeit und massive Lehnstühle aus Eichenholz vertrugen sich durch die Art der Aufstellung ganz wohl zusammen, und die Stelle, welche die Gräfin sich selbst bereitet hatte, sah wirklich einladend aus, denn sie ruhte, halb liegend, halb sitzend auf einer Bergere von weißem, blau gestreiftem Gros de Tours, und hatte einen niedrigen Tisch mit beweglicher Platte neben sich, der mit Büchern und Arbeitskörben, mit Flacons und Blumenvasen beladen war. Ein rothseidener, nicht zu hoher Schirm schützte das Sopha gegen den Zug, der von der Thüre kommen konnte, und hinderte doch die Aussicht nicht. Ueberall in den Ecken, auf den Schränken und Tischen, standen Vasen voll blühender Blumen, und trotz der Luftfenster war der Duft in dem Zimmer so stark, daß er etwas Beklemmendes hatte.

Bei meinem Eintritte sah ich die Gräfin sich etwas in ihren Kissen emporrichten, aber sie sank augenblicklich, als gehe eine solche Anstrengung weit über ihre Kräfte, in ihre frühere Lage zurück, und langsam ihr Lorgnon erhebend, das sie auf mich richtete, sagte sie, französisch redend: Verzeihung, bester Doktor! daß eine arme Kranke Sie herbemüht hat, die wenig erwarten kann, durch Ihre Kunst hergestellt zu werden. Aber ich habe von Ihnen gehört, und ich weiß, es wird Ihnen lieb seyn, einer Leidenden wenn auch nur Erleichterung zu gewähren.

Sie hatte das mit der feinsten, verbindlichsten Weise gesagt, dann winkte sie, daß man mir einen Sessel ihr gegenüber hinstellen solle, hieß dem Diener, der sich ehrerbietig an der Thüre gehalten hatte, sich zu entfernen, und ließ mir Zeit, sie zu betrachten.

Eine wunderlichere kleine Frau hatte ich niemals gesehen. Sie war weit unter der weiblichen Mittelgröße und außerordentlich mager. Erst in der Mitte der vierziger Jahre, sah sie beinahe wie eine Greisin aus, obschon ihr Haar noch glänzend schwarz und ihre Zähne ungewöhnlich klein und schön waren. Ein Anzahl kleiner Löckchen umgab das Gesicht, in dessen braune Haut ein leidenschaftliches Mienenspiel zahllose Furchen eingegraben hatte; und neben der stolzen gradlinigen Nase, welche Eugenie von der Mutter als schönes Erbtheil erhalten, sahen ein Paar zu nahe zusammengerückte, große, schwarze Augen, unruhig und stechend zu mir herüber. Der Mund war häßlich, das Kinn zu lang; und mit dem schwarzen Spitzentuche, das hoch oben auf dem Lockenbau der Gräfin saß, und das sie unter dem Kinn in eine Schleife zusammengeschlungen hatte, sah sie wie ein Vogel mit einem krausen Federbusche aus.

Ihre Kleidung war wie ihr Zimmer nach französischem, und zwar nach einem nicht mehr herrschenden Geschmack. Sie trug ein hellblaues Kleid von schwerem Seidenstoff, das oben, wie man es auf älteren Bildern findet, viereckig ausgeschnitten, und dort eben so wie an den halblangen Aermeln mit allerlei Bändern und Zierrathen aufgeputzt war. Den entblößten Hals und die ebenfalls entblößten Arme umgab eine Mantille von schwarzen Spitzen, die noch eine Art von Spitzenkapuze hatte, aber doch die Magerkeit der Gräfin nicht versteckte. Und während so ihr Oberkörper luftig genug bekleidet war, hatte sie die Hände in einen großen Muff von Pelz verborgen, mit dem sie bei ihrer zusammengekauerten Stellung zugleich Knie und Magen bedeckte.

Ich bat sie, sich über ihre Leiden auszusprechen. Sie fing an, mir dieselben in französischer Sprache zu schildern, und ich ersuchte sie, deutsch zu reden, wozu sie sich offenbar ungern entschloß. Doch mischte sie beständig französische Worte in ihre Berichte, und ich hatte eine lange Erzählung von ihren Insomnien, von ihren Humeurs und Vapeurs, von den Fourmis und von allen jenen Zufällen anzuhören, welche jeder müßige Mensch bei einiger Aufmerksamkeit an sich entdecken, und durch seine Achtsamkeit auf dieselben nach Belieben steigern kann. Dazwischen klagte sie mir über die unregelmäßige Bewegung ihres Blutes, die ihr Hitze in der Brust, und kalte Hände und Füße verursache, und sie damit nöthige, mit entblößtem Halse zu gehen, während sie bei der größten Wärme den Muff und warme Fußkissen nicht entbehren könne. Nachdem sie das Alles aufgezählt und mir endlich auseinandergesetzt hatte, wie diese Beschwerden mit einander zusammenhingen, sagte sie: Sie sehen bester Doktor! daß ich meinen Zustand kenne! Ich sollte also auch Resignation genug haben, mich in denselben zu ergeben! Ich sollte gefaßt darauf seyn, das Hinschwinden meiner Kräfte zu sehen. Aber — sie zeigte mit ihrer Hand, deren Finger mit Ringen überdeckt waren, welche bei jeder lebhaften Bewegung derselben aneinder klapperten, auf Stirn und Herz, und wiederholte — aber hier! und hier! da ist Etwas, was mich nicht ruhen, was mich nicht ruhig krank seyn und nicht sterben läßt! O! es ist ein großes Unglück, wenn die Natur einen zarten Frauenkörper mit einem starken Geiste, mit einer glühenden Einbildungskraft, mit einem leidensfähigen Herzen geboren werden läßt. Meine Seele ist zu einer Herrscherin angelegt oder zu einem Dichter, und ich wurde ein armes, ein schwaches, ein unglückliches Weib!

Sie warf sich, nachdem sie diese Worte mit großem Pathos ausgesprochen hatte, ganz erschöpft zurück, die Thränen brachen aus ihren Augen, und als fürchte sie eine Ohnmacht, zog sie aus dem Korbe, der neben ihr stand, ein Fläschchen mit sel volatile hervor, das sie an ihre Nase hielt. Ich ergriff ihre Hand, ich bat sie, sich zu beruhigen.

Ruhe! rief sie, sehen Sie denn nicht, daß ich zum Tode matt, daß ich einer Ohnmacht nahe bin?

Ich fühlte ihren Puls. Er war kräftig und gleichmäßig, wie man es nur wünschen konnte. Noch während ich ihre linke Hand gefaßt hielt, hob sie mit der rechten das Lorgnon an ihr Auge, und betrachtete mich mit vornehmer Unverschämtheit.

Das Glas stört mich, gnädigste Gräfin! sagte ich, und nahm es ihr ohne Weiteres aus der Hand.

Verzeihen Sie! meine Augen sind von meinen Insomnien schwach geworden! versetzte sie, indem sie das Glas augenblicklich sinken ließ. O! wenn Sie wüßten, wie viel lange Nächte diese armen Augen mir haben zum Lesen dienen müssen, nur damit ich mir selber entfliehe.

Sie seufzte und brach ab. Ich drängte sie für's Erste noch mit keiner Frage, die sich auf ihr Seelenleiden richtete, ich beschäftigte mich nur mit ihren Schmerzen und Unbequemlichkeiten, ich erkundigte mich nach ihrem Alter, nach ihrer Lebensweise, nach ihren früheren Gewohnheiten. Sie fand offenbar eine Genugthuung darin, in solcher Weise angehört zu werden, und von sich sprechen zu können, und da von einer wirklichen Krankheit, oder von einem Leiden, bei dem irgend ein Medikament eine augenblickliche Hülfe schaffen könnte, nicht bei ihr die Rede war, so machte ich eine kleine Anordnung, welche mit den Mitteln aus der Hausapotheke zu befolgen war, und erklärte darauf, daß ich mir noch kein Urtheil über ihren Zustand bilden könne. Ich müsse wiederkehren, sie öfter zu sehen, ehe ich eine feste Meinung zu äußern, und eine bestimmte Kur zu verordnen wagen dürfte, die wahrscheinlich nöthig seyn würde.

Sie schien damit auch vollständig zufrieden, denn sich huldreich gegen mich verneigend, sagte sie: ja, lieber Doktor! kommen Sie wieder. Ich hatte schon immer das Verlangen, Sie zu sehen. Es geht Ihnen ein guter Ruf voraus. Aber die Verhältnisse, in denen ich mich befinde — die Sonderbarkeiten des Grafen — —

Sie brach ab, und erwartete eine Frage oder mindestens irgend ein Zeichen des Erstaunens. Da sie keines von Beiden von mir erlangte, stand sie auf, und rief, sich selbst zurechtweisend: es ist besser, nicht davon zu reden, und das um so mehr, als Sie sicher davon unterrichtet sind, daß wir hier wie auf einer Insel, wie in einer blokirten Festung leben! —

(Fortsetzung folgt.)

Die politischen Unterhandlungen zwischen Oesterreich, Preußen und Rußland, behufs einer neuen Koalition gegen Frankreich, am Ende des vorigen Jahrhunderts.

(Schluß.)

Paul war seiner Vermittlerrolle nun herzlich satt; er rief den Fürsten Repnin von Berlin zurück und drückte sich in einem an denselben unterm 27. Juni 1798 erlassenen Reskripte wie folgt aus: „Ich halte es für unnöthig, noch fernerhin den Berliner Hof zu ersuchen, dem Traktate beizutreten. Nachdem es dem schlauen Minister des preußischen

Königs gelungen ist, seinen Herrn so sehr über die wahre Sachlage zu täuschen, so bleibt mir nach allen diesen fruchtlosen Versuchen nichts Anderes mehr zu thun übrig." Nach Repnin's Abgang suchte Graf Panin, der russische Gesandte am Berliner Hof, die Unterhandlungen von Neuem anzuknüpfen — aber auch er berichtete bald: „Unmöglich ist der in dem preußischen Ministerium eingewurzelte Neid und Haß gegen Oesterreich, so wie die Furcht vor einem Kriege gegen Frankreich zu beseitigen."

Unterdessen stimmten neue in Wien und St. Petersburg eingetroffene Nachrichten darin überein, daß die Franzosen, welchen es mit dem Frieden nichts weniger als Ernst gewesen, die Unterhandlungen in Rastatt absichtlich in die Länge zögen, um ihren Grundsätzen in Deutschland eine möglichst große Verbreitung zu verschaffen, sich nach und nach immer mehr Anhänger zu verschaffen, Preußen durch Aussichten auf Vergrößerung noch mehr von der nationalen Sache abzuziehen, und im Falle der Krieg, wie leicht vorauszusehen, von Neuem beginnen sollte, diesen mit desto größerer Aussicht auf Erfolg fortführen zu können.

Außer England, welches sich bisher mit Frankreich nicht in Unterhandlungen eingelassen, waren das durch große Verluste geschwächte Oesterreich und das demselben zu Hülfe eilende Rußland die einzigen Kontinentalmächte, welche den Krieg gegen Frankreich fortzuführen gesonnen waren. Paul ließ unter dem Kommando des Generals Rosenberg ein 16,000 Mann starkes Korps bei Brzesk-Litewski sammeln, um auf Oesterreichs Verlangen in dessen Provinzen einzurücken; zugleich beschloß er, auch eine Armee auf der Gränze gegen Preußen aufzustellen, um dasselbe vor jedem feindlichen Versuche gegen die gemeinschaftliche Sache abzuhalten. Auch nach England, welches sich der neuen Koalition bereitwillig anschloß, schickte Paul eine ansehnliche Flotte ab, um dasselbe in seinen Unternehmungen gegen Frankreich möglichst zu unterstützen.

Nachdem die Allianz zwischen Oesterreich, Rußland und England geschlossen und man alle Anstalten zu einem gemeinsamen Vorgehen gegen Frankreich getroffen, erhielt Graf Panin von Petersburg aus nochmals die Weisung, von dem Könige von Preußen wo möglich persönlich zu erfahren, ob er sich auch dann nicht entschließen wolle, der Koalition beizutreten, wenn ihm für diesen Fall ein 45,000 Mann starkes russisches Hülfskorps angeboten würde. Graf Panin bat wieder einmal um persönlichen Zutritt zu Sr. Majestät, erhielt aber den Bescheid, daß der König sich in Bezug auf die zukünftigen Beziehungen Preußens zu den übrigen Mächten Europas noch nicht definitiv entschieden habe und es deßhalb auch für nutzlos halte, sich mit dem russischen Gesandten persönlich zu benehmen. Der König versprach jedoch, in kürzester Frist — dieß war so die gewöhnlich beliebte Redeform — das russische Kabinet von seinen gefaßten Entschlüssen in Kenntniß zu setzen. Gegen Ende Januar 1799 kam auch noch der englische Gesandte Grenville nach Berlin, um Preußen durch Anbieten von Subsidien zur Theilnahme am Kriege zu bewegen. Jetzt entstand wieder ein Schwanken in den Entschlüssen des Berliner Kabinets — am Ende kam doch wieder die alte Erklärung, daß Preußen unmöglich Offensivkriege führen könne (aber auch die Defensivkriege fielen nicht immer besonders glänzend aus) und sich absolut auf die Aufrechthaltung der Neutralität Norddeutschlands beschränken müsse, zu welchem Zwecke es sogar seine Truppen verstärken wolle, wenn England ihm 130,000 Pfd. St. gleich und dann monatlich noch weitere 80,000 Pfd. zahlen wolle. Sollten die Franzosen die Neutralität Norddeutschlands verletzen, in Hannover eindringen, Hamburg oder die preußischen Besitzungen in Franken besetzen, so würde ihnen Preußen eine Armee von 100,000 Mann entgegenstellen, aber auch dann nur unter der Bedingung, daß England ihm monatlich 200,000 Pfd. Sterl. zahle. Endlich erklärte Preußen noch, Frankreich den Krieg erklären zu wollen, wenn Oesterreich große Niederlagen erleiden würde.

Kaiser Paul so wie das Wiener-Kabinet durften noch zufrieden seyn, nach so langem Zögern, nach so langem zweideutigem Ausweichen und endlosen Unterhandlungen, die man bald abbrach, bald wieder aufnahm, diese Erklärungen von Preußen erhalten zu haben. Paul aber bedeutete dem Berliner Hofe trotz dieser scheinbaren Nachgiebigkeit, daß er die Neutralität Preußens nur so lange achten werde, als sie den Franzosen nicht zum Vortheile gereiche.

Oesterreich sah sich nach den großen Verlusten, welche es bereits erlitten, nochmals gezwungen, den Krieg gegen Frankreich ohne Preußen und das durch letzteres neutralisirte nördliche Deutschland fortzusetzen und zwar nach Annahme russischer Hülfe, die es unter anderen Verhältnissen gewiß nicht bedurft hätte, und wofür man ihm bis auf die heutige Stunde von Petersburg her bei jeder Gelegenheit die schuldige Dankbarkeit ins Gedächtniß zurückruft.

Die Franzosen hatten in dem Feldzuge von 1796 in der Schweiz und am Rheine leichtes Spiel und der Krieg nahm trotz der Siege, welche die Oesterreicher und Russen unter dem genialen Suworow an der Trebbia und bei Novi über die Franzosen erfochten, kein glückliches Ende. Das eigentliche Resultat aber jener Verkehrtheit der Berliner Politik kam erst in den Jahren 1805, 1806, 1807 und 1809 völlig zum Vorschein.

Festgedichte

zu dem am 4. und 5. September 1859 in Aschaffenburg stattgehabten Mainthalsängerfeste.

III.

Sanges-Gruß der vereinigten Männer-Gesang-Vereine von Offenbach am Main: „Concordia", „Heiterkeit", „Polyhymnia", „Sängerkranz", „Sänger-Verein", „Sonntag-Verein".

Dargebracht ihren lieben Sangsgenossen beim ersten Mainthal-Sängerfest zu Aschaffenburg am 4. September 1859.

So ward uns doch die Freude noch beschieden,
Im schönen Bund mit Euch vereint zu seyn!
Gestört auf lange schien der Völker Frieden,
Schon nahten Krieger sich dem Main und Rhein,
Und vor dem Lärm der rauhen Waffenklänge
Verstummten bald die heiteren Gesänge.

Und Sorg' und Trauer herrschten aller Orten,
Denn jede Lust erstickt im Pulverdampf —
Da schlossen unerwartet sich die Pforten
Des Janus-Tempels und — es ruht der Kampf;
Verklungen sind die schmetternden Fanfaren,
Und statt der Krieger — kommen Sängerschaaren.

Sie ziehen ein als munt're Friedensboten,
Die Brust geschmückt mit ihres Ordens Band,
Mit Waffen nicht, gerüstet nur mit — Noten
Betreten sie das schöne Frankenland,
Sie schlagen Wunden, welche Niemand schmerzen,
Erobern möchten sie — nur alle Herzen.

Gruß Euch mit Herz und Hand, ihr wackern Franken,
Ihr lieben Sangsgenossen an dem Main,
Ihr, denen wir dieß schöne Fest verdanken,
Geweiht der Eintracht und der Kunst allein!
Auf Euern Ruf sind wir hierher gekommen,
Begrüßt von einem freudigen: Willkommen!

Die deutsche Einheit ward schier zum Gespötte,
Es fehlt das nationale Bindungsglied —
Wir Sänger bilden eine eh'rne Kette
Und unser Band — es ist das deutsche Lied;
So rausche mächtig denn, du Strom der Lieder:
Im tausendstimm'gen Chor der Sanges-Brüder!

Laßt wirken uns gemeinsam für Erhaltung
Der deutschen Eintracht, wo Gefahr ihr droht,
In einer Zeit der Trennung und der Spaltung
Thut Einigkeit den Deutschen doppelt Noth:
Kein äußrer Feind wird je uns überwinden,
Wenn wir uns selbst nur treu und eng verbinden.

In diesem Streben woll'n wir nie ermüden,
Die Sänger trennt nicht Glaube, Rang und Stand,
In Stämme sind sie feindlich nicht geschieden,
Das ganze Deutschland ist ihr Vaterland;
So laßt uns denn auf der Begeist'rung Schwingen
Die deutsche Einheit hoch zum Himmel klingen —
Hoch!

Joseph Pirazzi.

IV.

Festgruß des Friedberger Liederkranzes an Aschaffenburg und die daselbst vereinigten Sänger.

Sey uns gegrüßt mit Herz und Mund,
Du Stadt am grünen Mainesstrande,
Sey uns gegrüßt Du Sängerbund,
Vereint durch gleichen Strebens Bande!
Heil Dir, Du erstes Fest der Lieder,
Das weihen soll den neuen Bau,
Ein Hoch ruft Euch, Ihr Sangesbrüder,
Der Liederkranz der Wetterau!

Vorüber ist die düst're Zeit,
Die Lied und Lust verstummen machte,
Und wie durch Deutschlands Gauen weit
Ein frischer Lebenshauch erwachte,
So ströme hin in vollen Tönen,
Was unseres Volkes Herz durchzieht,
Dem Vaterland, dem theuren, schönen,
Klingt brausend unser erstes Lied!

Wie heut zu einem Bruderchor
Wir Alle uns verschmolzen fühlen,
So streb', Du Sängerbund, empor,
Und ringe nach den höchsten Zielen!
Lass' Lieb' und Eintracht Dich umschlingen
Und wurz'le in des Volkes Mark,
Dann wird Dein Lied die Herzen zwingen,
Dann wirst Du blühen stolz und stark.

Mannigfaltigkeiten.

In einem alten Reimbuch ist zu lesen:
Wenn der Däne verliert sein Grütz',
Der Franzmann den Wein,
Der Schwab' die Suppe
Und der Deutsche das Bier,
Sind sie verloren alle vier.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 215 Freitag, 9. September 1859.

Graf Joachim.

(Fortsetzung.)

Jetzt machte ich das erstaunte Gesicht, auf das sie vorher gerechnet hatte, und mit einer Schnelligkeit, die man ihr nach ihrer schmachtenden Hinfälligkeit gar nicht zugetraut hätte, trat sie plötzlich dicht an mich heran, sah mit ihren scharfen Vogelaugen, ohne an das Lorgnon zu denken, fest zu mir empor, gab mir mit dem Fächer, der ihr an einer seidenen Schnur bis dahin am Arme gehangen hatte, einen leichten Schlag und rief: brav, mein Herr Doktor! das lobe ich mir! Sie sind diskret!

Meine gnädige Gräfin! versetzte ich, ich glaube das allerdings von mir behaupten zu können, die Diskretion ist eine Pflicht des Arztes, aber was sie in diesem Augenblick veranlaßt, mich für diskret zu halten, weiß ich nicht.

Exzellent! Exzellent! Herr Doktor! rief sie noch lebhafter, und ein helles, aber leises Lachen begleitete die Worte. Sie sind nicht gemacht, in diesen märkischen Haiden zu verderben, so wenig dazu gemacht als ich. Und wer weiß es, ob ich Ihnen nicht noch einmal dazu verhelfe, sich auf einem Ihnen angemessenen Terrain ein Sort zu machen! Nur freilich — sie fiel wieder in ihren leidenden Ton zurück — nur freilich müssen Sie mich erst so weit bringen, daß ich diese Stille entbehren, den Verkehr mit Menschen wieder ertragen lerne. Acht Jahre! Acht Jahre voll Leiden in einsamer Gefangenschaft sind eine lange Zeit.

Sie setzte sich wieder, steckte die Füße mit den Absatzschuhen wieder in das Fußkissen, nahm den Muff wieder vor, und hörte wohlgefällig meinen ermuthigenden Zuspruch an. Inzwischen war es drei Uhr geworden, und ich hatte von Minute zu Minute erwartet, die Tochter eintreten zu sehen, aber es hatte sich Nichts geregt. Endlich öffnete sich die Thüre und derselbe Diener, der mich zu der Gräfin geführt hatte, machte die Meldung, daß das Mittagbrod servirt sey. Ich erhob mich, die Gräfin verlangte meinen Arm.

Sans cérémonie! sagte sie, Sie speisen mit uns! Aber Sie müssen es vergessen, daß Sie in dem Schloß des Grafen verweilen. Sie speisen bei einer armen Emigrantenwittwe, welche selbst nur das Gnadenbrod in dem Hause ihrer Anverwandten ißt. Dazu gehört Philosophie, Herr Doktor! Philosophie, setzte sie hinzu, und Selbstachtung! Kommem Sie, Herr Doktor.

Sie richtete sich so stolz empor, als ihre kleine Gestalt das irgend zuließ, und wir gingen in das Nebengemach, in welchem die Tafel für drei Personen hergerichtet war.

Fünftes Kapitel.

Mit uns zugleich trat durch eine gegenüberliegende Thüre Eugenie ein. Ihre Schönheit war mir schon am Morgen in dem geschlossenen Kleide von grauem Leinen überraschend gewesen, jetzt machte sie mich, so viel schöne Frauenzimmer ich auch auf meinen Reisen und in meiner Heimath gekannt hatte, beinahe fassungslos. Sie hatte ein glattes weißes Kleid an, und einen Strauß von Kornblumen vor der Brust. Kein Schmuck, kein Zierrath war an ihr zu sehen, aber diese Arme, dieser Hals, dieses Antlitz bedurften keiner Verschönerung, Eugenie war eine vollkommene Schönheit.

Sie kam der Mutter entgegen und küßte ihr, sich neigend, die Hand. Die Gräfin berührte mit ihren schmalen Lippen flüchtig die weiße Stirne ihrer Tochter. Ich hätte das verhindern mögen. Sie wünschten sich einen guten Morgen, und es war doch schon drei Uhr.

Ich konnte Dich heute noch nicht sehen, mein Kind, ich war zu angegriffen! sagte die Gräfin. Ich hoffe, Du hast Deine Promenade gemacht und Deine Studien absolvirt.

Ja! meine Mutter! entgegnete die Schöne, und verneigte sich, da ich ihr als neuer Arzt des Hauses vorgestellt wurde. Sie erwähnte aber unserer früheren Begegnung nicht, und ich fand darin eine Weisung, sie benfalls geheim zu halten.

Die Tafel war mit Geschmack gedeckt. Stattliches altes Porzellan und ein Paar große Vasen voll frischer Blumen schmückten sie. Der Diener wartete gewandt und leise auf. Der Speisen waren nicht viele, und keine, welche das Gute nicht selbst geboten hätte; aber sie waren wohlschmeckend und gewählt, und man hatte in jedem Augenblicke das Bewußtseyn, sich an dem Tische einer sorgsamen und vornehmen Hausfrau zu befinden.

Die Gräfin führte die Unterhaltung fast allein. Es gewährte ihr Genuß, sich sprechen zu hören, denn sie drückte sich leicht und vortrefflich aus, und mir noch größeren Genuß, zu schweigen und ihre Tochter anzustaunen, die achtsam die Bedürfnisse ihrer Mutter zu errathen, und ihnen mit unmuthiger Geschicklichkeit zuvorzukommen wußte. Man konnte merken, welche Ansprüche die Gräfin zu machen gewohnt war.

Im Laufe des Gespräches erwähnte die Gräfin mehrmals des Grafen Joachim, und trotz der achtungsvollen Haltung, welche die Gegenwart ihres Dieners ihr auferlegte, hörte man allen ihren Aeußerungen über den Grafen die Bitterkeit und den mühsam unterdrückten Spott an. Auf meine Frage, ob der Graf unpaß sey, oder sich auswärts befinde, da ich ihn nicht an der Tafel sähe, antwortete sie: unpaß? der Graf unpaß? das macht mich seit langer Zeit zum Erstenmale lachen! Der Graf hat die Gesundheit eines Hünen! Und verreist? Wohin könnte er gehen, da er alle Ortschaften und Menschen in der Umgegend allmählig in die Acht erklärt hat. O! nein! rief sie, französisch sprechend, um den Diener nicht hören zu lassen, was sie sagte, der ist im Schlosse und befindet sich ganz vortrefflich. Aber wie eine Gottheit erscheint er seinem Volke nur für Augenblicke. Im Winter zeigt er sich mir um vier Uhr und geruht eine Tasse Kaffee bei mir anzunehmen. Im Sommer erscheint er mir eine Stunde später in der großen Laube, und hinge es von ihm selbst ab, ich glaube er würde der Sonne befehlen unterzugehen, wenn er sich unsern Blicken zu entziehen für gut erachtet.

Sie bekleidete diese satyrische Aeußerung mit ihrem sonderbaren leisen Lachen, aber Eugenie war roth geworden. Ich sah einen Zug von zorniger Verlegenheit in ihren Mienen, und ihr leise mahnendes: aber liebe Mutter! erhöhte nur die Lebhaftigkeit der Gräfin, die jetzt, da sie einmal angefangen hatte, französisch zu sprechen, offenbar ihrer Lust sich mitzutheilen, und ihrer Lust am Spotte kein Ende finden konnte.

Ich erfuhr auf diese Weise, daß Graf Joachim Eugeniens Vormund sey, daß er ihre Erziehung ganz nach seinem Sinne und fast gegen die Ansichten ihrer Mutter gemacht habe, daß die junge Gräfin zu ihrem Vormunde wie zu der Quelle aller Weisheit und Güte empor sehe, u[nd] daß sie das einzige lebende Wesen sey, welchem [de]r Graf persönliche Freiheit gestattete. Dazwischen [er]wähnte die Gräfin selbst doch wieder des Grafen mit großer Lobpreisung, und es fiel mir auf, als sie die Behauptung aufstellte, er habe Unrecht gethan, sich seiner Güter zu entäußern, die in ihm einen so trefflichen Herrn gefunden haben würden.

(Fortsetzung folgt.)

Staatsminister v. Abel,

welcher am 3. ds. Abends aus dem Leben schied, hatte seit 10 Jahren wiederholte apoplektische Anfälle zu bestehen, die vor ein paar Jahren einen tödtlichen Charakter annahmen, so daß von hohen ärztlichen Autoritäten ihm die Kur in der Dr. Steinbacher'schen Naturheilanstalt anempfohlen wurde. Er gebrauchte diese mehrere Monate mit bestem Erfolge; die partiellen Lähmungen hoben sich allmählich und es kehrte auch die durch vieljährige Leiden gebrochene Geisteskraft mit der körperlichen zurück, so daß Hr. v. Abel die Anstalt mit neuen Lebenshoffnungen verließ. Endlich aber pochte das Alter an seiner Schwelle, die Kräfte schwanden und er endete schmerzlos. Karl v. Abel, 1788 zu Wetzlar geboren, der Sohn eines dortigen Justizraths und Professor an der bis 1814 daselbst bestandenen Rechtsschule, widmete sich von 1806—1809 zu Gießen den juristischen Studien und unterbrach seine sich daranreihende praktische Laufbahn durch anderthalbjährigen Militärdienst. Nach manchem Wechsel seiner Amtsverhältnisse kam er 1818 als Polizei- und Stadtkommissär nach Bamberg, avancirte aber schon nach einem Jahre zum Regierungsrathe, in welcher Eigenschaft er nach München versetzt wurde. Auf diesem Posten verblieb er bis 1827 und wurde alsdann als Rath im Ministerium des Innern ernannt. In dieser Eigenschaft begegnen wir ihm zuerst auf der politischen Arena, indem er im Jahre 1828 und 1831 als Regierungskommissär beim Landtage fungirte. Im Jahre 1832 zum Legationsrath im Ministerium des Aeußern ernannt, wurde er als substituirtes Mitglied der Regentschaft nach Griechenland berufen, wo er sich nicht geringe Verdienste erwarb. Da er dort gegen den Grafen v. Armannsperg lebhaft Partei nahm, so führte ihn dieß nach 2 Jahren wieder nach Bayern zurück. Wir sehen ihn da am Landtage zunächst mit großer Wärme den Aufwand für den Bau der neuen Universität ꝛc. vertreten, was ihm die Gunst König Ludwigs in hohem Grade gewann. Er verstand es bis dahin, Prinzipienfragen sorglich auszuweichen, indem er nur hie und da seine von der damaligen

Regierung abweichende Ansicht durchschimmern ließ. Da kamen die Landtagskämpfe von 1837 und mit ihnen die Entlassung des Fürsten Ludwig v. Oettingen-Wallerstein, dessen Stelle er anfänglich provisorisch verwaltete und 1838 definitiv übernahm. Von nun an schloß er sich entschieden und offen der kirchlichen Partei an, welche Richtung er besonders am Landtage von 1839/40 mit seltener Kraft vertrat. Im Jahre 1840 war er zugleich mit Verwaltung des Finanzministeriums betraut. Seinem administrativen Talente und seiner rastlosen Thätigkeit haben auch seine Gegner die ihnen gebührende Gerechtigkeit nicht versagt. Die Grundsätze, die er während seines 8jährigen Ministeriums mit rücksichtsloser Energie zur Geltung brachte, leiteten sich aus einem starken, seines Wollens vertrauenden und eines auf die Gnade seines Königs sich stützenden Bewußtseyn her. Die Ereignisse des Jahres 1847 und das von ihm verfaßte und in Gemeinschaft mit seinen Kollegen unterzeichnete Memorandum hatte die nachgesuchte Entlassung zur Folge. Er zog sich damals auf das Gut in der Oberpfalz zurück, womit ihn König Ludwig einige Jahre früher dotirt hatte. Bald nachher wurde er zum außerordentlichen Gesandten am Hofe zu Turin ernannt, welchen Posten er nur kurze Zeit einnahm. An dem kurzen, weil aufgelösten Landtage von 1849 hatte seine Partei von dem früher so oft bewährten parlamentarischen Talente des Mannes Erfolge erwartet; hier zeigte sich aber die oft vernommene Behauptung, daß das Amt eines Oppositionsredners leichter ist, als das eines Ministers, ins Gegentheil gekehrt. Nach diesem Landtage trat Herr v. Abel vollständig in die Ruhe des Privatlebens zurück, wo er fortan allen politischen und kirchlichen Parteibestrebungen fern blieb. (Augsb. Abdz.)

Festgedichte

zu dem am 4. und 5. September 1859 in Aschaffenburg stattgehabten Mainthalsängerfeste.

V.

Der Sänger-Gruß des Vereins „Sängerlust“ zu Darmstadt an den Gesangverein „Melomania“ zu Aschaffenburg.

Bei Gelegenheit des Gesangfestes zu Aschaffenburg am 1. September 1859.

Im Frühling kam gezogen
So furchtbar dumpf und schwer;
Gleich wilden Meereswogen
Gewitter an uns her.

Des Lenzes Reiz und Fülle,
Des Maies gold'ne Pracht
Umzog's mit Grabesstille,
Mit grauer Todesnacht.

Wie Sturm durchheult die Klüfte,
Wie dumpfer Todtenchor,
Umwob's die Frühlingslüfte
Mit einem Trauerflor.

Rings sah man wild Getümmel
Statt frohem Maigesang,
Wie blickte da zum Himmel
Das Aug' so feucht und bang.

Das Herz voll banger Sorge,
Mit schmerzbewegter Brust,
Sah man zum andern Morgen,
Verbannt war jede Lust.

Dieß trennte uns, ihr Brüder,
Doch stets war unser Geist
Bei euch und euern Liedern,
Was Freundschaft nur beweist.

Zwar ist der Himmel heiter,
Doch Wölkchen sind noch d'ran,
D'rum Sänger euch bereitet,
Wenn Wolken zieh'n heran.

Ob man auch finster schauet
Auf uns're Einigkeit,
Wir stehen fest vertrauend,
Was uns auch bringt die Zeit.

Wir singen deutsche Lieder,
Das Volk und Fürst vereint,
So bleibt man deutsch und bieder
Und trotzt dann jedem Feind.

Was uns auch kommt von Süden,
Von Westen, Ost und Nord,
Wir steh'n vereint und hüten,
Wie der Matros sein Bord.

Den Freundschaftsgruß, den bringen
Wir in den Sängerkreis,
D'rum trinket froh und singet,
Nach uns'rer Väter Weis'.

Franz Wörther.

VI.

Bundes-Gruß dem Mainthal-Sängerbunde.

Bei Gelegenheit des Aschaffenburger Sängerfestes am 4. und 5. Sept. 1859, dargebracht von dem Mainzer Männergesang-Verein.

Es trauern die Thäler, die Berge hüllen
In finsteres Wettergewölke sich ein;
Die Donner grollen: — die kerkerstillen
Gelände erhellt — ein blutiger Schein;

Unheimlich brausen die zürnenden Wogen
Und tosen hinab in die gähnende Kluft:
Hoch oben wölbt — ein Regenbogen
Sein Friedensbild durch die stürmende Luft;

Er strahlt in sieben Farbentönen,
So wunderbar versöhnungsmild;
Er schwebt, — ein lichter Kranz des Schönen,
Hoch über dem düsteren Kampfgefild.

Es jauchzen die Thäler, die Berge flammen;
Die Nebel der Nacht sind schon verjagt;
Die Sonntagsglocken läuten zusammen:
Auf, auf! — der Morgen, der Morgen tagt!

Die Höhen prangen im Festtagskleide:
Dort Spessarts sagenreich Revier
Und Odins Wald und der gefeite
Heilbrunnenspender Taunus hier

Zwei Silberströme — brudergleiche
Durchwallen die grüne, sonnige Au:
Fürwahr, im weiten, deutschen Reiche
Ist dieß der reichste, der schönste Gau!

Der Regenbogen er hat sich nieder
In jedes deutsche Herz gesenkt;
Und hat ihm den alten Frieden wieder
Und die alte Liederlust geschenkt:

Lautjauchzend folgt es dem Befreier,
Der sich der Kampfesnacht entrang
Und in der Schöpfung Friedensfeier
Begeistert rauscht der — Männer-Gesang.

Der Deutsche hat der Waffen zweie,
Die scheuen keinerzeit den Gang,
Wie auch der Sklav' und der Franzmann schreie:
Das ist sein Schwert und sein Männer-Gesang.

Gruß Euch darum, Ihr Männer und Sänger,
Die Ihr zum Mainthalfeste gewallt!
Gruß Euch! und kommet und schließet enger
Des Bundes fesselnde Allgewalt!

Der rheinischen Lande würdige Söhne,
Geeinigt und stark seyen wir hie
Uns Bundesgenossen im — Reiche der Töne
Und Brüder — durch Seelenharmonie!

Wir wollen es singen, — sie sollen es hören
Dort über dem Rhein — und wo immer es sey,
Wir wollen es schwören in brausenden Chören:
„Deutschland wird doch noch — einig und frei!"

(C.)

Kunst und Literatur.

Die Schriften des ältern Körner. Ein besonders anziehendes Festgeschenk zur Feier des hundertjährigen Geburtstages Schillers werden Körners, des Vaters, Schriften bilden, welche bei diesem Anlaß zum Erstenmal in einem Band vereinigt, vor das deutsche Publikum treten. Der Sammler und Herausgeber derselben, Rechtsanwalt Dr. Karl Barth in Augsburg, spricht sich darüber in seinem uns zugekommenen Vorwort so aus: „Zu vollenden, was Schiller auszuführen eifrigst erstrebt hat, woran er aber durch seinen zu frühen Tod verhindert wurde, war mir seit lange eine begeisternde Idee. Der im Druck erschienene Briefwechsel zwischen Schiller und Körner gibt Zeugniß dafür, daß er keine Gelegenheit unbenutzt ließ, seinen Freund, welchen er fast bei allen seinen eigenen Arbeiten jener Zeit um Rath fragte, und dessen Beifall ihm der nächste Maßstab ihres Werthes war, in die Reihe der deutschen Klassiker einzuführen und neben sich zu stellen, so wie daß nur die beinahe unüberwindliche Schüchternheit Körners, und seine Gewohnheit äußerst bedächtig und mit vielen Vorbereitungen zu arbeiten, das Ziel in die Ferne rückte. Durch die beständige Aufmunterung und Forderung von Seiten Schillers sind indessen doch so viele bedeutsame und werthvolle literarische Produktionen Körners, des Vaters von Theodor, vollendet und erhalten worden, daß sie, gesammelt, ein sicheres Postament bilden, auf welchem auch seine Büste im Tempel des deutschen Schriftstellerruhms aufgestellt werden kann. Ich habe dieß unternommen, wobei ich die gründliche Versicherung zu geben im Stande bin, daß die Aechtheit und Integrität jeder einzelnen Numer dieses Buchs auf voller Garantie beruht. Möge der Geist Schillers die Enthüllung dieses neuen Kleinods des deutschen Nationalschatzes, das im Abglanze seines Genius strahlt und nur schon zu lange im Verborgenen lag, schützend umschweben, die deutsche Nation aber es hinnehmen voll Pietät gegen den, dessen Schöpfungen ihr hier geboten werden, da sie die geistige Signatur des Freundschaftsbundes tragen, dessen Einfluß auch den ersten Keim jener Dichterkraft weckte, die ihr in „Leier und Schwert" die Weihe zur That verlieh, und fort und fort auf's Neue verleihen wird in jeder dem Vaterlande drohenden Gefahr. Sie erfüllt dadurch einen der sehnlichsten Wünsche von ihm, der ihr zur Verherrlichung aus ihr hervorging, wie sie aus ihm zu einem neuen zukunftberechtigten Leben."

Redakteur: Gustav Messert.
Druck und Verlag der A. Mailand'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 216 Samstag, 10. September 1859.

Graf Joachim.

(Fortsetzung.)

Eugenie fiel hie und da der Mutter mit einem ablenkenden Worte, mit einer mildernden Erklärung in die Rede, besonders wenn Jene irgend eine Anschuldigung gegen den Grafen machte. Einmal sagte die Mutter: Der Graf ist aus Verachtung der großen Welt, aus Geringschätzung der Menschen zu einem halben Wilden geworden, und Sie werden bald einsehen, fügte sie mit einem Achselzucken hinzu, daß meine arme kleine Eugenie unter seiner Leitung mehr die Natürlichkeit eines Waldfräuleins, als die Allüren einer Dame angenommen hat. Sie betrachtete dabei die Tochter durch das Lorgnon, und ihr Spott, der selbst das eigne Kind nicht zu verschonen wußte, hatte mir etwas sehr Widerwärtiges.

Eugenie errieth den Eindruck, den ich empfing, und ihre blauen Augen zu mir richtend, sagte sie: Mama meint das nicht böse! Sie können mir übrigens glauben, daß ich, was auch an meiner Erziehung fehlen mag, doch wenigstens gelernt habe, diejenigen zu lieben, die Liebe und Dank von mir verdienen.

Sie war dabei bewegter als sie es zeigte, und in diesem Augenblicke kamen mir des Grafen Worte: lieber heirathe ich Eugenie! unerwartet wieder in den Sinn. Es fiel wie Schuppen von meinen Augen. Ich begriff nicht, wie ich diese Aeußerung so lange hatte vergessen können. Dieß Mädchen mußte ja ein Jeder lieben und begehren, alt wie jung, und Graf Joachim konnte jene Aeußerung damals nicht gethan haben, wenn der Gedanke ihm nicht ein sehr vertrauter war. Aber wußte Eugenie das? Und wenn sie es wußte, was dachte sie davon? Hing ihr Verlangen, sich mit der Mutter von dem Schlosse zu entfernen, vielleicht mit diesen Absichten ihres Vormundes zusammen?

Je mehr ich darüber nachsann, um so wahrscheinlicher wurde mir dieß Letztere, und in den Wunsch, Eugenien zu Hülfe zu kommen, mischte sich die Schadenfreude, welche fast jeder junge Mann empfindet, wenn er die Pläne eines alten Mannes auf ein so schönes Mädchen scheitern machen kann.

Darüber war es vier Uhr geworden, die Tafel war beendet und die Gräfin schlug mir vor, sie in den Garten zu führen. Auf meinen Arm gestützt, machte sie eine Promenade durch den ganzen weitläufigen Park, während ihre Tochter angewiesen wurde, in der Laube für des Grafen Vespermahlzeit Sorge zu tragen. Auf diesem Spaziergange mit der Gräfin erfuhr ich aus ihren Mittheilungen und gelegentlichen Aeußerungen fast Alles, was ich über den Charakter der einzelnen Personen, welche dieses Schloß bewohnten, und über ihr Verhältniß zueinander nur zu wissen verlangen konnte.

Die Gräfin begann damit, mir von dem Prinzen zu erzählen, der, ein naher Anverwandter des Herrscherhauses, hier in der Nähe auf einem königlichen Schlosse Hof gehalten hatte. Sie nannte ihn einen tapferen und gelehrten, aber noch in seinen späten Jahren lebenslustigen und galanten Herrn, der es als eine ihm gebührende Huldigung forderte und ansah, daß der hohe Adel der Umgegend sich viel an seinem Hofe zeigte. Er hatte eine große Vorliebe für französische Sprache und Bildung gehabt, und also beständig eine Menge von Franzosen um sich versammelt, welche mit ihrer Beweglichkeit dem Leben in dem Schlosse einen erhöhten Reiz verliehen. Eine Lustbarkeit, ein Fest folgte dem Andern, die Gesellschaft, welche das Schloß besuchte, verfeinerte sich in ihren Umgangsformen unter des Prinzen Augen ungemein, der Ton, der Verkehr, waren dort so leicht und angenehm als möglich.

Graf Joachim kehrte um diese Zeit von einer längeren Reise in das Ausland zurück. Er war dreiunddreißig Jahre alt und hatte England und Frankreich gesehen. Obgleich die Gunst des Prinzen ihm jetzt noch in erhöhterem Maße zu Theil ward als früher, schien der Graf sich doch nicht mehr mit der früheren Leichtigkeit und Unbefangenheit in den Zerstreuungen und in der Lebensweise des kleinen Hofes zu behagen. Sein einziger Bruder, um acht Jahre jünger als er, und von dem Grafen mit einer fast väterlichen Zärtlichkeit geliebt, war in dessen Abwesenheit von seinem Regimente zurück-

gekommen. Er hatte sich dem Prinzen angeschlossen, und sey es, daß Graf Joachim für sich selber der lauten Geselligkeit und des raschen Wechsels der Genüsse müde geworden war, sey es, daß er fur den jüngeren und zarter organisirten Bruder Gefahren und Uebersättigung in diesem Kreise fürchtete, er stand ein Nüchterner unter Aufgeregten da. Er fand an seiner Mutter eine Stütze, und die Brüder fingen bald nach des älteren Grafen Heimkehr an, sich von des Prinzen Hofhaltung geflissentlich zurückzuziehen, als die achtzehnjährige Judith, nach einer Aufforderung des Prinzen, der von ihrem Geiste hatte sprechen hören, eben in derselben aufgetreten war.

(Fortsetzung folgt.)

Kurzer Rückblick auf das erste Mainthal-Sängerfest zu Aschaffenburg.

(Am 4. und 5. September 1859.)

Im Quell der Dichtung wird euch viel bescheert.
Da sprudelt Freiheit, Liebe, Glück und Jugend:
Ein Becher ohne Hefe wird geleert,
Sein laut'rer Trank hat selt'ne Kraft und Tugend.

Es ist der menschlichen Seele eigen, effektreiche Begebenheiten dadurch, daß sie dieselben in dem Spiegel der Erinnerung nochmals beschaut, gleichsam festhalten zu wollen; deßhalb wollen wir, weit entfernt, den Standpunkt unserer Beurtheilung bezüglich des dahier abgehaltenen Mainthalsängerfestes — als den allein richtigen — dem Zuschauer aufdrängen zu wollen, blos den geschichtlichen Verlauf und die Eindrücke schildern, welche dasselbe auf uns hervorzubringen im Stande seyn konnte.

Die erste und schöne Idee für eine Einigung der verschiedenen Gesangvereine der Städte des Mainthales und dessen nächster Umgebung ging von der Polyhymnia in Offenbach aus und fand bei den Gesangvereinen von Aschaffenburg, Darmstadt, Friedberg, so wie bei fünf andern Vereinen von Offenbach so willkommene Aufnahme, daß in Folge Beschlusses einer Generalversammlung Aschaffenburg als diejenige Stadt, wo die Abhaltung des ersten Mainthalsängerfestes stattfinden sollte, auserwählt wurde. Und in der That durfte die Wahl einer Stadt, welcher nicht nur die Natur eine von ihren schönsten Landschaften schenkte, sondern welche ihre ehemaligen kunstliebenden Kurfürsten durch die wunderlieblichsten Anlagen, überdieß König Ludwig durch Erbauung des Pompejanums, eines in Bezug auf architektonische als malerische Vollendung einzig dastehenden Prachtwerkes, wahrhaft großartig ausgestattet haben, gewiß eine glückliche genannt werden.

So brach denn der Morgen des 4. September an, jener Morgen, welchem manches Herz „freudvoll und leidvoll" entgegensah, letzteres wohl nur deßhalb, weil selbst der Himmel diesem Feste der Freude, der Brüderlichkeit und des Gesanges ein mißgünstig trübes Angesicht entgegenhielt. Doch als von 8 Uhr bis 10 Uhr die Bahnzüge von Darmstadt, Mainz, Friedberg, Frankfurt, Offenbach, Hanau, dann von Würzburg und Lohr lebensfrohe Sänger von allen Ständen mit ihren lustig flatternden Fahnen und ihren Sängerabzeichen am freudig jungen Herzen brachten, und zu diesen sich die befreundeten und eingeladenen Sänger von Alzenau, Amorbach, Großumstadt, Herborn, Neustadt a. d. S. und sogar von Nürnberg gesellten, als ein „Hoch" den Sängern aus tausend Kehlen entgegenscholl, die großherzoglich hessische Garde-Chevaulegers-Musik von Darmstadt und die Musik des k. k. österreichischen Jägerbataillons von Frankfurt vorauftrat, erhebende Weisen spielte und unwillkürlich ein Sänger dem andern, welchen er wohl vielleicht noch nie gesehen, den Arm reichte, als so manches blutjunge Angesicht neben einem fröhlichen Alten zutraulich einherwandelte, da schien es dem Himmel auf einmal klar werden zu wollen, daß kein politischer „Pelznickel", sondern lediglich der Geist der Liebe, Einigkeit und des Gesanges in unsere Stadt einziehen wolle, welcher Aufklärung denn alsobald auch die Sonne seiner Zufriedenheit folgte. Nachdem in den Lokalitäten der Gesellschaft „Frohsinn" man sich gegenseitig begrüßt und ein Frühstück eingenommen hatte, wurde behufs des feierlichen Einzuges in die Stadt der Zug aufgestellt wie folgt:

Voraus traten zwei Zugführer mit blau-weiß seidenen Fahnen und Schärpen. Ihnen folgten die k. k. österr. Jägermusik, sodann das Festkomite der Melomania mit Herrn Generaldirektor Becker von Würzburg, (welcher Tags vorher von einer Deputation der Melomania feierlich im Bahnhofe empfangen worden war), hierauf die verbündeten Vereine. An diese schlossen sich unter Vortritt der großh. hess. Garde-Chevaulegers-Musik die übrigen befreundeten und eingeladenen Gesangvereine an. Es waren 28 Gesangvereine mit ihren prachtvollen Fahnen und Abzeichen, welche unter dem Zudrange einer freudig überraschten Menschenmenge durch die festlich geschmückte Stadt vor das k. Schloß zogen, einen großen Kreis formirten, und unter Begleitung des großh. hess. Garde-Chevaulegers-Musikkorps die bayerische Nationalhymne in einer Weise absangen, daß man wahrhaft erbaut und an Meinholds Worte erinnert wurde, die da lauten:

Wahrhaft wunderbar, ein unerforscht Geheimniß,
Wenn das erhabene Lied aus der Brust des Sängers
Wie aus Hügeln am Bach ein Frühlingsmorgen emporsingt,
Und rings weichen die Stern dem freudig strahlenden Fremdling;
Also naht der Gesang aus unergründlichen Tiefen,
Siegend taucht er empor, doch woher? weiß Niemand zu sagen

Nach beendigter Festhymne begaben sich die Sänger in das Theater zur Abhaltung der Generalprobe. Wir dürfen hier leider nicht unbemerkt lassen, daß die Anzahl der Sänger die Anzahl der hier anwesenden Gesangsfreunde schon aus dem Grunde bei weitem überstieg, weil von Letzteren ein Eintrittsgeld erhoben wurde. — Nach einer kurzen Anrede, welche Herr Generaldirektor Becker in humoristischen, jedoch treffenden und herzlichen Worten an die versammelten Sänger richtete, begann die Probe, welche einen ebenso glänzenden Beweis von dem Eifer, womit die verbündeten Gesangvereine die gemeinschaftlich zu singenden Piçen eingeschult hatten, als von der Tüchtigkeit ihrer Stimmmittel, dem präzisen Zusammengreifen und der Meisterschaft ihres Direktors lieferte. Als hierauf in dem nahegelegenen kleinen Theatersaale die Vorstände der übrigen Vereine unter sich über die Reihenfolge der von ihnen vorzutragenden Einzelgesänge geloost hatten, begann das Festessen in dem prachtvoll dekorirten großen Theatersaale, an dessen Wänden zwischen je zwei Säulen mit vergoldeten Kapitälern Schilder mit Namen hervorragender Komponisten angebracht waren, während auf der Stirnseite des Saales das bayrische und hess. Landeswappen und auf beiden Seiten die verschiedenen Stadtwappen der verbündeten Vereine auf die überraschendste und sinnigste Weise angebracht waren. Gleich zu Anfang der Tafel wurden die vereinigten Sänger durch nachstehendes Gedicht begrüßt, welches von einem Abgeordneten der Melomania vorgetragen und mit allgemeinem Beifall aufgenommen wurde.

„Willkommen Mainthalsängerbund!
Wir reichen Dir die Bruderhand
Und grüßen Dich mit Herz und Mund
An unserm lieben Mainesstrand;
Dein Name schon klingt schön und hehr,
Deßhalb sey heute kurz gesagt,
Welch' Deutung groß und inhaltsschwer
Dir solcher Name zugedacht!"

„So wonnig schön, so freundlich mild,
So klar, wie unser Vater Main,
Soll Wahrheit auch das Spiegelbild,
Des ächten Mainthalsängers seyn;
Und feurig wie die Trauben glüh'n
Am Rebenhang in süßer Luft,
Soll Liebe wonniglich erblüh'n
In uns'rer frischen Sängerbrust!"

„Dem blüh'nden Mainesthale gleich,
Auf dem des Himmels Segen ruht,
Sey uns das Leben wonnereich,
Die Ehre stets ein heil'ges Gut:
Harmonisch schön voll Sang und Klang.
Wie wir das Mainthal vor uns seh'n,
Soll Glück und Freude, heit'rer Sang
Durch uns'res Daseyns Saiten weh'n!"

„Und wie auf diamant'ner Bahn
Des Mains das Schiff beladen schwimmt,
So bring' unser Hoffnungskahn
Gewährung unserm Wunsch bestimmt.
Auch soll, gleich ihm, der sich ergießt
In Deutschlands herrlich großen Rhein,
Das starke Band, das uns umschließt,
Recht brüderlich verschmolzen seyn!"

„Dann sind wir erst von deutscher Art,
Wenn Ehre sich und Kampfesmuth
Mit Sangeslust und Liebe paart
Und hiefür opfert Gut und Blut!
Wenn ähnlich, wie der kleine Fluß,
Mit Freuden in den großen fließt,
Auch uns der Einheit Feuerguß
Zu einem schönen Ganzen gießt!

Willkommen denn ihr Sänger all'!
Wir reichen Euch die Bruderhand,
Es töne laut mit frohem Schall
Das deutsche Lied am Mainesstrand;
Aschaffenburg ist lusterregt
Und jauchzend geht's von Herz zu Mund,
Von Stolz und Freude tief bewegt,
Hoch leb' der ganze Sängerbund!

Die ungetrübteste Heiterkeit, das herzlichste Entgegenkommen herrschte bei dem Festmahle, an welchem leider wegen Mangels an Raum, so wie eines zweiten Traiteurs nicht alle erschienenen Gesangvereine Theil nehmen konnten, jedoch nicht sonderlichen Verdruß hierüber verspüren ließen, indem von Zeit zu Zeit humoristische Telegramme hin- und hergewechselt wurden, bis endlich der auch in weitern Kreisen als Dichter bekannte Herr Pirazzi von Offenbach das Wort ergriff und seinen gehaltvollen Sangesgruß, welchen wir bereits in Nr. 214 der Erheiterungen vollständig mitgetheilt haben, vortrug. Sein Lohn war stürmischer Beifall.

Nachdem auch die Gesangvereine von Mainz, Würzburg, Offenbach, Friedberg, Darmstadt*) dem Mainthalsängerbunde ihre poetischen Grüße dargebracht, welche in zahlreichen Exemplaren vertheilt wurden, und die Melomania von Aschaffenburg dem Herrn Generaldirektor Becker ein prachtvolles, von dem hiesigen Lithographen Schmitt gearbeitetes Ehrendiplom überreicht hatte, wurde noch so mancher Toast ausgebracht, die Tafel sodann aufgehoben und begann der Zug nach der Fajanerie behufs Abhaltung der Festproduktion.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Doktor Lallemant, der sich den Deutschen in Brasilien, soweit seine Kraft reichte, als ein rettender Engel erwies, hat unter dem Titel „Am Mucuri" bei Perthes, Besser und Mauke in Hamburg eine Schrift erscheinen lassen, worin er alle Ruchlosigkeit der Mucurigesellschaft und ihrer Agen-

*) Man sehe Nr. 213, 214 und 215 unserer Erheiterungen.

ten, welche Auswanderer verlocken, aufgedeckt hat. Es ist ein Schauergemälde, welches dieser unparteiische Augenzeuge entrollt. Die Deutschen arbeiten mit chinesischen Kulis zusammen und werden gleich diesen, d. h. als Sklaven, behandelt. Eine ähnliche Belehrung ertheilt die von einer deutschen Gesellschaft in Petropolis herausgegebene Wochenschrift „Brasilien," welche unter Anderm in der Numer vom 8. Mai d. J. Folgendes enthält: „Dieser Tage ist der Redaktion ein Schreiben Hilferufender und zwar aus dem Strafarbeitshause St. Paulo zugegangen. Die Namen derselben sind: Karl Zabel, Joseph Salin und Gilbert Cottet, die mit Frauen und Kindern auf der Facienda eines Luciano Texeira Nogneira bei Campine sich befanden. Sie klagen, daß sie, in Kaffeepflanzungen arbeitend, mit Frau und Kind das ganze Jahr hindurch nur 14 Milreis (9 Thlr. 17 Sgr.) verdienen, dabei mit 12 Prozent für ihre Schuld verpflichtet sind, also nimmer Aussicht haben, frei zu werden. Nach 4 Monaten erhielten sie vertragswidrig keine Nahrungsmittel als Vorschuß mehr, lungerten sich noch 8 Monate durch, bis die Verzweiflung des Hungers sie antrieb, dem Faciendero Vorstellungen zu machen. Wüthend drohte ihnen dieser Herr: wenn sie nicht arbeiten wollten, so würde er ihnen ein Eisen um den Hals legen lassen. Auch nach diesen Worten noch versuchten sie Gegenwehr. Das Ende war, daß sie durch 12 Mann Soldaten nach St. Paulo in das Strafarbeitshaus gebracht, dort ihnen die Haare vom Kopfe geschoren wurden und sie seitdem, fast des letzten Kleidungsstücks beraubt, ihre Schuld mit Verzweiflung im Herzen abarbeiten müssen.

Kaum ein Fürst im schönen deutschen Vaterland gebietet über herrlichere Jagden, als Se. Maj. der König von Bayern. Vom Watzmann bis zum Sailing hat sich derselbe durch die Liebe seines Volkes einen Jagdbogen geschaffen, der an Großartigkeit seinesgleichen suchen dürfte. Berichterstatter hatte am 16. August das Vergnügen, eine Gemsenjagd in der sogenannten Gumpen mitanzusehen. Mehr als 6000 Fuß hoch über der Meeresfläche saß derselbe auf der von Sturm und Wetter zerrissenen Hochplatte. Gegenüber am romantischen Geiselstein lag der Schirm des Königs, im Süden, tief unten, der smaragdene Plansee, und in seinem Rücken eine unabsehbare Kette von Bergspitzen. Um halb 12 Uhr begann gegen die stolzen Bewohner der Felsen der „Trieb", welchen der Förster von Hohenschwangau mit Gewandtheit kommandirte. Leider kam ein fürchterliches Wetter, doch hielten Se. Majestät und dessen hohe Gesellschaft volle fünf Stunden Stand. Das Ergebniß der Jagd wäre bei anderm Wetter gewiß ein glänzendes geworden, denn trotzdem wurden 18 Gemsen und ein Edelhirsch erlegt. König der Jagd wurde der König. Während derselben bestiegen Ihre Maj. die Königin das Hochplatt und zwar von der schwierigen Seite von der Jägerhütte aus. Dieselben überschritten den ganzen Grath bis zum trigonometrischen Zeichen, begleitet von der Gräfin v. Fugger und der jugendlichen Gräfin v. Buttler. Wer je das Hochplatt bestiegen, wird diese Tour zu würdigen wissen, denn von zehn Männern machen gewiß neun Kehrteuch und die Königin hat als gewandte Bergsteigerin Ihren Ruf neu begründet.

Die Fregatte „Novara" war zwei Jahre und vier Monate auf der Reise. Von Kommodore v. Wüllerstorf kommandirt, umsegelte sie die Welt. Die Hauptpunkte, die von ihr berührt wurden, sind: Triest, Gibraltar, Rio de Janeiro, Vorgebirg der guten Hoffnung, die zwei verlassenen Inseln im Amsterdamischen Ozean, Ceylon, Madras, die Nikobaren, Singapore, Batavia, Manilla, Hongkong, Schanghai, Yantsekiang, die salomonischen Inseln, Sidney, die Inseln des stillen Ozeans, Ottahaiti, Neu-Seeland, Chili und Valparaiso. Von Valparaiso aus ging sie mit den längsten und schwierigsten Fahrten, die gemacht zu werden pflegen, nach dem Cap Horn, umsegelte es, berührte die azorischen Inseln, und fuhr anfangs August durch die Meerenge von Gibraltar ins mittelländische Meer zurück. — Unter den Merkwürdigkeiten, die das Schiff aus den fremden Ländern mitführt, finden sich viele Produkte der Industrie, meistens chinesische und japanische Arbeiten, aller Art; dann Affen, Papageien, drei junge Wölfe, mehrere Mohren, zwei Einwohner von Neu-Seeland, olivenfarbige, kräftige Gestalten mit tätowirten Leibern.

Man wird sich von der Größe der **Kölner** Eisenbahnbrücke über den Rhein einen Begriff machen können, wenn man die Materialien kennt, welche dazu verwendet worden sind. 10,366,800 Pfund Eisen, 157,383 Cbf. Hausteine, 5102 Schachtruthen Bruchsteine, 6,554,000 Stück Ziegelsteine, 1645 Schachtruthen Steinstücke, 63,351 Schäffel gebrannter Kalk, 124,563 Schachtruben Traß, 2242 Schachtruthen Sand, 21,242 Schäffel Steinkohlen, 17,663 Zentr. Coaks und 313,657 Cbf. Bauholz haben bei dem Bau ihre Verwendung gefunden. Das Baukapital steht noch nicht fest, doch waren bis Ende 1858 schon 2,769,393 Thlr. 22 Sgr. 5 Pf., wovon allein 1,216,605 Thlr. 24 Sgr. 5 Pf. auf das Eisen kommen, dafür verausgabt. Die Einnahme betrug damals 3,213,744 Thlr. 16 Sgr. 3 Pf. und waren dafür 2,713,200 Thlr. Obligationen verausgabt und an Zuschuß 325,000 Thlr. vereinnahmt worden.

Redakteur: Gustav Messert.
Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Buchdruckerei

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 217 Montag, 12. September 1859.

Graf Joachim.

(Fortsetzung.)

Daß Judith nie hübsch gewesen seyn konnte, sah man ihr an, aber sie mußte dem Prinzen durch ihre schlagfertigen Antworten und durch ihre anregenden Gedanken bald zu einer unentbehrlichen Gesellschafterin geworden seyn, sie verstand die große Kunst, durch Verschweigen zu reizen, und durch Andeutungen errathen zu lassen, was sie verstanden haben wollte. Sie sprach es nicht aus, daß sie den Grafen Joachim geliebt habe, daß sie sich von ihm ausgezeichnet geglaubt, sie sagte auch nicht, daß sie den Grafen d'Altremont, den Kammerherrn des Prinzen ohne Neigung geheirathet hätte. Es blieb mir überlassen zu vermuthen, ob sie ihre Ehe aus gekränkter Liebe, oder auf den Wunsch des Prinzen geschlossen habe, der sie dauernd in seiner Nähe festzuhalten wünschte.

Sie erwähnte nur flüchtig, daß Graf Joachim sich kurz vor ihrer Verheirathung verlobt habe, und eben so hingeworfen sprach sie es auch aus, daß er bei einem Schauspielabende am Hofe, bei dem der junge Graf und die Braut seines Bruders ein Paar unglückliche Liebende dargestellt hätten, die Leidenschaft seines Bruders für seine Braut ganz plötzlich inne geworden sey. — Sie lachte nur bei der Erzählung, und zwar mit einem Lachen, das mich geneigt machte, ihr einen Antheil an der Entdeckung zuzutrauen, welche Graf Joachim's Leben umgestaltet hatte.

Nach des Prinzen Tode, nach der Hochzeit des jüngeren Grafen, die ziemlich zusammen gefallen waren, hatte Graf d'Altremont sich nach Frankreich zurückgezogen, und in Paris eine ansehnliche Stellung neben einer der Tanten des Königs eingenommen. Aber die Gräfin gedachte seiner nicht viel. Sie sprach nur von dem Einflusse, welchen sie auch in ihrer neuen Umgebung erlangt, von den Aussichten, welche ihr für ihren Gatten von hoher Hand eröffnet worden waren, als die Revolution und ihres Mannes Tod, allen ihren Hoffnungen ein Ende setzte, und sie nöthigten, nach Jahren des Umherwanderns, Schutz und Hülfe bei ihren Verwandten in Deutschland zu suchen.

Der Bruder und die Schwägerin des Grafen Joachim lebten nicht mehr, als die Gräfin d'Altremont in der ersten Hälfte der neunziger Jahre wieder in Hohensteinau erschien. Graf Joachim wohnte einsam mit seinem Neffen in dem Schlosse. Er unterrichtete ihn selbst, das Leben war einförmig und still wie in einem Kloster.

Ohne bestimmte eigene Wünsche, mit jener Philosophie, welche das Geringe gering achtet, weil sie das Große und das Unschätzbare nicht erreicht hat, war Graf Joachim ein sehr bedürfnißloser Mann geworden. Wem das aber begegnet, ohne daß Liebe und Glück ihn mit den Menschen aussöhnen, der verliert die Neigung, mit ihnen zu verkehren.

Dazu fand er, als er nach dem Tode seines Bruders die Verwaltung der Güter übernahm, daß eine schwere Schuldenmasse, von Jahr zu Jahr gehäuft, auf ihnen lastete. Sein Ehrgefühl wie seine Liebe für den Neffen trieben ihn an, ihre Tilgung zu unternehmen. Graf Joachim besaß nur eine ansehnliche Leibrente, er wünschte seinen Neffen reich zu machen. Seine Vorgänger waren verschwenderisch gewesen, und hatten sich in Sorgen und Widerwärtigkeiten gestürzt; Eckbert sollte sparsam werden, um frei und ohne Hinderniß zu seyn. Die strengste Wirthschaft, die überlegteste Sparsamkeit wurde auf den Gütern eingeführt.

Der Graf schaffte allen Luxus, alle überflüssige Dienerschaft ab. Er nahm den wenigen Leuten, welche er behielt, die Livreen mit den Farben seines Hauses, und weil in seinem Charakter ein Hang zur Willkür herrschte, hatte er allmählig angefangen, seine Diener aus der sogenannten Monturenkammer des Schlosses zu bekleiden, in welcher eine Laune seines Vaters eine Menge der verschiedenartigsten Uniformen aufgehoben hatte, die von seinem Regimente in den Kriegen als Beute zusammengebracht worden waren.

Die Dienerschaft von Hohensteinau, die mitten im Alltagsleben gleichsam im Maskenkleide umherging, wurde dadurch das Gespött der Umgegend.

Man verhöhnte die Equipage des Grafen, wenn ein Paulur sie kutschirte, ein Diener in alter französischer Jägeruniform die Thüren derselben öffnete. Indeß man bewies darum dem Grafen, wenn man mit ihm zu verkehren hatte, nicht weniger Ehrfurcht und Achtsamkeit, und sein stolzer, aristokratischer Sinn fand einen Genuß darin, sich in solcher Willkür zu bewegen. Die Willkür aber ist wie ein tückischer Sklave. Sie wird der Herr des Menschen, der sich ihr überläßt, sie treibt ihn weiter als er denkt, sie unterjocht ihn, und von dem Ungewöhnlichen zu dem Ueblichen, von der Sonderlichkeit in die Allgemeinheit zurückzukehren, ist schwerer als man glaubt.

Was dem Grafen Anfangs zu thun beliebte, weil es eben sein Einfall und sein Wille war, das legte sich ihm bald als eine Verpflichtung auf sein Leben. Eine einzelne, absichtliche Ungewöhnlichkeit verspottet man als Narrheit. Ueber ein System von Narrheiten fängt man zu grübeln, das fängt man allmählig zu respektiren an; und wollte Graf Joachim nicht für einen Narren gelten, so blieb ihm bald nichts Anderes übrig, als ein bewußter Sonderling zu werden.

Frei zu seyn, und Niemandem etwas zu verdanken, schien ihm das höchste Glück des Edelmannes. Befehlen und beglücken zu können, so weit die Gränzen seiner Güter reichten, das größte Glück des Gutsbesitzers. Seine Güter so viel als möglich unabhängig von dem Verkehr mit der Nachbarschaft zu machen, war sein Stolz. Er wurde ein leidenschaftlicher Landwirth. Er legte Brennereien und Brauereien an. Er hatte eine Schmiede und eine Mühle, er hatte Handwerker aller Art auf seinen Gütern. Selbst für die Bedienung in seinem Hause wählte er nur Leute, welche daneben ein Gewerbe ausüben konnten. Sein Kammerdiener war sein Schneider, sein Gärtner machte Glaserarbeit. Der Jäger verstand das Korbmachen, sein Koch hatte sich unter seiner Leitung allmählig zu einem Tausendkünstler ausgebildet. Die Leinwand, in welche Graf Joachim sich kleidete, die Stoffe, welche zu seinen Hausanzügen verwendet wurden, mußten im Schlosse gewebt seyn, und fehlte diesen Fabrikaten auch viel, um vollendet zu seyn, war des Grafen Tracht dadurch auch nicht eben modisch, so hatte er in derselben doch das Bewußtseyn, daß er die Freiheit besitze, nach keinem fremden Urtheil fragen zu müssen.

Kleine Mißhelligkeiten, welche aus dieser auf sich selbst gestellten Lebensweise mit den benachbarten Edelleuten entstanden, hielt sein Stolz ihn auszugleichen ab. Sie wurden bald zu einem Bruche. Sich selbst genug, trug der Graf kein Verlangen nach Geselligkeit, und bei dem einsiedlerischen Sonderlinge fand auch die Lebenslust der Nachbarn ihre Rechnung nicht. Nur seinem Neffen zu Liebe war er früher bisweilen nach der Stadt gekommen, und hatte dann die Geschäfte mit dem Rathsmann persönlich abgemacht. Indessen als die Gräfin d'Altremont nach Hohensteinau zurückgekehrt war, hatte er bereits auch mit dem alten Geschäftsfreunde jeglichen Verkehr abgebrochen, und das Schloß war einsam, als läge es auf einer wüsten Insel, als die Gräfin es nach langer Entfernung mit ihrer Tochter zum Erstenmal wieder betrat.

Der Graf empfing sie höflich, aber ohne ein Zeichen der Freude, ohne ein Zeichen der Bewegung, ohne eine Erinnerung an die Tage, in denen sie hier mit ihm, mit seinen Eltern und mit seinem Bruder gelebt. Er hatte ihr zugesagt, daß sie eine Heimath in dem Schlosse finden solle, er gewährte ihr diese, indeß, sie hatte sie nur in seinem Hause, nicht in seiner Neigung. Er sonderte von Anfang an ihr Daseyn und das seine auf das Bestimmteste. Er ließ sie wählen, wo sie wohnen wolle, er theilte ihr einen Diener und ein Mädchen zu, er bat sie, ihre Lebensweise nach ihrem Bedürfniß einzurichten, aber er erklärte ihr, daß er in seinen Gewohnheiten nicht gestört seyn wolle, und verlangte ausdrücklich, daß die Gräfin sich aller Einwirkung auf die Erziehung seines Neffen enthalten solle.

Gern oder ungern mußte sie das auch eingehen. Sie hatte, was sie seit Jahren schwer entbehrt, einen festen Wohnsitz, ein gesichertes, wenn auch nicht großes Einkommen. Sie hatte damit den Punkt, auf dem sie stand. Sie traute es sich also zu, die Welt in der sie lebte, aus ihren verrosteten Angeln zu heben, sie war entschlossen, nicht immer der Gast dieses Schlosses zu bleiben, nur wie sie es anfangen sollte, seine Herrin zu werden, das wußte sie nicht gleich.

Das einsame Leben in demselben war ihr unerträglich. Der Graf hinderte sie nicht, Besuche zu machen. Sie lud Gesellschaft ein. Der Graf machte keine Einwendungen, er selbst aber ließ sich vor den Gästen nicht erblicken, auch sein Neffe durfte nicht erscheinen, und die Gräfin mußte sich bald überzeugen, daß es ihr unter solchen Verhältnissen unmöglich falle, eine neue Geselligkeit in dem Schlosse zu erwecken.

(Fortsetzung folgt.)

Kurzer Rückblick auf das erste Mainthal-Sängerfest zu Aschaffenburg.

(Fortsetzung.)

Der Festzug hatte zwei Zugführer mit blau-weiß seidenen Fahnen an der Spitze, dann folgte der

Gesangverein Melomania mit seiner Fahne, hierauf Herr Generaldirektor Becker in Begleitung des Festkomites der Melomania, denen Jungfrauen Aschaffenburgs in weißen Kleidern folgten, welche Kränze und Ehrenbänder, womit die Fahnen der Gesangvereine zu schmücken waren, in den Händen trugen. Im Anschlusse folgte die treffliche Musik des k. k. österr. Jägerbataillons in Uniform, sodann die verbündeten Vereine, nämlich: Harmonischer Sängerkranz, Melomanen, Sängerlust von Darmstadt; Frohsinn, Liederkranz von Friedberg; Concordia, Heiterkeit, Polyhymnia, Sängerkranz, Sängerverein, Sonntagsverein von Offenbach mit ihren prächtigen Fahnen, worunter die Friedberger Fahne sogar mit einem Ehrenbande vom Sängerfeste in Straßburg geschmückt war. In geordneter Reihenfolge folgten sodann unter Voraustritt der großh. heff. Garde-Chevauxlegers-Musik in Uniform die befreundeten und eingeladenen Sänger von Alzenau, Amorbach, Frankfurt, Großumstadt, Hanau (Liederkranz, Weins'sches Sängerkränzchen), Herborn in Nassau, Lohr, Mainz, Miltenberg, Neustadt a. d. S., Pfungstadt und Würzburg, wie auch von mehreren andern entfernteren Städten. Der Zug ging durch die Pfaffengasse, am k. Schloß vorüber, durch die Schloßgasse, an der Hauptwache vorüber, dann die Hauptstraße hinab und durch die Sandgasse hinaus. Ebenso imposant als der Anblick war, über 800 fröhliche und festlich geschmückte Sänger mit ihren Sängerabzeichen an der Brust und ihren Fahnen durch eine unabsehbare Reihe schaulustigen und froh überraschten Volkes unter Blumen-, Laub- und Moosguirlanden, welche von einer Seite der Straße zur andern gezogen waren, dahinschreiten zu sehen, so enthusiastisch war das Entgegenjauchzen und Hochrufen, welches den lieben Gästen als Tribut der Freude gezollt wurde.

Auf jedem Antlitze der Zuschauer thronte die Freude und die Luft hallte wieder von dem fröhlichen Getümmel und Treiben einer ungeheuren, jedoch nicht wild, sondern freudig bewegten Menschenmasse und hier konnte man wahrhaft mit dem Dichter sprechen:

Es wogt von End' zu Ende,
Es grüßet hin und her,
Man reicht sich froh die Hände
Und freuet sich so sehr. —

So ging es fort im bunten Gedränge unter den Klängen der Musik, Kopf an Kopf, Arm in Arm, Herz an Herz, unter Jubelruf hin zur Fasanerie. Der Lustwald hatte seinen Hut mit schwankenden Zweigen geschmückt und breitete seine Aeste, wie ein alter Freund, zur Umarmung aus, seinen stummen Gefühlen aber gab eine in Gold strahlende Ueberschrift „Willkommen" den freudigen Ausdruck. An der alten Försterwohnung angelangt, auf welche des Dichters Wort paßt:

Wie lauscht vom Sonnenschein umzuckt
Die kleine, stille Hütte,
Recht wie im Nest der Vogel duckt
Aus dunkler Föhren Mitte. —

sahen die sicherlich sechshundertjährigen, beiden Eichbäume, welche gleichsam als alte, treu erprobte Wächter bei der kleinen Försterwohnung stehen, erstaunt, weil zum Erstenmale, einen solch großen Sängerzug an sich vorüber nach der Festtribüne ziehen, welche auf einer mäßig ansteigenden Höhe inmitten eines großen, freien Platzes erbaut, für sämmtliche Sänger geräumig genug, mit Blumen und Zweigen geschmückt, als Emblem eine Lyra an der Stirne trug und im Hintergrunde von einer amphitheatralisch gepflanzten, herrlich schönen Fichtenallee umgeben war. Als aus dem vor der Tribüne gebildeten, großen Sängerkreise die Fähndriche herausgetreten und ihre Fahnen an der Rückwand der Tribüne aufgepflanzt hatten, sang die hiesige Melomania für die angekommenen Sänger einen Festgruß ab. Hierauf bestieg der Generaldirektor die Tribüne, das Signal ertönte und nun folgten die drei gemeinschaftlich zu singenden Chöre: „Die Himmel rühmen Gottes Ehre", von Beethoven, „An die Künstler", von Mendelsohn und „Der Wald", von Häser. Wenn gleich diese Gesänge präzis und rund durchgeführt wurden und sich eines weithin rauschenden Beifalls zu erfreuen hatten, so darf doch nicht verhehlt werden, daß der Totaleffekt bei weitem geringer war, als man erwartet hatte, was einzig seinen Grund darin hatte, daß die Tribüne nach allen Seiten hin offen war. Eben deßhalb gingen auch die folgenden Einzelchöre nahezu verloren.

Dessenungeachtet erfreute man sich in heiterer Genügsamkeit des Dargebotenen. In den Zwischenpausen, welche durch die beiden Musiken vortrefflich ausgefüllt wurden, wogte die Menge bunt und freudetrunken durch einander, hier wurde ein alter Freund gefunden, dort ein neuer erworben, und so brach unter Heiterkeit, Scherz und Freude der Abend eines schönen Tages herein.

Zauberisch prangte plötzlich der schöne Waldpark in dem buntesten Farbenlichte, ein Signal mahnte zum Rückzuge in die Stadt, schnell ordnete sich der Zug, zahlreiche Ballonsträger theilten sich in symmetrischer Ordnung in den Festzug ein und heimwärts ging's unter Sang und Klang, unter jauchzendem Zurufen der entzückten Menge bis zum Theatersaale, woselbst der Abend unter abwechselnder Musik und Gesang verlebt werden sollte. Allein so harmlos und ohne die geringste Störung das Fest bis hieher verlaufen war, so sollte es jetzt anders kommen.

Der Theatersaal, eigentlich zur Aufnahme unserer lieben Sängergäste bestimmt, war schon vorher

mit einer Masse Neugieriger überfüllt, so daß er die Sänger nicht mehr fassen konnte, weßhalb wir, um unpartheiisch zu seyn, nicht rechtfertigen können und wollen, daß die Melomania eine allzugroße Nachsicht gegen ihre passiven Mitglieder übte, von denen manches unzart genug war, in einer Familienzahl von 5 bis 6 Köpfen im Saale Platz zu nehmen und aus diesen Verhältnissen die fremden Sänger eine Rücksichtslosigkeit für sich ableiteten. Allein wir glauben, nach dem guten Willen und den vorausgegangenen ungeheuren Anstrengungen der Melomania zu schließen, eine solche durchaus nicht annehmen, sondern den Grund vielmehr in der riesigen Ausdehnung, womit sich unser Gesangsfest entwickelte, suchen zu müssen. So kam es denn, daß der Schluß des ersten Tages nicht so gelungen genannt werden konnte, als sein Anfang.

Gleichwohl glauben wir uns zur Annahme berechtigt, daß durch die Festlichkeiten des folgenden Tages die berührten Mängel sich wieder ausgeglichen haben.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Ein schwedischer Schiffskapitän hat folgendes Schreiben an „Aftonbladet" gerichtet, dessen Inhalt geeignet seyn möchte, eine Erklärung der angeblich öfter gesehenen großen Seeschlangen zu geben: „Wir befanden uns im atlantischen Ozean, unter dem 6° 30' nördl. Breite und 31° 20' westl. Länge. Um die Mittagszeit bemerkten wir auf der Oberfläche des Meeres, gerade vor dem Schiffe in dessen Kurslinie, einen Gegenstand, der einer außerordentlich langen und großen Schlange glich und sich auf- und abbewegte. Beim ersten Anblick desselben, muß ich gestehen, wurde sowohl die Besatzung als ich selbst von Staunen ergriffen, und ich ließ das Schiff einige Striche von seinem Kurse abfallen, um nicht auf das Wunderthier, das allen ein lebendes Wesen von wenigstens 200 Faden Länge zu seyn schien und anscheinend mit glänzenden Schuppen versehen war, geradeaus zu segeln. Der Wind war schwach und die See ziemlich ruhig mit einer unbedeutenden Wallung; das Schiff hatte alle Segel auf. Beim ersten Anblick schien der Gegenstand einer Menge leerer Theertonnen zu gleichen, die in gerader Linie verbunden waren, und sich auf der Meeresfläche hoben und wieder senkten, aber als wir uns mehr näherten, merkten wir deutlich, daß der Körper Leben und Bewegung hatte und vorwärts schritt. Unsere Furcht machte indessen bald der Neugier Platz, und nachdem wir uns dessen vergewissert hatten, daß es kein irgend fester Gegenstand, sondern bestimmt etwas Lebendiges sey, das wir vor uns hatten, ließ ich wieder gerade darauf lossteuern, während ich allen Bewegungen desselben mit aufmerksamem Auge folgte. Je näher wir dem Ziele kamen, desto gewisser waren wir alle, daß wir uns nicht geirrt hatten, als wir den Gegenstand für eine Seeschlange hielten, die sich schlängelte, und noch auf 50 Faden Entfernung glaubten alle am Bord Befindlichen versichern zu können, daß es sich in der That so verhalte. Zu unserer größten Verwunderung noch schien unsere Annäherung auf das Wunderthier durchaus keinen Einfluß zu üben, vielmehr setzte es seine ebenmäßig fortschreitende Bewegung fort. Als unsere Furcht am größten war, und einige Augenblicke, bevor der Zusammenstoß, durch den wir ohne Zweifel in einen gar zu ungleichen Kampf gerathen wären, stattfinden mußte, entdeckten wir, daß diese künstlich sich schlängelnde Masse nichts anderes war als ein Häringsschwarm, der auf eine so sonderbare Weise durch das Meer zog. Als wir über ihn hinwegsegelten, hielt sich die dicht zusammengepackte Fischmasse so vollständig eng aneinander, daß sie gänzlich einem festen zusammenhängenden Körper in einer einzigen und geraden Linie glich, der kaum der vorschreitenden Bewegung der einzelnen Individuen Raum gestattete, so daß diese nur dadurch ausgeführt ward, daß sie so regelmäßig untertauchten und sich wieder über die Wasserfläche erhoben, als ob die Bewegungen durch eine Maschinerie hervorgebracht würden. Das Wunderlichste war aber der einförmige, bestimmte und abgemessene Gang der Fische in einem Zylinder von etwa 6 Fuß Durchmesser, der sowohl in der Bewegung wie in der Gestalt in einem unglaublichen Grade einer schwimmenden Schlange glich bis das Auge zu unterscheiden vermochte, daß jede anscheinende Schuppe auf der Schlange ein hüpfender Fisch war. Mehrere der Besatzung versuchten sofort leere Kübel hinabzulassen, um Fische zu fangen; aber sie kamen zu spät, denn während das Schiff langsam über die enge Fischmenge hinwegglitt, veränderte diese ihren Zusammenhalt nicht, sondern wurde nur vom Schiffsrumpf herabgedrückt. So verhielt es sich dießmal mit dem Meeresungeheuer, das, wenn die Sache nicht genau untersucht worden wäre, für immer in unsern Köpfen gespuckt haben und eine vielleicht sonderbare, aber nicht wahrhaftige Erzählung von der großen Seeschlange veranlaßt haben würde.

Die Spanier sagen: Mit achtzehn Jahren verheirathe man seine Tochter an einen Mann, der vornehmer ist, als sie, mit zwanzig an ihres Gleichen, und mit dreißig an den ersten Besten, den sie haben will.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 218 Dienstag, 13. September 1859.

Graf Joachim.

(Fortsetzung.)

Damals regte sich der Gedanke in der Gräfin, sich für ihre Einsamkeit in einer Ehe mit dem Grafen Trost zu suchen, indeß ihre feinste Pläne scheiterten an seiner ruhigen Beobachtung. Ihre Schmeicheleien glitten an seiner Kälte ab, und man blieb nur beisammen, weil die Gräfin sich der Wohlthaten des Grafen nicht berauben, weil er ihr nicht entziehen mochte, was er ihr einmal zugesagt hatte. Aber unter den Formen der aufmerksamsten Höflichkeit faßte in dem Grafen und in der Gräfin eine Abneigung gegeneinander Platz, die um so tiefer eindrang, jemehr Beide sie zu verbergen strebten.

Dadurch entstand das sonderbarste Leben in dem Schlosse. Der Graf that für die Gräfin, was er konnte. Sie sollte sich über ihn nicht zu beschweren haben, damit er sich beklagen dürfe, wenn sie von ihrer Seite ihm den geringsten Anlaß dazu darbot. Die Gräfin, ebenso vorsichtig und noch berechnender als der Graf, hielt ihre Versprechungen, soweit sie äußerlich zu kontroliren waren, mit größter Gewissenhaftigkeit aufrecht. Man lebte in den beiden verschiedenen Etagen ganz abgesondert und auf ganz verschiedene Weise. Man vermied sich, wenn man sich außer den festgesetzten Stunden einmal begegnete, und dennoch fand sich immer wieder Stoff, die gegenseitige Unzufriedenheit zu nähren.

Dem Grafen war die Etiquette, welche die Gräfin aufrecht erhielt, zuwider; die Gräfin verabscheute die geflissentliche Schlichtheit und Derbheit des Grafen. Unmerklich suchte er Eugenien einen Widerwillen gegen die sogenannten höfischen Sitten, gegen die vornehme Welt, gegen die müßige Schwäche und Kränklichkeit ihrer Frauen einzuflößen; unmerklich suchte die Gräfin dem jungen Eckbert Neigung für die Verfeinerung des Lebens, für Literatur und Kunst beizubringen, und ihm die Liebe als das höchste Glück des Lebens darzustellen. Der Graf wollte Eugenien vor den Verkehrtheiten ihrer Mutter bewahren, die Gräfin wollte den jungen Eckbert seinem Onkel entfremden. Er handelte nach einer uneigennützigen Ueberzeugung, und sie nach einem wohlbedachten eigennützigen Plane.

Zwischen diesen beiden Parteien, die wie streitführende Mächte während eines nothwendigen Waffenstillstand, ängstlich ihre Gränzen überwachten, immer eines Anfalls gewärtig, immer zur Abwehr gerüstet, wuchsen Eckbert und Eugenie heran, und wurden dadurch Beide früher zu einer selbständigen Entwicklung hingedrängt, als es der Jugend in glücklicheren Familien zu geschehen pflegt. Nur wirkten die Eindrücke, welche sie empfingen, je nach ihren Anlagen verschieden.

Die praktischen Beschäftigungen, die Ermahnungen zu einer nüchternen Anschauung der Menschen und ihrer Verhältnisse, die Abgeschlossenheit, welche der Graf seinem Neffen als Lehre und als Weisheit vorhielt, machten den weichen, schwärmerischen Jüngling sehnsüchtig nach Poesie, sehnsüchtig sich anzuschließen, und ließen ihn gleichgültig werden gegen den Reichthum, den zu sammeln er ermahnt, und gegen die Aufrechterhaltung jener Standesvorrechte, welchen dereinst entsprechen zu können, ihm eine einsame und freudenlose Jugend aufgezwungen wurde.

Eugenie, heiter und energisch, wie ihre Mutter es einst gewesen war, aber milder und zufriedener als diese, fand es drückend, die Klagen der Gräfin um eine entschwundene Herrlichkeit zu hören, und sich in dem Zwange und in den Formen einer Gesellschaft zu bewegen, in welche zurückzukehren sie wenig nahe Aussicht hatte. Von den eingebildeten Leiden ihrer Mutter, von ihren üblen Launen, von der Bitterkeit, mit welcher sie ihr Schicksal, die Welt, und vor allen den Grafen anklagte, flüchtete Eugenie sich zu diesem, um mit ihm durch Wald und Feld zu streifen, um im Hause des Pfarrers und des Amtmanns, des Küsters und des Müllers, zufriedene Menschen zu sehen, oder in die Hütten, in denen es Noth that, mit dem Grafen Trost und Hülfe zu bringen.

Eckbert war in sich gekehrt, Eugenie mittheilsam. Ihm hatten seine ersten Lebensjahre, die er mit der Mutter und mit dem Onkel in völliger Abgeschieden-

heit zugebracht, die Neigung für ein stilles beschauliches Leben eingeflößt, Eugenie fühlte sich nur im Verkehr mit Andern wohl. Er suchte und strebte nach einem idealen Glücke, sie fand sich überall zu Hause und zufrieden.

Troß dieser völligen Ungleichheit ihrer Charaktere waren Eckbert und das junge Mädchen einander gute Freunde und treue Genossen gewesen, als Graf Joachim den achtzehnjährigen Jüngling mit einem Gouverneur auf Reisen schickte, um ihn danach bis zum Zeitpunkt seiner Volljährigkeit Militärdienste nehmen zu lassen. Aber bald nachdem der Neffe ihn verlassen hatte, schien der Graf es plötzlich zu empfinden, daß er einsam sey, und Eugenie, deren heiterer Lebensmuth ihm immer wohlgethan hatte, wurde mehr und mehr seine einzige Zerstreuung und Gefährtin. Ihre Mutter ließ das geschehen. Sie fühlte, daß die Tochter ihrem Einfluß ganz entzogen wurde, aber sie verstand es, sich zu überwinden, um später zu genießen. Und weil sie selber immer nur in Planen für die Zukunft lebte, weil sie keiner unbefangen Neigung fähig war, sah sie in dem Wohlwollen, welches Graf Joachim ihrer Tochter bewies, nur dessen Absicht, Eugenie einst mit seinem Neffen zu verbinden. Die gelegentlichen Besuche, welche Eckbert in der Heimath abstattete, hatten dieser Hoffnung Vorschub geleistet, da machte Eckbert seinem Onkel ganz unerwartet die Mittheilung von seiner Leidenschaft für eine Bürgerliche, und sprach das Verlangen aus, sich mit derselben noch während seiner Minderjährigkeit zu verheirathen.

Anfangs hatte Graf Joachim diese Angelegenheit sehr leicht behandelt, er hatte ihrer sogar gegen Eugenien als einer thörichten Aufwallung ihres früheren Genossen erwähnt. Erst da er es gewahr geworden war, mit welcher Festigkeit sein Neffe in diesem Punkte auf seinem Willen beharrte, war sein Zorn erwacht, und von seinem Verdrusse hingerissen, hatte er eimal gegen seine Gewohnheit, in Gegenwart der Gräfin die Aeußerung gethan, wenn Eckbert vergessen könne, was er dem Namen, den er trage, und dem Geschlechte, dem er angehöre, schuldig sey, so müsse er, Graf Joachim, sich daran erinnern. Er werde das aber in einer Weise thun, welche sein Neffe nicht erwarte, welche vielleicht Niemand von ihm erwarte, und zu der sich dennoch im vollsten Grade berechtigt findet und fühle.

Als die Gräfin in ihren verschiedenen Mittheilungen bis zu diesem Punkte gekommen war, brach sie in demselben so plötzlich ab, daß es mich nothwendig überraschen mußte, und eine Pause in der Unterhaltung eintrat. Wir waren abwechselnd umhergegangen, und hatten oftmals geruht, wie sie es sich angemessen befunden. Nun saßen wir in einer der Lauben schweigend nebeneinander, bis sie wieder über ihre Nerven zu klagen anfing. Ich hörte das ruhig an, obschon ich den Gedanken gar nicht los werden konnte, daß Eugenie den Grafen jetzt vermuthlich bei seiner Vespermahlzeit bediene, und unwillkürlich zog ich meine Uhr heraus. Die Gräfin erhob sich darauf von ihrem Platze.

Sie haben Recht, sagte sie, es wird Zeit seyn! Der Graf muß augenblicklich kommen. Seine Pünktlichkeit ist ganz unfehlbar.

Wir machten uns also wieder auf den Weg. Ich war indessen sehr zerstreut, und fühlte doch, daß ich Etwas sagen müsse, sollte die Gräfin mich nicht für einen Thoren halten. Aber was mir eigentlich im Sinne lag, mochte ich mir selbst kaum eingestehen, und eben weil es mich so sehr beschäftigte, kam mir jeder andere Gegenstand, mit dem sich allenfalls eine neue Unterhaltung hätte beginnen lassen, auffallend und gesucht vor. Sprechen mußte ich jedoch nothwendig, und so fand ich mich denn von einer Last befreit, als ich es zu der Frage brachte: Und was meinen Sie, daß der Graf zu thun vorhat?

Die Gräfin wandte mit eigenthümlicher Schnelligkeit den Kopf zu mir in die Höhe, ihre stechenden Augen funkelten, ihr gewaltsames Lächeln setzte sich in ihren Mienen fest. Was der Graf thun wird? rief sie aus, wie können Sie das fragen, der Graf der Graf wird sich verheirathen!

(Fortsetzung folgt.)

Kurzer Rückblick auf das erste Mainthal-Sängerfest zu Aschaffenburg.

(Schluß.)

Am zweiten Tage des Sängerfestes, nämlich am Montag den 5. September, regnete es den ganzen Vormittag hindurch. Es blieb bei solch ungünstigen Witterungsverhältnissen Nichts übrig, als sich im Theatersaale zu versammeln, was denn auch geschah und die humoristischen Vorträge, so wie die allgemeine Heiterkeit, welche hier herrschte, machten nicht nur die ungünstige Witterung vergessen, sondern es schien, als wollte sogar der Himmel sich hiebei wieder erheitern. Nachmittags bewegte sich denn auch bei vollkommen günstigem Wetter der Zug in den kgl. Park Schönbusch. Unter den Klängen der österreichischen Musik wogte nebst den noch übrigen Gesangvereinen eine unabsehbare Menge von Leuten jeden Standes und Alters auf dem Wege nach dem Schönbusche. Hier angelangt, wo die Farben und Blumen auf das Auge, der Schatten

auf das Gefühl, Musik und Gesang auf das Gehör wohlthuend einwirken, in diesem Wonnepark, der uns keine Sehnsucht nach den hängenden Gärten der Semiramis und den Götterhainen der Alten in Jonien Kanaan rc. verspüren läßt, wo Natur und Kunst in ästetischer Weise sich einigten, um dem Menschen Genüsse zu bereiten, zerstreuten sich denn Anfangs die Fremden, um diese kleine für sich abgeschlossene „neue Welt" zu durchwandern. Herrlich und überraschend, kein Bastard des Rococcogeistes mit Hecken und Bäumen, welche nach architektonischen Regeln zugestutzt sind, sondern als freie ungezwungene Gestaltung, deren natürliche Anlagen die Kunst blos ordnete, stellt sich dieser Lustpark dem Auge vor und ist noch nicht zufrieden, selbst zu entzücken, sondern hält dem Besucher eine natürliche Perspektive hin, um auch die entfernteren, lieblichen Landschaftsscenerien sich zu beschauen. Welchen Zauber übt es auf ein empfängliches Gemüth, wenn hier ein Schlößchen, dort ein Dörfchen, hier ein Speiser, dort ein Tanzsaal, aus heimlich wonnigen Verstecken ihm freundlich entgegen äugeln, wenn der Lustwandelnde neben dem kalten Philosophentempel vorbei an den Tempel der Freundschaft gelangt, wenn er vom Bergthurme aus die paradiesische Landschaft sich beschaut und die lieblichen Blumen im nahegelegenen Garten bittend zu ihm hinausschauen, sie doch nicht unbeachtet zu lassen! Nur ein Reiz ist dem Besucher versiegt, nämlich der See. Was Wunder auch, da bei der anhaltenden Trockenheit selbst größere Flüsse seicht wurden, und der Main, der bekanntlich im Fichtelgebirge entspringt und überdieß vom Ochsenkopf sein Senkwasser erhält, kaum noch das nöthige Fahrwasser hat. Das Wachthäuschen am See erinnert uns deßhalb an die Vergänglichkeit nicht minder, als die weiter gelegene kleine, mit Stroh gedeckte Kaserne der invaliden Cherubims-Gestalten, welche leider nicht mehr mit flammendem Schwerte, wohl aber mit dem Stocke in diesem Eden Wache halten. Doch wir kommen von unserm Festberichte ab und wollen nur noch schließlich bemerken, daß auf dem Festplatze im Schönbusch eine außerordentlich zahlreiche und sichtlich vergnügte Menschenmenge sich versammelt hatte, bei Speise und Trank sich gütlich that, mit Entzücken den Gesang und der österreichischen Musik lauschte, bis das Signal daran mahnte, daß die unerbittliche Lokomotive diejenigen Sänger, welche keine Motive in loco zu bleiben mehr hatten, zur Heimfahrt sich rüste. Unter Vorantritt der Musik wurde der Rückweg nach der Stadt angetreten, und den heimkehrenden Sängern das Geleite an die Eisenbahn gegeben. Ein „Lebe wohl!" noch und sie entschwanden, mit ihnen die Freude, welche sie uns geschaffen. Mag man auch die lieblosesten Urtheile hören, so viel steht fest, daß die Gesellschaft „Melomania" mit Rücksicht auf ihre Kräfte Großes geleistet hat und war das veranstaltete Sängerfest sicherlich im Stande, in jedem Unpartheiischen eine schöne Erinnerung zu hinterlassen.

Erdbeben.

Wie bereits gemeldet, hat das furchtbare Erdbeben, welches Erzerum verwüstet hat, auch anderwärts seine Verheerungen angerichtet. Eine ebenso schreckliche Katastrophe führte das Erdbeben von Schemacha herbei. Schemacha ist die Hauptstadt des gleichnamigen transkaukasischen Gouvernements. Das Erdbeben wüthete am 11. Juni d. J. und zwar um 4 Uhr Nachmittags erfolgte der erste Stoß und nach anderthalb Minuten war in der Stadt allgemeine Verwüstung. Die Stadt glich, während sie kurz vorher noch im Schmuck der Paläste und Gärten prangte, urplötzlich einem Haufen durcheinander geworfener Trümmer. Während der darauf folgenden Nacht wagte Niemand in die Stadt zurückzukehren, denn alsbald folgte dem ersten Stoße ein zweiter heftiger, dann ein dritter und die ganze Nacht schwankte der Boden, und leichtrollende Bebungen mit Stößen wurden bemerkt. Am 12. Juni Früh 7 Uhr folgte ein heftiger Stoß nach, der die Verwüstung noch allgemeiner machte. Der Jammer stieg auf's Höchste und dennoch hatte das entfesselte Element noch nicht sein Ende erreicht, am 15. Juni dauerte das Erdbeben noch fort. Wohl kamen seit einer langen Reihe von Jahren in einem so kurzen Zeitraum so heftige und vielfache Erderschütterungen und wirkliche Ausbrüche von Erdbeben vor, als gerade im laufenden Jahre. Die bedeutendsten seit Januar 1859 sind: am 12. Januar Erdstöße zu Rodus; am 20. Erdstöße zu Triest, Venedig, Padua und zu Klausen in Tyrol; am 21. Erdbeben in Nagy-Koroly im Szathmaner Komitat; am 24. Erdstöße zu Tripolis in Syrien; am 29. in Gessopolena im Königreich Neapel; am 31. Erdstoß zu Schopfheim in Baden. Am 1. Februar abermalige Erderschütterung zu Klausen; am 14. Erdbeben zu Saumur; am 16. (und am 20.) Erdstöße in Neapel, zu Basilikata und Cosenza. Am 22. März Erdbeben zu Quito, Hauptstadt der Republik Ekuador in Südamerika — fast ganz zerstört mit einigen kleinen Städten im Norden der Hauptstadt — der Menschenverlust wird auf 5000 geschätzt; — am 23. Erdbeben in Dschidschelli; am 28. in Oran. Am 11. und 12. April und am 21. Erdstöße in Siena; am 29. Erderbebungen zu Hall bei Salzburg. Am 3. Mai Erdstoß zu Zwickau, zu Plohn im Voigtlande und zu Grünhain. Am 16. Juni Erdstoß in Driovac und zu Pozeg; am 23. August in Norcia.

Mannigfaltigkeiten.

Die Komite der Schillerstiftung sind von dem provisorischen Vorstand der Schillerstiftung in Dresden zu einer Versammlung aufgefordert, die am 8., 9. und 10. Oktober statthaben und die am 9. Mai 1855, Schillers 50jährigem Todestage, provisorisch begründete Schillerstiftung definitiv ordnen soll. Obgleich so eben wiederum eine hochherzige Frau, die bereits schon früher der Stiftung ein bedeutendes Geschenk machte, dem Dresdener Komite aufs Neue 1000 Thaler übergab, wird doch der Gesammtertrag der vierjährigen Sammlung 20,000 Thaler schwerlich übersteigen. Es wird demnach die ursprüngliche Zweckbestimmung der Schillerstiftung kaum die von vielen Seiten gewünschte Veränderung erleiden können, sondern ihr Wirken lediglich der schönen Literatur zu Gute kommen, so weit sie in Schillers Geiste wirkt. Der Ort für die gemeinsame Berathung des Komite ist noch nicht bestimmt; wahrscheinlich wird man sich jedoch für Dresden entscheiden und der Berathung einen vom Dresdener provisorischen Vorstand unterbreiteten Statutenentwurf für die „einheitlich zu organisirende allgemeine deutsche Schillerstiftung" zu Grunde legen.

Der Sarg König Karl's XII. von Schweden ist am 1. Sept. auf Ansuchen des Professors Fryxell und im Beiseyn des Königs, des Prinzen Oskar, der Mitglieder des Staatsraths und zweier Leibärzte geöffnet worden. Professor Fryxell, der bekannte Geschichtsschreiber Schwedens, hatte die Erlaubniß erbeten, um durch eine Untersuchung der Leiche die Todesart des Königs festzustellen und wenn möglich, die von mehreren Zeitgenossen über Meuchelmord verbreiteten Gerüchte ein- für allemal zu zerstreuen. (Zwei französische Offiziere, Siguier und Megret, sollen den König erschossen haben.) Es ergab sich, daß der Tod von einem größeren Wurfgeschoß veranlaßt wurde, welches die linke Schläfe durchbohrte und durch die rechte wieder hinausgefahren war. Da Karl, wie man weiß, im Laufgraben vor der Feste Friedrichsstein lag, als der Schuß ihn traf, und zwar mit der linken Seite zum Feinde gewendet, so ist der erwähnte Verdacht mit diesem Befunde mindestens verringert worden.

Ein unbemittelter Klinicist, erzählt der „M. C." aus Halle a. d. S., hat sich jüngst 100 Thlr. als Preis dafür verdient, daß er der anheimgestellten Aufforderung seines Professors genügte, einen Versuch über den Grad der Ansteckungsfähigkeit der Cholera zu bestehen. Zu diesem Behufe legte er sich in ein ihm bezeichnetes Bett, in welchem unlängst ein Cholerakranker verschieden seyn sollte. Während des Zeitraums einiger Stunden stellte sich Erbrechen, Diarrhöe rc. ein und — und genug des grausamen Spaßes, er wird von seiner Folter befreit und ihm und den wißbegierigen Schülern eröffnet, daß jenes Bett, sammt Bettstelle, bis zur Zeit noch von Niemandem benutzt war.

Der Seiltänzer Blondin hat nun wirklich das angekündigte Kunststück, einen Menschen auf dem gespannten Seil über den Niagara hinüberzutragen, ausgeführt. Dieser Mensch ist selber Seiltänzer seines Faches und heißt Colcard. Sie kamen Beide etwas blaß, aber sonst wohl am jenseitigen Ufer an. Viele Tausende waren per Eisenbahn und Dampfboot zur Stelle gefahren gekommen, um das Wagestück mit anzusehen. Groß war der Donner des Beifalls, als die That vollbracht war. Auch die Lokomotiven und die Dampfboote, die hart zur Stelle gefahren waren, stimmten mit ihren Dampfpfeifen in das allgemeine Bravo ein. Die Vorstellung soll noch mehreremale wiederholt werden. Gewiß so lange als sich Neugierige einfinden und der — Krug noch ganz ist.

Der Sultan hat beschlossen, daß die Mädchen zukünftig nicht mehr gemeinschaftlich mit den Knaben unterrichtet werden sollen; es werden für beide Geschlechter gesonderte Schulen errichtet werden. Die Erziehung derselben wird sich ferner künftighin nicht mehr auf ein bloßes Auswendiglernen von Koranversen beschränken, wie das sonst der Fall war, sondern wird nach einem dem Alter der Schülerinnen angepaßten wohlgeordneten Studienplan geleitet werden, dessen Ausführung sorgfältig überwacht werden soll. Auch will man Sorge tragen, daß die jungen Mädchen zur Anfertigung weiblicher Handarbeiten angeleitet werden. Maßregeln, welche, wenn sie wirklich gewissenhaft ausgeführt werden können, zur Verbesserung der türkischen Zustände wesentlich beitragen dürften.

Der verstorbene bayerische Staatsminister von Abel hat selbst den Spruch für den Denkstein gewählt, der seine letzte Ruhestätte beschatten sollte; er ist aus der Offenb. Joh. und lautet: „Ich bin Der, der die geheimsten Gesinnungen erforscht, Jedem von euch werde ich nach seinen Werken vergelten."

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 219 Mittwoch, 14. September 1859.

Graf Joachim.

(Fortsetzung.)

Unmöglich! stieß ich hervor, denn das von ihr ausgesprochene Wort klang mir so befremdlich, obschon ich den Gedanken an des Grafen Heirath während ihrer Erzählung stets in mir selbst gehegt hatte.

Unmöglich? wiederholte die Gräfin, deren Ton augenblicklich kalt und scharf geworden war, und die mich forschend ansah, unmöglich? was sollte den Grafen denn abhalten es zu thun? Was sollte ihn hindern, die Güter für sich in Anspruch zu nehmen, da Graf Eckbert sich durchaus mit einer Bürgerlichen verbinden will? Die Abtretungsurkunde — sie hatte ihrer Zeit am Hofe des Prinzen genugsam von sich reden machen — lautete ausdrücklich nur auf die vollburtige Descendenten seines Bruders und —

Die Gräfin hielt mit Einemmale wieder inne. Ihre Schärfe, ihre Heftigkeit verschwanden so schnell als sie gekommen waren, und mit ganz mildem Tone setzte sie hinzu: Wenn mein Herz auch weit davon entfernt ist, die Tyrannei zu billigen, mit welcher Graf Joachim gegen seinen Neffen verfährt, so kann ich mit meinem Verstande es mir doch nicht ableugnen, daß Graf Eckbert eben diesem Onkel gegenüber sich in mißlicher Lage befindet.

Und was würden Sie, meine gnädigste Gräfin! in der Stelle des Grafen Eckbert thun? fragte ich.

Die Gräfin schien sich zu besinnen. Ist Ihr Onkel, der Medizinalrath, so reich, als man behauptet? forschte sie, und sah mich nachdenklich an.

Er ist ein sehr vermögender Mann! gab ich ihr zur Antwort. Sie schwieg darauf wider all mein Erwarten still, dann sagte sie mit Einemmale schnell: Vertrauen gegen Vertrauen, Herr Doktor! Thaten Sie jene Frage über die von Graf Eckbert zu befolgende Handlungsweise nur um meine Meinung zu erfahren, nur aus Neugier, oder bewog ein anderes Interesse, bewog ein Auftrag Sie dazu?

Ich hoffte mir durch Ihre Antwort das Bild von dem Charakter des Grafen Joachim zu vervollständigen! entgegnete ich, um eine bestimmte Antwort zu vermeiden.

Sie ließ das gelten, und ohne sich in eine weitere Erörterung einzulassen, sagte sie: Ich glaube, Eckbert gewinnt mit seinem Abwarten für sich nicht das Geringste, denn die Plane des Grafen stehen fest. Wäre ich an Eckberts Stelle, ich ließe es darauf ankommen.

Worauf, meine gnädige Gräfin? fragte ich.

Ich würde keine Zeit verlieren! meinte sie. Ist der Graf durch irgend Etwas umzustimmen, so kann dieß noch am leichtesten durch eine unabänderliche Thatsache geschehen, und am Ende behauptet doch die Liebe auch dem Grafen gegenüber ihre Rechte!

Das frühere gewaltsame Lächeln zog wieder über ihr Gesicht. Sie erschien mir mit demselben äußerst böswillig, und ich durchschaute jetzt völlig ihren Plan. Sie mochte auch denken, daß es für heute weiter zu gehen nicht gerathen sey, und so führte sie mich denn grades Weges auf die Laube zu, in welcher Eugenie uns erwartete.

Sechstes Kapitel.

Es war der anmuthigste Punkt des ganzen Parks. Auf einer hohen Terrasse bildeten an der rechten Seite des Schlosses vier mächtige Linden ein schützendes Dach, hoch und weit wie die Wölbung einer Halle. Blühendes Buschwerk und großblätterige Rankengewächse waren zwischen den Stämmen an Latten hoch hinaufgezogen, und hatten diese im Laufe der Jahre gänzlich versteckt. Es sah dadurch aus, als habe ein glücklicher Zufall dieses Gebüsch am Fuße der Linden hervorgerufen, und das alljährige Wachsthum die Aeste und Zweige desselben zu dieser schönsten aller Lauben zusammengefügt. Sitze von Sandstein mit zierlich gemeißelten Lehnen, umgaben einen großen steinernen Tisch, und aus der grünen Umhegung schaute man hinaus auf den See, dessen weite, mit Waldhügeln umkränzte Fläche

im röthlichen Lichte der Abendsonne zu schimmern und zu glitzern begann.

Eugenie war noch allein. Sie hatte die Mahlzeit für den Grafen besorgt. Schwarzes Brod, Butter, Käse, Milch und Früchte, wie die Jahreszeit sie bot, standen in einfachen Geräthen auf dem Tische. Aber die Früchte waren so ausgesucht, die Blätter, auf denen die verschiedenen Gegenstände ruhten, so glänzend grün, und das Ganze mit so vielem Sinn für das Schöne geordnet, daß es anzusehen war, als sey es für ein Opfer also hergerichtet. Und rein und lieblich wie eine junge Priesterin stand Eugenie daneben. Mich dünkte der Mann beneidenswerth, für den ein solches Mädchen mit solcher Liebe sorgte.

Wir hatten uns nur eben niedergelassen, als der Graf in die Laube trat; aber ich hatte Mühe, ihn wiederzuerkennen. Das war nicht der wunderliche Mann, der Sonderling, den ich in seinem kleinen, von Tabaksqualm erfüllten Gemache gesehen hatte! Es war ein stattlicher Mann, dessen kräftiger und würdiger Haltung der bequeme Reitanzug keinen Abbruch that, und man braucht nur zu sehen, in welcher Weise er die Gräfin begrüßte, um zu begreifen, wie sehr er die weltmännische Kunst verstand, durch sein Betragen die Schranke festzustellen, in welcher er die Anderen zu halten wünschte.

Er sprach mich wie einen alten Bekannten an. Er sagte mir, daß es ihn freue, die Gräfin, welche bei der Zurückgezogenheit, in der sie lebte, einer guten Gesundheit nöthig habe, nun in der Obhut eines so geschickten jungen Mannes zu wissen. Er erkundigte sich nach meiner Ansicht über ihren Zustand, und legte dann, als wolle er ihr gleich eine der Zerstreuungen bieten, welche ich als heilsam für sie genannt, die Zeitungen hin, die im Laufe des Tages angekommen waren. Darauf wendete er sich an Eugenie, und that ein paar Fragen an sie, die sich auf gewisse Vorgänge in der Wirthschaft bezogen. Sie beantwortete ihm dieselben kurz und bestimmt. Es lag etwas geschäftsmäßig Sicheres in diesem Verkehr, und ich konnte mich nicht enthalten, eine Bemerkung darüber zu machen.

Sieh, mein Kind! sagte der Graf, der Herr Doktor wundert sich darüber, daß Du auch noch zu etwas Anderem zu gebrauchen bist, als den Fächer in der Hand zu halten, und schwärmerische Gefühle zu hegen. Ich würde ihm das übel nehmen, wäre ich an Deiner Stelle.

Sie thun mir Unrecht, Herr Graf! wendete ich ein, wenn Sie Verwunderung nennen, was bei mir Nichts als der Ausdruck einer großen Befriedigung gewesen ist. Die jungen Damen der Aristokratie, die jungen Damen des Adels —

Aristokratie? Adel? fiel mir der Graf in die Rede, was sprechen Sie, Herr Doktor! Meine Mündel hat an solche Dinge, vielleicht zu ihrem Heile, nicht zu denken, sie ist eine Emigrantin, und in ihrem Vaterlande gibt es keinen Adel, keine Aristokraten mehr. Sie ist die Bürgerin Eugenie, und muß zusehen, wo sie einmal den Boden findet, ihren Fuß darauf zu stellen, und ihre Arbeit darauf zu gründen.

Er sprach das heiter und doch nicht ohne Ironie. Eugenie nahm es wie einen Scherz hin, der aber auf einem ernsten Boden ruhte. Die Gräfin jedoch, gegen welche es nicht absichtslos geäußert schien, meinte, in dem ihr ganzes Gesicht wieder in Lächeln schwamm: ich denke, lieber Vetter! das Stückchen Erde wird sich für Eugenie einmal finden lassen, und der Mann, dem es gehört, dürfte dann nicht unzufrieden seyn, neben den schätzenswerthen Eigenschaften der Bürgerin Eugenie, auch die Grazie und den Adel einer d'Altremont in ihr zu finden.

Gewiß nicht, Cousine! gewiß nicht! wenn er reich ist und die Muße hat, darauf zu achten! Aber die Arbeit und der Erwerb beschäftigen den Mittellosen mehr, als Sie es denken!

Und doch, Herr Graf! versetzte Eugenie, haben Sie bei allen Ihren Arbeiten und Schaffen den Sinn für das Schöne und Angenehme nicht verloren. Denken Sie nur, welche ansehnliche Stücke Landes Sie erst vor wenig Jahren an den verschiedenen Feldern zu Baumpflanzungen hergegeben haben. Nutzen, eigentlichen abwägbaren Nutzen, bringen diese Baumpflanzungen und Rasenbänke Ihnen nicht. Aber sie sehen schön aus, und —

Ich erhalte mir die Leute damit gesund, wenn sie zwischen der Arbeit im Schatten rasten können! sagte der Graf, gegen mich gewendet, indem er Eugeniens Rede unterbrach.

Und, fügte die Gräfin bedeutsam hinzu, Sie legen immer mehr solcher Boskets an, seit Sie wissen, daß unsere Eugenie so viel Freude daran hat. Ich fange an, dem Kinde zu Liebe selbst Theilnahme dafür zu fühlen.

Der Graf ließ ihre Rede fallen. Warst Du vielleicht in diesen Tagen draußen am Eigenkamp? fragte er Eugenie, und hast Du gesehen, ob der Förster dort die Anpflanzung gemacht hat?

Ich bin am Morgen vorgesprochen, als ich nach der Mühle ging. Es war noch nichts gemacht. Es sollte erst morgen geschehen! sagte sie.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Verschwendung in der Küche.

Von Dr. Wilhelm Sommerlad.

Man hört von allen Seiten so viele Klagen über die schwere Noth der Zeit, ein Jeder empfindet zur Lust oder Unlust mit jedem Tage mehr, daß das Leben im großen Ganzen von Jahr zu Jahr schöner, im Einzelnen aber in demselben Maße von Tag zu Tag theurer wird, und da es nicht leicht, ja fast unmöglich ist, gegen den Strom der Zeit anzukämpfen und der Jahresabschluß bei der Vergleichung von Soll und Haben zum allerwenigsten doch kein Deffizit ergeben darf, so muß es eine ernste Aufgabe für Jedermann seyn, in den eignen Verhältnissen, über die er gebieten kann, die möglichste Sparsamkeit zu üben. „Man vergißt im menschlichen Leben nichts so leicht, als das Multipliziren, wenn man es auch noch so gut in der Schule gelernt hat und kann. Und doch lernt man in der Schule für das Leben, und die Weisheit besteht nicht im Wissen, sondern in der rechten Anwendung und Ausübung davon. Es kann Jemand einen Tag um den andern nur einen Groschen unnöthiger Weise ausgeben. Mancher, der den Groschen übrig hat, thut es, und meint, es sey nicht viel. Aber in einem Jahre sind es 365 Groschen und in dreißig Jahren 10,950 Groschen. Facit 547 fl. 30 kr. weggeworfenes Geld, und das ist doch viel. Wer nie anfängt, der hört nie auf, und wem Wenig auf einmal nicht genug ist, der erfährt nie, wie man nach und nach zu Vielem kommt. Zum Erwerben eines Glückes gehört Fleiß und Geduld, und zur Erhaltung desselben gehört Mäßigung und Vorsicht. Langsam und Schritt für Schritt steigt man die Treppe hinauf. Aber in einem Augenblicke fällt man hinab und bringt Wunden und Schmerzen genug mit auf die Erde."

Kann man bei einer Ersparung dennoch dasselbe Ziel erreichen, bleiben uns bei ihrer Anwendung alle Genüsse ungeschmälert, dann muß es vor Allem unsere Pflicht seyn, sie zu üben; ohne sie wird unser Handeln zu einer um so unverzeihlicheren Verschwendung.

Mit zu unsern theuersten Lebensbedürfnissen gehört bekanntlich das Brennmaterial, dessen Preis voraussichtlich von Jahr zu Jahr noch steigen wird; wie schnell und ungesehen sind aber in einer Haushaltung für 3 kr. Brennstoffe unnöthigerweise verbraucht, das, wie der geneigte Leser nun weiß, einen Tag in den andern gerechnet, in dreißig Jahren 547 fl. 30 kr. ausmacht. Gerade beim Kochen des Wassers, der anscheinend leichtesten Operation in der Küche, wird eine Verschwendung bezüglich des Verbrauchs an Brennmaterial begangen, die aufhören muß, sollen ihre natürlichen Folgen der eignen Wirthschaftskasse und den Nachkommen nicht länger zum Nachtheil gereichen.

Die hier angedeutete Verschwendung beruht indeß keineswegs auf Leichtsinn, Unerfahrenheit u. dgl., sondern lediglich auf der Unkenntniß eines Naturgesetzes, das in seiner unabänderlichen Strenge auch in der Küche beachtet seyn will. Bringt man nämlich Wasser in einem offenen Gefäße zum Sieden, so kann dasselbe nicht noch stärker erhitzt werden, so lange man das Kochen fortsetzen, so viel Brennmaterial man auch zuführen möge. Bei 80° R. verwandelt sich das Wasser in Dampf, und alle von Neuem hinströmende Wärme bewirkt von nun an weiter nichts, als eine Umbildung des Wassers in Dampf; sie umhüllt dessen Theilchen, ist an denselben gebunden (latent geworden), erhöht aber weder die Temperatur des Wassers noch die eben so hohe Temperatur des Dampfes über den Siedepunkt hinaus; kurz also: siedendes Wasser kann durch fortdauerndes Kochen oder stärkeres Feuer nicht heißer gemacht werden.

Welches Gericht auch die Hausfrau kochen mag, sey es Fleisch, Gemüse, Suppe oder was nur immer, der Hauptsache nach handelt es sich immer darum, einige Quart Wasser zum Kochen zu bringen, und der Aufwand von Mitteln, um diesen geringen Zweck zu erreichen, ist in den meisten Küchen kolossal. Nach dem alten, durch unzählige Generation fortgeerbten Grundsatze: „Viel hilft viel", schmälert man das Feuer um nichts, sobald das Kochen eingetreten ist, sondern legt im Gegentheil fortwährend nach, damit es ja recht tüchtig koche. Freilich kann man durch ein stärkeres Feuer ein Gericht früher „zum Kochen bringen", dann aber genügt ein weit geringeres, das „Kochen zu unterhalten." Auch selbst beim Einkochen und Abdampfen ist ein zu starkes Feuer nachtheilig, weil alsdann die Speisen leicht anbrennen und mit den Dämpfen stets etwas von ihrem Wohlgeschmacke verloren geht. Soll eine Speise warm erhalten und zugleich vor dem Anbrennen geschützt werden, so bedient man sich des Wasser- oder Marienbades; man thut sie nämlich in ein Gefäß, das in einem größeren mit kochendem Wasser gefüllten hängt; das darunter brennende Feuer vermag die Temperatur nicht über den Siedepunkt zu steigen.

Wie in dem angedeuteten Falle, so bestraft sich jede Gleichgültigkeit gegen die Lehren der Wissenschaft auf das Empfindlichste selbst; der wahre Fortschritt besteht aber in der allgemeinen und jedesmaligen Beobachtung und Anwendung des richtig Erkannten.

Mannigfaltigkeiten.

Das 28. österreichische Infanterie-Regiment Frhr. v. Benedek hat seine Spezialität — seinen Hartmann verloren. Michael Hartmann war beim Regimente geboren und erzogen, diente im Regiment ununterbrochen beinahe volle 70 Jahre, und starb in demselben, vielleicht als ältester Soldat des österreichischen Heeres, am 13. v. M. um 3 Uhr Früh, nachdem er noch am Abend vorher frisch und munter bei einem Glase Bier sein Pfeifchen geschmaucht, eines plötzlichen Todes im Alter von 81 Jahren. Im Jahre 1778 geboren, war er als Spielmann im Regimente (damals Graf Wartensleben) assentirt worden und hatte vier Regimentsinhaber (außer dem Genannten noch Frhrn. Fröhlich, Frhrn. Kutschera und den Grafen Latour) überlebt. Er machte mit seinem Regiment die französischen Feldzüge mit und gerieth am 20. Oktober 1805 bei der Uebergabe von Ulm in Kriegsgefangenschaft, aus welcher er am 31. März 1806 durch Auswechslung erlöst wurde. Seine Brust schmückte das russische St. Georgskreuz 5. Klasse (das im Jahre 1852 verliehen wurde), das österreichische Armeekreuz und das Mannschaftsdienstzeichen 2. Klasse. Unterm 19. Oktober 1848 wurde dem verdienten Veteran eine lebenslängliche Zulage von 5 fl. K.-M. monatlich bewilligt. Der Soldatengreis, welcher sich im Jahre 1807 verehelicht hatte, hinterläßt einen Sohn und einen Enkel. Beide sind Offiziere. Der Verstorbene wurde mit militärischen Ehren auf dem Militärfriedhofe beim Invalidenhause zu Prag zur Erde bestattet. Sämmtliche anwesende Regimentsoffiziere gaben ihm das letzte Geleite.

Zur Gedächtnißfeier von Theodor Körner's Todestag hatten sich am 26. August circa 400 Personen, Schwerin, Gadebusch und den umliegenden Gütern zu Wagen und zu Fuß im Rosenower Holze bei dem von dem Gutsbesitzer Karl Grieffenhagen auf Rosenhagen an Theodor Körner's Sterbestätte im Jahre 1850 errichteten Gedenkstein, welcher an diesem Tage mit Guirlanden und Standarten geschmückt war, eingefunden. Fahnen bezeichneten den Ankommenden schon von fern den Ort, wo man zur Erinnerung an einen deutschen Mann ein Fest begehen wollte. Nachdem gegen 4 Uhr Nachmittags die Mitglieder der Gadebuscher Liedertafel, welche die Feier veranlaßt hatten, auf einem mit Blumen, Guirlanden und Fahnen geschmückten Wagen, gefolgt von Musik und mehreren mit Herren und Damen besetzten Fuhrwerken, eingetroffen waren, begann die vom schönsten Wetter begünstigte Feier mit einem Prolog von Tiedge, mit Gesang von Berger, worauf Lieder von Körner zum Vortrag kamen: 1) das Schwertlied; 2) „Lustig in den Kampf"; 3) ein von dem Hofschauspieler Ellmenreich nach der Melodie des Schwertliedes gedichtetes Lied; 4) Gebet während der Schlacht; 5) Nachtlied der Krieger, und 6) „Lieb' und Glauben". Die Gadebuscher Liedertafel, zu der sich auch einige Schweriner Sänger gesellt hatten, trug darauf abwechselnd mit dessen Musikkorps, verschiedene Piecen vor, während sich das Publikum im Grünen lagerte und ein sehr hübsches Bild darbot.

Der General Sir John Slade, Baronet, der zweitälteste Offizier des britischen Heeres, ist in diesen Tagen — 98 Jahren alt — gestorben. Würde er nur wenige Wochen länger gelebt haben, hätte er volle 80 Jahre gedient, denn sein Fähnrichspatent datirt vom 11. Mai 1780, und mit Ausnahme des Generals John M'Kenzie, der schon am 1. Januar 1778 die englische Uniform anlegte, gibt es keinen britischen Offizier, der eine so lange Dienstzeit auf dem Rücken trägt. Im Jahr 1790, somit vor einem halben Jahrhundert, wurde der eben Verstorbene Generalmajor und kommandirte unter Sir John Moore eine Kavalleriebrigade im Halbinselkrieg. Später, als der Herzog v. Wellington daselbst befehligte, behielt er sein Kommando bei, deckte den Rückzug von Torres Vedras, machte die bedeutendsten Schlachten jener denkwürdigen Epoche ruhmreich mit, und hatte das Glück, nebst der goldenen und silbernen Tapferkeitsmedaille zweimal den Dank des Parlaments zu verdienen.

Die Insel **Imbros**, 18 Miglien von Tenedos entfernt, ist am 21. August von drei heftigen Erdstößen heimgesucht worden. Vier Dörfer mit 1400 Häusern sind der Erde gleich, ganze Hügel umgestürzt, der Boden an mehreren Stellen gespalten und Meerwasser aus demselben hervorgedrungen. Die Erdstöße sind auch auf den Inseln Samothrake und Tenedos verspürt worden, haben aber dort keinen Schaden angerichtet, dagegen hat die Erderschütterung auf Lemnos viel Unglück herbeigeführt.

Eine außergewöhnliche Naturerscheinung war vor einigen Tagen in **Dublin** beobachtet worden. Es regnete nämlich während eines Gewitters Muscheln auf den Hof des dortigen Trinity-Kollegiums, so daß in kurzer Zeit der ganze Rasen von ihnen bedeckt war. Sie gehörten fast ausschließlich der Gattung cornua communis an. Viele waren leer, in anderen befanden sich die Thiere, wenn auch leblos.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der A. Walland'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 220 Donnerstag, 15. September 1859.

Graf Joachim.

(Fortsetzung.)

Was machen sie in der Mühle? erkundigte sich der Graf.

Eugenie sagte, daß die Kinder krank wären, daß sie der Müllerin gerathen, mich um Beistand und Hülfe zu bitten, und fügte dann hinzu: da der Physikus nicht mehr nach Hohensteinau kommen soll, Herr Graf, und Mama nun den Rath des Herrn Doktors öfter brauchen wird, so —

So meinst Du, ich solle den Doktor ersuchen, unsere ganze Einwohnerschaft in seine Obhut zu nehmen? fragte der Graf. Du hast also für Dein Theil Vertrauen zu dem jungen Herrn gefaßt?

Eugenie wurde roth, der Graf lachte. Warum antwortest Du nicht? rief er in guter Laune. Verlegenheit ist sonst Dein Fehler nicht!

Es währte jedoch einen Augenblick, ehe sie ihre Verwirrung besiegte. Dann sagte sie: einen Arzt müssen wir doch für die Leute haben!

Und da meinten Sie, entgegnete ich, ob ich oder ein Anderer sey gleichviel! — Kaum aber war diese ungeschickte Aeußerung meinem Munde entflohen, als ich sie auch schon bereute, denn Eugenie sah mich mit ihrem klaren Blick an, und sagte: nein! ich habe Vertrauen zu Ihnen! Die Kinder in der Mühle waren mit Ihnen gleich bekannt. Und Kinder und Thiere irren sich in den Menschen nicht!

Ich wollte ihr für diese Worte danken, ich war es nicht im Stande. Es lag in ihrer unschuldigen Wahrhaftigkeit, in ihrem einfachen Selbstgefühl ein Zauber, der mich ganz beherrschte; und erschrocken vor der Gewalt, welche dieses Mädchen nach wenig Stunden der Bekanntschaft über mich gewonnen hatte, wußte ich mir keinen andern Rath, als plötzlich aufzubrechen.

Man nöthigte mich zum Bleiben, indem man mir vorstellte, daß ich doch nicht mehr zeitig genug nach Hause käme, um noch irgend welche Besuche machen zu können. Ich sollte bis zum Abende, bis zum Aufgang des Mondes verweilen; aber eine Unruhe, eine Angst, die mich mir selbst entfremdeten, trieben mich von dannen. Ich bestand darauf, meinen Wagen anspannen zu lassen, und obschon ich fühlte, daß ich den Schloßbewohnern Allen mit meiner plötzlichen Eile lächerlich erscheinen mußte, fühlte ich mich erleichtert, als ich aus der Ferne die Räder meines Wagens über den Hof rollen hörte.

Die Gräfin erhob sich, als ich gehen wollte. Lassen Sie es mich nicht entgelten, lieber Doktor! sagte sie, daß man meine Tochter, als ein Waldkind auferzogen hat. Eugenie, Du siehst es, der Doktor ist beleidigt! In der Welt, in der Gesellschaft —

O! rief Eugenie, und Stolz und Trotz schwellten die Adern auf ihrer schönen Stirne, wenn es in der Welt, in der Gesellschaft, eine Beleidigung ist, einem Fremden zu sagen, daß man Zuversicht zu ihm hat, so danke ich es dem Grafen tausendfach, daß er mich vor dem Leben in solcher Welt, in solcher Gesellschaft bewahrte.

Sie wendete sich ab, ich wollte mich ihr nähern, aber sie hing sich an des Grafen Arm, und der Blick voll Liebe und voll Freude, mit welchem er von ihr zu mir herübersah, hielt mich von ihr zurück. Ich vermochte nichts zu sagen, als daß die Gräfin mich mißverstanden habe, und daß es mich freuen würde, den Schützlingen der Comtesse Eugenie nützlich seyn zu können.

Sie antwortete mir nicht darauf, sondern verneigte sich fremd und schweigend. Der Graf aber sagte: ich nehme Sie beim Worte, mein Herr Doktor! obschon ich weiß, daß eine Praxis nach einem so entfernten Orte ihre Unbequemlichkeit für Sie haben wird. Die Armen- und Krankenpflege ist aber das Departement meines Mündels. Wenn sie ihren Zorn vergessen haben wird, so wird sie sich mit Ihnen über alles Nähere schon zu verständigen wissen.

Ich drückte die Hoffnung aus, daß dieß nicht fehlen und bald geschehen möge, aber Alles, was ich sagte, kam anders heraus, als ich es gemeint hatte, als es nach meinem Erwarten klingen mußte, und

mit einem wahren Ingrimm gegen mich selber, sagte ich endlich den Anwesenden mein Lebewohl.

Die Gräfin Mutter, welche sich inzwischen noch einmal hingesetzt hatte, stand auf, um mir das Geleit zu geben. Graf Joachim meinte, sie sey heut vortrefflich zu Fuß.

Glauben Sie denn nicht, rief sie aus, daß wirkliche Theilnahme, daß ein neuer Strahl von Hoffnung den Schritt beflügeln? Glauben Sie nich, daß es erleichtert, sein Herz einmal entlasten zu können, von den Sorgen und Befürchtungen, die uns niederdrücken? Der Doktor hat mir neuen Muth gegeben, und Muth ist Leben!

Die absichtliche Emphase ihres Ausdruckes verdroß den Grafen augenscheinlich, und derb, wie er es seyn konnte, rief er: Nun Doktor! wenn Sie der Gräfin einmal wieder auf die Beine und zu der Einsicht helfen, daß ihr nie Etwas gefehlt hat, so will ich Sie für einen Wunderthäter halten.

Er schüttelte mir darauf die Hand zum Abschiede, Eugenie verneigte sich ganz förmlich, und die Gräfin ging an meiner Seite den Weg hinunter, der nach dem Schlosse führte. Anfangs war sie still, dann, nachdem wir uns eine Strecke von der Laube entfernt hatten, sah sie sich um, ob Niemand in unsrer Nähe wäre und sagte darauf, indem sie ihren Fächer spielend öffnete und schloß: nicht wahr, es ist ein sonderbares Daseyn hier in Hohensteinau? Sie hatten wohl schon davon gehört?

Des Grafen Wesen hat etwas Imponirendes! antwortete ich ausweichend.

Ja, er ist ein Original! fiel sie augenblicklich ein. Aber er weiß das, und weil es ihm eine Macht über die Menschen gibt, erzieht er auch meine Tochter zu dieser ihm angemessenen Originalität! Schade nur, daß ich einer andern Welt und andern Traditionen angehöre.

Sie seufzte, ich verhielt mich still. Ein Herz voll Empfindung, hob sie darauf an, eine Seele voll höherer Sehnsucht, findet in des Grafen Nähe keine Heimath. Ich begreife es daher vollständig, daß Graf Eckbert kein Verlangen trägt, hierher zurückzukehren.

Ich schwieg abermals. Da legte sie ihren Arm in den meinen, und mit jener wieselartigen, schnellen Bewegung, welche mir gleich von Anfang an ihr aufgefallen war, die Augen zu mir erhebend, sagte sie: ich habe Grund zu glauben, ja ich weiß es, daß Sie in den Anlegenheiten des Grafen Eckbert kein bloßer Mitwisser sind. Sagen Sie ihm daher, was ich vorhin Ihnen mitzutheilen anstand: jeder Tag, den er zögere, seine Wünsche zu erfüllen, sey ein verlorner für ihn. Wenn er seine Heirath auch bis zu seiner Mündigkeit hinausschiebe, was er auch thun möge, er werde den Grafen nicht mehr anderen Sinnes machen. Der Graf bereut es, auf seine Güter verzichtet zu haben, die Gelegenheit wieder in ihren Besitz zu gelangen, kommt ihm erwünscht. Ist er von seinem Vorhaben abzubringen, so kann dieß nur durch Eckberts schnelle Verheirathung geschehen. Wenn er hierher käme mit seiner Frau, wenn er mit ihr vor seinen Onkel hinträte, das wäre eine Möglichkeit ihn auszusöhnen. Der Graf ist schroff, ist egoistisch, aber er ist daneben auch sentimental. Eine solche Ueberraschung könnte Vieles ändern, könnte das verhindern, was ich als Mutter am meisten fürchten muß — des Grafen Heirath mit Eugenie, die er liebt! Die er liebt! wiederholte sie nach einer kurzen Pause, die er mit einer Leidenschaft, mit einem Verlangen liebt, welche mir den Gedanken doppelt unerträglich machen, mein Kind dem alternden Manne hinzugeben; mein Kind und mich in die Einsamkeit dieses verhaßten Schlosses zu vergraben, und uns an die Nähe dieses Mannes festzubannen, der eine Wollust daran findet, mir entgegenzutreten, mich zu verletzen, wo und wie er kann.

Sie schöpfte Athem, das schnelle Sprechen hatte ihr die Stimme geraubt. Dann sprach sie muthvoller: Sagen Sie das dem Grafen Eckbert. Ich war die Freundin seiner Kindheit, er dankte mir viel. Sagen Sie ihm, daß er nichts mehr verlieren, daß er also Alles gewinnen kann; daß er auch mich befreien kann von meiner schwersten Sorge, wenn er nur seinem Herzen folgt. Und erinnern Sie ihn daran, wie schwer verlorne Jahre in dem Leben eines Menschen zählen.

Wir standen auf der Rampe des Schlosses, sie sagte mir mit einem Händedruck Lebewohl, und ich bestieg den Wagen in dem peinlichsten Gemüthszustande.

(Fortsetzung folgt.)

Französisch und Deutsch.

Novelle von G. A. Rockland.

1. Die Medaille.

„Aber, Onkel Grob, was ist denn das für ein grün-rothes Band, das aus dem Kouverte heraussieht? Darf ich mir's ansehen?"

Diese Worte wurden von einer jungen Dame gesprochen, welche offenbar damit beschäftigt war, in dem Schubfache eines alten Nußbaumsekretärs herumzusuchen. Nach Art verzogener Lieblingskinder wartete sie die Antwort auf ihre Fragen nicht erst lange ab, die wohl auch spät erfolgt seyn würde, da der alte Herr, den die Fragerin ansprach, ganz ruhig an seinem Tische sitzen blieb und nur mit einem

flüchtigen Blicke von einem Folianten aufsah, ohne seine Lektüre weiter zu unterbrechen.

Diese Situation änderte sich jedoch, als die Dame mit lautem Ausrufe dem alten Herrn näher trat, und eine bronzene Medaille emporhielt, deren Vorderseite einen Kopf mit der Umschrift: „Napoléon I. Empereur" zeigte, während der Revers die Inschrift trug: „Campagnes de 1792 à 1815. A ses compagnons de gloire sa dernière pensée St. Hèléne. 5. Mai 1821."

„Ha, ich glaube, dieß ist ein Exemplar der berüchtigen Helena-Medaille, — nicht wahr, Onkel Grob?"

Der Angeredete sah auf und antwortete ganz ruhig: „Ja, ja, ja!" Gewiß hatte er große Lust, weiter zu lesen, doch die blitzenden Augen und gerötheten Wangen der Fragerin mochten ihm bemerklich werden, so daß die Ueberzeugung in ihm aufstieg, es werde einen der kleinen Auftritte geben, die er keineswegs ungern sah, weil sie ihm Gelegenheit boten, sich an der Gediegenheit des Charakters seiner liebenswürdigen Gegnerin zu weiden.

Onkel Grob war nämlich der Besitzer eines ansehnlichen Landgutes in der Nähe einer Provinzialstadt am Spessart, der sehr jung aus dem Kadettenhause kam, um an den Kämpfen unter Napoleon I. Theil zu nehmen. Mars schien ihn begünstigen zu wollen, denn nach kaum einjähriger Dienstzeit benutzte der junge Lieutenant eine Gelegenheit, sich auszuzeichnen, welche ihm den Rang eines Oberlieutenants verschaffte. Die glücklich betretene Bahn sollte jedoch bald abgebrochen werden. In einem blutigen Gefechte wurde ihm bei Vertheidigung seiner Batterie die rechte Hand durch einen Pistolenschuß zerschmettert. Trotzdem gelang es seiner geschickten Führung, die Angreifer zu werfen und die Geschütze zu erhalten; er selbst aber mußte ins Hospital, wo ihm, mit Verlust einiger Finger, die Hand zwar geheilt wurde, ohne daß er jedoch im Stand war, den Säbel wieder zu führen. Als Erbe eines kinderlos verstorbenen Verwandten, besaß er Vermögen genug, um auf die gesetzliche Pension verzichten zu können, weßhalb er mit dem Titel eines Hauptmanns aus der Armee entlassen wurde. Während der fortdauernden Kriegswirren lebte er abwechselnd in verschiedenen Städten Norddeutschlands, bis er durch den Ankauf eines Gutes, dem wir den Namen Grobberg beilegen wollen, dem seitherigen Wanderleben entzogen wurde und, neben der Bewirthschaftung seiner Ländereien, dem Stillleben am häuslichen Herde Geschmack abgewann. Die erhaltene Erziehung zum Artillerie-Offizier ließen ihn an der Beschäftigung mit den ernsteren Wissenschaften Vergnügen finden, so daß er es versäumte, nach dem Verluste seiner ersten und einzigen Geliebten, die durch eine besondere Verkettung der Verhältnisse zu einer andern Verbindung genöthigt worden war, sich unter den Töchtern des Landes eine Gattin zu wählen. Ohne nähere Blutsverwandte, machte es ihn besonders glücklich, den Sohn seiner einstigen Geliebten, dem bald nach einander beide Eltern starben, in sein Haus nehmen und erziehen zu können. Der junge Pflegesohn vergalt die ihm geschenkte Liebe mit hingebender Zärtlichkeit, weßhalb er auch nach Vollendung seiner Studien dem geliebten Pflegevater die Wünsche seines Herzens opferte und heimkehrte, um die Bewirthschaftung des unterdeß erheblich vergrößerten Gutes zu übernehmen. Dafür entschädigte ihn der gute Papa, wie ihn der junge Kurzbach zu nennen pflegte, durch die Verbindung mit einer bildschönen, aber mittellosen jungen Dame, deren Bekanntschaft der Herr Studio gemacht hatte, und fühlte sich ganz zufrieden in dem Wohlseyn des jungen Paares. Leider lauerte das giftige Gewürm bereits unter den duftenden Blumen der Freude. Die Geburt einer Tochter, welcher der überselige Hauptmann bei der Taufe das Gut Grobberg als Pathengeschenk einband, jedoch mit dem Vorbehalte einer Jahresrente bis zum Tode des Pathen, steigerte das Glück dieser braven Menschen noch um ein gut Theil, bis es plötzlich durch ein trauriges Ereigniß zertrümmert ward. Bei dem Umschlagen mehrerer Bäume in dem zum Gute gehörigen Walde sitzt das Kind eines Holzarbeiters spielend im Moose, als der gefällte Baum plötzlich eine falsche Richtung nimmt und dem Kinde der Tode droht. Ohne Besinnen springt der wackere junge Herr zu, erfaßt das Kind, kann es auch noch glücklich hinwegschleudern — ihn selbst aber zerschmettert der Riese des Waldes. Hauptmann Grob meinte sein eigenes Herzblut zu Grabe zu geleiten, als er dem Sarge folgte, welcher die Ueberreste des Mannes barg, der mit doppelten Banden der Liebe an ihm gehangen hatte. Am Grabe des Gatten und Vaters gelobte er der Gattin und Tochter den Verlust möglichst erträglich zu machen, und hat dieses Gelübde treulich erfüllt bis zu dem Tage, wo wir ihn mit seinem Herzblatt im Studierzimmer zusammen finden. Die sorgfältigste Erziehung der Tochter war vor Allem die Hauptbeschäftigung, welcher sich Hauptmann Grob mit solchem Eifer hingab, daß er sich des Kindes fast ausschließlich bemächtigte, und wenn er mit gutgemeinter Absicht der Wittwe durch die Sorge für die Verwaltung des Gutes die nöthige Zerstreuung verschaffte, so minderte er andererseits doch den mütterlichen Einfluß auf die Charakterbildung des Mädchens, die eben nur durch die Einwirkung des Weibes und namentlich der Mutter möglich ist. Hieraus wird es erklärlich, daß Thekla Kurzbach eine Bildung erhielt, die gewiß ausgezeichnet in ihrer Art, aber nur bei ihrer geistigen Eigenthümlichkeit empfehlenswerth genannt werden

kann, da eine seltene Tiefe des Gemüthes der bevorzugten Entwickelung des Verstandes das rechte Gegengewicht bieten konnte, um den Begriff Weiblichkeit zu verwirklichen.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Kaltwasserheilanstalten.

Wohl nicht ganz mit Unrecht wird unserm jetzigen Geschlechte der Vorwurf der Verweichlichung und einer dadurch verursachten ziemlich bemerkbaren körperlichen Degeneration gemacht. Uns scheint ein Hauptgrund derselben ebensowohl in dem Gebrauche unnatürlicher Kleidungsstücke, Nahrungs- und Reizmittel, als in der unterlassenen Anwendung anderer, früher als absolut nothwendig betrachteter Dinge zu liegen. Bezüglich des Letzteren möchten wir die früher allgemein gebräuchliche Anwendung des kalten Wassers unbedingt und angelegentlichst empfehlen. Das kalte Wasser ist das sicherste aller Abhärtungsmittel und schon als solches hebt es die Anlage zu mancherlei Krankheiten. Wer daher das Glück hat, in seiner Nähe ein fließendes Wasser zu besitzen, der sollte nicht bloß im hohen Sommer, sondern auch im Frühling und Herbst, natürlich stets mit der nöthigen Vorsicht, davon Gebrauch machen. Eine auffallende Kräftigung des Körpers und eine bedeutende Energie, jeder von der Witterung bedingten Affektion gegenüber, wird die sichere Folge seyn. Wer dagegen nur durch wollene Kleidung, besonders durch die in den letzten Jahren Mode gewordenen Umschlagteppiche und wollenen Halsbinden, durch die Wärme des Ofens oder des Bettes sich vor Erkältung und deren Folgen schützen will, verfällt bei der ersten ungünstigen Veranlassung leicht in langwieriges Siechthum. Eine der segensreichsten Einrichtungen unserer Zeit sind unstreitig die Kaltwasserheilanstalten, bei deren zweckmäßiger und allen Forderungen der fortgeschrittenen ärztlichen Kunst angemessenen Einrichtung nichts mehr zu wünschen ist, als ein recht häufiger Gebrauch. Was übrigens von einer guten Kaltwasserheilanstalt gefordert wird, das wolle ersehen werden aus einer kurzen Schilderung von Bad Gleisweiler in der Pfalz. Inmitten der schönsten Gegend der Rheinpfalz, in einer 1000 Fuß über der Meeresfläche erhabenen kleinen Thalbucht der östlichen Abdachung des Haardtgebirges, von drei Seiten gegen rauhe Winde vollkommen geschützt und mit weiter Oeffnung nach Südosten gegen Karlsruhe hin, liegt die Wasser-, Molken- und Traubenkuranstalt Gleisweiler, einer der herrlichsten Punkte, den sich der Freund einer schönen Natur nur immer denken mag. Dieselbe ist, in unmittelbarer Nähe des gleichnamigen schönen Dorfes, eine Stunde von Landau und ebenso weit von Edenkoben, beide Stationsorte der pfälzischen Maxbahn, entfernt. Die günstigste Lage von der Welt, mitten in einem Kastanienhain und üppigen Rebenpflanzungen, die sich an die den ganzen Saum des Gebirges weithin bedeckenden Weinhügel anschließen, die gesündeste, reinste Luft, das klarste, reinste Wasser in Fülle, eine unvergleichliche Aussicht in die prachtvolle, mit Städten und Dörfern besäete Rheinebene vom Taunus bis an den obern Schwarzwald, — das sind Vorzüge, deren sich nicht leicht eine ähnliche Anstalt zu erfreuen haben dürfte. Daran knüpft sich eine Einrichtung, welche den Bedürfnissen der Kurgäste ebenso sehr wie den Forderungen der Wissenschaft entspricht.

Das Kurhaus, ein stattliches, vierstöckiges Gebäude mit zwei vorspringenden Flügeln, enthält die ganze Badeeinrichtung, die Lokale für Restauration und gesellige Unterhaltung und 60 elegant und zweckmäßig eingerichtete Wohnzimmer. In dem erhöht nebenan stehenden Schweizerhause befinden sich die Ställe für Kühe, Ziegen und Esel, und über diesen acht bequeme Wohnzimmer, welche für Brustleidende durch Oeffnungen im Fußboden mit der Kuhstallluft in Verbindung gesetzt werden können. Auch an einem zweckmäßig eingerichteten Turnplatze fehlt es nicht. Außer der Anwendung der Kaltwasserkur bestehen die Heilmittel in Kiefernadel- und Dampfbädern, Ziegenmolken- und Traubenkur. Geräumige, mit Porzellan ausgekleidete Vollbäder, Strahl- und Regendouchen, Wellensitzbäder u. dgl. können nach Bedürfniß ganz schwach und steigend mit bedeutender Fallkraft angewandt werden. Die Flora der allernächsten Umgebung verleiht den Ziegenmolken die Süße und das Aroma, welches den Kräutern trockener Gebirgswiesen eigen ist. Elektrogalvanische Induktions-Apparate, mit entschiedenem Erfolge zur Heilung von Nervenleiden, Rheumatismen, Lähmungen und ähnlichen Uebeln angewandt, vollenden die treffliche innere Ausstattung. Dabei ist die Persönlichkeit des Besitzers und leitenden Arztes Herrn Dr. Schneider eine vollkommen entsprechende und vereinigt mit gründlicher Wissenschaftlichkeit denjenigen Grad der Humanität, der den Aufenthalt an einem solchen Orte doppelt nutzbringend und angenehm für den leidenden, wie für den Freund der Natur macht. Auch die verhältnißmäßig billige Bewirthung läßt nichts zu wünschen übrig und bietet sowohl den Komfort großer Gasthöfe, als die Ungezwungenheit eines ländlichen Aufenthalts.

Was die Kurerfolge betrifft, so sind diese oft wahrhaftig staunenerregend, und mehrere höchst merkwürdige Fälle wären aus den letzten Monaten zu berichten; so unter Anderem radikale Heilung von verjährtem Rheumatismus, von Lähmungen u. dgl.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der A. Wallau'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 221 Freitag, 16. September 1859.

Graf Joachim.

(Fortsetzung.)

Siebentes Kapitel.

Ich fuhr und fuhr ohne die Gegend zu sehen, durch welche mein Wagen dahinflog; ich dachte und dachte, aber hielt die einzelnen Punkte nicht auseinander, und es verwirrte sich mir Alles wie in einem nebelvollen Traume. Die Gräfin wollte Eckberts Heirath; aber sie wünschte sie nur, um seinen Oheim auf das Aeußerste zu treiben. Sie spornte den jungen leidenschaftlich liebenden Grafen zum Ungehorsam, zum Trotze an, weil sie voraus sah, daß dieß seinen Oheim reizen werde. Sie traute es also dem Grafen Joachim in der That zu, einen Rechtsstreit gegen seinen Neffen zu erheben, sie fühlte sich sicher, daß der bejahrte Mann, wenn er sich zu einer Heirath entschlösse, nur Eugenie wählen würde, und sie wünschte also wirklich diese Verbindung für ihre einzige Tochter.

Aber weßhalb? Weßhalb grade diese Verbindung? Ein Mädchen mit Eugeniens Namen, mit ihrer Schönheit, mußte ja überall passende Bewerber finden, wo es nur erschien. Und wenn ichs recht bedachte, was konnte der Gräfin daran liegen, sich, wie sie es selber nannte, in der Einsamkeit dieses ihr verhaßten Schlosses zu vergraben? Wie konnte sie wünschen, sich in der Nähe eines Mannes fest zu bannen, dem sie zuwider war, dem sie dieß vergalt, und der ihr wirklich, wo er es konnte, unmerkbar und doch empfindlich entgegenzutreten schien? Ich begriff es nicht. Ich fragte mich immer wieder: was kann ihr daran liegen, des Grafen Schwiegermutter zu werden? Endlich fiel mir das heimtückische Lächeln ihres Mundes ein, und der Gedanke wurde in mir zur Gewißheit, daß nicht allein das Verlangen, ihre Tochter zu verheirathen, sondern auch die Absicht sie beschäftigte, sich selber in dem Leben des Grafen festzusetzen, und sich auf solche Weise Rache für manche erlittene Kränkung zu verschaffen. Aber Eugenie selber, was wußte, was dachte sie davon?

Ich erinnerte mich, wie ich sie am Morgen in der Mühle getroffen, wie wir nebeneinander in dem Wagen gesessen, und was sie mir gesagt hatte. Sie wünschte die Entfernung ihrer Mutter von dem Schlosse, sie theilte also die Absicht derselben nicht. Wie konnte sie das auch, bei ihrer Jugend! bei ihren achtzehn Jahren! — Ich rief mir jede Miene, jede Bewegung in das Gedächtniß zurück, mit welcher sie sich dem Grafen genaht hatte. Ich wollte mich überzeugen, ich war auch überzeugt, daß ihr Verhalten gegen ihn ein durchaus töchterliches gewesen sey. Er nannte sie Du, er behandelte sie als Vormund, als ein älterer Verwandter. Wenn die Beziehungen zwischen ihnen aber einfach und natürlich waren, weßhalb redete sie ihn mit seinem Titel an? Weßhalb nannte sie ihn immer so feierlich Herr Graf? — Hatte sie es nöthig diese Scheidewand zwischen sich und ihm aufrecht zu halten? Kannte sie seine Leidenschaft, sein Verlangen, von denen die Gräfin gesprochen? — Es wurde mir heiß, daß ich den Mantel abwerfen und die Mütze vom Kopfe nehmen mußte. Ich war wie angenagelt an der Vorstellung, sie wollte und wollte nicht weichen.

Eugenie kam mir sehr unglücklich, sehr verlassen vor. Welch ein Loos für sie, zwischen dieser Mutter und dem grillenhaften Grafen ihre Tage hinzubringen! — Ich dachte an die Erziehung, welche er ihr gegeben hatte. Warum legte er ein solches Gewicht darauf, sie selbstständig gemacht, sie von der Eitelkeit auf Rang und Stand befreit, sie zur Arbeit gewöhnt zu haben, wenn er die Absicht hegte, sie zur Frau zu nehmen, ihr seinen Rang und Stand, und damit auch ein arbeits- und sorgenloses Leben zu bereiten? Ich wußte nicht aus, noch ein. Ich sagte mir, ich sey ein Thor, mich zum Spielball der intriguanten Gräfin Judith herabwürdigen zu lassen. Es schien mir unmöglich, daß der Graf ernstlich daran denken könne, seinen Neffen aus seinem Besitze zu vertreiben, und sein Mündel zu heirathen. Ich lachte über mich selbst. Die Hitze wich von mir, ich schlug wieder behaglich meinen Mantel um mich, denn der Abend war kälter geworden, als der Tag es hatte erwarten lassen. Dann aber fiel mir, während ich eine Befriedigung

daran empfand, mir meine erste komische Begegnung mit dem Grafen noch einmal in das Gedächtniß zu rufen, plötzlich wieder ein, daß er mir ja grade an jenem ersten Tage es ausdrücklich gesagt, er werde, wenn Eckbert nicht nachgebe, sich selbst verheirathen, und Eugenie, die ich damals noch nicht kannte, zum Weibe nehmen. Mit dieser Erinnerung kam die frühere Unruhe, kam die frühere Ueberzeugung über mich, daß Eugenie unglücklich, daß sie die Einzige sey, welche wirklich meines Beistandes bedürfe. Und sie hatte ich mißverstehen können, sie hatte ich aus einer jener herkömmlichen Empfindlichkeiten, in denen man sich selbstgefällig gehen läßt, zurückgewiesen, da sie sich mir vertrauensvoll genaht, da sie versucht hatte, mir die Mittel und Wege zu eröffnen, durch welche wir uns zwanglos wiedersehen konnten.

Von dem Abend an blieben meine Gedanken ausschließlich auf sie gerichtet. Das Schicksal Eckberts und meiner Cousine, an dem ich bis dahin Theil genommen, war mir jetzt nur noch in sofern wichtig, als es auf die Gestaltung von Eugeniens Zukunft mehr oder weniger Einfluß haben konnte. Weil ich trotz meiner Mißempfindung gegen den alten Grafen, diesem unbedenklich mehr Wahrhaftigkeit als der Gräfin zutraute, war meine ganze Verbindung mit Graf Eckbert und mit meiner Cousine darauf hingerichtet, sie zur Geduld zu ermahnen, indem ich ihnen die Lage der Verhältnisse so darstellte, wie sie mir erschienen.

Wider mein Erwarten fand ich Eckbert dazu bald mehr geneigt, als früher. Er konnte sich leichter in das Nothwendige in das Vernünftige ergeben, nun er Jemand gefunden hatte, dem er es schreiben und wieder schreiben konnte, welche Selbstüberwindung es ihn koste, sich zu bescheiden; und obschon er den Rath der Gräfin d'Altremont, seinen Oheim durch eine Ueberraschung zum Nachgeben zu bewegen für einen verkehrten ansah, hielt er ihn doch für keinen verrätherischen Vorschlag von ihrer Seite. Er gestand mir, daß er selbst oft die Vermuthung gehegt habe, der Graf bereue es, ehelos geblieben zu seyn; und daß derselbe die Absicht haben könne, sich in Eugenien für seine späten Tage eine stützende Gefährtin zu erziehen, sah Graf Eckbert keinesweges als unmöglich an. Er verweilte vielmehr mit einem gewissen Behagen auf der Vorstellung. Er nannte Eugenie eine ganz auf das Praktische gestellte Natur, einen klaren, aber zu nüchternen Verstand. Habe sie einen Wirkungskreis, in dem sie nützen könne, so werde sie überall zufrieden seyn. Einen jungen, lebhaft fühlenden Mann zu beglücken, sey sie trotz ihrer Schönheit nicht geschaffen. Um zu lieben, müsse man sich an das Daseyn eines Andern verlieren können; Eugeniens Selbstständigkeit hindere sie daran, und, so endigte er seine Mittheilung über sie, daß ich es Ihnen ehrlich gestehe, ich selbst kann mir Eugenie mit allen ihren Vorzügen viel leichter als die junge Wittwe meines Onkels, denn als meine Frau, oder die Frau irgend eines meiner gleichartigen Bekannten denken.

Diese Schilderung, welche meiner Ansicht von dem Mädchen durchaus widersprach, diente nur dazu, meine Gedanken noch öfter zu demselben zurückzuführen, und bald machte ich an mir selbst die Bemerkung, daß die Glocke an meiner Wohnung nicht gezogen werden, daß mein Diener nicht mit einem Brief in mein Zimmer treten konnte, ohne daß ich erwartete zur Gräfin d'Altremont gefordert zu werden, oder jenen Brief von Eugenien zu erhalten, auf welchen der Graf mich für die Uebernahme der Praxis auf seinen Gütern hingewiesen hatte.

Darüber kam die Zeit der Ernte heran. Wir hatten in der Stadt und Umgegend eine starke Fieberepidemie, und ich fragte mich an jedem Tage: gibt es denn da draußen in Hohensteinau noch immer keine Fieberkranke? — Die Güter lagen freilich höher, als die Umgegend der Stadt, aber sie hatten doch den großen See, sie hatten auch Moore, Torfbrüche, sie mußten Fieberkranke haben, viele Fieberkranke, und wer sorgte für diese? Hatte ich so sehr mißfallen, daß der Graf trotz seines Bannspruchs doch wieder zu dem alten Physikus seine Zuflucht genommen? Oder war Eugenie so eigensinnig und so selbstgewiß, daß sie lieber die Leidenden mit ihren Hausmitteln behandeln, als meinen Rath in Anspruch nehmen wollte.

Die Fieberkranken, welche in Hohensteinau seyn mußten, seyn sollten, ließen mir bei Tag und bei Nacht nicht Ruhe. Die Menschenpflicht schien es von mir zu fordern, daß ich mein gekränktes Selbstgefühl überwand und einmal hinausfuhr, um zu sehen, wie es draußen stände. Meine ärztliche Ehre verlangte es auch, daß ich der Arzt der Gräfin bliebe, da sie mich einmal hatte holen lassen; und wenn ich es recht überlegte, war ich als Mann von Erziehung es sogar Eugenien schuldig, ihr die Mißempfindung zu vergüten, welche ich ihr erregt hatte. Das waren mir jedoch Alles nur Nebensachen gegen die Fieberkranken, und selbst von einem heimlich brennenden Fieber umhergetrieben, dessen Qualen und dessen Ursache ich mir wegläugnete, hatte ich mir den Tag für meinen Besuch in Hohensteinau bereits festgesetzt, als ich grade an dem Abende vor demselben, einen Brief von Eugenien erhielt.

(Fortsetzung folgt.)

Französisch und Deutsch.

(Fortsetzung.)

Zum großen Glücke der Tochter besaß Madame Kurzbach Gegenwart des Geistes genug, um bei einer passenden Gelegenheit sich diejenigen Rechte zu sichern, deren Ausübung von ihr wohl als nothwendig erkannt, aber durch des Hauptmanns Bemühen und Thekla's Entfaltung gewissermaßen von der Anwendung ausgeschlossen worden waren.

Ein Gutsnachbar bewarb sich nämlich um die Hand der jungen Wittwe, erhielt aber, nach kurzer Berathung zwischen dem Hauptmann Grob und der Madame Kurzbach, einen abschlägigen Bescheid. Die Freude des Hauptmanns über diesen Ausgang einer Angelegenheit, welche ihn um Thekla's willen sehr besorgt gemacht hatte, war wirklich groß, und er gestand der Mutter jedes Verlangen, welches diese im Interesse ihrer Tochter stellen zu müssen glaubte, ohne Widerrede zu. Diese Forderungen bezogen sich auf die Betheiligung Thekla's an weiblichen Beschäftigungen, denen sie der Hauptmann bisher fast gänzlich zu entziehen gewußt hatte, so daß das Mädchen in ihrem zwölften Jahre in allen Elementen der realen Wissenschaften, namentlich in Geschichte, Geographie, Sprachen, Naturkunde und Aehnlichem ganz Tüchtiges leistete, ohne jedoch eine andere weibliche Arbeit zu kennen, als die sie aus dem Umgange mit ihren Puppen erlernt hatte. Diesem Mangel wurde durch die Sorglichkeit der Mutter jetzt bald abgeholfen und zugleich ein innigeres Verhältniß zwischen diesen beiden Personen hergestellt, als trotz aller Liebe zwischen Mutter und Kind bisher bestand. Mit der Zeit machte sich des Hauptmanns größerer Einfluß auf die Tochter seines Pflegsohnes jedoch immer wieder geltend, und Thekla brachte mehr Zeit bei Onkel Grob, wie sie den alten Herrn noch aus der Zeit ihrer ersten Kinderjahre nannte, als in der Wirthschaft zu. Einmal war sie dem Hauptmann geradezu unentbehrlich, der sein kleines Herzblatt ungern von sich ließ und stundenlang mit ihr über Tagesgeschichte, Politik, Philosophie ꝛc. diskutirte, oder die herrliche Gegend in ihrer Begleitung zu Fuß oder zu Pferde durchstreifte; und anderntheils fand sie bei ihm mehr Nahrung für die Strebsamkeit ihres regen Geistes, als die Eintönigkeit des weiblichen Schaffens zu bieten vermag.

Thekla war zu einer stattlichen Jungfrau emporgeblüht, an der wohl auch andere Augen, als die des alten Onkels, mit Vergnügen hingen, aber Niemand konnte sich rühmen, je einen freundlicheren Blick oder ein liebenderes Wort erhalten zu haben, als ihr alter Freund, es sey denn, daß man die Zärtlichkeit der Tochter gegen die Mutter, oder Thekla's Theilnahme an der Noth leidender Menschen in Anschlag bringen wollte. Ihr Aeußeres entsprach vielleicht nicht ganz den Anforderungen der Kritik unserer modernen Salonmenschen, weil ihre Entwickelung durch jede zulässige Art körperlicher Uebungen unterstützt worden war, aber ihre Figur, schlank wie die Tanne, zeigte ein Ebenmaaß der Formen, ihre Bewegungen verriethen eine Kraft und Gewandtheit, die der weiblichen Grazie durchaus keinen Eintrag thaten. Bis auf die Jagd, der sie entsagte, weil Mama dieß eine für das zarte Geschlecht unziemliche Beschäftigung nannte, war sie in allen ritterlichen Künsten geübt, und als Thekla von Helgoland zurückkam, wohin sie Mutter und Onkel begleitet hatte, konnte sie sich sogar rühmen, ganz erhebliche Fertigkeit im Schwimmen erreicht zu haben. Im wissenschaftlichen Kampfe mit Onkel Grob schossen ihre tiefdunkeln Augen Blitze, und leicht flammte die Gluth des Zornes über ihre frischen Wangen, wenn sie Unrecht thun sah, oder von der Erbärmlichkeit kleiner Geister hörte. Prägte sich aber auf ihrem durch Intelligenz geadelten Gesichte das Bewußtseyn einer im Stillen geübten Gutthat aus, oder sah sie einen Menschen durch ihr Bemühen glücklich, dann strahlte ein milder Glanz über die hohe Stirn und die feingeschnittenen Züge, der die edle Weiblichkeit ihres Wesens abspiegelte.

Das war die junge Dame, welche den Hauptmann Grob nach der Bedeutung der aufgefundenen Medaille frug, weßhalb sich dieser in seinem Stuhle aufrichtete, um dem zu erwartenden Sturme zu begegnen, der auch sofort eröffnet wurde, denn auf die Bejahung ihrer Frage fuhr Thekla mit zornigem Staunen fort:

„Bitte, sage mir doch, wie Du zu diesem Dinge kamst, Du, ein deutsches Herz, wie nur je eines unter dem Hauptmanns-Rocke schlug, Du, ein deutscher Soldat, ein Bürger des schönen Deutschlands, ein freier Mann im Besitze der Dekoration eines Tyrannen?“

„Nun, nun, kleiner Hitzkopf, nur nicht gleich oben hinaus, laß mich nur zu Worte kommen. Das Ding habe ich wahrlich ganz vergessen.“

„Wie kannst Du so etwas vergessen, oder wie konntest Du vielmehr diese Medaille eine Stunde in Deinem Hause dulden?“

„Warum nicht?“ reizte der Hauptmann weiter; „ist es doch ein Ehrenzeichen, das der Kaiser der Franzosen den Soldaten seines großen Onkels zur Erinnerung an die Schlachten verliehen hat, welche der größte Feldherr seiner Zeit schlug.“

„Sieh' Onkel, das ist recht garstig von Dir, mich so zu ärgern, denn ich fühle diese Absicht deutlich aus den Worten heraus.“

„Damit ist nichts bewiesen, mein Herz; sage mir, was hast Du gegen die Medaille?“

„Fast will mir's scheinen, als wolltest Du mich meine Lektion hersagen lassen, denn daran glaube ich nimmermehr, daß Du nicht die dreifache Schmach erkennen solltest, mit welcher dieses elende Stück Metall die Brust des Deutschen besudelt, der sie trägt. Irre ich nicht ganz, so sind die Medaillen aus Kanonengut geschlagen worden, und es ist schwer zu behaupten, ob das Material der an Deutsche verliehenen Münzen nicht Ueberbleibsel der den Deutschen geraubten Geschütze ist. Aber sehen wir ganz ab von dieser Möglichkeit, so bleiben diese Denkmünzen Erinnerungszeichen an eine Zeit, wo deutsche Kriegsvölker den Fahnen eines Eroberers folgten, der Deutschland knechtete und dazu deutsche Truppen verwendete. An diese Zeit, wo der Einzelne und namentlich der Soldat, freilich nicht nach Gutdünken oder Ueberzeugung handeln konnte, sondern der durch die Umstände gebotenen Nothwendigkeit folgen mußte, kann kein Deutscher ohne gerechten Unmuth denken, und ihn daran erinnern, ist böslliche Beleidigung; ihm aber noch ein metallenes Angedenken auf die Brust heften wollen, ist niederträchtig."

„Du gibst selbst zu, daß der Einzelne und namentlich der Soldat nicht nach eigener Ueberzeugung handeln könne; er folgt der Fahne, zu welcher er geschworen hat, und ihm ist dann die Medaille Ehrenzeichen für bewiesene Tapferkeit."

„Immerhin bleibt es aber eine Schmach, gegen seine Landsleute, seine Brüder, kämpfen zu müssen, an die ich mich schwerlich ungestraft erinnern lassen würde, wenn ich ein Mann und in gleichen Verhältnissen wäre. Darin aber liegt eine zweite Beleidigung durch diese Dekoration, daß sie nicht blos für tapfere Thaten verliehen, sondern an Alle ohne Unterschied gegeben wurde, die in irgend welcher Eigenschaft den Fahnen des Usurpators folgten, denn Du selbst hast mit mir von Leuten gesprochen, die dekorirt wurden, ohne je im Kampfe gewesen zu seyn. Ob sich überhaupt Leute von Noblesse herbeigelassen haben, diese Dekoration zu tragen, erlaube ich mir dermalen noch stark zu bezweifeln."

„So," entgegnete der Hauptmann mit verstelltem Ernste; „dann ist wohl Mademoiselle so gütig, die Ehrenhaftigkeit des Hauptmann Grob in Zweifel zu ziehen?"

„Herr des Himmels!" zürnte Thekla, welcher kein Prädikat ärgerlicher war, als das ihr eben beigelegte, „Du hast diese Medaille ja nicht getragen, und Deine ganze Würdigung ließe sich leicht daraus nachweisen, daß Du vergessen hast, eine solche Münze in Deinem Hause zu haben, wenn Du nicht andere wichtigere Dinge auch vergäßest."

„Par exemple?"

„Nun, daß ich, so lange ich zu denken vermag, nie etwas sagen kann, was Deiner Ehrenhaftigkeit nur entfernt zu nahe träte."

„Gut, Thekla, aber dann laß doch diese Medaille als Erinnerungszeichen gelten, das Louis Napoleon dem Andenken seines großen Oheims widmete."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Blondier, der große Seiltänzer und Minnesänger Jung-Amerika's, der zuerst mit einer Guitarre, dann mit einem Eimer Wasser in der Hand, später mit einem Sacke über dem Haupte und zuletzt mit einem Kollegen auf dem Buckel den Niagara auf einem Seile überschritt, hat jetzt ein neues Kunststück ausgeführt. Er nahm einen wahrhaftigen, anständig großen, eisernen Kochofen mit auf den Weg, und wie er dessen eine Hälfte zurückgelegt hatte, machte er sich's auf dem Seile mit einigen Burzelbäumen more sou so bequem wie möglich, stellte seinen Ofen vor sich hin, machte Feuer, sott sich einige Eier weich, verspeiste sie, verdaute sie vermittelst zweier anderer Burzelbäume und setzte dann mit seinem Ofen die zweite Hälfte des Seiles glücklich zurück. Wenige Menschen und Affen werden ihm diese That nachmachen, und doch — o über den Undank des Jahrhunderts! — hatte sich das Publikum nur spärlich eingefunden, und die Wenigen waren, glaubwürdigen Berichten zufolge, durchaus nicht enthusiasmirt. Das kommt offenbar daher, daß Blondier mit dem Ofen auf dem Rücken bei Weitem nicht so viele Chancen, zu ersaufen, hatte, als damals, wo er einen Menschen über's Seil trug.

Aus Bangkok in Siam wird den Hamburger Nachrichten nach einem Familienbriefe u. A. Folgendes mitgetheilt: „Die weltberühmte siamesische Amazonengarde besteht in der That, und zwar aus ungefähr 1000 Mädchen, welche sämmtlich Röcke und Hosen, Flinten und Säbel tragen. So bilden sie die Leibgarde Sr. Majestät. Wenn ich sage: Mädchen, so müßt Ihr Euch darunter nur ja keine zarten, holden Geschöpfe vorstellen. Im Gegentheil, alle sind mehr oder weniger derbe, handfeste Wesen, wie bei uns die tüchtigsten Bauerndirnen, und das müßte schon ein sehr fixer Kerl seyn, der mit einer dieser Leibwächterinnen anzubinden wagte. Ich für meine Person wenigstens danke für jede Annäherung."

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Buchdruckerei

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 222 Samstag, 17. September 1859.

Graf Joachim.

(Fortsetzung.)

Der Brief war ganz kurz. Geehrter Herr Doktor! schrieb sie, Graf Joachim hat Ihnen, als wir die Ehre Ihres Besuchs genossen, schon angedeutet, daß er Ihnen die ärztliche Behandlung seiner Gutsinsassen anzuvertrauen wünscht. Er hat dem früheren Arzte dafür hundert Thaler jährlich bezahlt, und beauftragt mich mit der Anfrage, ob Sie unter dieser gleichen Bedingung sich der ärztlichen Mühwaltung auf den gräflichen Gütern unterziehen wollen. Wäre dieses der Fall, so müßte ich Sie zugleich ersuchen, so bald als möglich nach Hohensteinau zu kommen, da ein schwererkrankter Häusler Ihren Beistand dringend nöthig hat. Hochachtung ergebenst Eugenie Gräfin d'Altremont.

Ich hielt das Schreiben in der Hand, es war wie ein Geschäftsbrief in großem Viereck zusammengelegt, mit dem Gutssiegel gesiegelt. Die Schrift war fest und ausgeschrieben, wie von einer Mannshand. Es mißfiel mir an dem Briefe Alles auf das Höchste, und der trockene Geschäftsstyl, das fest unterschriebene Eugenie Gräfin d'Altremont verdrossen mich auf das Aeußerste. Ihr Bild ging mir darin unter.

Draußen regnete es. Wir hatten am Tage ein Gewitter mit starkem Hagelschlag gehabt, die Luft war sehr kalt geworden, und durch den bewölkten Himmel war der Abend dunkel. Ich dachte mir, wie oft ich in Schnee und Regen, bei Nacht und Nebel, bei grundlosen Straßen, die Fahrt nach Hohensteinau würde machen müssen. Die Güter lagen eigentlich viel weiter von meinem Wohnort entfernt, als ich vernünftiger Weise meine regelmäßige Praxis ausdehnen durfte, und was gewann ich damit, wenn ich diese neue Kundschaft annahm? Was hatte ich von dem Zusammenhange mit den Bewohnern jenes Schlosses Angenehmes zu erwarten, das mir heute in der Erinnerung wie ein verwünschter Palast erschien? — Die Einnahme von hundert Thalern wog bei meinen Verhältnissen die Beschwerden, den Zeitverlust, die mögliche Versäumniß in der Stadt nicht auf, und Ehre war in Hohensteinau nicht zu holen. Was der Einblick in die Zustände der dortigen Familie bieten konnte, hatte ich gesehen; mich gelüstete es nicht, den Planen der Gräfin oder des Grafen zu dienen. Mochten sie einander das Leben weiter fort verbittern, wie sie es bisher gethan; mochten Eckbert und Lina sich selber helfen, und Eugenie mit ihrem Curialstyl und ihrer männlichen Handschrift in Gottes Namen die Verstandes- und Freundschaftsehe mit dem Grafen schließen. Ich hatte in Hohensteinau nichts zu suchen, es lag mir wirklich viel zu weit von meinem Wohnort entfernt, es schien mir nach der einen wie nach der andern Seite unzulässlich, diese Verantwortlichkeit zu übernehmen. Ich lehnte also das Anerbieten augenblicklich in dem höflichsten und förmlichsten Briefe an Eugenie ab, und fühlte mich sehr zufrieden, als ich dem Boten das Schreiben eingehändigt hatte, als ich hörte, wie er damit die Treppe hinunter und zur Hausthüre hinausging.

Eine Weile war ich danach guter Dinge. Es freute mich, daß ich bereits im Stande war, nur weil mir es so gefiel, auf eine Einnahme zu verzichten, die Vielen an meiner Stelle sehr erwünscht gewesen wäre. Ich ging behaglich im Zimmer umher, mich selbst an meiner Einrichtung ergötzend. Ich sah die Bücherschränke an, die ich mir hatte machen lassen, den Lehnstuhl, welchen eine dankbare Kranke mir gestickt, den neuen Schreibtisch, den ich erst in der vorigen Woche von Berlin bekommen hatte. Er war das werthvollste von meinen Möbeln. Die Arbeit war in jedem Betrachte ein Meisterstück. Ich ging hin, sie in Augenschein zu nehmen, ich machte die Klappen auf, zog die Schiebladen heraus, untersuchte die verborgenen Fächer, erfreute mich an den glänzend polirten Schlüsseln, die Alles übertrafen, was man sonst der Art erhielt, ich konnte von dem Schreibtisch nicht fortkommen, und — ich mochte es machen wie ich wollte, der Brief Eugeniens lag überall, wohin ich sah. So oft ich ihn auch verächtlich auf die Seite geschoben hatte, das große, dicke Quartblatt lag immer auf dem Platze, auf den sich meine Augen zunächst richteten.

Das ist ja wie Kasems Pantoffel! rief ich ärgerlich aus, und nahm den Brief, um ihn zu zerreißen. Die Handschrift hatte aber etwas Merkwürdiges, das mich verlockte, sie noch einmal zu betrachten. Diese graden, festen, regelrechten Linien und Buchstaben, diese Klarheit der Schrift hatte ich noch bei keinem Frauenzimmer gefunden. Eine Unwahrheit, eine Halbheit zu schreiben mit solchen Lettern, kam mir als eine Unmöglichkeit vor. Aber — warum hatte sie nicht ein Wort für mich, nicht ein freundliches Wort, das dem Menschen, nicht dem Arzte gegolten hätte, in dem ganzen Briefe gesagt?

Ich sah den Brief an, als müßten zwischen den sichtbaren Zeilen noch andere Zeilen, noch andere Worte hervortreten. Ich las die Worte wieder und wieder, ich wollte, da ich nichts Freundliches darin finden konnte, wenigstens das Zeichen eines Mißmuths, einer Gereiztheit, oder auch des Zornes in dem Brief entdecken. Indeß, ich mochte ihn lesen und deuten wie ich wollte, er sagte nichts, als was darin zu sehen war. Jeder Amtsschreiber hätte ihn so und nicht anders abfassen müssen, und ärgerlich warf ich ihn wieder fort.

Ich hatte noch ein paar Besuche zu machen, es war Zeit, daß ich mein Haus verließ. In der Dunkelheit der Straße dachte ich, daß es sehr dunkel sey, und daß jetzt der Wagen von Hohensteinau sich schon auf dem Heimwege befinden werde. Es konnte, selbst wenn er scharf darauf zufuhr, nach elf Uhr werden, ehe er das Schloß erreichte. Ich stellte mir vor, wie der Wagen über das Pflaster des Wirtschaftshofes rasseln würde. Bei der Stille der Nacht mußte man das auch in dem Flügel hören, welchen die Gräfin d'Altremont bewohnte, und ich zweifelte nicht daran, daß Eugenie die Rückkehr des Wagens erwarten würde. Sie hatte ohne alle Fragen darauf gerechnet, mich heute noch zu sehen! — Nun! dachte ich, es wird nicht die erste, es wird nicht die letzte Enttäuschung seyn, welche sie erfährt. Ich wollte mich darüber freuen, daß ich ihr für ihren Hochmuth eine Lehre gegeben hatte, aber das war wirklich keine Freude, was ich fühlte.

Mit mir selbst beschäftigt, trat ich bei meinem Kranken ein, und jetzt erst, am Bette des Leidenden, fragte ich mich: was wird aus dem Manne werden, für welchen man in Hohensteinau meine Hilfe forderte? — Es war das Erstemal, daß ich meinen Beistand verweigert hatte, wo man ihn begehrt. Ich machte mir die bittersten Vorwürfe darüber. Ich war gesonnen, augenblicklich meinen Wagen anspannen zu lassen, ich hatte Lust, Postpferde zu nehmen, um meine Pflichtversäumniß gut zu machen. Wenn ich dann aber ankäme, und ich fände einen andern Arzt, was sollte ich sagen? was sollte man von mir denken?

Mein Zustand wurde schlimmer und schlimmer. Ich ging unter einem Vorwande in das Gasthaus, in welchem die Wagen von den Gütern einzukehren pflegten. Vielleicht war der Kutscher, — es war dießmal nicht der Pandur gewesen, — vielleicht war der Kutscher, saumselig wie solche Kutscher sind, noch gar nicht abgefahren. Indeß ich hatte dem Burschen Unrecht gethan, er war sobald er gefüttert hatte, wieder aufgebrochen. Ich fragte, ob er vielleicht zu einem andern Arzte gegangen sey, denn ich wäre nicht zu Hause gewesen, als er bei mir vorgekommen. Man wußte davon nichts, er hatte nichts gesagt.

Von dem Gasthause wanderte ich nach dem Casino. Ich besuchte es sehr selten, ich wollte nur einmal sehen, ob meine beiden Kollegen sich vielleicht dort befänden; aber keiner von ihnen war in der Ressource, und ich wandte mich nach Hause, weil ich Niemand wußte, zu dem ich in so später Abendstunde noch hingehen konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Französisch und Deutsch.

(Fortsetzung).

„Wäre die Medaille bloß an Franzosen verliehen worden," fuhr Thekla fort, „so würde ich Deine Ansicht theilen, selbst wenn die Geschichte eine weniger genaue Charakteristik des kleinen Neffen gäbe. Unter den vorhandenen Umständen ist aber die Verleihung der Helena-Medaille an so viele Deutsche wieder eine Beleidigung, weil sie als ein Versuch angesehen werden muß, einmal die Stimmung des Volkes zu sondiren und anderntheils die Sympathieen für das französische Kaiserhaus zu wecken. Wahrlich, ein prächtiges Pröbchen der Vorstellung, welche sich der gallische Hochmuth von der Dummheit des deutschen Michels macht. Die Geschichte der Neuzeit beweist es ganz deutlich, daß Louis Napoleon schon lange an einen Krieg mit Deutschland gedacht und etwaige Eventualitäten vorbereitet hat, denn was er dem eigenen Volke gesagt, gibt die beste Erklärung davon, welche Glaubwürdigkeit seine Deklamation über Friedensliebe und Völkerbeglückung verdienen. Genau genommen dürfte es schwer zu sagen seyn, was in der Geschichte der Helena-Medaille am stärksten zu betonen ist, ob die den Deutschen angethane Schmach oder der Mißbrauch des Andenkens Napoleon's I. Nun aber noch einmal, Onkel Groh, wie bist Du zu dieser Medaille gekommen?"

Hauptmann Groh war bei dieser Auseinandersetzung des erregten Mädchens wirklich ganz ernst

geworden und hielt es an der Zeit, die gewünschte Auskunft zu geben.

„Als ich früher noch öfter nach W. kam, wurde ich auf den Wunsch einiger Bekannten Mitglied des dort entstandenen Veteranenvereins, den ich um der Harmlosigkeit seiner Tendenz willen längere Zeit gern besuchte. Später fielen allerdings diese Besuche spärlicher aus und hörten mit der Zeit ganz auf, ohne daß ich es für angemessen hielt, meinen förmlichen Austritt aus dem Vereine anzuzeigen, weil ich die geringe Mitgliedersteuer den bedürftigen Veteranen nicht entziehen wollte. Von diesem Vereine war nun über die Angelegenheit der Helena-Medaille diskutirt worden, wobei sich die Meinungen so entschieden theilten, daß der Verein die größte Zahl seiner Mitglieder verlor. Die Verbleibenden entschieden sich für das Annehmen der Medaille, man meldete sich in pleno, und so erhielt auch ich ein Exemplar, weil ich kurze Zeit unter Napoleon's Hülfstruppen gedient habe. Irre ich nicht ganz, so muß auch das betreffende Begleitschreiben noch dabei liegen."

Nach dieser Erklärung sprang Thekla auf den Alten zu und, ihn zärtlich umschlingend, sagte sie froh: „Dachte ich doch gleich anfänglich, daß Du ohne Deine Mitwirkung zu der Medaille gekommen seyn würdest, aber nun schickst Du sie doch zurück?"

„Ich? durchaus nicht!"

„O doch, liebster, bester Onkel; es würde mich stets stören, wenn ich bei Dir wäre und wüßte dieses Zeichen in Deinem Zimmer, oder wenn ich denken müßte, Du gefielest Dir im Besitze dieser Denkmünze!"

„Nun, das Letztere wirst Du wohl aus dem Grunde nicht glauben, weil Du die Art und Weise wie ich dieses Ehrenzeichen erhielt, jetzt kennst. Aber Du verfällst mit Deinem Eifer für die deutsche Sache in denselben Irrthum, dem sich der Kaiser Napoleon und die deutschen Medaillenträger hingeben. Jener glaubte Sympathieen erwecken oder die Stimmung erforschen zu können, und irrte, wie in vielen seiner Maßregeln, bei denen er sich die Stelle des Oheims dachte, ohne zu überlegen, welche ganz andere Sache es um die Person und die Zeit Napoleon's I. als um die Person und Zeit Napoleon's III. ist, und daß, wenn ja noch einige Bewunderung des Namen Napoleon's unter den Deutschen gefunden werden sollte, diese lediglich dem Kriegshelden gilt, als welchen sich der Neffe trotz des italienischen Feldzugs in keiner Weise zeigen wird; ja es ist sogar sicher, daß Napoleon III. durch sein früheres Leben, wie durch seine späteren Intriguen die noch etwa vorhanden gewesene Achtung vor seinem Namen bedeutend herabgestimmt hat. Ferner irrte Louis Napoleon, als er meinte, an den Abnehmern der Helena-Medaille die Stimmung des Volkes kennen zu lernen. Sehen wir ab von dem Alter, in welchem diese guten Leute stehen, nach welchem sie einer bereits vergangenen Zeit angehören, so ist es denn doch ganz gewiß, daß sich der allergrößte Theil durch die Eitelkeit, ein Band im Knopfloch tragen zu dürfen, verleiten ließ, sich als Streiter unter Napoleon I. zu melden, und der Werth, den das Urtheil eines eitlen Alten hat, wird so ziemlich mit dem einer Auszeichnung zusammenfallen, die so verdient, so ausgeboten, so verliehen und so gewürdigt wurde, wie die Helena-Medaille. Die Zurückgabe vieler Exemplare dürfte die französische Regierung über die gehegten Erwartungen enttäuscht haben, aber meiner Ansicht nach heißt es dem Kaiser Napoleon und seiner Medaille zuviel Ehre anthun, sie erst zurückzuschicken; in der Nichtbeachtung derselben besteht die beste moralische Niederlage für den kleinen Neffen und seine Politik."

„Von Deinem Standpunkte aus betrachtet, ist diese Ansicht gewiß richtig. Du wirst aber zugeben, lieber Onkel, daß es unter den Inhabern der Medaille nicht gerade sehr Viele geben dürfte, welche sich zu dieser Höhe der Anschauung erheben, und dann ist es Pflicht eines jeden Deutschen von politischer Bildung, den beschränkteren Geistern durch Wort und That voran zu gehen. Ich halte es um Derer willen, durch welche Du die Denkmünze erhieltest, für nothwendig, daß Du sie ihnen mit der Erklärung zurückschickst, sie möchten selbe dahin zurückgehen lassen, von wo sie kam. Dadurch wird Mancher aufmerksam und zur rechten Würdigung der Sache angeleitet werden.

„Du magst Recht haben, liebes Herz, und wenn Friedrich einmal nach W. geht, kann er die Medaille mitnehmen."

„Nicht doch, Onkelchen, Du mußt eine bestimmte Erklärung dazu geben."

„Also meinst Du, ich solle einen feierlichen Protest beilegen?"

„Ja, Onkel Groß."

„Dazu habe ich weder Lust noch Zeit; solltest Du Dich jedoch versucht fühlen, in meinem Namen zu schreiben, so thue es, und damit ich dieser Angelegenheit nicht noch einmal mit Dir in Widerspruch gerathe, so gebe ich Dir hiemit Vollmacht, Deine diplomatische Note in meinem Namen und Auftrage zu vollziehen."

„Danke, danke, lieber Gold-Onkel; Du sollst mit mir zufrieden seyn und wirst meine Depesche gewiß loben."

„Darauf rechne nicht, denn das ist conditio sine qua non, daß Du mich nicht mehr mit dieser Medaillen-Geschichte behelligst."

Thekla sagte dieß zu, und schon am andern Morgen wanderte ein Bote nach W., um den Fels

der Aergerniß weit von dem Wohnplatze dieser deutschen Herzen zu tragen.

Nach einigen Tagen hatte die Jungfrau die außerordentliche Freude, daß ihr die Erklärung zuging, der größte Theil der von dem erwähnten Veteranenvereine verausgabten Medaillen sey an das nächste französische Militär-Gouvernement zurückgegeben worden, und ein Exemplar, das auf unbekannte Weise in die Hände der hoffnungsvollen Jugend gefallen sey, hätte ein kecker Schulknabe an einem Laternenpfahle aufgehangen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Aus Mecklenburg kommen traurige Berichte über die Schrecken der Cholera. Die Scenen, die der Arzt in solchen Dörfern sieht und kennen lernt, wenn ihn sein schwerer Beruf in jene von allen gesunden Menschen verlassene Hütten führt, sind grausenerregend. Alles Mitgefühl mit leidenden Mitmenschen scheint erstorben zu seyn, alle Bande der Freundschaft und Liebe sind zerrissen und jeder sucht Rettung vor der Tod bringenden Seuche, indem er den Unglücklichen flieht, den der Pesthauch schon erreicht hat. In einem Dorfe in der Nähe von Rostock hatte die Seuche schon Tage lang gewüthet — die Straßen waren wie ausgestorben, denn die Einwohner lagen fast sämmtlich krank oder todt in den Häusern — es wollte sich Niemand mehr finden, der die Todten beerdigte und die Kranken pflegte. In einem Hause des Dorfes lag die ganze Familie an der Krankheit darnieder, nur ein kleines Mädchen von noch nicht 14 Jahren blieb verschont, um Vater und Mutter, Großeltern und Geschwistern die letzten Dienste zu erweisen. Endlich von der Anstrengung erschöpft, legte es sich zu seinem kleinen Brüderchen ins Bett, welches seit Stunden bereits eine Leiche war. Als der Arzt in das Haus des Todes trat, fand er die ganze Familie, welche so Tage lang ohne menschliche Hülfe sich selbst überlassen geblieben war, todt vor, nur das kleine Mädchen lebte noch und wurde durch die Kunst des Arztes wieder hergestellt, um von den Leiden zu erzählen, die die letzten Augenblicke der Verstorbenen mit dem herzzerreißendsten Jammer erfüllt hatten. In einem andern Orte hatte man weder Zeit noch Leute, die vielen Todten ordnungsmäßig zu beerdigen. Die Leichen wurden wenige Stunden nach erfolgtem Tode aus den Betten genommen, nackt, wie sie waren, nach dem Gottesacker gefahren und dort ohne Weiteres in einen Schuppen zu den Anderen geworfen, die ebenfalls noch der Beerdigung harrten. Der Armenvogt hatte die Pflicht, täglich diese Leichen in die roh aus Brettern zusammen geschlagenen Särge zu legen und mit Hülfe des Todtengräbers mit oder ohne Sarg, wie es kam, zu verscharren, denn an ein Begräbniß dachte Niemand mehr. Als der Vogt eines Morgens in den Schuppen tritt, um seine schauervolle Arbeit wieder zu beginnen, sieht er einen Schreinergesellen, nackend und halb erstarrt, mit unter den Leichen sitzen, die am Nachmittage des vorigen Tages dorthin gebracht worden waren und unter denen sich auch der Geselle befunden, den man als anscheinend todt aus dem Bette gerissen und unter die andern Leichen geworfen hatte. In Warnemünde wurde alles Obst, auch das reifste und schönste, ohne Weiteres in die See geworfen und soll selbst der Genuß des Wassers polizeilich untersagt worden seyn.

Man schreibt aus München, 13. September: Hr. Dr. Rothmund, welcher nach der Schlacht von Solferino sich nach Italien begeben hatte, um den Massen von Verwundeten mit ärztlicher Aushülfe beizustehen, hat zu dessen Andenken einige Geschosse mitgebracht, wie sie von den Franzosen nunmehr gebraucht werden; deren nähere Beschreibung möchte von allgemeinem Interesse seyn. Die Kugeln der gezogenen Kanonen haben ganz die Form einer ausgehülseten Eichel; ein paar Zoll von einander abstehend laufen in zwei Reihen rundum die Züge, — bleierne Warzen je 6 Stück. Die ganze Länge dieses abgespitzten Kugelzylinders, welcher hohl, ausgepicht und mit Sprengzeug gefüllt ist, beträgt gegen 10 Zoll, sein Gewicht 6—8 Pfund. Die Spitze schließt eine gutgehende sechskantige Schraube, an deren Rand eben so viele Oeffnungen sich befinden; je nachdem deren eine oder andere abgesteckt wird, kann die Tragweite dieser Geschosse vergrößert oder verkleinert und damit zugleich der Augenblick ihres Platzens annähernd berechnet werden. Auch die französischen Spitzkugeln (von größerem Kaliber als die deutschen), haben ganz die Form einer Eichel; dabei sind sie unten hohl und haben dünnere Kanten, so daß bei der Entladung dieser Hohlraum sich ausbreitend gleichsam umstülpt und hierdurch jene gräßlichen Wunden hervorbringt. (Solche Geschosse waren in früheren, d. h. weniger „zivilisirten" Zeiten gegen das Völkerrecht, fanden daher keine größere Anwendung; wir erinnern nur an die Kettenkugeln — zwei mit Ketten verbundene Kugeln, welche ganze Glieder umrissen.)

Redakteur: Gustav Meffert.

Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung.“

№ 223 Montag, 19. September 1859.

Graf Joachim.

(Fortsetzung.)

Meine Wohnung, die mir noch vor einer Stunde so wohl gefallen hatte, kam mir bei meiner Rückkehr leer und unbehaglich vor. Ich wollte arbeiten, es gelang mir nicht. Ich wollte lesen, ich war dazu nicht gesammelt genug, und zum Erstenmale machte ich die Bemerkung, daß es nichts Traurigeres gäbe, als allein und in einer Junggesellenwirthschaft zu leben. Ich hätte, ich weiß nicht was, darum gegeben, hätte ich jetzt eine Frau und Kinder gehabt, mich zu zerstreuen, oder auch nur meinen Mißmuth an ihnen auszulassen. Ich wußte mich nicht zu beschäftigen, ich wußte mit mir nichts anzufangen. Der Regen, der draußen herabfiel, verdroß mich, meine üble Laune verdroß mich, mein großes Zimmer, dessen Ecken nicht von der Lampe beleuchtet wurden, verdroß mich mit seiner Dunkelheit. Mein einsames Abendbrod widerte mich an, die leblose Regelmäßigkeit, mit welcher mein Diener mir aufwartete, erschien mir einfältig. Ich hätte mich, um den Volksausdruck zu gebrauchen, vor Aerger zerreißen mögen; und wie man einen ungezogenen Jungen zu Bette legt, um ihn nur los zu werden, beschloß ich schlafen zu gehen, um mir nicht mehr zur Last zu fallen.

Aber ich wurde mich nicht los, ich konnte nicht schlafen! Ich hörte Tritte vor meiner Thür auf der Straße, welche sonst um diese Zeit sehr still war. Ich dachte, man käme mich zu holen, richtete mich empor, Alles war ruhig. Eine Weile später kamen Leute, Männer und Weiber vorüber, die lachend mit einander sprachen. Ich ärgerte mich, daß ich so früh zu Bette gegangen war, daß Andere sich amüsirten, während ich hier schlaflos lag, und von Stunde zu Stunde mich in meiner Aufregung steigernd, rief ich endlich so laut, daß ich selber davor erschrack: das muß ein Ende haben, ich heirathe! So geht's nicht länger mehr!

Meine eigenen Worte machten mich stutzig. Es lief mir heiß durch alle Glieder, es war mir, als hätte ich nun des Räthsels Sinn, die Ursache meines Unmuthes gefunden. Es mochte zwei Uhr seyn, aber ich konnte nicht länger liegen bleiben. Ich stand auf, warf den Schlafrock über, und machte die Fenster auf.

Der Regen hatte nachgelassen, die Wolken zertheilten sich, einzelne Sterne kamen auf dem hellen Grunde des Himmels zwischen dem düstern Gewölk hervor. Ein kühler, frischer Wind zog durch die Straße. Von den Pappeln vor meinen Fenstern tropfte der Regen leise herab. Die Kühlung that mir wohl. Die Spannung meiner Nerven ließ nach. Ich war plötzlich weich gestimmt und gerührt, ich verstand mich selbst, ich fand mich wieder, aber das änderte in der Sache nichts — so konnte es nicht weiter gehen.

Ich zündete Licht an, und trat an meinen Schreibtisch. Da lag Eugeniens Brief. Ich sah ihn jetzt sehr ruhig, sah ihn mit andern Augen an. Was hätte sie mir denn anders sagen sollen? Konnte sie es wissen, daß ich nichts gedacht hatte als sie, seit ich sie an jenem Morgen zuerst gesehen? Konnte sie es ahnen, wie ich alle die Zeit her auf diesen Brief von ihr gewartet, wie sehr ich es verlangt hatte, nach dem Schlosse hinausgerufen zu werden? — Es war eine Thorheit, eine knabenhafte Schwäche von mir gewesen, daß ich mir vorgestellt, was sie mir schreiben werde, daß ich mir gar eingebildet hatte, sie werde die Gelegenheit benutzen, mir zu erklären, weßhalb sie sich so schnell gegen mich erzürnt, und woher sie mich hatte ohne ein gutes Wort vom Schlosse scheiden lassen.

Sie hatte Recht, das sah ich ein. Sie hatte das Natürliche, das Schickliche gethan, ich allein hatte wie ein Thor empfunden, wie ein Gewissenloser gehandelt. Und konnte ich daneben denn wissen, ob der Graf nicht solche Briefe seiner Mündel durchzulesen pflegte.

Und wieder erschrack ich vor mir selber, denn wieder befand ich mich auf dem Wege, mir neue Täuschungen zu bereiten. Eugenie war ruhig, war verständig — ich aber, ich hatte eine Leidenschaft für sie im Herzen, und das war es, was so nicht länger bleiben durfte. Ich mußte Herr werden über

diese Leidenschaft, denn sie hatte keine Erfüllung zu erwarten, und über mich selbst, der ich einen Beruf zu üben hatte, welcher den ganzen Menschen ungetheilt beansprucht.

Man wird aber darum noch nicht vernünftig, weil man einsieht, daß man unvernünftig ist. Ich kam nicht leicht zur Ruhe. Ich durchwachte die Stunden bis zum Morgen, und als es Tag ward, als die ersten Kranken mich aufzusuchen kamen, reichte meine Philosophie doch nicht weiter, als bis zur Erkenntniß, wie gut es sey, daß ich zu thun und Pflichten zu erfüllen hätte.

Den Tag und den folgenden war mir zu Muthe, als hätte ich eine schwere Krankheit überstanden, oder als sey mir sonst etwas Besonderes geschehen. Es war ein Riß in mein Leben gekommen. Meine Vergangenheit und meine Zukunft hatten ihren folgerechten Zusammenhang verloren. Ich sagte mir selber nicht, wie elend mir es zu Sinne war, und dabei lebte ich äußerlich fort, als wäre mir gar nichts geschehen, denn in den wenigen Augenblicken ruhiger Ueberlegung, fragte ich mich selber: wie kann ein verständiger Mensch denn so niedergeschlagen seyn über ein zusammengestürztes Luftschloß?

Ich ging meiner Praxis nach, wie sich es gebührte. Ich fuhr am folgenden Tage auch zu einem Krankenbesuche auf das Land, arbeitete am Nachmittage an meinen Journalen, und wiederholte mir alle paar Stunden, daß ich sehr zufrieden mit meinem Loose sey, daß ich recht gethan habe, gleich energisch eine Scheidemauer zwischen mir und meiner Thorheit aufzurichten, und daß ich ein Mann sey, der sich dieses Namens werth mache.

Als ich müde von der Arbeit war, besuchte ich das Haus des Rathsmannes. Die Abende waren schon lang und kühl, die Familie brachte sie nicht mehr im Garten zu. Der Vater war in der Ressource, die Mutter zu einer Spielpartie in der Nachbarschaft. Mademoiselle Elfriede saß allein in ihrer Stube und las beim Stricken. Ich hatte sie schon im vorigen Winter ab und zu einmal in ihrem kleinen Zimmer besucht, und sie dann meist in derselben Weise beschäftigt gefunden. Ich kannte die grünen Wände und die dunkelrothen Gardinen, die heilige Cäcilie über dem Klavier, und den Ofenschirm mit ausgeschnittenen Bildern beklebt. Schon manches Buch hatte ich aus dem Bücherspinde mit ihr herausgenommen, und die beiden Kupferstiche über dem Sopha hatte ich ihr geschenkt. Bei der Pflege ihrer Blumen hatte ich ihr Rath ertheilt, und in diesem schwarzen Kleide, das ihr bis zum Halse hinaufging, und nur wenig von demselben zeigte, hatte ich sie schon so oft gesehen. Sie grüßte mich mit dem herzlichen: willkommen bester Doktor! das von ihrer sanften Stimme sehr ehrlich klang, und sie rückte mir den Stuhl neben sich, genau so wie immer zurecht. Ich ging gern zu ihr, es war mir bisher immer behaglich bei ihr gewesen. Aber als ich an jenem Abende bei ihr eintrat, fühlte ich zum Erstenmale jenes sichere Behagen nicht mehr.

Ich gab ihr die Hand, setzte mich nieder und fragte sie, wie es ihr gehe.

Statt der Antwort legte sie ihre Arbeit hin, und sah mich an. Was fehlt Ihnen? rief sie betroffen.

Mir? mir fehlt nichts! entgegnete ich.

Ist Ihnen Etwas geschehen, lieber Doktor? fragte sie dringender.

Wie kommen Sie darauf? versetzte ich, bemüht, mich ihrer Beobachtung zu entziehen, und meine gute Laune durch meinen Ton auszudrücken.

Auch dieser Versuch entging ihr nicht. Aber sie gehörte nicht zu den zudringlich Hilfreichen, die einem Menschen das Messer ihrer theilnehmenden Beobachtung rechthaberisch an die Kehle setzen, um zu beweisen, daß sie sich nicht irren. Sie beschied sich augenblicklich, und sagte freundlich: es kam mir vor, als wären Sie nicht so gut aufgelegt als sonst.

Grade diese sanfte Bescheidenheit war es aber, welche mir Elfriede so werth gemacht hatte, und weitergehend, als ihre Beobachtung es vielleicht gewagt, sagte ich von einer überwallenden Aufrichtigkeit hingerissen: Ich dachte mir, als ich hier bei Ihnen eintrat, und Sie wieder so wie im vorigen Winter hier sitzen sah, daß Ihr Leben doch recht einförmig ist, und daß Sie sehr allein seyn werden, wenn ich wieder nach Berlin zurückkehrte.

Sie wendete den Kopf nach mir, blickte mich mit Verwunderung an, und sagte: denken Sie denn schon daran?

O! nein! fürs Erste nicht! versicherte ich, und wußte selbst kaum, weßhalb ich jene Bemerkung gemacht hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Französisch und Deutsch.

(Fortsetzung.)

2. Der Maler.

„Reiten wir heute, Onkel Groh, oder ziehst Du es vor, spazieren zu gehen?" fragte Thekla, als an einem heitern Nachmittage der Kaffee in dem Gartensalon getrunken wurde.

„Wie Du willst, mein Herz," gab der Gefragte zurück, „mir ist Beides recht."

„Wenn dieß der Fall ist," nahm Madame Kurzbach das Wort, „so würde ich zu einem Ausfluge

zu Pferde rathen, weil ich an Vetter Rudolph etwas zu bestellen habe, was Thekla übernehmen könnte. Ein Bote ist jetzt schwer zu haben, und unsere Leute sind bei der Arbeit zu nöthig."

„Ja, ja, Frau Tochter, wir reiten hinüber und richten Deine Botschaft aus. Laß die Pferde satteln, Thekla, und halte Dich bereit, daß wir in einem halben Stündchen ausrücken können.

„Zu Befehl, Herr Hauptmann," antwortete Thekla, militärisch salutirend, und ging, das Erforderliche zu besorgen.

„Lange wirst Du aber wohl nicht ausbleiben, Papa?" fragte Madame Kurzbach; „die Abende werden zuweilen schon etwas kühl."

„Vor Abend werden wir kaum zurückkommen, denn Rudolph würde sich gekränkt fühlen, wenn wir so bald wieder wegritten, und ich unterhalte mich auch ganz gern mit ihm. Uebrigens möchte ich bei dieser Gelegenheit gleich fragen, was Du zu einer Verbindung zwischen Thekla und Rudolph meinst?"

„Daran habe ich eigentlich noch wenig gedacht, da es mir scheinen will, als würde sich Thekla schwer entschließen, von uns zu gehen. Sollte der Fall jedoch eintreten, so wäre mein Vetter Rudolph ein ganz angenehmer Schwiegersohn. Natürlich setze ich voraus, daß sich die beiden jungen Leute wirklich lieben lernen, was wenigstens von Seiten Thekla's noch nicht der Fall zu seyn scheint."

„Ganz meine Ansicht, Frau Tochter, doch weiß ich, daß es von Seiten Rudolph's sehr stark der Fall ist, oder ich müßte mich täuschen. Mir sagt Rudolph auch zu, und da denke ich, wir lassen der Sache ihren Lauf, und sprechen nicht eher wieder davon, bis die Herrschaften selbst anfangen. Deine Meinung wollte ich aber hören, weil ich fürchten mußte, mein Wunsch, diese Verbindung geschlossen zu sehen, könne mein Urtheil über die Vortheile derselben bestochen haben. Kommt Zeit, — nun, dann kommt auch Rath, und Zeit haben Beide noch."

„Gewiß, mein guter Papa, und dann kommt auch Thekla nicht weit weg, wenn sie je mit Rudolph zöge," neckte Madame Kurbach.

„Richtig gezählt, Madamchen," scherzte der Hauptmann fort; „fort ließe ich sie auch nicht, oder zöge mit, dann möchtest Du mit dem Gute machen, was Du wolltest."

Kaum hatten diese beiden Personen den Garten verlassen, als ein junger Mann aus dem Bosquet trat, wo er jedenfalls als Lauscher versteckt gewesen war. Einige rasch um sich geworfene Blicke überzeugten ihn von seinem völligen Alleinseyn und eine triumphirende Miene zeugte von der Zufriedenheit mit den gemachten Wahrnehmungen.

„Also ein alter Herr, gewesener Soldat, verliebt in Schwiegertochter und Titularnichte; soweit trifft die Auskunft. Aber Louis Bertram sey vorsichtig, der Hauptmann wird mißtrauisch gegen den Fremden seyn, der auf das hübsche Kind Jagd macht. Madame scheint wenig gelten zu wollen und sich als glückliche Hausfrau zu gefallen, welche die eigene Tochter als jüngere Schwester behandelt. Mademoiselle — etwas affektirt, etwas verzogen, etwas — hm — etwas, doch ich muß erst sondiren. Vor Allem, wer ist Vetter Rudolph und wo wohnt er, damit ich den Heimkehrenden in die Hände laufe, um möglichst bald bei ihnen eingeführt zu werden." Mit diesen Worten schlüpfte der Mann, dessen Aeußeres einen angenehmen Eindruck auf den flüchtigen Beschauer machen mußte, in das Gebüsch zurück, da Auftreten und Haltung, Sicherheit und Gewandtheit fast etwas Elegant-Militärisches zeigte; Züge und Geberdenspiel sprachen für einen gewissen Grad von intelligenter Bildung, Haare und Bart hatten einen ebenfalls militärischen Schnitt, letzterer à la Louis Napoleon; das Feuer der lebhaften Augen verrieth die Beweglichkeit und Schmiegsamkeit des Südländers, doch ließ ein zuweilen bemerkliches Lauern des Blickes auch auf einige Hinterlist schließen. Die Kleidung war die unserer jungen Maler, auch trug er nach Art dieser Künstler eine Mappe unter dem linken Arme, während die kräftige Rechte mit einem Stocke bewehrt war, der bei starkem Aufstoßen auf eine Weise klirrte, wie man es von einer Art bei uns verbotener Waffen zu hören bekommt.

Nach kurzer Zeit erschien der junge Mann wieder auf der Spitze einer bewaldeten Anhöhe, welche das Gut Grohberg mit dem größten Theile seiner Umgebung beherrschte, und wartete dort das Abreiten des Hauptmanns und seiner Nichte ab, um sich über den von ihnen genommenen Weg zu unterrichten. Bald sah man ihn den frischen Pferdespuren folgen, bis der Weg durch eine Senkung zwischen zwei Höhenzügen zu einem förmlichen Passe wurde, der die Aufmerksamkeit unseres Wanderers in hohem Grade in Anspruch zu nehmen schien, denn er hörte nicht nur auf, die Eindrücke der Hufe zu beachten, sondern er nahm auch aus seiner Mappe eine Karte des Spessartgebirges, suchte emsig nach dem Punkte, wo er sich eben befand, notirte etwas am Rande der Karte und machte sich bald daran, den Rücken der hier unterbrochenen Bergreihe zu untersuchen. Den Weg behielt er unausgesetzt im Auge und kehrte deßhalb rasch nach dem Passe zurück, als er einen daher kommenden Landmann bemerkte.

Anscheinend dem gebahnten Wege folgend, traf unser Mann mit dem Bauer zusammen, von dem er auch bald heraus hatte, daß dieser Weg nach dem Dorfe Thalheim führe, dessen Gerichtsherr Rudolph Hellmuth heiße, mit der Herrschaft auf Grohberg verwandt sey, und wahrscheinlich das Fräulein heirathen solle. Beide Herrschaften seyen

ganz gemeine Leute (wie der Landmann gewöhnlich die Popularität der Gebildeten zu nennen pflegt), und wer etwas mit ihnen zu schaffen hätte, könne getrost hingehen. Uebrigens würde der Hauptmann heute wahrscheinlich bald wieder zurückkommen, weil Herr Hellmuth verreist sey, wie er selbst in Thalheim erfahren habe.

Diese Auskunft befriedigte den Frager vollkommen, denn er entließ den gesprächigen Bauern, nachdem er von ihm noch erfahren hatte, daß er Joseph Hehle heiße und in dem zu Grohberg gehörigen Dörfchen wohne.

Sobald sich der junge Mann allein sah, nahm er auf einer dem Passe gegenüberliegenden Erhöhung Platz und begann emsig zu zeichnen, was um so mehr auffallen mußte, weil er einer wirklich reizenden Thalgegend den Rücken kehrte und eine Bergpartie aufzunehmen schien, welche wenig oder gar nichts Ansprechendes besaß. Eben mochte er seine Arbeit vollendet haben, er verglich und ergänzte noch Einiges — da hörte man das lustige Geplauder einer jungen Dame. Der Zeichner veränderte schnell seine Stellung und blickte aufmerksam nach der entgegengesetzten Richtung. Beim Näherkommen der Reiter, in welchen der Zeichner ganz richtig den Hauptmann Grob und Fräulein Thekla vermuthet hatte, klappte er seine Mappe zu, machte Front und grüßte mit vielem Anstande.

„Wollten die Herrschaften wohl die Güte haben mir zu sagen, nach welcher Seite ich mich zu wenden habe, um den nächsten Ort zu erreichen, in dem eine erträgliche Nachtherberge zu hoffen wäre?"

„Sobald Ihnen die einzuschlagende Richtung gleichgültig ist, mein Herr," antwortete der Hauptmann, „so würde ich Ihnen den Weg empfehlen, den wir nehmen. In einer halben Stunde können Sie Grohberg erreichen und ohne hochgespannte Ansprüche dürfte es in dem Wirthshause des Ortes schon eine Nacht auszuhalten seyn."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Durch die neueste indische Post erfahren wir, daß ungeachtet aller Strafandrohungen doch wieder einmal eine Wittwe von altem Hinduglauben lebendig verbrannt worden ist, und zwar in Khungur. Die Bewohner dieses Dorfes wollten der Frau Anfangs nicht willfahren; aber eingeschüchtert durch ihre Verwünschungen, errichteten sie ihr am Ende doch den Scheiterhaufen, und ließen sich auch herbei, ihn anzuzünden. Dafür wurde das Dorf mit 500 Rupien gebüßt, und die Rädelsführer zu Gefängnißstrafen von 2—10 Jahren verurtheilt. Khungur wird sich wahrscheinlich so bald nicht wieder erlauben, eine Wittwe zu verbrennen.

In einer Thurmruine der Stadtmauer, mit welcher die Stadt Lauenburg in Pommern noch vom Mittelalter her umgeben ist, hat man, wie die „Pomm. Ztg." berichtet, am 9. Sept. bei der Aufräumung des verschütteten Innern ein Geschütz ältester Konstruktion und einen Haufen steinerner Kugeln von der Größe eines Kinderkopfes entdeckt. Das Geschütz ähnelt unseren heutigen Haubitzen, ist aber nur zwei Fuß lang, wiegt 197 Pfund und scheint größtentheils aus Kupfer mit geringem Zusatz von Zink zu bestehen. Die Mündung hat sechs Zoll im Durchmesser, das Zündloch ist mit einer Verzierung versehen, eine Jahreszahl oder ein Buchstabe ist aber nirgends zu bemerken.

In Berlin kommen zu den Tabakrauchern nun auch noch Opiumraucher. Schon seit einiger Zeit, wie der „Publizist" berichtet, gibt es daselbst eine Privatgesellschaft, die bei ihren Zusammenkünften Opium raucht. „In orientalischer Tracht liegen dabei die Mitglieder auf schwellenden Divans hingestreckt, und überlassen sich den durch das berauschende Kraut hervorgerufenen Träumen."

Auf den schottischen Eisenbahnen sind jetzt die Lokomotiven mit rauchverzehrenden Apparaten versehen, welche eine Erfindung des Ingenieurs D. K. Clark sind. Es wird dadurch nicht allein viel Brennmaterial gespart, sondern die Reisenden sind auch von einer großen Plage befreit. Diese Einrichtung verdient in Deutschland, wo durch die Lokomotiven sogar schon Feuersbrünste entstanden sind, eine recht baldige Nachahmung.

Der Bey von Tunis beabsichtigt ein Anlehen von sieben Millionen aufzunehmen, um eine von Zaoane und Djughare nach der Hauptstadt führende Wasserleitung wieder herzustellen, mit deren Wasser im Alterthum die Brunnen von Karthago gespeist wurden. Die Ausführung dieser wichtigen Arbeiten ist Hrn. Collie, einem Marseiller Architekten, anvertraut.

Redakteur: Gustav Meffert.

Druck und Verlag der A. Walland'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 224 Dienstag, 20. September 1859.

Graf Joachim.

(Fortsetzung.)

Aber wie kamen Sie darauf, an Ihre einstige Entfernung zu denken? rief Elfriede mit Besorgniß.

Ich war nicht gut gestimmt in diesen Tagen, antwortete ich ihr. Ich habe mancherlei Unbequemlichkeiten, mancherlei Verdruß gehabt, und Niemand, dem ich es eigentlich hätte sagen können. Als ich dann zu Ihnen kam, fiel es mir auf, daß auch Sie hier eigentlich recht einsam sind. Die ganze Einförmigkeit des hiesigen Lebens kam mir in den Sinn, und ich dachte, daß ich es besser haben könnte, und Sie es besser zu haben verdienten.

Elfriede schaute nachdenlich vor sich hin, dann sagte sie: ich habe mich nicht zu beklagen, ich bin nicht unzufrieden.

Wie wenig ist das! rief ich aus.

Wenig und viel, lieber Doktor! Wir Mädchen von gewöhnlichem Schlage haben auf ein Mehr nicht Anspruch. Und wenn Sie bedenken, daß ich durchaus sorgenfrei bin, daß meine Eltern mir innerhalb meines und ihres Kreises Freiheit lassen, daß ich gelernt habe, geistige Genüsse zu schätzen, und daß sich doch immer wieder Jemand findet, der lebhafteren Antheil an mir nimmt, so komme ich mir eigentlich recht glücklich vor.

Und Sie hätten wirklich ganz und gar darauf verzichtet, als Weib, als Mutter glücklich zu werden? rief ich unbesonnen aus.

Elfriede wurde roth bis an die Schläfe und bis hinab zum Halse. Sie wissen, ich bin dreißig Jahre alt, lieber Doktor! sagte sie in einem Tone, der halb beschämt, halb traurig klang, und der mir das ganze Herz bewegte.

Was will das bedeuten! rief ich aus, Sie sind —

Sie ließ mich nicht zu Ende sprechen. Das bedeutet vielleicht nicht viel für ein sehr geistreiches oder für ein sehr schönes Mädchen? es bedeutet vielleicht auch Nichts in einer großen Stadt. Aber hier, für mich — Sie brach ab, und fügte dann mit einer sanften Bewegung des Hauptes hinzu: für mich ist es ein großes Glück, daß ich dieß Stübchen liebe, daß es mir wohl darin ist, und daß ich zu schätzen weiß, was mein Schicksal mir hie und da Gutes, was es mir zum Beispiel jetzt wieder mit Ihrer Anwesenheit Gutes geboten hat.

Sie nahm darauf ihr Strickzeug zur Hand, und wir saßen schweigend neben einander. Ich konnte sonst das Stricken niemals leiden. Die kleine rastlose Bewegung der gekrümmten Hände und Finger, das Flimmern und Klappern der Nadeln waren mir eigentlich durchaus zuwider. Aber nach der innern Aufregung, in welcher ich mich seit den letzten Tagen befunden hatte, war mir die Stille sehr angenehm, und es ruhte mich aus, dem Spiele der Nadeln zuzusehen. Ich überlegte, wie oft ich im Laufe der Zeit hier so bei Elfrieden gesessen, und wie gut es immer bei ihr gewesen sey. Als ich heute zu ihr gekommen war, hatte das Gewohnte, das Regelmäßige in ihrem Leben mich als etwas Unangenehmes berührt; jetzt wurde mir die Erinnerung an die ganze Reihe gleichmäßig mit ihr verlebter Stunden zu einer einzigen wohlthuenden Vorstellung. Mir fiel dabei der Ausspruch meines Onkels bei, daß für die Dauer jene Frauen die beglückendsten wären, neben denen man mit Behagen sitzen und schweigen könne, weil man ihres Antheils und ihrer Achtsamkeit eben in jedem Augenblicke sicher sey. Auf Mademoiselle Elfriede paßte das durchaus. Sie war mir immer, und ganz besonders heute, sehr angenehm. Ich dachte, daß sie recht eine Frau nach dem Sinne meines Onkels wäre, ich dachte wie bescheiden sie sey, und daß sie nun bald wieder einen ganzen Winter hindurch die Abende hier einsam sitzen werde. Wir befanden uns in den letzten Tagen des August, der Herbst nahte heran, der Winter war nicht fern, und auch mir standen die langen einsamen Winterabende bedrohlich vor dem Geiste.

Es hinderte mich freilich nichts, meine hiesigen Verhältnisse, sobald ich wollte, abzubrechen, es war indessen kein ausreichender, kein vernünftiger Grund dafür vorhanden; und wollte ich nicht aus einer augenblicklichen Mißstimmung eine Thorheit begehen,

so mußte ich bleiben, wo ich war, mußte ich den Winter durchhalten, so gut ich konnte, so wenig unterhaltend er auch seyn mochte. Ich war niedergeschlagener und muthloser, als ich irgend Ursache hatte, es zu seyn. Es fehlte mir heute noch Nichts von Alle dem, was mir vor wenig Tagen ausreichend für meine Zufriedenheit gedäucht hatte, aber die Verstimmungen, die man selbst grundlose schelten muß, weil man sich ihren Grund nicht eingestehen mag, lasten gerade am schlimmsten. Ich wußte nicht herauszukommen, und je länger das mir Anfangs so angenehme Schweigen währte, um so weniger.

In dem Augenblicke sah ich Elfriede an, und fand ihr Auge mit nachdenklicher Rührung auf mir ruhen. Ihnen bekommt das Leben in den engen hiesigen Verhältnissen nicht, Sie verlieren Ihre Munterkeit! sagte sie.

In meiner Verfassung machte diese ganz natürliche Bemerkung einen tiefen Eindruck auf mich. Meine Sinne waren die Tage her in Liebesleidenschaft erregt gewesen. Ich sehnte mich nach einer Frau, nach Liebe. Ich glaubte diese in Elfriedens Blicken zu lesen, die Zuneigung, das Mitleid, für sie, die Leidenschaft für eine Andere, die wider meinen Willen mir im Herzen brannte, bestürmten mich, und trieben mich vorwärts, trieben mich, einen Ausweg, eine Linderung zu suchen. Ich wollte mich der Qual entledigen, ich mußte ein Ende machen, eine Frau nehmen, mich binden, um mich frei zu machen.

Schnell wie das Blut mir zu Kopf und Herzen stieg, erfaßte ich Elfriedens Hände, und mit der Heftigkeit, in welche ein gewaltsamer Entschluß uns stürzt, sagte ich, Elfriede! werden Sie meine Frau!

Um Gottes Willen, lieber Doktor! rief sie abwehrend, indem sie sich erhob, was fällt Ihnen ein?

Sie entfernte sich unwillkürlich von mir, ihre Zurückweisung setzte mich außer mir. Es war mir sehr schlecht zu Muthe. Ich glaubte eine schwere Herzenskränkung zu erleiden. Meine Eitelkeit war verletzt, mein Eigensinn gereizt, und einzig darauf gerichtet, hier bei Elfrieden wenigstens einen Erfolg, hier wenigstens meinen Willen durchzusetzen, beschwor ich sie, mich ruhig anzuhören. Ich sprach ihr von der Freundschaft, die wir für einander hätten, ich sagte ihr, daß das Leben eines Arztes keinen Raum habe, für jene Leidenschaft, von der sie vielleicht einst geträumt. Ich betheuerte ihr, daß ich mein Glück an ihrer Seite finden, daß ich in ihr Alles besitzen würde, was ich ersehnte, und daß ich Alles aufbieten würde, sie glücklich zu machen. Es kam mir vor, als hinge Tod und Leben für mich von ihrer Entscheidung ab. Ich war in dem sonderbarsten Zustande, in welchem ich mich jemals befunden hatte. Ich hatte eine Art von Bewußtseyn darüber, daß ich eine Komödie spielte, und bei dem dringendsten Bestreben mir Glauben zu verschaffen, doch eben so viel Furcht zurückgewiesen, als erhört zu werden. Indeß je wärmer, je dringender ich wurde, um so besorgter und trauriger sah die gute Seele mich an, und leise den Kopf schüttelnd, sagte sie: was ist Ihnen geschehen? was haben Sie, lieber, guter Freund?

Ihre sanften Worte trafen mich tief. Ich war mich Einemmale entnüchtert, war mir selber wiedergegeben, aber eine quälende Scham bemächtigte sich meiner. Ich setzte mich in einen Sessel, verbarg mein Gesicht mit den Händen, und hatte die Demüthigung wie ein Narr gehandelt zu haben, ein elender Komödiant gewesen zu seyn.

Elfriede kam zu mir und zog mir die Hände von dem Gesicht. Kommen Sie! sprach sie tröstend. Sie haben schon so vielen geholfen, da können Sie sich es auch gefallen lassen, daß man Ihnen einmal hilft. Sie sind nicht Sie selbst gewesen, Sie haben sich aus irgend einem Grunde gewaltsam übertäuben wollen. Was hat Sie dazu gebracht?

Ich konnte ihr nicht gleich antworten, sie stand ruhig wartend neben mir. Aber auch diese Nachsicht drückte mich, und zornig gegen mich selber, rief ich, indem ich aufsprang: stellen Sie sich nicht so über mich, Elfriede! weil Sie kälter sind. Ihre herablassende Ruhe ertrage ich nicht!

Sie werden meine heutige Ruhe bald anders beurtheilen! sagte sie mit derselben Güte. Soll ich denn nicht mehr das Recht haben, Ihre Freundin zu seyn, weil ich Vernunft genug habe, nicht Ihre Frau werden zu wollen? Bedenken Sie doch: Ihre Frau! Und Sie lieben mich gar nicht! Ich bin älter als Sie, habe nie anders, als mit herzlicher Freundschaft an Sie gedacht. Wie sind Sie denn mit Einemmale so in Leidenschaft gerathen? Was ist Ihnen denn grade heute eingefallen? Ich ängstige mich um Sie, lieber Doktor! denn Sie wissen es, ich habe Sie lieb!

Sie wartete, daß ich reden sollte, da ich hartnäckig schwieg, wendete sie sich von mir. Wie elend! rief sie aus, Sie haben nicht einmal Vertrauen zu mir! Gehen Sie! Verlassen Sie mich! Ihr vertrauenloses Schweigen macht das Geschehene zu einer unverzeihlichen Beleidigung! Gehen Sie.

(Fortsetzung folgt.)

Französisch und Deutsch.

(Fortsetzung).

„Danke ganz gehorsamst, mein Herr, für diese freundliche Auskunft,“ fuhr der junge Mann fort,

„denn was die Ansprüche betrifft, so wissen sich Leute meines Schlages schon zu finden. Ich bin Maler und habe die Aufgabe, die besten Partheien des Spessarts aufzunehmen. Daraus wird es Ihnen auch erklärlich werden, wie ich hierher komme und daß es mir so ziemlich einerlei ist, wo ich bleibe, genug, wenn ich nur nicht aus dem Gebirge komme," sagte der junge Mann, indem er rüstig neben dem Pferde des Hauptmanns herschritt.

Dieser schien an dem Maler Gefallen zu finden und verhielt absichtlich seinen Falben, um den Fußgänger nicht zu sehr anzustrengen und noch länger mit ihm plaudern zu können.

„Ich sollte aber meinen, daß Ihnen andere Gebirge mehr Ausbeute geben müßten, denn obgleich ich mein Land und diese Gegend sehr angenehm finde, so habe ich doch noch nie bemerken können, welche besonderen Schönheiten der Spessart enthält."

„O doch, mein Herr, wir Maler sehen allerdings wohl Manches und wissen auch Vieles für unsern Pinsel zu finden, was auf den ersten Blick nicht besonders hervortritt. Ich bin übrigens der Meinung, daß die schönsten Gegenden des lieben deutschen Landes gar nicht nach Gebühr geschätzt werden, und habe es mir zur Aufgabe gemacht, diese Ansicht zur allgemeineren Würdigung zu bringen."

„Darf ich mir die Frage erlauben, mein Herr, ob Sie längere Zeit in dieser Gegend verweilen werden?"

„Das dürfte ganz von Umständen abhängen, da ich gerade nicht pressirt bin, jedoch auch nach Nahrung für meine Mappe suchen muß; einige Tage bleibe ich in jedem Falle hier."

„Dann würde es mir zum Vergnügen gereichen, wenn Sie mir Gelegenheit zur Fortsetzung unserer Bekanntschaft geben wollten; ich bin der Gutsherr von Grobberg, wohin ich Sie adressirt habe."

„Außerordentlich verbunden, mein Herr, werde nicht verfehlen, Ihre Güte anzusprechen. Doch nun bitte ich, daß sich die Herrschaften um meinetwillen nicht länger geniren, Ihren Rossen die Zügel zu lassen, wonach diese auf dem gutgebahnten Wege stark zu verlangen scheinen."

„Gut denn, auf Wiedersehen, mein Herr!" Mit diesen Worten, die Thekla mit einem freundlichen Kopfnicken begleitete, setzten die Reiter ihre Pferde in kurzen Galopp und brachten bald eine ziemliche Entfernung zwischen sich und den Maler, der ihnen laut Adieu, au plaisir de vous revoir! nachrief.

„Ach, Louis Bertram, du mußt ein gebornes Glückskind seyn. Bekanntschaft, Einladung zum Besuch — beides in einem Streiche. J'ai gagné."

„Si non plus," bemerkte auf die letzten Worte des Monologs ein Mann, der unbemerkt an den Maler herangekommen war, da der weiche Rasen, auf dem Beide gingen, das Geräusch der Schritte dämpfte, und fast ebenso schnell verschwand, weil er sofort einen Seitenweg einschlug, ohne unsern Sprecher weiter zu beachten. Bertram war für den ersten Augenblick allerdings etwas verdutzt, doch rekolligirte er sich sofort und schien große Lust zu haben, den unberufenen Schwätzer zur Verantwortung zu ziehen, aber trotz der einbrechenden Dunkelheit konnte er erkennen, daß sein Gegner eine athletische Persönlichkeit war und überdem eine Doppelflinte trug. Vor der Hand begnügte er sich mit dem Vorsatze, künftig die Gewohnheit des lauten Denkens zu unterdrücken und eilte, nach dem Dorfe zu kommen, wo er das Wirthshaus bald erfragt hatte.

Am nächsten Morgen lagerte ein dichter Nebel auf der Landschaft, der später in einen feinen Regen überging, so daß für den Maler Ludwig Bertram aus Hannover, wie er sich dem Wirth nannte, durchaus keine Aussicht war, heute einen Ausflug nach dem Gebirg machen zu können. Hätte er noch laut gedacht, so würden wir gewiß wieder gehört haben, wie er sich zu dem Wetter gratulirte, das ihn fast nöthigte, einen Besuch auf dem Herrnhofe zu machen, wo wir ihn auch sehr bald unter dem oben angegebenen Namen und Charakter im lebhaften Gespräche mit dem Hauptmann finden, das sich zunächst um die Ursachen und Ereignisse des gegenwärtigen Krieges bewegte. Bertram verstand es ganz prächtig, den alten Herrn über seine Ansichten plaudern zu lassen und gab sich das Ansehen eines dankbaren Zuhörers, wodurch er in den Augen seines Wirthes immer mehr gewann. Eine Einladung zum Diner wurde dankbar angenommen und dabei wußte er äußerst geschickt die Sprache auf Bewirthung und Herberge in dem Kruge des Dörfchens zu bringen, die ihm einen kurzen Seufzer entlockte, worauf der Hauptmann in seiner Gastfreundlichkeit so weit ging, daß er dem jungen Manne für die Zeit seines Aufenthaltes in Grobberg sein Haus zur Wohnung anbot. Ein leuchtender Strahl der Freude flog bei diesem Anerbieten über das Gesicht Bertrams, der jedoch ablehnen zu wollen schien, weil er fürchten zu müssen vorgab, er werde durch die Gewohnheit geniren, sich bei seinen Exkursionen in keiner Weise durch die Zeit bestimmen zu lassen, so daß er nicht selten erst tief in der Nacht oder auch gar nicht heimkehre, wenn ihm vielleicht einfalle, die Scenerie einer Landschaft im Mondscheine zu beobachten.

„In dieser Hinsicht brauchen Sie sich durchaus keinen Zwang anzuthun," entgegnete der Hauptmann, „denn Sie sollen ganz allein wohnen. Der Gartenpavillon, den wir von hier aus sehen können, enthält einige ganz niedliche Zimmerchen, in denen Sie gut aufgehoben seyn werden und dann gehen oder kommen können, wenn Sie wollen, ohne irgendwie

zu stören. Durch den Klingelzug, welcher in das Hauptgebäude geleitet ist, können Sie sich jederzeit einen Diener herbeirufen, und gedenken Sie nicht mit uns zu speisen, so brauchen Sie nur der Köchin Ihre Anweisungen zugeben zu lassen. Haben Sie dann und wann ein Stündchen Muse, so wird es uns Vergnügen machen, es Ihnen verplaudern zu helfen."

„Ganz charmirt, Monsieur le Capitain. Solch' freundliche Offerte wage ich nicht abzulehnen, selbst auf die Gefahr hin, den Herrschaften zudringlich zu erscheinen. Nur bitte ich ganz ergebenst, daß weder Madame noch Mademoiselle weitere Notiz von meiner Anwesenheit nehmen, oder sich meinethalben geringst bemühen."

„Ohne Umstände, Herr Bertram. Auf Eines erlaube ich mir aber um des lieben Friedens willen aufmerksam zu machen —"

„Cela me fait bien du plaisir."

„Wollen Sie mit meinem Herzblatte auf gutem Fuße bleiben, so sprechen Sie nicht französisch; sie ist ein so spezifisch deutsches Mädchen, daß ihr bei jeder auch noch so entfernten Erinnerung an den gallischen Hahn die Zornesader schwillt."

„Onkel, Onkel," sagte die erröthende Thekla, setzte aber sich schnell besinnend hinzu: „Doch ja, ich läugne es nicht, daß mir eine Erinnerung an das jetzige Frankreich unangenehm ist. Dieses Gefühl gilt aber mehr dem Kaiser und seinem Gebahren, als dem französischen Volke, gegen das ich wie auch gegen die Sprache desselben, keinerlei Vorurtheile habe."

„Aber, mein Fräulein, ist nicht Louis Napoleon ein so achtungswerther Fürst, als irgend einer auf dem französischen Throne saß, wird er nicht von seinem Volke verehrt, das er zu seiner dermaligen Größe geführt, genießt er nicht die allgemeine Achtung, die er schon um der Erhaltung des europäischen Friedens willen vollkommen verdient?"

„Diese Ansicht vermag ich allerdings nicht zu theilen und halte mich ebensowenig für berufen, die Ihrige, mein Herr, zu bekämpfen," entgegnete Thekla etwas verletzt. „Jetzt wiederhole ich aber selbst meines guten Onkels Scherz und zwar im vollen Ernst: ich bin spezifisch deutsch gesinnt."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Der jüngst gestorbene Kaiser von Fez und Marokko, Muley Abderrhaman, war 1778 geboren, und hatte demnach ein Alter von 81 Jahren erreicht. Als sein Vater 1794 starb, bemächtigte sich sein Oheim, Mulei Soliman, ein Ungeheuer in Menschengestalt, des Thrones, auf dem er bis zu seinem 1822 erfolgten Tode saß. Er erfand Todesstrafen und Torturen, die vor ihm unbekannt waren. So oft er zu Pferde stieg und im Sattel saß, zog er ein Pistol aus dem Halfter und sagte dem Sklaven, der im das Pferd vorgeführt hatte, eine Kugel durch den Kopf. Sein Lieblingsvergnügen war der sogenannte Mauertod. Er ließ nämlich um eine Anzahl Sklaven eine Mauer aufführen, die ihnen bis an die Köpfe reichte hierauf die Gesichter der Unglücklichen mit Honig bestreichen, die dann von den Fliegen und Insekten aufgezehrt wurden, und belustigte sich an den Qualen dieser Opfer. Vor seinem Tode setzte er fest, daß sein Neffe, dem er bisher den Thron vorenthalten hatte, ihm nachfolgen sollte. Dieser zeigte sich sehr menschlich, und war ein geschickter Regent. Er hat siebenzehn Kinder hinterlassen, von denen sein ältester Sohn, Sidi Mahomed, jetzt 56 Jahre alt ist. Derselbe gilt für einen energischen Charakter. Mehrere Statthalter der Provinzen sind seine erbitterten Feinde, und eben so sind die bedeutendsten Stämme im Westen ihm feindlich gesinnt, was voraussehen läßt, daß er große Schwierigkeiten zu überwinden haben wird.

In Paris wollte ein reicher Kaufmann aus Bordeaux das Einrücken der italienischen Armee in einem Café-Restaurant der Boulevards recht mit Muße betrachten, bestellte ein splendides Frühstück und glaubte sich dadurch berechtigt, auch ein Fenster im Entresol in Beschlag nehmen zu dürfen. Der Zug dauerte etwas lange, und als Alles vorbei war, ließ der Gast sich vergnügt die Rechnung geben. Dieselbe betrug: 389 Fr., nämlich 89 Fr. fürs Frühstück und 300 Fr. für das Schaufenster.

Im Kanton Solothurn sind am 19. d. M. in Erschwyl am Thierstein Zwillinge getauft worden, deren Vater 90 Jahre alt ist und die einen Stiefbruder von 70 Jahren haben. Ein Enkel von 35 Jahren war Pathe. Mit dem 79. Jahre trat der Vater in die zweite Ehe, aus der die Zwillinge sind.

Was der arme Louis Napoleon für Arbeit hat! Erst die Mühe, die mittelitalienischen Staaten aufzubringen, und jetzt wieder die Sorge, sie unterzubringen.

Redakteur: Gustav Neffert.

Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 225 Mittwoch, 21. September 1859.

Graf Joachim.

(Fortsetzung.)

Elfriedens gerechter Zorn erreichte, was ihre Güte nicht erlangt hatte. Ich überwand mich, um sie zu versöhnen, und nach schwerem inneren Kampfe sagte ich: ich liebe die erste Liebe meines Lebens — und ich werde nicht wiedergeliebt! —

Mir traten die Thränen in die Augen, aber nun ich die Worte gesprochen, nun ich mir selber eingestanden hatte, was mir auf dem Herzen lag, ward mir plötzlich leichter.

Wen, wen lieben Sie? fragte Elfriede so schnell, als besorgte sie, der Augenblick befreiender Entschlossenheit könne sonst vorübergehen.

Die junge Gräfin d'Altremont! antwortete ich ihr; und nun schwiegen wir Beide, aber ich war wie neugeboren. Mein Zorn gegen Eugenie war mit Einemmale entschwunden. Ich liebte sie in aller meiner Kraft, ich war glücklich, sie zu lieben, und ich hatte daneben eine so warme zärtliche Empfindung, eine solche Verehrung für Elfriede, daß ich ihre Hände erfaßte, und sie ihr küßte und wieder küßte.

Sie ließ es lächelnd geschehen. Wie dankbar er ist, daß ich ihn nicht heirathe! rief sie, daß ich ihn nicht so glücklich mache, wie er es von mir verlangte! —

Aber ihr Ton und ihre Mienen waren voll so reiner Güte, daß ihr Spott mich nicht verletzte, daß ich ihn vielmehr als einen neuen Beweis der Feinheit erkannte, mit welcher sie mir über die ersten Augenblicke fortzuhelfen trachtete, bis sie mich zum Reden, zum Aussprechen und Erzählen aufgelegt fand.

Ich saß noch lange bei ihr, sie hörte mir wie eine Schwester zu. Indeß weder sie noch ich wußten im Momente einen Weg, einen Vorwand zu finden, mit dem ich meine Ablehnung der Praxis gegen den Grafen Joachim ungeschehen, und meine Rückkehr nach Hohenstreinau möglich machen konnte; und als wir die Thüre des Hauses öffnen hörten, als die Mutter Elfriedens von ihrer Gesellschaft heimkehrte, brach ich auf, wie Einer, der sehr viel erlebt und Ruhe nöthig hat.

Achtes Kapitel.

Der nächste Tag war ein Sonntag. Das Wetter war hell, es machte sich schon Etwas von der belebenden Frische des Herbstes in der Luft fühlbar. Die Leute in den Straßen gingen schön geputzt spazieren, ich selbst hatte mein inneres Gleichgewicht wieder erlangt, und hatte eine ganze Menge guter Vorsätze und Pläne in mir fertig. Damit ist ein junger Mann aber immer in einem behaglichen Zustande, denn er traut sich's zu, leisten zu können, was er sich vornimmt, und erlangen zu können, was ihm unentbehrlich erscheint.

Schon am frühen Morgen ging ich zu Elfriede, und wir waren herzlicher als je mitsammen. Sie fühlte sich gehoben durch die unableugbare Ueberlegenheit, wie durch die verständige Güte, welche sie mir bewiesen; und ich achtete und verehrte sie heute doppelt, weil sie mich in der That abgehalten hatte, einen dummen Streich zu machen. Dabei sah sie ganz verjüngt aus; wir genügten uns als Vertrauende, und da ihr das Loos der Männer immer als ein bevorzugtes erschien, weil sie nicht zum Dulden, sondern zum Handeln angewiesen sind, so fand sie mich beneidenswerth, da ich einen Preis vor mir hatte, den zu erringen nicht außer meiner Macht lag.

Wir kamen überein, daß ich ganz ruhig an einem der nächsten Tage nach Hohensteinau hinausfahren, und nach dem Befinden der alten Gräfin hören sollte, als hätte meine abschläg'ge Antwort nur der Praxis unter den Gutsinsassen gegolten, und was dann geschehen werde oder könne, schien mir im Augenblicke ganz gleichgültig, da mich die Hoffnung Eugenie wieder zu sehen, ausschließlich beschäftigte. Wir rechneten aus, daß ich am Dienstag ziemlich frei von anderer Beschäftigung seyn würde, wenn nicht ein unvorhergesehener Krankheitsfall mir in die Quere käme, und mit dieser Aussicht auf den Dienstag ging der Sonntag mir sehr heiter hin.

Indeß am Montag erschien die Sache mir wieder in einem andern Lichte. Ich hatte gesehen, wie empfindlich Eugenie war, wie eine Kleinigkeit ihren Trotz hervorrufen konnte; und daß Graf Joachim eine plumpe Zurückweisung, wie ich sie ihm angedeihen lassen, nicht gleichgültig hinnehmen würde, darauf meinte ich ihn zu kennen. Was sollte ich machen, wenn ich vor dem Schlosse vorfuhr, und man nahm mich nicht an? Oder wie würde es mir seyn, wenn die Gräfin meinen Besuch empfing, und Eugenie sich nicht blicken ließ? Bald schien mir dieß Letztere unmöglich, bald das einzig Wahrscheinliche zu seyn. Je weiter der Tag herauskam, je unsicherer fühlte ich mich. Einmal setzte ich mich hin, der Gräfin zu schreiben, um ihr meine Ankunft anzuzeigen. Damit schob ich aber meinen Besuch weit hinaus, denn die Post nach der Gränzstadt, mit welcher allein die Briefe nach Hohensteinau befördert wurden, ging nur am Montag in der Frühe ab, und so lange zu warten, dünkte mir unmöglich. Ich schwankte von einem Plane zu dem anderen, nur das Eine wurde immer fester in mir, daß ich Eugenie liebte, und daß ich ihre Liebe, ihre Hand gewinnen müsse, obschon ich für Beides noch gar keine Aussicht hatte. Zuletzt fing ich an, dem Zufall zu vertrauen. Ich malte mir aus, was Alles geschehen könne, mich mit Eugenie ganz unerwartet zusammen zu führen, und noch in meine Träume spielten solche anmuthig hülfreiche Zufälle freundlich hinüber, daß ich ganz heiter erwachte, und früher als gewöhnlich auszugehen beschloß, um nur zeitig fortzukommen.

Ich frühstückte schneller als ich pflegte, die Sprechstunde währte mir über die Gebühr lange. Es wurde denn aber doch endlich neun Uhr, der letzte Rathsuchende hatte sich entfernt, und eben stand ich im Begriffe, den Hausrock mit einem Oberrocke zu vertauschen, als es noch einmal und zwar heftig klingelte.

Unwillkürlich entfuhr mir ein Fluch. Ich setzte rasch den Hut auf, nahm den Stock in die Hand und verließ mein Zimmer, um den Besucher auf dem Flur zu treffen, und ihm sagen zu können, daß ich eilig sey. Aber schon in dem dunklen Vorzimmer stieß ich mit dem vermeintlichen Kranken bei meiner und seiner Hastigkeit heftig auf einander, und mit einem von beiden Seiten ausgesprochenen „Um Vergebung!" fuhren wir eben so schnell von einander zurück. Ich öffnete die Thüre meines Zimmers, der Fremde folgte mir, und mit den Worten: Gut, daß ich Sie noch zu Hause treffe! stand Graf Joachim vor mir.

Ich erschrack über seine Anwesenheit, und hatte doch Lust, ihm vor Freude um den Hals zu fallen. Wäre ich aber auch dieser Uebereilung fähig gewesen, so hätte ein Blick auf den Grafen mich davon zurückgehalten, denn er blieb ernsthaft vor mir stehen, und sagte kalt und gemessen: ich sehe, Sie wollen das Haus verlassen, mein Herr Doktor! und ich werde sie nicht lange abhalten, ihrer großen Praxis nachzugehen. Ich kam nur, da ich zufällig mich in der Stadt befinde, Sie um eine Erklärung über Ihr Betragen zu bitten, und Ihnen meine Meinung darüber zu sagen.

Von seinen Worten, und mehr noch von seiner Weise gekränkt, wollte ich ihn hindern, fortzusprechen, er ließ mich aber nicht dazu kommen. Ich habe den Brief ohne Unterbrechung gelesen, in welchem Sie sich weigerten, uns die ärztliche Hülfe zu gewähren, welche zu leisten Sie verpflichtet sind, welche zu leisten, wo man Sie fordert, Sie geschworen haben! sagte er. Hören Sie es also auch ohne Unterbrechung an, daß Sie des Zutrauens nicht werth sind, welches die Gräfin Eugenie, und ich durch dieselbe bewogen, in Sie setzten. Ein Arzt, der einen Kranken hülflos läßt, ist schlimmer, als ein Soldat, der von der Fahne desertirt. —

Ueberraschung, Zorn, Kränkung und diejenige Beschämung, welche ein ehrenhafter Mann empfindet, den man mit gutem Grunde eines Unrechts zeihen kann, stürmten so plötzlich auf mich ein, daß ich im ersten Augenblick ganz ohne Fassung war, und in dem Bestreben, einen Halt und Mäßigung zu finden, unwillkürlich die Worte laut aussprach, die ich dachte: er könnte dein Vater seyn!

Der Graf war davon betroffen, ich gewann meine Ruhe wieder, und schnell entschlossen ein großes Spiel zu spielen, wo es Alles zu gewinnen, oder Alles zu verlieren galt, sagte ich so gehalten als ich konnte: Sind Sie mit Ihrer Anklage zu Ende, mein Herr Graf?

Was ich zu sagen hatte, haben Sie gehört! versetzte er, und er erhob sich von seinem Platze.

(Fortsetzung folgt.)

Französisch und Deutsch.

(Fortsetzung.)

„Erlauben Sie, mein Fräulein," fuhr der Maler fort, „daß ich Ihnen darüber mein Kompliment mache, zumal in Ihrer Bemerkung für mich die Hoffnung gründet, es werde meine offen ausgesprochene Ansicht bei Ihnen die Nachsicht finden, welche der Deutsche gegen ein freies Wort zu üben pflegt."

„Einer solchen Nachsicht bedürfen Sie Ihrerseits durchaus nicht," entgegnete Thekla, „da mich mein guter Oheim gelehrt hat, jede Ansicht, die sich auf vernünftige Gründe stützt, gebührend zu achten."

„Du bist aber gegen Napoleon eingenommen," einredete hier der Hauptmann, „unser Gast scheint entgegengesetzter Meinung zu seyn. Das Wetter bannt uns an das Zimmer. Dort kommt der Kaffee — Alles Bedingungen, welche einen Kampf „nicht für die Güter der Erde", wie Theodor Körner singt, recht interessant erscheinen lassen. Ich erlasse euch alle Präliminarien und erbiete mich selbst zum Preisrichter; also abgeprotzt!"

Den beiden jungen Leuten schien dieser Vorschlag gleich angenehm zu seyn, doch erklärte Thekla, daß sich der Meinungsaustausch wohl nur um die Beziehungen bewegen könne, in welche sich der Kaiser zu den außerfranzösischen Staaten Europa's, und namentlich zu Deutschland, gebracht habe, weil über Napoleon's früheres Leben, namentlich über sein Verhalten gegen Frankreich als Rebell und Kronprätendent, über seine Wahl zum Präsidenten der Republik und zum Kaiser des französischen Volkes nicht blos die Weltgeschichte im Allgemeinen Urtheil spreche, sondern auch eine nicht unerhebliche Zahl von kleineren Druckschriften oder Zeitungsartikeln in Form von Beleuchtungen, Biographieen ꝛc. erschienen sey, um diese Seite des Bildes als zur Genüge betrachtet anzusehen. Zudem könne man darüber, wie über das eigentliche Wesen der kaiserlichen Staatswirthschaft, wohl auch kaum mit rechter Gewißheit sprechen, da Alles, was bis jetzt darüber berichtet worden sey, von Freunden oder Feinden Napoleon's oder auch von zu Fernstehenden herrühre, die alle gleich wenig Glaubwürdigkeit beanspruchen könnten, wozu überhaupt nur der gründliche Historiker berechtigt sey, welcher über den Parteieen stehe und aus dem Verlaufe der Thatsache eine rechte Würdigung ihrer Faktoren aufzustellen vermöge. Diese Bemerkung schien auf den Maler eine ganz eigenthümliche Wirkung hervorzubringen — wenigstens ließ sich an dem Längerwerden seines Gesichtes und an dem Erweitern der Augen recht deutlich erkennen, daß er solche Sprache aus dem Munde einer jungen Dame, die noch dazu auf dem Lande lebte, durchaus nicht erwartet hatte. Hauptmann Groh bemerkte diesen Umstand und fühlte sich durch diese Erfolge seiner Erziehung geschmeichelt, denn es wollte ihm dünken, als habe der junge Mann das Gefühl eines Soldaten, der unvermuthet in seinem Gegner einen Helden erblickt, wo er einen Feigling zu finden hoffte. Fast hätte er lachen müssen, als Bertram auf Theklas Frage, wo er sich denn eigentlich seine Ansichten über Louis Napoleon gebildet habe, verlegen antwortete:

„Ich? ich, mein Fräulein? — ich war einige Zeit in Frankreich und habe dort selbst noch ein Stück Revolution gesehen, in welcher der Kaiser durch die Stimme der Nation auf den Thron berufen wurde."

„Die er zum Danke dafür tyrannisirt, nachdem er die heiligsten Eide gebrochen, die besten Patrioten verbannt oder doch von ihren Stellen entfernt, die Legislation und sonstige Vertretung des Volkes verdächtigt, dieses selbst durch allerhand verwerfliche Mittel getäuscht und auf seine Seite zu bringen gesucht, die Geistlichkeit durch mancherlei Willfährigkeiten gewonnen, das Militär bestochen und zur Abstimmung für ihn genöthigt, alle einflußreichen Aemter mit seinen Kreaturen besetzt, die Verfassung vielfach verletzt, die Sache der Volksfreiheit verrathen und das Blutbad vom 4. Dezember 1851 veranlaßt hatte, dem er in der Ebene von Grenelle den Stempel der fluchwürdigsten Despotie aufdrückte, während Hunderte der Bravsten, unter ihnen die berühmtesten Männer Frankreichs, in den Gefängnissen schmachten. Und dieß Alles that Napoleon in Frankreich, während er die Frechheit besaß, den Zeugen seiner Erbärmlichkeit auf den Kopf zu behaupten, er wolle nichts als das Glück der Nation, denn schon der Name Napoleon bedeute im Innern Ordnung, Religion, Volkswohlfahrt, nach Außen nationale Würde ꝛc. O bitte, Herr Bertram, sprechen wir nicht weiter davon, mich entsetzt es, mir alle die Schändlichkeiten, welche dieser Mann begangen hat, ins Gedächtniß zurück zu rufen, und ich kann Ihnen versichern, daß mir heiße Thränen der Entrüstung über die Wangen rannen, als ich die Geschichte der letzten französischen Revolution und des Kaiserreichs vom 2. Dezember 1852 gelesen habe."

„O mein Fräulein, Sie urtheilen hart, sehr hart. Wollen Sie nicht zugeben, daß es mit den von Ihnen angegebenen Gravamen doch nicht ganz so arg seyn kann, da er wirklich von Volke mehrmals gewählt wurde?"

„Ja, ja, mein Herr, das beweist aber inmitten der von mir erwähnten Thatsachen nichts weiter, als daß Louis Napoleon ein sehr gewandter Staatsmann ist, der nie über die Mittel zur Erreichung seiner Zwecke in Verlegenheit geräth, daß seine Kreaturen vor keinem, auch noch so zweideutigen Manöver zurückschrecken und daß sich die große Masse des französischen Volkes eben so leicht bearbeiten läßt, als jeder andere Pöbel."

„Diese Behauptung negligirt aber diejenigen Rücksichten, welche unter allen Umständen die Würde eines gekrönten Hauptes erheischt, und fast will es mir scheinen, als zürnten Sie dem Kaiser wegen des Sturzes der Republik."

„Bitte um Entschuldigung, Herr Bertram; ich achte die Würde einer jeden Stellung und vorzugsweise die der Fürsten unser deutschen Staaten, denen die historische Berechtigung das Scepter in die Hand gab, und das Verdienst zur Seite steht, für das Glück ihrer Völker gesorgt zu haben. Freilich sind

zu unserem Glücke die Zeiten vorbei, wo man der Ansicht war, die Völker seyen um der Fürsten willen da, und wie sehr der Wunsch gerechtfertigt ist, daß Deutschland unter einem gemeinsamen Oberhaupte vereinigt oder die bereits angebahnte Vereinigung der Duodezregierungen fortgesetzt werden möge, weil nur in einem größeren Staate umfänglichere Institutionen zu Förderung der Volkswohlfahrt geschaffen werden können; so bleibt es doch unumstößlich wahr, daß kein deutscher Fürst nöthig hat, sich zur Wahrung seiner Würde mit dem forzirten Nimbus des Franzosenkaisers zu umgeben. Unsere Fürsten halten sich selbst für die ersten Beamten ihrer Staaten und ernöthigen durch Veranschaulichung der eigentlichen Adeligkeit die vollständige Anerkennung ihrer Würde und Stellung, die ihnen nach Maßgabe der aufhabenden Verpflichtung denn auch von Gottes und Rechtswegen gebührt. Diese Zugeständnisse hat aber Louis Napoleon keineswegs zu beanspruchen, da ihm, als dem Neffen eines in der Verbannung gestorbenen Thronusurpators keinerlei Recht auf die Krone des Landes zusteht, in welchem nach den Beschlüssen des Wiener Kongresses niemals wieder ein Napoleonide zur Herrschaft gelangen sollte. Außerdem war er ein den Gesetzen verfallener Verbrecher, der zuerst aus Frankreich verbannt und nach dem zweiten Aufstandsversuche zu Boulogne verurtheilt wurde, lebenslänglich Staatsgefangener zu seyn. Die Erleichterung seiner Flucht aus dem Gefängnisse zu Ham hätte ihn zum Danke gegen das Haus Orleans verpflichten sollen, den er aber in keiner Weise bethätigt hat. Dagegen ist ihm wegen des Umsturzes der Republik in keinem Falle zu zürnen. Denn obgleich ich für die Idee der Republik förmlich schwärme, da sie einen hohen Grad der intelligenten und moralischen Bildung in allen Schichten der Bevölkerung eines Staates voraussetzt, so halte ich sie doch nach der jetzigen Sachlage für einen ganz gewaltigen Unsinn, weil wir noch lange nicht auf dem Punkt angelangt seyn werden, den ein Volk erreicht haben muß, wenn ihm die republikanische Verfassung zum Segen, und nicht, wie jetzt zu erwarten wäre, zum Fluche gereichen sollte, und die gegenwärtige Zeit der materiellen Bestrebungen ist gewiß ganz gemacht, den geeigneten Zeitpunkt zur Verwirklichung dieser Idee immer weiter hinauszurücken. Erst müssen wir Republikaner haben, das heißt Leute, denen Recht und Gesetzlichkeit, Gemeinwohl und Geistesbildung über Alles, namentlich über eigne oder Sonderinteressen geht. Dahin ist es aber weder in Deutschland, noch in einem anderen zivilisirten Staate der Erde, und am allerwenigsten in Frankreich gekommen. Ueberhaupt sind die Menschen ihrem Wesen nach geborene Monarchisten, und es war auch in Frankreich der Sturz der Republik ein Schritt zum Bessern. Aber die dabei eingehaltene Art und Weise und Louis Napoleon selbst, als Ansteller und Leiter dieser Reformen, verdienen in gleichem Grade das Urtheil, das ihnen gesprochen wird."

(Fortsetzung folgt.)

Kunst und Literatur.

Im Verlage von Heinrich Hübner in Leipzig ist des 6. Jahrganges 1. Hälfte des Jahrbuches für Volkswirthschaft und Statistik von Otto Hübner erschienen. Der Verfasser, Otto Hübner, ist eine zu bekannte Zelebrität auf dem Gebiete der Statistik, als daß dieses neue Produkt noch einer besonderen Empfehlung bedürfte. Es enthält dieser Band außer anderen wichtigen Abhandlungen über die „deutschen Zettelbanken 1851—1857", über die „deutschen Kredit-Institute ohne Notenausgabe 1856—1857", über „Hypothekar-Kredit-Institute" besonders eine eingehende statistische Darstellung der Resultate des deutschen Zollvereins 1856—1857, des deutschen Versicherungswesens, der deutschen Eisenbahnen, der deutschen See- und Flußschifffahrt und besonders am Schlusse eine lehrreiche Besprechung der deutschen Auswanderungsfrage.

Alle die beregten Abhandlungen greifen tief ein in unser soziales Leben und sind nicht nur für den Kenner der Fachwissenschaft, sondern auch für Jeden, dem das innere Leben seiner Nation am Herzen liegt, von Interesse, weßhalb die weiteste Verbreitung dieses praktischen Werkes die lebhafteste Unterstützung verdient.

Mannigfaltigkeiten.

Der Stephansthurm in Wien muß schon wieder reparirt werden. Von 1433 bis 1844 hatte er 400 Jahre mannhaft dagestanden; da erlitt er die erste Hauptreparatur. Er erlitt sie; denn die Schäden, derentwegen er jetzt nach kaum 15 Jahren abermals reparirt werden muß, sollen, wie die Wiener „Presse" schreibt, durch die Art und Weise des damaligen Neubaues wesentlich herbeigeführt worden seyn. Es sind damals nämlich zur Befestigung des Eisengerippes, welches die oberste Spitze des Thurmes trägt, die wichtigsten Tragpfeiler theilweise durchgestämmt und mit Eisenspangen durchzogen worden, die seitdem in Folge des Temperaturwechsels die Steine bedeutend beschädigt haben sollen. Man fürchtet, daß man den Thurm um 120, vielleicht gar 180 Fuß werde abtragen und ganz neu bauen müssen.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung.“

№ 226 Donnerstag, 22. September 1859.

Graf Joachim.

(Fortsetzung.)

So ersuche ich Sie, Herr Graf! sich noch einmal niederzusetzen, damit ich Ihnen die Aufklärung über meine Handlungsweise gebe, welche ich mir selber, mehr noch als Ihnen, schuldig bin.

Der Graf fügte sich meinem Verlangen, und einen Moment lang saßen wir einander schweigend gegenüber. Darauf sagte ich: als Sie mir die Ehre erzeigten, mein Herr Graf! mich zum Erstenmale nach Hohensteinau einzuladen, galt es keiner ärztlichen Berathung, sondern einer Ihnen wichtigen Familienangelegenheit. Ohne mein Zuthun, ja gegen meinen Wunsch, weihten Sie mich in Verhältnisse Ihres Hauses ein, welche man sonst nur einem altvertrauten Freunde mitzutheilen pflegt. Ich lernte dabei Ihre Ansichten über die gesellschaftlichen Zustände, und über die Stellung der verschiedenen Stände untereinander kennen.

Aber was hat das mit Ihrer Pflichtverletzung zu thun? rief der Graf ungeduldig aus. Wie können meine Ansichten Sie hindern, meinen kranken Dienstleuten die Ader zu schlagen, oder ihnen ein Brechmittel zu geben, wenn es Noth thut?

Das werden Sie erfahren, mein Herr Graf! wenn Sie die Güte haben, mich ruhig anzuhören. Der Graf fügte sich noch einmal, ich fuhr absichtlich mit großer Umständlichkeit zu sprechen fort.

Als ich zum Zweitenmale in das Schloß hinausgefordert wurde, geschah es zu einem andern Zwecke. Die Gräfin d'Altremont begehrte meinen ärztlichen Rath, aber auch sie machte mich, fortgerissen von dem Bedürfniß sich mitzutheilen, das ihre Vereinsamung in ihr erzeugt, zum Vertrauten ihrer Lebensverhältnisse und ihrer Wünsche, und — —

Und, rief der Graf, Sie vermuthen, daß ich nicht geneigt bin, auf dieselben einzugehen?

Und — sagte ich, ohne auf seine Unterbrechung zu achten, ich lernte an dem Tage auch die Gräfin Eugenie kennen! — Ich hielt inne, der Graf sah mich fragend an. Ich verlängerte die Pause.

Nun? fragte er endlich, nun und was weiter, mein Herr Doktor?

Ich stockte, da ich so nahe an die Entscheidung herantrat, aber ich überwand die Scheu und sagte: Aus Ihren Mittheilungen, aus den Geständnissen der Frau Gräfin hatte ich ersehen, daß Sie, Herr Graf, die Absicht haben, Gräfin Eugenie zu Ihrer Gattin zu wählen, daß die Gräfin d'Altremont diese Verbindung für ihre Tochter wünscht; und in einem Hause, in welchem mir von allen Seiten mit Vertrauen begegnet worden war, hätte ich es für ein schweres Unrecht gehalten, die Plane zu durchkreuzen, in welche man mich eingeweiht.

Sie? rief der Graf, Sie unsere Plane zu durchkreuzen? Was reden Sie denn, Doktor, Was soll das Alles heißen?

Vertrauen gegen Vertrauen! sagte ich fest. Sie haben die Absicht, wenn Graf Eckbert die Verbindung mit meiner Cousine schließt, die er schließen wird — Sie haben die Absicht, die Gräfin Eugenie zu heirathen, und ich, mein Herr Graf! — ich liebe die Gräfin Eugenie!

Sie lieben Eugenie? Doktor! sind Sie von Sinnen? Sie haben das Mädchen kaum gesehen, kaum gesprochen.

Wenn ich es annahm, Ihr Hausarzt zu werden, fuhr ich, ohne mich unterbrechen zu lassen, fort, beging ich eine Unredlichkeit. Ich warf mich Ihnen zum Nebenbuhler auf —

Unsinn! Unsinn! rief der Graf dazwischen, der von seinem Sitze aufgesprungen war und in dem Zimmer umherging.

Ich warf mich Ihnen zum Nebenbuhler auf, wiederholte ich, ich störte die Plane und Hoffnungen der Gräfin d'Altremont, vielleicht auch die Ruhe und den Frieden der jungen Gräfin. Ich mußte Eugenie fliehen, wenn ich nicht Alles, Alles, daran setzen sollte, mir sie und ihre Liebe zu gewinnen; und es däuchte mir leichter, Ihnen ein pflichtvergessener Arzt zu scheinen, als mich Ihnen Mann dem Manne gegenüber schuldig zu empfinden.

Ich war bis dahin ruhig sitzen geblieben, jetzt stand ich auch auf, und mich leicht verneigend, wäh-

rend ich meinen Stuhl zurückschob, sagte ich: Jetzt bin auch ich zu Ende, Herr Graf.

Er blieb mitten im Zimmer stehen und sah mich an. Plötzlich kreuzte er die Arme über die Brust, und sagte, während sein Gesicht einen sehr feinen Ausdruck annahm: Ehrlich? — Ehrlich sind Sie gerade so weit, als Sie es für gut und zweckdienlich erachten; aber Sie sind ein kluger Passagier, Sie werden Glück machen in der Welt!

Diese Antwort hatte ich am wenigsten erwartet, indeß es blieb mir nicht viel Zeit darüber nachzudenken, denn der Graf trat dicht vor mich hin, wie das bisweilen, wenn er Jemand aus der Fassung bringen wollte, seine Art war, und sagte: Also mein Herr Neffe wird Ihre Demoiselle Cousine heirathen! Und Sie wissen das ganz gewiß?

Zuverlässig, Herr Graf!

Und woher?

Aus seinen eigenen Briefen, deren ich mehrere erhalten habe.

Hm! So! machte der Graf und nickte mit dem Haupte. Und das halten Sie für ehrlich, für honett, daß Sie hinter meinem Rücken mit dem Eckbert konspiriren?

Herr Graf! ich wiederhole es, das Vertrauen, das Sie mir angedeihen ließen, hatte ich nicht gesucht, es ward mir von Ihnen aufgedrungen; und das Schicksal meiner Cousine, der Tochter meines Onkels und Beschützers, liegt mir natürlich mehr am Herzen, als die reine Erbfolge Ihres Grafenhauses. —

Ich konnte dabei ein Lächeln nicht unterdrücken, des Grafen Miene verdüsterte sich, aber er brach plötzlich von dieser Gedankenreihe ab und fragte: Und bitte, mein Herr Doktor! wer war so weise, Ihnen mitzutheilen, daß ich mir meine Mündel zum Weibe ausersehen!

Sie selbst, Herr Graf! haben es mir gesagt.

Ich! fuhr der Graf auf, das geht zu weit —

Sie sagten mir im Laufe unserer ersten Unterredung: ehe ich zugebe, daß mein Neffe eine Doktorstochter heirathet, eher nehme ich Eugenie zum Weibe, und —

Narrenspossen! rief der Graf, und mir fiel bei diesem Ausruf eine schwere Last vom Herzen. Es sah beinahe aus, als schäme er sich jener Aeußerung, denn er wendete sich ab, machte einige Schritte, und kehrte dann wieder zu mir zurück.

Und die Gräfin d'Altremont hat also Lust, meine Frau Schwiegermutter zu werden! sprach der Graf plötzlich mit dem Tone des entschiedensten Spottes. Sie hat Ihnen das gesagt? selbst gesagt?

Sie hat es mich vermuthen, errathen lassen! antwortete ich.

Wodurch errathen? forschte er.

Durch den Eifer, mit welchem sie die Heirath des Grafen Eckbert vollzogen zu sehen wünscht.

Doktor! Doktor! Ihr seyd ein kluger Passagier! wiederholte der Graf, und ein Mensch, der Courage hat, seyd Ihr auch! Ihr liebt es gros jeu zu spielen, das gefällt mir! und Ihr wißt Eure Vortheile zu benutzen! Die Frage ist nur, fügte er sarkastisch hinzu, ob es Euch Etwas hilft, da Ich es bin, mit dem Ihr spielt!

Ich werde achtsam seyn und meine Mittel zu Rathe halten! entgegnete ich, indem ich mich verneigte. Der Graf schwieg dazu. Er besah ein paar Bilder, welche an den Wänden hingen, ich wußte nicht, was ich davon denken sollte, ließ ihn aber gewähren. Nach einiger Zeit wendete er sich zu mir zurück, zog seine Uhr hervor und sagte: Es ist zehn Uhr! Würden Sie um zwei fertig seyn können, mich nach Hohensteinau zu begleiten, wir haben ein paar Kranke draußen.

Herr Graf! rief ich freudig, denn ich deutete mir diese Aufforderung auf meine Weise.

Können Sie kommen oder können Sie nicht? wiederholte der Graf gleichmüthig.

Ich bin zu Ihren Diensten! versetzte ich.

Ich verlasse mich unbedingt auf Sie! sagte er mit Bedeutung, und wir machten uns auf den Weg.

Vor der Thüre fragte er, ob ich die Nacht hindurch im Schlosse bleiben könne, ob es mir die Zeit genug sey, wenn ich am andern Tage erst um ein oder zwei Uhr wieder in der Stadt sey? Ich bejahte das Alles, und erst vor dem Hause des Rathsmannes trennten wir uns.

(Fortsetzung folgt.)

Französisch und Deutsch.

(Fortsetzung).

„Verstehe ich Sie recht, mein Fräulein,“ fuhr der Maler fort, „so billigen Sie den Sturz der Republik, machen ihn aber Napoleon zum Vorwurfe?“

„Allerdings, Herr Bertram,“ entgegnete Thekla, „da ich den Meineid unter jeder Bedingung verdamme, und Louis Napoleon hatte nach seiner Wahl zum Präsidenten am 20. Dezember 1848 vor der Nationalversammlung den Eid abgelegt: Im Angesichte Gottes schwöre ich, der einen untheilbaren demokratischen Republik treu zu bleiben und alle Pflichten, welche mir die Verfassung auferlegt, zu erfüllen.“

„Aber geben Sie nicht zu, daß ein Fürst um des Wohles seines Volkes willen oft Rücksichten bei Seite setzen darf, welche dem Unterthanen mit Recht als Verbrechen angerechnet werden müssen?“

„Nein, Herr Bertram, Unrecht bleibt Unrecht, mag der Thäter auf dem Throne oder in der nied-

rigsten Hütte gefunden werden, und ich bin stolz darauf, gerade unter den deutschen Fürsten Vertheidiger und Bethätiger der Wahrheit meiner Behauptung aufzählen zu können. Mache ich in dieser Beziehung Konzessionen, so würden es nur die seyn, daß beim Blicke von oben herab sich andere Maßregeln nothwendig machen, als sie den Untenstehenden zulässig erscheinen, und daß das Interesse des Einzelnen dem Wohle des Ganzen weichen muß. Zudem war Napoleon noch gar nicht Fürst, und brach seinen Eid, um Kaiser zu werden, was hier mit dem entschiedensten Egoismus zusammenfällt, da er bei der Weltstellung Frankreichs und der Nachbarstaaten so wie bei der Unterstützung, die er von Seiten der besten Köpfe des Volkes gefunden haben würde, die Republik wohl noch längere Zeit halten konnte, bis es keiner schmachvollen Intriguen bedurfte, der Nation die Nothwendigkeit einer Regierungsreform begreiflich zu machen. Da Sie diesen Gegenstand nun einmal festhalten, so erlauben Sie mir wohl auch zu fragen, bei wem Louis Napoleon in Achtung steht? — etwa bei den europäischen Regenten, die ihn nur nach und nach und mit sichtlichem Widerstreben als Kaiser anerkannten? — etwa bei den Fürstenhöfen, an denen er sich als Heirathskandidat eine erkleckliche Zahl direkt und indirekt verabreichter Körbe geholt hat? — etwa bei den Nationen Europa's, welche Parallelen zwischen ihren angestammten Fürsten und diesem Emporkömmlinge zu ziehen vermögen? — etwa bei den Notabilitäten seiner Nation, die er ächtete? — etwa bei dem Volke, dessen Söhne er in gemachten Kriegen hinwürgen läßt? — Auf diese und mehrere ähnliche Fragen antworten alle kompetenten Stimmen mit einem donnernden Nein! Selbst die Kamerilla des Pariser Hofes sieht in dem Kaiser nur den unebenbürtigen Parvenu, dessen Gemahlin durch nichts als ihre große Modesucht von sich reden macht. Man hofirt den Napoleoniden aus purem Eigennutze und Gefallen an der Perfidie, welche der Kaiser gegen andere Staaten, namentlich gegen Deutschland und Oesterreich zeigt, wird aber ohne Bedenken zu gleichem Verfahren gegen das jetzige Kaiserthum entschlossen seyn, wenn der Stern Louis Napoleon's noch mehr zu bleichen beginnt. Das ist das Gros der Verehrer des Franzosenkaisers. Ueber die Verehrung, die er von Seiten des Volkes genießt, wage ich nicht zu urtheilen, weil mir darüber wenig oder nichts bekannt ist; doch sprechen die unablässigen Verhaftungen, mit denen bis auf die Neuzeit herab die Kundgebungen der Unzufriedenen niedergehalten werden mußten, keineswegs für Ihre Behauptung; ebenso weiß ich von der Erhebung des französischen Volkes zu seiner dermaligen Größe wenig zu sagen; mir ist nur eine den Franzosen durch Louis Napoleon verschaffte Größe bekannt, die allerdings einzig in ihrer Art dasteht, das ist die Größe der Nationalschuld Frankreichs, über welche das arme Volk die Hände jammernd zusammenschlagen würde, wenn es überhaupt im Stande wäre, darüber hinauszureichen. Die Größe aber, welche der Kaiser den Franzosen im Rathe der Völker Europa's verschafft zu haben meint, ist nichts Anderes, als die Erfolge der Arroganz eines Prahlers, die der Gebildete ignorirt, bis sie den Punkt erreicht haben, wo eine kurze aber nachdrückliche Zurechtweisung zur Nothwendigkeit wird, und diese, Herr Bertram, diese wird Napoleon einst noch von Deutschland erhalten.«

»Glauben Sie das ja nicht, mein Fräulein, denn Deutschland müßte sich dann an einem Kriege betheiligen, der ihn durchaus nichts angeht, und in dem es nur verlieren könnte. Deutschland müßte einig seyn, einiger als es seit vielen Jahren war, und in jedem Falle müßte es sich den Vorwurf machen, einen Fürsten bekriegt zu haben, dem es viele Jahre hindurch die Erhaltung des europäischen Friedens verdankt.«

»Ich fange fast an, Ihre Nationalität in Zweifel zu ziehen, Herr Bertram, da meiner Ansicht nach ein Deutscher unmöglich solche Meinungen aussprechen kann," entgegnete Thekla und schien Lust zu haben, die Unterhaltung hier abzubrechen. Diesem Beginnen trat aber der Hauptmann Groh mit der Erklärung entgegen:

»Stand gehalten, Thekla, gib dem Herrn Maler eine volle Ladung, aber Beweise, mein Herz, Beweise!«

Thekla erörterte ihre Ansichten über die französischen Zustände und die Absichten des Kaisers Napoleon III. und seine Regentenhandlungen noch weiter, und es gelang ihr durch unläugbare Thatsachen die Einwürfe des Malers zum Schweigen zu bringen; allein die Anwesenheit des Hauptmanns schien sie befangener zu machen, und sie brach mit der Erklärung ab: der liebe Gott lasse keine Bäume in den Himmel hinein wachsen, und es werde auch noch einmal die Stunde schlagen, wo Napoleon III., der um seiner Privatzwecke und dynastischen Interessen willen ganz Europa mit Krieg überziehe, von seiner erstrebten Höhe herabgestürzt und an die Eitelkeit seiner Wünsche werde erinnert werden.

Hiermit schloß diese Unterhaltung, da der Maler wenig Lust verrieth, sich noch weiteren Niederlagen auszusetzen. Trotzdem gewann er es über sich, der Jungfrau einige Artigkeiten über die von ihr erhaltenen Lektionen zu sagen, die von Thekla allerdings ziemlich kühl aufgenommen wurden, wofür es den Hauptmann außerordentlich erfreute, seinem Lieblinge von einem besiegten Gegner diesen Weihrauch gestreut zu sehen. Er nahm den Arm des jungen Mannes, als sich dieser zum Weggehen anschickte, führte ihn nach dem angedeuteten Pavillon, zeigte ihm die vorhandenen Räumlichkeiten, so wie

den Weg, welcher von hier aus durch dichtes Buschholz nach den Bergen führte, überreichte ihm den Schlüssel, machte ihm bemerklich, daß um sieben Uhr zu Nacht gespeist würde, wozu er natürlich ein für alle Mal eingeladen sey, und empfahl sich, um seinem Gaste Zeit zur Einrichtung zu gönnen. Dieser hörte gespannt auf die Entfernung des Hauptmannes und verfiel aufs Neue in die Gewohnheit des lauten Denkens. Aus seinem in französischer Sprache geführten Monologe, den er mit einem ächt soldatischen Kernfluche eröffnete, war zu entnehmen, daß er sich in Betreff der jungen Dame ziemlich stark geirrt habe, deren Deutschthum er verlachte. Die über Napoleon gehörten Urtheile schien er keineswegs zu billigen, und legte der Nichte dafür einen Titel bei, den uns der Anstand zu wiederholen verbietet, schien sich aber mit der Voraussetzung zu beruhigen, daß, wenn er auch auf dem Gute Grohberg keine Aussicht habe, seine Zwecke zu erreichen, dieß doch um so gewisser in den umliegenden Ortschaften und in dem Gebirge der Fall seyn werde.

(Fortsetzung folgt.)

Kunst und Literatur.

Im Verlage von Heinrich Hübner in Leipzig und Heinrich Keller zu Frankfurt am Main ist erschienen: „La Russie depuis Alexandre le bien-intentionné par Ivan Golovine." Jedem Patrioten werden noch die Gefühle vorschweben, die ihn in der ersten Hälfte des laufenden Jahres beängstigten. Vor einem Manne, dem das Jahrhundert wohl keinen Platz unter den Vorkämpen für Freiheit und Zivilisation anweisen wird, ward die Fahne dieser Ideen hoch gehalten, und von Anfang schon wollten Leute, die den praktischen Gang der Geschichte zu verstehen vorgeben, allen Desavouirungen zum Trotze, das Einvernehmen der zwei Autokraten im Osten und Westen evident gestellt haben, fortan Hand in Hand mit gegenseitigem und rechtzeitigem Succurse unter diesem Banner ihre selbstischen Zwecke zu verfolgen und ganz Europa in ihr Duumvirat zu theilen.

Bereits hat der Gang der Ereignisse den einen Solidarparticipanten dieses gleichviel ob wirklichen oder fiktiven Paktes zu einer für ihn selbst dem Carbonarism gegenüber gefährlichen Interpretation seines providentiellen Weltbeglückerprogrammes geführt —; wie der Herr im Osten berufen und fertig ist, läßt sich aus der angeführten Broschüre des über 20 Jahre exilirten Verfassers der „La Russie etc." ersehen. Die anekdotenweise und unter verschiedene Materien gebrachte Beleuchtung des Zustandes dieses jungen Staates will dem jetzigen Herrscher theils als Erbfolger des durchgreifenden Nikolaus, theils als Fürst, der sich der Anforderung der Zeit bewußt ist, den besten Willen und die Kraft vindiciren, würdig den Regenten des großen Weltreiches zu repräsentiren. Aber die Entartung des Adels, die Korruption und Unfähigkeit des Beamtenstandes, die verächtliche Kindlichkeit des gemeinen Volkes und der mit wenigen Federstrichen keineswegs emanzipirten leibeigenen Race sind Dämme, die sich den Leuchten der Freiheit und Zivilisation, der freien Presse, der Gesetzlichkeit und Oeffentlichkeit entgegenstellen. Widerlich sind die Empfindungen, welche uns beim Lesen der Kapitel von den Günstlingen, den Verbrechen, den notorischen Unterschleifen, den Enthüllungen der chronique scandaleuse etc. beschleichen. Kann auch Golowin trotz aller Schattenseiten nicht oft genug wiederholen, daß er Russe sey und bleiben wolle und sich nicht genug vor dem Einflusse des Alles bewältigenden germanischen Elementes widersetzen wollen: sein als belehrende Lektüre zu empfehlendes, von dieser Seite aber als Pamphlet erscheinendes Werkchen bestärkt uns in der vollen Ueberzeugung, daß von Morgen her dem Vaterlande keine mittel- und unmittelbare Gefahr droht, wenn die schöne Idee von der Einheit Deutschlands endlich aufhört, Illusion zu seyn.

Mannigfaltigkeiten.

Der „Posener Dziennik" erzählt folgende Anekdote aus der Schlacht von Magenta: Eine Abtheilung der Zuaven stürmte einen Hügel, auf dem ein Häuflein Oesterreicher sich vertheidigte; diese Letzteren vermochten jedoch nichts gegen die Uebermacht und wurden sämmtlich aus dem Felde geschlagen, mit Ausnahme eines Einzigen, der sich noch auf's Aeußerste wehrte, indem er mit einem Bruchstück seiner zerschlagenen Büchse wie rasend um sich hieb. Der Zuavenoffizier, der das sieht, ruft seinen Leuten zu: Schont ihn, denn das ist ein Tapferer! Der Oesterreicher indessen will sich nicht ergeben und schreit auf polnisch: Ihr Schelme von afrikanischen Affen, ich ergebe mich nicht, und damit gut! Kaum aber hatte der Offizier das gehört, so erwidert er, gleichfalls auf polnisch: Aber Du Schafskopf, so ergib Dich doch, sie schlagen Dich ja todt! Bei diesem Heimathlaute wird dem Oesterreicher das Herz weich: er wirft die Waffe fort und läßt sich gefangen nehmen. Der Oesterreicher war irgend ein galizischer Maciek, der Zuavenoffizier aber der junge Herteux, Sohn eines in Warschau wohlbekannten französischen Restaurateurs. In Polen geboren, sprach er vollständig gut polnisch; später mit seinem Vater nach Paris zurückgekehrt, war er nun bei den Zuaven eingetreten.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der A. Wailand'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 227 Freitag, 23. September 1859.

Graf Joachim.

(Fortsetzung.)

Neuntes Kapitel.

Die Ankunft des Grafen Joachim hatte in der Stadt Aufsehen gemacht. Man rechnete nach, wie viele Jahre seit seiner letzten Anwesenheit verstrichen waren, man beschäftigte sich mit seinem Aussehen, fand ein Vergnügen daran, den Panduren wieder durch die Straßen fahren zu sehen, und da man für die wiederhergestellte Freundschaft zwischen dem Schlosse und der Stadt doch irgend einen gewichtigen Grund zu finden wünschte, so erzeigte man mir die mir sehr vortheilhafte Ehre, die e Wandlung in den Gesinnungen des Grafen, einzig und allein auf meine Rechnung zu bringen.

Wo ich mich blicken ließ, auf der Straße, bei dem Konditor bei dem ich die Zeitung las, im Gasthof, in dem ich speiste, überall empfing mich eine gesteigerte Zuvorkommenheit. Man scherzte über die Bekehrung, über das Wunder, das ich an dem Grafen vollbracht hatte, man spottete über seine Thorheit, sich freiwillig so viele Jahre aus der Hauptstadt dieser Gegend verbannt zu haben, man nahm sich vor, zu thun als ob man seine Rückkehr gar nicht merke. Aber man war im hohen Grade mit derselben beschäftigt, und die Einzelnen, welche früher mit dem Grafen in irgend einer Geschäftsverbindung gestanden hatten, berechneten den Vortheil, welcher ihnen aus dem Friedensschlusse erwachsen konnte, als dessen Vermittler man mich allgemein betrachtete.

Hätte ich nicht mit mir selbst zu thun gehabt, es würde mich belustigt haben, wie seine Plane man auf den Einfluß baute, den ich nach der allgemeinen Meinung im Schlosse erlangt haben mußte; und es fehlte wenig, daß ein Kaufmann mich zu seinem Handlungsreisenden für Hohensteinau machte, indem er mir auftrug, dort den Damen die Reichhaltigkeit und Wohlfeilheit seines mir bekannten Lagers anzupreisen.

Ich hörte das Alles, ich empfand auch die Komik dieser Dinge, aber die Frage: was denkt der Graf? was beabsichtigt er mit Eckbert, mit sich selber, und mit Dir? ließ mich doch kaum einen andern Gedanken fassen? und als es gegen zwei Uhr war, und ich in meiner Wohnung die Ankunft des Grafen erwartete, war mir zu Muthe wie einem Kinde, das in der Freude über die bevorstehende Spazierfahrt sich der Besorgniß nicht entschlagen kann, der Kutscher werde nicht mit dem Wagen kommen.

Aber der Wagen kam, der Pandur saß auf dem Bocke, der französische Chasseur mit seinem Zopfe neben ihm, und kein Triumphator hat jemals seinen Triumphwagen mit stolzerer Empfindung, mit freudigerer Wallung bestiegen, als ich die Kalesche des Grafen, die durch ihre Bedienung eher dem Reisewagen des Direktors einer wandernden Schauspielergesellschaft, als der Equipage eines aristokratischen Gutsbesitzers ähnlich sah.

Der Graf empfing mich heiter. Das Wiedersehen so manches alten Bekannten, die freudige Aufnahme, welche ihm, wohin er gekommen, zu Theil geworden war, hatten ihn gut gestimmt. Er fragte mich um verschiedene Personen, um manche kleine Veränderungen, welche in den Jahren seiner Spannung mit der Stadt, sich in derselben vollzogen hatten, und sagte, man müsse eigentlich es mit den Menschen und mit den Dingen halten, wie er mit der Stadt gehalten habe. Man müsse sie brauchen, wenn es uns passend sey, und sie aufgeben, wenn es uns gut dünke; damit gebe man sich das Gefühl einer königlichen Freiheit, und lerne beurtheilen, was man an den Dingen wirklich habe. Die Gewohnheit mache zum Sklaven und mache blind. Jetzt wüßten sie in der Stadt, was sie an ihm hätten, und er wisse, was die Stadt ihm werth sey. Man werde sich hüten, ihm wieder einmal Etwas in den Weg zu legen, und er werde nicht wieder Grund haben, die Stadt zu strafen. Nur Eines, meinte er, sey bei solcher freiwilligen Entfernung von gewissen Kreisen nicht angenehm, man werde den Hingang der Zeit an den Menschen zu sehr gewahr. Er habe alle, Männer sowohl wie Frauen, sehr gealtert, ja wie mit einem Roste überzogen ge-

funden, und nur ein Frauenzimmer sey ihm vorgekommen, das in seinen Augen jetzt noch besser ausgesehen habe, als vor Jahren.

Ich konnte mir denken, wen er meine, fragte aber, wie es sich gebührte, ob ich das Frauenzimmer kenne, und er nannte, wie ich es erwartet hatte, mir Elfriede. Sie war ein schönes Kind, ein hübsches Mädchen ihrer Zeit, sagte der Graf, aber sie hatte als sie jung war, die kleinlichen Manieren, die kleinliche Höflichkeit und Freundlichkeit, die demüthige Gefallsucht solcher Bürgersmädchen! Jetzt hat sie, Gott weiß woher, Haltung und Ruhe bekommen, und es läßt sich mit ihr sprechen wie mit einer Frau von Welt. Sie ist wirklich eine charmante Person geworden.

Ich sagte ihm, wie sehr sein Lob Elfriedens mich freue, und daß sich ihre veredelte Haltung auf die Kultur zurückführen ließe, welche sie ihrem Geiste und Herzen gegeben. Ich rühmte das vielfache Gute, das mir in ihrem Umgange erwachsen war, und bedauerte es, daß ihr kein besseres Loos zugefallen sey, als einsam in dem Hause ihrer Eltern zu verblühen.

Dieß Verblühtseyn, meinte der Graf, steht ihr aber gut. Sie mahnt mich damit an eines der seltensten Wesen, das ich je gekannt habe, an eine Dame, welche mit jedem Jahre ihres Lebens an Anmuth gewann, und welche kurz vor ihrem Tode erst in ihrer ganzen Vollendung vor uns erschien, weil der seelische Ausdruck immer stärker in ihr hervortrat, je mehr die Körperschönheit ihr entschwand. — Er fuhr mit der Hand über sein Gesicht, und sprach nach einer Pause: sie ist nicht alt geworden jene seltene Frau, nicht viel älter als Mademoiselle Elfriede jetzt ist, und diese sieht ihr ähnlich! sieht ihr jetzt wirklich außerordentlich ähnlich!

Er kam dann auf die Umgestaltung zu sprechen, welche die geistige Entwickelung und die Eindrücke des Lebens in der ursprünglichen Bildung des Menschen bewirken. Er hatte sich viel mit Lavater's Lehre von der Physiognomik abgegeben, mit der damals die Menschen sich noch lebhaft beschäftigten, und wurde dadurch auf die Kreuzung und Mischung der Racen und Geschlechter bei den Menschen und bei den Thieren geführt. Während er meine Meinung über diese Dinge vom Standpunkte der Wissenschaft aus zu vernehmen wünschte, ersah ich, daß er sich darüber ein eigenes System zurechtgemacht hatte, welches vollkommen und sophistisch geschickt in seine aristokratischen Anschauungen hineingepaßt war, obschon es auf ganz materialistischen Grundlagen beruhte.

Die Kreuzung der Thierarten, meinte er, sey nur vortheilhaft, wo man gewisse Schwächen und Unvollkommenheiten auszugleichen habe, und es könne in diesem Falle selbst edlen Thieren durch eine Vermischung mit geringeren oder starken Racen wesentlich aufgeholfen werden. Habe man aber eine zufriedenstellende Race erzielt, so sey es vernünftig und nothwendig, sich auf die reine Inzucht zu verlegen, und durch richtig geleitete Vorsorge, der Race in sich eine kräftige Fortdauer zu sichern, bei der sich durch die andauernde Pflege und Reinerhaltung des Stammes, die Schönheit und der Adel von selbst erhielten und erhöhten. Er bezog das Anfangs hauptsächlich auf Pferde und auf Schafe, ließ es dann aber auch ohne Weiteres auf die Menschen Anwendung finden und äußerte im besonderen Hinblick auf den Adel, daß diese in den verschiedensten Nationalitäten rein und schön sich findende Race prächtige Geschlechter an Leib und Seele gebe, wenn die verschiedenen Nationalitäten sich verbinden.

Weil ich sehnlich wünschte von Eugenien zu sprechen, machte ich die Bemerkung, daß ihre Erscheinung durchaus deutsch sey. Der Graf widerlegte das. Er meinte, nur die Farben gehörten Deutschland, gehörten speziell dem Vater von Eugeniens Mutter an, die Form des Kopfes, der Schnitt des Profils, ja die Bewegung der Gestalt seyen ganz französisch, wie denn auch die Schnellkraft ihres Geistes und ihrer Empfindungen südliche Abkunft verrathe. Er nannte darauf einige Damen der hohen Aristokratie, berühmte Schönheiten aus verschiedenen Ländern, welche er in seinen früheren Jahren auf Reisen gekannt, und welche wie Eugenie aus gemischtem Blute entsprossen waren, kam dann auf schöne Frauenzimmer und schöne Menschen im Allgemeinen zu reden, auf die Frauen, welche in der Gegend und in der Stadt vor zwanzig, dreißig Jahren Aufsehen gemacht hatten.

Die Zeit verging mir, ich wußte nicht wie. Wir hielten vor dem Schlosse, und ich hatte nicht Muße gehabt, an das zu erwartende Wiedersehen meiner Geliebten zu denken. Erst als wir abgestiegen waren, und einer von der buntscheckigen Dienerschaft des Hauses mir zu ebener Erde auf des Grafen Befehl eines der Gastzimmer öffnete, in dem ich mich bald darauf mit meinen Sachen eingerichtet und allein befand, erst da erwachte in mir, mit der Annäherung an die Geliebte, die Aufregung, und ich fragte jede Minute, ob die kommende mir den Anblick des ersehnten Mädchens schaffen werde?

Bei der Neigung aller Frauen, sich mit einem Arzte über ihr Befinden auszusprechen, hoffte ich, die Gräfin werde mich rufen lassen, sobald sie von meiner Ankunft erfahre, indeß es verging eine Viertelstunde und mehr, ehe sich ein Laut im Hause regte, und als es endlich an meine Thür pochte, war es der Graf selbst, der seine Kleider gewechselt hatte, und mir zu sagen kam, der kleine Jagdwagen stehe vor der Thüre, und wenn ich einen

Imbiß genommen habe, könne ich nun die Kranken, deren sich auf dem einen Vorwerk zwei, auf den andern einer befänden, noch bequem vor Abend besuchen.

(Fortsetzung folgt.)

Französisch und Deutsch.

(Fortsetzung.)

3. Der alte Clauß.

„Also, Freund, es bleibt hübsch unter uns, was ich Euch anvertraut habe, und morgen besorgt Ihr den erhaltenen Brief in aller Frühe nach W.“

„Ja wohl, Herr, ganz gewiß!“ betheuerte Peter Hehle, den der Maler Bertram noch am Abende des Tages aufsuchte, an welchem er sich bei dem Hauptmann eingeführt hatte, um seine Beziehungen zu der Herrschaft auf Grohberg möglichst bald bekannt werden zu lassen, da er ganz richtig berechnete, es bedürfe bei dem geschwätzigen Manne nur einer Aufforderung zum Schweigen, um in ihm den eifrigsten Verbreiter der unter dem Siegel der Verschwiegenheit erhaltenen Mittheilungen zu haben.

Im „Kruge“, wohin sich der Maler begab, um einige zurückgelassene Effekten abzuholen und seine Rechnung zu bezahlen, fanden sich einige wohlhabendere Bewohner des Ortes und der Umgegend, die bei dem Schoppen von den neuesten Zeitungsnachrichten plauderten. Bertram forderte ebenfalls Wein, sagte dem Wirthe laut, daß er die Aufforderung der Gutsherrschaft, auf Grohberg zu wohnen, nicht gut habe von sich weisen können, überließ dem Dienstmädchen das Geld, welches er vom Wirthe heraus bekam, und bemächtigte sich in kurzer Zeit der Unterhaltung so vollkommen, als dieß bei Leuten möglich ist, die lieber hören als selbst urtheilen. Mit Gewandtheit wußte er dann das Gespräch auf Frankreich und Louis Napoleon zu bringen, pries das Glück der französischen Nation, rühmte den Kaiser als einen Freund des Volkes, und obgleich es schien, als lasse er auch den deutschen Fürsten Gerechtigkeit widerfahren, so hatte er doch bei jedem Urtheile über den einen oder den andern ein Aber hinzuzufügen, das auf einen beabsichtigten Eindruck berechnet war. Obgleich der junge Maler, als welchen er sich auch hier gerirte, in offenbarem Vortheile bezüglich des Stoffes war, den er zur Behandlung brachte, und die ausführliche Widerlegung seiner Behauptungen durchaus nicht fand, wie sie ihm von Fräulein Thekla zu Theil geworden war, so setzten ihm die einfachen Landleute in ihrem deutschen Sinne einen solch passiven Widerstand entgegen, daß es ihm trotz des reichlich gespendeten Weines und eines ziemlichen Vorrathes von Windbeuteleien oder lasciven Witzen nicht gelingen wollte, einigen Beifall und noch viel weniger Sympathieen zu erlangen. Für heute gab er das fernere Bemühen um die Erreichung eines unverkennbar zu Tage tretenden Zweckes auf, grüßte vertraulich beim Abschiede aus dem Wirthshause und schlenderte dem Gute zu, indem er mehrmals Bruchstücke einer Lobrede auf die Unzugänglichkeit des deutschen Michels hören ließ, die jedenfalls der eben verlassenen Gesellschaft galt.

In seiner neuen Wohnung angekommen, entledigte er sich zunächst der mitgebrachten Gegenstände, bei deren Durchsicht ein Paar gutgearbeiteter Pistolen zum Vorscheine kamen, die er nach einer kurzen Untersuchung an einen Ort des Zimmers legte, wo sie nicht leicht bemerkbar, aber doch bald zur Hand waren. Hierauf prüfte er nochmals die Haltbarkeit der Schlösser und Riegel an den verschiedenen Thüren und ging dann, um seinen Wirth zur Nacht zu grüßen. Er fand die Herrschaften im Begriffe, den Thee zu nehmen, und da er wünschte, sich möglichst angenehm zu machen, so nahm er die Einladung dazu an in der Hoffnung, bei einer leichteren Konversation diesen Zweck zu erreichen. Das Gespräch war bald im Gang, wurde jedoch durch einen Diener unterbrochen, welcher mit der Meldung eintrat: „Der Förster Claus aus Thalheim bittet, den Herrn Hauptmann sprechen zu dürfen.“

„Was? der alte Clauß?“ frug der Hauptmann Groh, setzte aber sofort hinzu: „laß ihn eintreten, Friedrich.“

Durch die geöffnete Thüre schritt auf diese Weisung ein alter, graubärtiger Bursche, dessen kräftige Gestalt unwillkürlich an das verkommene Geschlecht der Teutonen erinnerte. Volles, wenn auch meist gebleichtes Haar deckte das Haupt und den untern Theil des verwitterten Gesichtes, in welchem die klaren Augen unter drohend geschwungenen Brauen leuchteten, die immer noch straffe Haltung zeigte den gewesenen Soldaten, welchem der Jagdanzug von etwas militärischem Schnitte ganz gut paßte. Clauß war dem Vater des Herrn Rudolph Hellmuth als ganz junger Mensch zu dem Regimente gefolgt, in welchem dieser als Offizier rangirte, hatte unter ihm mehrere Jahre gedient, mit ihm verschiedene Affairen bestanden und die Beziehungen zu seinem Hauptmann dadurch besonders bestimmt, daß er ihn mit Aufbietung aller möglichen List und Verschlagenheit aus der Gefangenschaft der Franzosen befreite, in welche Hellmuth bei einem Ueberfalle gerathen war. Nach Beendigung des Krieges forderte und erhielt Clauß zugleich mit seinem Hauptmann einen ehrenvollen Abschied und lebte bei diesem auf Thalheim, mehr in der Eigenschaft eines Freundes denn eines Die-

ners des Gutsherrn, der ihm die gewünschte Verwaltung des Jagdwesens und der Waldungen auf seinem Gute übergab, wozu nach des wackern Kurzbach's Tode auch die des Gutes Grohberg kam. Zwischen Rudolph Hellmuth und Clauß hatte sich ein eigenthümliches Verhältniß gebildet, von dem schwer zu sagen seyn dürfte, auf wessen Seite mehr Verehrung und Anhänglichkeit für den andern Theil zu finden war. So viel steht jedoch fest, daß es selten zwei Menschen von so verschiedenem Alter, Lebensstellung, Bildung und Gebahren geben wird, welche einander gleiches Vertrauen, gleiche Liebe und Hingebung widmeten, als diese Beiden. Obgleich der Grundzug ihrer Charaktere in allen Erfordernissen männlicher Ehrenhaftigkeit übereinstimmte, so lief doch die Art und Weise ihres Auftretens entschieden auseinander, da der alte Clauß von sehr Vielen wohl mit Recht ein wunderlicher Kauz genannt wurde. Kein Mensch konnte sagen, von ihm je ein überflüssiges Wort gehört zu haben; nur selten sah man ihn lächeln und zum Lachen konnte ihn blos Rudolph bringen, wenn er auf einen Vorfall bei der bereits erwähnten Befreiung seines Vaters aus den Händen der Franzosen anspielte, den ihm dieser natürlich selbst mitgetheilt hatte, da Clauß nie von sich und seinen Thaten sprach. Ueberhaupt war er mehr ein Mann der That, und wenn er in früheren Zeiten gegen den jungen Herrn zuweilen als Tadler irgend einer Anordnung auftrat, die seinen Ansichten nicht entsprach, so war sie gewiß bereits verbessert, falls ihrer Befolgung ein Nachtheil drohte, aber Niemand durfte wagen, ein Wort dagegen zu sagen; ja es mißfiel ihm schon, wenn man seinem Urtheile beipflichtete. Auf Grohberg ließ er sich selten sehen, weil es zwischen dem Hauptmann Groh und dem alten Clauß fast zu einem ernsten Streite gekommen war, als ihm dieser für die übernommenen Mühwaltungen eine Entschädigung anbot. Nur Thekla erfreute sich seiner besondern Gunst, von welcher er auch mehrere Armaturstücke, namentlich ein schönes Jagdmesser und ein Pulverhorn von getriebenem Silber, angenommen hatte, deren Besitz er um ganze Haufen Geldes nicht aufgegeben hätte. Nach und nach gestaltete sich das Verhältniß des Hauptmanns Groh zu dem alten Clauß wieder besser, und dieser kam dann und wann nach Grohberg, doch selten zu so später Stunde, weßhalb die Herrschaften ganz richtig vermutheten, es müsse dieser Besuch eine besondere Veranlassung haben.

(Fortsetzung folgt.)

Kunst und Literatur.

[Ein neuer Atlas von Bayern.] Seit der Errichtung der Bezirksgerichte und den vielfachen Veränderungen und Neubildungen von Landgerichten sind die sämmtlichen früheren Spezialkarten von Bayern unbrauchbar geworden und machte sich der Mangel richtiger Karten sehr fühlbar. Diesem Bedürfnisse hat nun in jüngster Zeit in anerkennenswerthe Weise die Johannes Walch'sche Kunst- und Landkartenhandlung zu Augsburg dadurch Rechnung getragen, daß sie die Herausgabe eines von J. B. Pfeiffer nach den neuesten und besten Hülfsmitteln gezeichneten Atlasses von Bayern, bestehend aus den Karten der acht Kreise des Königreichs und einer Uebersichtskarte desselben unternommen hat, von welchem bereits sieben Blätter, nämlich die Karten der sieben älteren Kreise fertig vorliegen. Diese im größten Landkartenformate erschienenen 7 Detailblätter sind eben so vollständig als genau, enthalten insbesondere die richtige Bezeichnung der Gerichtsbezirke, der neuesten Verkehrswege u. s. w., sind geschmackvoll gezeichnet, sauber kolorirt und zu dem Preise von je 1 fl. äußerst billig. Wir glauben auf dieses patriotische Unternehmen hauptsächlich Behörden, Anwälte und Geschäftsleute aufmerksam machen zu müssen und bemerken nur noch, daß unseres Wissens jede Karte auch einzeln zum obigen Preise abgegeben wird.

Mannigfaltigkeiten.

Ein in Darmstadt erfundenes Schießpulver-Surrogat (explodirendes Papier) soll noch weit wirksamer seyn, als die Schießbaumwolle, und die infernalischen schwarzen Körner des Berthold Schwarz ganz entbehrlich machen. Vor einigen Tagen wurde mit diesem Schießpapier ein Versuch gemacht bei der Sprengung von Felsstücken in einem Steinbruche unweit der Stadt. Derselbe gelang vollkommen, aber leider nicht ohne Nachtheil für zwei Arbeiter, die, da die Explosion nicht rasch genug erfolgte, schnell hinzueilten und nun deren Wirkung schwer empfanden. Bewährt sich die Erfindung, so wird es künftig nur eines leichten Papierschusses bedürfen, um damit das Nämliche zu erreichen, wie mit dem schweren Schießpulver.

Redakteur: Gustav Neffert.

Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 228 Samstag, 24. September 1859.

Graf Joachim.

(Fortsetzung.)

Bei der Aufforderung zu dem Imbiß dachte ich an das Vespermahl in der Laube. Indeß ein Blick auf die Uhr und auf des Grafen langen, grünen Hausrock, zeigten mir, daß die Stunde schon vorbei sey, und ich mußte mit dem Grafen allein eine Tasse Kaffee mit den nöthigen Beigaben genießen. Allein fuhr ich durch die Felder nach den Vorwerken, Eugenie, auf deren Vorsorge für ihre Kranken ich gerechnet hatte, ließ sich nicht sehen. Wo ein Weg aus dem Walde hervorkam, wo man um eine Ecke bog, an Gebäuden vorüberfuhr, meinte ich immer, nun werde sie hervortreten, nun werde ich sie zu Pferde erblicken, aber sie zeigte sich nirgends, und nachdem ich von den Krankenbesuchen in das Schloß zurückkehrte, empfing mich nur der Graf, der sich Auskunft von mir geben, und aus seiner Hausapotheke dasjenige verabreichen ließ, was ich im Augenblicke als das Mögliche für die Patienten angeordnet hatte.

Auf meine Frage, ob er mich nicht wolle bei der Gräfin melden lassen, meinte er, ich müsse jetzt erst mit ihm zu Abend essen, und danach werde es zu spät seyn. Sie sey benachrichtigt, daß er mich mitgebracht habe, und daß ich sie morgen in der Frühe besuchen würde. Ein gewisses spöttisches Zucken seiner Lippen und seiner starken Nasenflügel begleitete diese Worte, und es sah aus, als gewähre es ihm eine Genugthuung, mir und der Gräfin die Qual des Wartens aufzulegen.

Er führte mich darauf selbst in ein Zimmer neben seiner Arbeitsstube, in welchem ein Tisch für drei Personen gedeckt war. Eine neue Hoffnung leuchtete in mir auf, aber gleich nach unserm Eintritt kam unangemeldet der Pastor herein, den der Graf eingeladen hatte, mit uns zu Nacht zu speisen. Es war ein bejahrter verständiger Mann, und das Verhalten des Grafen gegen ihn rücksichtsvoller, als ich es gegen irgend einen von ihm abhängigen Beamten mir vorgestellt hatte. Man konnte aus gewissen Zeichen und Worten es abnehmen, daß solche Einladungen zu des Grafen Tisch zu den Seltenheiten gehörten, aber er war dafür auch sehr bemüht, uns die Mahlzeit angenehm zu machen, und seine rückblickenden Erzählungen auf die Reisen, welche er gemacht, waren eben so unterhaltend, als die Art, mit welcher er selbst uns die Speisen reichte und uns zuzulangen nöthigte, weil er keine zuhörende und müssige Bedienung im Zimmer leiden mochte, angenehm und freundlich. Wir speisten vom altem, schweren Zinngeschirr, und auch die heiße Biersuppe und die große Wildschweinskeule, welche man für uns drei Männer auftrug, hatten etwas Ungewöhnliches für die Jahreszeit und für die Stunde. Zu trinken wurde uns so lange wir am Tisch saßen, Nichts gereicht, und erst als wir uns erhoben, setzte der Chasseur in des Grafen Arbeitsstube Brode, Käse, Butter und zwei Weinflaschen auf den Tisch, deren ehrwürdige Verstäubung ein günstiges Vorurtheil für ihren Inhalt erweckte.

Der Diener entfernte sich darauf gleich wieder, der Graf selber öffnete die Flasche, und schenkte uns ein. Das Zimmer duftete von der langen verborgen gehaltenen Blume des köstlichen Rheinweins.

Sie trinken Wein, gnädigster Herr? fragte der Pastor verwundert.

Ich will ihn einmal ausnahmsweise dem neuen Doktor auf das Wohl unserer Kranken, auf das Gelingen seiner Kuren und Unternehmungen zutrinken, sagte der Graf. Er stieß dabei mit mir an, das Blut stieg mir zu Kopf. Ich konnte ihn, wie ich glaubte, nicht mißverstanden haben, er billigte meine Bewerbung um die Hand seines Mündels. Kaum aber sah er mein Erröthen, so rief er: was fehlt Ihnen, Doktor! Sie wechseln die Farbe, sind Sie kein Weintrinker, oder verzweifeln Sie an unsern Kranken?

Ich antwortete, was eben ziemte, und der Graf selber machte den Vorschlag ein Whist zu spielen, obschon er, wie er sagte, seit fünfzehn Jahren keine Karte in die Hand genommen habe. Der Pastor war offenbar in der größten Verwunderung über diesen Entschluß, aber er schien ihm angenehm zu

seyn, und trinkend und spielend verbrachten wir ein Paar Stunden in einer sich steigernden guten Laune.

Anfangs hatte der Pastor es nicht für angemessen gehalten, sein Erstaunen über die ungewöhnlichen Veränderungen in des Grafen Lebensweise irgendwie zu äußern. Als aber der Wein die Geister zu beleben, und die Zungen zu lösen begann, hob der würdige Herr sein Glas empor und sagte: wie Sie Herr Graf! dem Herrn Doktor einen Trunk auf eine gute Wirksamkeit und auf gute Erfolge zugebracht haben, so möchte ich ihm auf die erste Wunderkur, die ich von ihm erlebt, ein Glas zubringen. Ich habe den gnädigen Herrn Grafen seit den fünfundzwanzig Jahren, die ich hier mein Amt verwalte, nicht so aufgeräumt gesehen als heute, als seit dem Eintritt des Herrn Doktors! Daß es so bleiben möge, mein geehrter Herr Patron!

Er neigte sich dabei vor dem Grafen, dieser stieß mit ihm an, und stieß auch mit mir die Gläser zusammen, aber es streifte ein Ausdruck des Schmerzes oder der Wehmuth über sein Gesicht; und in einem Tone, den ich mir so wenig wie die Bedeutung seiner Mienen klar zu machen wußte, sagte er: Nun wer weiß! wer weiß! vielleicht fange ich auch noch einmal ein neues munteres Leben an, wenn ich sonst nichts mehr zu thun habe. Vielleicht fange ich noch auf meine späten Tage für mich zu leben an, da ich für Andere so lange gelebt! Er sagte darauf seine Karten musternd: Ich überlasse! Der Pfarrer sagte: Cayenne; — indeß er konnte sich nicht enthalten, seinem Patron dabei mit einer besorgten Theilnahme in das Gesicht zu sehen, und unwillkürlich sprach er: die Miene des Herrn Grafen theilt die Zuversicht seiner Rede nicht!

Wer heißt Sie meine Mienen beobachten! rief der Graf plötzlich gereizt, aber bemüht dieß zu verbergen; meine Mienen zu beobachten, das wird einst des Doktors Sache seyn, wenn es einmal zum Letzten mit mir kommt. Für jetzt Pastor! achtet auf Euer Spiel, und scheert Euch den Kukuck nicht um meine Mienen! Er spielte darauf ruhig fort, und wiederholte halb im Selbstgespräch: nicht einmal seiner Mienen ist man unter Menschen sicher! Dann lachte er hell auf. Merkt's Euch Pastor! rief er, es ist die Grimasse der Wiedergeburt, die Ihr von mir gesehen habt. Ich stehe an dem Vorabende einer Bekehrung. Aber macht Euch keine Rechnung auf meine wiedergefundene Seele. Der Teufel hat mehr mit dem Mirakel zu thun, als unser lieber Herr Gott! Das versichere ich Euch!

Er lachte noch einmal, sah uns Beide scharf und prüfend an, als wolle er unsere Gedanken über seine Aeußerung errathen, ermahnte uns dann, bei dem Spiel zu bleiben, und schien nun auch ausschließlich mit demselben beschäftigt, bis wir es um eilf Uhr beendigten.

Er schellte mit einer großen Glocke, die er auf seinem Tische stehen hatte, der Chasseur kam herein. Der Graf befahl ihm, mir nach meinem Zimmer zu leuchten, wünschte dem Pastor eine gute Nacht, und sagte, als ich mich von ihm beurlaubte: Die Gräfin d'Altremont ist vor zehn Uhr nicht zu sprechen, und besuchen müssen Sie sie doch! Haben Sie inzwischen Lust morgen Früh um sechs Uhr mit mir einen Ritt zu machen, so will ich Sie wecken und für Sie satteln lassen.

Ich nahm das an, der Chasseur leuchtete mir und dem Pastor durch die leeren, schweigenden Säle. Als er ein Paar Schritte vor uns voraus gegangen war, sagte der Pastor leise: Mit dem Grafen ist etwas vorgefallen — aber was?

Ich zuckte schweigend mit den Schultern, ich wußte selbst nicht, was ich denken sollte, und mochte in Gegenwart eines Dieners keine unzeitige und unberechtigte Vermuthungen wagen, noch weniger dem mir unbekannten Pastor durch ein unzeitiges Vertrauen eine schlechte Ansicht von meiner, dem Arzte so unentbehrlichen Zurückhaltung beibringen. Wir verließen daher einander gleich vor meinem Zimmer, uns freundlich gute Nacht bietend. Wenn aber mit der guten Nacht für mich ein ruhiger Schlaf gemeint war, so ging der Wunsch des wackeren Pastors an mir nicht in Erfüllung.

(Fortsetzung folgt.)

Französisch und Deutsch.

(Fortsetzung).

Clauß grüßte beim Eintreten militärisch und mit einem flüchtigen Blicke die Anwesenden musternd, schritt er auf den Hauptmann zu, der ihm die Rechte entgegenstreckte und mit den Worten begrüßte: „Ah, mein alter Kamerad, willkommen auf Großberg! was führt Euch denn noch so spät zu uns?“

„Danke, mein Herr Hauptmann — waren gestern in Thalheim und Niemand daheim?“

„Ganz recht; wo steckt Ihr denn, wenn man Euch besuchen will?“

„Rudolph — Herr Hellmuth,“ setzt er mit einem Blicke auf den anwesenden Maler hinzu, „ist seit drei Tagen verreist, — erhalte heute einen Brief von Regensburg, — will noch weiter, erst in sechs, acht Tagen zurückkommen, — soll dieß den Herrschaften melden.“

„Das ist Desertion, Kamerad, dafür werden wir den jungen Herrn auf die Festung schicken,“ scherzte der Hauptmann, dem es nicht entging, daß Clauß noch mehr zu sagen hatte, aber um des Fremden willen damit zurückhielt. „Friedrich, besorge

unserem Oberförster einen frischen Waidmannstrunk, denn sicher hat er den Damen noch besondere Botschaft auszurichten, von der ich nichts hören darf.“

„Sieh', sieh', alter Clauß,“ sagte Thekla, die den Wink des Hauptmanns verstand, „Onkel Groß fürchtet schon, du möchtest ihm von Geschäften sprechen. Komm, wir wollen die Herren in ihrer Konversation nicht stören.“

Mit diesen Worten erhob sich das Fräulein und bot dem Alten einen Platz in einem Erkerfenster, während die beiden am Theetische zurückbleibenden Herren sich näher rückten. Unser Maler wußte das Gespräch bald auf Politik zu bringen, und war unverkennbar bemüht, den Hauptmann über Charakter, patriotischen Geist, Neigungen und Schwachheiten der Bewohner des Spessartgebirges auszuholen, was ihm auch ganz gut gelang, weil es diesem Vergnügen machte, die Vielseitigkeit seiner Bekanntschaft mit den Verhältnissen der nähern und fernern Umgebung von Großberg darlegen zu können, und er keinen Grund sah, irgend eine gewünschte Auskunft darüber zu verweigern.

Unterdeß waren die beiden Personen im Erkerfenster nicht weniger in den Gegenstand ihrer Unterhaltung vertieft, und Demosthenes selbst würde in den Augen seiner Zeitgenossen verloren haben, hätten diese Gelegenheit gehabt, Vergleichungen zwischen diesem Redner und dem alten Clauß anzustellen.

„Der Herr, welcher dort mit Onkel Groß spricht, ist ein Landschaftsmaler und wird sich einige Tage hier aufhalten, um mehrere Parthieen unseres Gebirges aufzunehmen,“ erklärte Thekla dem Alten, der den jungen Mann jetzt mit großer Aufmerksamkeit betrachtete.

„Muß ihn kennen — war im Walde, als Sie gestern von Thalheim kamen?“

„Ganz recht.“

„Spricht Französisch — ist wohl gar so ein Ouimonsieur, ächte Windbeutel das.“ — Beides war für den Alten nämlich gleichbedeutend, der während der Kriegsjahre diese Sprache nothdürftig erlernt und später im Umgange mit den Besitzern von Thalheim geübt hatte, wenn in Gegenwart von dritten Personen Dinge besprochen wurden, die nicht für fremde Ohren gehörten.

„Kennst Du den Zweck von Rudolph's Reise?“ fragte Thekla, „und hat er nichts für uns geschrieben?“

„Beides, Fräulein — läßt Großberg tausendmal grüßen, besonders Fräulein Thekla — hat den Namen dreifach unterstrichen,“ betonte Clauß, das erröthende Mädchen fixirend, „verspricht bald wieder zu schreiben — bittet um Entschuldigung wegen schneller Abreise. Will einem guten Freunde beispringen, der in Ungarn ein Stück Land gekauft und nun seine Dummheit bereut.“

„Also geht Rudolph nach Ungarn?“

„Ist vielleicht schon dort und müht sich ab, einem Menschen zu helfen, der reich werden will ohne Mühe, dann aber keine Kourage hat, wenn Gefahr droht.“

„Aber welche Gefahr droht denn?“ frug Thekla rasch und besorgt.

Clauß schaute bei dem Tone dieser Worte hell auf und antwortete: „Für Rudolph keine — weil er ein Mann, ein rechter Mann ist, der lichten Kopf, treues Herz und sichere Hand hat — bin gar nicht bange. Hätte ihn aber doch lieber daheim, wagt für Andere Leib und Leben, des Geldes nicht zu gedenken. Hat schon Manchen geholfen, die ihn betrogen, und hilft Jedem, der in Noth ist.“

„Das glaube ich gern, Clauß; daß aber Rudolph einen solchen Mannesmuth besitzen sollte, wie Du ihm zuschreibst, hat mir noch nicht so scheinen wollen, da ich eher Erfahrungen vom Gegentheile gemacht habe; wenigstens ist er weich wie selten ein Mann.“

Diese etwas unlogische Folgerung verrieth die Absicht des Fräuleins, noch mehr über die Männlichkeit Rudolph's zu hören, und Clauß war auch gleich dabei, diesem verdeckten Verlangen zu entsprechen.

„Weich wie ein Kind, Fräulein, sollten ihn aber sehen, wie die Augen blitzen, wenn es gilt. Haben doch von dem Brand in Thalheim gehört, wo des Hintersäßers Weib noch im brennenden Hause nach ihrem Kinde suchte — waren Beide verloren, wenn Rudolph nicht das Leben wagte. Heute noch weiß kein Mensch, wer Mutter und Kind gerettet, — waren halb todt. Ich nahm ihm die Mutter im Hofe ab — seine Kleider glimmten auch, — und Rudolph hat mir streng verboten, ein Wort zu sagen — ist das Mannesmuth?“

„Wirklich, das war Rudolph? — o, das ist groß!“

„Gelt Fräulein — aber gut ist er — gut gegen Mensch und Thiere — Alles liebt ihn aber auch, Dienstleute, Unterthanen, Pferde, Hunde, Alles, besonders das junge Volk.“

„Und weßhalb gerade letzteres?“

„Ist ihnen ein wahrer Freund — turnt, schießt, reitet, fährt mit ihnen — ganz militärisch, — erzählt die deutsche Geschichte — lehrt deutsche Lieder singen — Gott und die Fürsten ehren — das Vaterland und deutsche Sitten lieben — und deutsche Tugend üben.“

„Aber sag' mir nur, alter Clauß, wie es zugeht, daß wir davon auf Großberg gar nichts gehört haben?“

„Macht kein Aufhebens von seinem Thun, wie die über dem Rheine drüben — läßt sich von Jedem versprechen, nicht zu klatschen — Rudolph selbst liebt viel Geschwätzigkeit nicht, handelt gern, ist brav wie Einer — sollte ganz glücklich seyn.“

Thekla hatte auf diese Erklärung nichts zu entgegnen und war sinnend in sich versunken, weßhalb Clauß dem Beispiele des Malers folgen wollte, der sich erhoben hatte und den Herrschaften eine angenehme Nachtruhe wünschte. Hauptmann Grob trat jedoch herzu und sprach den Förster an: „Nun, Clauß, habt Ihr gehörig rapportirt? wichtig muß es seyn, denn Kleinthekla denkt angestrengt darüber nach.“

(Fortsetzung folgt.)

Kunst und Literatur.

Album des Thüringerwaldes. Zum Geleit und zur Erinnerung von Heinrich Schwerdt. Leipzig, G. Wigands Verlag.

Daß der Thüringerwald eine der schönsten Gegenden Deutschlands ist und darum von vielen Reisenden besucht wird, ist eine bekannte Thatsache. Allein eine genau detaillirte Beschreibung desselben fehlte uns noch bisher. Herr Schwerdt, seit Jahren als Volksschriftsteller berühmt, hat diese Aufgabe mit Meisterhand gelöst. Nachdem er in der Einleitung von der geographischen Lage, den geognostischen Verhältnissen, den Sagen, Badeanstalten, Produkten, Handel und Wandel, Kunst und Poesie &c. gesprochen, stellt er die Städte, Dörfer und sonstigen interessanten Punkte in einzelnen schönen Gruppen zusammen. Nichts bleibt unerwähnt. Alles ist in ein freundliches Gewand gekleidet, erhöht durch die vielen Illustrationen, welche das treffliche Buch zieren. Selbst die einzuschlagenden Reiserouten sind angegeben. Das Werkchen sey demnach allen unsern Lesern aufs Beste empfohlen.

K.

Mannigfaltigkeiten.

[Tänze aus dem Mittelalter.] Die tanzliebenden Leserinnen werden sich sehr dafür interessiren, zu erfahren, wie sich ihre Vorfahren zur Zeit des fünfzehnten Jahrhunderts im Tanzsaale die Zeit vertrieben. Der Unterschied zwischen damals und jetzt war ungeheuer, für uns aber vielleicht zum Nachtheil des Humors und der Kunstfertigkeit. Fast alle damaligen Tänze hatten eine Bedeutung, nur der sogenannte Drehtanz glich unserm heutigen Walzer. Am beliebtesten waren der Todtentanz und der Schmoller. Der Todtentanz war ein höchst eigenthümlicher. Die Gäste Alt und Jung paarten sich und begannen unter heiterem Jubel und Gelächter; plötzlich hörte die Musik auf, fing aber bald darauf wieder in leisen, traurigen Tönen an, welche endlich übergingen in eine düstere Melodie, wie sie bei Begräbnissen gespielt wurde; ein Herr aus der Gesellschaft mußte sich auf den Boden legen und den Todten darstellen, die Frauen und Mädchen umtanzten ihn, wobei es darauf ankam, möglichst zierliche, dabei aber doch auch möglichst komische Sprünge zu machen, welche die Trauer um den Todten carrikiren sollten; ein Trauergesang wurde während des Tanzes von den Frauen gesungen, welche sich bemühten trotz der melancholischen Melodie, denselben so komisch wie möglich zu machen. Nach der Vollendung des Gesanges näherte sich eine der Frauen nach der andern dem Todten, beugten sich über ihn und küßten ihn; demnächst umtanzte ihn die ganze Gesellschaft in einer Ronde unter fröhlichem Gelächter und beendete damit den Tanz. Der Todtentanz wurde immer zweimal ausgeführt, indem das erste Mal ein Herr den Todten spielte, das zweite Mal eine Dame sich todt stellen mußte: bei dem zweiten Tanze traten natürlich die Männer und Jünglinge an die Stelle der Frauen und Mädchen, und bemühten sich, in Zärtlichkeit des Küssens einander zu übertreffen. Daß ein solcher Tanz viel Anlaß zur Fröhlichkeit gab, läßt sich wohl leicht begreifen, er war auch deßhalb auf allen Hochzeiten und Kindtaufen sehr beliebt. Eben so gern wurde der Schmoller getanzt, welcher, ähnlich unserm heutigen Cotillon oder Kehraus, meistens den Beschluß des Ballfestes machte, nachdem natürlich außer dem Todtentanz noch viele andere Touren vorgegangen waren, welche zu beschreiben zu weitläufig wäre. Beim Schmoller mußten Tänzer und Tänzerin einen großen Widerwillen gegen einander heucheln und denselben durch die Bewegungen beim Tanzen ausdrücken; sie kehrten einander den Rücken zu, versöhnten sich aber nach und nach, bis sie sich dann wieder ganz und gar befreundet hatten. Die Kunst des Tanzes lag darin, daß durch die Pantomimen und die Bewegungen des Tanzes selbst die Gemüthsbewegungen, die Uebergänge von Widerwillen bis zur Liebe und Freundschaft möglichst treu dargestellt wurden; gewiß eine höhere Kunst, als die, wie es heute verlangt wird, zierliche Schritte und Sprünge zu machen!

Laut den Zollvereinslisten hat das Volk von Kurhessen seit drei Jahren abgenommen. Wenn man bedenkt, wie viel dem Volk von Kurhessen seit zehn Jahren abgenommen wurde, so ist es kein Wunder, wenn es einmal anfängt, auch selbst abzunehmen.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 229 · Montag, 26. September 1859.

Graf Joachim.

(Fortsetzung.)

Tausend Vermuthungen und Zweifel beschäftigten mich und hielten mich munter. Ich wußte nicht, woran ich mich halten sollte. Bald kam es mir vor, als sey dem Grafen meine Liebe für Eugenie nicht unwillkommen, ja als ermuthige er meine Hoffnungen, und dann wieder mußte ich mich fragen, was ihn dazu bewegen könne, da ich für eine Gräfin d'Altremont in meinen jetzigen Verhältnissen noch keine angemessene Partie war, da ich jedenfalls Eugenien's Mutter wider mich hatte, und da der Graf wußte, daß ich der Vertraute seines Neffen sey, daß ich die Heirath desselben mit meiner Cousine nicht nur nicht zu hindern, sondern zu fördern bemüht war? Jetzt erst in der Einsamkeit fiel es mir ein, daran zu denken, was den Grafen eigentlich bestimmt haben mochte, in die Stadt zu kommen? Die Absicht mich zu holen, konnte es nicht allein gewesen seyn, aber was hatte er dort gethan? wen hatte er außer Elfrieden dort gesehen?

Ich machte mir einen Vorwurf daraus, daß ich vor meiner Abfahrt nicht bei Elfriede vorgesprochen war, sie nicht befragt und zu Rathe gezogen hätte. Daß der Graf mit ihr von mir gesprochen, daß sie ihm Gutes von mir gesagt, war ich sicher, aber was beabsichtigte er mit mir? Was meinte der Trinkspruch, welchen er mir gebracht? Was bedeuteten seine veränderte Lebensweise, und die sich selbst verspottenden Andeutungen über seine Wiedergeburt?

Ich kam von einem Gedanken, von einer Vermuthung auf die andere, und das Zimmer, in welchem ich mich befand, hatte Nichts, was mich von mir selber abziehen konnte. Die getäfelten und mit weißer Lackfarbe angestrichenen Wände hatten eine ängstliche Einförmigkeit, die weißen Vorhänge waren fleckenlos, aber auch fast faltenlos, die Möbel einfach und ohne jeden Zierrath. Kein Bild, kein Ueberfluß, war zu erblicken, selbst keine Fliege ließ sich sehen oder hören, die Leere hatte etwas Verzaubertes. Im Schlosse war Alles still, keine Spur von jenem Hin- und Hergehen der Dienerschaft, das die Stunde überdauert, in welcher die Herrschaft sich zur Ruhe begibt. Kein Tritt auf einer knarrenden Treppenstufe, kein Schließen einer ächzenden Thüre. Ich wollte das Fenster öffnen, es war von außen mit den schweren Laden fest verschlossen, auf Gäste von meiner Stimmung hatte man nicht gerechnet, und es blieb mir Nichts übrig, als mich ebenfalls zur Ruhe zu begeben, wollte ich nicht die Nacht die zwölf Schritte, welche die Länge meines Zimmers ausmachten, immer und immer wieder durchmessen.

Es ist aber ein besonderes Ding um solche eine erste Nacht unter dem Dache des Weibes, das man liebt, und noch heute, nachdem fast vierzig Jahre darüber verflossen sind, fühle ich in Erinnerung daran mich erwärmen und bewegen. Ich hatte mich kaum niedergelegt, als ich es herausbrachte, daß sich über dem Zimmer, in welches man mich gebettet, die Stube befinden müsse, aus der Eugenie an jenem Tage zur Mittagstafel herausgekommen war. Grade über mir wohnte sie also. Ich betrachtete die Wände um zu ermitteln, wo der Wahrscheinlichkeit nach ihr Lager stehen müsse, ich lauschte und lauschte, ob nicht irgend ein Laut hernieder töne, der mir Kunde brächte, daß sie noch wache, und mir daher die Hoffnung offen ließe, daß auch Sie meiner jetzt vielleicht gedenke. Aber es blieb Alles still, und ich legte mich in die Kissen zurück, ich wollte mich zur Ruhe bringen und wenigstens für Augenblicke vergessen, was mich wach erhielt. —

Mit geschlossenen Augen lag ich da. Ich bemühte mich an meine Kranken in der Stadt, an die Kranken zu denken, welche ich heute auf den Vorwerken besucht. Ich stellte mir meine Cousine vor, und wie sie hier einst an Eckberts Seite wohnen werde. Ich entwarf mir nach seinen Briefen ein Bild seiner Persönlichkeit. Aber die feine frische Leinewand meiner Kissen hatte einen so sanften Blumenduft, daß ich fest überzeugt war, Eugenie selber, die treffliche Haushälterin des Grafen, habe dieses Leinen weben und bleichen lassen, habe den Reseda und die Rosenblätter in die Schränke gebreitet, in welchen man die Wäsche aufhob — und alle meine Gedanken waren wieder bei ihr. Es half Nichts,

daß ich mir sagte, ich sey ein verliebter Thor. Es half nichts, daß ich es ganz und gar nicht einem Manne von meiner Erfahrung, einem Arzte von so großer Praxis angemessen fand, den schmachtenden Seladon zu spielen, ich war eben verliebt, und mußte mein Fieber der Leidenschaft bestehen, so geduldig oder so übel wie ein Erwachsener eine Kinderkrankheit hinnimmt, welche ihn nachträglich überfällt, und im Grunde war ich doch erst sechsundzwanzig Jahre! — Nur diesen Zustand der Ungewißheit konnte und wollte ich nicht lange ertragen, und in dem innerlichen Rathschlagen schlief ich ein, und schlief in einem Striche, bis man heftig an mein Zimmer klopfte, und zugleich die Laden mit einem Schlage geöffnet wurden, daß der helle Morgen blendend durch das Fenster strahlte.

Im Momente war ich aus dem Bette, in wenig Augenblicken in den Kleidern. Man trug mir ein Frühstück in dem Saale der Regimentsbildnisse auf, und noch während ich es verzehrte, trat der Graf herein. Er sah stattlich aus in seinem Reitanzuge. Die Beinkleider von Leder, die Stulpenstiefeln und seine grüne Pikesche zeigten, wie fest sein Gliederbau noch war, und der helle Morgen erhellte wie mich däuchte auch sein ganzes Antlitz.

Nun, mein Herr Doktor! wohl geruht? rief er mir entgegen, und sagte dann, da er sah, daß ich mein Frühstück als beendet betrachtete, dem Chasseur, der ihm mit des Grafen Peitsche und Mütze in der Hand gefolgt war: Laß er die Pferde vorführen, und melde Er, daß wir fertig sind!

Dann gingen wir auf die Rampe hinaus, welche nach der Hofseite gelegen war, und ich hatte das Auge eben nach den Ställen hingerichtet, aus denen man die Pferde herausführte, als ich leichte Tritte neben mir vernahm, und Eugenie im Reitkleid an den Grafen herantrat.

Sie reichte ihm die Hand, und küßte ihm den Mund. Ist Ihnen die Fahrt nach der Stadt wohl bekommen? fragte sie, während sie mich gar nicht zu bemerken schien.

Sehr wohl mein Kind! und Du siehst, versetzte er, indem er auf mich hinwies, ich habe Deinen Auftrag ausgeführt!

Sind Sie also doch gekommen! rief Eugenie, indem sie sich zu mir wendete, als werde sie jetzt erst meine Anwesenheit gewahr. Ich wußte nicht, daß der Graf Sie mitgebracht habe.

Sie verneigte sich gegen mich, wurde roth und ich wollte ihr, verletzt von ihrer Heuchelei, eben in gleicher Weise antworten, als der Graf sehr ernsthaft sagte, Was soll das Jenny! Du wußtest, daß der Doktor gekommen war, ich ließ es Dir gleich sagen. Was soll die weibische Komödie! Komm, steig auf!

Eugenie sah den Grafen an, sah mich an, es flog ein Glanz durch ihre Augen, sie bot mir die Hand. Vergebung! bat sie kaum hörbar, dann stieg sie die Treppe hinunter, der Reitknecht führte ihr das Pferd heran, mit leichter Wendung trat sie auf des Grafen Hand, er schwang sie kräftig empor, und schnell ihre Kleider ordnend, flog sie, während wir uns aufsetzten, auf ihrem schönen Goldfuchs uns rasch voraus. Es war ihr eine Erleichterung, mir den Anblick der Verwirrung zu entziehen, von der sie sich ergriffen fühlte.

Der Morgen war der schönste, den ich je erlebt habe. Die Luft war klar und frisch, ein scharfer Hauch trieb die Nebel vor sich her, die ihre feuchte Spur in Millionen Perlen zurückließen, welche in den Sträuchen und auf den Wiesen glänzten. Ueberall regte sich mit dem Morgen auch die Tagesarbeit. In einem und dem anderen Baumgarten schüttelte man das Frühobst von den Bäumen. Blondköpfige Kinder standen lachend in dem thautropfenden Grase, und freuten sich der Früchte und der Tropfenschauer, die von den Bäumen niederfielen. Weiterhin pflügte man die Stoppelfelder um. Ein frischer Erdgeruch drang aus der braunen Scholle hervor, und während der Sommer kaum noch seine Neigung zum Herbste verrieth, reichte die Arbeit des Menschen schon vorsorglich über den Winter hinweg, in das kommende Jahr hinüber. Die Lerchen stiegen aus den Aeckern wirbelnd und singend in die Luft, rauschend und knatternd, den Hahn an der Spitze, flog hie und da aus den Kartoffelfeldern ein Volk Rebhühner in die Höhe, ging noch ein zurückgebliebener Storch gravitätisch durch die Wiesen. Am Rande des Waldes, liefen ein Paar Haasen aus den Rübenfeldern quer über unsern Weg in den niedern Busch hinein, und der Jäger, dem wir dort begegneten, hatte seine Arbeit schon gethan, denn seine Tasche war mit Vögeln behängt, und auf des Grafen Anruf verhieß er eine gute Jagd für dieses Jahr.

Ich hatte lange keinen solchen Ritt durch den Morgen gemacht, und mit meinem erschlossenen Herzen empfand ich seine Schönheit doppelt lebhaft. Eugenie war uns fast immer voraus. Es schien ihr dieß Vergnügen zu machen, und der Graf ließ sie gewähren. Kam sie dann wieder an uns heran, oder holte der Graf, der ein ruhigeres Reiten liebte und mich neben sich festhielt, sie ein, so zeigte sie, selbst wenn sie mich ansprach, eine Scheu und Befangenheit, die sehr von dem sicheren Zutrauen verschieden war, welches sie mir bewiesen hatte, als wir bei unserem ersten Begegnen zusammen von der Mühle nach dem Schlosse fuhren. Aber diese scheinbare Entfremdung brachte sie mir nur näher. Denn obschon zu Pferde und in dem Reitkleide, erschien sie mir in ihrer Scheu und Befangenheit mädchenhafter und hülfsbedürftiger, als damals. Ich sorgte um sie, ich wollte ihr über ihre Ver-

legenheit, über die Erinnerung an den Tadel forthelfen, den sie um meinetwillen von dem Grafen erfahren hatte, und weil ich in diesem Augenblicke ahnte, daß meine Bewerbung um sie von ihrem Vormunde wirklich als eine berechtigte angesehen würde, fühlte ich mich schon jetzt, schon an diesem Morgen als ihren Beschützer.

(Fortsetzung folgt.)

Französisch und Deutsch.

(Fortsetzung.)

„Zu Befehl, mein Herr Hauptmann, habe aber noch etwas."

„Ah, nun losgeschossen, Kamerad!"

„Habe heute noch andere Nachricht von der andern Seit des Spessart — sollen sich da Leute herumtreiben, dem Volke die Köpfe verkeilen — für Louis Napoleon und die französische Sache sprechen — dabei das Land auskundschaften und die Unterthanen gegen die Fürsten und Obrigkeiten aufhetzen."

„Es wäre wirklich erbärmlich, wenn die französische Regierung diese Gemeinheit billigte oder unterstützte, vorausgesetzt, daß sich die Nachrichten bestätigen. Hoffentlich werden diese Leute den Weg über das Gebirge nicht finden, denn ich wäre im Stande, sie mit eigener Hand aus dem Lande jagen zu helfen."

„Kommen gewiß — habe schon Wind — aber wart' nur — lustige Hetze das: bitte die Herrschaften, 'mal nach Thalheim zu kommen, nach dem Rechte zu sehen, weil Rudolph nicht da ist."

„Das Letztere ist nicht nöthig, alter Clauß," mischte sich Thekla ein, „aber wir kommen, noch ehe Du an Vetter Rudolph schreibst."

„Gut — wäre schön, wenn das Fräulein schreiben wollte — möchte bei mir nicht so ausfallen. Doch geruhsame Nacht, meine Herrschaften — muß nun wirklich fort."

Einige Tage mochten nach den eben erzählten Vorgängen verflossen seyn, als der alte Clauß ganz gegen seine Gewohnheit schon wieder auf Grohberg erschien. Dem anmeldenden Diener fast auf dem Fuße folgend, trat er ziemlich hastig bei dem Hauptmann Groh ein, dem er nach kurzem Gruße mit verbissenem Grimme zurief: „Sind da, die Halunken — haben auch ihre Teufels-Komödie schon angefangen."

„Wer ist denn da, alter Kamerad?" fragte der Hauptmann.

„Nun, die Franzosen."

„Was?" rief seinerseits nun auch erschreckt der Hauptmann, „die Franzosen wären in Deutschland, im Spessart eingerückt?"

„Nur erst die Spione, Freunde des Franzosenkaisers — wollen uns auf seine Ankunft vorbereiten."

„Wo seyd Ihr denn mit denen zusammengetroffen?"

„Was? ich? — zusammengetroffen? — hätte die Wichte gebohrfeigt bis an den Rhein. Gegen Abend sind Einige von unseren Leuten im „Kruge" zu Thalheim — sitzen drei Fremde da — sprechen unter einander französisch — mit unsern Leuten aber deutsch, — rühmen Louis Napoleon — schimpfen auf den Kaiser von Oesterreich und den Regenten von Preußen — haben nach Allerlei gefragt und sind gegangen, wohin, weiß kein Mensch. Heute Früh geh' ich in den Forst — will nach den Fallen sehen — bleibt Waldmann plötzlich vor einem dichten Gebüsch — windet, schlägt an, avancirt und heult. Ich nach und finde die Ueberreste eines starken Bockes. Meine erst, Reinecke habe ein Kunststück gemacht — mochte aber nur nachgeholfen haben, denn Rücken und Hinterkeulen waren weg, aber nicht abgefressen. Rechte Wilderer haben den Bock nicht erlegt — wäre sonst nach Waidmann's Gebrauch zerwirkt gewesen — in Thalheim und Grohberg wildert Niemand — müssen französische Spitzbuben gewesen seyn. War fuchswild, und daheim erfahre ich noch die Geschichte von gestern — trifft ganz gut. Ist auch ein wunderlicher Maler, Herr Bertram — habe ihn mehrmals getroffen — läßt nie seine Malerei sehen — streift aber weit umher — macht gern Bekanntschaften."

Hauptmann Groh und Thekla kannten das Wesen und den Franzosenhaß des Alten hinlänglich, um seine äußerst schwach motivirten Annahmen zu verstehen, fanden jedoch in dem Benehmen der Fremden im Kruge zu Thalheim die wesentlichsten Merkmale des Treibens der seit längere Zeit längs der französischen Gränze für die Sache Frankreichs in Deutschland thätigen Emissäre. An ihrem Gaste im Gartenpavillon war ihnen etwas Besonderes gerade nicht aufgefallen, doch erinnerte sich Thekla, von ihrem Mädchen gehört zu haben, der Maler sey in vergangener Nacht in Begleitung von ein oder zwei Mannspersonen heimgekehrt, die am frühen Morgen wieder verschwunden waren, wenigstens habe Niemand ihr Weggehen bemerkt. Auf diese Mittheilung gab der Hauptmann die von dem alten Clauß gewünschte Erlaubniß, den Pavillon und seine Umgebung durch einen besonders instruirten Jägerburschen überwachen zu lassen, verweigerte aber bestimmt die Herausgabe eines vorhandenen Hauptschlüssels behufs der Durchsuchung der dem Maler überlassenen Wohnung, als eine unwürdige Verletzung des Gastrechtes. Obschon vollkommen mit dem Hauptmann einverstanden und wohl auch nicht weniger ehrenhaft, war Clauß durch

seinen Patriotismus in Gemeinschaft mit dem schon erwähnten Franzosenhasse veranlaßt worden, dieses Ansinnen auszusprechen. Dafür vermaß er sich aber mit einem ächt deutschen Kernspruche, nicht eher zu rasten und zu ruhen, bis er das Franzosengelichter unter den Händen gehabt und ihnen eine Portion der beliebten Schwabenstreiche verabreicht habe, wie sie unten im Lande üblich seyen.

Bei seiner Heimkehr nach Thalheim fand Clauß einen Brief von Rudolph vor, der ihm seine Rückkunft nach glücklicher und schneller Lösung der gehabten Aufgabe anzeigte. Stimmte ihn diese Nachricht schon froh, so wurde seine Heiterkeit noch durch die Bereitwilligkeit erhöht, mit welcher die Jagdgehülfen auf die Instruktionen eingingen, die er ihnen in Betreff der Jagd auf die Fremden gab, welche sich in der Gegend herumtrieben. Dem gewandtesten dieser jungen Leute wurde die Ueberwachung von Grohberg und des dort wohnenden Malers anvertraut, was diesem ganz angenehm zu seyn schien, da er die Neckereien seiner Kameraden wegen Thella's Kammermädchen mit ziemlicher Gelassenheit hinnahm, die sonst gerade nicht zu den besonderen Tugenden Kaspars gehörte. Am Abende ging Clauß nach dem Kruge, wo ihm die erhaltenen Nachrichten nicht nur bestätigt, sondern auch weitere Mittheilungen über ähnliche Vorgänge in naheliegenden Ortschaften gemacht wurden, die ganz geeignet waren, seine Meinung zu bestätigen und die gefaßten Vorsätze zu befestigen.

Die nach und nach ungewöhnlich zahlreich gewordene Abendgesellschaft erkundigte sich angelegentlich nach dem verreisten Gerichtsherrn, und die Kundgebungen der unzweideutigsten Beweise von Liebe und Anhänglichkeit machten den alten Freund desselben auffallend sprachselig, so daß endlich einer der Väter des Dorfes das Verlangen aussprach, der Herr Förster solle doch einmal die Geschichte erzählen, welche auf seinem silbernen Pulverhorne dargestellt sey.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Merkwürdiges Strafurtheil.] Das Kantonsgericht Obwalden hat über Joseph Imfeld, 21 Jahre alt, Spengler, welcher schon vor 4 Jahren wegen Diebstahl bestraft worden war, wegen neuen Diebereien im Betrage von 855 Fr. 70 Rp. und weil er mit fünf ledigen Weibspersonen mehr oder weniger verbotenen Umgang (so heißt es wörtlich im Urtheil) getrieben, folgende Strafen verhängt: 1) Soll Imfeld, nachdem das Glöckli geläutet, eine Viertelstunde auf den Lasterstein gestellt, und dann mit 40 Ruthenstreichen gezüchtigt werden; 2) hat er während 14 Tagen im Spital Exerzitien zu machen; 3) wird er auf 20 Jahre in ein fernes übersee'sches Land verwiesen, falls er nicht vorziehen sollte, daheim am Schellenwerke 2 Jahre lang Ketten und Schnabel und abermals 2 Jahre nur Schnabel zu tragen; 4) wird er auf 20 Jahre für ehr- und wehrlos erklärt; 5) auf den Fall der Nichtauswanderung ist er auf 10 Jahre in seine Heimathgemeinde eingegränzt; 6) wird er zur Rückerstattung des Entwendeten und in die Prozeßkosten verfällt; 7) ist er mit einer Geldbuße von 100 Fr. belegt; 8) für Wiedererstattung des Entwendeten, Prozeßkosten und Geldstrafe hat der Vater des Bestraften, Aloys Imfeld, auf Rechnung des Sohnes zu haften, so wie auch für dessen Auswanderungskosten zu sorgen. — Der Präsident des Kantonsgerichts in Obwalden, welches dieses Urtheil fällte, ist zugleich Mitglied des schweizerischen Bundesgerichts.

Der Exkönig von Audh, der nach zweijähriger Haft endlich freigelassen wurde, soll während seiner Gefangenschaft im Fort William ein viel regelmäßigeres Leben, als je zuvor geführt haben, so daß er sich für seine gestärkte Gesundheit bei seinen Kerkermeistern bedanken muß. Obwohl ihm keiner seiner Wünsche versagt wurde, aß er doch sehr mäßig und trank wenig. Den größten Theil des Tages nahm seine Korrespondenz mit seinen zahlreichen Frauen in Anspruch, denen er gelegentlich auch kostbare Juwelen zuschickte. Dann spielte er gerne mit Puppen und Automaten, für die er ein Heidengeld ausgab, und war er müde, so legte er sich flach wie eine Schildkröte auf ein hohes Federbett, streckte Arme und Beine von sich und machte Verse, die er immer gleich niederschrieb. In solchen Momenten durfte Niemand des königlichen Dichters Einsamkeit stören, und daß die strenge Hofetikette nie und nimmermehr verletzt werde, dafür war vom Gouverneur in bestimmtester Weise gesorgt worden.

[Die Kriege Frankreichs seit 14. Jahrhundert.] Frankreich hat in den letztvergangenen 500 Jahren 332 Jahre Krieg gehabt, und zwar: 36 Jahre Bürgerkrieg, 40 Jahre Religionskrieg, 76 Jahre Krieg auf französischem Boden und 178 Jahre Krieg im Auslande. In dieser Zeit wurden 188 große, regelmäßige Schlachten geschlagen.

Redakteur: Gustav Meffert.

Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 230 Dienstag, 27. September 1859.

Graf Joachim.

(Fortsetzung.)

Ich sah Eugenie mit wahrer Wonne vor mir herreiten. Je weiter sie sich von mir entfernte, je näher wußte ich ihre Gedanken bei mir, und soll ich meinen Zustand mit einem andern vergleichen, so wüßte ich ihm nur die vorahnende Seligkeit zur Seite zu stellen, mit der ich als Kind am Morgen des ersten Weihnachtstages, aus meinem Bette, durch die Spalte der Thüre das Licht von den Kerzen des mir bestimmten Weihnachtsbaumes, in meine kaum geöffneten Augen flimmern sah. Ich hatte das Herz voll Freude, die ganze Brust voll Hoffnung!

An einem Stoppelfelde, am Saume eines Gehölzes, auf welchem eine große Heerde Schafe weidete, vermißte das achtsame Auge des Grafen den Hirten. Wir befanden uns auf der Landstraße, ein breiter Graben trennte sie von dem Felde. Wartet! rief der Graf uns zu, und setzte mit raschem Sprunge über den Graben, schnell über das Feld sprengend, um nach dem Hirten auszusehen.

Eugenie wollte ihm folgen, ich ritt heran und fiel dem Pferde in den Zügel. Sie sollen bei mir bleiben!, sagte ich. Sie sollen dem Grafen nicht folgen!

Wie gewaltthätig Sie sind! sprach sie in dem Tone des Scherzes. Aber als wir uns so nahe bei einander befanden, als wir Auge in Auge uns sahen, überwältigten mich die Liebe und die Freude. Es war mir nicht, als sähe ich sie heute erst zum Zweitenmale. Weil ich so lange und so verlangend an sie gedacht, war sie mir vertraut und mein geworden, und jede Rücksicht aus den Augen setzend, nur dem unwiderstehlichen Zuge meines Herzens folgend, fragte ich: Warum haben Sie heute kein Wort, keinen Blick für mich? Warum fliehen Sie mich?

Sie schloß einen Moment wie erschreckend die Augen, selbst ihr Mund krampfte sich schmerzlich zusammen. Dann sah sie mich mit flammendem Blicke an, und sagte zornig: Sollte ich Sie willkommen heißen, da man Sie zwingen mußte, herzukommen?

Eugenie! rief ich außer mir vor Freude, aber in dem Moment setzte sie über den Graben, und ihr Pferd anfeuernd, flog sie ihrem Vormunde nach, daß ich Mühe hatte, ihr zu folgen. Als ich sie erreichte, hielt sie neben dem Grafen, der seinen nachläßigen Hirten ausschalt. Ich ritt an sie heran, sie wendete sich von mir ab. Der Hirt schlich gesenkten Hauptes auf seinen Posten, der Graf ritt scheltend neben ihm her. Wir blieben zurück. Sie selbst gab dazu den Anlaß.

Warum versagten Sie uns Ihre Hülfe? sprach sie tadelnd.

Weil ich mich hülflos fühlte vor Ihnen! antwortete ich.

Sie schwieg, aber sie verließ mich nicht, und wir ritten gemeinsam dem Grafen nach, der seinen Weg längs dem Felde bis zu einer Stelle nahm, wo eine Brücke den Graben bedeckte, und Eugenie den Sprung mit dem Pferde ersparte.

Sie war still und ernsthaft geworden, und da der Graf den Rückweg einschlug, blieb sie zwischen uns Beiden, ohne mehr zu sprechen, als es die Fragen des Grafen nothwendig machten. So langten wir vor dem Schlosse an, wo die Reitknechte herbeieilten, uns die Pferde abzunehmen. Der Graf selbst hob Eugenie aus dem Sattel, und sie entfernte sich augenblicklich, mit der Bemerkung, daß sie mich bei ihrer Mutter noch zu sehen denke.

Es war acht Uhr, der Graf zog sich in sein Arbeitszimmer zurück, die Porträtsäle waren offen und kühl, ich ging hinein, um mich in dem Bibliothekzimmer umzusehen, das von der anderen Seite sich an die Säle anschloß. Man trug ein Frühstück auf: von der Herrschaft ließ sich Niemand blicken. Ich musterte die Bücher, die Sammlung war sehr gewählt. Ich nahm einen Band heraus und wollte lesen, aber ich sah fortwährend nach der Uhr, und endlich setzte ich mich nieder, um in der stillen Kühle des Saales wachend zu träumen und zu warten.

Nach neun Uhr kam der Kammerdiener der Gräfin, mich zu ihr zu bitten. Sie empfing mich wie einen alten Freund, und betheuerte mir, daß meine Anord-

nungen ihr die größte Erleichterung verschafft, daß sie eine Genugthuung über die Art und Weise empfunden habe, mit welcher ich das erste Anerbieten des Grafen abgelehnt habe, daß sie es unübertrefflich finde, wie ich ihn gezwungen, als ein Bittender zu mir zu kommen.

Noch einige solche Lektionen, theurer Doktor! und ich verzweifle an dem Grafen nicht! rief sie aus. Sie wissen nicht, was ich Ihnen danke, Sie geben mir auch meine Tochter wieder. Sie, die sonst kein Gesetz und keinen Willen kennt als des Grafen Launen, hatte den trockenen Geschäftsbrief an Sie doch als eine Unschicklichkeit betrachtet. Ein Arzt ist kein Arbeiter, kein Kaufmann, dessen Dienst man fordert, und mit dem man fertig ist, wenn man ihm eine Arbeit bezahlt! sagte sie dem Grafen, als er ihr den freundlichen Brief zurückgab, welchen sie Ihnen zuerst geschrieben hatte. Zum Erstenmale in ihrem Leben beschwerte sie sich bei mir über seine Härte und seinen Stolz, und so schwer wir Sie entbehrten, wir waren es zufrieden, daß Sie auf den Brief, welchen meine Tochter Ihnen wider ihren Willen hat schreiben müssen, nicht gekommen waren.

Ich küßte der Gräfin dankbar die Hand; auch sie hatte mir mehr gegeben als sie ahnen konnte, und mit getrostem Herzen wagte ich die Frage, ob denn Graf Joachim gestern nur um meinetwegen in die Stadt gekommen sey.

Um Ihretwillen? O! Gott bewahre! rief die Gräfin. So wissen Sie denn nicht, was in Ihrer eigenen Familie vorgeht?

In meiner Familie? Nicht ein Wort!

Ich hatte neulich, hub sie an, als Ihr Zuspruch mir mit der wiedergekehrten Hoffnung auch neuen Lebensmuth gegeben, in der freudigen Bewegung meines Gemüthes, mich auch wieder zur Theilnahme an den Dingen außer mir, an den Schicksalen der Anderen fähig gefühlt. Ich wollte Ihnen Folge leisten, theurer Doktor! ich wollte mich abziehen von den Gedanken, die mich schmerzen, wollte mir fühlbar machen, daß ich noch nicht abgestorben, daß ich noch im Stande sey, auch für Andere Etwas zu leisten; denn Sie hatten Recht, lieber Doktor! die meinem Geiste unnatürliche Einsamkeit lähmte mich allmälig.

Sie sprach das mit ihrer gewohnten Emphase, mich peinigte die Ungeduld, aus den Hüllen ihrer Redensarten den Kern der Wahrheit zu erfahren, und sie unterbrechend sagte ich: Und was thaten Sie, meine gnädige Gräfin?

Was ich that? Sie zuckte mit den Schultern und ihr Gesicht überzog wieder das gewaltsame Lächeln, das mir immer so fatal war, weil man ihm die Lüge ansah. Was kann eine kranke, eine schwache Frau wie ich, wohl thun, als sich auf das Nächste zu beschränken, und des armen Eckbert's Lage dauerte mich so sehr.

Sie machte eine Pause, eine neue Frage von mir zu erwarten, denn Alles an ihr war berechnet. Da ich dieselbe unterließ, sagte sie: eines Tages, da ich mich leidlich wohl befand, schrieb ich dem lieben Menschen. Ich setzte ihm auseinander, wie hier die Sachen lägen und wie er gar Nichts erreichen könne, wenn er den Grafen durch Vorstellungen oder durch Abwarten umzustimmen meine. Ich hielt ihm einfach meine Lebenserfahrungen vor, bewies ihm, daß ich keinen Vortheil für mich zu erhoffen habe, wenn er früher als man von gewisser Seite beabsichtige und wünsche, seine Heirath vollziehen sollte, und obschon ich mich nicht unterfing, die Handlungsweise des Grafen Joachim irgendwie des Eigennutzes anzuklagen, so müßte die menschliche Natur nicht mehr die menschliche Natur seyn, wenn Graf Eckbert nicht hätte einsehen sollen, daß ich, welche seine Heirath nothwendig aus ihrem bisherigen Aufenthalte forttreiben wird, mindestens ein uneigennütziger Rathgeber bin, wenn ich ihn zu dieser Heirath dränge.

(Fortsetzung folgt.)

Französisch und Deutsch.

(Fortsetzung).

Die bisher ziemlich lebhaft geführte Unterhaltung machte bei diesen Worten eine Pause der Erwartung, da das silberne Horn des Försters für die einfachen Landleute ein Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit war, ganz abgesehen von den Gerüchten, welche über Claußens Heldenthaten im Volke verbreitet waren, obgleich er äußerst schwer und nur höchst selten dazu gebracht werden konnte, von den Ereignissen seines Soldatenlebens im Felde zu erzählen. Aller Augen waren auf ihn gerichtet und man erwartete mit Spannung die erste Antwort des Alten. Clauß stieß ein kurzes, eigenthümliches Lachen hervor, forderte noch ein Schöppchen und sagte dann: „Sollt die Geschichte heute erfahren — nimmt sich mancher junge Kerl vielleicht ein Beispiel. Wißt doch, was die Hundert Tage sind — Cent jours, sagt Monsieur France — Deutschland war daran, seine Heere nach dem Frieden zu Paris den 30. Mai 1814 zu entlassen, Waffen und Munition in die Arsenale zu bringen, — nur die Alliirten tagten noch zu Wien. — Erscheint Napoleon am 1. März 1815 plötzlich wieder in Frankreich, ist von Elba echappirt, kommt den 20. März nach Paris und fängt gleich wieder Skandal an. Hauptmann Hellmuth und der alte Clauß — war damals noch ein junger Kerl —

mußten wieder mit ausrücken, wurden nach einem starken Marsche Nachts überfallen und — gefangen, d. h. Hauptmann Hellmuth — Clauß entwischte. Alle Millionen „Schock" Tausend — na wißt schon, was kommen soll — will nur 'n Tropfen nehmen — — Kriege da erst recht weg, was ein Hellmuth werth ist, so 'n Hauptmann, so 'n Herr — denke gleich, soll alle Franzosen lebendig fressen. — Mußte doch wissen, wohin der Hauptmann war — werfe die Soldatenkleider fort, krieche in ordinäre Lumpen — so geht's den Franzosen nach — wollten eben über die Preußen herfallen — war nur 'n kleines Korps — führten den Hauptmann mit sich — mußte stets bei dem Kommandirenden seyn — wohnte auch bei ihm. War schon drei Tage nachgelaufen, konnte nichts thun, — kein Wort wechseln — pfiff ab immer Lützow's wilde Jagd — und richtig — Hauptmann Hellmuth merkte, wer der alte Vagabund war — legte den Finger auf den Mund und blinzelte mir zu. Am Abend wußte ich, wo er einquartirt wurde — hatte in dem Gute gebettelt — kannte das Terrain ziemlich. — Die Fenster waren nicht hoch — stand aber eine Schildwache darunter. Gleich nach der Mitternachtsablösung haschte ich den Burschen; ehe er qui vive schreien oder das Gewehr abfeuern kann, liegt er im Grase — kneble ihn und steige zum Hauptmann hinauf. — Hatte so was vermuthet, stand schon auf der Lauer — öffnete rasch das Fenster — winkt aber Ruhe, — der Franzose war gleich neben an. Will auch gar nicht erst hinein — Hauptmann Hellmuth soll ganz im Stillen mitgehen, — führt der Satan den Franzosenmajor noch 'n mal in's Zimmer, will dem Gefangenen gute Nacht sagen. Der Hauptmann drückt das Fenster zu — ich steige einige Sprossen abwärts, denke, der Major wird sich bald entfernen — prosit die Mahlzeit — fängt ein großes Geplausch an — geht nicht und geht nicht. Mir wird's zu lang, konnte die Ronde kommen und mein Spiel verderben — drückte ganz leis' das Fenster auf — hops im Zimmer — der Major war mein — hatte aber ganz laut geschrieen: Schildwacht! Schildwacht! — Unten hört keine — stand aber vor der Thüre des zweiten Zimmers eine. — Jetzt schnell — walke den Major auf's Bett des Hauptmanns — Hände geschnürt — Tuch in Mund — so mußte ihn der Hauptmann niederhalten. War höchste Zeit — kam schon die Schildwacht durch das vordere Zimmer gestampft — bin mit einem Satze an der Thüre, — hat kaum einen Fuß über die Schwelle gesetzt — fasse mit einer Hand nach dem Halse, entreiße ihm das Gewehr, mußte sakrisch fest zugreifen, war 'n starker Bursche, wollte durchaus keinen Lappen in den Mund, mußte aber dran, schnürte ihn auch zusammen, wie 'n Wickelkind, wollte ihn aufknüpfen — hatte nämlich in der Wuth geschworen, wenigstens Einen Franzosen aufzuhängen. Hauptmann Hellmuth litt es nicht — sage, daß ich geschworen — gut, spricht der Hauptmann, Eid muß heilig seyn — wickle den Major auch besser ein — Stricke hatte ich schon genug — zog dann jedem Nonmonsieur eine Leine unter den Armen durch und — — hing sie neben einander an die Wand, wie 'n Paar alte Capots. Habe Wort gehalten und doch keinen Mord begangen, mußte aber laut lachen, was die beiden für Gesichter schnitten, hätte gern noch mehr so aufgehangen. — Nun aber fort — Leiter hinunter, ging gut, schlagen uns links nach einem Gebüsch — der Weg geht längs einem Bache — muß immer noch lachen. Plötzlich schreit es „qui vive?" — verdammt das Lachen. Half hier nichts als Courage — werfen uns zusammen auf die Patrouille — waren nur fünf Mann — drei flogen glücklich in das Wasser, aber zwei greifen fest zu und schreien alle fünf ganz mörderisch — stürze mich mit den Beiden auch noch in den Graben, liebkosten uns tüchtig, daß die Rippen krachten — ließen die Spitzbuben los — ich springe auf — mein Hauptmann ruft Clauß! — hier! — in's Holz in die Berge, aber rasch. Die Franzosen waren uns mit Hunden auf den Fersen — schlug noch einer solchen Bestie das Kreuz entzwei: — kamen aber glücklich heim und zum Regimente. Konnte später Nachts nie mehr schlafen, wenn Franzosen im Winde waren. Geht mir jetzt wieder so — wittere das Gelichter — habt Acht, Leute und haltet zu uns — aber nicht gelacht — wenn Franzosen in der Nähe — alle Schurken, haben fürchterlich im schönen Deutschland gehaust, dürfen sie um keinen Preis wieder herein lassen — finden sich welche, tüchtige Prügel, ächte Schwabenstreiche — aber viel — und 'nausgeworfen."

Mit dieser Erklärung erhob sich der Förster, drückte einigen der Aeltesten die Hand und machte sich auf den Heimweg nach dem Gute, wo er nach ziemlich gründlicher Revision im Hof und Haus sein Zimmer suchte, ohne sich jedoch zur Ruhe zu legen, sondern nur in einem alten Lehnstuhle Platz nahm, um das Grauen des Tages zu erwarten.

(Fortsetzung folgt.)

Kunst und Literatur.

„Das Schiff im Archipelagus." Novelle von Maria Gabriella Kittl. 1859.

„Die Marketenderin." Volkserzählung von Wilhelmine v. Sydow. 1859. — Beide Originalromane im Verlage von Heinrich Hübner in Leipzig.

Maria Gabriella Kittl, bereits bekannt als Ver-

fasserin von „Bianca Adelma" „der Scheikh" und „des Maroniten Braut" bietet uns in ihrem neuen Geistesprodukte „das Schiff im Archipelagus", ein schönes Bild des griechischen Seelebens. Der kurze Inhalt ist der, daß die Glieder einer griechischen Familie, die zur Zeit der Befreiungskämpfe durch die Rache der Türken zerstreut wurden, auf eine höchst anziehende Weise nach manchen Irrfahrten und nach schmerzvoller Trennung zu einem glücklicheren Leben auf der Insel Candia sich wieder finden.

Hiebei bilden der biedere Charakter des Schiffkapitän Malovartes, so wie die meisten übrigen Charaktere, wohlthuende Lichtseiten dem zudringlichen und leidenschaftlichen türkischer Offiziere, dem entarteten „Aristides" und der brutalen Wirthschaft eines türkischen Pascha gegenüber. Nur möge sich die Verfasserin strenger an die Regeln der deutschen Grammatik halten, indem das gebrauchte „weder" ein darauffolgendes „noch" erfordert; S. 21, Z. 3 die Verfasserin wohl sagen wollte: „komm nicht mehr in den Palast, bevor ich dich bestelle." Eben so sagt man wohl „die Sonne ist noch einmal aufgegangen", als Redefigur, nicht aber, wie S. 157 „noch wieder aufgegangen."

Derartige Fehler mögen sich bei dem mehrjährigen Gebrauche fremder Sprachen und fremder Satzkonstrktion leicht einschleichen, allein sie fallen dem Leser gedankenstörend auf.

Im Uebrigen heben wir den Phantasiereichthum, die geschickte Combination der ineinandergreifenden Handlungen und Thatsachen, die lebhafte Diction in Naturschilderungen, die, wie es scheint, ein persönliches Bekanntseyn mit den Gegenden, in welchen die Geschichte spielt, unterstützte, als anerkennenswerth in der Novelle, hervor.

Es weht so zu sagen, ein frischer, belebender Geist durch dieses Produkt, und wohl manchen Leser mag die stille Sehnsucht beschleichen, in Gesellschaft eines so lebendigen Wesens, wie Helene, die „blauen" Wogen des Archipelagus zu durchschiffen, und die „saftgrüne Vegetation" der griechischen Inselwelt, die „reizenden Seepanoramen" der sagenreichen asiatischen Küsten zu schauen. —

Ein anderes Bild erblicken wir in der „Marketenderin" von Wilhelmine v. Sydow, genannt Isidore Grovnau. Die Verfasserin führt uns hier in ein anmuthiges, stilles Thal des Schwarzwaldes, zu einer Mutter mit 3 religiös und züchtig erzogenen Kindern. Das älteste Mädchen, Rosi, knüpft ein Liebesverhältniß an mit einem ehrlichen, fleißigen Burschen, Arnold, aus Kehl, welches Verhältniß jedoch der Vater des letzteren aus traditionellem Familienstolz nicht zugeben will, in Folge dessen dann der Vater seinen Sohn konskribiren läßt und dieser genöthigt wird, an einer Expedition gegen Algier Theil zu nehmen, bei welcher Gelegenheit er gefangen wird. Ein Intrignant, den die Eifersucht plagt, der jedoch mit Arnold konskribirt wird, ebenfalls in algierische Gefangenschaft geräth, aber später wieder die Freiheit erlangt, belehrt Rosi, Arnold sey gestorben, widerruft jedoch kurze Zeit darauf als Wilddieb zum Tode getroffen, diese seine Angabe als falsch mit der Meldung, daß Arnold noch am Leben und in Algier bei einem vornehmen Türken Sklavendienste versehe.

Die Vorbereitungen zu der Expedition gegen Algier 1830 werden in Frankreich gerade getroffen, da entschließt sich Rosi als Marketenderin die Expedition mitzumachen und ihren Arnold aufzusuchen. Ihr heroisches sittsames Benehmen erweckt ihr die Achtung aller hochgestellten Personen und aller Soldaten. Sie gelangt nach Algier, findet Arnold wieder und beide leben jetzt als glückliches Ehepaar in der Heimath.

Die zweite Tochter, Lorle, findet Aufnahme in einem Forsthause, wo sie die Neigung ihrer Dienstherren durch Umsicht und häuslichen Sinn sich erwirbt, ihre Schönheit und ihr unschuldiges Wesen erwecken ihr jedoch auch die Gefühle des Haussohnes, eines jungen Forstmannes. Auch hier bildet das Vorurtheil der Eltern Hemmnisse den Liebenden gegenüber. Allein die Zeit bringt Rosen; auch hier gestalteten sich die Umstände anders und Lorle wird Frau Oberförsterin. Wenn auch die Uebergänge von einer Szene zur andern oftmals ohne Verbindung erscheinen und mancher Parthie der Reiz der Neuheit fehlt, so können wir doch nicht umhin, den ganzen Eindruck der Scenerie sowohl als der handelnden Personen als einen günstigen hinzustellen; wir haben manchen kernigen Volkscharakter und bei den Mädchen jene naive, wahrheitsgetreue Gefühlswelt der Frauen wiedergefunden, was man leider in so vielen Romanen der Neuzeit, die nur auf momentane Effekte spekuliren, vergebens sucht.

Mannigfaltigkeiten.

An der französischen Gränze bei Mortagne wurde dieser Tage eine elegante Dame, die ein schlafendes Kind auf den Armen trug, von dem Zollbeamten angehalten. Sie bat flehentlichst, ihr Kind, das dicht durch Hut und Schleier verhüllt war, nicht im Schlafe zu stören. Die weibliche Handleisterin der Douane schien aber die Elegante zu erkennen, sie entreißt ihr das Kind, das zur Erde fällt und sich in eine 15 Pfund schwere Karotte verwandelt. Die Reifen der Krinoline der Schönen bestanden ebenfalls aus Rollen Tabak.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 231 Mittwoch, 28. September 1859.

Graf Joachim.

(Fortsetzung.)

Und dieser Brief, welche Wirkung hatte er auf den jungen Grafen? fragte ich gespannt.

Die Gräfin machte eine Handbewegung, welche Geringschätzung gegen Eckbert verrieth, wie denn überhaupt ihre Mienen und Gesten großen Ausdruck hatten. Wären Sie kein Mann, sagte sie, so würde ich Ihnen sagen, Sie kennen die Charakterschwäche der Männer, die sie saumselig und unentschlossen macht, wo es gälte, sich raschen Schrittes zu entscheiden. Graf Eckbert antwortete mir in einem langen Schreiben voller Edelherzigkeit. Er wolle in keinem Falle seinem Onkel trotzen, hieß es in demselben, er werde sich aber auch in keinem Falle seine Freiheit durch die veralteten Vorurtheile des Grafen schmälern lassen. Sich in Eckbert's augenblickliche Heirath mit seiner Erwählten zu fügen, und dafür Herr der Hohensteinauschen Güter zu bleiben, habe Graf Joachim verweigert, weil er sich keine Bedingungen von seinem Pflegesohne gefallen lassen, keine Großmuth von einem Widerspenstigen ertragen wolle. Rechtlich, davon habe er sich jetzt vollständig überzeugt, könne Graf Joachim gegen seinen Besitz von Hohensteinau gar Nichts machen. Es sey und bleibe unter allen Verhältnissen sein Eigenthum, und könne ihm nach der Abtretungsakte in keiner Weise und unter keinem Vorwande entzogen werden. Er danke mir also für meine Theilnahme, für meine Nachrichten und für meinen Rath. Aber Dankbarkeit und Klugheit legten ihm die Pflicht auf, noch ein Jahr zu warten und sich zu gedulden, bis er als Volljähriger und als rechtmäßiger Besitzer seiner Güter, seine Verlobung und seine Heirath vollziehen könne, ohne seines Onkels Einwilligung dazu zu bedürfen.

Sie hatte den Brief aus einer Schublade des Tisches hervorgezogen, der ihr zur Seite stand, und flüchtig hineinblickend, ab und zu einzelne Wendungen mir aus demselben wörtlich mitgetheilt. Jetzt hob sie ihn in die Höhe, hielt ihn vor mich hin und sagte: ein unglückseliger Zufall spielte diesen Brief dem Grafen in die Hände.

Wie war das möglich? rief ich voll Argwohn aus. —

Die Gräfin lächelte, und die Augen leise zusammenziehend, wie sie es oftmals that, wenn sie ihren Ausdruck zu verschleiern wünschte, sagte sie: mein Nervenleiden macht mich häufig so zerstreut! Habe ich Migraine, so weiß ich kaum noch, was ich thue. — Ich hatte mir die bedeutendsten Stellen des Briefes mit Rothstift angezeichnet, ich wollte ihn noch einmal lesen, den Brief reiflich überdenken, und ich steckte ihn zu mir, als wir zur Vespermahlzeit in den Garten gingen. Dort muß ich ihn vergessen, verloren haben, genug er gelangte in des Grafen Hand. Der Graf, sonst die Zurückhaltung selbst, hat ihn gelesen, die Rothstiftstriche gaben vielleicht dazu den Grund, und —

Und? fragte ich.

Also Sie wissen Nichts? Gar Nichts? rief die Gräfin, aber wie kam denn Graf Joachim dazu, Sie aufzusuchen? Was wollte er denn bei Ihnen? Was dachten Sie, als er so plötzlich bei Ihnen erschien? —

Gnädige Gräfin, er kam, mir zu sagen, daß ich Unrecht gethan, die Praxis hier auf den Gütern abzulehnen, und er hatte darin Recht.

Die Gräfin lachte leise und höhnisch. Und das haben Sie ihm geglaubt? das glauben Sie auch jetzt noch? Wie ist das möglich? Wie wenig kennen Sie den Grafen?

Ich wüßte nicht, versetzte ich, durch ihre spottende Ueberlegenheit empfindlich gemacht, was der Herr Graf sonst von mir hätte begehren können.

Was er begehren konnte? Wissen wollte er, in wie weit Sie an den Entschlüssen seines Neffen betheiligt sind, in wie fern ich selbst auf Sie Einfluß geübt habe. Denn, um es Ihnen kurz zu sagen, der Graf hat in die Verheirathung seines Neffen eingewilligt.

Er hat eingewilligt? rief ich voll Erstaunen.

Er hat eingewilligt oder er wird einwilligen, das gilt ganz gleich! Die Thatsache, die erfreuliche That-

sache steht fest! sagte die Gräfin mit unterdrückter Bitterkeit.

Darf ich Sie fragen, Gnädigste! woher Sie diese Ueberzeugung gewonnen haben?

Die Gräfin besann sich einen Moment, dann sagte sie ablehnend: Lassen Sie sich mit der Thatsache genügen! Es reicht hin, daß ich es weiß, und daß ich außer mir darüber bin — sie hielt mitten in ihren Worten inne, und wiederholte dann, in eine plötzliche Freundlichkeit übergehend, daß ich außer mir darüber bin, daß Graf Eckbert diese Nachricht nicht durch mich zuerst erfahren wird.

Und seit wann hat der Herr Graf diese Entschließung gefaßt? erkundigte ich mich, noch immer ungläubig.

Der Graf, der sonst seit zehn Jahren um zehn Uhr zu Bette ging, sagte die Gräfin, der niemals einen Gast am Abend bei sich sah, hat gestern, nachdem er mit Ihnen und dem Pastor über seine Zeit gewacht, noch bis weit über Mitternacht hinaus geschrieben. Heute vor Tagesanbruch ist ein Bote mit einem Briefe an den Graf Eckbert in die Stadt geritten, um die Post noch zu erreichen, und jetzt eben, ehe Sie zu mir kamen, habe ich von meinem Vetter dieses Blatt erhalten.

Sie reichte mir ein Billet hin, es enthielt nur wenig Zeilen: „Bei dem Antheil, welchen Sie, werthe Cousine! an den Herzens-Angelegenheiten meines Neffen stets genommen haben, wird die Nachricht Ihnen erfreulich seyn, daß reifliche Ueberlegung mich bewogen hat, in sein Verlangen einzuwilligen, und daß wir voraussichtlich nun der Verlobung des Grafen Eckbert mit der Demoiselle Lina in nächster Zeit entgegensehen dürfen. Uneigennützig, wie Sie es sind, wünschen Sie ihm sicher recht von Herzen Glück, wenn schon seine Heirath für uns Alle mancherlei Umgestaltungen unserer Verhältnisse zur Folge haben dürfte!"

Nun? was sagen Sie, was sagen Sie zu dieser Tücke? rief die Gräfin aus.

Ich freue mich, daß Graf Joachim freiwillig zugesteht, was er nicht hindern, nur verzögern konnte, entgegnete ich. Ich freue mich auch, meine Cousine am Ziele ihrer Wünsche zu erblicken, und nachgibig, wie Graf Joachim sich zeigt, begreife ich nicht wohl, was Sie meine gnädige Gräfin! von ihm fürchten können.

Also Sie merken es nicht, daß er nur eingewilligt hat, um mich von hier zu vertreiben, sobald Eckbert's Heirath ihm den Vorwand bietet, daß drei Haushaltungen in dem Schlosse nicht bestehen können? Sie merken nicht, daß er alle seine Plane aufgibt, nur um die meinigen zu kreuzen? Wie ich ihn kenne, würde er, um mir ein Paroli zu biegen —

Sie brach ab, denn Eugenie trat in das Zimmer, und sich leise zu mir neigend, sagte ihre Mutter: Schweigen Sie, sie weiß nichts, darf nichts wissen! Und sich zu der Tochter wendend, erinnerte sie dieselbe, den Bestellzettel zu schreiben, den der Kutscher erhalten sollte, wenn er mich zur Stadt fahren würde.

(Fortsetzung folgt.)

Französisch und Deutsch.

(Fortsetzung.)

4. Vetter Rudolph.

„Habt Acht, Jungens — fangt mir 'mal solch einen Spitzbuben — sollt sehen, daß der alte Clauß 'ne offene Hand hat. Wer den Maler, den Bertram, auf falscher Fährte erwischt und 'rauskriegt, daß der Kerl 'n französischer Spion ist, wird das schönste Doppelzeug haben, das im ganzen Spessart gibt!"

Diese Erklärung gab der Förster den Jägerburschen, welche ihm so eben über die Ergebnisse der Beobachtungen rapportirten, die sie in Folge der erhaltenen Instruktionen angestellt hatten.

Im Allgemeinen war wenig bemerkt worden, nur Kaspar hatte gesehen, daß der Maler Bertram des Nachts mehrmals Besuche von unbekannten Männern empfing und mit Peter Hehle öfter verkehrte; doch wollten auch die beiden andern Jagdgehülfen behaupten, es ließen sich fremde Personen in den Waldungen der beiden Güter sehen, über deren Absichten man etwas Bestimmtes nicht wisse. Die Darlegung der Gründe, weßhalb der Maler auf Grooberg ein Spion seyn solle, blieb weg, weil eben ein Postwagen angefahren kam, aus dem ein junger Mann sprang, auf welchen der alte Clauß in froher Eile zuschritt und mit einem Gemische väterlicher Zärtlichkeit respektvoller Haltung begrüßen zu wollen schien. Der junge Herr beendigte jedoch die Unentschiedenheit der Situation durch einen frohen Gruß, mit welchem er dem Alten an die Brust flog und sich gleich darauf mit einer Innigkeit umarmt fühlte, die keinerlei Mißdeutung zuließ.

„Willkommen, willkommen, mein herziger Junge, willkommen in der Heimath!" Diese Worte galten dem Erb- und Gerichtsherrn Rudolph Hellmuth auf Thalheim und bezeichneten ziemlich genau die Stellung, welche der alte Clauß dem jungen Herrn gegenüber einnahm, dessen Aeußeres er mit dem Interesse einer Person prüfte, die es gewöhnt ist, in dem Glücke des Lieblings das eigene zu finden. Nebenbei bemerkt, war der herzige junge Mann von nahe an dreißig Jahren, aber äußerst angenehmen Formen. Die Figur war weniger robust, ja

fast zierlich, verrieth jedoch bei außordentlichem Ebenmaße der Verhältnisse eine erhebliche Kraft, wie sie durch fortgesetzte Uebung erworben wird. Diese letztere Eigenschaft des jungen Herrn war fast ausschließliches Verdienst des alten Clauß, der es sich angelegen seyn ließ, dem Sohne seines Hauptmanns alle nur irgend mögliche Anleitung zur Ausbildung des anfänglich auffallend schwächlichen Körpers zu geben. Rudolph's Vater, den eine bei Waterloo erhaltene Blessur, namentlich in den späteren Jahren mehr an's Zimmer fesselte, ließ seinen Lebensretter gewähren, weil er wußte, in welch treuen Händen sich das Kind befand, und begnügte sich mit der Sorge für die geistige Ausbildung des reichbegabten Knaben. Von seiner Mutter hatte Rudolph die ganze Zartheit des Gefühls ererbt, welche bei angemessener Verschmelzung mit dem Wesen des Mannes diesem die charakteristischen Merkmale einer gewissen idealen Anschauung verleiht. Dem flüchtigen Beobachter mögen derartige Charaktere wohl mitunter etwas unmännlich vorkommen, daß es allerdings leicht den Anschein gewinnt, als mangle ihnen derjenige Grad von Energie und Entschiedenheit, welche dem Manne erst Anspruch auf dieses Prädikat verschafft; dem Psychologen aber ist es wohlbekannt, welche Zähigkeit und Ausdauer derartige Naturen besitzen, und welche außerordentliche Kraft von ihnen entwickelt wird, wenn es namentlich darauf ankommt, für fremde Interessen zu wirken.

„Danke, danke herzlich, mein alter Clauß!" gab Rudolph den Gruß des Försters zurück und schritt mit diesem über den Hof, nach links und rechts den freundlichen Grüßen seiner Dienstleute dankend. „Hoffentlich zürnst Du mir wegen meiner Reise nicht mehr, wie ich dieß aus Deiner Epistel schließen mußte, da ich Dir versichern kann, daß ich meinem Freunde glücklich geholfen, viele schöne Erfahrungen gemacht und einen guten Vorrath von politischen Neuigkeiten mitgebracht habe."

„Laufst aber fort, läßt daheim Alles im Stich, kann darunter und darüber gehen."

„Ach, geh' doch, alter Clauß, warst Du doch da — und hier hast Du mich wieder, — was soll denn auch vorfallen? — Nun, aber sprich, wie geht es auf Grohberg?"

„Vorgefallen genug — Wilddiebe gespürt, — Spione gewittert — Herrschaften auf Grohberg ganz wohl — haben aber einen recht netten jungen Maler im Quartier — malt Landschaften — vielleicht auch noch mehr. — Scheint sich sehr mit dem Fräulein zu beschäftigen." Bei diesen letzteren Worten blickte der alte Fuchs lauernd hinüber nach seinem jungen Freunde, bedauerte aber seine Bemerkungen sofort, als er sah, daß ein flüchtiges Erbleichen, vielleicht nur dem Auge der Liebe sichtbar, über Rudolph's Züge flog, und suchte sie dadurch wieder gut zu machen, daß er offen über seine Vermuthungen in Betreff Bertram's sprach und zu einem Besuche auf Grohberg drängte, zu dem sich Rudolph nur nach mehrfacher Aufforderung entschloß und erst am Spätnachmittag hinüber ritt, um das Nahen der Nacht zum Vorwande baldiger Heimkehr zu haben, falls er nicht Alles so finden sollte, wie er es verlassen hatte.

Vom Hauptmann Groh und Madame Kurzbach wurde Rudolph so herzlich empfangen, als er es irgend wünschen konnte, doch wollte es ihm scheinen, als zeige Thekla eine gewisse Zurückhaltung. Allerdings war eine gewisse Veränderung in dem Wesen seines Mühmchens vorgegangen, ihr Gruß war von einem Erröthen begleitet, das sonst nicht zu bemerken war, auch wenn er, wie heute, einen Kuß zum Willkommen forderte, auf den er als Verwandter des Hauses nach Onkel Groh's Erklärung rechtsgültigen Anspruch hatte. Von Clausens Gespräch mit Thekla wußte Rudolph nicht genug, um daraus auf eine veränderte Meinung von sich schließen zu können, sonst dürfte es ihm wohl klar geworden seyn, wie er sich das Benehmen der Jungfrau zu deuten habe, die bis jetzt gewohnt war, in ihm eben nur den Vetter Rudolph zu sehen. Zunächst mußte nun der junge Herr über den Zweck und Erfolg seiner Reise berichten, und that dieß ohne Umstände, aber in einer Weise, daß das von ihm abgewickelte Geschäft weder schwierig noch von besonderer Bedeutung erschien. Erst im Laufe der Erzählung ergab es sich, daß Rudolph von einem Freunde um Beistand angerufen worden sey, der sein ganzes Vermögen auf den Ankauf eines bedeutenden Gutes in Ungarn verwendet habe, bei dem ausgebrochenen Kriege aber gewillt gewesen sey, den Handel rückgängig zu machen, dadurch jedoch in Gefahr gekommen wäre, den bereits gezahlten Theil des Kaufpreises zu verlieren und somit einen erheblichen Verlust zu erleiden. Besondere Furcht vor der beabsichtigten Uebersiedelung hätte er durch die Gerüchte von einer insurrektionellen Erhebung der Ungarn bekommen, die auch ihm auf seiner Reise zu Ohren gekommen wären, weßhalb es nothwendig erschienen sey, sich an Ort und Stelle über die Sachlage zu informiren. Dieser Entschluß mußte natürlich rasch ausgeführt werden, wurde aber auch durch die erfreulichsten Erfolge belohnt. Der Verkäufer des Gutes, an den sich Rudolph auf besonderes Verlangen seines Freundes zuerst gewendet hatte, sey auf keine Weise zur Herausgabe des empfangenen Geldes zu bewegen gewesen, was ihn später um so mehr Wunder genommen, als er gesehen, welch außerordentlich vortheilhaftes Geschäft sein Freund mache. Er habe mit Aufmerksamkeit geprüft, sich nach allen Verhältnissen erkundigt und würde ohne Weiteres in die Bedingungen des ab-

geschlossenen Handels selbst eingetreten seyn, wenn er einen Hausstand besäße, der geeignet wäre, einem Manne das allerdings drückende Alleinleben erträglich zu machen, zu welchem die vereinzelte Lage der Landgüter und namentlich der Umstand verurtheile, daß diese Güter nur von Dienstleuten bewohnt würden, während die Besitzer derselben den größten Theil des Jahres in oder wenigstens bei größeren Städten zu leben pflegten. Diese Umstände und Verhältnisse hätte er seinem Freunde in das rechte Licht zu stellen gesucht und ihn zur möglichst baldigen Uebernahme seines Besitzthums ermuntert, worauf dieser nun auch entschlossen sey, im Laufe der nächsten Monate mit seiner Familie nach Ungarn zu gehen, wo er die beste Aussicht habe, gut für dieselbe sorgen zu können.

(Fortsetzung folgt.)

Abendlied.

Es wirft die Sonne ihre letzten Strahlen,
Wie schmelzend Gold von ferner Bergeshöh',
Und ihres Glanzes Purpurrosen malen
Durch Busch und Laub sich auf dem stillen See.

Die Weide senket ihre schwanken Zweige
Bis auf des Wassers spiegelklaren Saum,
Es kommt mir vor, als ob ihr Haupt sie neige,
Als sey versunken sie in süßen Traum.

Im Schlummer scheint selbst die Natur zu liegen,
Leis nur beweget sich des Schilfes Kranz,
Und auf der Pappel schlanken Zweigen wiegen
Die Sänger sich im Abendsonnenglanz.

Nichts soll den wundersüßen Frieden stören,
Der durch die Fluren, durch die Felder zieht,
Drum rauschen fern am Bergeshang die Föhren
Der müden Welt ein leises Schlummerlied.

Wie Kindesaugen gucken hell die Sterne
Neugierig von des Himmels klarem Dom,
Sie bringen Grüße aus der weiten Ferne,
Und spiegeln, lieblich glitzernd, sich im Strom.

Ich will im Gehn den Vogel nicht erschrecken,
Und lagre mich aufs Grün der stillen Flur,
Mich mag die Nacht mit ihrem Schleier decken,
Ich lausche auf den Pulsschlag der Natur.

Mannigfaltigkeiten.

Dem Kapitän M'Clintock, welcher das letzte Schiff, die „Fox", das zur Aufsuchung Sir John Franklins durch Lady Franklin ausgerüstet wurde, kommandirt hat, ist es gelungen, über den Untergang der Expedition Sir John Franklins genaue Kunde zu bringen. Der Kapitän M'Clintock hat bei Victory Pointe, an der Küste der King Williams Insel, ein Journal der Kapitäne Crosier und Fitz James gefunden, das bis zum 25. April 1848 ging. Danach war Sir John Franklin schon am 11. Juni 1847 gestorben, die beiden Schiffe „Erebus" und „Terror" mußten am 22. April 1848, fünf Seemeilen NordNordOst von Victory Pointe (70° 5' NB. und 98° 25' Wl. v. Gr.), im Eis verlassen werden. Die 105 Mann starke Mannschaft hat einen Versuch gemacht, den großen Fischfluß aufwärts, Canada zu erreichen. Ein auf Schlitten gestelltes Boot, auf dem man die Reise auf dem Fischfluß zu machen beabsichtigte, ist auf 69° Nl. und 99° Wl. G. gefunden worden, mit Waffen, Lebensmitteln, Feuerung reichbeladen. Im Boot fand man zwei Skelette. Die ganze Expedition ist auf diesem Marsch nach Angabe der Eskimos zu Grunde gegangen.

Die Gazette de Lyon veröffentlicht über den General Wimpffen, welcher eine Division der Armee von Lyon kommandirt und zum Befehlshaber des Expeditions-Korps nach China ausersehen seyn soll, folgende Notiz: „Der Vater des Generals, welcher Deutscher war, kam während der Revolution von 1789 nach Frankreich, wo er sich naturalisiren ließ. Diese Famili: hat zahlreiche Zweige in Oesterreich und Bayern. Bei Beginn des Krieges schickten sich der französische Divisions-General und der österreichische Feldzeugmeister gleichen Namens, beide sehr nahe verwandt, gegenseitig ihre Porträts zu und verpflichteten sich, nicht auf einander zu schießen, wenn das Kriegsgeschick sie einander gegenüber führe. Der Friede ersparte ihnen diese Unannehmlichkeit."

Unter den kürzlich in London zur Versteigerung gekommenen werthvollen Büchern des französischen Bibliographen und Mathematikers Libri befand sich auch ein im Jahre 1475 gedruckter deutscher Kalender zum Gebrauche für Astrologen. Aus diesem Kalender, der 2 Kupferstiche enthält, geht unzweifelhaft hervor, daß den Deutschen die Ehre zuerkannt werden muß, Erfinder der Kupferstecherkunst zu seyn.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung.“

№ 232 Donnerstag, 29. September 1859.

Graf Joachim.

(Fortsetzung.)

Eugenie hatte ihn bereits angefertigt, die Gräfin überblickte ihn, und fand ihn vollständig. Sie rühmte es, welche Wohlthat es sey, daß der Graf den Verkehr zwischen dem Schlosse und der Stadt wieder hergestellt habe, und nahm sich vor, bald selbst einmal zur Stadt zu kommen, ehe der Herbst hereinbreche, der ihr jede Ausfahrt unmöglich mache. Dann kam sie auf die Personen zu reden, die sie sonst bisweilen gesehen, erinnerte ihre Tochter an den Abend, an welchem sie einst bei ihrem Wanderleben in dem Orte angekommen waren, und an die gute Aufnahme, welche sie im Hause des Rathmannes gefunden hatten, und Eugenie fragte mich nach Elfrieden.

Sie war damals sehr gut zu mir, sagte sie freundlich, und obschon Mama behauptete, Mademoiselle Elfriede sey nie hübsch gewesen, kommt sie mir in der Erinnerung doch so hübsch vor, daß ich mich fürchten würde, sie wieder zu sehen, denn sie muß jetzt nicht mehr jung, sie muß schon alt seyn.

Ich fühlte, wie jung ich selber war, denn ich vermochte die Empfindung nicht zu unterdrücken, die mir das Blut nach dem Kopfe trieb, als ich daran dachte, was vor kaum zwei Tagen zwischen mir und Elfrieden vorgegangen war, und mein Erröthen gewahrend rief die Gräfin: Eugenie! Eugenie! Du scheinst eine zarte Seite angeschlagen zu haben, sieh wie roth der Doktor geworden ist. Nicht wahr, Herr Doktor, Sie kennen das Mädchen, von dem wir sprachen?

Gewiß, versetzte ich, ich kenne Mademoiselle Elfriede sehr wohl und schätze sie sehr! — Ich hatte das aufrichtig gemeint, aber vielleicht, um meine Haltung wieder zu erlangen, es wärmer ausgedrückt, als es nöthig war. Die Gräfin lächelte, Eugenie aber fragte lebhaft: Wie alt mag sie jetzt wohl seyn?

Sie ist dreißig Jahre! antwortete ich.

O! also älter, viel älter als Sie! rief Eugenie sichtlich zufrieden, und bat mich dann, Mademoiselle Elfriede schön von ihr zu grüßen, wenn dieselbe sich noch des Kindes erinnere, dem sie eine Puppe geschenkt, mit dem sie einen ganzen Abend hindurch gespielt, und für das sie die schönsten Häschen aus Kohlrabi geschnitten habe. Ich glaube, schloß sie, es war das Einzigemal in meinem Leben, daß ein Erwachsener mit mir spielte!

So wenig Eugenie das beabsichtigt haben mochte, rührten ihre einfachen Worten mich doch sehr. Ich sah sie vor mir, ein schönes engelgleiches Kind, einsam neben der Mutter, die so wenig Liebe zu geben vermochte, die es so wenig verstehen konnte, ein Kinderherz an sich zu fesseln, und ich danke es Elfrieden tief in meinem Innern, daß sie dem armen, flüchtigen Grafenkinde jene glücklichen Stunden bereitet hatte, deren es sich heute noch mit Freuden erinnerte. Zum Erstenmale dachte ich daran, welch' ein Leben Eugenie neben dieser Mutter führen müsse; zum Erstenmale fiel es mir auf, wie frei und sicher ihre Haltung, trotz der völligen Abgeschiedenheit sey, in der sie aufgewachsen war, und ich liebte sie darum nur noch mehr. Aber was ich auch thun mochte, der Unterhaltung die Wendung zu geben, welche ich hier wünschte, es scheiterte an der Anwesenheit und an der Unruhe der Gräfin, die immer mit neuen Einfällen dazwischen fuhr, bis die Zeit meiner Abfahrt herangekommen war, und man mir meldete, daß der Wagen mich erwarte.

Nun erst kam die Gräfin auf ihre Nervenleiden zurück. Ich ertheilte also neuen Rath, machte eine neue Verordnung, und schon auf dem Punkte, mich zu beurlauben, fragte ich Eugenie, ob sie mir nicht irgend welche Aufträge an ihre Schützlinge in der Mühle anzuvertrauen habe? Ich würde sie dann ausrichten, wenn ich dort vorspräche, um nach den Kindern zu sehen.

Die Kinder sind lange schon gesund! sagte sie, dann aber setzte sie hinzu, es würde doch gut seyn, wenn ich nach der Mühle fahren wollte, und sey es mir Ernst, dorthin etwas mitzunehmen, so wollte sie mir für ihren Pathen ein Paar Schuhe mitgeben, die sie hier für ihn habe machen lassen.

Ich empfahl mich, Eugenie kam mit mir, die Schuhe zu holen. Schweigend gingen wir durch die beiden anstoßenden Zimmer, ich wußte nicht, was

und wie ich zu ihr sprechen sollte. An ihrer Thür wollte sie mich verlassen, das half mir zum Worte. Ich faßte ihre Hand, sie zurückzuhalten. Gehen Sie nicht fort, bat ich, ehe Sie mir sagten, daß Sie mir verzeihen! daß Sie mir nicht mehr zürnen!

Sie antwortete mir nicht. Ich wiederholte meine Bitte dringender, da machte sie ihre Hand aus der meinen los, und wendete sich von mir ab, um in ihr Zimmer einzutreten.

So soll ich scheiden? fragte ich bis in des Herzens Grund entmuthigt.

Ich wollte, ich hätte Sie nie gesehen! stieß sie heftig hervor, und eilte in ihr Gemach.

Zehntes Kapitel.

Mehr als acht Tage verstrichen, ohne daß sich irgend Etwas zutrug, das mit meinen Verhältnissen zu den Schloßbewohnern in irgend welchem Zusammenhange stand. Außer Elfrieden hatte ich Niemand, mit dem ich von meiner Liebe und von meinen Wünschen sprechen konnte, und wenn ich den Tag hindurch meinen Geschäften obgelegen hatte, ermüdete die Gute nicht, mich am Abende ausschließlich von Eugenie und von meinen Hoffnungen reden zu hören. Sie mußte mir dann immer wieder erzählen, wie Eugenie als Kind ausgesehen hatte und wie sie gewesen war, ich ließ mir alltäglich schildern, wie wenig Zärtlichkeit und Hingebung die Gräfin für ihr Kind gehabt habe, und so oft ich es hörte, rührte es mich, und ich gelobte mir, Eugenie dafür doppelt glücklich zu machen, wenn sie jemals die Meine werden sollte. Aber ob das geschehen würde, ob Eugenie meine Liebe theile, welche Mittel und Wege mich zu ihr führen könnten, das waren die Fragen, welche unabläßig zwischen mir und meiner antheilvollen Freundin erwogen wurden. Und wenn wir gleichsam unsern Scharfsinn daran erschöpft hatten, wenn ich es mir selbstquälerisch bewiesen hatte, daß Eugenie eigentlich eine Abneigung gegen mich gezeigt, und daß ich ein Thor gewesen sey, ihre heftigen, kurzen Aeußerungen zu meinen Gunsten zu deuten, so war ich zum Schlusse immer sehr zufrieden, es meiner Freundin auf ihr bloßes Wort zu glauben, daß ich mich irre, und daß Eugeniens Liebe für mich eine Thatsache sey, welche über allen Zweifel feststehe.

Wir hatten inzwischen erfahren, daß Graf Joachim bei seiner Ankunft in der Stadt, sich geradeswegs zu seinem früheren Rechtsbeistand, zu dem gelehrtesten und gewandtesten Advokaten der Provinz begeben hatte. Einige Tage später hatte Elfriede es, durch die Tochter des Advokaten herausgebracht, daß die Berathung des Grafen Joachim, der Heirath und der Enterbung seines Neffen gegolten habe, welche Letztere der Advokat für unausführbar erklärt, da die Heirath des jungen Grafen mit Lina um so weniger als eine Mesalliance zu betrachten sey, als ihr Vater grade in dieser Zeit zum Leibarzt der Prinzen ernannt worden, und schon lange hoffähig gewesen war. Der erfahrene Jurist hatte dem Grafen zugeredet, von seinem Widerstande gegen die Heirath, als von einem durchaus vergeblichen Bestreben, abzustehen, und neben den juridischen Gründen hatte er ihm zu bedenken gegeben, daß im Nothfalle mein Onkel das Ohr des Königs und der Königin besitze, die ihm Zutrauen und Theilnahme bewiesen, und daß Graf Eckbert leicht auf den Einfall kommen könne, durch Vermittelung der höchsten Herrschaften seinen widerstrebenden Oheim zur Nachgiebigkeit bestimmen zu lassen.

Sobald ich diese Nachrichten über die Verhandlungen zwischen dem Grafen und dem Advokaten erhalten hatte, übersah ich die Verhältnisse mit solcher Deutlichkeit, daß ich dadurch auch über meine Zukunft einen beruhigenden Blick gewann. Wie ich den Grafen zu kennen glaubte, war ihm der Gedanke eines Zwanges unerträglich gewesen, gleichviel ob derselbe an ihm durch die Landesgesetze oder durch die Dazwischenkunft des Landesherrn geübt werden konnte. Sein Stolz hatte sich dagegen empört, sein Verstand ihm gesagt, daß es klug sey, mit guter Art zu bewilligen, wo man zum Verweigern das Recht und die Macht nicht besitze, und neben dem Allen mochte unzweifelhaft das Verlangen, die Plane und die Berechnungen der Gräfin zu kreuzen, das Seine zu den Entschlüssen des Grafen beigetragen haben. Ja, ich war gewiß, mich nicht zu irren, wenn ich annahm, daß er, um sich an der Gräfin für ihre Einmischung in Eckberts Angelegenheit zu rächen, meine Bewerbung um Eugenie begünstigen, und daß er es gerne sehen würde, wenn die Tochter der Gräfin d'Altremont sich mit einem bürgerlichen Arzte verbände, da er für seinen Theil sich in die Heirath seines Neffen mit der Tochter eines Arztes habe fügen müssen.

(Fortsetzung folgt.)

Französisch und Deutsch.

(Fortsetzung).

„Hast Du denn Gelegenheit gehabt, Dich über den Charakter des eigentlichen Volkes zu unterrichten?" frug Hauptmann Groß.

„Ja wohl, lieber Onkel. Meiner Ueberzeugung nach wird schon dem gewöhnlichen Ungar oder Magyaren, wie er sich lieber nennen hört, mit vollem Rechte all' das Gute nachgesagt, das man von den Freunden dieses Volkes hört. Er ist lebendig, munter, edelsinnig, leicht zu erwärmen, offen, vaterlandsliebend, gastfrei, während ich glaube, daß an

seinen Fehlern, namentlich an seiner Abneigung gegen die Deutschen, Einflüsse von außen vielen Theil haben. In weit höherem Grade gilt jenes Lob aber von der Aristokratie der Nation, die dieses Prädikat im schönsten Sinne des Wortes verdient. Ich habe nirgends auf meinen Reisen Edelleute getroffen, die mehr wahren Adel gezeigt hätten, als man an den ungarischen Edeln von der Zehe bis zum Wirbel findet. Wollte ich etwas wünschen, so wäre es eine größere Förderung der eigentlichen Geisteskultur der niederen Schichten des Volkes, die namentlich bei den Bewohnern des Landes um so mehr auffällt, da der Städter und vorzugsweise der Edelmann auf den Grad der Intelligenz förmlich stolz seyn kann, der sich im Umgange mit ihm kundgibt.«

»Wie steht es denn aber bei der von Dir angedeuteten Abneigung gegen die Deutschen um die Stimmung bei dem jetzigen Kriege, und was ist an den Gerüchten von der versuchten Aufreizung gegen Oesterreich? Gegen die Aufreizung, welche Karl VII. von Bayern 1741 unter Maria Theresia und gegen die von Napoleon I. 1809 versuchten, haben sich die Ungarn außerordentlich brav gehalten.«

„Das Gleiche wird auch jetzt der Fall seyn und hat sich theilweise schon durch die Aufnahme bewiesen, welche französische Emissäre jetzt in Ungarn gefunden haben, denen jedenfalls die Lust vergangen seyn wird, nochmalige Bekanntschaft mit ungarischen Hieben zu machen. Der jetzige Krieg gilt den Ungarn vorläufig als ein Streit des österreichischen Kaisers mit Sardinien und Frankreich. Das österreichische Kaiserhaus steht außerordentlich hoch in der Achtung der Ungarn, weil sie es für indigenirt betrachten, und der gemeinste Pöbel würde sich schämen, aus einer augenblicklichen Verlegenheit desselben irgend welchen Vortheil zu ziehen. Obgleich es wahr seyn mag, daß Ungarn allen von der Regierung in Wien in Vorschlag gebrachten Maßregeln widerstrebt, und wenn diese auch noch so zweckmäßig seyn sollten, so hat es doch dem Kaiserhause in Zeiten der Noth stets treulich selbst mit Aufopferung zur Seite gestanden, und derselbe ritterliche Geist, welcher einst der großen Maria Theresia Krone und Staaten erhielt, läßt auch heute noch die Herzen der Magyaren für ihr angestammtes Fürstenhaus erglühen, nachdem namentlich die Leutseligkeit des jetzigen edlen Herrscherpaares die allerdings bittern Erinnerungen an Haynau's Handlungsweise in den Tagen der ungarischen Insurrektion fast gänzlich verwischt hat. Ich mußte auf meiner Reise in einem Wirthshause übernachten, worin Tags zuvor ein Hochzeitsschmaus gehalten worden war. Zur Nachfeier dieses Festes fanden sich am Abende wieder eine erhebliche Zahl Männer aus dem Volke zusammen, an deren ächt naturwüchsigem Gebahren ich mich förmlich ergötzte, obgleich sie mich als einen „Schwab“ anfänglich nicht gerade sehr brachten wollten. Später knüpfte ich eine Unterhaltung mit einigen älteren Leuten an und brachte die Sprache auf den jetzigen Krieg. Man horchte hoch auf, weil, wie ich später erfuhr, wenige Tage vorher von einigen Anwesenden mehrere französische Spione handgreiflich gemaßregelt worden waren. Als ich aber meine Ueberzeugung von dem Kaiser Franz Joseph aussprach, und in der Darlegung seiner Verdienste um die österreichische Monarchie selbst etwas warm wurde, da funkelten die klaren Augen dieser Söhne der Natur, und ein wiederholtes „Eljen, Eljen!“ dem Kaiser jauchzte mir Beifall zu. Daß Ungarn übrigens auf Bewahrung seiner Nationalität hält, daß es nach einer gewissen Selbstständigkeit unter einem Vizekönige strebt, daß es für den ebenso liberalen als chevaleresken Erzherzog Stephan schwärmt, spricht eben so von dem Selbstgefühle, das nur Eigenthum eines Volkes von ausgezeichnetem Charakter seyn kann, als es dem Herrscherhause zum Ruhme gereicht, unter dessen mildem Scepter dieses Aufleuchten ächten Volksgeistes geduldet wird, ohne daß man eine Verwischung der Nationalität oder eine forcirte Verschmelzung des einen Volksstammes mit andern, vielleicht ganz heterogenen Elementen versuchte, wie dieß bis auf die neueste Zeit von Dänemark geschehen ist. Gewiß liegt in diesen Thatsachen vollgültiges Zeugniß von Dem, was Oesterreichs Herrscher von dem ritterlichen Volke der Ungarn zu erwarten hat, und ich bin der vollen, festen Ueberzeugung, es bedarf nur eines Wortes von Franz Joseph, und Ungarn erhebt sich wie Ein Mann, um seinem Kaiser mit Gut und Blut die versprochene Treue zu bethätigen.«

„Thekla,“ sagte Hauptmann Groh, »ich beantrage hiemit, daß diesem braven Volke der Ungarn auf Grund der Relation unseres vielgeliebten Vetters ein Votum übersendet werde, aus dem des Umfänglichsten zu ersehen ist, was Maaßen die Deutschen solche ehren- und treufeste Mannlichkeit zu ehren gewohnt sind, und betrauen wir Dich mit ehebaldigster Abfassung und fleißigster Redaktion besagter Adresse, kraft der uns zustehenden Alterspräsidentschaft in hierorts versammeltem Rathe.“

»Soll geschehen, mein Herr Hauptmann!« entgegnete Thekla, auf den Scherz des Onkels eingehend, erröthete aber plötzlich bis unter die Locken, als sie die beobachtenden Blicke Rudolph's bemerkte, gegen den sie sich, nach der neuerdings verlangten Ansicht, durch Nichtbeobachtung der zum Schmucke einer Jungfrau gehörigen Weiblichkeit mehrfach bloßgestellt zu haben meinte.

Rudolph schien diese Gedanken seines Mühmchens zu errathen und versuchte es, der Unterhaltung eine andere Wendung zu geben, indem er frug,

was den Herrschaften in Betreff der Spionagen erzählt worden sey, mit denen sich unbekannte Personen unter der Firma englischer oder norddeutscher Maler und Touristen im mittleren und südlichen Deutschland beschäftigen sollten; er habe nicht nur durch den alten Clauß davon gehört, sondern auch in einem Berliner Blatte einen darauf Bezug habenden Holzschnitt mit entsprechender Erklärung gesehen.

Bei diesen Worten des Vetters sahen sich Onkel Grob und Thekla etwas betroffen an, worauf der Hauptmann erklärte: „Seit mehreren Tagen haben wir ein ähnliches Herrchen auf unserem Gute, und wenn ich alle Erfahrungen zusammenhalte, so bin ich wirklich versucht, wenigstens an die Möglichkeit zu glauben, unser Gast könne eine ähnliche Rolle zu spielen haben. Große Freundschaft hegt er für Frankreich und Louis Napoleon, das hat er in den Disputen gezeigt, in welchen Thekla ihn total schlug, und, alle Wetter! — jetzt eben fällt mir auch ein, daß mich das Bürschchen über alle Verhältnisse unserer Gegend ausgepumpt hat, die von irgend einer strategischen Bedeutung seyn können. Kinder, mir fällt's wie Schuppen von den Augen — ich bin blamirt, gründlich blamirt."

„Nun, so arg wird es noch nicht seyn," entgegnete Rudolph; „aber schaden kann es in keinem Falle, wenn man möglichst aufmerksam auf den Herrn Maler ist und namentlich zu erforschen sucht, was für Parthieen er für seine Mappe auswählt."

Mit diesen Worten erhob sich Rudolph, um nach seinem Pferde zu verlangen, und war eben daran, sich bei seinen Verwandten zu verabschieden, als flüchtiger Hufschlag auf der Straße nach dem Gute erklang. Gleich darauf sprengte ein Reiter auf den Hof, in welchem Rudolph seinen eigenen Reitknecht erkannte, der einen herbeikommenden Diener hastig frug, ob Herr Hellmuth noch auf Grobberg sey. Schnell war Rudolph an der Seite des Reiters, der ihm eine kurze Meldung machte und sein Pferd zur Heimkehr wendete. Der junge Herr theilte seinen ihm nachgekommenen Verwandten mit, der alte Clauß wünsche ihn dringend zu sprechen, weil etwas Wichtiges vorgekommen; doch habe er dem Boten befohlen, die Herrschaften auf Grobberg zu ersuchen, gegen Jedermann, und besonders gegen den Herrn Maler, zu verschweigen, daß in Thalheim überhaupt etwas vorgefallen sey.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Ein eben so geistreicher als in der Regel höflicher Offizier saß neben der Tochter eines tiefverschuldeten Generals. Sie hatte sonst die Huldigungen des liebenswürdigen Lieutenants sehr gern angenommen; heute aber machte sie Jagd auf ihren anderen Nachbarn, einen reichen aber schon bejahrten Herrn. Der Wein hatte die Köpfe etwas warm gemacht, und ein Herr aus der Gesellschaft schlug vor, Leberreime zu machen, welcher Vorschlag allgemeine Zustimmung erhielt. Als die Hechtleber an das Fräulein kam, sprach sie mit einer spöttischen Verbeugung gegen den Lieutenant:

„Die Leber ist vom Hecht und nicht von einem Schwein,
Wer um mich freien will, muß mehr als Lieutenant seyn."

Der Lieutenant nahm hierauf den Teller und sprach:

„Die Leber ist vom Hecht und nicht von einem Pfau,
Ein flotter Offizier nimmt keine Gans zur Frau."

Man erzählt sich in Breslau folgende Geschichte von einem sehr ehrlichen Liebhaber. Ein sehr wohlhabender Mann trug die Hand seiner Tochter einem jungen Menschen an, in welchen sich das 17jährige Mädchen in Folge einer Salonbekanntschaft verliebt hatte. Die Freunde ihres Vaters riethen ihm zwar ab, aber er sagte, er wolle seiner Tochter einen Mann nach ihrer Wahl geben. Da erhält er plötzlich folgenden Brief von seinem zukünftigen Schwiegersohn: „Mein Herr! Ihr Antrag ist für mich sehr schmeichelhaft, doch muß ich ihn zurückweisen. Ihre Tochter ist in mich verliebt; dieß ist schön, aber leichtsinnig von ihr. Ich bin kein Mann für eine Frau und wüßte nur das Vermögen todt zu schlagen. Wenn Sie mir nicht glauben, so fragen Sie die Welt; sie wird Ihnen sagen, ich sey ein Taugenichts; aber antworten Sie der Welt, ich sey ein ehrlicher Taugenichts. Ihr ergebener ꝛc."

[Haustelegraph.] In neuerer Zeit hat die elektrische Kraft außer den Uhrenfedern und Gewichten auch die Schellenzüge ersetzt. In Gasthöfen und Fabriken sind Telegraphendrähte von den Zimmern zu dem Wirthssaale und zu dem Komptoir geleitet worden, so daß man bei jedem Signale genau weiß, woher es kommt. Der Kellner hat sogleich durch Drücken einer Taste Antwort zu geben, die auch durch das Komptoir geht. Der Buchhalter oder Oberkellner dort kann dadurch zugleich kontroliren, ob dem Rufe Folge geleistet wird und wenn das nicht geschieht, von Neuem läuten. Im Kronprinz zu Stuttgart ist eine solche Einrichtung schon seit längerer Zeit im Gebrauch.

Redakteur: Gustav Meffert.

Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 233 Freitag, 30. September 1859.

Graf Joachim.

(Fortsetzung.)

Ich erwartete nun von Tag zu Tag eine Verlobungsanzeige aus Berlin zu erhalten, wider mein Vermuthen blieb sie indessen aus, und es war mit Einemmale als sey Alles verschwunden, was mich von der einen und von der andern Seite mit den Bewohnern von Hohensteinau verknüpfte. Ich erfuhr gar Nichts von Berlin, ich empfing keine neue Aufforderung nach Hohensteinau zu kommen, der Graf, der es gewohnt worden war, die Güter nicht zu verlassen, kehrte nicht nach der Stadt zurück, und eine große Anzahl von Kranken legte mir die Pflicht auf, mich nicht ohne besondere Nöthigung von dem Orte zu entfernen. Ein paar Mal dachte ich daran, an Graf Eckbert oder an meine Cousine zu schreiben, indeß eine gewisse Empfindlichkeit hielt mich davon zurück. Ich fand es Unrecht, daß sie mir ihr Glück nicht mittheilten, da sie mich zum Vertrauten ihrer Sorgen gemacht hatten, und so kam ich durch den September und in die letzten Tagen desselben, die in jenem Jahre schon kalt und regnerisch waren.

Da ließ sich eines Abends, als ich allein in meinem Zimmer bei meinen Studien saß, ganz unerwartet Graf Eckbert bei mir melden, und nachdem ich gesagt hatte, daß er mir willkommen sey, trat ein schöner junger Mann in mein Zimmer, der mir die Hände mit Herzlichkeit entgegenreichte, und mich dann wie einen alten Freund umarmte.

Sie kommen von Berlin! sagte ich, und ich darf Ihnen, wie ich denke, gratuliren, lieber Graf!

Aber als ich diese Worte ausgesprochen hatte, und dem Grafen in das Antlitz blickte, bemerkte ich, daß es nicht den Ausdruck der Freude und des Glückes trug, die ich bei ihm vorausgesetzt hatte. Er schien vielmehr bedrückt und verstimmt zu seyn, und ich erfuhr denn auch, nachdem wir uns niedergesetzt hatten, was meinem Gaste auf dem Herzen lag.

Zuvörderst, sagte er, müssen Sie wissen, daß ich in diesem Augenblicke nicht von Berlin, sondern von Hohensteinau komme, und daß ich dort eine Niederlage erlitten, oder um nicht viel zu sagen, sehr unangenehme Eindrücke empfangen habe. Meines Onkels Charakter ist, Dank seiner selbstgewählten einsamen Lebensweise, so unberechenbar geworden, es einen sich in ihm so viel Verstand, so viel Grillen, so viel Großmuth und eine solche selbstsüchtige Kleinlichkeit der Empfindung, daß wir Andern, daß Menschen, die wie ich, sich an das große Ganze halten, und rein und einfach fühlen, immer in der Gefahr sind, ihn zu verletzen, wenn wir uns ihm nahen wollen, und das ist auch mir wieder einmal mit ihm geschehen!

Mein Gast machte dabei eine Pause, und ich merkte erst jetzt, da ich mich von meinem Arbeitstische entfernt hatte, daß es kalt und nicht behaglich in dem Zimmer sey. Ich erhob mich, als um ein Feuer machen zu lassen, und fragte, ob es dem Grafen lieber sey, ein Glas Wein oder Thee, mit mir zu trinken? Vor allen Dingen, entgegnete Eckbert, lassen Sie zwischen uns die Titel und die Zeremonien weg. So mißmuthig Sie mich in diesem Augenblicke sehen, habe ich doch durch meine Lina die Freude, Ihr Vetter zu seyn, und ich fühle mich Ihnen gegenüber auch wie bei einem alten Bekannten und Freunde. Lassen Sie also immerhin ein Feuer machen, lassen Sie uns Wein geben, und können Sie mich beherbergen, so bleibe ich die Nacht bei Ihnen. Wir plaudern uns in dieser Weise aus, und ich kann den Ihrigen dann in Berlin doch auch erzählen, wie Sie, lieber Bernhard! hier leben und wie es sich bei Ihnen lebt.

Eckberts einfache Herzlichkeit machte uns schnell behaglich und vertraut. Ich war erfreut, ihn bewirthen zu können, und auf meine Frage, was ihn eigentlich abgehalten habe, seine Verlobung mit Lina bekannt zu machen, antwortete er mir, es sey eben der Brief gewesen, in welchem sein Onkel in seine Heirath gewilligt, der es ihm und Lina bisher unmöglich gemacht habe, an eine öffentliche Erklärung ihrer Verlobung zu denken. Und um mir dieß begreiflich zu machen, theilte er mir das Schreiben mit.

Es war in der Nacht abgefaßt, die ich in Hohensteinau zugebracht hatte, und lautete: Als ich mich nach dem Tode meines Bruders berufen fühlte, Dir

en hingegangenen Vater zu ersetzen, und Dein Erbe zu verwalten, damit Dir einst ein sorgenfreies und Deinem Stande und Namen angemessenes Leben bereitet werde, leitete mich dabei kein Eigennutz. Du müßtest es denn eigennützig nennen, daß ich das Verlangen hegte, mir in dem Sohne Deines Vaters und Deiner Mutter einen Sohn zu erziehen, und in Dir einmal alle das Glück verwirklicht zu sehen, auf das ich aus Gründen, die Dich freilich zu Nichts verpflichten, Verzicht geleistet hatte.

Du bist mir kein Sohn geworden, unsere Ansichten, unsere Begriffe von Ehre, sind nicht dieselben. Ich klage Dich deßhalb nicht an, ich sehe nur zu meinem Bedauern, daß ich es nicht verstanden habe, Dir ein Vater zu werden, und Dir jene vertrauende Liebe einzuflößen, die sich bereitwillig der reiferen Erfahrung unterordnet.

Der Brief, in dem Du mir das Anrecht an unsere Güter wiedergeben wolltest, enthielt die schwerste Kränkung, welche mir zuzufügen in Deiner Macht lag. Er bewies mir, daß Du die Liebe, welche ich für Dich hegte, nie empfunden hast, und daß der Graf Joachim, dem Du vorschlägst, das Opfer seines ganzen Lebens ungeschehen zu machen, und in seinen späteren Tagen sich ein neues Daseyn zu begründen, Dir nie etwas Anderes gewesen ist, als ein Verwalter Deiner Güter, dessen Dienste Du benutztest, um Dich mit dem Vermögen, welches er Dir erwarb, bei der ersten Gelegenheit unabhängig von ihm zu machen.

Nun denn, mein Herr Graf Eckbert, Ihr Verwalter legt sein Amt in Ihre Hände nieder. Zum ersten Oktober werde ich Schloß Hohensteinau verlassen; und wie ich mich frei erkläre von jeder Verpflichtung gegen Sie, so entbinde ich auch Sie jeder Rücksicht auf mich.

Noch heute werde ich an die Obervormundschaftsbehörde schreiben und Ihre Mündigsprechung verlangen. Sie sind dann frei, sich zu verloben, wann Sie wollen, und mit wem Sie immer Lust haben. Meine Mobilien und Effekten werden bis zum ersten Oktober nicht mehr in Hohensteinau seyn, und Sie sind Herr es zu beziehen, sobald ich das Schloß verlassen haben werde. Daß Sie der Gräfin d'Altremont und ihrer Tochter, den Aufenthalt in demselben für das Erste noch gestatten, darauf kann man bei der besonderen Freundschaft der Frau Gräfin für Sie, und bei Ihrem Vertrauen zu derselben, wohl mit Zuversicht rechnen. Sollten Sie anders gesonnen und auch des Antheils der Gräfin überdrüssig seyn, den Sie jetzt ebenfalls nicht mehr bedürfen werden, so bitte ich Sie, die Gräfin bei Zeiten davon in Kenntniß zu setzen, damit Sie ihre Maßnahmen treffen kann.

Sobald Ihre Mündigsprechung erfolgt ist, lege ich die Akten über meine Verwaltung der Behörde und Ihnen durch den Amtmann vor und bitte Sie um Decharge. Durch den Amtmann werden Sie auch erfahren, wie ich es mit der für mich auf die Güter eingetragenen Leibrente und mit der Pension, welche ich der dienstfertigen Frau Gräfin d'Altremont ausgesetzt habe, in Zukunft gehalten zu haben wünsche, und somit hätte ich von Ihnen nichts Weiteres zu fordern, als daß Sie von jetzt ab jede Annäherung an mich und jeden Zusammenhang mit mir sorgfältig vermeiden, wie Sie auf die gleiche Rücksicht von meiner Seite zuversichtlich zählen dürfen. Ergebenst Joachim Graf . . .

Ich legte den Brief aus der Hand, Eckbert steckte ihn wieder zu sich. Es ist etwas Dämonisches in solchen Briefen, sagte er. Lina hat mich vielmals gebeten, das Blatt fortzuthun, zu vernichten, weil ich mich nicht enthalten kann, es immer aufs Neue zu lesen, und immer wieder davon gequält zu werden, aber ich kann mich nicht dazu entschließen. Denn ich liebe meinen Onkel, was er auch sagen mag, wie einen Vater, und selbst durch die Qual, die er mit diesem Briefe in mein Leben geworfen hat, fühle ich es nur deutlicher, wie sehr ich an ihm hänge. Es würde mir schmerzlich seyn, mich zu verheirathen, und zu wissen, daß mein Onkel im Zorne meiner denkt, wie es mir sehr schmerzlich ist, mir vorzustellen, daß er nicht mehr in Hohensteinau leben, daß er sich irgendwo eine neue, ihm sicher nicht mehr zusagende Heimath begründen soll; denn ich weiß es, wie dieser Mann an dem Gute seiner Väter, an der Heimath hängt.

(Fortsetzung folgt.)

Französisch und Deutsch.

(Fortsetzung.)

Schon saß Rudolph im Sattel, verhielt aber den ungeduldigen Rappen, weil Thekla nochmals mit erhobener Hand heranschritt, die sie dem Vetter mit den Worten reichte: „Rudolph, reite heute nicht allein; ehe Du den Wald erreicht hast, ist es dunkle Nacht, nimm einen Diener mit, mir ist so bang um Dich."

„O, nicht doch, mein theures Mühmchen!" erwiderte der junge Mann, den dieser Beweis von sorglicher Theilnahme entzückte; „der Weg ist sicher, und ich selbst fürchte gar nichts. Ueberdem brauche ich Foudre nur die Zügel zu lassen, um meinen Reitknecht recht bald einzuholen; also hab' Dank für Deine Freundlichkeit und schlafe ohne Sorgen um mich; morgen gebe ich ganz früh Nachricht von dem Vorgefallenen. Gute Nacht, gute Nacht!"

Mit diesen Worten gab er seinem Pferde die Schenkel und galoppirte in die Nacht hinaus, wäh-

rend in den Tiefen seiner Brust die Sonne eines längst ersehnten Glückes zu leuchten begann. Thekla war jedoch keineswegs beruhigt, sie rief ihrem Mädchen, der sie auftrug, sogleich den Jagdgehülfen Kaspar zu ihr zu bescheiden. Hierauf ging sie selbst nach den Ställen, wo sie eilig den flüchtigsten Renner satteln ließ. Dem unterdeß herbeigekommenen Jäger, von dem man wußte, daß er, wie die meisten Diener Rudolph's, ein tüchtiger Reiter war, befahl sie, in möglichster Eile nach Thalheim zu reiten, um in ihrem Auftrage bei dem alten Clauß Erkundigungen über den Vorfall einzuziehen, der ihn bewogen habe, Herrn Hellmuth einen Boten zu schicken. Dabei soll er sich sagen lassen, wie sein Herr heimgekommen sey.

Kaum hatte der junge Mann den ertheilten Auftrag vernommen, als er auch schon in den Sattel sprang und, die Willigkeit des Pferdes mit der seinen im Einklang findend, von dem Hofe sprengte, um wo möglich mit Herrn Hellmuth zugleich nach Thalheim zu kommen.

Das Hellsehen sympathisirender Seelen gilt so ziemlich als anerkannt, weil ihr Vorhandenseyn durch immer neue Erfahrungen bestätigt wird. Auch Fräulein Kurzbach lieferte durch ihr ausgesprochenes Bangen einen neuen Beweis zu unserer Meinung, und die Folge lehrte, wie richtig sie geahnt hatte.

Herr Hellmuth hatte seinen Rappen wacker ausgreifen lassen, weniger um seinen Diener einzuholen, als vielmehr um dem Verlangen seines alten Freundes nachzukommen; doch war der uns bekannte Paß noch nicht erreicht, als er, um seinen Gedanken Audienz geben zu können und auf dem abwärts führenden Wege das Pferd zu schonen, dieses im ruhigen Schritte gehen ließ, ohne besonders auf das Terrain zu achten. Plötzlich schlug jedoch ein lauter Ruf des Schreckens an sein Ohr, dem gleich darauf das Geräusch kämpfender Personen folgte. Ohne langes Besinnen eilte der junge Herr dem Kampfplatze zu und konnte hier nur unterscheiden, wie sich drei Personen am Boden wälzten, von denen zwei die Angreifer zu seyn schienen. Man behandelte sich ohne viele Schonung, und die hageldicht fallenden Streiche wurden von deutschen und französischen Schimpfwörtern begleitet. Herr Hellmuth parirte seinen Rappen und rief mit lauter Stimme: „Hollah, was ist hier los?“

„Zu Hülfe, Herr Hellmuth, die französischen Räuber müssen wir haben!“ antwortete der Angegriffene, der Niemand anders war, als der heimkehrende Reitknecht. Im Nu war der junge Herr auf den Füßen und wollte eben seinem Diener zu Hülfe kommen, als er plötzlich von einem der aufgesprungenen Gaudiebe einen fürchterlichen Schlag über den Kopf erhielt, der ihn, wenn auch nur für einen Augenblick, zu energischem Widerstand unfähig machte und ihn sicher seinem Gegner preisgegeben haben würde, wenn nicht a tempo ein dritter Reiter auf dem Platze erschienen wäre, der mit scharfem Auge den Stand der Sache erkannt hatte und den Angreifer des Herrn Hellmuth ohne Weiteres niederritt. Der Reitknecht war durch das Ablassen des einen Gegners zur entschiedenen Ueberlegenheit über den anderen gelangt und ließ es sich angelegen seyn, diesem die von Beiden empfangenen Streiche doppelt heimzugeben. Rudolph entsandte den Jäger Kaspar, denn dieß war der zuletzt angekommene Reiter, nach seinem Pferde, und diese Gelegenheit war von dem niedergerittenen Buschklepper benutzt worden, sich zu flüchten, denn als Kaspar mit Foudre zurückkam und der Reitknecht nach ihm frug, war er spurlos verschwunden, während sein Spießgeselle gebunden und mit nach Thalheim genommen wurde, wo das unterdeß ledig angekommene Pferd ernstliche Besorgniß erregt hatte. Unterwegs erzählte der Reitknecht, er sey im Walde unvermuthet von den beiden Kerlen überfallen und, ehe er das Pferd zusammennehmen konnte, aus dem Sattel geworfen worden, wobei er, um sich der Streiche seiner Feinde zu erwehren, die Zügel habe wegwerfen müssen. Auf die Frage, wen er in den beiden Angreifern vermuthe, verwies er seinen Herrn auf den Förster Clauß, der ihm das strengste Schweigen anbefohlen habe und bekanntlich in solchen Dingen keinen Scherz verstehe. Unseren Lesern dürfen wir jedoch vertrauen, daß der ehrliche Reitknecht noch einen andern guten Grund zum Schweigen hatte, da er über den Ausgang des Ereignisses noch nicht recht sicher war, das die Veranlassung zu seinem Ritte nach Grohberg gegeben hatte.

Herr Hellmuth wurde von Clauß im Hofe des Gutes empfangen, wohin dieser nach der Meldung von der Ankunft des ohne Reiter zurückgekommenen Pferdes gegangen war, um die männliche Dienerschaft zu einem Zuge nach Grohberg aufzubieten, da er mit Gewißheit annahm, es müsse etwas Besonderes vorgefallen seyn, denn der abgeschickte Knecht war ein guter Reiter und das Pferd ein zu sicheres Thier, als daß an einen gewöhnlichen Unfall gedacht werden konnte. Der junge Herr gab einige Befehle in Betreff des Gefangenen, bot dem Förster die Hand zum Gruße und folgte dem schweigend voranschreitenden Alten nach seinem eigenen Zimmer. Dort eingetreten, wandte sich Clauß mit sehr ernstem Gesichte nach Rudolph um, fuhr aber bis zum Tode erschreckt zurück, als er in dem Gesichte und auf den Kleidern desselben Spuren reichlich darüber geflossenen Blutes gewahrte.

„Rudolph — ist denn der leibhaftige Satan heute selbst los — was ist Dir denn geschehen — bist ja geschweißt wie ein angeschossener Hirsch?“

„So?“ versetzte Rudolph, nach einem Spiegel

schreitend. — „Ja wahrlich, das habe ich gar nicht bemerkt. Zu verwundern ist es aber nicht, denn der Kerl führte einen abscheulichen Schlag nach meinem armen Schädel.“

„Während Herr Hellmuth die Spuren der erlebten Affaire unter seines alten Freundes Beistand verwischte, erzählte er ihm den Verlauf derselben und frug nun nach dem Vorfalle, welchen der nach Grohberg gesendete Diener angedeutet habe.

„Sah erst sehr schlimm aus — hängt wahrscheinlich mit Deiner Geschichte zusammen — hat dem Johann gegolten. Deine Ankunft war bereits im Dorfe bekannt — wollen Dir die jungen Leute einen Spaß machen — versammeln sich im Wirthshaus, um Rath zu halten — schicken aufs Gut — mußte unseren Leuten erlauben hinzugehen — Verwalter, Jäger, Kutscher, Reitknecht, Bediente, — Alles hinunter. Sitzen da drei Fremde mit Peter Hehle von Grohberg — einer ein feines Kerlchen — Signalement paßt auf den Maler Bertram — schwätzen viel von Volksfreiheit, Knechtschaft der Deutschen — sey Zeit für Deutschland frei und groß zu werden — müsse sich erheben unter einem Oberhaupte. Hat den Leuten bis dahin ganz gut gefallen; ist aber das feine Bürschel gegangen. Fangen nun die beiden andern an, auf die Fürsten zu schimpfen — wären unnütz, müßten abgeschafft werden — auch die kleinen Herren taugten nichts — wollten alle herrschen — saugten am Volke. — Du wärst auch so 'n kleiner Herr. — Widersprechen ihm die Leute — wärst gut und brav, ein milder Herr und Freund des Volkes. — Behaupten die Fremden, Peter Hehle mit, — sey nur feine Politik von Dir, wolltest so recht successive festen Fuß fassen und dann das Leder über den Kopf ziehen. Wollen unsere Leute nicht leiden — gibt Streit — der Reitknecht greift zu — rennt die Fremden mit den Köpfen zusammen — wirft sie aus der Thüre auf die Straße — Peter Hehle will den Fremden helfen — soll auch hinausgeworfen werden — wehrt sich wie eine böse Katze — kratzt, beißt — schlägt den Johann in's Gesicht — der nicht faul — steckt ihm 'ne Horbel — fliegt mit dem Kopfe an 'ne Ecke — stürzt nieder — ist mausetodt. Gab's großen Schreck — schicken nach mir — lasse den Bengel auf's Gut schaffen — war selbst in Schwulität — wollte Dich gern heim haben — weißt doch Rath als Studirter. — War nicht nöthig, Peter Hehle ist wieder lebendig — schmeckt ihm ganz prächtig — bringst vielleicht etwas aus ihm heraus von Monsieur Bertram. Haben die Strolche wahrscheinlich den Johann auszahlen wollen — ihm aufgelauert wie Straßenräuber — hätte ich sie, sie müßten hängen.“

„Ja, ja, wie die beiden Franzosen hübsch neben einander — — — —“

„Ha ha —“

„Vor der Hand möchte ich aber doch ein Wort mit unseren unfreiwilligen Gästen reden; laß mir einen nach dem andern herauf bringen.“

„Heute nicht, Rudolph, ist morgen auch noch Zeit — bleiben diese Nacht in Prison — sorge für Deinen Kopf — ist schon spät. — Zeit zur Ruhe.“

„Hast auch recht, mein Alter, zum Inquiriren bin ich heute nicht gerade sonderlich aufgelegt, und habe außerdem noch etwas Rest an Nachtruhe. Also auf morgen. Sieh aber zu, daß den Gefangenen nicht ohne Noth weh geschieht, und nun schlaf wohl, mein alter, guter Clauß.“

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Ein deutsch-amerikanisches Blatt, der New-Yorker Demokrat, schreibt: „Daß die verhaßten „Niggers“ auch Erfindungsgabe besitzen, bestätigte sich neulich wieder. Wir sahen diese Woche das Modell einer neuen und sinnreich konstruirten Feuer-Maschine, vermittels welcher Wasser, wie ein Rettungskorb, zur höchsten Spitze eines Hauses geschraubt werden kann. Der Erfinder, ein Farbiger, Namens Roberts, sucht irgend einen unternehmenden weißen Mann, der ein Patent dafür herausnimmt, da er als Neger, Ding, Sache, kein Recht hat, solches zu thun — das ist demokratische Entscheidung.“

Unter allen Erfindungen der Neuzeit ist keine, die in so kurzer Frist so viele Patente und Brevets ins Leben rief, wie die Krinoline. Allein in Paris sind in den vier Jahren, daß die Mode besteht, 96 Brevets genommen, von denen einzelne bis sieben Erfindungs-Patente einschließen. Im Jahre 1855 wurden 4 Patente gegeben, 16 im Jahr 1856, 30 im Jahre 1857 und 31 im Jahre 1858. Bis Ende Juli hat 1859 schon 15 Brevets auf neue Erfindungen der Krinoline.

[Vogelzwillinge.] In der Nähe des Schlosses Douglas in Schottland wurden zwei junge Haidelerchen (Alauda arborea) im Neste gefunden, welche, ähnlich den siamesischen Zwillingen, durch einen mit Federn bedeckten Fleischstreifen mit einander verbunden waren. Innerhalb des Ligaments befanden sich Venen und Arterien. Als die Vögel größer wurden, dehnte sich das Band, so daß sie auch die innern Flügel beim Fliegen gebrauchen konnten.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 234 Samstag, 1. Oktober 1859.

Graf Joachim.

(Fortsetzung.)

Aber was wollen Sie denn thun? fragte ich Eckbert, entschlossen, ihn zum Widerstande zu ermuthigen, obschon ich selber mich von dem Briefe befangener und niedergeschlagener fühlte, als ich es ihm zeigte und mir eingestand.

Eckbert antwortete mir darauf nicht. Ich habe Alles gethan, sagte er, Alles was in meiner Macht stand. Lina und ich haben ihm geschrieben, er hat die Briefe, da er meine Handschrift erkannte, uneröffnet zurückgeschickt. Darauf hat Ihr Onkel selber sich von uns erbitten lassen, und sich an den Grafen gewendet. Sein Brief war eben so verständig als würdig, und sprach eben so sehr die Vernunft des Grafen, als seine Billigkeit an. Er war von einem Vater an einen Vater geschrieben. Mein und Lina's Briefe waren offen darin eingelegt. Der Graf hat Ihrem Onkel vornehm ablehnend, aber doch schicklich geantwortet, die offenen Schreiben von Lina und mir jedoch als Zudringlichkeiten bezeichnet, mit denen er verschont zu werden wünsche. Inzwischen ist meine Mündigsprechung erfolgt, mein Onkel hat seine Rechnungslegung eingereicht, und geschäftsmäßig ein Konzept beigelegt, das er von mir als Decharge unterzeichnet zu sehen wünscht, während der Amtmann mir schrieb, daß der Graf bereits Kisten machen lasse, um seine Bibliothek zu verpacken.

Eckbert machte bei den Worten eine Pause. Also der Graf wird Hohensteinau wirklich verlassen? fragte ich.

Können Sie daran bei seinem Charakter zweifeln? entgegnete Eckbert. Ich selbst war von der Nachricht des Amtmanns, von dem Anblick des Dechargescheins so peinlich betroffen, daß es mir keine Ruhe ließ, ehe ich nicht einen letzten Versuch gewagt hatte. Lina stimmte darin ganz mit mir überein. Ihr Onkel billigte mein Vorhaben zwar nicht, aber ich fuhr dennoch nach Hohensteinau. Heute Nachmittag langte ich dort an. Ohne Jemand gesprochen zu haben, trat ich in das Zimmer meines Onkels. Man sah an den zusammengeschnürten Bücherpacken, an der ganzen Verfassung des Zimmers, daß er sich bereits für den Auszug rüstete. Ich kann Ihnen nicht ausdrücken, wie sehr mich das bewegte, und hingerissen von meiner Empfindung, eilte ich auf ihn zu, um mich an seine Brust zu werfen als er vor mir zurücktrat.

Keine Komödie! sagte er. Noch ist dieß Zimmer mein! Ich beschwor ihn, es immer als das seine zu betrachten, ich sprach ihm aus, was mich zu ihm getrieben habe, er ließ mich nicht vollenden. Zwingen Sie mich nicht, Sie aus dem Zimmer, das jetzt noch das meine ist, hinauszuweisen! rief er mit einer eisigen Kälte. In bürgerlichen Familien mögen Sie solche Rührspiele gewohnt worden seyn. Ein Edelmann hält sein Wort, und respektirt den einmal ausgesprochenen Willen eines Edelmannes. Sie kennen den Meinigen, respektiren Sie ihn. — Er verneigte sich darauf und verließ das Zimmer, und ich —

Und Sie? fragte ich.

Ich bin jetzt entschlossen, mich zu verheirathen, da ich auf eine Sinnesänderung meines Onkels nicht zu rechnen wage. Aber ich weiß, daß die Erinnerung an ihn mich hindern wird, das Glück, welches mich an Lina's Seite erwartet, rein und frei zu genießen.

Ich konnte dieß dem Grafen nachfühlen, ich war jedoch wie er der Ansicht, daß für jetzt Nichts mehr zu thun sey, und so erkundigte ich mich, ob er die Gräfin gesprochen, und wie er sie gefunden habe.

Eckbert hatte sie aber gar nicht gesehen. Es war mir in dem Augenblicke unmöglich, sie aufzusuchen, sagte er. Der Graf hätte denken müssen, daß ich zu ihr gegangen sey, um mich über ihn zu beschweren, um mit ihr Verabredung über eine Zeit zu treffen, in welcher er nicht mehr Herr im Schlosse seyn würde; und daß ich es Ihnen gestehe, ich kam mir selber wie ein Fremder, das Schloß kam mir unheimlich vor, da Graf Joachim sich anschickte, es zu verlassen. Es litt mich nicht darin, und ich war froh, als ich diesem mir selbst so werthen Aufenthalte den Rücken gewendet hatte.

Nach Eugenie zu fragen, wäre unter diesen Verhältnissen nutzlos für mich gewesen, selbst wenn ich mich hätte überwinden können, das erste Wort von ihr vor Eckbert auszusprechen. Wir blieben also ausschließlich mit seinen Angelegenheiten beschäftigt, und er sagte mir, daß er die Absicht habe, seine Verlobung gleich nach seiner Rückkehr nach Berlin bekannt zu machen, daß er seine Hochzeit jedoch erst im Frühling feiern wolle. Das Schloß sey in seinem gegenwärtigen Zustande nicht recht wohnlich, man habe für die Verschönerung, für die innere Behaglichkeit desselben seit langen Jahren nichts gethan, und wenn Graf Joachim es verlassen haben werde, so solle gleich mit den nöthigen Verbesserungen und mit der neuen Einrichtung der Zimmer begonnen werden. Er wolle, da im Winter die Handwerker meist weniger beschäftigt wären, Berliner Handwerker nach Hohensteinau schicken, und er meine, daß der Winter bei der inneren Neugestaltung eines Gebäudes kein Hinderniß seyn werde.

Aber wird die Anwesenheit der Gräfin d'Altremont Sie in Ihren Bauunternehmungen nicht stören? wendete ich ein, um auf diese Weise noch einmal auf dieselbe zurückzukommen, und wo möglich zu erfahren, was er in Bezug auf das Verweilen der beiden Damen beschlossen habe.

Ich denke nicht! antwortete er mir. Sollte die Gräfin wider mein Erwarten es beabsichtigen, diesen Winter noch in der jetzt völligen Einsamkeit auf Hohensteinau zuzubringen, so ist das Schloß groß genug, ihr jede Störung fern zu halten, und später —

Später? wiederholte ich fragend.

Graf Eckbert wich, wie ich dieß schon vorhin an ihm bemerkt hatte, den an ihn gestellten Fragen gerne aus. Er that dieß auch jetzt. Ich kann mir nicht denken sagte er, daß die Gräfin nicht selbst empfinden sollte, wie ich sie nicht füglich als Hausgenossin in dem Schlosse behalten kann, wenn Graf Joachim, dessen Gast sie eigentlich war, dasselbe nicht mehr bewohnt; und ich glaube ihr Verlangen nach Umgang, nach der großen Welt wird sie begierig machen, die ihr jetzt gewordene Freiheit zu benutzen. Daß ich dafür Sorge tragen werde, sie auch fern von Hohensteinau ein für allemal sicher zu stellen, versteht sich von selbst. Und so wenig es mir, trotz mancher vortrefflichen Eigenschaften der Gräfin, erwünscht seyn kann, sie meiner Frau zur beständigen Gesellschafterin zu geben, so erwünscht wird es ihr seyn, Eugenie in die große Gesellschaft zu bringen. Denn Eugenie ist in dem Alter, in welchem die Mutter an ihre Verheirathung denken muß, und hier in der Gegend findet sich für das Mädchen, so schön und gut es ist, doch keine Parthie, denn unser hiesiger Adel weiß das Geld zu schätzen.

(Fortsetzung folgt.)

Französisch und Deutsch.

(Fortsetzung).

5. Entdeckungen.

Der Förster Clauß stieg nach dem Parterre hinab, wo er nach Peter Hehle und dem gefangenen Fremden sah, dem auf sein Geheiß die Bande abgenommen wurden, worauf man jeden von ihnen ein besonderes Behältniß in Gewahrsam brachte. Der Jäger Kaspar wartete schon lange auf seinen Vorgesetzten, um nach Grohberg zurückkehren zu können, wollte aber auch nicht wegreiten, ehe er Thekla's Auftrag vollständig ausgerichtet hatte. Endlich erschien Clauß, ertheilte die nöthige Auskunft, welche Kaspar aus den Referaten der Dienerschaft bereits kannte, gab aber zugleich Anweisung, daß der Jäger noch einen rüstigen Mann mit nach Grohberg nehmen und wenn in der Nacht wieder Besuch zu dem Maler käme, die Augen gehörig aufheben und bei dem geringsten Zeichen von Verdacht jede fremde Person anhalten und nach Befinden arretiren solle. Die etwa riskirte Maßregel glaubte Clauß wagen zu können, weil er mit Sicherheit annahm, der Maler sey ein französischer Emissär, und die Räuber im Walde seine Helfer. — Herr Hellmuth war übrigens Friedensrichter des Bezirkes, also eine obrigkeitliche Person, welcher zur Festnahme verdächtiger Landstreicher vollständige Berechtigung besaß, und sollte wo möglich durch Thalheimer Leute geschehen, damit es den Anschein gewänne, als handelten diese im Auftrage oder wenigstens in Vollmacht ihres Herrn. Außerdem glaubte sich Clauß auch nur auf seine Leute verlassen zu können und nahm es sehr gut auf, daß der Reitknecht, dem durch das Wiederaufleben Hehle's doch ein ganz gewaltiger Stein vom Herzen gefallen war, sich zur Begleitung Kaspar's erbot. Nach kurzer Vorbereitung und einigen Winken, die ihnen der alte Clauß noch über die zu haltende Wache gab, ritten die beiden jungen Leute ab, und nachdem die Pferde bei ihrer Ankunft auf Grohberg untergebracht und versorgt waren, begaben sie sich unverweilt auf ihre Posten in der Nähe des Pavillons, wo sie das umstehende, ziemlich dichte Gebüsch als passendes Versteck benützten.

Das Horn verkündete im nahen Dorfe Mitternacht, da hörten die Lauscher den schleichenden Tritt eines vorsichtig herankommenden Fußgängers, der in ziemlicher Nähe Halt machte, um wahrscheinlich das Terrain mit Auge und Ohr zu sondiren. Alles war still, ringsum die Ruhe der Nacht. Plötzlich ließ der Wanderer das Geschrei des Käuzchens hören, das er sehr täuschend nachahmte; einige Schritte

näher nach dem Pavillon tretend, erklang derselbe Ruf noch einmal, worauf sich in demselben an einem bisher dunkel gewesenen Fenster der Schein eines strahlenden Lichtes zeigte, der jedoch auch fast eben so schnell wieder verschwand, als er erschienen war. Nach der dritten Wiederholung des offenbar verabredeten Zeichens öffnete sich leise und geräuschlos die Thüre des Pavillons, in welchen der Unbekannte eintrat, die Thür aber vorsichtig und fest hinter sich verschloß. Unsere beiden Beobachter theilten sich die gemachte Wahrnehmung mit und Kaspar schlich an eines der Fenster heran, hinter dem trotz der geschlossenen Jalousien Licht bemerkbar war, und womöglich irgend Etwas zu erlauschen. In der That hörte er auch, wie ein Mann die Geschichte des Vorganges im Kruge zu Thalheim und des Ueberfalles im Walde berichtete, wobei der Erzähler mit genauer Noth entronnen, Peter Hehle aber als todt aus dem Wirthshause getragen und Vogt gefangen worden sey. Der Sprecher schien zu dem Hörer in ziemlich untergeordnetem Verhältnisse zu stehen, denn er erhielt nach einigen barschen Fragen von diesem einen herben Verweis über die bei diesen Affairen bewiesene plumpe Ungeschicklichkeit, zu welcher eben nur ein dummer Deutscher fähig sey. Der erste schien sich entschuldigen zu wollen und entgegnete: „Mein Herr Kapitän, wir haben wirklich nur der Sache dienen wollen, für welche wir engagirt sind, daß der Erfolg Ihren Wünschen nicht entspricht, ist gewiß nicht unsere Schuld.“

„Doch, doch,“ herrschte ihn der Herr Kapitän an, „und außerdem nöthigt Ihr mich, die hiesige Gegend zu verlassen, ohne daß ich die Aufnahme der Straßen und Chausseen vollendet habe, da diese Geschichte Aufsehen machen müssen. Ich bin schon seit fünf Monaten in Deutschland, und kein Mensch hält mich für etwas Anderes, als den Maler Bertram. Ich kenne die Deutschen, Ihr aber lügt, wenn Ihr behauptet, in den Jahren 1849 und 50 die Revolution befördert zu haben, Ihr kennt nicht einmal Euer eigenes Volk.“

„O Herr Kapitän, das deutsche Volk ist seit zehn Jahren ein ganz anderes geworden.“

„Bah, dummes Zeug, der Deutsche bleibt Michel. Doch hört. Die von mir gezeichneten Pläne und Karten will ich verpacken, und Ihr werdet sie sofort an die Euch bekannte Adresse in W. besorgen, da ich meine Abreise von hier auf morgen festgesetzt habe, und dieß heute noch meinem Wirthe anzeigen werde. Euch danke ich also das Vergnügen, das bequeme Quartier hier aufgeben und ohne bestimmten Aufenthaltsort im Gebirge herum vagiren zu müssen.“

„Dieses Vergnügen haben wir schon seit Monaten.“

„Wie?“ fuhr der Kapitän auf, „Ihr beklagt Euch wohl noch darüber, nachdem Euch Frankreich vor den Folgen Eurer albernen Revolutionsversuche in Schutz genommen, Euch Unterhalt und Sicherheit gewährt hat, und nun einige unbedeutende Dienste verlangt, die es noch dazu mit schönem rothen Golde bezahlt. Wahrhaftig, Ihr verdient es, daß man Euch Eurem Schicksale überließ.“

„O Herr Kapitän, das Schicksal eines deutschen Flüchtlings ist in der Fremde wohl nicht weniger hart, als die Strafe, die seiner in der Heimath wartete.“ — —

„Halt, aufgepaßt! was war das?“

(Fortsetzung folgt.)

Die Banknotenfälschung zu St. Gallen.

Nachdem das Kriminalgericht von St. Gallen mit den Schlußverhandlungen in der Prozedur wegen Fälschung österreichischer Banknoten zu Ende kam und die Urtheile gegen die sieben Angeklagten eröffnet wurden, beeilen wir uns das Resultat mitzutheilen.

1) Valentin Keil, Bürger der Vereinigten Staaten Nordamerikas, hat die Banknoten aus Amerika nach dem Kantonalgebiete St. Gallens gebracht; zum Theil noch in Rorschach die Numerirung vollendet und dieselben alsdann in Umlauf zu bringen gesucht; er wurde der Haupthülfenschaft am Verbrechen der Banknotenfälschung in einem beabsichtigten Schadensbetrage von über 100,000 Frs. und einem wirklich gestifteten Schaden von über 2000 Frs. schuldig erklärt und zu einer Zuchthausstrafe von 7 Jahren und nachheriger 20jähriger Landesverweisung verurtheilt. Nach den Bestimmungen der St. Gallischen Gesetzgebung sind 3 bis 4 Jahre Landesverweisung 1 Jahr Zuchthaus gleich zu achten; diese kann jedoch gegen Angehörige des Kantons nur bei politischen Verbrechen in Anwendung kommen.

2) Johann Konrad Hausammann von Romanshorn hat den Keil aus Amerika nach Rorschach begleitet, demselben in Rorschach zur Aufnahme beigeholfen und war in jeder Weise zur Ausführung des Verbrechens behilflich; durch ihn wurden die falschen Banknoten dem Mitschuldigen Ammann behändigt, wovon denn im Betrage zu 525 österr. Gulden an Andere zum damaligen Kurse der ächten Noten wirklich abgesetzt wurden. Hausammann wurde ebenfalls der Hauptgehülfenschaft am Verbrechen in einem beabsichtigten Schadensbetrage von über 100,000 Frs. und eines wirklich eingetretenen Schadens von über 7000 Frs. schuldig erklärt und zu einer Zuchthausstrafe von 6 Jahren und nachheriger 12jähriger Landesverweisung verurtheilt.

3) Johannes Döüp von Uttwyl hatte sich auch zur Vermittlung des Vorgenannten über die Fer-

tigung der falschen Banknoten mit Lithographen Feger in New-York in Verbindung gesetzt, und ist demselben durch Uebermittlung einiger hiezu nothwendigen Gegenstände behülflich gewesen; er hat sich demselben auch bereits erklärt, die Falsifikate zu empfangen und zu verwerthen, und trat mit Keil und Hausammann in nähere Verbindung zur Ausführung. Wirklicher Schaden ist durch ihn nicht entstanden, indem er keine Banknoten verausgabte. Dölly wurde der Nebengehülfenschaft schuldig erklärt. Da der größte Theil seiner Handlungen in seiner Heimath, dem Kanton Thurgau, vollführt wurde, und das dortige Gesetz eine mildere Bestrafung dieses Verbrechens zuläßt, wurde er, übereinstimmend mit der St. Gallen'schen Gesetzgebung, nach Thurgau'schem Gesetze verurtheilt und mit einer Zuchthausstrafe von 2 Jahren und nachheriger 4jähriger Landesverweisung bestraft.

4) Ignaz Mühlebach, früher Gastwirth zu Rorschach. Keil wurde durch Hausammann bei ihm eingeführt, und erhielt unter Mitwissenschaft des beabsichtigten Betrugeverbrechens Wohnung, weitere Unterstützung und Beihülfe zur Vollendung der Falsifikate. Mühlebach selbst hat dann falsche Banknoten an ungarische Mausfallenhändler und andere Personen im Betrage zu 525 österreichische Gulden zum Kurse der ächten Noten wirklich ausgegeben und wurde daher der Nebengehülfenschaft der Banknotenfälschung und Betrugsverbrechens im Betrage von über 1000 Frs. schuldig erklärt und zu einer Zuchthausstrafe von fünf Jahren verurtheilt.

5) Johann Thaddäus Ammann von Tübach, früher Kornhausverwalter in Rorschach. Der Mitangeklagte, Hausammann, gab an, daß er dem Ammann 101 Stücke Falsifikate à 100 fl. und 101 Stücke à 5 fl. übergeben, und nach Verständigung von dem Sachverhalt, den Ueberlassungspreis der Banknoten vorläufig auf 25 Prozent des Nennwerthes festgestellt habe. Ammann ist geständig, von Hausammann Banknoten empfangen zu haben, gab die Anzahl derselben jedoch nur auf 5 Stücke, dann auf 10 Stücke jeder Sorte, und noch später gab er an, daß er die Banknoten nicht gezählt habe. Er behauptete, die Banknoten für ächt gehalten zu haben, obschon Hausammann ihm nicht als der Beste bekannt und der Preis auch nicht festgestellt gewesen sey. Von diesen Banknoten gab er fünf Stücke an eine befreundete und ebenfalls in Untersuchung gezogene Persönlichkeit ab. Letztere verwechselte die fünf Noten am Samstag den 30. Oktober 1858 an ein Speditionshaus in hiesiger Stadt (Lindau) zum Tageskurs und wie angegeben im guten Glauben der Aechtheit; auch übernahm es dieselbe Montags den 1. Nov. sich nach Hohenems zu begeben, im Zwecke der Verwerthung von Noten, konnte aber zu keinem Resultate gelangen. Als am Abend diese Personen, welche wegen mangelnden Beweises von der Instanz entbunden wurde, nach Rorschach zurückkehrte, war die Fälschung bereits offenbar. Ammann war bereit, dem hiesigen Speditionshaus, dessen Chef augenblicklich nach Rorschach eilte, den Schaden zu ersetzen und gab einer dritten Person den Auftrag, den Vorrath der Noten zu verbrennen. Wegen der gegen Keil und Mühlebach angeordneten Untersuchung war Ammann sehr in Unruhe; vergeblich versuchte er den Amtsschreiber zu vermögen, ihm Mittheilungen über die Angaben Mühlebach's zu machen. Die direkten Anklagen häuften sich jedoch so sehr, daß auch Ammann in Untersuchung gezogen wurde, und bei Vorlage vieler Inzichten gegen ihn, der Mithülfe als schuldig erachtet werden mußte, da auch die später gegen ihn eingeleitete Untersuchung über die Kornhausverwaltung keine günstigen Leumundsverhältnisse hervorriefen. Das Kriminalgericht erklärte Ammann des mittelst falschen Banknotens theils beabsichtigten, theils vollführten Betrugsverbrechens, letzteres im Betrage zu 1000 Frs. schuldig und verurtheilte ihn zu 3 Jahr Zuchthaus.

Gegen die zwei weiteren Angeschuldigten wurde, da ein Beweis nicht gebracht werden konnte, die Untersuchung eingestellt und dieselben von der Instanz entlassen, bezüglich der Untersuchungs- und Prozeßkosten wurden den Angeklagten Keil, Amman und Hausammann, Dölly und Mühlebach die Zahlung zu $\frac{9}{10}$ zu gleichen Theilen, jedoch unter solidarischer Haftung für diesen ganzen Betrag; den beiden Andern je $\frac{1}{10}$ der Kosten zugetheilt. Als zweite Instanz hat das Kantonsgericht von St. Gallen bei Appellation das Urtheil zu fällen.

Mannigfaltigkeiten.

Man schreibt aus Prag: Der einst so gefürchtete Räuber Babinsky, dessen Name, wie der „T. a. B." berichtet, seinerzeit populär bis zum Kinderschreck geworden war, wird in diesem Jahre, im Oktober, seine bereits seit zwanzig Jahren andauernde Strafzeit in der Karthause bei Jičin überstanden haben. Babinsky ist gegenwärtig ein Mann von beinahe 70 Jahren, der seiner stets ungetrübten Laune wegen sich einer besonderen Aufmerksamkeit von Seiten des Gefängnißwachtpersonals, ja unter den Sträflingen selbst eines gewissen Respektes zu erfreuen hat. Er führt eine Art Oberaufsicht über die Gefangenen im Strafhause.

Redakteur: Gustav Reffert.
Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung.“

№ 235 Montag, 3. Oktober 1859.

Graf Joachim.

(Fortsetzung.)

Es war die erste derartige Aeußerung, die ich von Eckbert hörte, und thöricht, wie meine Herzensbefangenheit mich machte, verschloß sie mir vollends den Mund. Ich hatte nicht Einsicht, nicht Freiheit genug, mir zu sagen, daß Eckbert hier in dem Sinn der Gräfin urtheile. Ich meinte auch in ihm dem unzerstörbaren Adelsstolze zu begegnen, der nur, wo es ihm selber ein Bedürfniß ist, eine Ausnahme zuläßt, sonst aber starr an seinen angeerbten Vorurtheilen festhält, und daß er daran dachte, Eugenie aus meiner Nähe zu entfernen, verstimmte mich nicht nur im Allgemeinen, sondern auch gegen Eckbert selbst. Ich fand mich, wovon wir auch sprachen, doch immer nur mit Eugenie beschäftigt, ohne daß ich mich überwinden konnte, auch nur ihren Namen zu nennen, und als wir uns gegen Mitternacht trennten, war ich froh, mir selber überlassen zu seyn.

Am andern Morgen schieden wir als gute Freunde, aber schon bei früher Zeit. Eckbert sehnte sich, der Braut von der mißlungenen Versöhnung und seinem danach gefaßten Entschlusse Kunde zu geben, und ich beabsichtigte sobald als möglich nach Hohensteinau hinauszufahren, um mir wenigstens darüber Gewißheit zu verschaffen, wie lange ich noch auf Eugeniens Verweilen in dem Schlosse rechnen dürfe.

Gegen Mittag ließ meine Freundin Elfriede mich bitten, zu ihr zu kommen, weil sie mir Etwas mitzutheilen habe. Ich folgte ihrer Aufforderung augenblicklich, und erfuhr von ihr, daß der Graf schon vor einiger Zeit ein ihrem Vater gehöriges, und in einem Garten der Vorstadt gelegenes Haus auf mehrere Jahre gemiethet habe. Elfriede war davon selbst erst an dem Morgen in Kenntniß gesetzt worden, da ein Brief des Grafen ihrem Vater gemeldet hatte, daß er seine Bibliothek und seine anderweitigen Effekten in den nächsten Tagen dorthin senden werde, und auf ihre Bitte fuhr ich sie in meinem Wagen nach dem Hause in der Vorstadt hinaus.

Die ganze Angelegenheit war heimlich betrieben worden. Der Graf hatte verlangt, daß Nichts davon gesprochen werde, und der Rathmann, der das Vertrauen seines alten Geschäftsfreundes wieder zu erlangen wünschte, hatte selbst vor der Tochter reinen Mund gehalten, die sonst seine unbedingte Vertraute war. Daß man das Haus in Stand setzte, hatten wir Alle gewußt, ich hatte sogar an einem Abende Rath ertheilen müssen, als man die Tapeten für die Erneuerung der Zimmer aussuchte; aber der Rathmann hatte uns in dem Glauben erhalten, daß er das Haus, welches lange Jahre hindurch von der Wittwe eines hier früher kommandirenden Obristen bewohnt worden war, neu herrichten lasse, um es wieder gelegentlich und vortheilhafter als bisher vermiethen zu können. Nun fragte ich mich, was will der Graf mit einem ganzen Hause, und wozu hat man es so neu und freundlich hergestellt, da der Graf auf solche Dinge nicht den geringsten Werth legt?

Die Hoffnung, er könne vielleicht der Gräfin hier ein Asyl anbieten wollen, wenn Eckbert sie nicht in Hohensteinau behalte, trat mir nahe. Mit dem Gedanken, daß Eugenie hier wohnen könne, wohnen werde, ging ich durch den Garten, dessen neu und sauber geregelte Wege schon von dem gelben herabgefallenen Laub der schönen Bäume bedeckt waren, in das Haus hinein. Alles darin sah neu und freundlich aus. Die Wände mit ihren geschmackvollen Tapeten, die Fenster mit den hellen großen Scheiben, die neuen Flügelthüren und der blank gebohnte Boden. Küche und Speisekammer waren auf das Zweckmäßigste eingerichtet, der Wirthschaftshof ließ Nichts zu wünschen übrig, und die geräumige Stallung, die große Remise, erregten in mir, der sich in der Stadt mit diesen Räumen eng genug behelfen mußte, einen hausherrlichen Neid.

Ich wollte, sagte ich, daß meine Praxis es mir möglich machte, hier draußen zu wohnen. Wie das Haus jetzt erneut ist, ist es bei weitem das behaglichste und bequemste in der ganzen Stadt.

Und zu denken, daß es nun leer stehen bleiben wird! meinte Elfriede mit ähnlichem Bedauern.

Leer stehen bleiben? wie das? fragte ich.

Es kommt Nichts hinein, gar Nichts als des Grafen Bibliothek und die Bilder seiner Eltern, versetzte sie. Für die Bibliothek hat er ein bestimmtes Zimmer angewiesen, Bücherborde bestellt, und mein Vater hat gestern einen jungen Kandidaten engagiren müssen, der sie nach dem numerirten Verzeichniß des Grafen aufstellen soll. Auch für die Bilder seiner Eltern hat er den Platz im Saale angegeben. Nach seinem heutigen Briefe schickt er übermorgen seine Bücher her, an den folgenden Tagen wird der Kandidat sie ordnen, und dann wird das ganze, freundliche Haus verschlossen werden.

Aber wo wird denn der Graf bleiben? Er wollte doch am ersten Oktober von Hohensteinau ausbrechen?

Er wird das auch thun. Er hat meinem Vater geschrieben, daß er am ersten Oktober Vormittags bei uns eintreffen will. Dann will er sehen, ob das gemiethete Haus in Ordnung und die Bibliothek gut aufgestellt ist, und danach will er seine Reise antreten, für deren Beginn mein Vater ihm auf zwei Uhr Mittags die Postpferde bestellen soll.

Und Sie wissen nicht, wohin er gehen wird?

Er hat Nichts davon geschrieben! antwortete Elfriede, und nachdem wir diese neue Sonderbarkeit des Grafen und den Besuch Eckberts besprochen hatten, sagte sie: Sie werden das vielleicht von mir sonderbar finden, aber ich kann es nicht läugnen, Graf Joachim thut mir sehr leid, und ich kann nicht aufhören an ihn zu denken! So grillenhaft und eigensinnig sein Handeln in den Einzelnheiten oftmals ist, so ist das Ganze doch aus einem Stücke, und er hat bei einem festen Willen und bei festen Ueberzeugungen, doch ein weiches und großmüthiges Herz. Auch jetzt, da er zum Zweitenmale sich aus der Heimath verbannt, um fremdem Liebesglücke Raum zu machen, was ihm sicherlich nicht leicht wird, hat er wieder für die ihm so antipathische Gräfin Sorge getragen, und obenein meinen Vater angewiesen, für Komtesse Eugenie immer eine bestimmte Summe bereit zu halten, falls derselben einmal in irgend einer Weise die Abhängigkeit von ihrer Mutter zu schwer, und das Ausdauern neben derselben unmöglich werden sollte.

Und das Alles sagen Sie mir erst jetzt? rief ich vorwurfsvoll und zugleich überrascht und betroffen von diesen Mittheilungen aus.

Ich weiß es, wie gesagt, selbst erst seit heute! versetzte sie, und ihre Mittheilungen änderten mein Vorhaben augenblicklich. Ich war entschlossen gewesen, sobald als möglich nach Hohensteinau hinauszueilen. Nun überlegten wir gemeinsam, daß es rathsamer sey, diesen Besuch aufzuschieben, bis der Graf das Schloß verlassen, und bis ich selbst ihn vielleicht hier noch einmal gesprochen haben würde, was sich nicht weit hinausschieben konnte, da der letzte September vor der Thür stand.

(Fortsetzung folgt.)

Französisch und Deutsch.

(Fortsetzung.)

Diese Unterbrechung wurde durch ein neuerliches Geschrei des Käuzchens veranlaßt, das laut und durchdringend in die Stille der Nacht hinein erklang. Die Aehnlichkeit dieses Rufes mit dem bereits gehörten Signale war auffallend genug, um von unsern beiden Lauschern bemerkt zu werden, doch wußte nur Johann, daß es auch dieses Mal von einem leise aber hastig herankommenden Manne herrührte, da Kaspar's ganze Aufmerksamkeit durch das eben gehörte Gespräch in Anspruch genommen worden war, der auch jetzt an seinem Platze blieb, als er bemerkte, wie man in dem Pavillon erst besorgt und dann verwundert war, ein Signal zu hören, das außer den Anwesenden ohne Verrath unmöglich ein Mensch kennen konnte, da die dritte wissende Person nach Meinung der Anwesenden in Thalheim gefangen saß. Das Gegenzeichen wurde gegeben, der Ruf erscholl ganz in verabredeter Weise zum zweiten und dritten Male, die Thür des Pavillons öffnete sich und auch dieser Unbekannte fand Einlaß, den Kaspar sofort als Bekannten anreden hörte.

„Que diable, seyd Ihr es, Vogt?"

„Oui, mon capitaine."

„Mir wurde aber doch von Eurem Freunde gesagt, man hätte Euch gefangen nach Thalheim geführt, wo Euch der Lohn werden sollte, den jeder tölpelhaft ausgeführte Anschlag verdient."

„Jenu, darüber wollen wir ein anderes Mal sprechen; vor der Hand ist es die Hauptsache, daß mir meine Verfolger so ziemlich auf den Fersen sind und ich nur hierher kam, um Sie, Herr Kapitän, zu warnen, da es mir scheinen will, als sey man nahe dabei, Ihren wahren Charakter zu errathen, wenigstens titulirte mich der alte, graubärtige Eisenfresser in Thalheim nicht anders als Monsieur lépion français und spielte auf den Maler Bertram in Grohberg in einer Weise an, daß diesem Herrn die Ohren gehörig geklungen haben müssen, wenn —

„Schon gut," wurde hier der Sprecher unterbrochen, worauf der Kapitän befahl: „Unter diesen Auspizien wird es gut seyn, wenn ihr Euch möglichst schnell entfernt, damit Ihr der Thalheimer Gesellschaft nicht geradezu in das Rohr lauft, denn hierher kommen sie gewiß, weil Thalheim sein Hauptquartier in Grohberg hat. Die Arbeiten, welche

nach W. zu besorgen sind, holt Ihr heute Nachmittag in der unteren Höhle am Geiersberge ab, denn findet man Euch, so würde es den deutschen Ochsen außerordenlich gefallen, in den Besitz der Kartons zu kommen, die jedenfalls jetzt bei mir noch sicherer sind, als in Euern Händen. Doch à propos, ist Hehle auch mit von Thalheim entkommen?"

„Davon weiß ich gar nichts zu sagen," antwortete der Gefragte, „an ihm liegt auch nichts."

„Aber er wird plaudern."

„Ja, wenn er Etwas wüßte."

„Bon, mais Messieurs, wenn es geschieht, halte ich mich an Euch und nun fort!" rief der Kapitän drohend. Kaspar war mit einem Satze bei seinem Gefährten, dem er kaum zugeflüstert hatte: „Laß die beiden Kerle laufen, wir fangen sie heute alle drei!" — als auch schon zwei Männer aus dem Pavillon traten und auf dem Wege durch das Gebüsch nach den Bergen zuschritten.

„Kaspar, ich glaube, wir haben eine Dummheit begangen, daß wir die Galgenvögel entwischen ließen, so handrecht werden sie uns nicht gleich wieder kommen," sagte der Reitknecht nach einigen Minuten des Schweigens zu dem Jäger. Dieser schien aber seiner Sache gewiß zu seyn und erklärte: „Mir hat es auch gewaltig in den Fäusten gejuckt, als die beiden Schurken vorbei gingen, denn Du weißt noch nicht einmal, daß der zuletzt Angekommene der Gefangene von Thalheim war. Packten wir sie aber, so wurde Lärm, der Herr Maler hätte sich mit den Papieren französisch gedrückt und wir hatten nichts als die Gehülfen des Spions, zu deren Ueberführung noch dazu die Beweise fehlten. Wie ich schon sagte, wir haschen sie heute alle drei und noch dazu mit den Papieren, auf die Alles ankommt."

„Was wird aber der alte Clauß sagen? am Ende glaubt er, es habe uns an Kourage gefehlt."

„Das wird er nicht; aber horch — — ich denke, wir werden's gleich erfahren, was er glaubt, denn ich müßte mich ganz irren, wenn das nicht seine Pfeife war. Komm schnell, damit der Maler nicht Lunte hat, wenn hier Lärm würde."

Mit diesen Worten wendeten sich die beiden Sprecher rasch der Gegend zu, von woher wiederholt ein scharfer Pfiff durch die Stille der Nacht klang. Es war dieß die Richtung nach Thalheim, und in kurzer Zeit konnten sie beim Grauen des Tages mehrere rasch heranschreitende Personen bemerken, in welchem sie beim Näherkommen wirklich den Förster Clauß mit zwei handfesten Leuten von Thalheim erkannte. In aller Eile theilte der alte Clauß mit, daß der gefangene Strauchdieb in Thalheim ausgebrochen sey, den Nachtwächter mißhandelt habe und den Weg nach Grobberg eingeschlagen haben müsse, weil die Hunde der Spur bis an den Mühlbach gefolgt wären. Dort hätten sich die Verfolger, welche durch das Schreien des geprügelten Wächters wachgerufen worden und dem Flüchtlinge gefolgt waren, nicht lange aufhalten wollen, da sie die Ansicht hegten, die bereits angegebene Richtung deute zur Genüge das Ziel an, welches der Entsprungene zu erreichen suchen würde. Kaspar erzählte nun ebenfalls die in Grobberg beobachteten Vorgänge und obgleich der alte Clauß zuweilen etwas zwischen den Zähnen murmelte, was auch nicht gerade in einem Gebetbuche stehen mochte, und bei der Erzählung von dem Fortgehen der beiden Männer aus dem Pavillon sogar nach Kaspar's Arm faßte, der dadurch einen Begriff von der Wirkung eines Schraubenstockes auf eingeklemmte Glieder bekam, so billigte er doch schließlich das eingehaltene Verfahren, sandte den Jäger nach Grobberg, um erst einige Stunden zu ruhen, dann bei Fräulein Thekla die am vorigen Abende unterlassene Meldung zu machen, sodann aber zu Pferde nach Thalheim zu kommen, wohin er mit seiner durch den Reitknecht vermehrten Begleitung sofort zurückkehrte. Herr Hellmuth war so eben erwacht, als sein unermüdlicher alter Freund bei ihm eintrat und ihn über die Ereignisse der Nacht berichtete, daran aber auch das Verlangen knüpfte, Peter Hehle gehörig in's Gebet zu nehmen.

(Fortsetzung folgt.)

Die letzte Expedition zur Aufsuchung Franklins.

Kapitän M'Clintock vom Dampfer „Fox". hat der Admiralität das Ergebniß seiner Expedition zur Aufsuchung von Franklins Spuren mitgetheilt. Sein Bericht lautet wörtlich: „An den Sekretär der Admiralität. Mein Herr! Ich ersuche Sie die Lords-Kommissarien der Admiralität von dem glücklichen Eintreffen der durch Lady Franklin ausgeschickten, meinen Befehlen anvertraut gewesenen Schluß-Untersuchungs-Expedition in Kenntniß zu setzen. Ihre Lordschaften werden sich freuen, zu erfahren, daß unsere Bemühungen sichere Aufschlüsse über das Schicksal Sir John Franklins zu erlangen, von dem vollständigsten Erfolg gekrönt worden sind. Auf Point Victory, an der Nordwestküste von King William's Island, ist ein vom 25. April 1848 datirter, von den Kapitänen Crozier und Fitzjames unterzeichneter Bericht aufgefunden worden, durch welchen wir benachrichtigt werden, daß Ihrer Maj. Schiffe Erebus und Terror am 22. April 1848 5 Meilen N. N. W. im Eis im Stich gelassen worden sind, und daß die Ueberlebenden, deren Zahl sich im Ganzen auf 105 Personen belief, unter dem

Kommando von Kapitän Crozier sich nach dem großen Fish River auf den Weg gemacht hatten. Sir John Franklin war am 11. Juni 1847 gestorben. Viele sehr interessante Ueberbleibsel unserer verlornen Landsleute sind auf der westlichen Küste von King Williams Island aufgefunden, und andere von Eskimos eingesammelt worden, durch welche letztere wir erfuhren, daß eines von den im Stich gelassenen Schiffen später im Eis erdrückt und versunken, das andere dagegen an den Strand getrieben worden ist, wo es seitdem festsitzt, und den Eingebornen eine beinahe unerschöpfliche Reichthumsquelle geworden ist. Da wir nicht im Stande waren, über die Bellot-Straße hinauszukommen, ließen wir den „Fox" in Brentford Bay überwintern und wurde die weitere Erforschung — einschließlich der Mündung des großen Fischflusses und der Entdeckung von 800 Meilen Küstenland, wodurch wir die Explorationen früherer, in nördlicher und westlicher Richtung von unserm Lagerpunkt unternommener Expeditionen mit denen von Sir James Roß, Dease, Simpson und Rae in Zusammenhang brachten — im Laufe dieses Frühjahrs, vermittelst Schlitten, unter der Führung von Lieutenant Hobson, Kapitän Allen Young und meiner selbst, durchgeführt." — Diesem übersichtlichen Bericht ist eine ausführliche Beschreibung der ganzen Reise beigegeben, die drei enggedruckte Timesspalten füllt, und jeden Gegenstand aufzählt, der in der großen Eiswüste gefunden oder von den Eskimos erhandelt worden war. Das wichtigste daraus ist folgender Abschnitt: „Am 6. Mai (1859) schlug Lieutenant Hobson sein Zelt neben einem Steinhaufen auf Point Victory auf. Unter einigen losen Steinen, die sich von der Spitze des Haufens losgelöst hatten, fand er eine kleine Zinnbüchse, die ein Schriftstück folgenden Inhalts einschloß: „Dieser Steinhaufen wurde durch die Franklin-Expedition auf dem Punkte, wo die Säule von Sir James Roß gestanden haben soll, aufgethürmt. Die Säule selber fand sich jedoch nicht vor. Der Erebus und Terror haben den ersten Winter in Beechy-Island zugebracht, nachdem sie im Wellington-Kanal bis zum 77° n. Br. vorgedrungen, und längs der westlichen Seite von Cornwallis Island zurückgekehrt waren. Am 12. September 1846 blieben sie im 70° n. Breite, und 98° 23' w. L. stecken. Sir John Franklin starb am 11. Juni 1847.

Am 22. April 1848 wurden die Schiffe 5 Meilen NNW. bei Point Victory im Stich gelassen, und die Ueberlebenden, 105 an der Zahl, landeten hier unter dem Befehl von Kapitän Crozier. Dieses Schriftstück war vom 25. April 1848 datirt, und am folgenden Tag beabsichtigten sie sich nach dem großen Fischfluß auf den Weg zu machen. Bis zu diesem Tag hatte die Expedition 9 Offiziere und 15 Mann eingebüßt. Rings herum lag eine große Menge von Kleidern und Vorräthen zerstreut, als ob es den Leuten zu thun gewesen wäre, Alles nur irgend Entbehrliche von sich zu werfen. Darunter Schaufeln, Kochgeräthe, Seile, einen kleinen Arzneikasten u. dgl. m. Wenige Meilen weiter gegen Süden, auf der andern Seite der Back Bay, wurde ein zweites, von Lieutenant Gore und Herrn de Voeux im Mai 1847 zurückgelassenes Schriftstück aufgefunden, aus dem sich aber nichts Näheres ergab. Im 69° 9' nördl. Breite, 99° 27' westl. Länge kamen wir zu einem großen, von Lieutenant Hobson früher aufgefundenen Boote. Dieses scheint zur Befahrung des großen Fischflusses bestimmt gewesen, aber später im Stich gelassen worden zu seyn. In ihm fanden wir eine große Menge Kleidungsstücke und zwei Menschengerippe, dann fünf Taschenuhren, viele silberne Messer und Gabeln, mehrere religiöse Bücher, aber keinerlei Schriftstücke oder Notizbücher. An die eine Seite des Bootes stand eine Doppelflinte angelehnt, wahrscheinlich in derselben Stellung, wie sie vor elf Jahren zurückgelassen worden war, denn die Ladung stack in beiden Läufen. Außerdem viel Schießbedarf, 30 bis 40 Pfd. Chokolade, etwas Thee und Tabak. Am 19. Juni d. war Kapitän M'Clintock wieder an Bord des Dampfers Fox, von dem aus er und seine Begleiter nach verschiedenen Richtungen ausgezogen waren. Sie hatten einen warmen Sommer, und konnten schon am 9. August ihre Rückreise nach England antreten. Was die 105 Mann anbelangt, die nach Franklins Tod zu Land bis an den großen Fischfluß vordringen wollten, sind sie ohne Zweifel längst in den Schneewildnissen verkommen. Darauf deuten die übereinstimmenden Berichte der Eskimos und die Gerippe, deren mehrere in der von ihnen eingeschlagenen Richtung zuletzt aufgefunden worden sind.

Mannigfaltigkeiten.

Die „Allg. Ztg. für Juden" meldet folgenden für Militärs gewiß sehr interessanten Fall: Die „Archives" theilen den Brief eines Zuaven jüdischer Religion mit, worin er erzählt, wie er sich beim Angriff auf einen Oesterreicher gestürzt, und dieser auf einmal „Schema Jsrael!" ausgestoßen habe. „Bei diesem Ausruf", schreibt der Zuave, „halte ich meine Waffe an, und kann mich nicht enthalten, mich in seine Arme zu werfen. Ich fühlte mich zu glücklich, ihn nicht getödtet zu haben. Er ergab sich mir als Gefangener."

Redakteur: Gustav Reffert.
Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 236 Dienstag, 4. Oktober 1859.

Graf Joachim.

(Fortsetzung.)

Am ersten Oktober gegen Mittag begab ich mich in das Haus des Rathsmannes. Elfriede hatte mich nach unserer Verabredung erwartet, und kam mir mit der Nachricht entgegen, daß der Graf schon vor zwei Stunden eingetroffen, und mit ihrem Vater nach dem Hause in der Vorstadt hinausgegangen sey.

Sie war erregt und hatte des kein Hehl, denn sie behauptete eine auffallende Veränderung an dem Grafen wahrgenommen zu haben. Schon, daß er nicht mehr in der Equipage gekommen war, deren er sich seit einer langen Reihe von Jahren bedient hatte, und daß der Pandur ihn nicht mehr gefahren, der Jäger ihn nicht mehr begleitet hatte, war ihr aufgefallen und hatte sie gerührt, weil es anzeigte, daß er mit diesem Tage Abschied genommen von Allem, was zum Schlosse, das heißt von Allem, was seinem Neffen gehörte. Er hatte für die Fahrt nach der Stadt sich den Wagen und die Pferde des Amtmanns geborgt, hier erwartete ihn ein Reisewagen, den er sich gekauft hatte, und er hatte sich von Hohensteinau aus an einen ihm aus früherer Zeit bekannten Obristen gewendet, um sich durch diesen einen Diener aussuchen zu lassen, der ihn auf seiner Reise begleiten sollte.

Ich konnte nach diesen Mittheilungen das Bedauern meiner Freundin nicht recht begreifen. Ein Mann, der vermögend genug war, sich ein Haus zu miethen, um eine Bibliothek und zwei Bilder darin aufzubewahren, der vollständig Herr seines Willens und seiner Handlungen war, der reisen konnte, wie und wohin er wollte, kam mir nicht beklagenswerth vor, und ich sagte das Elfrieden; sie ließ aber keine meiner Einwendungen gelten.

Fühlen Sie denn nicht, rief sie aus, daß dieser Mann in diesem Augenblicke sein ganzes Leben umgebrochen hat? daß er sich gezwungen sieht, seiner ganzen bisherigen Selbstherrlichkeit zu entsagen, und daß er nicht mehr derselbe ist, wenn er genöthigt ist, aus seiner ihm so unschätzbaren Unabhängigkeit in die Allgemeinheit zurückzutreten, welche ihn, sobald sie ihn berührt, beherrschen und überwältigen wird, wie uns Andere sammt und sonders?

Die Thatsache war nicht abzuleugnen, nur daß ich darin nicht ein Unglück zu sehen vermochte, wie meine Freundin. Es schien mir vielmehr, als wären die Ereignisse, welche den Grafen Joachim aus dem Fuchsbau seiner Absonderlichkeit herausgetrieben hatten, ein großes Glück für ihn. Ich versuchte es Elfrieden klar zu machen, daß mir damit ein Bann von dem Leben des Grafen genommen zu seyn scheine, daß die Rückkehr zu den Menschen ihm auch die Augen über die Härte und über die Vorurtheile öffnen würde, mit denen er seinem Neffen zu nahe getreten sey, und daß, Alles in Allem genommen, ein Mann von der eisernen Kraft, und von der Frische des Grafen Joachim, obschon er sein siebenundfünfzigstes Lebensjahr angetreten hatte, noch immer nicht zu alt wäre, auf Reisen und im Verkehr mit Andern Zerstreuungen und Befriedigung zu finden.

Als ich dann meine Mittel sie zu überzeugen erschöpft hatte, schloß ich eben mit dem französischen Sprichworte, daß Unglück immer zu etwas gut sey, meine Rede, als gerade Elfriedens Vater mit dem Grafen in das Zimmer trat.

Der Graf hatte meine letzten Worte gehört, und freundlich an mich herantretend sagte er: Sind Sie mit Ihren sechsundzwanzig Jahren schon so weise wie wir Alten? Diese Philosophie wird Ihnen zu statten kommen! — Dann brach er davon ab, sprach seine Zufriedenheit mit den für ihn gemachten Besorgungen aus, zeigte Wohlgefallen an der neuen Einrichtung des Hauses, an der Anordnung des Gartens, an der Aufstellung seiner Bibliothek, aber es ging mir jetzt wie Elfrieden, ich wurde plötzlich von der Empfindung beherrscht, daß diesem Manne ein Unrecht geschehe, daß er zu beklagen sey. Indeß meine Ueberlegung brachte mich bald auf den rechten Standpunkt zurück, und ich machte die Erfahrung, wie geneigt der Mensch allmälig wird, jeder auch der übertriebensten Anmaßung eine Berechtigung zuzustehen, wenn sie sich selbst mit Ausdauer als eine solche behauptet.

Man war übereingekommen, daß der Graf in dem Hause seiner Gastfreunde zu Mittag speisen

sollte, und lud mich ein, an der Mahlzeit Theil zu nehmen. Ich hatte noch ein paar unerläßliche Besuche abzumachen, und als ich von diesen zurückkehrte, war der Tisch hergerichtet, so daß wir uns gleich zum Essen niederließen. Elfriede saß zwischen mir und dem Grafen, aber ihre Aufmerksamkeit wendete sich diesem fast ausschließlich zu, und ihr Bestreben, ihm Alles bequem und angenehm zu machen, hatte durch ihre Güte etwas sehr Anmuthiges. Die Unterhaltung war indeß durchweg oberflächlich und selbst peinlich, denn wir fühlten, wie entschieden der Graf es vermied, von Hohensteinau, und von den Verhältnissen, welche er erlassen hatte, zu sprechen. Auch von seinen nächsten Planen erwähnte er nichts, und Elfriede war also, um ihm darin behülflich zu seyn, unablässig bemüht, neue Anknüpfungspunkte für die Unterhaltung zu finden, bald Dieß, bald Jenes anzuregen, so daß mir, so lange und so genau ich sie auch kannte, doch ihre geistige Gewandtheit und die Mittel, welche ihr zu Gebote standen, überraschend waren.

Ich selbst konnte ihr nicht wesentlich von Nutzen dabei seyn, denn in mir war während dessen der Entschluß zur Reise gekommen, mich gegen den Grafen auszusprechen, ehe er unsere Gegend verließ, und von ihm jetzt in aller Form die Zustimmung zu meiner Bewerbung, und wenn diese den Erfolg hatte, welchen ich ihr wünschte, auch die Einwilligung zu meiner Heirath mit Eugenien zu begehren. Wir hatten uns also kaum vom Tische erhoben, als ich den Grafen ersuchte, mir vor seiner Abreise noch eine Unterredung zu gönnen. Er erklärte sich dazu bereit, und mir zu Hülfe kommend, bat er, uns ein paar Augenblicke der Zurückgezogenheit in einem der Nebenzimmer zu vergönnen, da er mit mir noch einige Verabredungen zu treffen habe.

Als wir uns allein befanden, nahm er auf dem Sopha Platz, nöthigte mich, neben ihm niederzusitzen und sagte: Ich glaube, wir können uns manche Vorrede ersparen, wenn ich Ihnen eröffne, was in den letzten Tagen vor meiner Abreise zwischen mir und der Gräfin d'Altremont vorgegangen ist, und von welchem Standpunkte aus ich Ihre neuliche Erklärung über Ihre Liebe für mein Mündel angesehen habe.

Von der Stunde ab, sagte er, in welcher ich mich entschloß, Hohensteinau für immer zu verlassen, beschäftigte mich der Gedanke, daß Comtesse Eugenie damit ihren Beschützer und ihren ganzen bisherigen Wirkungskreis verlieren, und daß es daher gut seyn würde, ihr Beides zu ersetzen, indem man sie verheirathete. Weil ich aber die reine und würdige Aufrechthaltung unserer alten Adelsgeschlechter wünsche, die sich ohne ein bedeutendes Vermögen in ihrer Stellung nicht behaupten können, darum finde ich es angemessen, daß die unbemittelten Töchter des Adels sich mit den Männern des gebildeten Beamten und Gelehrtenstandes verbinden. Der Adel wird dadurch von einer Last befreit, den andern Ständen werden gebildete und edle Frauen zugeführt, und die Verhältnisse des Landes gewinnen durch diese Verschmelzung der Stände, weil sie dem Adel und seinen Prärogativen einen neuen und festen Unterbau in den ihm zunächst stehenden Schichten der Gesellschaft sichert. Von diesem Standpunkte aus konnte mir also Ihre Bewerbung um die Gräfin Eugenie, da ich Sie als einen Ehrenmann kennen und schätzen gelernt, und da Ihr offenes Geständniß mir wohl gefallen hatte, nicht unwillkommen seyn. Wäre ich in der Nähe meines Mündels geblieben, so hätte Ihnen Nichts im Wege gestanden, Nichts. —

Ich konnte mich nicht länger überwinden, und heftiger als es recht war, rief ich: Nichts als der berechtigte Widerwille des Bürgerlichen, sich in solcher Weise für die Zwecke der Aristokratie gebrauchen zu lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Französisch und Deutsch.

(Fortsetzung).

So wenig diese Maßregel den Neigungen des jungen Herrn entsprach, so sehr war er von der Nothwendigkeit derselben überzeugt und befahl deßhalb, den Gefangenen in das zur Abhaltung der Gerichtssitzungen bestimmte Zimmer zu führen, wo er ihn in einem Stündchen erwarten wolle, wenn bis dahin die zur Vernehmung erforderlichen Gerichtsbeisitzer herbeigekommen seyn würden. Daß dieß der Fall seyn werde, wußte man so ziemlich gewiß voraus, da jede Angelegenheit einen entschiedenen Fortgang hatte, sobald sie von diesen wackern Männern in die Hand genommen wurde und schon vor Ablauf der angegebenen Frist fand Herr Hellmuth die Schöppen des Gerichts beisammen, denen er ein kurzes Resumé über die vorliegende Sache gab und darauf das Verhör mit dem Gefangenen eröffnete.

Schon oben wurde mit einigen flüchtigen Strichen eine Seite von Peter Hehle's Wesen gezeichnet, und ist es darnach kaum nothwendig, noch speziellere Umrisse zu geben. Dieser Mann gehörte nämlich zu denjenigen Naturen, denen mit Beilegung des eben gebrauchten Prädikats eine ganz unverdiente Ehre geschieht, da ihnen eben nichts Männliches eigen ist, als etwa das Geschlecht. Zu dumm, um aus Ueberzeugung das Rechte zu thun und ohne Muth zu Verübung des Bösen, sind sie für Beides

zu gewinnen, ohne jedoch mehr als willenlose Werkzeuge in der Hand von Menschen zu seyn, die sich ihrer zur Erreichung gewisser Zwecke bedienen, deren Verfolgung einem einigermaßen ausgeprägten Charakter zur absoluten Unmöglichkeit werden würde. Hehle bekannte zunächst, mit den beiden Fremden in Verbindung gestanden zu haben, die er unter dem Namen Vogt und Rolle kenne. Seiner Meinung nach wären es Gehülfen des Malers Bertram, der ihn auch zur Besorgung von Botengängen, namentlich nach W., benutzt habe, wohin die Gehülfen niemals oder höchstens Nachts gingen. Uebrigens war aus mehreren Antworten auf die an ihn gerichteten Fragen ganz deutlich zu erkennen, daß Hehle eben nur so viel erfahren hatte, als dem größeren Publikum bekannt werden sollte, denn obgleich er sich der besonderen Vertraulichkeit rühmte, mit der man ihn behandelt habe, schien er doch, trotz seiner Geheimthuerei, nicht einmal so viel zu wissen, wie man durch Kaspar erfahren hatte. Nur als Herr Hellmuth von seiner Ablieferung an das Oberamt zu W. sprach, meinte er, sich dieser gefürchteten Maßregel durch das Geständniß entziehen zu können, daß er die Person nannte, an welche er gewöhnlich geschickt worden sey, der er sich stets durch ein besonderes Wort habe zu erkennen geben und von dort die erhaltenen Briefe nach der untern Höhle am Geiersberge bringen müssen, wo auch die beiden Gehülfen zu treffen wären und mehrere Geräthschaften aufbewahrt werden. Dagegen schienen ihm einige eingelernte Redensarten über Freiheit und das von Frankreich zu erwartende Heil der Völker, welche er bei dem Anfange der Befragung gebraucht hatte, gegen das Ende derselben ganz entfallen zu seyn. Auf die Vorstellung Herrn Hellmuth's, daß er doch ein Deutscher sey, dem es zur Schande gereiche, Fremden bei Verkundschaftung des eigenen Vaterlandes gedient zu haben, wußte er nur mit der Versicherung zu antworten, er habe Alles gestanden, was er wisse, und wolle gern gegen seine früheren Freunde agiren helfen. Natürlich zog man vor, diesen unzuverläßigen Menschen aus dem Spiele zu lassen, nahm ihm aber das Versprechen ab, so lange freiwillig in Haft bleiben zu wollen, bis die Fremden über ihr Treiben zur Rechenschaft gezogen worden wären."

Während dieser Verhandlungen im Gerichtszimmer hatte der alte Clauß allerlei Vorbereitungen getroffen, die ihm zu dem beabsichtigten Fange der bewußten Personen angemessen erschienen. Der unterdeß eingetroffene Kaspar meldete, der Maler habe den Herrschaften auf Grobberg bereits seine auf morgen festgesetzte Abreise angezeigt, worauf er vom Hauptmann Grob zum Diner geladen worden sey, zu dem er auch für Herrn Hellmuth eine Einladung mitbringe. Diesem schien die Gelegenheit, sich der proponirten Jagd zu entziehen, ganz angenehm zu seyn, wenigstens widersprach er nicht, als sein alter Clauß nicht ohne Spott bemerkte: „Dumm das — gerade heute diese Einladung — kommst um die Fuchsjagd — alte Füchse, lust'ge Hatze."

„Laß es gut seyn, Clauß. Du weißt wohl, daß ich gern nach Grobberg gehe und diese Einladung jedem andern Vergnügen vorziehen würde, selbst wenn ich im Stande wäre, Geschmack daran zu finden, Menschen um eines Irrthums, ja um eines Verbrechens willen in ihrer ganzen Erniedrigung zu sehen. Ich hasse von ganzem Herzen das Unrecht und die Schmach, welches in der Wirksamkeit dieser Leute liegt; ich werde mich freuen, wenn ihnen das Handwerk gründlich gelegt ist; ich würdige vollständig Deinen Eifer und Deine Bemühungen um die deutsche Sache, aber trotz dem Allem werde ich nicht aufhören, die Menschen als solche zu beklagen. Auch ohne diese Einladung würde ich es kaum über mich vermocht haben, Dich in die Berge zu begleiten; bedarfst Du meiner aber als obrigkeitliche Person, so laß mich ohne Umstände rufen, und Du weißt, daß ich als Mann zu handeln verstehe, wenn ich auch als Mensch fühle."

Dem Alten glänzten die Augen bei diesen Worten seines jungen Freundes, der an den Arbeiten der mächtigen Brust des Försters die volle Zustimmung wahrnahm, die seine Ansichten fanden. Clauß reichte Herrn Hellmuth die Hand und sagte: „Geh, Rudolph — grüße Thella von Deinem alten Clauß, und — und leb' wohl!"

Mit diesem Gruße schritt er hastig nach der Thür, als strebe er, diese zwischen sich und Herrn Hellmuth zu bringen, um — eine Thräne aus den Augen zu wischen, denn so rauh die Außenseite des alten Jägers war, so tief fühlte er im Grunde des Herzens. Lieber hätte er aber seinen besten Schuß hingegeben, als einen Menschen zum Zeugen seiner Rührung gemacht. So sehr war er jedoch auch Herr seiner selbst, daß von den Leuten, welche des Signals zum Abmarsche harrten, nicht ein Einziger eine Ahnung von Dem bekam, was so eben in dem Förster vorgegangen war. Clauß wiederholte nochmals seine Anordnungen, freute sich, daß die jungen Leute, welche er aus dem Dorfe zur Theilnahme am Zuge hatte entbieten lassen, alle bereitwilligst erschienen waren, ließ sich die ertheilten Instruktionen der Einzelnen wiederholen und schärfte es noch besonders ein, von den Waffen nur zum Schutz des eigenen Lebens Gebrauch zu machen.

Von all' diesen Vorgängen hatte kein Mensch auf Grobberg nur irgend eine Ahnung, da Kaspar durch Thella's Kammermädchen erfuhr, daß der Hauptmann Grob erklärt habe, es sey nöthig, dem alten Clauß einen Adjunkten zu geben, damit ihm

die durch neue Ankäufe vermehrte Beschwerde seiner Stellung erleichtert und er nicht vor der Zeit ermüdet werde. Doch müsse dieß natürlich höchst vorsichtig geschehen und ihm die Wahl vollständig allein überlassen bleiben, damit ja jeder Schein von Verletzung wegfalle. Kaspar wußte recht wohl, was sein Vorgesetzter im Dienste gern hatte, und hütete deßhalb seine Zunge sorgfältig, weil er großes Verlangen trug, sich die Gunst Dessen zu erhalten, der ihm zu einem guten Posten und einem hübschen Weibchen verhelfen konnte, obgleich er vorhersah, daß ihm dieses Schweigen andern Orts eine Predigt eintragen würde, vor der er, als Ehemann in Hoffnung, schon jetzt gebührenden Respekt hatte.

Aus der freundlichen Einladung seines Wirthes glaubte der Maler Bertram den Schluß ziehen zu dürfen, daß die vorgekommenen Fatalitäten in Grohberg noch eben so unbekannt seyen, als der eigentliche Zweck seines Aufenthalts im Spessart. Lange vor der zum Rendezvous mit seinem nächtlichen Besuche bestimmten Stunde fertigte er noch eine schriftliche Anweisung, legte diese dem Carton bei, welcher eine hübsche Zahl von Plänen, Karten und Situationszeichnungen enthielt, und begab sich damit an den bezeichneten Ort, wo er Beides im Hintergrunde unter einem anscheinend zufällig entstandenen Haufen Gerölle niederlegte, dessen Inneres neben Anderem auch einen vollständigen Meß-Apparat barg. Heitern Muthes verließ er die Höhle, denn wenn er auch die Umgebung derselben mit seinen Blicken zu durchdringen suchte, so blieb doch ein Knabe von ihm unbemerkt, so daß er sich völlig allein — also unbeachtet und sicher — wähnte, und in dieser Meinung dem Gute Grohberg zuschlenderte, wo er sich zum Diner umkleidete, während der Bursche im Walde sich nach der Erscheinung von Personen sehnte, denen er über seine Entdeckungen berichten könnte. Dieser Wunsch erfüllte sich sehr bald, denn in verschiedenen Intervallen kamen Jäger, Waldarbeiter, Kräutersammler und zuletzt auch der Förster Clauß, dem der Bursche ausführlich rapportiren mußte. Freilich war der Alte über die Meldung von dem Weggange des Malers nicht sehr erbaut und meinte, die Herrschaft auf Grohberg hätte auch etwas Anderes thun können, als gerade heute ein Diner zu veranstalten; doch beruhigte ihn anderseits der Umstand, daß der Maler mit leeren Händen abgezogen war, also die mitgebrachten Gegenstände in der Höhle gelassen haben mußte. Gern hätte er eine Nachsuchung sofort vorgenommen, doch war die Zeit der verabredeten Zusammenkunft schon etwas zu nahe, und wurde er dabei von einem der erwarteten Männer überrascht, so würden sich diese schneller aus dem Staube gemacht haben, als die Leute des Försters Zeit hatten, sich enger zusammenzuziehen und eine wirksame Jagd zu eröffnen, die im Walde noch ganz besondere Schwierigkeiten hat.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

In der Stephansgasse zu **Prag**, vor der Maschinenfabrik des Herrn Theophil Weiße, ziehen gegenwärtig einige im Bau befindliche hölzerne Häuschen, welche auf Rädergestellen ruhen, die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden auf sich. Fragt man nach dem Zwecke dieser Miniaturgebäude, so erfährt man, daß es sich um die Herstellung einer ambulanten Dampfmahlmühle handelt, welche für die an Mahlwerken arme Walachei bestimmt ist, um daselbst von Dorf zu Dorf zu wandern, und so der dortigen Mahlnoth abzuhelfen. Die Mühle wird aus sechs solchen Abtheilungen bestehen, deren eine das Wohnhäuschen der Arbeitsleute bilden wird. Zwei der Abtheilungen sind äußerlich bereits vollendet, zwei andere nahen der Vollendung.

Paris bewundert jetzt das Schmuckkästchen einer ägyptischen Königin, welches Herr Mariette in einem Königsgrabe Aegyptens gefunden hat. Die Arbeit des Goldschmuckes wird von dem Schönsten, was unsere Goldarbeiter liefern, nicht übertroffen, so originell schön ist die Zeichnung, so meisterhaft die Ausführung. Besonders ausgezeichnet ist eine goldene Krone als Haarschmuck, eine sechs Fuß lange, einen Finger dicke goldene Kette und eine bewunderungswerth ziselirte Goldplatte mit einem männlichen Bildnisse, wahrscheinlich dem des Gemahls der Königin.

Das heutige **Paris** hat eine Oberfläche von 34,025,607 Quadrat-Metres, deren Umfang, 49 sogenannte äußere Boulevards bildend, sich auf 23 Kilometres, 381 Metres beläuft. Die bisherige Eintheilung von Paris in Arrondissements soll aufgegeben und die Stadt in 20 Bezirke oder Mairieen, je zu 4 Stadtvierteln, eingetheilt werden.

Am 9. September ist der **Montblanc** abermals bestiegen worden — dießmal von einem jungen sechszehnjährigen Schotten, dem sich noch fünf andere Reisende angeschlossen hatten. Die Reisenden hatten dreizehn Führer bei sich. Zum Hinaufsteigen brauchten sie achtzehn, zum Herabsteigen sieben und eine halbe Stunde.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 237 Mittwoch, 5. Oktober 1859.

Graf Joachim.

(Fortsetzung.)

Der Graf war sichtlich betroffen. Er hatte in gutem Glauben gesprochen, er begriff meine Entrüstung gar nicht. Weigern Sie sich, sagte er gelassen, wenn Sie dürstet, an der edlen Frucht des Weinstocks zu erlaben, die der Besitzer des Weingartens Ihnen überläßt, weil er mehr davon besitzt, als er selbst genießen kann? Oder glauben Sie, daß irgend eine menschliche Verbindung, irgend ein Verhältniß förderlich ist, in welchem der Vortheil des Einen nicht zugleich den Vortheil des Andern mit sich bringt? Ist Gräfin Eugenie nicht mehr Eugenie, weil ich Ihnen offen eingestehe, daß ich es für vortheilhaft erachte, das mittellose Mädchen durch Sie, den ich schätze, versorgt zu sehen?

Ich bereute meine Uebereilung, ich bereute, vergessen zu haben, mit wem ich es zu thun hatte, und es entstand dadurch eine Pause zwischen uns, der ich einlenkend, wie es am geeignetsten war, ein Ende machte. Aber der Graf unterbrach mich.

Lassen Sie uns nicht um Grundsätze, nicht um Verhältnisse streiten, von denen jetzt nicht mehr die Rede seyn kann, sprach er, da die Bedingungen augenblicklich nicht mehr vorhanden sind, unter denen sie ausführbar waren. Die Gräfin d'Altremont, welche sich zum Glücke ihrer Tochter einst selbst die Hände gebunden hat, indem sie mich zum Vormund derselben ernannte, hat sich aus einem bestimmten Grunde verpflichtet gefühlt, mir bei meiner Abreise einmal die neuen Plane und Aussichten mitzutheilen, welche sie für ihre Tochter hat, oder zu haben glaubt. Sie würden bei ihr auf den heftigsten Widerstand stoßen!

Er sprach das sehr bestimmt, hielt einen Moment inne, und fuhr dann fort. Wäre ich nach meiner Entfernung von Hohensteinau nur einigermaßen in der Nähe meines Mündels geblieben, so würde ich mich den Planen der Gräfin möglicher Weise opponirt und ihren Widerstand — lächelte er bei den Worten — nicht eben hoch angeschlagen haben. Jetzt, da ich diese Gegend verlasse, da die Gräfin d'Altremont sie ebenfalls zu verlassen beabsichtigt, muß ich Sie bitten, von Ihrer Bewerbung um die Tochter derselben abzustehen, grade weil ich bemerkt zu haben glaube, daß sie vielleicht keine vergebliche gewesen seyn würde.

Herr Graf! rief ich aus, Sie geben mir eine Hoffnung, nur um sie mir wieder zu entreißen. Was bewegt Sie dazu?

Der Wunsch, mein Mündel keinen Zerwürfnissen mit ihrer Mutter auszusetzen, wenn ich nicht da bin, ihr in diesem Kampfe beizustehen.

Und Eugenie soll also dem Ehrgeiz ihrer Mutter überlassen, Eugeniens und meine Zukunft soll den Planen derselben aufgeopfert werden? fragte ich, von meiner Leidenschaft bewegt.

Der Graf wurde immer ruhiger, je mehr meine Erregung sich verrieth. Ich habe nicht an Sie, ich habe nur an das Mädchen zu denken! sagt er. Daß dieses Mädchen Sie liebt, daß es jetzt schon die Trennung von Ihnen als ein Mißgeschick empfinden würde, das habe ich nicht gesagt, und das bezweifle ich sogar.

Und wenn Eugenie die Absichten ihrer ehrgeizigen Mutter nicht theilt, wenn sie —

Ob und in wie weit die Gräfin Eugenie sich den Wünschen ihrer Mutter zu fügen geneigt seyn wird, das muß die Zeit uns lehren, und vor allen Dingen muß sie dieselben dazu erst kennen lernen. Sie hat einen gesunden Sinn, ein starkes Herz, und sie hat immer Schutz bei mir gefunden, immer Billigung von mir erlangt, wenn sie sich einem unbilligen Verlangen ihrer Mutter widersetzte. Sie kennt das Leben in der Welt und in der Gesellschaft noch nicht. Es bietet sich ihr jetzt die Gelegenheit, es kennen zu lernen. In gewissem Sinne kommt mir das erwünscht. Ich fordere daher von Ihnen, als von einem Ehrenmanne, Ihr Wort, daß Sie nicht versuchen wollen, die Unbefangenheit der Gräfin Eugenie in irgend einer Weise zu beeinträchtigen, und ich rechne darauf, daß Sie mir dieß Versprechen geben.

Er schwieg und auch ich schwieg. Die treue

Sorge, welche der Graf für Eugenie trug, machte ihn mir werth, die Rücksichtslosigkeit, mit welcher er mich nur als ein Mittel für seine Zwecke, für Eugeniens Wohlfahrt behandelte, beleidigte mich, und doch wußte ich zugleich, wie groß sein Einfluß auf das Mädchen, wie groß dessen Liebe für ihn sey, und daß ich mir ein schweres Spiel bereiten könnte, wenn ich sein Zutrauen und sein Wohlwollen verscherzend, mich seinem Verlangen widersetzte. Einen Augenblick dachte ich daran, mich ihm zu fügen, weil ich mich mit meiner Liebe stark genug wähnte, Eugeniens Neigung allen Hindernissen zum Trotze mir zu gewinnen. Dann wieder empfand ich Zweifel, indem ich mir die Wirkung vorstellte, welche das Leben und die Verlockungen der großen Welt auf die Geliebte haben mußte. Die Pein einer langen Ungewißheit stand drohend vor mir, und von ihr getrieben sagte ich endlich: Herr Graf! die Mittheilungen, welche Sie mir gemacht haben, sind mir unschätzbar an sich, unschätzbar als Zeichen Ihres Vertrauens. Das Versprechen aber, welches Sie von mir begehren, leiste ich nicht!

Sie leisten es nicht? rief der Graf mit jener Verwunderung, die er immer zeigte, wenn er gewahrte, daß man sich ihm nicht fügte, und die ihn auch jetzt, auch nach den Erfahrungen der letzten Zeit noch nicht verlassen hatte.

Nein! sprach ich. Ich hatte die Absicht, noch heute nach Hohensteinau hinauszufahren, und ich werde dieselben ausführen, sobald ich Sie verlasse.

Der Graf stand zornig auf. Ich werde Sorge tragen, daß man sie nicht empfängt.

So werde ich mich schriftlich an Eugenie wenden!

Eugenie wird Ihre Briefe nicht annehmen! sagte er noch zorniger.

Sie werden damit nur meinem Scharfsinn einige Mühe machen; hindern, mein Heil zu versuchen, wird mich Nichts, Herr Graf! erklärte ich ihm, nun auch allmählig aus meiner mühsam bewahrten Ruhe aufgerüttelt.

Also ein Kampf? rief der Graf.

Da Sie mich zu einem solchen zwingen wollen — ja, Herr Graf! denn ich hoffe ihn als Sieger zu bestehen! Ich verneigte mich und verließ das Zimmer. Der Graf ging zur anderen Thüre hinaus, und in die Wohnstube der Familie zurück.

Ich begab mich graden Weges nach meinem Hause, ließ, weil ich meinen Pferden die schnelle Fahrt nicht zumuthen mochte, Postpferde bestellen, saß eine halbe Stunde später schon im Wagen, um in Hohensteinau einzutreffen, ehe irgend eine Nachricht des Grafen das Schloß erreicht haben konnte, und befand mich, als eben die Dunkelheit hereinbrach, an dem ersehnten Ziele.

Still und einsam, wie das Schloß immer gewesen war, kam es mir heute noch stiller und einsamer vor. Statt des Jägers, der sonst in seiner altfranzösischen Uniform die Thüre zu öffnen pflegte, verwaltete jetzt der Diener der Gräfin dieses Amt, und ich sah unten in der großen Flur des Schlosses verschiedene große Reisekoffer stehen.

Mit dem Vorgeben, daß ein Krankenbesuch in der Umgegend mich nahe an dem Schlosse vorbeigeführt habe, ließ ich mich bei der Gräfin melden, und erwartete, als ich bei ihr eintrat, sie wie immer auf ihrem Ruhebette zu finden. Aber zu meinem großen Erstaunen ging sie mit festem, schnellem Schritte im Zimmer umher, und kam mir entgegen, sobald sie mich erblickte.

(Fortsetzung folgt.)

Französisch und Deutsch.

(Fortsetzung.)

Die zur Verfolgung aufgebotenen Leute waren anfänglich in einem sehr weiten Kreise aufgestellt, theils um sich besser verbergen zu können, theils um, wenn ja der Eine oder der Andere bemerkt wurde, keinen Verdacht zu erregen; ferner war es nothwendig, die Ankunft der Erwarteten möglichst bald signalisiren zu können, womit dann zugleich das Vorrücken der Einzelnen nach dem bewußten Zentrum beginnen sollte. Der Maler schien seine Leute gut an Pünktlichkeit und Vorsicht gewöhnt zu haben, denn kurz nach elf Uhr knallten auf zwei verschiedenen Punkten zwei schnell nach einander abgefeuerte Flintenschüsse, womit das Zeichen zum Beginn des Treibens gegeben wurde. Auf drei Seiten der Höhle lagen der alte Clauß und der Jäger Kaspar und ein junger Bauer in guten Verstecken, und doch mochte jedem von ihnen das Herz etwas stärker schlagen, als nach einiger Zeit zuerst Rolle und bald darauf auch Vogt mit der Vorsicht des bösen Gewissens auf dem Platze erschienen. Beide waren Männer von mittlerem Lebensalter, deren stark mit Grau gemischtes Haupt- und Barthaar Zeugniß von einer sturmbewegten Vergangenheit gab; doch ließ sich so ziemlich auf beiden Gesichtern eine große geistige Gedrücktheit erkennen, die bei allen Merkmalen eines gewissen intelligenten Standpunktes an die Ruhe des Vulkans erinnerte. Nach kurzem Gruße fragte Rolle, der überhaupt weniger schweigsam als sein Kamerad zu seyn schien: „Hast Du den Kapitän gesehen?"

„Ja."

„Wo?"

„Auf dem Wege nach Grobberg."

„Was Teufel! er wollte doch hier seyn?"

„Nicht doch, er beschied nur uns hieher, um die Papiere wegzuschaffen, und fand es wohl bequem, uns seine Befehle schriftlich in der Höhle zu hinterlegen. Sehen wir nach!“

„Halt!“

„Was soll es!“ frug Vogt.

„Hast Du nichts Verdächtiges im Walde bemerkt?“

„Ich? — nein!“

„Mir scheint es nicht geheuer; die beiden Doppelschüsse hast Du doch gehört?“

„Mir ist es so.“

„Vorsicht scheint nöthig; ich traue dem Landfrieden nicht.“

„Ach was, hier im Walde, was soll uns begegnen?“

„Man verfolgt uns sicher, und ich wenigstens möchte mich nicht zum zweiten Male fangen lassen.“

„Nein, nein — Einer muß auf Wache bleiben, damit man uns nicht hascht, wie die Mäuse in der Falle.“

„Gut, so wähle selbst, was Du thun willst; mir ist es recht, ob ich hier bleibe oder nach den Papieren gehe — in der Höhle vermuthet uns gewiß Niemand.“

„Dann geh' hinein, ich will wachen.“

Ohne Zögern folgte Rolle dieser Weisung seines Gefährten, bog langsam und vorsichtig die belaubten Zweige eines Strauches zur Seite, schaute einige Augenblicke in die dadurch sichtbar werdende Öffnung und verschwand in derselben. Der wachhaltende Vogt wurde in diesem Augenblicke auf ein Geräusch aufmerksam, das wie das Knacken eines dürren Holzes unter dem Fuße eines Menschen klang. Blitzschnell sich nach diesem Geräusche wendend, zog unser Mann zugleich ein doppelläufiges Terzerol hervor und stand mit Einem Satze hinter einem Baume, wo er beide Hähne seiner Waffe spannte, dabei aber unausgesetzt den Busch im Auge behielt, in dem er auch eine Bewegung bemerkt zu haben glaubte. Kaum meinte er sich aber von einem Ueberfall gedeckt, als plötzlich ein gellender Pfiff durch den Wald schallte, worauf mit lautem Halloh die Umgebung der Höhle lebendig zu werden begann. Diesen Umstand in seiner ganzen Bedeutung erfassend, suchte Vogt nach einem zur Flucht geeigneten Punkte, gewahrte aber bald, daß er von seinem ersten Gegner stark beobachtet worden war, denn dieser brach rasch durch das bergende Unterholz und sprang mit den Worten: „Ergib Dich!“ auf ihn zu. Vogt war jedoch keineswegs der Mann, einer solchen Aufforderung Folge zu leisten, so lange noch ein Ausweg offen zu seyn schien. Schon wollte er sich nach der entgegengesetzten Seite wenden, aber dort vertrat ihm der alte Förster mit hochgeschwungenem Jagdmesser den Paß. Jetzt erhob er seine Waffe, um den Jäger Kaspar, seinen nächsten Angreifer mit einer Kugel niederzustrecken und über dessen Leiche hinweg die Flucht zu versuchen; aber hinter diesem sah er mehrere Männer mit angeschlagenen Gewehren, die trotz des Försters „Schießt nicht, fangt ihn lebendig!“ doch in der angenommenen Stellung verblieben, und er begriff sofort, daß, wenn er Feuer gebe, ihn gleich darauf eine Kugel treffen werde. Nur eine Möglichkeit blieb ihm; wenn er die Höhle erreichen konnte, so ließ sich unter dem Schutze des Gebüsches vielleicht der Berg auf dem schmalen Wildpfade erklimmen, welcher nahe an der Höhle nach dem Gipfel führte. Dieser Vorsatz wurde jedoch auch wieder durch Kaspar vereitelt, der sich ihm entgegen warf und dem Verfolgten das letzte Mittel zur Verlängerung der Jagd abzuschneiden suchte. Mit der Behendigkeit des gehetzten Wildes stürzte Vogt nach der Höhle, aber eben so schnell war der junge Jäger. Nur eines kühnen Sprunges bedurfte es noch für Vogt, um ein großes Felsstück zwischen sich und seinen Verfolger zu bringen und damit einen Vorsprung von einigen Schritten zu gewinnen, als er Kaspar's Hand schon an seinem Kragen fühlte. Dieser Moment war entscheidend; der Jäger mußte sterben. Schnell wendete sich Vogt und feuerte auf seinen Verfolger, der auch bereits den andern Arm erhoben hatte, um fester fassen können. Dieser Arm sank wieder nieder, die Kugel war in die Schulter desselben gedrungen, aber die andere Hand hielt um so fester. Vogt strauchelte an dem erwähnten Felsstücke, stürzte und riß seinen hartnäckigen Verfolger mit sich in das Gras. Der zu diesem Aufenthalte nöthigen Zeit hatte es aber auch nur bedurft, um ein Dutzend kräftige Hände herbeikommen zu lassen, welche Kaspar'n aus der Umschlingung seines Gegners befreiten, diesen fesselten und nun zum förmlichen Sturme nach der Höhle geführt werden sollte, um den Gefährten des Gefangenen zu ergreifen. Zu diesem Vorhaben kam es jedoch nicht, da Rolle mit sichtlicher Anstrengung der Höhle entstieg und sich von den ihm entgegentretenden Leuten ohne Weigerung greifen ließ. Einen Augenblick der allgemeinen Stille benutzte der zuletzt Gefangene, um mit auffallend schwacher Stimme zu bitten, ihm das Binden zu ersparen, zu dem man eben schreiten wollte, da er außer Stande sey, zu entfliehen, und wohl kaum noch einige Stunden zu leben habe. Bei näherer Besichtigung ergab es sich denn auch, daß Rolle durch einen Schuß in der Brust verwundet war, den er, nach seiner eigenen Erklärung, aus dem Terzerole des am Boden liegenden Vogt erhalten habe. Gleich beim Beginne des Kampfes sey er nämlich gewillt gewesen, die Flucht auf dem Wege neben der Höhle zu versuchen. Bei dem Sturze seines Gefährten hätte sich der noch unabgeschossene Lauf der Waffe entladen, und die Kugel

wäre ihm in die Brust gedrungen. Nach diesen mit Mühe hervorgebrachten Worten des Gefangenen, die durch die zunehmende Blässe seines Gesichtes bestätigt wurden, wandte sich Clauß nach seinem Jäger, der, durch den Verlust des unter dem Rocke hervordringenden Blutes bedeutend geschwächt, von zwei jüngeren Bauern unterstützt, sich nur mit Mühe aufrecht erhielt. Bei seinem Anblicke erschrack der alte Clauß sichtlich, denn er hatte den ersten Schuß für wirkungslos gehalten, da der Jäger seine Beute nach demselben immer noch festhielt.

„Kaspar, mein Junge, bist ernstlich angeschossen?“

„Ja, Herr Förster, ich glaube, die Kugel sitzt mir in der Schulter!“

„Verdammter Schuß das — setze Dich, mein Junge — will nachsehen — zieht 'mal den wackern Jäger aus, Leute — aber vorsichtig, vorsichtig, Leute — kenne den Schmerz von 'nem Schuß in's Blatt — verdammter Hund von 'nem Franzosenspion. — Schneidet die Lumpen auf — soll schon andere bekommen — armer Junge!“

Diese Worte des Alten machten dem Verwundeten seine Schmerzen sehr erträglich, da er wußte, daß dieß eine Liebkosung des Försters war, die seine volle Zufriedenheit voraussetzte. Die vorgenommene Untersuchung ergab ein günstiges Resultat; die Kugel war in den Oberarm eingedrungen, hatte wahrscheinlich den Knochen gestreift und saß am Schulterbein, wo sie sich deutlich erkennen ließ. Ein sofort entsendeter Bote wurde mit der Herbeischaffung eines Chirurgen beauftragt, und Kaspar ließ sich zur Stillung der Blutung einen Verband anlegen, worauf ihn zwei rüstige Leute nach Thalheim geleiteten, da er mit ihrer Unterstützung heimzugehen sich getraute.

Nicht so stand es um den verwundeten Gefangenen, für den eine Tragbahre aus Zweigen hergestellt werden mußte, um ihn zu transportiren. Während der Anfertigung derselben fragte Clauß nach den in der Höhle verborgenen Dingen, und trotz Vogt's Demonstrationen entdeckte Rolle das Geheimniß des Versteckes, aus dem nun der von dem Maler erwähnte Carton mit mehreren Briefen und verschiedene zu Messungen und Terrain-Aufnahmen nöthige Instrumente hervorgezogen wurden, worauf sich der Zug nach Thalheim auf den Weg machte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Aus Göthe's Leben.] Noch vor dem Jahre 1820, wo Göthe noch Theaterintendant und die weimarische Bühne mit den hervorragendsten Künstlern vornehmlich aus dessen Schule besetzt war, erschien einst ein Schauspieler Namens Karsten von Wien in Begleitung eines Pudels mit dem Gesuche um Gastrollen in einem von ihm selbst verfaßten Schauspiele. Der Inhalt desselben war eine bekannte Anekdote aus der Zeit Ludwigs des XIV., wo ein Hund den Mörder seines Herrn entdeckt — natürlich gehörte in selbem die Hauptrolle dem Pudel. Die neue Kollegenschaft fanden den weimarischen Künstler nicht angenehm und Göthe schlug das Gesuch ab. Hierauf wendete sich der fremde Künstler an Demoiselle Jagemann (Frau v. Heigendorf), welche selbst vortreffliche Sängerin und Schauspielerin als Favorite des Großherzogs viel Einfluß auf die Bühne übte, und die Gastrollen wurden allerhöchsten Orts bewilligt. Göthe indignirte, legte sofort die Intendantur nieder und nahm seinen Aufenthalt in Jena. Groß war der Beifallssturm des Publikums, welches sich bereits an die leere Loge Göthe's gewöhnt hatte, als derselbe nach mehreren Jahren, versöhnt mit seinem Freunde Karl August, unvermuthet eintrat. Die Direktion des Theaters aber übernahm er nicht wieder und die weimarische Bühne wird den damaligen Glanzpunkt nie wieder erreichen.

Bei einem Metzgermeister in Stuttgart ist vor einiger Zeit ein Delgemälde gefunden worden, das sogleich als Schillers Jugendbild erkannt wurde. Wie es sich herausstellte, rührt dasselbe von Nik. Guibal her und ist 1780 aufgenommen worden. Als Festgabe zur 100jährigen Jubelfeier des Dichters hat nun die Buchhandlung Karl Göpel in Stuttgart das Bild in Kupfer stechen lassen.

[Reform im Strumpfstricken.] Ein Berliner, vor Jahren nach Amerika ausgewandert, gedenkt von dort wieder zu kommen und eine Maschine zum Strumpfstricken mitzubringen. Als Meister dieser Maschine getraut er sich, wie er sagt, täglich dreißig Dutzend Strümpfe zu liefern.

[Militärische Blumensprache.] Unteroffizier (zu einem Rekruten): „Schau, Kerl, du bist so strohdumm, daß, wenn'st für deine Dummheit Steuer bezahlen müßtest, du gar nimmer aus'm Rentamte 'nauskäm'st!“

[Druckfehler.] In einer Schweizer Zeitung las man neulich: „Drei Fuder Dünger werden verkauft von Jakob Näff.“

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 238 Donnerstag, 6. Oktober 1859.

Graf Joachim.

(Fortsetzung.)

Sie erleben einen Triumph, mein Freund! rief die Gräfin, indem sie mir die Hand bot, und Ihre Diagnose bewährt sich auf das Glänzendste. Es hat mir Nichts als Freude gefehlt, als irgend eine Hoffnung, meine Kräfte wieder zu beleben. Nun diese mir geworden ist, nun fühle ich mich stark und frisch, als hätte ich zwanzig Jahre weniger gelebt, und Sie werden sich freuen, wenn ich Ihnen sage, daß ich troß der vorgerückten Jahreszeit eine Reise unternehme.

Ich drückte ihr die Genugthuung aus, welche sie bei mir voraussetzen mußte, und fragte, wohin sie sich zu wenden beabsichtigte.

Ich gehe nach Berlin! sagte sie. Ein Jugendfreund, der in jedem Winter seinen Aufenthalt dort nimmt, hat es schon seit Jahren von mir als einen Freundschaftsbeweis gefordert, ihm einmal ein Wiedersehen zu bereiten, das wir hier nicht haben konnten, so lange der Graf, der wirklich wie ein Alp auf dem Daseyn aller seiner Angehörigen lastet, hier verweilte.

Und jetzt, da der Herr Graf das Schloß verlassen hat? fragte ich.

Jetzt danke ich Gott, die Freiheit meiner Handlungen wieder gewonnen zu haben, und diesem verzauberten Schlosse endlich, endlich! entfliehen zu können. Sie lachte dabei in ihrer Weise, und plötzlich vor mich hintretend, was bei der Schnelligkeit ihrer Bewegungen außerordentlich komisch aussah, rief sie: Sehen Sie mich an Doktor! können Sie es glauben, daß ich eine förmliche Anwandlung von Koketterie fühle? Daß ich mich freue, mir neue und geschmackvolle Umgebungen, mir selbst neue Toiletten machen zu lassen, und daß es mich wahrhaft gelüstet, an mir selber zu erfahren, ob ich noch die rechte Gräfin Judith bin!

Ich machte ihr das Kompliment, das sie erwartete, so gut oder übel es ging, und fragte, ob ich den Namen des Freundes wissen dürfe, der mir in das Handwerk pfuschend, einen so wesentlichen Antheil an ihrer Wiederherstellung trage.

Gewiß, gewiß! rief sie, und nannte mir den Namen des Prinzen Xaver S., eines der reichsten polnischen Magnaten, indem sie hinzufügte, daß er einst der Abgott der Frauen, daß er ein wahres Wunder von Liebenswürdigkeit gewesen sey, und daß, wie sie aus seinen Briefen fühle, und von allen ihren Korrespondenten höre, die Zeit seinen Vorzügen keinen Abbruch gethan habe.

Sie war noch viel lebhafter, noch viel gesprächiger als sonst. Unerschöpflich in dem Lobe des Prinzen Xaver, hatte sie eine Wollust daran, ihn mit dem Grafen Joachim zu vergleichen, über den sich jetzt, da sie sich seiner persönlichen Herrschaft entzogen fühlte, ihr Spott in der freiesten Weise ergoß. Dazwischen erfuhr ich aber, daß er ihr die Pension, welche er bisher ihr freiwillig gezahlt, in ein gerichtlich festgesetztes Jahrgeld verwandelt, und ihr dasselbe auch über seinen Tod hinaus gesichert hatte, und daß Graf Eckbert ihr in einem Schreiben, in welchem er ihr seine Verlobung anzeigte, und welches sie kurz vor meiner Ankunft empfangen hatte, ein ähnliches Jahrgeld angeboten, falls sie nach der Entfernung des Grafen es vorzöge, sich an einem Orte selbstständig einzurichten.

Von Eugenie war gar keine Rede, bis ich sie nach derselben fragte. O! rief sie, Eugenie ist nicht meine Tochter! Ich begreife das Mädchen nicht. Sie gehört zu den räthselhaften Wesen, die alt geboren sind, während andere, glücklichere Naturen, wie ich zum Beispiel, nur eines Schimmers von Glück bedürfen, um jung zu bleiben bis zum letzten Athemzuge.

So theilt Gräfin Eugenie Ihre Freude über den Wechsel ihres Aufenthaltes nicht?

Freude? wiederholte die Gräfin. Wo denken Sie hin? sie ist in Verzweiflung darüber. Sie ist wie der greise Gefangene aus der Bastille. In Sklaverei und Arbeit auferzogen, schreckt sie vor ihrer Freiheit, vor der Muße zurück, die sie erwarten. Aber in den Zerstreuungen einer geistreichen Gesellschaft wird sie ihre Müllerskinder, ihre Bauern und ihre Rechnungsbücher wohl vergessen, und einsehen

lernen, daß die junge schöne Tochter der Gräfin d'Altremont nicht dazu geschaffen ist, ein Gutsverwalter oder eine Haushälterin zu seyn! Sie sagte das mit der festesten Zuversicht, und ich fragte, ob ich nicht das Vergnügen haben würde, Komtesse Eugenie zu sehen.

Gewiß! versetzte die Gräfin, da sie doch in jedem Falle eine Tasse Thee mit uns trinken werden, ehe Sie Ihren Rückweg antreten. Sie schellte, befahl die Tochter zu rufen, und im Nebenzimmer den Theetisch zu bereiten, und wenige Augenblicke später trat Eugenie zu uns ein.

Sie war unverkennbar traurig, und auf meine Frage, wie es ihr gehe, antwortete sie, als schließe dieß Alles in sich, was sie mir sagen könne: Sie haben wohl gehört, daß der Graf uns heute verlassen hat, und daß wir nach Berlin gehen!

Die Gräfin spottete über die Niedergeschlagenheit der Tochter, über die geistige Schwerfälligkeit, zu welcher der Graf sie gebracht habe; Eugenie ließ das mit einer festen Ergebung geschehen. Aber ihre Augen richteten sich dabei auf mich, von dem sie Verständniß für ihre Stimmung erwartete, und da die Gräfin für die Neckereien kein Ende finden konnte, sagte sie plötzlich sehr bewegt zu mir: man muß für Alles geboren und erzogen seyn! Wie sollte ich mich nach Etwas sehnen, das mir immer als unwohlthuend geschildert ist? Wie sollte ich nicht trauern, wenn mir Alles das genommen wird, was ich liebte und worin ich heimisch war?

Die Gräfin hatte sich gerade in dem Momente erhoben, um etwas aus dem Nebenzimmer herbei zu holen. Ich konnte mich nicht enthalten, Eugenien die Hand zu geben. Sie drückte sie mir dankbar, und die Gunst des Zufalls benutzend, die uns dieß flüchtige Alleinseyn gönnte, sagte ich: Ich kam heraus, um Sie noch einmal zu sehen, ehe Sie von hier scheiden. Ich werde sehr unglücklich seyn, wenn Sie gehen, ohne mir die Hoffnung zu lassen, daß Sie wiederkehren.

Hängt das von mir ab? antwortete sie. Wir haben hier keine Heimath mehr!

So lassen Sie mich Ihnen in meiner Liebe eine Heimath gründen! bat ich sie. Sie wissen es, daß ich Sie liebe, und täuscht mein Herz mich nicht, könnten Sie diese Liebe theilen, könnten Sie sich entschließen —

Die Gräfin trat ein, ich wich zurück, aber Eugeniens Verwirrung, mein Verstummen machten sie aufmerksam. Ihre scharfen unruhigen Augen gingen von ihrer Tochter zu mir, von mir zu ihrer Tochter, sie errieth oder vermuthete doch mindestens, was vorgegangen war, und ohne im Geringsten ihre Freundlichkeit für mich zu ändern, machte sie mir und Eugenien jede weitere Annäherung an einander sehr geschickt unmöglich.

Als wir den Thee eingenommen hatten, mußte ich mich entfernen, weil ich über Nacht nicht hätte bleiben können, wäre mir auch eine Einladung dazu gemacht worden. Nur im Augenblicke des Scheidens gelang es mir, Eugenien die Worte zuzuflüstern: Soll ich ohne Hoffnung von Ihnen gehen? Sie reichte mir die Hand, ich zog sie im Beiseyn ihrer Mutter an meine Lippen.

Wie galant unser lieber Doktor geworden ist! rief die Gräfin, das macht Alles die Abwesenheit des Grafen. O! Du wirst schon sehen, wie sie Dir zu Statten kommen wird! Adieu! bester Doktor! Adieu! und tausend Dank für Ihren freundlichen Besuch. Sie hören noch von mir vor unserem Scheiden!

Sie gab mir dabei selbst ihre Hand zum Kusse, ihre bösen Augen funkelten mit einer unerträglichen Freundlichkeit über mir, und die Freude in meinem Herzen wagte sich nicht zu regen, so lange ich mich unter dem Blicke dieser Frau befand, so lange ich das tückische Zucken ihrer immer zum Lächeln verzogenen Mundwinkel vor Augen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Französisch und Deutsch.

(Fortsetzung).

6. Der Emissär.

Auf Großberg gab es heute unter den Hauptpersonen gute Laune. Der Hauptmann war durch einige Zeitungsnachrichten froh gestimmt, und Fräulein Thekla freute sich stets mit, wenn sie die Heiterkeit des Onkels sah; auch mochte die erwartete Gesellschaft Theil an ihrer Heiterkeit haben, oder, um bestimmter zu sprechen, sie interessirte sich mehr als früher für Vetter Rudolph und sah ihn gern kommen, denn des Malers Anwesenheit galt ihr wenig oder nichts. Dieser meinte aber seinerseits wieder Grund zu bonne humeur zu haben, weil er der Hauptsache nach seine Geschäfte auf Großberg zu glücklichem Ende gebracht hatte.

Herr Hellmuth wurde demgemäß empfangen, und kaum daß ihm der Maler Ludwig Bertram vorgestellt worden war, so brachte Onkel Groß seine Neuigkeiten zur Sprache, unter denen er die gute Haltung der österreichischen Truppen bei allen größeren und kleineren Aktionen des schwebenden Krieges hervorhob, denen er alles mögliche Gute wünschte. Von seiner früheren Meinung, Oesterreich müsse erst einige Niederlagen erleiden, ehe es zu recht thatkräftigem Handeln gebracht werden könne, war er

gänzlich abgekommen, und die Behauptung des Malers, Oesterreich habe bis jetzt doch noch keinen eigentlichen Vortheil errungen, widerlegte er mit der Erklärung, daß es, vom Standpunkte des Militärs aus gesehen, ganz besonders hervorzuheben sey, wenn sich Truppen, denen so wenig Uebung im ernsten Kampfe geboten worden sey, als den heutigen Oesterreichern, die nur eine geringe Zahl im Kriege geschulter Offiziere besitzen, gegen die kriegsgewöhnten algierischen Regimenter der Franzosen so wacker zu streiten verständen. Uebrigens müsse man die ausgezeichnete Vorsicht der österreichischen Führer anerkennen, die ihre Regimenter so ganz succesiv an den Krieg zu gewöhnen wissen, ohne Menschenleben unnöthig zu opfern, aber auch ohne die ihnen vortheilhaft erscheinenden Stellungen aufzugeben. Wer außerdem in den geradezu albernen Vorwurf einstimme, Oesterreich hätte am Anfange des Kriegs mit leichter Mühe bis in das Herz Piemonts vorgehen, Turin besetzen und so den Krieg zu seinem Vortheile, ganz auf sardinisches Territorium versetzen können, der müsse das Sprüchwort vergessen haben: „Die Herren sind am klügsten, wenn sie vom Rathhause kommen." Früher sey es keinem der gelehrten Herren eingefallen, Oesterreich diesen Rath zu geben; und ließe es sich auch als strategischer Fehler ansehen, so ehre es den Kaiser Franz Joseph in den Augen der ganzen Welt, daß er verschmähte, während der noch schwebenden Vermittelungsversuche vorzugehen und mit Hintansetzung der den deutschen Fürsten nachgerühmten Noblesse in ein Land einzufallen, das zu einem ehrlichen Kampfe noch nicht vorbereitet war. Was würde es für Geschrei gegeben haben, wenn Oesterreich gethan, was man ihm jetzt als Unterlassungssünde zum Vorwurf mache? Denen aber sey es jetzt heilige Pflicht, Oesterreich beizustehen, die ihm durch ihre Vermittelungs-Vorschläge offenbaren Nachtheil bereitet und dadurch den Verdacht auf sich geladen hätten, als wären ihre ganzen Operationen weiter nichts, als ein den Feinden Franz Joseph's geleisteter Vorschub. Dabei machte Hauptmann Grob auf die Witzeleien der französischen Journalisten aufmerksam, die bei der heutigen Stellung der französischen Presse nur ein bedauerndes Lächeln abnöthigen, da so ein Publizist oder Redakteur von nur einigem Talente unmöglich auf das Prädikat eines Mannes von Ehre Anspruch machen könne, der sich nicht schäme, seine Feder einer Sache wie der Louis Napoleon's zu leihen und sich zu Angriffen herbeizulassen, die in ihrer Erbärmlichkeit auf Den zurückfallen, von dem sie ausgehen.

Hier wurde der Hauptmann Grob durch die Meldung unterbrochen, es sey servirt, und man setzte sich zur Tafel, wo der Maler sich bemühte, die Unterhaltung in einer Weise an sich zu nehmen, daß der mehr ruhige Herr Hellmuth selbst geneigt wurde, sich der Meinung seines alten Clauß zuzuwenden, der den Maler für einen Franzosen hielt, da solche Oberflächlichkeit bei gleicher Prätension nur unter einer gewissen Schichte dieses Volkes gefunden werden kann. Durch einige geschickte Wendungen brachte Herr Hellmuth das Gespräch wieder auf das vom Hauptmann Grob angeschlagene Thema und empfing dafür einen dankbaren Blick aus Theklas Augen. Aber auch daran schien sich der junge Mann in der vorhin angedeuteten Weise betheiligen zu wollen und überhaupt die bisher eingehaltenen Manieren nimmermehr fallen zu lassen. Im Laufe der Unterhaltung warf er daher die Frage auf: „Herr Hauptmann, Sie griffen vorhin die französische Journalistik an, und machten ihr die Kritiken über den Kaiser Franz Joseph zum Vorwurf; aber wollen Sie mir zu bemerken erlauben, daß derselbe Vorwurf der gesammten deutschen Presse zu machen ist?"

„Allerdings, Herr Bertram, habe ich das Angeführte behauptet, und gebe auch zu, was Sie von unserer Presse sagen. Aber der Unterschied liegt darin, daß bei uns nur Thatsachen das Urtheil über Louis Napoleon wach gerufen haben, das sich auf jene stützt, während das, was ich bisher aus den jenseitigen Journalen über Oesterreichs Kaiser gehört oder gelesen habe, jeder thatsächlichen Begründung entbehrt. Niemand zweifelt an Louis Napoleons Fähigkeiten, aber auch Niemand an Franz Josephs Charakter."

„Gut gesprochen, meiner Treu'!" rief Hellmuth; „aber nun wollen wir die Politik fallen lassen, und lieber auf das Wohl Deutschlands und der ächt deutscher Fürsten trinken!"

Die kleine Gesellschaft erhob sich, um auf diesen Toast die Gläser anzuklingen. Ehe Herr Hellmuth wieder Platz genommen hatte, war ein Diener an ihn herangetreten, der ihm meldete, ein Bote aus Thalheim lasse um einige Augenblicke Gehör bitten. Der junge Herr frug hastig, wer der Bote sey, und da der Diener mit der Antwort zögerte, ging er rasch nach dem Vorzimmer, wo ihm gesagt wurde, der Förster Clauß sey in der Studirstube des Hauptmanns Grob. Dort fand er seinen alten Freund mit einer Miene, die ihm auf den ersten Blick sagte, daß etwas Wichtiges vorgegangen seyn müsse. In der Hand hielt Clauß den erbeuteten Karton, mehrere Briefe und Papiere, die er Herrn Hellmuth mit drei Worten bot:

„Schöne Geschichten — glückliche Jagd — nein, unglückliche, alter Fuchs entwischt — hat viel Schweiß gegeben. Lies schnell — dürfen ihn nicht zum Zweitenmale aus dem Garne lassen."

Herr Hellmuth sah die Sachen durch und staunte, in einem doppelten Kouvert ein Schreiben an Pelissier, den Herzog von Malakoff in Nancy, zu fin-

den, in welchem der Premier-Lieutenant Louis Bertram rapportirte, daß die im Karton beifolgenden Zeichnungen das Ergebniß der von ihm in Folge erhaltenen Auftrages ausgeführten Arbeiten seyen und alle irgend beachtungswerthen Straßen, Chausseen, Pässe, Defileen, Flüsse, Berge und Ortschaften des Spessarts mit den angränzenden Niederungen enthielten, zu denen die anliegende Schrift möglichst genaue Angaben über alle für die Strategie wichtigen Verhältnisse enthalte. Fernere Befehle würde der Schreiber unter der seitherigen Adresse durch den bekannten Agenten zu W. erwarten. In einem Hefte befanden sich Charakteristiken verschiedener Personen von einiger Bedeutung, in denen Vermögen, Einfluß und politischer Meinung besonders betont waren — Hauptmann Grod — Fräulein Thekla — Herr Hellmuth standen neben einander als unerhebliche Größen — der Förster Clauß war dagegen als höchst gefährlich bezeichnet.

In kurzer Zeit hatte Herr Hellmuth die Durchsicht der ihm übergebenen Beweise von der Identität des angeblichen Malers beendet, während ihm der alte Clauß die Erfolge und Einzelheiten der vorgenommenen Verhaftung in aller Kürze mittheilte. Er steckte einen Theil der Papiere zu sich und ging nach dem Speisezimmer zurück, wo der Ernst seiner Züge sofort auffiel, so daß der Hauptmann frug: „Was gibt es, Vetter Rudolph? ist Dir etwas Unangenehmes gemeldet worden?“

„Nichts von Bedeutung, lieber Onkel, aber ich bitte um Erlaubniß, die Tafel als aufgehoben ansehen zu dürfen, weil ich Herrn Bertram eine Mittheilung zu machen habe, zu welchem Ende ich ihn um eine kurze Audienz ersuche.“

„Monsieur,“ antwortete der zuletzt Angeredete, „es wird mir Vergnügen machen, Herrn Hellmuth in meinem Appartement zu empfangen, falls Sie die Gewogenheit haben wollen, mich nach dem Pavillon zu begleiten.“

„Wie es Ihnen gefällig ist, mein Herr.“

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Ein englischer Gauner, angeblich Mr. Duncan aus London, führte kürzlich folgenden Betrug in Kehl aus, welcher dem Publikum neuerdings als Warnung dienen möge, sich vorsichtig gegen unbekannte Fremde zu benehmen. Der genannte Duncan traf am 15. September, aus Frankreich kommend, in Kehl ein, stieg in einem Gasthofe ab und bat den folgenden Tag, unter dem Vorwande eines leichten Unwohlseyns, den Gastwirth, ihm eine 500 Pfr. St. Note (6000 fl.) von der Bank von Manchester in Straßburg gegen französisches Geld einzuwechseln. Der Gastwirth, welcher seit 2 Jahren jeweils auf ganz kurze Zeit diesen Fremden in seinem Hause beherbergt hatte, und in ihm einen nach Baden reisenden Engländer vermuthete, der sein Glück an der Bank versuchen wolle, entledigte sich dieses Auftrags, ohne irgend eine Ahnung zu haben, daß die Banknote gestohlen seyn könne, indem er dieselbe bei einem der ersten Bankhäuser in Straßburg gegen den Betrag von 12,450 Fr. in Gold auswechselte und diese Summe dem Engländer einhändigte, welcher vorgegeben hatte, er werde am folgenden Morgen mit dem Schnellzuge nach Baden abreisen. Nach etlichen Tagen nun kam aus London die Nachricht an das französische Bankhaus in Straßburg, daß die eingeschickte Note in England mit Beschlag belegt, weil dieselbe im Juni ds. Js. in Manchester aus der Bank gestohlen worden sey. Der Gastgeber ist nun in die unangenehme Lage versetzt, mit dem Straßburger Hause diese Sache zu ordnen; denn dieses verlangt natürlicher Weise Rückersatz, da die Banknote, obgleich ächt und gut, als in England gestohlenes Gut vorerst mit Beschlag belegt bleibt und nicht eingelöst werden wird.

[Entdeckung einer neuen Insel.] Ein Privatbrief von Kapitän Robert D. Eldridge an den Herausgeber des „New Bedfort Mercury“ meldet die Entdeckung einer Insel im Stillen Meere, mehrere hundert Meilen von irgend welchem Lande entfernt. Der Brief ist vom 16. Januar 1859. Kapitän Eldridge sagt: „Die Insel liegt in 0,45 Grad nördlicher Breite und 176,33 Grad westlicher Länge. Sie liegt sehr niedrig und gefährlich, ist vielleicht der letzte Ruhepunkt eines derjenigen Schiffe gewesen, welche in verflossenen Jahren vermißt worden sind. Ich fuhr längs der Lee-Seite innerhalb eines Pistolenschusses an der Bucht entlang, abe[illegible] die Brandung war zu heftig, um landen zu [illegible]er Und nachdem ich mich überzeugt hatte, da[illegible] kein lebende Seele sich auf der Insel befinde, se[illegible] meinen Cours fort. Auf dem höchsten The[illegible] Insel steht ein Haus, augenscheinlich aus den [illegible]menten eines Wracks erbaut, mit einer Fl[illegible]stange am Ende desselben, von welcher noch [illegible] Ueberrest zu sehen war. Nahe diesem Hause [illegible] die Spuren von verschiedenen Hütten; jede ders[illegible] war mit einem aufrechtstehenden Steine versehen, vielleicht um den Ort anzuzeigen, wo die Gräber der Armen liegen, welche dem Schiffbruch entronnen waren, um dem noch schrecklicheren Hungertode entgegen zu gehen; von Vegetation zeigt sich auf der ganzen Insel keine Spur.“

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 239 Freitag, 7. Oktober **1859.**

Graf Joachim.

(Fortsetzung.)

Erst in der Stille und in der Dunkelheit der Nacht, als mein Wagen mich durch die Felder und Wege trug, welche ich einmal an Eugeniens Seite durchstrichen hatte, kam die Freude über ihre Liebe, und mit ihr das Verlangen in meiner Seele auf, Eugenien jetzt gleich noch einige Worte zu sagen, ihr sobald als möglich mitzutheilen, was zwischen mir und dem Grafen vorgefallen war, damit der Brief des Letzteren sie nicht verwirre, ihr Urtheil nicht befange. Wenn ich wartete, bis ich zu Hause war, verlor ich einen ganzen Tag, und blieb die große Frage, ob ich mein Schreiben sicher in die Hände der Geliebten bringen könne. Da fiel mir plötzlich ein Auskunftsmittel ein.

Ich befand mich nahe an der Mühle. Sobald wir sie erreicht hatten, ließ ich halten und ging hinein. Der Müller schlief bereits, die Frau nähte noch beim Schein der Lampe. Meine Ankunft erschreckte sie, und erweckte den Müller. Sie vermutheten, daß irgend ein Unglück im Schlosse geschehen sey. Ich entschuldigte mein Eindringen, und sagte, daß ich gekommen sey, einen Dienst von ihnen zu fordern, und auf meine Frage, ob sie einen Brief von mir morgen in aller Frühe in die Hände der Gräfin Eugenie bringen könnten, erklärte die Frau sich mit Zustimmung ihres Mannes augenblicklich bereit. Sie boten mir ihre Schreibgeräthe an, und auf dem gröbsten Papier, mit einer Feder und zäher Tinte, schrieb ich zum ersten Male der Geliebten, was ich für sie fühlte, was ich von ihr erhoffte, und was uns drohte, während draußen vor der Thüre das Peitschengeknall des ungeduldigen Postillons mich zur Eile antrieb.

Als der Brief beendet und gesiegelt war, brach ich auf, und es war mir, als habe ich nun weiter nichts zu fürchten, als sey meine Liebe jetzt an ihrem Ziele angelangt.

Elftes Kapitel.

Bei der Rückkehr in meine Wohnung fand ich ein ganzes Packet von Briefen aus Berlin vor, und auf einem derselben begrüßte mich meines Onkels feste und kräftige Handschrift. Sie war mir lange nicht zu Gesicht gekommen, und ich griff also zuerst nach ihr, überzeugt, daß es sich um irgend eine bestimmte und wichtige Angelegenheit handeln müsse, weil er sich nie zu bloßer freundschaftlicher Mittheilung herbeiließ.

Du hast lange nichts von Dir hören lassen, schrieb er, und das ist ein gutes Zeichen, denn es ist ein Beweis, daß Du anderweit beschäftigt bist. Hier im Hause aber erregt es große Verwunderung, daß Du auf die Anzeige von Lina's Verlobung, die in der vorigen Woche an Dich abgesendet ist, noch nicht geantwortet hast, und die Frauen in der Familie schieben Dein Schweigen auf irgend eine der Empfindungen, welche sie bei Dir voraussetzen, weil ihr Mangel an Beschäftigung es ihnen möglich macht, sich an Alles dasjenige zu erinnern, was Du vor drei Jahren, als Du selbst noch nichts zu thun hattest, nach ihrer Meinung empfunden haben sollst. Ich hingegen nehme an, daß Du den obengedachten Brief nicht erhalten hast, schreibe Dir also, daß Lina mit Eckbert verlobt ist, daß die Sache mir recht ist, weil ich Eckbert für einen braven, tüchtigen, wenn auch etwas weichherzigen Menschen halte, und daß ich glaube, Dir werde diese Verlobung so weit sie Dich betreffen könnte, sehr gleichgültig seyn. Lina ist ein gutes, liebes Geschöpf, sie wird für Eckbert, der für sie leben kann, eine vortreffliche Gattin werden; zur Frau eines Arztes hätte sie nicht gepaßt. Sie ist nicht selbstständig, nicht fest, und im Grunde auch nicht gesund genug dazu. Wer den ganzen Tag über mit fremden Leiden und Schwächen zu thun hat, muß damit in seinem eigenen Hause möglichst wenig zu schaffen haben.

Da nun aber im Frühjahr Lina von uns fortgeht, da mein ältester Schwiegersohn von hier nach Sachsen versetzt wird, und wir also allein bleiben, so möchte ich Dich fragen, ob Du Etwas dawider haben würdest, Deine Verhältnisse in der

Provinz allmählig aufzulösen und nach Berlin zurückzukehren?

Deine Sporen hast Du Dir in unserer Wissenschaft verdient. Der Adel in Deiner Gegend hat Dir einen guten Namen gemacht, und ich glaube, Du könntest ohne Dir und Deiner künftigen selbstständigen Größe irgend Etwas zu vergeben, unbedenklich nach Berlin kommen, um mir als mein Assistent einen Theil der Last abzunehmen, die mir allmählig, wenn auch noch nicht zu schwer doch fühlbar wird.

Ueberlege Dir die Sache. Daß sie finanziell Dein Schaden nicht seyn darf, versteht sich von selbst. Ich verlange nicht heute, nicht morgen Antwort, Dein Kommen eilt auch nicht. Es ist ein Vorschlag, den ich Dich als nicht gethan zu betrachten ermächtige, wenn Du andere Lebenspläne für Dich entworfen hast. Bist Du meinen Ansichten aber geneigt, so wird sich alles Andere leicht, wie ich hoffe, zu unserer beiderseitigen Zufriedenheit einrichten lassen.

So weit mein Onkel. Mir machte der Brief gerade in diesem Augenblicke den Eindruck, als wäre er ein Wink des Schicksals, und ich war nahe daran, ihn mit einer sofortigen Zusage zu beantworten, als es mir noch zur rechten Zeit in den Sinn kam, wie sehr ich mir mit einer so schnellen Entscheidung in den Augen meines Onkels schaden, und in welch' zweideutigem Lichte ich ihm meine gegenwärtigen, in der That sehr günstigen Verhältnisse dadurch erscheinen lassen würde.

Ich gratulirte also am nächsten Tage Lina zu ihrer Verlobung, schrieb meinem Onkel, daß ich mir vorbehalte, seinen Brief später und ausführlich zu beantworten, wenn ich die Sache reiflich in Ueberlegung gezogen haben würde, und hatte den Tag hindurch vollauf zu thun, um die Zeit einzubringen, welche ich durch meine Fahrt nach Hohensteinau verloren hatte.

Am nächsten Morgen mußte ich einen Besuch über Land machen. Es war gegen Abend, als ich von demselben wiederkehrte. Ich hatte darauf gerechnet, eine Antwort von Eugenie vorzufinden, sie war nicht angekommen. Ich wollte Elfriede besuchen, welche ich seit dem Gespräche mit dem Grafen nicht gesehen hatte, sie war nicht zu Hause. Es kam mir vor, als schlage mir eben Alles fehl, und äußerst mißgestimmt und unruhig brachte ich den Abend hin.

Der Brief meines Onkels lag dabei beständig gleich einer Verlockung vor mir, und wie man im Mißmuth eine Freude daran hat, Alles, was man besitzt und was uns umgibt, gering zu schätzen oder anzuklagen, so kam es mir vor, als hätten die Jahre, welche ich in der Provinz zugebracht, nichts als eine lange Reihe von Entbehrungen und Verdrießlichkeiten für mich in sich geschlossen. Hätte ich an dem Abende mir eine Zerstreuung zu verschaffen gewußt, ich hätte viel darum gegeben. Und gerade die Unmöglichkeit, einen Mann meines Faches, oder eine heitere Gesellschaft, oder ein Konzert, ein Theater besuchen zu können, machte mich so sehnsüchtig nach der großen Stadt, daß ich mir vornahm, wenn ich am folgenden Tage keine Antwort von der Geliebten erhielte, so sollte mir dieß ein Zeichen seyn, meinem Onkel zu schreiben, daß ich seiner Aufforderung nachkommen und in kürzester Zeit die Provinz verlassen würde.

(Fortsetzung folgt.)

Französisch und Deutsch.

(Fortsetzung.)

Im Hinabsteigen nach dem Garten bemerkte der Maler ziemlich ungeschickt: „Ihren Mienen nach muß die Sache, von welcher Sie mit mir sprechen wollen, höchst unangenehmer Natur seyn."

Herr Hellmuth zögerte sichtlich mit der Antwort, sagte dann aber langsam und bestimmt: „Allerdings ist die Sache, mir wenigstens, sehr unangenehm, denn es thut mir wehe, wenn sich Menschen der ihnen verliehenen Würde so sehr entäußern, daß sie zur Schädigung ihrer Brüder auf Ränke und Tücken sinnen, und alles das mit Füßen treten, was selbst dem rohen Sohn der Natur ehrwürdig ist."

„Ah, wer könnte Ihnen das gethan haben?" fragte der Maler, mit Herrn Hellmuth zugleich ins Zimmer tretend, das außer einigen leicht transportablen Reise-Utensilien nichts mehr enthielt, was dem seitherigen Bewohner gehörte, da dieser seine Koffer bereits am Mittag hatte wegschaffen lassen.

„Das werden Sie bald erfahren, mein Herr," sagte Hellmuth in einem Tone, der den Maler aufschauen machte. „Ich bin Friedensrichter des Bezirkes, zu welchem Grobberg gehört, und bekleide zugleich das Amt eines Gerichtskommissärs."

„A la bonne heure, Monsieur" —

„Diese Erklärung war nothwendig, um Ihnen meine Berechtigung zu dem Verlangen darzuthun, das ich nach den mir so eben gemeldeten Vorgängen an Sie stellen muß."

„Und das wäre, Herr Kommissär? —"

„Ich muß Ihnen Ihre Pässe abfordern."

„Ah bah — denke ich doch Wunder, was da kommen sollte — hier sind meine Legitimationspapiere, die Sie hoffentlich in Ordnung finden werden."

„Nicht so ganz, wie Sie meinen — der Paß

für Sie ist falsch, und es ist die Frage, wer der Fälschung anzuklagen ist."

„Mein Herr —"

„Bitte, keine Extravaganzen — wo sind die Pässe Ihrer Leute?"

„Meiner Leute? — Seit wenn reisen denn die Maler in Deutschland mit Dienerschaft? — Ich, meines Theils, weiß durchaus nichts von meinen Leuten!"

„Ich kenne allerdings das Verhältniß nicht, in welchem Sie zu den beiden Männern stehen, mit denen Sie mehrfach zusammen gesehen worden sind, aber daß ein solches vorhanden ist, behaupte ich in allem Ernste."

„Und ich behaupte, mein Herr Friedensrichter, daß Ihr Benehmen etwas unverschämt —"

„Sprechen Sie nicht aus, Herr, oder —"

„Was, Sie drohen?"

„Allerdings, und zwar mit dem Rechte des Beleidigten, und auch mit dem Rechte des Stärkeren."

„Wenn Sie sich nur nicht irren, wie das den Deutschen zu oft passirt," entgegnete der Maler, indem er sich durch eine Seitenbewegung dem Orte näherte, wo er seine Pistolen verborgen hielt.

„Ich irre mich darin gewiß eben so wenig, als in der Behauptung, daß Sie Louis Bertram heißen, französischer Emissär sind, und sich hier mit Arbeiten befaßt haben, die von Ihrer Regierung zum Nachtheile Deutschlands verwendet werden sollen, glücklicherweise aber vor zwei Stunden mit Ihren Genossen in die Hände meiner Leute gefallen sind. Hier in dieser Tasche befinden sich hinlängliche Beweise Ihrer eigenen Hand, von denen ich Ihnen nur das Schreiben an den Marschall Pelissier namhaft machen will."

Bei diesen Worten entfärbte sich der entlarvte Kundschafter, und sey es, daß ihn der etwas zu reichlich genossene Wein, oder die Unkenntniß von Herrn Hellmuth's Wesen, oder auch die Gedrängtheit der Situation zu einer neuen Uebereilung veranlaßten, kurz er änderte plötzlich den Ton, verlangte die Papiere zu sehen, von welchen sein Gegner sprach, und da dieses Ansinnen abgeschlagen wurde, so berief er sich auf das Recht des Gastes der Herrschaft Grobberg und klagte Herrn Hellmuth zugleich der Spionage wie des Verbrechens der Verletzung des Briefgeheimnisses an.

„Das Gastrecht haben Sie selbst gröblichst verletzt, Herr Lieutenant Bertram, indem Sie sich mehr als irgend Jemand zum Spione hergaben, und ein solcher kann von einer Verletzung des Briefgeheimnisses gar nicht sprechen, wenigstens würden Sie unter diesen Verhältnissen wenig Recht finden."

„Gut, mein Herr Friedensrichter, dann erlauben Sie mir wohl, daß ich mir selbst Recht nehme." Mit diesen Worten zog er die beiden Pistolen hervor, und eine derselben Herrn Hellmuth auf die Brust setzend, rief er mit blitzenden Augen: „Jetzt sind Sie in meinen Händen, und mort de ma vie! bei dem geringsten Versuche, sich mir vor Herausgabe meines Eigenthums zu entziehen, schieße ich Sie nieder; dasselbe geschieht, sobald Sie um Hülfe rufen, oder ein Wort sprechen, das nicht zur Sache gehört. Ein Offizier des Kaisers Napoleon läßt sich von einem Deutschen nicht dupiren."

„Zur Sache gehört es aber wohl, wenn ich Ihnen erkläre, daß Louis Napoleon darauf stolz seyn kann, Leute Ihrer Art zu Offizieren zu haben; daß Ihr sogenanntes Eigenthum unter keiner Bedingung aus meinen Händen an Sie übergeht, und daß Sie wohl gewissenlos genug sind, einen Mord zu begehen, aber nicht einmal Geschick genug besitzen, es auf eine Weise zu thun, die Ihnen den beabsichtigten Erfolg Ihrer That sichert; ein Schuß würde Ihnen eine gute Zahl Verfolger auf den Hals hetzen, unter denen flinkere Beine und kräftigere Fäuste sind, als Sie aufweisen können."

Selbst der Lieutenant Bertram mußte gestehen, eine solche Erklärung mit der Pistole auf der Brust fordere mehr als gewöhnlichen Muth, und lasse wenig erwarten, doch meinte er, die aufgenommene Partie noch nicht verloren geben zu dürfen, sondern sagte keck: „Geben Sie mir meine Arbeiten zurück, oder Sie zwingen mich selbst zu einer That, die ich mit aller Ruhe vollführen kann, da sie einerseits Nothwehr ist, höchstens einen Sprung aus jenem Fenster zur Folge hat, der mich nach den Bergen und damit in Sicherheit bringt."

Herr Hellmuth hatte absichtlich möglichst lange gesprochen, und sah dieß auch von seinem Gegner gern, weil er dabei Zeit gewann, unbemerkt eine allmälige Wendung zu machen, durch die er der drohenden Waffe die Breitseite seiner Brust entzog. Jetzt meinte er, der rechte Zeitpunkt zur Ausführung des im Augenblicke der Gefahr entworfenen Planes sey gekommen. Blitzschnell schlug er mit der bis jetzt im Busen geborgenen Linken das Pistol zur Seite und versuchte zugleich mit der Rechten den Franzosen zu fassen. Leider gelang ihm nur das Erstere, weil Bertram sofort einen Schritt zurückwich, doch ergriff er den Schaft des andern Pistoles, das der Lieutenant in der linken Hand hielt, konnte es aber nicht hindern, daß dieser das weggeschlagene Rohr ihm nochmals nach der Brust richtete, und ohne lange zu zielen feuerte. Der Getroffene wankte, fiel, und der Franzose begann sofort nach seinen Papieren zu suchen, wurde aber in dieser Beschäftigung durch den alten Clauß unterbrochen, der mit dem Krachen des Schusses in das Zimmer getreten war. Einige gewaltige Faustschläge machten den Lieutenant Bertram erst auf seinen neuen Gegner und auf die Nothwendigkeit einer schleunigen Flucht aufmerksam,

die ihm auch gelungen wäre, wenn er die Fußtritte des Försters als Abschiedsgruß genommen, und die darin liegende Weisung besorgt hätte. Clauß sah nämlich kaum das leichenhaftblasse Gesicht seines Freundes, als er von dem Lieutenant abließ, und den jungen Herrn vom Boden aufhob, um ihn auf ein Sopha zu tragen. Dabei war war ihm der mehrerwähnte Karton entfallen, den er Herrn Hellmuth als Corpus delicti hatte nachbringen wollen.

Der Schuß im Pavillon war im Gutsgebäude deutlich vernommen worden, aus dem nun Herrschaft und Diener herbeieilten, um nach der Ursache desselben zu forschen. Allen voran flog Thekla, drängte sich neben dem noch um Herrn Hellmuth beschäftigen Förster vorbei, und warf sich unter lautem Schmerzensrufe über den Regungslosen, während sich der Lieutenant Bertram mit dem glücklich erhaschten Karton aus dem Staube machen wollte. Kaum sah aber der alte Clauß seinen Freund in guten Händen, als er sich nach dem vermeintlichen Mörder umschaute, der den Ausgang durch die hereindrängende Dienerschaft auch schon fast erreicht hatte, und, Alles vor sich nieder oder zur Seite werfend, gleich einem gereizten Löwen herbeistürzte, den Bejammernswerthen mit seiner Eisenfaust erfaßte, gleich einem Balle in die Luft hob, und darauf mit solcher Wuth zur Erde warf, daß man hätte glauben sollen, alle Knochen des Körpers müßten zerschmettert seyn. Jedenfalls hatte aber der weiche Sandboden die Wirkung des Wurfes gemindert, denn Bertram schien trotzdem Miene zu machen, sich erheben zu wollen, woran ihn aber der ergrimmte Förster mit einer Unzahl fürchterlicher Faustschläge, zu deren Verabreichung er sich beider Hände mit ungeheurer Fertigkeit bediente, hinderte, worauf er den vor Schmerz keuchenden Franzosen nochmals aufraffte, um einen zweiten Wurf zu thun.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Auf ein neues Heilmittel wird im Wochenblatt des St. Galler Seebezirks wahrscheinlich von einem Rapperschwyler Arzt aufmerksam gemacht. Gerade nach den blutigen Tagen von Magenta und Melegnano, machte der berühmte Professor Velpau, Oberarzt im Spital Hotel Dieu in Paris, der dortigen Akademie der Wissenschaften Mittheilung von der Erfindung eines Heilmittels, das besonders für die armen Verwundeten der Armee in Italien eine unschätzbare Wohlthat seyn werde. Das Heilmittel besteht aus einer Mischung von Gyps und Steinkohlentheer, die aufgetragen auf brandige Wunden, diese auf überraschende Weise heilt. Die Erfinder, HH. Corne und Demau, machten damit an Kranken im Hotel Dieu die ersten öffentlichen Versuche, die mit dem schönsten Erfolge gekrönt waren. Der Präsident der Akademie, nachdem er sich über die Thatsache vergewissert hatte, berichtete sofort an Marschall Vaillant, der dann den Oberarzt der französischen Armee in Italien, Dr. Baron Larrey, bat, das neue Heilmittel bei den verwundeten Kriegern anzuwenden. Marschall Vaillant fühlte sich glücklich, zurückberichten zu können, daß der Erfolg alle Erwartungen übertroffen habe. In Fäulniß und Brand übergegangene Wunden so schrecklich, schreibt der mit der Anwendung der Mittel betraute Dr. Cuveiller buchstäblich, wie man sie auf der ganzen Welt nicht schrecklicher finden kann, wurden durch das neue Heilmittel auffallend gebessert. Im Spital San Franzisko in Mailand wandten vier französische Chirurgen, unter Anleitung von Oberarzt Larrey, das Mittel bei zwanzig blessirten österreichischen Soldaten an, deren Wunden ganz brandig waren und die zugleich am „Hospitalbrande“ litten. Es trat sofort bei Allen Besserung ein. Die Wirksamkeit dieses Heilmittels ist seither außer allem Zweifel gestellt. Es ist von unschätzbaren Werthe vorzüglich für die unglücklichen Opfer des Krieges, da die neuen konischen Geschosse besonders gefährliche Wunden verursachen, die Körpertheile quetschen, zerfetzen und Fistelgang bilden, wobei bald Fäulniß und Brand erfolgen, denen man bei der bisherigen Behandlung nicht leicht Meister werden konnte. Aber auch in der Privatpraxis wird dieses neue Heilmittel seine segensreiche Anwendung finden, und mit Recht werden die Erfinder desselben, Herren Corne und Demeau, von allen Seiten beglückwünscht.

Die Züge der New-York- und Erie-Eisenbahn wurden am 15. v. Mts. durch die Arbeiter am Bergen-Tunnel, welche nicht bezahlt waren, aufgehalten, nachdem sie förmliche Barrikaden aufgeworfen hatten. Der Major von Hudson City und höhere Angestellte der Bahn begaben sich an Ort und Stelle, um die Hindernisse wegzuräumen, welches ihnen jedoch nicht gelang. Das Militär wurde zu den Waffen gerufen, aber da der Sheriff nicht zu finden war, konnte nicht eingeschritten werden, und blieben daher die Arbeiter Sieger.

Ein Mitglied der junggermanischen Gesellschaft, das schon statutenmäßig alles Mögliche zur Reinigung der deutschen Sprache aufwenden muß, ruft seinen Schwager August, um ja kein Fremdwort zu gebrauchen, nur noch: „Hör' mal, lieber Erntemonat!“ — So meldet der Hamburger Freischütz.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 240 Samstag, 8. Oktober 1859.

Graf Joachim.

(Fortsetzung.)

Ohne daß ich es mir eingestand, hatte ein gewisser Zorn gegen die Geliebte, welche mich ihre Antwort so lange warten ließ, und daneben wieder das Verlangen, durch meine schnelle Uebersiedlung nach Berlin mich so bald als möglich ihr wieder nähern zu können, an meinem Mißmuth und an meinem Entschlusse, mich dem Orakel des Zufalls zu vertrauen, einen gewissen Antheil, und ich konnte mich in meiner Unruhe kaum überwinden, dem wackern Müller von Hohensteinau die nöthige Rede und Antwort zu geben, als er mir in der Frühe des nächsten Tages, der ein Markttag war, die heiß ersehnten Zeilen der Geliebten brachte.

Ich handle gegen ein Versprechen, das ich leisten mußte, schrieb sie mir, indem ich mich Ihnen, wenn auch nur mit der Feder nahe. Ihr Brief, und der meines theuren Vormundes, dessen Inhalt Sie sich denken können, langten zu gleicher Zeit bei mir an. Muß ich Ihnen sagen, in welchen Zwiespalt sie mich versetzen. Es wäre vielleicht nöthiger, Ihnen zu erklären, wie ich so schnell Vertrauen zu Ihnen faßte, wie Sie mir so schnell werth geworden sind, daß es mir hart ankommt, mich dem Verlangen meines Vormundes zu fügen, der mir ein Wohlthäter, ein Vater, und der Gegenstand meiner tiefsten Neigung und Verehrung ist.

Er weiß es, daß es mir schwer wird, meinen Aufenthalt zu wechseln, er hat die Empfindung errathen, welche es mir noch schwerer macht; aber er fordert von mir, daß ich mich dem Willen meiner Mutter füge, daß ich eine Welt und Zustände kennen lerne, die mich nicht verlocken, weil sie ihm so wenig Befriedigung geboten haben, und in denen Genuß zu finden, seine Lehren mir, wie ich glaube, unmöglich gemacht haben. Indeß ich soll sie erproben, soll mich selber prüfen, und ich gehorche. Es könnte ja seyn, daß ich mich täuschte, über mich, über alle meine Bedürfnisse und Neigungen, über meine Gefühle und über meine Wünsche! So will ich denn gehen und und die Pflicht der Selbstprüfung erfüllen. Was könnte ich Ihnen auch seyn, wenn ich die nicht wäre, für welche ich selbst mich halte, und für welche Sie mich genommen haben?

Morgen reisen wir ab. Versuchen Sie nicht mir zu schreiben, mein Versprechen wird mich hindern, Ihre Briefe zu empfangen. Folgen Sie mir auch nicht. Ist es Ihnen aber möglich, mir, die Sie so wenig kennen, zu vertrauen, so glauben Sie mir, daß Sie von mir hören werden, sobald es mir vergönnt ist, Ihnen Kunde von mir zu geben, und daß ich selber mich nicht für wankelmüthig halte. Leben Sie recht wohl! recht wohl!

Eugenie.

Der Brief, obschon er meine Hoffnungen auf ungewisse Zeit hinausschob, versetzte mich in das größte Entzücken. Ich wurde nicht müde, ihn zu lesen, ich küßte ihn in der Freude meines Herzens, ja ich liebte Eugenie erst in diesem Augenblicke mit dem Vertrauen, mit dem sie geliebt zu werden fordern durfte, und es kamen eine Ruhe, eine Sicherheit über mich, die mich in Bezug auf Eugeniens Liebe und auf ihre Verläßlichkeit seit jener Stunde nicht mehr verlassen haben. Ich kannte die Dauer der Prüfungszeit nicht, welche der Graf ihr bestimmt hatte, aber ich zürnte ihm nicht, daß er mich von der Geliebten fern hielt, denn dieß Gefühl der Zuversicht war gar zu köstlich. Ich fühlte mich nicht mehr allein, ich hatte nicht mehr das Bedürfniß, mich Elfriede zu vertrauen. Ich fand mich mit Eugenie wie vermählt, alle meine Entwürfe für die Zukunft richteten sich nach ihr, knüpften sich an sie, und in diesen Tagen war es, daß ich meinem Onkel erklärte, ich könne nicht daran denken, die Praxis in meinem bisherigen Wirkungskreise so plötzlich aufzugeben, die Familien, die mir ihr Vertrauen zugewendet hätten zu verlassen, ehe nicht ein Stellvertreter für mich gefunden sey, dem ich selbst sie mit gutem Gewissen übergeben dürfe. Ich wollte aber die dahin zielenden Schritte thun, und hoffte zum Frühjahr oder spätestens im Sommer, mich als sein Assistent in Berlin niederlassen zu können.

Mit mir selbst, mit meinem Glücke und mit mei-

nen Entschlüssen beschäftigt, hatte ich wider meine Gewohnheit einige Tage vergehen lassen, ohne Elfriede zu besuchen, und erst als ich vor ihrer Thüre stand, fiel es mir auf, daß ich in diesem Zwischenraume gar nichts von ihr gehört, daß sie nicht zu mir geschickt hatte, die Ursache meines Ausbleibens zu erfahren, und daß wir uns seit der Abreise des Grafen Joachim nicht mehr gesehen hatten.

Mein Gewissen warf mir dieß als ein Unrecht von meiner Seite vor, und da man sich aus einer Verlegenheit oder aus einer solchen Verschuldung gegen seine Freunde am bequemsten forthilft, indem man sich selber über Gebühr anklagt, und so dem Anderen die Pflicht der begütigenden Entschuldigung auflegt, welche man von Rechtswegen selber übernehmen müßte, so trat ich bei der Freundin mit den Worten ein, daß sie mich so strafen und schelten möge, als sie es für nöthig erachte, und daß es immer nicht zu viel seyn werde, denn sie wisse es nicht, was ich gegen sie verbrochen habe.

Ich rechnete darauf, daß sie wie sonst einem solchen Scherze zugänglich seyn werde, aber wider mein Vermuthen nahm sie die Sache ernsthaft.

Es ist wahr, sagte sie, Sie haben sehr Unrecht gegen mich gehabt, aber es überrascht mich nicht. Das Glück hat Sie von jeher so begünstigt, daß Sie ein Wunder und kein Mann seyn mußten, sollten Sie nicht egoistisch seyn.

Diese Aeußerung machte mich stutzig. Einmal war sie ein Gemeinplatz, und Elfriede sich deren nicht schuldig zu machen, und zweitens verrieth sie jene Gereiztheit gegen unser Geschlecht, welche die alternden Mädchen charakterisirt, und von der die gute Elfriede sich bisher völlig frei erhalten hatte. Ich fühlte mich aber dadurch aus meiner Vergebung suchenden Stimmung plötzlich herausgerissen, und um ihr ein Paroli zu bieten und ihr für den unangenehmen Eindruck, welchen sie mir gemacht, mit einem eben so unangenehmen zu vergelten, sprach ich: Nun, wenn Sie denn uns Männer alle für Egoisten halten, und mich nicht als eine Ausnahme gelten lassen wollen, so wird es Sie mindestens nicht sehr überraschen, daß ich in diesen Tagen der Zurückgezogenheit den Entschluß gefaßt habe, auf das Verlangen meines Onkels nach Berlin zurückzukehren.

Sie war augenblicklich still, ich sah, wie unerwartet ihr die Nachricht gekommen war, aber sie überwand sich, um mir ihre Betrübniß nicht zu zeigen, und in demselben Tone, den sie schon vorher angeschlagen hatte, rief sie: Wie kann mich das überraschen! Da die Gräfin Eugenie künftig in Berlin leben wird, war ich davon im Voraus überzeugt!

Ich werde erst Ostern gehen! sagte ich.

Nicht eher? fragte sie, bis dahin kann ja die Gräfin d'Altremont ihre Tochter schon lange an irgend einen vornehmen Mann verheirathet haben. Da Sie der Neigung des jungen Mädchens nicht gewiß sind, wundert es mich, daß Sie dasselbe so lange sich selber überlassen.

Die Art, in welcher Elfriede von meiner Geliebten sprach, brachte mich vollends in Zorn, und ich war nahe daran, ihr hart darauf zu entgegnen, als ich mich selber plötzlich fragte: Aber was ist uns denn geschehen? Wie sind wir denn zu diesem Tone gekommen? Was ist denn vorgegangen, seit wir uns nicht mehr gesehen haben?

Ich hatte die Worte unwillkürlich laut gesprochen, und mit Einemmale schauten wir einander an, als wäre ein Vorhang aufgezogen, der uns bis dahin getrennt hatte. Indessen wir wußten das rechte Wort nicht gleich wiederzufinden, und ohne daß ich sprechen konnte, reichte ich Elfrieden die Hand.

Ich hatte nicht gedacht, daß meine Entfernung Ihnen so gleichgültig seyn würde! sagte ich. Sie schwieg noch immer. So glücklich ich auch bin, so viel Gutes sich mir bietet, fuhr ich fort, Sie werden mir doch fehlen, Elfriede! denn ich habe Sie lieb gewonnen wie eine Schwester!

Ich fühlte dabei wirklich erst recht, wie gut ich ihr geworden war, ich wollte sie beruhigen, aber sie saß ganz still, bis sie mit Einemmale zu weinen anfing, und in das Nebenzimmer gehen wollte. Ich hielt sie davon zurück. Ich bat sie, mir zu sagen, was sie so aufgeregt, was sie so gereizt habe? Und das Haupt schüttelnd, als wolle sie mit der Bewegung den Schmerz und die Schwäche von sich abthun, sagte sie, indem sie ihre Augen trocknete: Ach! man uebt fremdes Leiden nicht ungestraft an! Und die Nähe eines Menschen, der vom Leben nichts mehr erwartet, thut vollends nicht gut.

Ich verlangte zu wissen, was sie zu diesem Ausspruch bewege. Sie zögerte, ließ sich aber dann zu der Erklärung herbei, daß die Anwesenheit des Grafen ihr nicht wohl gethan habe. Er sey den Abend und die Nacht im Hause ihres Vaters geblieben, weil er noch Briefe zu schreiben und mancherlei zu veranlassen gehabt, sie hätten danach ein paar Stunden über eine Menge Dinge und Verhältnisse mit einander gesprochen, und er habe ihr mit der größten Ruhe ihr Zutrauen zu den Menschen, ihren Wunsch für Andere zu leben, als Irrthümer und als Thorheiten dargestellt.

(Fortsetzung folgt.)

Französisch und Deutsch.

(Fortsetzung).

Zum Glücke des Gemarterten erschien Madame Kurzbach, die dem alten Clauß mit der frohen Nachricht in die Arme fiel, daß Herr Hellmuth lebe und nach ihm gefragt habe. Dieser Moment rettete dem Lieutenant wahrscheinlich das Leben, der wohl in keinem Falle eine zweite Auflage dieser Behandlung ausgehalten haben würde. Clauß schleuderte den Unglücklichen einigen Dienern des Hauptmannes zu, und begab sich in den Pavillon, wo ihm Herr Hellmuth mit mattem Lächeln die rechte Hand entgegenstreckte, während die Linke von der sanft weinenden Thekla gehalten wurde.

„Danke, danke, mein alter Clauß!“ sagte der junge Herr, „Du bist doch stets mein treuer Beistand in der Noth, denn wärest Du nicht gekommen, hätte der Herr Lieutenant Bertram jedenfalls seinen Raub davon gebracht, und ich hätte den Schreck umsonst.“

„Bist Du nicht verwundet, mein Junge?“ — fragte der Alte besorgt, setzte aber auf ein leichtes Kopfschütteln des Gefragten zur Verwischung der respektwidrigen Vertraulichkeit und wohl auch um seine eigene Bewegung zu verbergen hinzu: „Ist schon recht, Herr Hellmuth — man darf solchen Leuten nur mit Vorsicht entgegentreten — ist der Lohn für sogenannte Rücksichten der Gesellschaft — hab's ihm eingetränkt — möchte aber doch den Schuß sehen.“

„Ja, ja, alter Clauß, sieh' nach, ob der Schuß so ungefährlich ist, wie Rudolph behauptet, da die Kugel von dem Taschenbuch abgehalten worden ist,“ sagte Fräulein Thekla und begab sich mit Andern aus dem Pavillon, ließ aber sofort einen leichten Wagen mit den besten Pferden bespannen, und befahl dem Kutscher, den nächsten Arzt in möglichst kurzer Zeit herbei zu holen.

Herrn Hellmuth's kräftige Natur überwand den erlittenen Unfall mit jedem Augenblicke mehr, und der alte Clauß, wie auch der später herbeikommende Arzt erklärten seinen Zustand für völlig unbedenklich, da wirklich das Taschenbuch mit den darin verwahrten Papieren des gefangenen Emissärs das Eindringen der Kugel verhindert hatte, aber doch den Stoß nicht aufhalten konnte, der durch seine Heftigkeit eine plötzliche Ohnmacht herbeiführte. Der Arzt ordnete das Nöthige an, um die durch starke Kontusionen gewöhnlich etwas gestörte Zirkulation der Säfte wieder herzustellen, empfahl möglichst Ruhe, ließ sich dann nach Thalheim führen, um nach den dortigen Blessirten zu sehen, und bei der Rückkehr darüber zu berichten, da Herr Hellmuth heute nothwendig in Grobberg bleiben mußte, weil ihm daheim erstlich eine Pflege mangele, wie er sie auf Grobberg habe, und zweitens eine Aufregung wohl kaum zu vermeiden sey. Dagegen erbot sich Clauß, den Doktor zu begleiten, um in Thalheim nach dem Rechten zu sehen, ließ aber den Rappen, der ihn nach Grobberg getragen, wohl mit allem Fleiß dort zurück, damit er mit dem Arzte wieder dahin fahren könne, um sein Pferd zu holen, in der That aber — um seinen Liebling noch einmal zu sehen.

7. Echt deutsch.

Ehe der herbeigerufene Arzt von Grobberg abfuhr, begab er sich auf Veranlassung des Fräuleins zu dem gefangenen Franzosen, dessen Befinden nach dem, was Thekla von der Lektion gehört, die ihm der alte Clauß gegeben hatte, bejammernswerth seyn mußte. Nach näherer Untersuchung erklärte der Doktor den Zustand des Lieutenants zwar nicht für gefährlich, doch meinte er, daß zur völligen Heilung desselben leichtlich mehrere Monate nöthig seyn könnten. Uebrigens seyen eigentliche ärztliche Mittel fast ganz überflüssig, da der Patient weder eine offene Wunde habe, noch an einer Verletzung der edleren Theile zu leiden scheine, sondern nur im vollsten Sinne des Wortes ganz fürchterlich zerdroschen sey. Clauß hörte diesen Bericht des Doktors an, und stieg ohne eine Miene zu verziehen in den bereitstehenden Wagen, indem er ganz ruhig sagte:

„Hat's dreifach verdient, der Schurke — könnten heute drei Menschen seinethalben todt seyn — Rudolph kann erzählen. Adieu, Fräulein Thekla.“

Bei ihrer Rückkehr zu Rudolph fand sie diesen eben im Begriff, den Onkel Grob die Vorgänge am Geiersberge, und die Veranlassung zu den vorgenommenen Verhaftungen mitzutheilen, worauf ihm erst die Worte des Försters klar wurden. Auf ihre Frage, was Rudolph mit den Gefangenen zu thun gedenke, erklärte dieser:

„Morgen werden sie nach dem Kreisgerichte gebracht.“

„Und was haben sie dort zu erwarten?“

„Unter den jetzt bestehenden Verhältnissen und namentlich bei den vorliegenden Umständen, die eine Anklage auf Mordversuch unumgänglich machen, dürfte das Urtheil sehr leicht langjährige Zuchthausstrafe aussprechen, selbst wenn die Spionage ganz gelind geahndet würde, was wohl zu erwarten steht, da wir jetzt noch nicht im Krieg mit Frankreich sind.“

„Was würdest Du thun, Rudolph, wenn Du mit völlig freier Hand über die Unglücklichen zu richten hättest?“

„Ich?“ fuhr Herr Hellmuth zurück, „ich würde mir vom Lieutenant Bertram schriftlich das Ehren-

wort als Offizier geben lassen, in keiner Weise gegen Deutschland zu agiren oder zu kämpfen, und ihn dann mit seinen beiden Gehülfen über den Rhein schaffen."

„Das würdest Du wirklich thun, Rudolph?" frug nun auch Hauptmann Grob.

„Ja, lieber Onkel, und zwar aus dem Grunde, weil Bertram als Premier-Lieutenant im Auftrage seiner Vorgesetzten gehandelt hat, wodurch sein Unrecht auf die französische Regierung zurückfällt, und weil ich ihm, als französischem Offizier, so viel point d'honneur zutraue, daß er sein Wort halten wird. Den Angriff auf meine Person verzeihe ich ihm aber schon aus Freude darüber, der nahen Gefahr so glücklich entgangen zu seyn."

„So laß ihn laufen, Rudolph?" stieß Thekla hervor.

„Das würde ich, um Deinem Wunsche zu entsprechen, doppelt gern thun, mein liebes Mühmchen, aber mich bindet mein Amt, und meine Pflicht wirst Du mich nicht verletzen heißen."

„Aber, mein Herz," schalte der Hauptmann ein, „läßt Du unsern Kranken nicht zu viel sprechen?"

„Entschuldige, guter Rudolph, Du siehst aber wieder so munter aus, daß ich Dich wieder für ganz wohl halten möchte, zumal ich es von Herzen wünsche."

„Danke, danke tausendmal, meine theure Thekla," sagte Rudolph, die Hand des erröthenden Mädchens an seine Lippen drückend.

Diese Vertraulichkeit der jungen Leute stimmte so ganz mit den Wünschen des alten Herrn überein, daß er frohgelaunt scherzte: „Nun mein Herz, was würdest Du thun, wenn Rudolph Dir als zärtlicher Gemahl die Hand küßte?"

„Ich würde gar nichts thun, sondern nur sagen, daß Du ein garstiger Onkel bist," antwortete die erröthende Jungfrau, und eilte aus dem Zimmer, um sich nach dem ihrigen zu begeben, wo sie die Wahrheit bestätigt fand, daß Schmerz und Freude oft sehr nahe neben einander wohnen. Auf einem niederen Tabouret ganz in sich zusammengesunken und fast in Thränen aufgelöst fand Fräulein Thekla ihr Kammermädchen Therese, die so laut jammerte, daß es einen Stein erbarmen mußte. Das Fräulein war durch die Worte des Onkels in eine Stimmung versetzt worden, die um des Kontrastes willen schon ganz besonders empfänglich für fremdes Weh macht; außerdem gehörte aber Fräulein Thekla auch zu denjenigen Charakteren, welche den Werth einer jeden Person schätzen, und Therese war eine äußerst brave Dienerin, die mit aller Treue an ihrer jungen Herrin hing, dafür aber auch manche Vergünstigungen genoß, wie sie sonst Leuten von dieser Stellung selten zu Theil werden.

„Therese, Mädchen, was fehlt Dir? was jammerst Du denn?" fragte das Fräulein, näher tretend.

„Ach Gott, Fräulein Thekla," klagte Therese sich erhebend, „ist es nicht zu schrecklich, was dem armen Kaspar begegnet ist?"

„Welchem Kaspar, Therese?"

„Nun, dem Jäger in Thalheim."

„Ganz recht, war er nicht in der letzten Zeit öfter auf Grobberg.

„Ja, aber früher auch schon, nur daß er da nicht geschickt war, und gehen konnte, wenn er wollte."

„Ah so! was hatte er denn aber auf Grobberg zu suchen, wenn ihn Niemand herschickte?"

„Nun, Fräulein Thekla, ich will es nur sagen, er kam, um mich zuweilen zu sehen, und obgleich ich immer hart und kalt gegen ihn gewesen bin, so hat er sich's doch nicht verdrießen lassen, mich auch bei dem schlimmsten Wetter zu besuchen. Oft habe ich ihn gequält, und ihm nie mehr als Einen Kuß beim Abschiede erlaubt, trotzdem daß ich ihn so gern hatte, denn es machte mir Spaß, mich von einem solch schmucken Burschen bitten zu lassen. Jetzt werde ich dafür gestraft, und ich habe ihn noch dazu in den Tod getrieben."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Der Kopf des Kardinals Richelieu.] Französische Blätter berichten über einen nahe bevorstehenden Prozeß, der in der That mehr als gewöhnliches Interesse erregen dürfte. Es ist bekannt, daß die irdischen Ueberreste des Kardinals Richelieu in der Kapelle der Sorbonne beigesetzt wurden, wo sich sein Grabmahl auch jetzt noch befindet. An einem der Schreckenstage der ersten französischen Revolution stürmte das Volk jedoch auch jene Kapelle, riß die Leiche des berühmten Kardinals aus ihrer Gruft und schnitt ihr den Kopf ab, der dann auf eine Pike gesteckt und im Triumphe durch die Straßen von Paris getragen wurde. Ein ehemaliges Mitglied des Konvents hat sich diesen Kopf zu verschaffen gewußt und ihn als Erbschaft seinem Sohne hinterlassen, der, wie es scheint, einen sehr großen Werth darauf legt. Vergebens hat man ihn bisher zu bewegen gesucht, dem in der Gruft der Sorbonne ruhenden Rumpfe des Kardinals den Kopf zurück zu erstatten, und es handelt sich jetzt darum, ihn durch einen Prozeß zur Rückgabe zu zwingen — falls nämlich festzustellen, daß die irdischen Ueberreste eines berühmten Staatsmannes wirklich dem Staate gehören und dieser also ein Reklamationsrecht besitzt.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 241 | Montag, 10. Oktober | 1859.

Graf Joachim.

(Fortsetzung.)

Sie wissen, sagte Elfriede, daß ich von Jugend an eine Theilnahme für den Grafen gehegt habe, und Sie können sich nicht denken, wie traurig die Einblicke in sein Leben waren, die er in dem Bestreben, mir den gefährlichen Weg zu zeigen, auf welchem ich mich befände, mich hie und da hat machen lassen. Weder sein Bruder, noch seine Schwägerin, weder sein Neffe, noch die Gräfin, und auch Sie, und vollends Eugenie nicht, haben ihm die Opfer, die Liebe, das Zutrauen vergolten, die er ihnen zugewendet hat. Und obschon er es nicht aussprach, daß er seine Verlassenheit empfinde, daß die Undankbarkeit der Seinen ihn schmerze, so konnte ich mir das Alles aus dem Lebensüberdrusse entnehmen, mit dem er jetzt planlos eine Reise antritt, planlos unter fremde Menschen geht, nur weil er es müde geworden ist, sich immer neue Lebenszwecke zu setzen, und immer neue Liebe zu erobern.

Aber liebe Elfriede! haben Sie es denn ganz und gar vergessen, rief ich, daß es des Grafen Vorurtheile, daß seine eigensinnige Schroffheit, seine gewaltthätigen Grillen es sind, die ihn zu seiner Vereinsamung verdammen? Haben Sie denn ganz vergessen, daß er alle Liebe, alles Vertrauen seines Neffen von sich gestoßen hat, nur weil dieser sein Schicksal nicht den Vorurtheilen des Grafen zum Opfer bringen wollte?

Nein! versetzte sie, vergessen habe ich das nicht. Aber mich dünkt, wir haben kein Recht, einem älteren Manne aus dem Festhalten an seinen Ueberzeugungen einen Vorwurf zu machen, weil wir Jüngeren das Glück haben, einer Zeit anzugehören, welche dieselben überwunden hat. Als ich den Grafen sprechen hörte, fand ich ihn in seinem Rechte. Ich konnte ihn nicht mehr tadeln wie bisher, es war mir auch gar nicht möglich, ihm zu widersprechen; denn was hätte ich gegen die Meinung vermocht, die sich bei ihm auf ein ganzes, festes System gründet? Es blieb mir gar nichts übrig, als ihn zu beklagen! Und als ich vollends hörte, wie weise, wie vorsorglich und selbstlos er jetzt auch wieder gegen die Gräfin d'Altremont und gegen Eugenie gehandelt hat, konnte ich nicht anders, als ihn von Herzensgrund verehren. Eugenie würde in meinen Augen sehr strafbar seyn, wenn irgend Etwas sie verleiten könnte, gegen die Absichten und den Willen ihres Vormundes zu handeln.

Der Einfluß, welchen der Graf über Elfriede gewonnen, befremdete mich nicht. Er war einnehmend, sobald er seine Herrsucht überwand, und es war nicht zu leugnen, er war im Allgemeinen zugänglicher geworden, seit die Verhältnisse ihn gezwungen hatten, hie und da wieder mit Personen zu verkehren, welche nicht seine Untergebenen waren, hie und da einen Anspruch zu machen, wo er die Befriedigung desselben weder zu befehlen noch zu fordern hatte. Herrsüchtig aber, wie er es selbst in der Liebe war, konnte es nicht fehlen, daß er von den Seinen eine Hingebung verlangte, wie sie ihm nicht leicht geleistet werden konnte, und daß er ebendeßhalb die Zeichen der Verehrung und der Neigung, denen er bei einer Fremden begegnete, um so höher anschlug. Es schien mir, als wisse Elfriede, was sich zwischen mir und dem Grafen ereignet hatte, und ihre Aeußerung über Eugenie machte mich unsicher darüber, in wie weit ich jetzt noch auf Elfriedens Verschwiegenheit rechnen könne. Einen Augenblick machte mich dieß ungerecht gegen sie. Gleich darauf aber sah ich ein, daß ich gar keinen Anspruch darauf besäße, Ihre Freundschaft ausschließlich zu genießen, und daß ich ihr viel, sehr viel zu verdanken hätte, wenn auch von jetzt ab diese Freundschaft nicht mehr mir allein gehören sollte.

Ich hätte gern erfahren, ob der Graf Eugeniens Antwort noch abgewartet, ob Elfriede wußte, wohin er gehen würde, ob sie auf Nachricht von ihm rechnete, oder ihm irgend wie Nachricht zu geben versprochen hatte. Sie hielt aber mit ihrer Auskunft vorsichtig zurück, und ich zog daraus die Lehre ebenfalls zu schweigen. Wir sprachen bald

von gleichgültigen Dingen, aber auch von diesen sprachen wir nicht mit der freien Heiterkeit wie sonst.

Als ich fortgehen wollte, wurde sie freundlicher und herzlicher. Wir blieben vor der Thür noch eine Weile plaudernd stehen. Die Unterhaltung kam bald auf den Grafen zurück, und da ich ihm nachrühmte, was an ihm zu rühmen war, so steigerte sich Elfriede in seinem Lobe. Wir erzählten einander einzelne originelle Züge von ihm, und lachten über dieselben wohlwollend. Endlich gab ich, wie ich das immer that, Elfrieden zum Lebewohl die Hand. Sie schüttelte sie mir mit großer Herzlichkeit, sah mich nachdenklich an und sagte: Wie viel gute Stunden habe ich Ihnen in meiner Einsamkeit verdankt!

Ich erwiderte darauf, wie sich es gebührte; wir gingen von einander, und ich wußte mit Einemmale, daß unser bisheriges Verhältniß jetzt zu Ende war. Damals rührte mich das doch. Ich hatte noch nicht gelernt, daß nicht jede Annäherung zwischen befreundeten Menschen auf lange Dauer angelegt seyn kann, das man in derartigen Verhältnissen von beiden Seiten mehr die Befriedigung eines augenblicklichen Bedürfnisses, als eine für alle Zeit dauernde Verbindung zu suchen hat. Es kränkte mich, daß die Freundin meiner plötzlich nicht mehr zu bedürfen schien, bis ich gewahr ward, daß sie mir selber aufgehört hatte, nothwendig zu seyn. In mir fand ich dieß ganz natürlich, in ihr däuchte es mir auffallend, und mich über meine Mißempfindung zu trösten, dachte ich mir, wie sehr sie mich vermissen würde, wäre ich erst in Berlin.

Ich ging darauf in den nächsten Wochen seltener zu ihr, bis sie mich endlich am dritten Orte freundlich darüber zur Rede stellte. Sie fragte mich, was sie mir gethan habe, und weßhalb ich nicht zu ihr käme? Sie wisse es, wenn ich es ihr auch verschweige, daß ich begierig sey Auskunft über die bisherigen Bewohner von Hohensteinau zu erhalten, und sie befände sich in der Lage, mir solche geben zu können, wenn sie mir fehlen sollte.

Sie war dabei ohne alles Arg, ich war aber nicht so ohne Nachricht, als sie zu glauben schien. Meine bevorstehende Uebersiedelung nach Berlin hatte meinen Briefwechsel mit meinem Onkel und mit meiner Tante wieder belebt. Ich hatte durch die Letztere erfahren, daß die Gräfin d'Altremont sich bei einem vorübergehenden Unwohlseyn, gleich nach ihrer Ankunft in Berlin, an meinen Onkel gewendet, und daß sie später mit ihrer Tochter einen Besuch bei meiner Tante gemacht habe, um Lina als Eckberts Braut zu begrüßen. Lina und die junge Gräfin sähen sich seitdem häufiger, und sie hätten sich in der Familie gefreut, so viel Gutes über mich von der alten Gräfin zu vernehmen.

Auch von Lina erhielt ich einmal einen Brief, und ebenso von Eckbert. Sie beschäftigten sich Beide hauptsächlich mit dem Grafen. Sie beklagten es, daß er seinen Entschluß ausgeführt und mitten im Winter die Reise nach England angetreten hatte, und waren offenbar gedrückt von dem Zerwürfniß, das zwischen ihnen und dem Grafen obwaltete. Eugeniens geschah erst gegen das Ende des Briefes Erwähnung, dafür aber mit um so größerer Wärme. Lina war entzückt von der Schönheit und von dem Seelenadel ihrer neuen Freundin. Sie schilderte mir, wie die ausgezeichnetsten Männer ihr huldigend nahten, wie die Gräfin d'Altremont, welche anfangs eine Heirath zwischen ihrer Tochter und dem Sohne des Fürsten Xaver beabsichtigt, diesen jetzt im Schach zu erhalten suche, seit ein Prinz des königlichen Hauses unter Eugeniens Verehrern aufgetreten sey, und daß es sie gar nicht wundern solle, wenn Eugenien die Gemahlin eines Prinzen würde, da sie selbst, eine Bürgerliche, bald einen der stolzesten Grafennamen des Landes tragen werde.

Das waren böse Wochen und Monate für mich. Der Entschluß, meinen bisherigen Wirkungskreis zu verlassen, hatte mich für mein Gefühl aus allen meinen bisherigen Verhältnissen entwurzelt. Ich that noch an jedem Tag nach wie vor meine Schuldigkeit, ich darf mir heute noch sagen, daß sicherlich Niemand durch meine Vernachlässigung gelitten hat, aber ich zählte die Wochen und Tage, welche ich noch in der Provinz zu bleiben hatte, und meine Gedanken waren alle auf die Zukunft, auf Berlin gerichtet, ganz abgesehen davon, daß die Geliebte dort war und meine Sehnsucht sie dort suchte.

(Fortsetzung folgt.)

Französisch und Deutsch.

(Fortsetzung.)

„Aber wie so denn? was ist denn dem Kaspar geschehen?“ frug Thekla weiter.

„Sie wissen doch selbst, Fräulein, daß der Herr Hauptmann schon mehrmals gesagt hat, der Förster Clauß müsse einen Adjunkten bekommen, wozu er sich wählen könne, wen er wolle. Das habe ich den Kaspar wissen lassen, und zugleich erklärt, ehe er nicht Adjunkt sey, dürfe er an keine Heirath denken, da wir beide noch jung sind, und auch noch warten wollten. Nun dachte ich, Kaspar sollte seinen Dienst beim alten Clauß recht eifrig verrichten, und ich wollte bei Ihnen das Mögliche leisten, dann könnte es uns nicht fehlen, weil Sie bei allen Menschen ausrichten können, was Sie wollen. Heute bei der Franzosenjagd hat der alte Clauß meinen

armen Kaspar an den allerwildesten Teufel gehetzt, der dumme Junge geht auch darauf, wie närrisch, und nun sind ihm beide Arme zerschossen, eine Kugel steckt ihm in der Brust, und eine in der Seite, er muß sterben, und ich, ich bin an Allem schuld."

„Wer hat Dir denn diese Hiobspost mitgetheilt?"

„Während Sie mit dem Doktor sprachen, erzählte mir der alte Clauß das ganze Unglück. Dabei nannte er den Kaspar einen wackern Jungen, und sah ordentlich vergnügt aus, als er ganz höhnisch dazu setzte: „kann aber nicht mehr nach Grobberg kommen, Jungfer Therese."

Fräulein Thekla war über den Vorgang besser unterrichtet, und ahnte gleich, daß Clauß mit Absicht gelogen hätte, um Theresen für irgend einen ihr unbekannten Fehler zu strafen. Freilich konnte er sich den Schmerz des armen Mädchens gewiß nicht in seinem ganzen Umfange denken, sonst würde er es kaum gethan haben. Fräulein Thekla hielt sich deßhalb für berechtigt, ihrem Mädchen die Wahrheit zu sagen.

„Wirklich, so ist es, Fräulein Thekla? bloß einen leichten Schuß in den Arm?" fragte wie umgewandelt das Mädchen.

„Wie ich Dir sage, Therese, ich weiß es von Herrn Hellmuth, und den belügt der alte Clauß nicht." —

„Nein, nein. Aber seht mir einer den alten Sünder; wart' nur, alter Clauß, Du sollst schon sehen, daß ein Kammermädchen auch Kourage hat."

„Therese!" warnte das Fräulein.

„Ach was, ist das halt recht, mich so zu quälen? — Aber nun habe ich Alles verrathen — o ich alberne Gans, mich so täuschen zu lassen; bitte, bitte, mein goldenes Fräulein, sagen Sie ja kein Wort, sonst bildet sich Kaspar wohl gar ein, ich härmte mich um ihn. Fortgelaufen ist er neulich so schon mehrmals, und hat mir nicht gesagt, was er gesehen hatte. Ich möchte es für mich gar nicht wissen, ich wollte Ihnen nur etwas erzählen, und von mir hätte es sonst auch kein Mensch erfahren."

Fräulein Thekla hielt es an der Zeit, den Redestrom der Zofe zu unterbrechen, und gab ihr deßhalb einen Auftrag, um allein zu seyn. Therese ging, und das Fräulein setzte sich sofort an ihren Schreibtisch, wo sie emsig arbeitete, mehrfach das Geschriebene korrigirte, und endlich mundirte. Die verfertigte Schrift verwahrte Fräulein Thekla in einem Taschenbuche, steckte ein kleines Schreibzeug zu sich, und erwartete mit Sehnsucht die Rückkunft des Arztes, die erst mit einbrechender Nacht erfolgte. Die Auskunft über den Zustand der Verwundeten fiel günstiger aus, als erwartet wurde, Kaspar's Wunde sey ganz ungefährlich, und verlange nichts als Schonung des Armes, Rolle's Zustand sey allerdings bedenklicher, doch werde auch er am Leben bleiben.

Das Gespräch bewegte sich noch längere Zeit um die Vorgänge des Tages, und es fiel nicht gerade besonders auf, daß sich Fräulein Thekla nach Anhörung des Berichtes entfernte, aber gewiß würde auch Niemand vermuthet haben, wohin sie ging.

Lieutenant Bertram lag in einem ziemlich abgelegenen Gemache, unter qualvollen Schmerzen, auf einem guten Bette, das ihm auf besondere Veranstaltung der überaus mitleidigen Madame Kurzbach gebracht worden war. Fast nur der Form halber war der Schlüssel des Schlosses von Außen umgedreht, denn an eine Flucht des Gefangenen war nicht zu denken. Hierher lenkte das Fräulein ihre Schritte, trat durch die Thür und dem erstaunten Bertram näher.

„Herr Lieutenant, wissen Sie, was mit Ihnen geschieht, wenn Sie morgen noch auf Grobberg sind?"

„Das kann ich mir denken."

„Sie würden an das Kreisgericht abgeliefert werden, das Ihnen den Prozeß machen, und Sie zu langjähriger Freiheitsstrafe verurtheilen wird."

„Das muß ich erwarten, kann aber auch nichts thun, um etwas daran zu ändern, da ich hülflos in den Händen meiner Feinde bin."

„Rechten wir nicht darüber; antworten Sie mir als Mann auf einige Fragen, und dann hören Sie meinen Entschluß."

„Fragen Sie, mein Fräulein."

„Auf welche Veranlassung kamen Sie nach Deutschland, um die von Ihnen vorgenommenen Geschäfte auszuführen?"

„Auf Befehl der Regierung, die mir dafür das Kaptäns-Patent in Aussicht stellte."

„Wußten Sie im Voraus von den durch Ihre beiden Gehülfen begangenen Exzessen, und hatten Sie die Absicht, Herrn Hellmuth zu tödten?"

„In keiner Weise, mein Fräulein, ja ich bedaure den letzteren Unfall mehr, als die Vereitelung aller meiner Aussichten."

„Würden Sie sich entschließen, eine bündige Erklärung zu unterzeichnen, in welcher Sie auf Ihr Ehrenwort als Mann und französischer Offizier versprechen: nie gegen Deutschland zu fechten, oder in anderer Weise zu agiren, wenn Sie die Versicherung erhalten, mit Anbruch des nächsten Morgens bis an den Rhein gebracht zu werden, und dann frei zu seyn?"

„In Frankreich habe ich allerdings nach Verlust meiner Arbeiten und unter Einwirkung des von Ihnen geforderten Versprechens auch nicht viel Fortune zu hoffen, doch ist es immer besser, als der Aufenthalt in einem deutschen Kerker; ich werde Ihnen dankbar seyn, mein Fräulein, wenn Sie mir um dieses Lösegeld die versprochene Freiheit geben."

„So unterschreiben Sie dieses Papier.“

Beim Scheine einer von Thella aus der mitgebrachten Laterne genommenen Kerze prüfte Bertram das Instrument und unterzeichnete mit einem Seufzer, ohne jedoch ein Wort zu sprechen.

„In zwei Stunden können Sie Ihren Führer erwarten, müssen ihm aber blindlings gehorchen, da Ihre Abreise um so sicherer seyn wird, je geräuschloser sie vor sich geht. Leben Sie wohl, und suchen sie Grobberg, aber niemals Ihr verpfändetes Wort zu vergessen. — Uebrigens nehmen Sie noch den Trost mit hinweg, daß Herr Hellmuth lebt und außer Gefahr ist.“

„Ah mon Dieu, dafür danke ich Dir!“ rief der Gefangene; „und nun Adieu, Madame. Denken Sie nicht übler von mir, als ich es verdiene, und verzeihen Sie mir namentlich, daß ich für Ihren Edelmuth keinen wärmeren Dank habe. Ich leide gleich sehr an Leib und Seele und würde ohne Umstände mit dem Geschick abgeschlossen haben, hätte ich nicht daheim ein altes Mütterchen, an das ich dachte, als mir der reiche Lohn des mißlungenen Wagstückes geboten wurde.“

Diese Erklärung verwischte zum großen Theile die von Thella gegen Bertram genährte Abneigung, und sie eilte um so mehr, die kaum erst eingeleitete Befreiung des Gefangenen zu sichern. Unter den Dienern des Gutes gab es einen ganz besonders sichern und verschwiegenen Burschen, dem sie die nächtliche Fahrt nach der entfernten Eisenbahnstation ohne Bedenken anvertrauen konnte. Im Studierzimmer des Onkels lagen Bertram's Legitimations- und Werth-Papiere, so wie noch einige ihm gehörige Effekten. Alle diese Dinge ließ sie in den Wagen packen, diesen mit den möglichsten Bequemlichkeiten versehen, und als er um Mitternacht in aller Stille vom Hofe fuhr, freute sie sich des Gelingens einer That, die nur von Wenigen getadelt werden dürfte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

In Berlin hat ein Rentier, Namens Lange, in der Tempelhofer Straße ein sehr umfangreiches Haus erbaut und darin ungefähr 50 wohleingerichtete Wohnungen anlegen lassen, die er sämmtlich an Familien mit nicht weniger als 5 Kindern vermiethen will. Es wird somit eine muntere Schaar von mindestens 250 Kindern in diesem Hause Platz finden. Damit zugleich für das körperliche Wohl entsprechend gesorgt sey, hat der Besitzer zwischen dem Hofe und dem Garten seines Hauses einen geräumigen Turn- und Spielplatz angelegt. Die Miethpreise hat er zugleich so mäßig gestellt, daß ihm von seinen Nachbarn der Vorwurf gemacht wird, er drücke die Miethen der Gegend herab.

Das preußische Geschwader, welches demnächst eine Expedition nach Japan unternehmen wird, hat, außer den Mitgliedern der Ministerien für Handel und Landwirthschaft und gelehrten Forschern, welche die Reise mitmachen, nahe an 750 Köpfe an Bord. Es hat nämlich die Segelfregatte „Thetis“ (38 Kanonen) 360 Mann, die Schraubenfregatte „Arcona“ (28 schwere Geschütze) 356 Mann und der Schooner „Frauenlob“ (3 Kanonen) 38 Mann Besatzung. Von vielen Seiten wird gegen diesen zu großen Aufwand an militärischen Kräften für eine friedliche Mission, welche fast drei Jahre dauern soll, Einwand erhoben. Man meint, nicht ohne Grund, daß ein Schiff genügt hätte und eine stärkere Vertretung der Wissenschaft vortheilhafter gewesen wäre.

Großes Aufsehen machte die Erfindung eines griechisch-katholischen Geistlichen in Galizien, der eine Mähmaschine eigner Art konstruirte. Der offizielle Bericht des Direktors der Landwirthschafts-Schule zu Dublany an die Lemberger agronomische Gesellschaft vindizirt ihr den Vorrang vor allen bisherigen Erfindungen dieser Art wegen ihrer Einfachheit, Leichtigkeit und Billigkeit. Es ist keine komplizirte Maschine, sondern ein einfaches Werkzeug, das nicht einmal die Kraft eines gewöhnlichen Arbeitspferdes erfordert und von jedem Landhandwerker um den Preis von 15 fl. hergestellt werden kann. Die Kommission der Landwirthschaftsgesellschaft, welche der Erprobung beiwohnte, hat in Anbetracht aller dieser Vorzüge auf die Ertheilung der Gesellschafts-Medaille und eines Privilegiums für den Erfinder angetragen.

Die hängende Brücke zu Bas über die Loire ist unter dem Gewichte eines beladenen Frachtwagens gebrochen. Der mit fünf Pferden bespannte Wagen hatte ⅔ der Brücke bereits passirt, als ein schreckliches Krachen vernommen wurde. Der Wagen und zwei Pferde stürzten in den Fluß; das dritte Pferd blieb, von den beiden Andern gehalten, oben. Der Kutscher schnitt diese drei Pferde in aller Eile ab. Der Schaden wird auf 1800 Fr. geschätzt; ein Pferd ist todt und 30 Säcke Mehl sind vernichtet. Der Einsturz hängender Brücken wiederholt sich oft und ist nicht immer bloß von materiellen, sondern nur zu oft auch von Verlusten an Menschenleben begleitet, wie bei der Brücke von Angers.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung.“

№ 242 Dienstag, 11. Oktober 1859.

Graf Joachim.

(Fortsetzung.)

Wenn ich Briefe aus Berlin erhielt, die von ihr sprachen, wenn Lina von ihren Bewerbern plauderte, so ließ mich das, so lange ich das Papier in Händen hielt, verhältnißmäßig ruhig. Aber später, wenn meine Einbildungskraft sich der berichteten Thatsachen bemächtigt hatte, fingen meine Qualen an, und in den schlaflosen Nächten, wie in meinen Träumen, steigerten sie sich auf das Aeußerste. Ich verwünschte den Grafen, der ihr das Versprechen abgenommen, mich zu meiden. Ich begriff es nicht, wie er sie der Mutter in solchem Augenblicke und unter solchen Verhältnissen allein habe überlassen mögen.

Dazu war der Herbst einer der trübsten und nebelvollsten, die Witterung eine der ungesundesten, die ich erlebt hatte. Schwere Krankheiten, welche den Arzt in Spannung erhalten, gab es nicht im Orte, aber die Feinde desselben, Katarrh und Nervenabspannung, die ihn in Bewegung setzen, ihm keine Zeit lassen, ohne ihm ein Interesse zu gewähren, gönnten mir keine Rast, und machten mich selber müde. Ein paar junge Männer, mit denen ich Verkehr gehabt, hatten den Ort verlassen, und es ist das eine der Schattenseiten kleiner Städte, daß sie mit dem Scheiden weniger Menschen für den Einzelnen verarmen können, dem sich ein Ersatz nicht so leicht als an einem großen Orte bietet.

Elfriede freilich war mir geblieben, wir waren auch noch gute Freunde, und ich besuchte sie wieder wie zuvor, indeß wir hatten einander nichts Rechtes mehr zu sagen, weil wir uns nicht Alles sagten, was wir dachten, und Beide schienen wir das Interesse an Literatur und an den Dingen, die uns sonst beschäftigt hatten, verloren zu haben. Wir fragten einander um Neuigkeiten, wir machten die Bemerkung, daß wenig in der Stadt vorgehe. Wenn ich eine Stunde bei ihr gewesen war, glaubte ich immer, daß schon mehr Zeit vergangen sey, und wie wir uns gern wiedersahen, so trennten wir uns auch gern. Unsere Freundschaft war in das Stagniren gekommen, sie war nicht erloschen, sie erfrischte uns nur in dem Augenblicke nicht, und ein Ereigniß, welches sie hätte beleben können, traf eben nicht ein.

Mit jedem Tage wurde mir dieß drückender. Abwarten und vertrauen ist, wie ein Zustand des Duldens, für den an thätige Selbstbestimmung gewöhnten Mann die schwerste Aufgabe, und die Verlockung dem Verlangen Eugeniens nicht zu gehorchen, wurde mir immer größer, als ein tüchtiger Stellvertreter sich für mich gefunden hatte, der bald nach Neujahr mich besuchte, um den Ort und die Menschen in demselben unter meiner Anleitung kennen zu lernen.

Gerade in diesen Zeitpunkt fiel der Geburtstag meiner Cousine. Er war seit ihrem vierzehnten Jahre immer mit einer Tanzgesellschaft gefeiert worden, und man beabsichtigte ihn dießmal, da es der letzte Geburtstag war, den sie im Vaterhause verlebte, mit einem großen Balle zu begehen. Meine Tante hatte mich besonders dazu eingeladen, weil ich mir aber vorgenommen, auszuharren, und weil ich auch Grund gehabt hatte, meinen Nachfolger nicht so früh zu erwarten, hatte ich ihr ablehnend geantwortet.

Nun rückte der Geburtstag näher und näher, mein Nachfolger war da, das Wetter hatte sich zum Frost gewendet, und ich sah eines Tages, als ich einen Besuch auf dem Lande machen mußte, daß wir die köstlichste Schlittenbahn bekommen hatten. Unwillkürlich berechnete ich, wie viel Zeit ich brauchen würde, um bei solchem Wege mit Postpferden nach Berlin zu kommen. Ich fand, daß die Reise sich in vierundzwanzig Stunden bequem ausführen lasse, ich stellte mir vor, wie es gar hübsch wäre, wenn ich des Abends unerwartet in den Kreis der Gäste träte. Aber ich verfolgte die Gedankenreihe nicht weiter, weil ich mir einmal vorgenommen hatte, nicht hinzugehen. Ich wußte noch nicht wie verführerisch die Freiheit ist.

Je näher der Tag kam, je öfter fiel es mir ein, daß mein Onkel ein großer Freund von Ueberraschungen sey. Als ich nun so an Berlin gedachte,

konnte ich es mir nicht abstreiten, daß es sein Gutes haben würde, wenn ich meinen Onkel, ehe ich ganz übersiedelte, einmal wieder von Auge zu Auge gesehen hätte, wenn ich die Zimmer in Augenschein nähme, die man für mich einrichten wollte, und daß es eigentlich sehr gut wäre, wenn ich mir nicht vorgenommen hätte, nicht hinzugeben, wenn ich nicht eine Verpflichtung gegen Eugenie eingegangen wäre.

Am Nachmittag des dreiundzwanzigsten Januar kam ich um zwei Uhr von meinem Mittagbrod nach Hause, und legte mich nieder um ein wenig zu schlafen. Aber der Schlaf wollte nicht über mich kommen, obschon ich müde war, und meine Uhr hatte, wie mir däuchte, gerade an dem Tage ein so lautes Picken, daß es mich recht eigentlich an das Hingehen der Sekunden, der Minuten, an das Hingehen der Stunden mahnte. Als es drei Uhr schlug, sagte ich mit Einemmale: noch wäre es Zeit.

Ich richtete mich in die Höhe und sah mich um. Meine eigene Stimme überraschte mich. Es war, als hätte irgend ein Anderer die Worte gesagt, und sie machten mir einen sonderbaren Eindruck. Ich stand auf. Es war draußen der hellste Sonnenschein.

Wie mußte der jetzt die Linden entlang funkeln! Wie mochte man jetzt schon mit den Vorkehungen zu dem morgenden Balle im Hause meines Onkels beschäftigt seyn! Und daß Eugenie dort seyn würde, daran war kein Zweifel.

Eine Sehnsucht, eine Ungeduld, wie ich sie noch stärker nicht empfunden hatte, zogen mich fort. Es hielt mich Nichts! Nichts! Ich hatte Eugenie ja im Grunde gar kein Versprechen geleistet; ich hatte dem Grafen ausdrücklich gesagt, daß ich ein solches Versprechen nicht geben wolle. Frei war ich, in jedem Betrachte frei, und mit Einemmale so glücklich, daß es mir das Herz erweiterte. Eine schnelle Postreise in diesem prächtigen Winterwetter war an und für sich ein Genuß. Ich eilte nach der Thüre und klingelte heftig.

Als mein Diener eintrat, stand ich bereits an meinem Schreibtische und legte einige Papiere zusammen.

Packe für acht Tage Kleider und Wäsche ein, sagte ich, als er nach meinen Befehen fragte, aber gehe vorher nach der Post und bestelle mir Pferde auf acht Uhr. Der Kutscher soll den Wagen bereit halten. Ich muß nach Berlin fahren.

Mein Diener, welcher meine Uebersiedlung nach Berlin nicht weniger lebhaft als ich ersehnte, und sich nur mit Widerstreben darin gefunden hatte, sie immer noch hinausgeschoben zu sehen, blieb voll Erstaunen an seinem Platze.

Hörst Du nicht? Du sollst Pferde bestellen! rief ich. Um acht Uhr muß Alles bereit seyn.

Der Herr Doktor werden doch nicht allein reisen? wendete er im Tone des Vorwurfs ein.

Du bleibst hier! versetzte ich kurz, weil jedes Wort mir wie ein Aufenthalt erschien, und sein schweigender Aerger, weit davon entfernt mir leid zu thun, steigerte mein Vergnügen, weil er mir das Glück, das mir bevorstand, und die Freiheit, welche ich hatte, noch verdeutlichte.

Ich hatte eine kurze Unterredung mit dem neuen Arzte, schrieb dann Elfrieden, daß ich einen Ausflug machen müsse, hatte schon um sechs Uhr Alles abgethan, und fuhr Punkt acht Uhr bei dem Funkeln der Sterne mit einer Freude zum Thore hinaus, die mich jetzt in der Erinnerung noch erheitert.

Am andern Abend gegen sieben Uhr langte ich in der Residenz an, aufgeregt von der Reise in der strengen Kälte, aufgeregter noch von meiner Freude in Berlin zu seyn, und in der höchsten Spannung auf das, was die nächsten Stunden mir bringen, mir gewähren konnten.

(Fortsetzung folgt.)

Französisch und Deutsch.

(Fortsetzung).

Am nächsten Morgen wurde die Entfernung des Lieutenants sehr bald bekannt, ohne besondere Sensation zu machen; nur die Herrschaft kannte die näheren Umstände seines Entkommens durch die Mittheilung, welche Thekla zuerst dem Onkel Grob darüber machte, der dann Herrn Hellmuth davon in Kenntniß setzte, und als man sich am Kaffeetische zusammen fand, wurde die ganze Angelegenheit als eine abgemachte Sache behandelt oder auf gut deutsch: man sprach nichts davon. Die Erklärung Herrn Hellmuth's, daß seine Verletzung nur noch unbedeutend schmerze, verband er mit der Bitte, ihn seiner Krankenhaft zu entlassen, weil seine Rückkehr nach Thalheim nothwendig sey. Thekla wollte dagegen protistiren, kam aber durch Onkel Grobs Neckereien wiederholt in Verlegenheit, die dadurch nicht gemindert wurde, daß sie bemerkte, mit welcher Innigkeit Vetter Rudolph's Augen an ihren von Purpur übergossenen Zügen hingen. Mit lieblichem Schmollen verließ Thekla das Zimmer, und gewiß hatten die letzten Vorgänge auf Grobberg den Vetter zu einem entscheidenden Schritte ermuthigt, denn nach Thekla's Entfernung unterbrach er die in der Unterhaltung entstandene Pause durch die Frage an den Hauptmann: „Lieber Onkel, ich habe eine Bitte, deren Erfüllung mich ganz glücklich machen würde, aber . . . .“

„Nun, aber?“ frug Hauptmann Groß den Stockenden.

„Mein Wunsch kollidirt gewissermaßen mit dem Deinen ganz und dann weiß ich auch nicht gewiß, ob er vor der am meisten dabei betheiligten Person Gnade finden wird.“

„Ja, mein guter Vetter, das weiß ich allerdings auch nicht,“ erklärte der ganz richtig ahnende Hauptmann mit schmerzendem Bedauern; „überhaupt muß ich Dir gestehen, daß mir Deine Hieroglyphen gar nicht recht verständlich sind. Heraus mit der Sprache, wie es einem deutschen Manne ziemt.“

„Nun, so höre, guter Onkel! ich wollte Dich fragen, ob ich wohl wagen dürfte, Thekla zu ersuchen, mein Weib zu werden.“

„Darauf kann ich Dir wieder keine recht bestimmte Antwort geben,“ neckte der Hauptmann; „aber rathen kann ich Dir Dich unmittelbar an Thekla zu wenden.“

„Gerade das solltest Du mit ersparen, guter Onkel, denn es fehlt mir dazu, ich weiß nicht ....“

„Nun, doch nicht etwa an Muth? oder hältst Du es für gefährlicher, mit Deiner Muhme zu sprechen, als in ein brennendes Haus zu gehen, oder der Kugel eines Franzosen entgegen zu treten, oder . . . .“

„Liebster, bester Onkel . . . .“

„Ach was mit Deinen Fragen! — dürfen — wagen — fehlen. Trete hin vor das Mädchen und sprich als . . . . doch da kommt sie selbst.“

„Ah, sprecht Ihr von mir?“ fragte die eintretende Thekla.

„Allerdings, mein Herz, und zwar nicht viel Gutes. Denke Dir, der Herr Erb-, Lehen- und Gerichtsherr Hellmuth auf Thalheim hat einen Anschlag gegen Dich in petto und wollte mich zu seinem Komplicen machen.“

„Aber, lieber Onkel, Du scherzest wirklich ....“

„Was? ich scherze gar nicht. Wisse, mein gutes Herz, der abscheuliche Vetter Rudolph wollte mich bitten, fragen zu dürfen, ob er es wagen könne, Dich zu ersuchen — sein — sein Weib zu werden.“

Thekla war troß der rascheren Schläge ihres Herzens doch versucht, das Ganze anfänglich für einen von des Hauptmanns Späße zu halten. Bei den letzten Worten des Onkels fuhr jedoch ein froher Schreck durch der Jungfrau Brust, die, dem ersten Aufwallen eines von ihr selbst noch nicht vollständig erkannten Gefühles folgend, die Arme gegen den jungen Mann erhob, der sich, seiner nicht mehr mächtig, hineinstürzte und das hocherglühende Mädchen an seine Brust schloß.

Dem alten Hauptmann bebte das Herz vor Freude, als er seinen längst gehegten Lieblingswunsch so freundlich erfüllt sah, und indem er auf die Häupter der jungen Leute seine Hände segnend legte, sagte er voll seliger Rührung: „Seyd glücklich, meine Kinder, seyd ganz glücklich und gönnt es dem alten Onkel, sich an eurem Glücke ergötzen zu dürfen. Ihr bleibt Beide mein, und eure Kinder sollen mich auch als ihren Großpapa ansehen lernen. Doch nun laßt mich die Mutter holen, damit auch sie euren Bund segne.“ Mit diesen Worten entzog er sich den umschlingenden Armen der Glücklichen, um diesen Zeit zum ersten Ergusse der Herzen zu gönnen. Er ging, Madame Kurzbach aufzusuchen, der er die frohe Kunde mittheilte, um sie dann in die Arme der Verlobten zu führen, über welche die frohe Mutter nach Art unserer aufrichtig frommen Frauen den Segen des Himmels herabflehte.

Bei dem heute etwas festlicher als gewöhnlich ausgestatteten Frühstücke brachte der vergnügte Onkel dem jungen Paare einen herzlichen Toast, und würzte das heitere Mahl durch allerlei frohe Scherze, bis Thekla ihren Verlobten selbst an die Heimkehr mahnte, um den Pflichten gegen die Gefangenen in Thalheim zu genügen. Der Hauptmann schlug vor, Rudolph zu begleiten, und da die Mutter aus Gründen ablehnte, so wurden die Pferde gesattelt, auf denen man um des Verwundeten-willen im Schritt in Thalheim ankam, wo der alte Clauß eben auf seinen nackten Rappen gestiegen war, den er so nannte, weil er ihn am liebsten ohne Sattel zu reiten pflegte.

Clauß war nach einem herzlichen Gruße, bei dem er Herrn Hellmuth mit großer Aufmerksamkeit beobachtete, vom Pferde gesprungen, das er mit einem leichten Schlage nach dem Stall trieb, und wendete sich um, um dem Fräulein aus dem Sattel zu helfen. Darin war ihm aber Herr Hellmuth bereits zuvorgekommen, der seinem lieblichen Bräutchen den Arm reichte und mit ihr nach der großen Freitreppe zuschritt, die nach dem Hauptgebäude des Gutes führte. Hauptmann Groß hatte nach Art alter Pferdeliebhaber den herbeigekommenen Dienern noch Einiges über die Behandlung seiner Thiere zu sagen und trat nun zu dem alten Clauß, der dem jungen Paare etwas verwundert über das vertrauliche Geplauder desselben nachschaute. Hauptmann Groß las das freudige Staunen auf dem Gesichte des Waidmannes und beantwortete dessen fragende Gesten mit einem freundlichen Schlage auf die Schulter des Alten, indem er sagte: Ja, ja, Kamerad, jedes Unglück ist immer noch zu etwas nütze; die beiden Leutchen waren sich wohl schon lange gewogen, aber erst heute Morgen ist es zu einer Erklärung gekommen. Ich freue mich königlich darüber, und Ihr habt doch auch nichts dagegen?“

„Ich, mein Herr Hauptmann, freue mich auch, aber hätte doch seinem alten Clauß auch ein Wort sagen können. — Habe es längst gewünscht —

prächtige junge Dame das — wird 'ne schmucke Hausfrau geben."

„Es freut mich, daß Ihr meine ganze Ansicht theilt; aber nun kommt, Kamerad, ich will Euch das junge Volk als Brautleute vorstellen, um Rudolphs Versäumniß nachzuholen."

Hauptmann Grob nahm den Arm des Försters und zog ihn ohne Weiteres nach Rudolphs Zimmer, wo er ihn mit den Worten einführte: „Meine Herrschaften, hier ist Jemand, dessen Einwilligung zu Eurer Verbindung ich als unbedingt nothwendig erachte, da es meine volle feste Ueberzeugung ist, daß der Segen einer solch treuen biedern Seele, wie es kaum eine zweite im deutschen Lande geben dürfte, Euch gewiß nur Glück bringen kann."

Herr Hellmuth hatte während der Hauptmanns Rede die Hand des Fräuleins ergriffen, und stellte sie nun seinem alten Freunde als seine Braut vor, indem er hinzusetzte: „Verzeihe es mir, mein alter Clauß, daß ich Dir nicht von einem Glücke sprechen konnte, das ich wohl längst ersehnt habe, aber niemals als so nahe bevorstehend zu hoffen wagte. Du aber, meine süße Braut, vernimm, daß dieser Ehrenmann, der schon der Lebensretter und langjährige Freund meines seligen Vaters war, von meiner frühesten Jugend an mit der Zärtlichkeit einer Mutter, mit der Sorglichkeit eines Vaters und mit der aufopferndsten Liebe eines ältern Bruders über mich und mein Glück gewacht hat, daß ich ihm die kräftige Entwickelung meines Körpers, die Aneignung des rechten Mannessinnes und das Gedeihen meines zeitlichen Wohlstandes fast ausschließlich verdanke und ihn stets als Mann verehren werde, der mir Ersatz für meine früh heimgegangenen Eltern geboten und somit allen Anspruch auf meine wahrhaft kindliche Dankbarkeit hat. Und nun, mein alter, väterlicher Freund, gib mir und diesem theuren Mädchen als Stellvertreter meiner guten Eltern Deinen Segen."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Zu dem Pariser Kinderraub.] Am 25. Sept. um Mitternacht kam Leonie Chereau (dieß ist der Name der Kindesräuberin) mit ihrer Mutter in Paris an und wurde ins Gefängniß von St. Lazare gebracht. Am 26. bestand sie das erste Verhör daselbst, das bei Abgang dieses Berichtes (26.), nachdem es schon 5 Stunden gedauert, noch nicht zu Ende war. In dem zu Orleans mit ihr abgehaltenen Verhör erzählte sie Folgendes: Sie wohnte vor ungefähr einem Jahre der Hochzeit einer ihrer Freundinnen in Orleans bei. Sie war Brautjungfer und hatte als Begleiter den Bruder der Braut. Während der Hochzeitfeierlichkeiten trat sie mit demselben in etwas zu intime Beziehungen, und als sie später nach Paris kam, fragte sie den jungen Mann, ob er sie zu heirathen gedenke. Da dieser einen solchen Antrag sehr zweifelhaft aufnahm, fragte sie weiter, ob er sie ehelichen würde, wenn sie von ihm in der Hoffnung sey. „In diesem Falle", meinte dieser, „verdiente die Sache Ueberlegung." Leonie überlegte eben nun nicht weiter, sondern kehrte nach Orleans zurück und führte die Rolle der schwangern Frau bis zur Entbindung ihrem einstigen Galan gegenüber brieflich durch. Um nun aber auch mit dem lebenden Beweise, ihres so glücklich simulirten Zustandes auftreten zu können, begab sie sich wieder nach Paris, wo sie im Tuileriengarten das Kind des Herrn Hua zu ihrem Opfer ausersah. Wie viel von all dem sich als wahr erweisen wird, dürfte sich bald zeigen. Leonie ist von Blois gebürtig und nicht, wie das Signalement sagt, 26, sondern erst 17 Jahre alt. Sie ist klein, dick, durchaus nicht hübsch, tritt aber mit außerordentlicher Sicherheit auf. Die Haare hat sie à la chinoise frisirt. Ihre Mutter ist im Gegentheil eine große Frau im Alter von 45 Jahren, die mit sehr prätentiösen Manieren auftritt und einen sehr thatenreichen romantischen Lebenslauf hinter sich zu haben scheint.

Big Ben, die Riesenglocke des Parlaments in London, ist zum Zweitenmale gesprungen, und viel Geld war umsonst verausgabt worden. Die Einen behaupten, der Hammer sey zu schwer, die Anderen, es sey zu viel Zinn in der Mischung, und wieder Andere, die Schuld liege daran, daß die Glocke unbeweglich angeklammert wurde, so daß sich die Schwingungen nicht gehörig fortpflanzen konnten. Bis das Uhrwerk, mit dem die Glocke in Verbindung steht, aus einander genommen, bis die gesprungene Glocke stückweise vom Thurme herabgeschafft und durch eine neue ersetzt werden kann, darüber wird wenigstens ein Jahr verstreichen.

Die Einfuhr von Eiern aus Frankreich nach England bringt jenem Lande einen jährlichen Gewinn von 100.000 Franken mehr ein, als die Einfuhr französischer Weine in die drei Königreiche. Im Jahre 1815 führte Frankreich 1,300 915 Kilo Eier nach England, im Jahre 1856 aber 9 005,758 Kilo, was, 18 Eier auf das Kilo, die Zahl von 200 Millionen Eier ergibt.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der A. Walland'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung.“

№ 243 Mittwoch, 12. Oktober 1859.

Graf Joachim.

(Fortsetzung.)

Ich war im Gasthof abgestiegen, hatte eine Mahlzeit eingenommen, den Friseur kommen lassen, mich völlig für die Gesellschaft angekleidet, und sah nun, daß es erst halb neun Uhr war. Meine Sehnsucht, augenblicklich in das Haus meines Onkels zu gehen, kämpfte mit der Ueberlegung, daß ich erst mitten in der Höhe des Festes hatte eintreffen wollen, und meine große Ermüdung kam diesem letzten Plan zu Hülfe. Ich meinte immer noch eine Viertelstunde sitzen, die Zeitungen vom Morgen lesen, und das behagliche Gefühl genießen zu können, daß ich den Meinen so nahe sey, daß es nur von mir abhänge, sie in wenigen Minuten zu erreichen. Ich sah sie vor mir, meine Tante mit ihrer lebhaften Freude, meinen Onkel mit seinem ruhigen und heitern Blick. Er musterte mich, er fand, daß ich gut aussah, er stellte mich verschiedenen Personen vor, aber ich beachtete das Alles nicht. Ich fragte, ob der Prinz, dessen Leibarzt mein Onkel war, nicht zu dem Balle geladen sey, und im Grunde war mir auch das sehr gleichgültig, denn ich suchte nur Eugenie. Ich machte mich von meinem Onkel frei, sobald ich konnte, und als ich mich umwendete, standen Lina und Eugenie in der Nische, die sonst ein großes Sopha eingenommen, auf einem Gestelle, das wie ein Altar oder wie ein Thron aussah, und das von einem hohen Gitter eingeschlossen war. Die sonderbare Position fiel mir gar nicht auf. Sie schien mir zu den Einrichtungen für das Fest zu gehören, und ganz in der Ordnung zu seyn. Nur daß das Gitter mich von Eugenie trennte, war mir unangenehm, und ich eilte an dasselbe heran, wollte es öffnen — da kam das ganze Gitter ins Schwanken, und fiel mit einem Schlage auf mich nieder. Ich hörte den klingenden Fall, ich sprang in die Höhe — die Uhr im Vorsaal schlug zehn — ich war eingeschlafen, ich hatte geträumt.

Im nächsten Augenblicke hatte ich meinen Mantel umgeschlagen und eilte die Treppe hinunter. Droschken kannte man damals in Berlin noch nicht, einen Wagen kommen zu lassen, hätte mich über die Gebühr versäumt. Mit raschem Schritte ging ich die Linden hinab, der Schnee knisterte und leuchtete unter meinem Tritte; es war still in der Straße. Vor dem Hause meines Onkels hielten mehrere Wagen, die Kutscher waren von den Sitzen gestiegen, um vor den Wagen auf- und niedergehend, sich mit der Bewegung und mit Plaudern die Kälte und das Warten weniger empfindlich zu machen. Einer von ihnen trug die Livree des königlichen Hauses.

Das Herz schlug mir gegen die Brust. Ich flog die Treppe in die Höhe. Oben sah der alte Diener meines Onkels mich kommen. Er wollte einen Ausruf der Freude thun, ich bedeutete ihm zu schweigen. Vergnügt lächelnd und sich die Hände reibend, nahm er mir den Mantel ab, und öffnete die Thüre, welche nach dem Tanzsaale führte. Aber eben so schnell trat ich zurück, ich wollte nicht gesehen werden, ich wollte sehen, und in den Korridor tretend beschloß ich, durch die Zimmerreihe des Seitenflügels in den Saal zu gehen.

Verwundert sah die Kammerjungfer meiner Tante, wie ich die Schlafstube derselben durchschritt, ohne ihr auch nur einen guten Abend zu bieten. Ich konnte nicht sprechen, ich hatte nur einen Gedanken. An die Stube meiner Tante stieß das Zimmer meiner Cousine, dann folgte ein Kabinet, das die beiden Damen als Boudoir benützten. Es war als Laube gemalt, wie es damals Mode war, und pflegte bei Festen mit den Pflanzen des Treibhauses geziert und umstellt zu werden. Das war auch jetzt der Fall. Ein starker Duft von Hyacinthen strömte mir entgegen, als ich die Thüre öffnete, und bei dem Schein der mattgeschliffenen chinesischen Lampe, welche von der Decke hernieder hing, sah ich Eugenie.

Die Vorhänge nach dem nächsten Zimmer waren gegen die Gewohnheit nieder gelassen, der Prinz hielt ihre Hand, seine Stellung gegen die Thüre zeigte es, er vertrat ihr den Weg.

In demselben Augenblicke war ich an ihrer Seite, in demselben Augenblicke umschlangen mich ihre

Arme, barg ich sie an meiner Brust. Der Prinz zog sich zurück, die Gräfin d'Altremont stand vor uns. Sie war es gewesen, welche mit geschickter Hand die Vorhänge nach der Seite der Gesellschaftszimmer hatte fallen lassen; ich zweifle, daß der Prinz es wußte, welch' gefällige Freundin er an ihr besaß.

Was nun weiter geschah, was in jener Stunde zwischen mir und Eugenie, zwischen uns und ihrer Mutter vorging, ist mir unvergessen; es gehört in den Bereich der Erinnerungen, die man nur sich selber zu wiederholen im Stande ist.

Die Gräfin verließ den Ball mit ihrer Tochter. Ich fühlte mich nicht fähig, in der Gesellschaft zu erscheinen. Der alte Diener und die Kammerjungfer versprachen mir bis zum andern Tag zu schweigen. Ich kehrte in mein Hotel zurück, ohne Jemand von meiner Familie gesehen oder gesprochen zu haben; aber ich versicherte mich erst, daß die Gräfin und Eugenie ihre Wohnung erreicht hatten, und daß kein Fremder ihnen gefolgt war.

Noch in derselben Nacht schrieb ich dem Grafen, dessen Adresse ich durch Eugenie erfahren hatte. Am andern Tage, als ich in der Frühe bei meinem Onkel war, und ihm das Vorgegangene vertraute, erhielt ich durch Eckbert mündliche Nachricht von Eugenie. Es hatte eine sehr heftige Scene zwischen der Mutter und der Tochter gegeben. Die Gräfin hatte mit derselben Berlin verlassen wollen, Eugenie hatte sich dem Vorhaben widersetzt, und fest erklärt, sie werde sich unter den Schutz meines Onkels flüchten, wenn die Gräfin sich von Berlin entfernen, und dem Prinzen noch ferner den Zutritt zu ihrem Hause gestatten werde. Darauf, daß sie dieses thue, solle ich bauen wie auf ihre Liebe und auf ihre Treue. Mir schreiben oder mich wiedersehen, ehe sie dazu die Zustimmung des Grafen habe, wolle und könne sie nicht. Es sey nöthig, daß ihm der Glaube an sie und an ihre liebevolle Unterwürfigkeit erhalten bleibe. Sie habe ihn gebeten, ihre Prüfungszeit abzukürzen und uns seine Zustimmung zu geben, und sie wisse, er werde uns Beides nicht versagen, er werde auch die Einwilligung ihrer Mutter zu erlangen wissen.

Damit endigt eigentlich der Roman meiner Jugend, aber das Glück meines Lebens begann erst mit der Stunde, in welcher Eugenie die Meine wurde. Heute, nachdem das Schicksal es uns vor einigen Monaten vergönnte, im Kreise einer weitverbreiteten Familie, nach dem Verlaufe eines ganzen Menschenalters, unsern dreißigsten Hochzeitstag zu feiern, weiß ich es aber nicht zu sagen, ob mir die jugendliche Liebesfeier an unserm ersten Hochzeitstage, ob mir der dreißigste Hochzeitstag, den ich an der Seite der geliebten, unwandelbaren Gefährtin meines Leben feierte, glücklicher gewesen ist.

Lina und Eckbert verheiratheten sich vor uns. Lina ist auch vor uns dahingegangen. Ein tüchtiges, von ihr entstammtes Geschlecht umgibt den Grafen Eckbert, der in Fülle der Gesundheit auf den Familiengütern lebt, und macht dem Namen Ehre, den es trägt. Und Graf Joachim —

Graf Joachims letzte Lebensjahre verdienen noch ein besonderes Kapitel, das für jetzt den Schluß der Aufzeichnung machen soll, welche die liebevolle Neugier meiner Kinder von mir als Weihnachtsgabe für sich forderte.

(Fortsetzung folgt.)

Französisch und Deutsch.

(Fortsetzung.)

Mit diesen Worten beugten sich die beiden jungen Leuten vor der wirklich ehrwürdigen Gestalt des Alten, der jedoch nur auf des Bräutigams Haupt seine rechte Hand zu legen wagte, während er mit der linken nach den Brustbildern von Rudolph's Eltern deutete und vor Rührung stockend sagte: „Der Segen Deiner Eltern komme auf Dich und auf Sie, mein Fräulein — Gottes Segen liegt im Segen der Eltern — beten oben im Himmel — und der alte Clauß betet für Euch auf Erden. Dank' Dir, mein Junge, für Deine Liebe — hast mir Weib und Kind reichlich ersetzt. — Mache sie ganz, ganz glücklich, alter, treuer Gott im Himmel!"

Bei diesem Vorgange waren Thränen in die Augen aller Anwesenden getreten, und als Thekla den alten Clauß dankend bat, auch ihr Theil an seiner Liebe zu Rudolph zu gönnen, erwiderte er fast barsch: „Haben schon Ihr Deputat, Fräulein!" und wandte sich rasch nach der Thüre, denn eben war ihm bemerklich geworden, daß mehrere starke Tropfen aus seinen Augen den Weg nach dem weißen Schnurrbarte gefunden hatten. Schnell verließ er das Zimmer, um in der Stille seines Stübchens sich wieder in das nöthige Gleichgewicht zu bringen, wurde aber dabei von einem seiner Burschen aufgehalten, der ihm rapportirte, daß Leute aus dem Dorfe da seyen, welche sich nach Herrn Hellmuths Befinden erkundigen wollten.

„Alles gut, Max — der junge Herr ganz wohlgemuth — hat 'ne Braut mitgebracht — Fräulein Thekla — drüben von Grobberg — werde gleich kommen — selbst mit den Leuten reden: — nein, sag' Du ihnen das — marsch!"

Mit dieser Auskunft ganz zufriedengestellt, entfernten sich die theilnehmenden Landleute, und bald sah man Boten durch das ganze Dorf eilen, welche die

frohe Nachricht von Haus zu Haus trugen und zu einer Versammlung einluden, um über die Veranstaltung des schon früher proponirten Festzuges aufzufordern, der sofort beschlossen und dessen Ausführung auf den Spätnachmittag desselben Tages festgesetzt wurde.

Der alte Clauß war mehr beglückt über die Vorgänge dieses Tages, als er sich selbst gestehen wollte, ja es wurmte ihn sogar etwas, daß ein Untergebener möglicherweise seine Rührung bemerkt haben konnte; aber trotzdem wußten Alle, die längere Zeit auf Thalheim gelebt hatten, was das leise Pfeifen eines alten Militär-Marsches, der rasche, flüchtige Schritt, das Leuchten der Augen, der auf die Seite gerückte Hut und ganz besonders das umgehangene silberne Pulverhorn bei dem Förster zu bedeuten hatte. Sobald er sich nach seiner Weise festlich angethan zu haben meinte, machte er seinem Jagdgehülfen Kaspar einen Besuch, der heute an dem eingetretenen Wundfieber litt und, nach Art solcher Patienten, ziemlich mürrisch war. Auf die Mittheilung seines Vorgesetzten von Rudolph's und Theklas Verlobung platzte Kaspar heraus: „Ja, ja, Herr Hellmuth hat nach dem Schusse die Braut, ich aber nur den Schuß!“

Clauß sah den Kranken lächelnd von der Seite an und sagte mit eigenthümlichem Ausdrucke: „Abwarten, mein Junge — abwarten!“ verließ aber ohne weitere Erklärung das Zimmer, um nach dem verwundeten Gefangenen zu fragen. Dieser hatte bereits mehrmals nach dem Förster verlangt, über dessen Stellung auf Thalheim er sich klar geworden seyn mochte, und war sichtlich erfreut, als er den alten Clauß eintreten sah. Ohne lange Einleitung sagte Roüe: „Herr Förster, haben Sie die Güte, mir einige Minuten Gehör zu schenken, damit ich Ihnen ein kurze Schilderung gebe, die mir vielleicht die Pein eines mehrmaligen Verhöres erspart, wenn Sie das Gehörte Herrn Hellmuth mittheilen wollen. Der mit mir gefangene Vogt und ich sind beide Deutsche und mußten wegen Betheiligung an dem Aufstande zu B. im Jahre 1849 fliehen. Aus der Schweiz verwiesen, gingen wir nach England, fanden aber dort bei der Menge politischer Flüchtlinge keine Mittel, unsere Existenz genügend zu sichern, und folgten deßhalb der Einladung eines Bekannten, uns nach Frankreich zu begeben, um in Paris Verwendung zu finden. Leider sahen wir sehr bald, daß unsere Hoffnungen auch da nicht in Erfüllung gehen sollten, wenigstens nicht in der von uns gewünschten Weise. Die Erbitterung gegen die deutschen Regierungen und der fühlbar werdende Mangel führten uns den Kreaturen Louis Napoleon's in die Hände, welche uns anfänglich poussirten, von der Vermittelung einer allgemeinen Erhebung Deutschlands unter der Mitwirkung der französischen Regierung sprachen, schließlich unsere Verbindungen und Bekanntschaften ausbeuteten, zuletzt uns aber mehr und mehr herabdrängten, bis wir zu Dem wurden, als was Sie uns gefunden haben, nämlich die erbärmlichen Gehülfen eines französischen Emissärs. Der Druck der Verhältnisse hat hart auf uns gelegen, und wären die deutschen Regierungen nach dem Beispiele Oesterreichs weniger unversöhnlich gegen die politisch Verfolgten gewesen, viele würden freiwillig heimgekehrt seyn, um den verletzten Gesetzen gerecht zu werden, denn das Loos eines deutschen Flüchtlings im Auslande ist in vielen Fällen noch schrecklicher, als das der daheim Eingekerkerten. Ich werde den Tod mit Freuden begrüßen und habe nur noch die Versicherung zu geben, daß ich aufrichtig bereue, je gegen die Gesetze gefehlt zu haben.“

Heute war der alte Clauß durchaus nicht in der Stimmung, einen Menschen und noch dazu einen kranken, bereuenden Gefangenen zu verdammen, und sagte deßhalb: „Na — werdet schon durchkommen — will Herrn Hellmuth darüber sprechen — Hauptfuchs ist aus dem Garne gebrochen — könnt schon noch wieder brave Leute werden — will Euch nicht tiefer hinein bringen. Muß jetzt sehen, was es draußen gibt. Adieu.“

Auf dem Hofe hatte sich während dieser Zeit ein bunter Zug von Landleuten eingefunden, der sich eben aufstellte und ein deutsches Lied anstimmte, als der Förster aus dem Nebengebäude trat. Kaum wurde man seiner ansichtig, so schritt einer der Väter des Dorfes auf ihn zu und fragte, ob es Herrn Hellmuth wohl angenehm seyn möchte, ihren Glückwunsch zu empfangen. Der alte Clauß hatte an diesem Beweise der Liebe dieser braven Menschen seine herzliche Freude und sagte deßhalb: „Was angenehm! — fragt erst lange — schießt los, Alter. Herrschaft ist oben im Familienzimmer!“

Der Alte war kaum zu den Dörflern zurückgetreten, so erschien Herr Hellmuth mit Thekla und dem Hauptmann Grob auf dem Balkon. Ein lautes, jubelndes Lebehoch begrüßte die Herrschaften, und drei festlich geputzte Mädchen, geleitet von eben so viel kräftigen Burschen, umgaben einen ehrwürdigen Greis, der zu Herrn Hellmuth hinaufschritt und ihn mit kurzen, kräftigen Worten bat, die Glückwünsche seiner Gutsunterthanen zu seiner Heimkehr aus fremdem Lande, zu der Errettung aus naher Gefahr und vor Allem zu seiner Verlobung mit einem deutschen Mädchen anzunehmen. Dabei gedachte der greise Sprecher des seligen Hauptmanns Hellmuth, der es sich habe angelegen seyn lassen, der Gemeinde Thalheim ein gütiger Herr zu seyn, und dankte dem jungen Herrn für das unausgesetzte Bemühen, seine ganze Umgebung so glücklich als möglich zu machen, wofür er niemals einen andern Lohn gefordert habe, als die Liebe seiner Gutsunter-

thanen. Wie ihm das gelungen, davon wollten sie ihm in ländlich einfacher Art heute einen kleinen Beweis durch den veranstalteten Aufzug geben, und ganz Thalheim verspreche laut, treu zu seinem Hause zu halten in Freud und Leid. Der Alte trat zur Seite, und die drei Mädchen überreichten dem jungen Herrn einen prachtvollen Myrthenstock, mit dem Bemerken, er solle recht bald davon den Brautkranz seiner Verlobten schneiden, während die drei Bursche die erfreute Thekla baten, ihnen einen Platz zu bezeichnen, wo sie den mitgebrachten jungen Eichbaum zur steten Erinnerung an diesen Tag pflanzen könnten. Auf einen beifälligen Wink ihres Verlobten schritt Thekla nach der Mitte des Perrons und sagte laut: „Hieher pflanzt den Baum, der das Wahrzeichen ächt deutschen Wesens ist, daß er noch den kommenden Geschlechtern Zeugniß gebe von der Treue und Liebe, mit welcher in Thalheim Herrschaft und Gemeinde zu einander standen."

Der junge Eichbaum hatte unter Leitung des alten Clauß seinen Platz eingenommen, und auf die Einladung Herrn Hellmuths versammelten sich die Anwesenden in dem Parterresaale des Gutsgebäudes, wo bei heiteren Scherzen der schäumende Becher unter den Versammelten kreiste. Natürlich wurde auch der jüngsten Ereignisse gedacht, wobei es von selbst zu Fragen über den Stand der Kriegs-Angelegenheiten kam. Unter den Anwesenden erhoben sich mancherlei Meinungen, und der uns bekannte Alte mochte nicht ohne Grund fürchten, es könne zu Spaltungen kommen, die, anfänglich unbedeutend, später doch von Einfluß auf den allgemeinen Frieden in der Gemeinde werden könnten.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Briefe und Zeitungen aus Australien schildern die dortigen Zustände mit sehr düstern Farben. Das Goldfieber, welches Hunderttausende nach den angeblich reichhaltigen Goldlagern am Fitzroy-River getrieben hatte, ist längst einer bitteren Enttäuschung gewichen und Tausende arbeit- und brodloser Einwanderer überschwemmen seitdem das Innere. Dennoch landen noch täglich neue Einwanderer-Schaaren, darunter leider viele Deutsche, denen die Mittel zu weiterem Fortkommen fehlen. Da trotzdem das Parlament von Südaustralien abermals 20,000 Pfd. St. für Beförderung freier Arbeiter bewilligte, erklärten die Arbeiter zu Port Adelaide am 27. Juni in einer großen Versammlung diesen Beschluß für unmenschlich und nahmen eine Sturmpetition an, in der sie die Verwendung jener Summe zu öffentlichen Bauten und Arbeiten verlangen. Zu diesen trostlosen Zuständen kommen noch Nachrichten aus dem Innern, daß sich die eingebornen Stämme in Masse dem weiteren Vordringen der goldgierigen Weißen zu widersetzen angefangen. In der Gegend von Port Curtis hat ein schrecklicher Kampf bereits stattgefunden. Im April waren nämlich wieder gegen 200 Goldgräber von Port Curtis nach dem Innern aufgebrochen. Nachdem sie etwa 200 englische Meilen weit vorgedrungen, stießen sie auf zahlreiche Horden Eingeborner, die sich ihnen widersetzten, aber anfangs zurückgetrieben wurden. Aber eine Abtheilung von etwa 30 Weißen, die sich zur Aufsuchung von Goldlagern von den Uebrigen getrennt hatte, kehrten nicht mehr zurück und ihre verstümmelten Leichen wurden endlich in einem Gebüsche aufgefunden. Auch die übrigen wurden bald von den immer zahlreicher werdenden Eingebornen angegriffen und zum Rückzug gezwungen, auf dem sie in einem verzweifelten Gefecht 50 Todte zurückließen. Der Rest erreichte, hartnäckig verfolgt, Port Curtis in einem höchst traurigen Zustande. Diese Eingebornen sollen im Gegensatze zu den Andern kupferfarbig und sehr kriegerisch seyn. Die Weißen bei Port Curtis haben einen Streifzug gegen dieselben beschlossen.

Ein Gaunerstückchen ganz neuer Art bildet den Hauptgegenstand der Börsengespräche in Berlin. Vor einigen Tagen kommt an fünf der ersten dortigen Bankhäuser ein schriftlicher Auftrag, auf Rechnung eines Bataillons des 20. Regiments 750 Thlr. 5proz. Anleihe anzukaufen; am 3. Okt. werde der Adjutant, Hauptmann **, eintreffen, um die Papiere, in welchen die Ersparnisse des Bataillons angelegt werden sollten, abzunehmen. Am 3. Okt. meldete sich auf den Komptoirs der fünf Häuser ein Fremder in richtiger und vollständiger Offiziersuniform, um die Papiere abzunehmen und als Valuta eine mit Unterschriften, trockenen und farbigen Stempeln reichlich ausgestattete und durch Vermerk mit rother Tinte acceptirte Anweisung auf die Generalmilitärkasse, zahlbar, abzuliefern. Bei vier Häusern gelang es, die Anweisung vorzubringen, welche präsentirt und als gefälscht zurückgewiesen wurde; im Komptoir des fünften Hauses soll die Anweisung nicht angenommen, und, wenn auch spätere, Baarzahlung erbeten worden seyn, welche natürlich nicht erfolgte. Wer der Thäter ist, konnte nicht ermittelt werden.

Redakteur: Gustav Reffert.
Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 244 Donnerstag, 13. Oktober 1859.

Graf Joachim.

(Fortsetzung.)

Zwölftes Kapitel.

Meine Ueberraschungsreise nach Berlin war nur der Vorläufer meiner gänzlichen Uebersiedelung, die schon sechs Wochen danach erfolgte. Noch während des Aufenthalts in meinem ersten Wirkungskreise erhielt ich die Einwilligung des Grafen zu meiner Heirath mit Eugenien, aber es entstand nun die Frage, wo meine Braut bis zu der Hochzeit bleiben sollte, welche der Graf bis zu seiner Rückkehr hinausgesetzt hatte.

Eugenie selbst wünschte die Trennung von ihrer Mutter. Der Graf übernahm es, die Hindernisse zu besiegen, welche diese entgegenstellte, und da sich der Gräfin d'Altremont gerade in jenem Zeitpunkte, durch Vermittlung des französischen Gesandten in Berlin, die Aussicht eröffnete, in den Hofstaat, welcher die Gemahlin des ersten Konsuls umgab, eine bedeutende Stelle einzunehmen, bei der es mehr auf einen großen aristokratischen Namen, als auf den Charakter seiner Trägerin ankam, so hatte Graf Joachim es bald nicht mehr nöthig, ihr gegenüber irgend welche Künste aufzubieten. Die Gräfin war offenbar damit zufrieden, der Sorge für ihre Tochter entledigt zu seyn, da diese sich ihren Wünschen und Absichten in keiner Weise geneigt erwiesen hatte, und noch ehe das Frühjahr herankam, hatte sie den Tag ihrer Abreise nach Paris schon festgesetzt.

Das Natürlichste wäre jetzt gewesen, wenn Graf Joachim zurückgekehrt wäre, und Eugenie in seine Obhut genommen hätte. Er zeigte sich aber auch dazu nicht geneigt, und lehnte es eben so bestimmt ab, meine Braut dem Schutze meiner Tante, oder dem Schutze einer ihr befreundeten Familie anzuvertrauen. Mit Vorschlägen und Ueberlegungen aller Art gingen die Wochen hin. Die Gräfin d'Altremont wollte ihre Reise nicht verschieben; da erhielten meine Tante und Eugenie gleichzeitig Briefe von dem Grafen, die desselben Inhalts waren.

Nach reiflicher Ueberlegung, hieß es darin, sey er zu der Ansicht gekommen, daß es für Eugenie gut und nothwendig seyn würde, wenn sie das bürgerliche Leben und die Verhältnisse des Bürgerstandes kennen lerne, in welchen sie einzutreten beschlossen habe. Er habe sich daher an die Tochter eines Freundes, an eine ihm und mir gleich befreundete Dame gewendet, und von ihr die Zusage erhalten, daß es sie sehr freuen, ja sie glücklich machen würde, seinem Mündel und meiner Braut irgend einen Dienst leisten zu können. Vom ersten März ab würden in meinem bisherigen Wohnorte ein paar Zimmer im Hause des Rathsmannes, und die freundlichste Aufnahme von Seiten seiner vortrefflichen Tochter, Eugenie erwarten, und gegen den Herbst werde er selbst zurückkommen, sein Mündel aus den Händen Elfriedens zu empfangen und in meine Hände zu übergeben.

Niemand von uns Allen hatte diesen Vorschlag erwartet, aber Alle waren damit einverstanden. Mir und Eugenien wurde damit die Möglichkeit eines achttägigen ungehinderten Beisammenseyns geboten, mein Onkel und meine Tante waren der Ansicht, daß ein Einblick in enge Verhältnisse meiner Braut ihre künftige Existenz nur angenehmer machen, und sie auf einem heilsamen Umwege von der aristokratischen Sphäre in die ihr bestimmten Kreise führen würde. Eugenie hatte aus der Erinnerung an ihre Kindheit eine Zuneigung für Elfriede bewahrt, und diese selbst war so glücklich über diesen Beweis des ihr vom Grafen Joachim bewiesenen Vertrauens, so glücklich darüber, ihm so wie mir und meiner Braut einen so wesentlichen Dienst leisten zu können, daß sie ihre Freude lebhafter äußerte, als es sonst ihre Weise war.

Unser Verhälniß stellte sich dadurch wie mit einem Zauberschlage in seiner ganzen, alten Innigkeit her. Ich brachte jede freie Stunde in ihrem Hause zu, wir richteten gemeinsam die Zimmer für meine Braut mit allem nur möglichen Comfort ein, und ich glaube wirklich, die gute Seele erwartete Eugenie mit demselben Entzücken wie ich selbst.

Wir verlebten acht glückliche Tage in dem gastlichen Hause des Rathsmannes, und ich verließ

meine Braut nach denselben mit der Ueberzeugung, daß sie nirgends besser aufgehoben sey, daß sie sich nirgends zufriedener fühlen würde, als neben Elfriede. Auch sprachen alle ihre Briefe an mich und den Grafen dieß beständig aus, ja ich konnte es mir nicht verbergen, daß der Umgang mit einer so ächt weiblichen und maßvollen Natur, einen wesentlichen und vortheilhaften Eindruck auf Eugenie machte. Es war durch die männliche Erziehung des Grafen, durch den Widerstand, welchen sie ihrer Mutter hatte entgegensetzen müssen, eine gewisse Herbigkeit und Schroffheit in ihr erzeugt worden, die sich in der ruhigen Umgebung, die sich in Elfriedens Nähe mehr und mehr verlor.

Als ich sie im Sommer einmal besuchte, erschienen mir Beide, Eugenie und Elfriede, noch liebenswürdiger als zuvor, und die Zärtlichkeit, welche sie für einander hegten, hatte etwas sehr Liebliches. Sie theilten die Neigung für mich, die Verehrung für den Grafen, und Eugenie hatte nur den einen Wunsch, daß der Letztere sich entweder in ihrer, oder in Elfriedens Nähe niederlassen möge, weil sie in beiden Fällen über Pflege seiner spätern Jahre sich beruhigt fühlen würden.

Gegen den Herbst hin verkündete uns ein Brief des Grafen seine Heimkehr und seinen Vorsatz, für das Erste in dem von ihm gemietheten Hause seinen Aufenthalt zu nehmen, in welchem auch unsere Trauung vollzogen werden sollte. Er wies eine Summe für die Einrichtung des Hauses an, beauftragte den Rathsmann, ihm die nöthige Dienerschaft zu miethen, und Eugenie schrieb mir am Tage nach seiner Rückkehr, daß er sich sehr zufrieden mit allen von ihr und Elfriede getroffenen Anordnungen gezeigt habe. Sie konnte mir dabei nicht genug schildern, wie vortheilhaft die Reise und der erneute Verkehr mit Menschen auf ihn gewirkt hätten. Er sey zwar noch der Alte, soweit es seinen Eigenwillen und seine augenblicklichen Aufwallungen betreffe, aber sie könne ihn sich jetzt recht vorstellen, wie er in seiner Jugend gewesen seyn müsse, und sich kaum noch denken, daß er Jahre lang so einsam in seinem Schlosse gesessen habe, daß er den grünen Serge-Rock getragen und mit dem Panduren und dem Chasseur durch das Land gefahren sey.

Elfriede äußerte sich über ihn ganz in demselben Sinne. Sie mahnte mich an den Tag, an welchem sie den Grafen so bedauert, weil er Hohensteinau verlassen habe, und an dem ich sie mit dem Sprüchwort: à quelque chose malheur est bon! getröstet hatte. Nur daß er seinen Zorn gegen Eckbert, seine Abneigung gegen Lina nicht überwunden hatte, welche auf dem Schlosse ein glückliches Leben führten, betrübte sie, und sie nannte es einen Zug seiner bösen Natur, daß er sich gerade in der Nähe des jungen Paares niederlasse, daß er sich an einem Orte ansiedle, an dem nichts ihn reizen könne, als die Grille, denselben seinem Neffen unheimlich zu machen, der doch gerade auf den Verkehr mit diesem Platze angewiesen sey.

Erst am Tage vor unserer Hochzeit sah ich den Grafen wieder. Er zeigte sich wie ein gütiger Vater gegen uns, er hatte Freude an unserem Glücke, und dieß Behagen stand ihm sehr wohl an. Wir versuchten es, eine Versöhnung mit Eckbert anzubahnen, aber wir berührten damit die wunde Stelle in dem Herzen des Grafen, und warfen es uns vor, sie angetastet zu haben, während Elfriede seine Unversöhnlichkeit beklagte und tadelte.

(Schluß folgt.)

Französisch und Deutsch.

(Schluß.)

Durch starkes Klopfen an sein Glas machte der Alte auf sein Verlangen, zu sprechen, aufmerksam, und sagte dann laut:

„Gebt 'mal Ruhe, jung's Volk, will euch gleich zum Rechten helfen, und wem's halt nicht g'fallt, der scheer sich. Horchen's, Herr Hellmuth, alle Leut' sagen, der Louis drüben hab' 'n Krieg angestellt, Oesterreich mög' keinen Krieg, würd' jedoch kaum mit Frankreich und Sardinien allein fertig werden, sey aber auch nicht zu bedauern, wenn's Glitsche kriege. Unterdeß leid'ts deutsche Land, am Rhein steht 'n Haufen Franzosen, und in Deutschland rührt sich nix, bis wir das Volk am Ende wieder im Lande haben. Seyns doch so gut, Herr Hellmuth, und schneid'ns uns die Sach' 'mal klein."

„Das will ich recht gern thun, aber laßt erst eure Gläser füllen, damit wir auch einmal trinken können, wenn ein Abschlag kommt, wie man in den Bergen sagt. — Daß der jetzige Krieg von Louis Napoleon angestellt worden ist, daß er nach langen Hetzereien Sardinien endlich dahin gebracht hat, Streit mit Oesterreich zu suchen und nun daran Theil nimmt, um eine Zahl unruhiger Köpfe aus dem Lande zu bringen und die Aufmerksamkeit des armen, gedrückten Volkes von sich selbst ab und nach außen zu lenken, das ist ausgemachte Sache, die keiner Beweise bedarf. Ebenso ist es richtig, daß Deutschland bei diesem Kriege verschiedentlich leidet und noch mehr leiden würde, wenn, was wohl von Frankreich und Sardinien beabsichtigt wird, die Lombardei von Oesterreich weg und an einen dieser beiden Staaten käme, denn die von den Italienern verlangte und erwartete Selbstständigkeit ist eine zu große Lächerlichkeit. Bei diesen unleugbaren

Thatsachen, zu denen auch noch die Möglichkeit kommen kann, daß Oesterreich aus Italien vertrieben wird, falls es keine Unterstützung von außen erhält und Frankreich alle seine Kräfte dorthin wendet, ist allerdings für uns die Frage gerechtfertigt: warum kommt den Oesterreichern Niemand zu Hülfe und warum betheiligt sich insbesondere Deutschland nicht ernsthafter an diesem Streite? Darauf läßt sich nun in Kürze Folgendes sagen: Der österreichischen Regierung werden allerdings von verschiedenen Seiten Vorwürfe gemacht, die allen Schein des Begründetseyns für sich haben. Dieß gilt namentlich von den Hemmnissen, welche den deutschen Unionsbestrebungen des Jahres 1848 entgegengesetzt wurden, von der Einwirkung auf die Sache Schleswig-Holsteins, von der Entfremdung durch Verfassung und Verwaltung, die dem Grundgesetze des österreichischen Staatenbandes widersprechen, von der bis jetzt unterbliebenen Ausführung der Bundesakte in Betreff seiner eigenen Verfassung. In wie fern diese Punkte das staatliche Interesse des gemeinsamen Vaterlands berühren oder Gegenstand der Einmischung anderer Regierungen sind, das kann bei der jetzigen Zeit weniger in Frage kommen als die Folgen, welche eine Beeinträchtigung der Rechte und Besitzzustände der Krone Oesterreichs für Deutschland nothwendig herbeiführen müßte. Hat auch Deutschland mit Oesterreich zu rechten, so sind doch unsere Fürsten ohne Ausnahme zu sehr fürstlich und beziehentlich deutsch gesinnt, als daß sie einem deutschen Fürsten und den deutschen Völkern die Maßregeln der österreichischen Regierung sollten entgelten lassen. Mag man immerhin darauf sehen, daß in den Gränzen der österreichischen Staaten die religiöse Gewissensfreiheit gewährleistet, daß Oesterreich enger mit der deutschen Sache in Verbindung gebracht werde, — Alles geschehe, aber Beistand müssen wir ihm leisten, einmal, damit diese Erfordernisse zum Vortheile des Gesammtvaterlandes zur Ausführung kommen, und zweitens, weil die österreichische Monarchie vermöge ihrer Geschichte, der Abstammung ihres Regentenhauses der Bildung des herrschenden Theiles der Bevölkerung, vermöge ihrer Stellung zum deutschen Bunde und der hohen Bedeutung der deutschen Sprache, welche die Staatssprache bildet, ein deutscher Staat ist. Das Kaiserwort Franz Josephs wird als hinlängliche Garantie für die Wünsche Deutschlands genügen, und was das deutsche Volk durch seine Vertreter in den Kammern der intelligentesten Länder ausgesprochen hat, das werden seine Söhne mit Thaten der Tapferkeit bewahrheiten, sobald der Ruf: „Zu den Fahnen!“ erschallt. „Was Oesterreich geschieht, das geschieht auch Deutschland,“ sagt der Abgeordnete Mohl in Stuttgart und schließt seine begeisterte Rede mit den Worten, die ich auch für uns zum Wahlspruch vorschlage: „Es gibt keine Politik für Deutschland, als daß Einer für All' und Alle für Einen bereit sind!“ — Aehnlich spricht sich die sechste europäische Großmacht und namentlich eine Stimme aus dem intelligenten Sachsen dahin aus: „Alles, was deutsch handeln im gegenwärtigen Augenblicke nichts Anderes ist, als im Verein mit Oesterreich den gallischen Potentaten derb deutsch in kurzem Umrisse die Meinung des deutschen Volkes, und ich schlage vor, daß wir auf das Glück der österreichischen Waffen, auf den Sieg der gerechten Sache, auf das Wohl Franz Joseph's und aller deutschen Fürsten, so wie auf das Gedeihen unseres lieben deutschen Landes ein dreifaches Hoch ausbringen, und die Gläser bis auf den Grund leeren!“

Mit Begeisterung stimmten alle Anwesenden in diesen Toast ein, und namentlich waren es die jungen Burschen, welche es lieber gesehen hätten, wenn sie den Oesterreichern gleich zu Hülfe eilen durften. Gar manches deutsche Wort wurde auch noch von diesen einfachen Leuten gesprochen, und als sich Herr Hellmuth mit seiner Braut und dem Hauptmann Groh zurückzog, hallte ihnen wiederholter Jubelruf nach, der es deutlich dokumentirte, daß der Deutsche bei nur einiger Anleitung leicht zu Allem zu entflammen ist, was einem großen und freien Volke zur Zierde gereichen und ihm die Achtung Anderer sichern muß. Die Alten mahnten zur Heimkehr, da ließ sich der alte Clauß noch einen gewaltigen Becher füllen, erhob ihn und sagte: „Soll euch Allen nochmals danken — habt auch mir große Freude gemacht — wollen zusammenhalten — sollen nimmer sagen dürfen, der Deutsche sey am verlassensten von dem Deutschen. Oesterreich ist in ungerechtem Kampfe angegriffen — Deutschland muß groß seyn im Schutze der guten Sache — muß ein Machtwort sprechen bei der Entscheidung der Geschicke Europas — Deutschland hoch, hoch, hoch!“ Damit trank er der Versammlung den Scheidegruß zu, worauf sich diese entfernte.

Der Förster folgte den Herrschaften auf Rudolphs Zimmer, und dort sprach Thekla den Wunsch aus, den verwundeten Jäger Kaspar zu sprechen. Clauß ging selbst, um nachzusehen, ob Kaspar herbeikommen könnte, fand ihn aber unter den Händen des Chirurgen, der so eben den Verband erneuert hatte und es bestimmt untersagte, daß Kaspar das Zimmer verlasse, weßhalb sich die Herrschaften entschlossen, dem treuen Diener einen Besuch zu machen, der sich über diesen Beweis freundlicher Theilnahme herzlich freute. Auf Thekla's Frage nach der Ansicht des Chirurgen über die Gefahr der Verwundung erklärte Kaspar, dieser habe sich sehr befriedigt geäußert und behauptet, daß kein Nachtheil zurückbleiben werde. Der alte Clauß setzte jedoch hinzu: „Herr Hauptmann und auch Rudolph meinen immer,

sollte mir einen Adjunkten nehmen — dachte schon an Kaspar — ist nun nichts."

„Warum denn, Clauß?" fragte Thekla, die den Seitenblick des Alten bemerkte.

„Müßte auf das alte Forsthaus ziehen — hätte ja keinen Menschen, der die Wirthschaft versorgt — wohnt sich schlecht allein — muß mich nach einem Mann umsehen, der eine Frau hat."

„Nun, dafür laß mich sorgen, guter Clauß. Mache Du Kaspar zu Deinem Adjunkten und laß mich ihm eine Wirthschafterin besorgen, wozu meine Therese recht gut passen wird, dann wirst Du auch sehen, daß Kaspars Wunde recht bald heilt."

„Meine, Therese geht nicht darauf ein — hat mir gesagt, die Jäger wären abscheuliche Malefizkerle, — möchte keinen und vollends Kaspar nicht."

„Das laß nur mich ermitteln und erkläre Dich bestimmt."

„Nun, mein Junge," sagte Clauß, zu dem Kranken tretend, „erkläre Dich von heute an zu meinem Adjunkten — bekommst das Doppelzeug, werde auch der kleinen Wetterhexe die Wirthschaft einrichten lassen. — Bist Du zufrieden?"

„Fräulein Thekla — Herr Förster," sagte der überglückliche Kaspar, indem er sich aus dem Lehnstuhle erhob, in dem er bis jetzt gesessen. Die innigste Freude leuchtete aus seinen Augen und er wollte eben den Gefühlen seines Herzens Ausdruck geben, als ihm der alte Clauß zuherrschte:

„Sitzen geblieben, Herr Adjunkt, brauch' Leute, die gesund sind — haben nichts zu thun, als recht bald heil zu werden. — Ruhe, sage ich — und nun Adieu, Herr Adjunkt."

Hauptmann Grob und die Verlobten bestätigten glückwünschend die von dem alten Clauß getroffene Bestimmung und verließen den Glücklichen, der die Wunde segnete, die ihn sobald an das Ziel seiner Wünsche gebracht hatte.

Den eigentlichen Schluß unserer einfachen Erzählung werden sich die freundlichen Leser wohl ohne große Anstrengung selbst bilden, und ist es demnach fast überflüssig, zu erwähnen, daß die beiden Gefangenen sich selbst den Behörden zur Abbüßung ihrer politischen Vergehen stellten, ohne daß der ihnen neuerdings zur Last gefallenen Beschwerden weiter gedacht wurde; ja, Herr Hellmuth und Papa Grob, wozu der Hauptmann bei der Doppelhochzeit der Herrschaften und Diener zu Grobberg und Thalheim avancirt war, legten besondere Fürsprache bei den betreffenden Gerichtsstellen ein, die den Erfolg hatte, daß die Meinung als irrig bewiesen wurde, daß die deutschen Regierungen unversöhnlich gegen politische Verbrecher seyen.

Mannigfaltigkeiten.

Der größte Goldklumpen, der bisher gefunden worden war, hat ein Gewicht von 106 Pfd. Am 11. Juni v. Js. wurde aber auf dem Felde der „Red-Hill-Komp." zu Backery-Hill in der südaustralischen Provinz Viktoria eine Goldmasse aufgefunden, die gegen 138 pr. Pfd. wog. Er wurde „Welcome" (Willkommen) getauft, zu Melbourne an den Meistbietenden um 9525 Pfund Sterling (111,000 fl.) versteigert und ergab bei seiner Prüfung in London einen Feingehalt von 99, 20°.

Der Streit über die richtige Schreibart des Namens des größten dramatischen Dichters Englands ist durch den Kaufbrief über das Haus in Blackfriars, das derselbe am 11. März 1612 erwarb und den er „William Shakspere" unterzeichnete, in ein neues Stadium getreten. Diese Urkunde ist kürzlich in den Besitz der Handschriftensammlung des britischen Museums gelangt.

Die wissenschaftlichen Ergebnisse der Amur-Expedition (welche der Besetzung des Landes unmittelbar vorherging) sind jetzt von ihrem Leiter, Herrn Maak, im Buchhandel veröffentlicht worden. Der Inhalt ist überwiegend geographisch, botanisch und physikalisch; doch theilt der bekannte Erforscher tartarischer Sprachen, Herr Schiefner, auch ein tungusisches Vokabular darin mit.

Das Journal „Shipping Gazette" gibt für den Monat September 140 Schiffbrüche an, die eingetragen wurden. Im Januar kamen 177 vor, im Februar 165, im März 151, im April 159, im Mai 110, im Juni 94, im Juli 81 und im August 127, was also in diesem Jahre 1204 ergibt.

Es ist den Nachforschungen der Berliner Polizei gelungen, den Betrüger, welcher in Hauptmannsuniform mehreren Berliner Bankhäusern Staatspapiere abschwindelte, in der Person eines gewissen Dittmann aus Halle zu entdecken, und ist derselbe bereits gefänglich eingezogen.

Redakteur: Gustav Meffert.

Druck und Verlag der A. Wallau'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 245 Freitag, 14. Oktober 1859.

Graf Joachim.

(Schluß.)

Bei unserer Trauung waren nur der Graf, mein Nachfolger, und Elfriede mit ihren Eltern zugegen. Der Graf umarmte Eugenie und mich sehr gerührt, und küßte Elfrieden, die selbst in Thränen schwamm, dankend die Hand. Eine Stunde nach der Trauung reisten wir fort. Der Graf und Elfriede begleiteten uns an den Wagen. Aber im Augenblicke der Trennung schien Eugenie es noch einmal in seinem ganzen Umfange zu empfinden, was sie dem Grafen dankte, und wie einsam er zurückblieb. Sie warf sich ihm weinend an die Brust, küßte seine Hände, und rief dann, indem sie Elfriede noch einmal umarmte: Verlaß ihn nicht! er ist allein!

Beide, der Graf und Elfriede wendeten sich ab, und wir fuhren von dannen.

Der Verkehr zwischen Elfrieden und meiner Frau war sehr lebhaft. Wir erfuhren auf diese Weise, daß der Graf sehr zurückgezogen lebe, aber daß er Elfriede oft besuche, daß sie glaube, es gehe ihm in seinem Hause keine Bequemlichkeit ab, daß sie thue, was in ihren Kräften stehe, ihm die Trennung von Eugenien nicht fühlbar werden zu lassen und ihm einigermaßen all das Gute zu vergelten, welches ihr durch seinen Umgang zu Theil werde. Der Graf schrieb selten und meist nur, wenn er uns einen Auftrag zu geben hatte. Er ließ ein paar Male historische und andere wissenschaftliche Werke durch mich kommen, und wir erfuhren dann aus Elfriedens Briefen, daß er sie ihr mitgetheilt hatte. Nach Neujahr beauftragte er Eugenie, einige Putzsachen zu kaufen. Elfriedens Geburtstag fiel in diese Zeit.

So entschwanden die Tage, der Hochsommer brach an, Eckbert erwartete Lina's Entbindung, und wir waren sammt und sonders mit Elfriede übereingekommen, daß, wenn ihm ein Sohn geboren werden sollte, man den Zeitpunkt benutzen müsse, den Grafen Joachim mit Eckbert auszusöhnen. Elfriede hatte uns ihren Beistand zugesagt, es fiel uns auf, mit welcher Sicherheit sie auf das Gelingen ihres Planes rechnete, und wir waren alle voller Freude, fühlten uns des Erfolges doppelt gewiß, als die Nachricht bei uns anlangte, Lina sey eines Zwillingspaares von Knaben genesen, und als meine Tante, welche sich bei Lina befand, uns meldete, beide Knaben versprächen ein gutes Gedeihen. Eckbert hatte das augenblicklich dem Grafen Joachim gemeldet, von Tag zu Tag warteten wir auf eine Nachricht von Elfrieden, endlich kam sie, aber der Brief war halb verwirrt und halb verstimmt. Wir konnten nicht recht ersehen, was vorgegangen seyn mußte, nur das stand fest, sie hatte nichts ausgerichtet, und ganz am Ende des Briefes fand sich die Nachricht, daß der Graf in vierzehn Tagen auf einige Wochen verreisen werde, um die Seebäder von Curhaven zu gebrauchen.

Elfriede hatte uns einen Besuch zugesagt, nun nahm sie diese Zusage für das Erste wieder zurück, und erbot sich dagegen, uns nach Berlin zu begleiten, wenn wir nach der Taufe in Hohensteinau, bei welcher mein Onkel und wir auch anwesend seyn sollten, wieder nach Berlin zurückgehen würden.

In der Mitte des Oktobers hielten wir, mein Onkel, meine Frau und ich, auf dem Wege nach Hohensteinau in R** an, um Elfrieden zu sehen. Graf Joachim wurde erst in einigen Tagen erwartet, Elfriede sollte am nächsten Sonntage uns nach dem Schlosse nachfolgen, um dort der Tauffeierlichkeit beizuwohnen. Wir fanden sie munter und aufgeräumt, sie konnte uns gute Nachricht von dem Grafen geben, vermied es aber, Eugenien die Briefe mitzutheilen, um welche diese sie gebeten hatte.

In dem Schlosse ging es sehr heiter zu. Die Großeltern, die junge Gräfin, und Eugenie, welche selbst Mutter zu werden erwartete, hatten einander viel zu sagen; Eckbert und ich blieben uns selber überlassen, und er hatte kein Hehl, daß er die Spannung mit Graf Joachim schwer empfinde, und sie nicht verschmerzen lerne.

Am Sonntag nach der Kirche sollte die Taufe seyn. Schon läuteten die Glocken, die ganze Einwohnerschaft der Güter zog auf das Schönste ge-

putzt nach dem Gotteshause, denn Eckbert hatte es gewünscht, daß seine Söhne, die künftigen Gutsherren, in Gegenwart der sämmtlichen Einwohner die Taufe empfangen sollten; da hörten wir plötzlich mitten durch die sonntägliche Stille den Klang eines Posthorns.

Wir eilten an die Fenster; es war eine Estafette. Sie brachte einen Brief des Grafen Joachim an Eckbert. Es war der Erste, den er seit ihrem Bruche von ihm erhielt, und ich sah es, wie die Hand ihm zitterte, mit der er das Siegel erbrach.

Im nächsten Augenblicke fiel er seiner Gattin um den Hals, und mit einer Stimme, in welcher wir seine ganze Bewegung und Freude hörten, rief er: Der Onkel kommt! Der Onkel heirathet!

Wir nahmen den Brief, der auf dem Tische lag. Er enthielt nichts als die Worte: Du lässest heute in der Kirche den Teufel und den alten Adam austreiben aus den beiden Jungen, zu denen ich Dir gratulire, und läßt sie in die Gemeinschaft der Kirche aufnehmen. Aus mir hat ein guter Engel den Teufel des Hochmuths und der Vorurtheile gründlich ausgetrieben, und er hat mich aufgenommen in seine Liebe. Nehmt mich alten Sünder denn auch bei Eurem Feste auf, und wartet mit der Zeremonie bis ich und meine gute Elsfriede kommen, Euch die Jungen aus der Taufe zu heben.

In der ersten Aufregung, in der ersten Verwunderung entging uns das Blättchen, das Elsfriede für meine Frau dem Briefe des Grafen beigeschlossen hatte. Es bewegte uns in seiner Einfachheit.

Gestern Abend, schrieb sie, ist der Graf wiedergekommen, acht Tage früher, als er es versprochen. Ich hatte ihn sehr vermißt, er hat mich auch entbehrt, und als wir uns das eingestanden, hat er mir den Vorschlag gemacht, sein Leben von jetzt an mit ihm zu theilen. Du weißt es, wie sehr ich ihn verehre und liebe. Gönnt mir das Glück für ihn zu leben, gönnt es mir, ihm die Opfer zu vergelten, die er für fremdes Glück gebracht hat, und gönnt es mir zu den Euren gezählt zu werden. Meine Liebe für Euch, hat mich Euch ja ohnehin schon zugesellt.

Wie der Graf, wie Elsfriede auf dem Schlosse empfangen wurden, wie erfreut die Einsassen waren, als Graf Joachim die Söhne Eckberts aus der Taufe hob, bedarf der Erwähnung nicht.

Der Graf vermählte sich einen Monat nach diesem Tage. Er sah seine Großneffen heranwachsen bis in ihr vierzehntes Jahr, er sah noch die übrigen Kinder seines Neffen auf seinen Knieen spielen. Abwechselnd in Hohensteinau und in dem Hause in der Stadt lebend, erreichte er das neunundsiebzigste Lebensjahr in ungetrübter Frische des Geistes. Elsfriede fand ihr Glück an seiner Seite. Sie lebt noch jetzt, eine liebenswürdige Matrone, in dem Hause, welches sie einst für den Grafen eingerichtet hat, und wenn diese Blätter ihr vor Augen kommen, wie ich wünsche, werden sie auch ihr eine freundliche Erinnerung an ihren alten Freund den »Doktor« werden.

Große Luftreise des amerikanischen Luftschiffers Wise.

Wir entnehmen dem „Mag. f. Lit. d. Ausl." nachfolgenden Bericht des amerikanischen Luftschiffers Wise über seine große Luftreise von St. Louis nach New-York. Die Reise, welche am 28. Juni angetreten werden sollte, wurde durch verschiedene Vorbereitungen bis zum 1. Juli hinausgeschoben. Um 6 Uhr Abends war der Ballon „Atlantic" mit Gas gehörig gefüllt, und während wir für Ballast und Lebensmittel sorgten, fuhr Hr. Brooks, Direktor des St. Louis-Museums, welcher uns in seinem Ballon „Comet" über den Mississippi eskortiren wollte, ab. Um 7 Uhr 20 Minuten war der „Atlantic" reisefertig. Die HH. Mountain und Gager hielten es für schwierig, mit den Schaufelrädern abzufahren; es wurde daher beschlossen, sie erst am andern Morgen anzubringen. In Hinsicht auf die üblen Erfahrungen, welche wir schon durch heftige Winde gemacht, hatten wir in St. Louis einen starken Korb anfertigen lassen, von Reifen eingeschlossen, welcher zwischen dem Ballon und der Gondel befestigt wurde. Die Letztere enthielt 600 Pfund Ballast, einen Eimer Wasser, einen Eimer Limonade, eine Menge Brod, Wein, Geflügel, Sandwiches und Delikatessen aller Art, die von unsern Freunden herbeigebracht wurden. Herr La Mountain übernahm das Kommando über Gondel und Ballast und plazirte sich an dem einen Ende, Hr. Gager am andern, ihm waren Karten und Kompaß zugetheilt. Hr. Hyde, Lokal-Redakteur des St. Louis „Republican", nahm in der Mitte Platz, mit Notizbuch und Bleistift, als Historiograph. Hr. Hyde stand zwar nicht auf dem Programm, wir gestatteten ihm jedoch einstimmig, uns zu begleiten, vorausgesetzt, daß er uns nicht lästig fallen werde; es war nämlich ausgemacht, daß man nöthigenfalls die Gondel unterwegs zur Erde bringe und ich oder La Mountain die Reise allein fortsetze.

Der Korb enthielt 350 Pfund Ballast, einen Barometer, Thermometer, Wein und Lebensmittel und mich, welchem das zur Klappe führende Seil und die ganze Leitung des Unternehmens anvertraut war.

Zwanzig Minuten nach 7 Uhr fuhren wir vom Washington Square in St. Louis ab. Der Ballon schlug eine nordöstliche Richtung ein. Als wir in

die Höhe kamen und über den Mississippi waren, sahen wir Herrn Brooks auf freiem Felde landen.

Um halb 9 Uhr verloren wir St. Louis und den Mississippi aus den Augen, obwohl es bis nach 9 Uhr hell blieb. Da ich durch die Arbeit beim Einlassen des Gases unter der brennenden Sonne sehr ermüdet war, so überließ ich die Leitung für diese Nacht Hrn. La Mountain, welcher mich wecken sollte, falls wir des Klappenseils bedürften. Ehe ich mich schlafen legte, hatten wir eine Höhe erreicht, in welcher sich der Ballon ganz ausdehnte und die Luftströmung östlich war. Hier wurde es frostig, und Hr. La Mountain, welcher schon mehrere Tage unwohl war, und die Uebrigen empfanden den Temperaturwechsel jetzt unangenehm; alle Kleider konnten es uns nicht komfortabel machen; obwohl der Thermometer auf 42 und der Barometer auf 23 stand, und dieß war der niedrigste Stand beider auf der ganzen Reise, mit Ausnahme der Strecke über den Ontario. Hr. La Mountain wünschte, daß wir die niedrigere Strömung wählten, so lange sie uns nur wenige Punkte von dem nordöstlichen Kurse entfernte; ich sagte ihm, er solle ganz thun, wie ihm gut dünke, und am andern Morgen seine Berechnung mittheilen. Ich wünschte dann der Gesellschaft gute Nacht, hüllte mich in meine Decke, war in wenigen Minuten eingeschlafen und schlief fest bis halb 12 Uhr, als Hr. La Mountain, welcher wieder in die obere Strömung zu gelangen wünschte, mich ersuchte, die Klappe ein wenig zu öffnen, da der Ballon außerordentlich stark ausgespannt war. Das Gas entströmte mit großem Geräusch; da Hr. La Mountain vermuthete, ich sey von dem Gas betäubt, so veranlaßte er Hrn. Gager vermittelst eines hierzu bestimmten Seiles zu mir hinaufzuklettern. Hr. Gager fand mich krampfhaft athmend; kräftiges Schütteln und die Entfernung des Ballon-Endes von meinem Gesichte, wodurch ich wieder der kalten Luft ausgesetzt war, brachte mich bald wieder zum Bewußtseyn, und ich beschloß, während der Nacht nicht mehr zu schlafen.

Um Mitternacht fühlte ich mich sehr wohl, meine Beobachtungsgabe neu belebt, und das Interesse an unserm Experimente erhöht. Der ganze Himmel war von einem milden, phosphoreszirenden Lichte überstrahlt, die Sterne schimmerten prachtvoll, und die Milchstraße glich einer illuminirten Wolkenschicht. Wenn immer wir über Wasser fuhren, war der sich darin abspiegelnde Himmel unten eben so klar wahrzunehmen als über uns. So stark war das phosphoreszirende Licht in dieser Atmosphäre, daß der Ballon durchsichtig schien wie Oelpapier. Wir unterschieden Prairie vom Walde, wir nahmen deutlich Straßen, Zäune, Felder, Häuser wahr, wenn wir nicht mehr als eine Meile über der Erde waren, und auch in der größten Höhe waren Prairie vom Holzland und Wasser zu unterscheiden. Wenn immer wir Halloh! riefen, hörte man das Echo, und auch hiernach waren wir im Stande, auf die verschiedene Höhe zu schließen.

Um 3 Uhr Morgens kamen wir zu dem Schlusse, daß wir uns irgendwo über Indiana oder Ohio befinden müßten. Um 4 Uhr fuhren wir über eine Stadt hin, wußten aber nicht welche; aber um 5 Uhr entdeckten wir den Erie-See vor uns, woraus wir schlossen, daß jene Stadt Fort Wayne gewesen. Um 6 Uhr passirten wir Toledo, und ungefähr eine Stunde später kamen wir dem Spiegel des Sees, ein wenig nördlich von Sandusky, näher. Nach einer Berathung von einigen Minuten und einer Revue über unsern Ballast entschlossen wir uns, es zu riskiren, der Länge nach über den Erie-See zu fahren und die von mir immer für richtig gehaltene Behauptung zu erproben, daß Ballons nicht lange über Wasser gehalten werden können, wegen einer eigenthümlichen Affinität beider. Nach einer kleinen Unterhaltung mit der Mannschaft eines Schraubendampfers, welche uns vergeblich abrieth, uns auf das Wasser zu wagen, stiegen wir auf, bis der Ballon voll war und der Barometer auf 23 fiel, um längs des südlichen Seeufers hinzufahren; aber auf Hrn. La Mountain's Einwand, daß wir Buffalo erreichen könnten, wenn wir nur einige hundert Fuß über der Oberfläche hinführen, öffnete ich die Klappe, bis wir allmählich bis auf fünfhundert Fuß über das Wasser herabsanken. Hier fanden wir einen starken Sturmwind, von ungefähr 1 Meile in der Minute, und wir beschlossen, ihn zu benutzen, bis wir Buffalo in Sicht hätten, und dann aufzusteigen und darüber hinwegzufahren. Dieß war eine der interessantesten Portieen unserer Reise. Wir überholten sieben Dampfboote, salutirten gegenseitig und verloren sie bald aus den Augen. Um 10 Uhr 20 Minuten fuhren wir längs des kanadischen Ufers dahin und passirten nahe der Mündung des Welland-Kanals.

Bald stiegen wir weiter auf, um eine mehr östliche Richtung zu gewinnen, was uns zwischen Buffalo und den Niagara-Fällen gelang, indem wir bei Grand-Island den Niagara kreuzten, Buffalo zur Rechten und Lockport zur Linken lassend. Wir waren nun im Staate New-York, aber zu weit nördlich, um die Stadt New-York zu erreichen, weßhalb wir übereinkamen, nahe Rochester zu landen, die Gondel abzusetzen, nebst den HH. Gager und Hyde, worauf ich und Hr. La Mountain weiter segeln wollten, um bei Portland oder Boston uns niederzulassen. Demgemäß ließen wir uns allmählich herab: aber ehe wir bis tausend Fuß über der Erde herabkamen, fanden wir einen furchtbaren Sturm darüber hinbrausen. Ich sagte meinen Freunden, daß wir verloren seyen, wenn wir im

diesem Sturme zur Erde kämen; der Ballon schoß aber in rasender Eile nieder. Schon waren wir den Gipfeln der Bäume eines kleinen Waldes nahe, und ich schrie: „Um Gottes willen, La Mountain, werft über Bord, was Ihr könnt!" und gleich darauf antwortete dieser: „Alles gut!" an der Seite der Gondel stehend, mit dem Apparat zu den Schaufelrädern, um im Nothfalle Alles über Bord werfen zu können.

Herr Hyde sah zu mir herauf und sagte feierlich: „Dieß ist eine kritische Geschichte, Professor. Was sollen wir thun?" „Vertrauet auf Gott und auf Euer kaltes Blut!" war meine Antwort. In furchtbarer Eile ging's jetzt dem Ontario zu, und hu! wie entsetzlich heulte und tobte der Sturm. „La Mountain!" rief ich, „ich habe noch 150 Pfund Ballast in meinem Korbe, ein schweres Felleisen (das der Expreß Company) und Lebensmittel." „Gut", lautete seine Antwort, „wenn das nicht genügt, schneide ich das Boot ab, und wir können uns über Wasser erhalten, bis wir das andere Ufer erreichen." Dieß war in unserer Richtung noch beinahe hundert Meilen. Rasch ließ ich den Ballast in die Gondel hinein.

Alles deutete nun darauf hin, daß wir zu Grunde gehen würden; die Frage war nur, zu Wasser oder zu Land? Auf mein Geheiß kletterten Hyde und Gager zu mir herauf, und ich stellte ihnen vor, daß ich meines Theils lieber ertrinken, als an Felsen und Bäumen zerschmettert werden möchte. „Ich", sagte Hyde kaltblütig, „bin bereit zu sterben, aber ich möchte dieß lieber am Lande thun." Gager war ebenfalls dieser Ansicht.

La Mountain raffte inzwischen unten Alles zusammen, was irgend das Luftschiff beschwerte. Unsere Reisesäcke, Instrumente, Lebensmittel flogen eines nach dem andern hinab; nur der Expreßsack blieb noch. Wir erspähten nun das Ufer, etwa 40 Meilen vor uns, zwischen einer dichten Wolkenschichte und der Wasserfläche am Horizonte, und schossen mit rasender Schnelligkeit über thurmhohe Wellen dahin, und — krach! schlug unsere Gondel auf jene auf, und herein stürzte nun das Wasser durch die eingedrückten Seiten. La Mountain hielt bei seiner Gondel aus wie ein Held, verlor aber seinen Hut und wurde von den Wellen gebadet; er warf gleichmüthig den Expreßsack und den übrigen Ballast über Bord und rief: „Nur ruhig, meine Herren, ich werde uns noch einmal flott machen." Und gleich darauf waren wir wieder ein paar Hundert Fuß über Wasser und der Propeller „Young Amerika" fuhr dicht unter uns her und bewillkommnete uns mit einem Hurrah! Ich schlug nun vor, den Ballon ins Wasser stürzen zu lassen, da wir hoffen konnten, von dem Dampfer aufgefischt zu werden.

Meine Gefährten wollten aber lieber ihr Glück zu Lande versuchen. La Mountain hatte nun Alles aus der Gondel geworfen, und wir waren 15 Meilen vom Ufer; der Sturm wüthete fort. Als wir endlich das Land erreichten, stieg La Mountain ebenfalls zu uns herauf. Wenn ich die hin- und herschwankenden Bäume ansah, so mußte ich erkennen, daß unserer die größte Gefahr am Lande wartete; aber ich hatte immer noch eine blinde Hoffnung, daß wir gerettet würden. Ich stellte zwei Mann an das Klappenseil, und wir stürzten, 100 Ellen vom Ufer, unter einige zerstreute Bäume; unser Anker, welcher 1¼ Zoll dick war, brach wie das Rohr einer Thonpfeife beim ersten Versuch, ihn an einem Baume festzuhacken, und der Hexentanz ging durch die Baumgipfel fort. Nachdem wir beinahe eine Meile über den krachenden Wald dahingesaust, eine tiefe Furche hinter uns zurücklassend, fuhren wir, furchtbar anprallend, in die Krone einer hohen Ulme; der Korb flog nach allen Richtungen umher, während die Gondel sich in den Aesten verfing; doch schnell blähte der „Atlantic" sich wieder auf, auseinander rauschten die Zweige, mit einem plötzlichen Ruck wurde das Boot wieder frei, den 8 Zoll dicken, mit seinen Aesten und Zweigen 6—800 Pfd. wiegenden Baumzacken mit sich führend, und wir erhoben uns noch einmal etwa hundert Fuß. Aber das Gewicht war zu schwer für den „Atlantic"; plötzlich fuhr er auf einen schlanken Baum herab und klappte zusammen. Der Sturm war schrecklich, und unsere Situation zwischen Himmel und Erde einen Augenblick eine nichts weniger als trostreiche. Doch keiner war verletzt; die vielen Schnüre, die starken Reifen und das dichte Geflecht unseres Korbes retteten uns, und wir kletterten so schnell als möglich herab, da die Maschinerie wohl kaum mehr zwei Minuten zusammengehalten hätte.

Wir befanden uns auf dem Lande des Herrn T. D. Whitney, im Town Henderson, Jefferson County, New York.

Wir werden den „Atlantic" bald wieder reparirt haben, um ihn zu einem, wie wir hoffen, erfolgreicheren Unternehmen benutzen zu können.

Mannigfaltigkeiten.

In schweizer Blättern wird wiederholt vor dem Dienst in Holländisch-Indien gewarnt. Ein Berner, der vor mehreren Jahren zurückgekehrt ist, hielt bei der Abreise Nachschau, wie viele von dem Transport von 150 Mann, dem er angehörte, nach sechs Jahren noch am Leben seyen. Es waren ihrer nicht mehr als fünfzehn.

Redakteur: Gustav Reffert.
Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 246 Samstag, 15. Oktober 1859.

Aus den Bergen.

Novelle von Karl Guntram.

Es wird selten ein Jahr vorübergehen, ohne daß auf einem größeren Bergwerke nicht ein oder mehrere Menschen verunglücken.

Die Sache ist gewöhnlich, daß die Geschichte eines solchen Unfalls häufig nur wenige Tage die allgemeine Aufmerksamkeit beschäftigt, dann wird sie über den Mühen des Tages und anderen Ereignissen vergessen.

Und doch ist mit der vergessenen Geschichte zugleich das Glück oder Leben eines Menschen ausgelöscht und mit ihm vielleicht über das Schicksal einer Familie entschieden. Nur selten erhält sich ein solcher Fall lange Zeit in einer Gegend und bildet noch in späteren Jahren den Gegenstand der Erzählung, wenn Bergleute am heimischen Herde oder in der Schenke zusammen sitzen.

Das Leben eines Bergmannes ist so einförmig, wie die dunklen Schachte, die es umschließen. Aber wie viele Momente der Gefahr umschließt dieß einförmige Leben! Und wie wunderbar und mannigfaltig sind diese Gefahren! wie wunderbar auch oft wieder die Rettung, welche, wie fernes Dämmern des Tageslichts in einem finstern Stollen, plötzlich die drohende Todesnacht endet.

Die Geschichte dieser Gefahren und Rettungen ist meist sehr einfach und nur ein kleines, mehr oder minder tragisches und poetisches Bild in engem Rahmen.

Es herrscht eine gewisse Harmonie zwischen diesen Geschichten, die sich mit geringen Aenderungen von Zeit zu Zeit wiederholen, und sie gleichen der Unzahl von Spuck-, Zauber- und Geipenstergeschichten, welche ausschließlich dem Revier der Berge so eigenthümlich sind, nur mit dem Unterschiede, daß die Staffage in erstern Wesen mit Fleisch und Blut bilden und der Dämon nur für das geistige Auge sichtbar wird, während in den letztern die freundlichen oder hämischen Kobolde unverhüllt hervortreten und selbstthätig und sichtbar ihre Rollen darin abspielen.

Wie nahe sind sich überhaupt Sage und Geschichte, und wie leicht und gerne verkehrt sich diese von selbst, wenn lange Jahre an ihr vorübergestrichen, zur Sage, ganz so wie versunkene Wälder nach Jahrhunderten in anderer Gestalt als mächtige Kohlenlager wieder auftauchen.

Während in der Geschichte Ehrgeiz und Habsucht, Zufall und Unvorsichtigkeit die Katastrophe herbeiführen, ist es dann nach der Sage ein neckischer Kobold, welcher die Sinne blendete, hier eine Falle legte, dort die Grubenlampe auslöschte und Alles in Nacht und Finsterniß und Verwirrung stürzt.

Im Schachte ist an der Zimmerung auszubessern. Der Zimmermann nimmt sein Werkzeug zu sich und macht sich zur Fahrt in die Tiefe zurecht.

Es ist ein Sitz, sehr einfach aus zwei Stricken zugerichtet, der mittelst eines Seils an der großen Schachtwinde befestigt ist; die Winde wird langsam abgelassen, bis der Mann an den Ort gelangt, wo die Ausbesserung vor sich gehen soll. Dann wird die Winde angehalten und gebremset. Hier hängt er nun in der Schwebe, vielleicht vierzig Klafter bis zum Schachtkranz ober sich und hundert Klafter unter ihm die dunkle Leere bis zum Sumpfe.

Oben um die offene Schachtthüre lehnen müßig zwei Bergleute, gähnen und plaudern und warten auf die nächste Schicht, welche sie zur Arbeit ruft. Unter ihnen, wie ein Sternchen, flimmert das Grubenlicht des Zimmermanns, das ihm bei seiner Arbeit leuchtet. — Er selber singt, sein Lied tönt aus der Tiefe empor, und dazwischen schallen melancholisch die Schläge seiner Axt an der hölzernen Verschalung des Schachtes. — Plötzlich ist das Lied unterbrochen, die Axtschläge haben mit Einemmale aufgehört, das matte Licht der Grubenlampe ist erloschen. Es war wie ein greller aber ferner und erstickter Schrei — man weiß nicht, woher er kam, dann tiefes Schweigen.

Der Mann hat fehl gehauen, sein Hieb traf das Seil und schnitt es entzwei, er selber stürzte in die Tiefe. Er hat ausgesungen und ausgelebt und schnell, wie der Ton in der Luft, erstarb sein Leben.

Der Verwalter eines Bergwerks, ein ältlicher Mann, befährt die Grube, um bei den Arbeiten und Maschinen nachzusehen, von den Veränderungen des Ganggesteins Einsicht zu nehmen.

Sein Geschäft führt ihn an das Ende eines langen, dunklen Laufes, er prüft mit der Lampe das Gestein, er klopft mit dem Hammer an den Wänden, er besichtigt die abgeschlagenen Stufe sorgfältig mit der Lupe am Grubenlicht; so geht es langsam in dem dunklen Stollen vorwärts; plötzlich tritt er unvorsichtig in die Leere und verschwindet dem nachfolgenden und erstaunten Knappen, wie eine Geistererscheinung wie Hamlet unter den Brettern des Theaters.

Man hatte vergessen, die Schlagthüre des Schachts zu schließen, der Arme war in den Schacht hinausgetreten, wo er hundert Klafter niedersinkt, aber sein weiter Flausrock, den er aus Bequemlichkeit und seines gichtischen Leidens willen nie ablegt, breitet sich wie ein Fallschirm um die hagere Gestalt und gänzlich unversehrt gelang er in die Tiefe. Dort treffen ihn die Knappen, welche sogleich nachsteigen, bewußtlos am Boden und bringen ihn zu Tage. Ein hitziges Fieber hält ihn auf dem Lager. Er geht heil und gesund daraus hervor, aber er bringt die Erinnerung nicht mehr aus dem Kopfe, es ist ihm unmöglich, ohne Schwindel an einem Schachtgebäude vorüberzugehen und er muß sein lang gewohntes Grubenamt für immer aufgeben.

Die Gefahr, welche den Bergmann umgibt, nimmt oft eine andere, geisterhafte Gestalt an. Unsichtbar naht sie sich ihm in bösen Dünsten.

Ein Knappe läßt sich in einen Schacht nieder, der vielleicht ein Jahrhundert und darüber verlassen stand, und dessen Auslenkungen seit längster Zeit kein menschlicher Fuß betreten. Der weite Raum ist mit taubem Gestein versetzt, dazwischen glitzern und funkeln feuchte Vitriolkrystalle und wunderbare Pflanzen sprossen ringsum aus den Ritzen. Nebenan am Boden dehnt sich ein weißer, schimmliger Schleier, der eine Pfütze umhüllt, die wie ein tückisches Gewürm im Dunkeln lauert. Während er an dem Versatzgestein mit dem Hammer herumprüft, fällt ein Stück davon in die Pfütze und zerreißt ihren jungfräulichen Schleier. Aber durch die kleine Oeffnung, die der fallende Stein bewirkt, dringt alsogleich ein Schwall lang gefesselter Miasmen, unsichtbar erhebt sich der böse Schwaden, die Sinne des armen Knappen werden umnebelt und, wie nach dem Stich einer Schlange, fühlt er den nahen und unvermeidbaren Tod an sich heranschleichen. — Noch versucht er schwindelnd an einer Seitenwand hin zu tappen und sich zu erhalten, umsonst, er schwankt, er strauchelt, denn Kopf und Füße versagen den Dienst, er fällt bewußtlos zu Boden und seine Gefährten, die nach einiger Zeit nach dem Vermißten suchen, finden statt seiner nur eine starre Leiche.

Dort arbeiten zwei weiße Sklaven, nackt, wie sie Gott erschaffen, der Schweiß perlt in großen Tropfen von ihrer Stirn, ihre Leiber sind geröthet und wie vom Feuer versengt. Es gibt einen Brand abzudämmen, der das Innere eines Bergwerkes ergriffen hat. Durch die Ritzen des Gesteins flimmert die Gluth und Lohe, und weißlichter Rauch züngelt hie und da empor und wallt in langen Streifen durch die Gänge. Aber die Arbeit soll rasch vor sich gehen, nicht blos das Schicksal des Berges, ihr eigenes Leben fordert Eile und Umsicht.

Sie sind in dem engen und dunklen Zwinger zusammengepfercht mit dem Tode, der von Zeit zu Zeit nach ihnen zu langen scheint, und wie der Gladiator mit der wüthenden Bestie im Zirkus, ringen sie hier mit dem wilden Element, aber ungeschaut, unbelobt, unermuthigt von einer Beifall jauchzenden Menge.

Zuweilen blickt auch das Glück zauberhaft lächelnd und lockend in das Leben des Bergmannes, und wir begegnen dem Wechsel von tiefster Noth zu reichem Gewinn.

Ein Eigenlöhner, der seine neue Grube im Schweiße seines Angesichts selber bearbeitet und von dem kümmerlichen Ertrag sieben Kinder erhalten soll, rastet einen Augenblick, um seine ermatteten Kräfte zu sammeln; seine Lampe ist an der vorstehenden Ecke eines Zimmerbalkens aufgehängt; da raschelt etwas zu seinen Füßen, erfolgt mit seinen Blicken dem wandelnden Gegenstand; es ist eine Ratte, die sich mit den hinabgefallenen Brosamen seines Mittagbrodes beschäftigt; endlich verschwindet sie mit ihrer gemachten Beute in einem kleinen Loche am Fußboden, das er erst entdeckt, als er neugierig näher hingeleuchtet; er will wie zum müßigen Spiele ihren Schlupfwinkel weiter verfolgen und schlägt mit dem Eisen ein größeres Stück aus dem Loch. Die Ratte ist verschwunden, er setzt noch einmal sein Eisen an, das Eisen prallt ab, aber ein purpurner Streif zeigt sich an der Stelle.

Darf er seinem Auge trauen? — es ist herrliches Rothgülden, das mit seinem schimmernden rothen Striche ihm zugleich die Morgenröthe einer bessern Zukunft verkündet.

Er hat einen reichen Gang dieses kostbaren Silbererzes entdeckt, der zu einem Fortunatussäckel wird, und ihn und seine Familie über schnell anwachsender Wohlhabenheit jede Erinnerung vergangenen Elends in kurzer Frist vergessen macht.

Alle diese Geschichten sind der Wirklichkeit entnommen, nur einige kleine Rollperlen an der langen Kette von Wechselfällen, wie sie sich im Bereiche der dunklen Schächte vielfältig ereignen.

Vielleicht verlohnt es sich, ein solches einfaches

Geschichtchen hervorzulangen und es im rechten Reflex und mit seiner weitern Umgebung unverkünstelt wiederzugeben.

(Fortsetzung folgt.)

Die Abwickelung einer Mumie.

Vor einigen Tagen fand im Sophienbadsaal zu Wien die Enthüllung der dem Kunstkabinet des Herrn Stieglitz angehörigen ägyptischen Mumie vor einem gewählten Publikum, welches auch viele Notabilitäten der Wissenschaften in sich schloß, statt.

Der Sarg der Mumie stand auf einem grünüberdeckten Tische und zeigte von außen, wie dieß immer der Fall ist, die Gestalt der darin verschlossenen Leiche in noch lebhaft erhaltenen Farben. Insbesondere erschien das Gesicht, welches nur an der Nasenspitze verletzt war, in seltener Frische. Den übrigen Theil des Sarges bedeckten Hieroglyphen und Schriftzeichen. Bei der Eröffnung des Sarges zeigte sich, daß derselbe auch in seinen inneren Theilen bemalt war. Der obere Theil des Sargdeckels zeigte in seinem Innern die Gestalt der Isis mit erhobenen Händen und Lotosblumen in derselben, die übrigen Partieen waren ebenfalls mit Hieroglyphen bedeckt. Nach Abhebung beider Sargdeckel und der Beseitigung eines rothbraunen nur lose umgewickelten Tuches, erschien die Mumie in einer weiteren gelblichen Hülle.

Es begann nun die Abwicklung derselben; zuerst zeigten sich eine große Zahl breiter Bänder, welche theilweise durch Nähte, theilweise durch Harzaufstrich befestigt, in kreisförmiger Richtung um die Mumie gelegt waren. Hie und da erschienen unter den Zirkelbinden auch breitere Stücke dieses Stoffes lose aufgeschichtet, so wie auch zweimal die Lage der Bänder an den Füßen zum Kopf der Mumie derart gerichtet war, daß der Kopf dadurch in einer gegen die Brust geneigten Stellung erhalten wird, indem die handbreiten Streifen über den Nacken längs des Rumpfes über den Fußsohlen und wieder zu dem Nacken zurück verliefen. Nachdem eine bedeutendere Anzahl dieser Bänder beseitigt war, zeigte sich eine vom Hinterhaupte der Mumie längs des Rückgraths hinab aufgetrage Harzschichte, welche das Geschäft des Abwickelns in dem Maße erschwerte, als man sich dem Mumiekörper selbst näherte.

Aeußerst interessant war es zu beobachten, wie allmählig die Gestalt der letzteren immer deutlicher hervortrat.

Zur Beseitigung des Harzes wurde theils Terpentinspiritus, theils mechanische Gewalt angewendet und so gelang es, bis zu den letzten Umhüllungen der Mumie vorzudringen, welche in fünf oder sechs großen, den ganzen Leib umschlingenden Leichentüchern aus dem gleichen Stoffe gefertigt bestanden. Die letzten Reste, welche wie eine Haut am Körper selbst anklebten, zu entfernen, war unmöglich. Man mußte sich begnügen, einen Theil des Hinterhauptes und der seitlichen Partieen des Schädels zu enthüllen, an welchem kurz geschnittene rothe Haare bemerkt wurden. Auch das eine, feingebildete und kleine Ohr wurde sichtbar, welches mit einem Schwammpfropf geschlossen erschien.

Eine vollständige Enthüllung konnte bei dem Mangel an auflösenden Stoffen nicht vorgenommen werden, ohne eine Verletzung der Mumie selbst zu veranlassen. Ein anwesender Gelehrter entzifferte einige der auf dem Sargdeckel angebrachten Hieroglyphen.

Nach seiner Auslegung besagten sie: „Die von Gott geschenkte Tochter des Priesters Mentho.“

Die in der angegebenen Weise enthüllte Mumie ist für Alterthumsforscher vielleicht jetzt noch interessanter als früher anzusehen; ohne Zweifel wird sie Herr Stieglitz noch von dem letzten Reste der anklebenden Umhüllung befreit seinem Kabinette einverleiben und so die zahlreichen sehr anziehenden Sehenswürdigkeiten desselben mit einer höchst bemerkenswerthen Antike bereichern.

Vergessen!

Vergessen seyn, — vergessen! —
Wer schildert diese Pein!
Du kannst sie nur ermessen,
Wenn treue Liebe dein;
Wenn du ein Lieb' besessen,
Das dir dein Alles war,
Und das dich kalt vergessen
Auf immer, immerdar!

Vergessen seyn, — vergessen! —
Das ist die größte Pein!
Wenn stirbt, die du besessen,
Bleibt sie auch droben dein;
Sie leuchtet unterdessen,
Ein Engel vor dir her —
Doch sie hat mich vergessen,
Liebt mich auch dort nicht mehr!

J. H. Hinz.

Mannigfaltigkeiten.

Schamyl's Ankunft in Stavropl, der ersten größeren Ortschaft, die er nach seiner Gefangennehmung betrat, wird in einer Korrespondenz des Invaliden folgender Weise beschrieben: „Am 19. Sept., Abends 8 Uhr, kam eine Cavalcade von Kosaken und Wagen im gestreckten Galopp hier an. Im ersten Wagen saß Schamyl und Oberst Trampowski, Chef der Kriegskanzlei Sr. Erl. des Höchstkommandirenden, Generals Baryatinski; im zweiten Wagen befand sich Kasi Mahoma, der zweite Sohn Schamyl's, Dschemal-Ed-Din, der älteste in Rußland erzogene Sohn, und ein lesghischer Dolmetscher, der Offiziersrang in der russischen Armee bekleidet. In anderen Wagen waren einige vertraute Anhänger Schamyl's. So ging es im Galopp zur Stadt, wo eine ungeheure Volksmenge zu Fuß und zu Pferde sich vor dem Hause drängte, das den seltenen Gästen zum Quartier angewiesen war. Am folgenden Tage erging sich Schamyl mit den Seinigen im Woronzow'schen Garten und ließ sich von der Menge nach Belieben besehen, schien auch selber das Wunder einer Stadt, das er schwerlich schon vorher gekannt, kennen lernen zu wollen. Er ist von ziemlich hohem Wuchse, breitschulterig, mager, hat eingefallene Augen, und sein Bart ist wohl gepflegt. Sein mit Runzeln bedecktes Gesicht zeigt hohen Verstand; seine Bleichheit und ein düsteres Schmachten in den Zügen verrathen tiefen, gepreßten Kummer. Das dem bekannten Werderewski'schen Buche beigegebene Porträt ist ihm durchaus nicht ähnlich. Sein Sohn Kasi Mahoma sieht ihm wenig gleich — bis auf den Wuchs. Obschon groß und wohlgebaut, ist sein pockennarbiges Gesicht mit den grauen Augen unter der rauhen Mütze durchaus nicht anziehend. Sein Blick deutet eher auf Schlauheit als auf Verstand.

Ueber die religiöse Erweckung in Schweden enthalten die „Archives du Christianisme“ von einem Augenzeugen, Herrn Scott, interessante Nachrichten, nach welchen das Bemerkenswertheste die große Verbreitung die Erweckung ist, indem man in den meisten Orten wenigstens einige Erweckte findet. Und zwar geht die Erweckung durch alle Stände, von den Armen an bis herauf zur königlichen Familie. Es gibt hochgestellte Personen, die nach ihrer Bekehrung selbst das Evangelium predigen. So hat z. B. ein Bezirksrichter in der Nähe von Gefle die nöthigen Vorrichtungen getroffen, um Gebetsversammlungen unter freiem Himmel zu veranstalten, und es ist ihm gelungen, die herkömmlichen weltlichen Feste in Zusammenkünfte zu religiöser Erbauung zu verwandeln. Zu einer der letzten fanden sich am Morgen gegen 500 und Nachmittags etwa 3000 Personen ein, die zum Theil einen Weg von mehreren Meilen zurückgelegt hatten. Einer der eifrigsten Verkünder des Evangeliums ist der Graf v. Stackelberg, ein noch junger Mann, der zu den reichsten Edelleuten Schwedens gehört. Seine Predigten sind von so mächtiger Wirkung, daß in den meisten der von ihm gehaltenen öffentlichen Gebetsversammlungen Erweckungen stattfinden. Es zeigt sich auch in Schweden bei den Erweckten eine völlige Umwandlung des Lebens, und die dadurch hervorgerufenen Wirkungen haben bereits einen solchen Umfang erlangt, daß sie auch schon in den jährlichen amtlichen Berichten der Ortsbehörden als bedeutsam hervorgehoben worden sind. Die Träger dieser Erweckung sind übrigens die Wesleyaner, Baptisten und andere Sekten, während die Staatskirche mehr gegen ihren Willen von der Bewegung mit fortgerissen wird.

Der Leichnam des großen Seiltänzers Blondin wurde, nachdem er nach langem Suchen aufgefunden war, nach New-York gebracht. Eine ungeheure Menschenmasse aus allen Schichten der Gesellschaft folgte der Bahre nach dem Friedhofe zu Brooklyn. Dicht hinter derselben sah man den konkurrirenden Kollegen Blondins, Heinrich Colcord. Acht schneeweiße Pferde zogen den Leichenwagen, der im Vorbeifahren von Unionsquare, vom Parkplatz und von Towercastle mit 19 Kanonenschüssen begrüßt wurde. Auf Barnum's Museum wehte die amerikanische Flagge, mit einem Trauerflore umgeben. Auf dem Friedhofe beim Einsenken der Leiche wurden verschiedene Reden gehalten, und die Trauer um den Verstorbenen manifestirte sich allgemein. Man beabsichtigt eine Subskription, um dem großen Künstler ein Monument zu errichten! 3000 Menschen waren in den Häusern und auf den Trottoirs von Broadway versammelt, und alle Geschäfte ruhten durch volle zwei Stunden, während der Dauer des Zuges. (So ehrt Amerika seine — — Seiltänzer!)

Auf der Insel Ceylon soll man einen neuen, sehr werthvollen Handelszweig entdeckt haben — in einer Flechtengattung, genannt Roccella, die eine sehr schöne Purpurfarbe liefert. Eine große Fabrikfirma in England hat sich dieser Entdeckung bemächtigt, und der Artikel wird bereits zu 45 bis 50 Pfd. St. per Tonne bezahlt.

Redakteur: Gustav Meffert.

Druck und Verlag der A. Mailand'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 247 Montag, 17. Oktober 1859.

Aus den Bergen.

(Fortsetzung.)

Tief im Gebirge lebte ein Müller. Sein Haus stand in einer waldigen Schlucht, die sich eine kleine Stunde zwischen den Bergen hinzog, welche sich übereinander kuppelförmig erhoben, hie und da von nackter Felswand unterbrochen. Im Hintergrunde traten beide Bergesreihen allmählig zusammen und bildeten eine rund ausgebogene Querwand, von der ein weiter und hoher Gebirgsrücken staffelförmig und vielverzweigt sich erhob, und an dessen höchsten Felsenhörnern in der Entfernung selbst Gletscher sich anlehnten.

Das Haus war nach der Landessitte gebaut, geräumig, freundlich von Außen, reinlich von Innen. Auf den dicken Mauern von Stein, ungefähr bis zu fünf Schuhen vom Boden auf, ruhten die Balkenwände, sauber gezimmert und fest gefügt, aber ohne Anwurf oder Tünche.

Ueber dem einstöckigen Gebäude streckte ein hölzernes Giebeldach aus Schindeln, statt der Nägel mit Steinen beschwert, schützend seine Ränder vor, und ganz vorne an der Giebelkante war unter einem kleinen erhöhten Schutzdach, das die Form eines Thürmchens hatte, eine Glocke angebracht, mit der das Zeichen zum Mittag- und Abendessen gegeben wurde.

An der Vorderseite und der rechten Seitenwand lief eine hölzerne Gallerie, welche zum Trocknen des Flachses und der Wäsche diente, und zu der man durch den Gang des obern Stockwerks, so wie auch durch eine äußere Treppe gelangte, die unten mit einem Gitter abgesperrt war.

In geringer Entfernung schäumte ein Wildbach vorüber, der etwas oberhalb dem Hause abgedämmt in einem hölzernen Fluder sein Wasser der Mühle zuführte. Hinter dem Hause waren ein kleiner Hausgarten und einige Joch Wiesen und Ackergrund.

Aber auf der Wiese wuchs nur saures Gras und auf dem Acker gelangte das Getreide selten zur vollen Reife, so daß nur auf die Erdäpfelernte sicher zu rechnen war.

Dafür gehörte eine ansehnliche Alpe jenseits der Querwand, welche die Schlucht abschloß, zur Wirthschaft, zwischen Zirbelkiefern, Lerchen- und Fichtenbeständen, einen fetten und reichlichen Weideplatz umschließend, der für sechzig und mehr Stück Rindvieh im Sommer ausreichte, von denen ein Theil im Herbste verkauft und der andere in den geräumigen Ställen des Gehöftes überwintert wurde. Die Alpenwirthschaft wurde durch eine Schweizerin und einen Hüter besorgt, welche hier die Sommermonate idyllisch zwischen ihren Kühen, Geißen, Böcken, Schafen und Schweinen zubrachten und Käse, Schmalz und Butter machten, von denen das Meiste nach den Berg- und Hüttenwerken der Umgegend und in dem benachbarten Badeorte verkauft wurde.

Das Anwesen war schuldenfrei und im Stande, eine große Familie zu ernähren. Der Müller galt für einen reichen und glücklichen Mann und seine Stimme war angesehen in der Gemeinde.

Er war auch ganz geschaffen zu einer Respektsperson im Lande, — groß, von stattlichem Körperbau, fester und mannhafter Haltung, im Geschäft redlich, treu seinem Wort, gegen seine Obern von anständigem Benehmen ohne Unterwürfigkeit.

Er trug einen langen Rock, von gutem Tuche, über seine rothe Weste mit den silbernen Knöpfen ging der breite, grüne Hosenträger, der die bocklederne kurze Hose festhielt, und die blauen Strümpfe umhüllten ein paar wohlgerundete Waden.

Er hielt sein Hauswesen im besten Stande, er sah darauf, daß seine Leute gut gehalten waren, er zahlte den größten Lohn, und bei der Kost war das Schmalz nicht gespart, dafür forderte er gute Arbeit; er war mit seinen Abgaben und Steuern nie im Rückstande und in allen Streithändeln und Wirthschaftsfragen war sein Schiedsspruch gesucht und von entschiedener Wichtigkeit.

Der Ehrgeiz ist nicht blos in Palästen daheim. Auch in dem bescheidenen Hause des Bürgers und Bauers hat er häufig sein Standquartier. Der Müller hatte zwei Kinder, einen Sohn und eine

Tochter. Mit Beiden hatte er weitgehende Pläne. Der Sohn sollte studiren und etwas Rechtes werden.

Jakob wurde zum Pfarrer in die Vorbereitung geschickt. Dann brachte ihn der Vater nach der Hauptstadt und sorgte für eine anständige Unterkunft. —

Jakob studirte brav. Die Ferien verstrichen im elterlichen Hause. Er war in der siebenten Schule, als die Mutter zu kränkeln anfing und einem vorzeitigen Tode entgegeneilte.

Der Müller mußte seiner Frau auf dem Todtenbette versprechen, daß Jakob ein Geistlicher werden sollte. Die fromme Frau glaubte nur in dieser Weise Ehrgeiz und christliche Demuth in Einklang zu bringen. So war es auch längst im Vorhinein ausgemacht und auch der Sohn hatte nie einen andern Gedanken.

Als er die achte Schule hinter sich hatte, trat er in das geistliche Seminar. Dort zog er durch Frömmigkeit, fleißige Studien, gefälliges Benehmen die Aufmerksamkeit des Fürsterzbischofs auf sich, der ihn nach geendetem theologischen Kurse als Hofkaplan zu sich nahm, und eine reiche Pfründe stand ihm für die nächste Zukunft in Aussicht.

Der Hofkaplan war ein feiner, blasser Mann geworden, von jenen ansprechenden Formen, wie sie dem gebildeten und höhern Klerus eigen sind und ihre Wirkung namentlich nach unten nie verfehlen.

Der alte Müller war immer voll stiller Seligkeit und ein verklärter Zug ging um sein Angesicht, wenn seines Sohnes Erwähnung geschah. Es war die einzige schwache Seite, bei der er leicht zu packen war. Ja man erzählt, daß Leute, die etwas von ihm haben wollten, in kluger Weise nur ihre Bewunderung für seinen Jakob an den Tag zu legen brauchten. Wer sich seinem Sohne zu empfehlen wußte, oder auch nur vorgab, sich um dessen Schutz und Rath in der Hauptstadt zu bewerben, hatte auch den Alten für sich gewonnen.

Dabei war er im Besitze seiner Tochter nicht minder glücklich.

Das Mädchen war das schönste in der Gegend, frisch wie eine bethaute Rose, brav, sittsam, häuslich.

Der Alte war streng und ging in den Begriffen, von dem was sich schickt und nicht schickt, viel weiter, als man in der Gegend die Dinge zu nehmen pflegte. Der Verkehr zwischen dem weiblichen und männlichen Geschlechte ist in diesen Gebirgsgegenden ein sehr wenig beschränkter und kommt erst die Liebe ins Spiel, so wird manche Freiheit gegönnt, die anderswo weit über die Gränzen des Erlaubten reichen würde.

Der alte Müller dachte hier anders und wurde darin von dem geistlichen Sohne unterstützt, der von der Hauptstadt einen fleißigen, brieflichen Verkehr unterhielt und in allen wichtigen Fragen des Hauses und der Familie zu Rathe gezogen wurde, aber auch des Jahres wenigstens einmal oder zweimal nach der Heimath kam.

Dafür wollte der Vater auch hoch hinaus mit dem Mädchen. Seine Tochter sollte die Mühle erben mit allem Zugehör und einen reichen Eidam ihm zubringen. Sein künftiger Eidam sollte entweder ein tüchtiger Gewerbsmann seyn, der selber einige Schock harte Thaler in die Haushaltung mitbringen konnte, oder ein Beamter, der Ansehen und Geltung habe, oder ein reicher Landwirth und Viehzüchter mit großem Anwesen und vollen Ställen und Vorrathskammern. Er sollte die benachbarten Grundstücke an sich kaufen, das Anwesen mehren und verbessern. Dann wollte sich der Alte zur Ruhe und in den Auszug begeben, wozu er bereits ein kleines Nebenhaus ausersehen hatte, um der neuen Wirthschaft mit Rath und That zu Handen seyn.

So dachte der Vater und fand in den Gesinnungen seiner Tochter in so ferne eine Unterstützung, als diese sich wenig um die Männer zu kümmern schien und außer ihrer Hauswirthschaft, die sie aus dem Fundamente verstand und musterhaft besorgte, mit Niemand verkehrte.

Sie hatte das zwanzigste Jahr erreicht. Einige Freier hatten sich gemeldet, aber das Herz des Mädchens hatte geschwiegen und den strengen Anforderungen des Vaters hatte Keiner genügt und entsprochen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Arbeiten der Kommission für deutsche Geschichte in München.

Bekanntlich trat im vorigen Jahr auf Einladung des Königs Max eine Anzahl der ausgezeichnetsten Historiker Deutschlands in München zusammen, um zum Besten deutscher Geschichtsforschung eine dauernde Genossenschaft zu bilden. Sie erhielt als eine besondere Kommission bei der k. Akademie der Wissenschaften zu München ein vom König bestätigtes Statut und eine Dotation von jährlich 15,000 fl. aus der königlichen Kabinetskasse. Zum Präsidenten wurde Staatsrath und Professor Ranke zu Berlin, zum Sekretär Professor v. Sybel zu München, zu ferneren ordentlichen Mitgliedern ernannt: Reichsarchivar Chmel zu Wien, Prof. Cornelius zu München, Prof. Droysen zu Jena, Hof- und Staatsbibliothekar Föringer zu München, Prof. Giesebrecht zu Königsberg, Geh. Rath Prof. Jakob Grimm zu Berlin, Prof. Häusser zu Heidelberg, Prof. Hegel zu Erlangen, Archivdirektor Lappenberg zu Hamburg, Prof. Löher zu München, Geh. Rath und

Bibliothekar Pertz zu Berlin, Reichsarchivdirektor v. Rudhart zu München, Oberst v. Spruner, Flügeladjutant Sr. Majestät, Oberstudienrath und Bibliothekar v. Stälin zu Stuttgart, Prof. Waitz zu Göttingen, Prof. Wegele zu Würzburg, zusammen achtzehn ordentliche Mitglieder, zu welchen noch drei außerordentliche hinzukamen: der Archivar Baader zu Nürnberg, Reichsarchivsekretär Muffert zu München, Professor Voigt in München. Am 29. September dieses Jahres waren sämmtliche Mitglieder der Kommission zu München versammelt, nur Cornelius war durch Familienverhältnisse in Bonn zurückgehalten, und Chmel war im Laufe des Jahres gestorben. Präsident Ranke begrüßte in einer Eröffnungsrede die jetzt durch allerhöchste Gnade konstituirte Genossenschaft deutscher Historiker, und indem er die erhabenen Verdienste des königlichen Protektors um die Wissenschaft hervorhob, theilte er mit, daß Se. Majestät aus persönlichen Ersparnissen der Kommission außer ihrer jährlichen Dotation noch eine Summe von 25,000 fl. zur Verfügung stelle, und daß es dem König besonders erfreulich sey, wenn durch die Kommission auf dem speziellen Gebiet der bayerischen Geschichte Tüchtiges hervorgerufen werde. Die Kommission erhielt darauf Bericht von dem Stand der im vorigen Jahr in Angriff genommen Arbeiten. Professor Hegel hat die ihm übertragene Herausgabe einer Sammlung deutscher Städtechroniken bereits so weit gefördert, daß der Druck im Frühling 1860 voraussichtlich beginnen wird; es sollen zunächst die fränkischen (Nürnberg), dann die bayerischen und schwäbischen Chroniken (Regensburg und Augsburg) zur Publikation gelangen.

Die erste Städtechronik, welche durch Professor Hegel herausgegeben wird, ist die der Stadt Nürnberg, und zwar nach der ältesten Handschrift, welche sich in den Schätzen der nun schon auf mehr als 30,000 Bände angewachsenen, lediglich deutsche Geschichte und Kulturzustände betreffenden Bibliothek des Germanischen Museums befindet. Diese merkwürdige, aus dem vierzehnten Jahrhundert stammende Handschrift ist von Ulman Stromer's eigener Hand geschrieben, eine Privatarbeit, die anfänglich mehr für seine Familie als für das Publikum berechnet war, aber später die eigentliche Grundlage aller Nürnberger Chroniken, deren es eine zur Zeit unberechenbare Zahl gibt, bildete. Die Nürnberger Stadtbibliothek besitzt ein zweites, jedoch etwas späteres Exemplar.

Unter der Leitung des Professors von Sybel schreiten die Arbeiten für ein anderes großes Quellenwerk, die Herausgabe der deutschen Reichstagsakten, thätig voran; seit einem halben Jahr wird das Münchener Archiv zu diesem Zweck durchforscht; so eben beginnt die Arbeit in den Archiven von Weimar; im Laufe des Winters sollen die Archive von Dresden, Wien, Turin, Mailand, Venedig durchgegangen werden. In nicht minder erfreulichem Fortgang befindet sich unter der Leitung des Professors Ranke die Herstellung der „Jahrbücher des deutschen Reichs“; die Annalen der karolingischen Zeit sind in voller Ausarbeitung begriffen, von denen der sächsischen Kaiser hat der Druck bereits begonnen. Die Kommission beschloß darauf eine Reihe weiterer Unternehmungen Sr. Majestät dem König zu höchster Genehmigung vorzuschlagen. Seit längerer Zeit ist Dr. v. Liliencron zu Meiningen mit einer Sammlung deutscher Volkslieder historischen Inhalts beschäftigt; diese zum Theil noch wenig bekannten Lieder, die gegen das 15. Jahrhundert beginnen und um die Mitte des 17. aufhören, sollen gesammelt und chronologisch geordnet werden. Archivar Lappenberger schlug die Herausgabe der Dokumente und Rezesse der Hansatage vor, einer der wichtigsten Quellen für die auswärtigen Beziehungen des gesammten deutschen Reichs vom vierzehnten bis siebenzehnten Jahrhundert. Er selbst würde der Herausgeber seyn; die Kommission würde dem Werk eine entsprechende Publikation der oberdeutschen Städteakten anschließen, so daß beide Arbeiten, verbunden mit der Sammlung der Städtechroniken, eine der wichtigsten Seiten des gesammten deutschen Lebens vollständig umzeichnen würden. Auf den Antrag Jakob Grimm's wurde eine Sammlung mittelhochdeutscher Gedichte historischen Inhalts aus dem elften bis dreizehnten Jahrhundert, so wie die Fortsetzung und Vollendung der von dem großen Gelehrten begonnene Sammlung deutscher Weisthümer empfohlen: beiden Unternehmungen würde der immer noch jugendfrische und thatkräftige Meister selbst vorstehen. Unter der Redaktion von Waitz, Stälin und Häusser soll sodann ein periodisches Organ, „Forschungen zur deutschen Geschichte“, zur Aufnahme kritischer Erörterungen und Monographien gegründet, die Verhandlungen aber, die Denkschriften, Berichte und sonstigen Schriftstücke der Kommission selbst, so weit sie allgemeineres wissenschaftliches Interesse haben, in einer Beilage zu Sybels Historischer Zeitschrift veröffentlicht werden. Die Kosten aller dieser Unternehmungen würden aus dem regelmäßigen Jahresbezug der Kommission bestritten werden. Aus dem eben bewilligten außerordentlichen Zuschuß hat dieselbe Sr. Majestät die Dotirung mehrerer wichtiger Preisaufgaben vorgeschlagen: die erste auf Lebensbeschreibungen berühmter Deutschen, die zweite auf Biographie berühmter Bayern, die dritte auf ein gelehrtes Handbuch der deutschen Geschichte, zunächst in den mittelalterlichen Zeiten, die vierte auf ein Handbuch der deutschen Alterthümer bis auf die Zeit Karls des Großen gerichtet. Weiter ging die Absicht der Kommission auf eine

kritische Geschichte des Landes und Herzogthums Bayern bis zur Erhebung des Hauses Wittelsbach. Nachdem eine Menge einzelner Untersuchungen die Kenntniß erweitert und berichtigt haben, ist eine zusammenfassende Arbeit Bedürfniß; sie würde nach dem Muster von Stälin's württembergischer Geschichte zu verfahren haben; und neben dieser, welche vielfach auf das bayerische Schwaben hinausblickt, so wie neben der von Wegele im königlichen Auftrag geschriebenen fränkischen Geschichte, die älteren Zustände des Königreichs beinahe vollständig umfassen. Endlich brachte Professor Ranke noch einen Entwurf von höchster Bedeutung und weitgreifender Wichtigkeit zur Sprache, eine Geschichte der Wissenschaften in Deutschland, in übersichtlicher Weise für die Zeiten des Mittelalters und der Renaissance, in spezielllerer Ausführlichkeit nach den Fächern gesondert für die beiden letzten Jahrhundert. Die Thätigkeit der Kommission würde sich hier auf die Feststellung des allgemeinen Planes, die Heranziehung befähigter Mitarbeiter und die Gewährung eines würdigen Honorars beschränken, die Ausführung selbst aber das völlig selbstständige Werk der gelehrten Verfasser seyn. Die Kommission billigte das Unternehmen, und empfahl es der königlichen Genehmigung; sobald diese erfolgt ist, wird sie sich mit den erforderlichen einleitenden und vorbereitenden Schritten beschäftigen.

Der herbstliche Baum.

Ein Blatt sinkt nach dem andern
Von dir, o fahler Baum,
Und meine Jahre wandern
Dahin, so wie im Traum.

Doch wieder wird dir bringen
Der Mai der Blätter Zier:
Ein Frühling wird erklingen
Nach ödem Leid auch mir.

Wärst du das Bild des Lebens,
Das um zu sterben blüht,
Dann sehnte sich vergebens
Nach Frieden mein Gemüth.

Dann wünscht' ich nie geboren
In dieser Welt zu seyn;
Denn dem, der Gott verloren,
Gibt Leid und Freude Pein.

Ch. Böhmer.

Mannigfaltigkeiten.

Rossini's Mutter starb kürzlich im hohen Greisenalter in Paris. Anna Guidarini galt in ihrer Jugend für eine der schönsten Weiber der Romagna. Anfangs mittelmäßige Choristin, schwang sie sich mit der Zeit zu dem Range einer zweiten Sängerin empor. Ihr Gemahl, Joseph Rossini, dem zu Liebe sie ihre allerdings nicht sehr glänzende theatralische Laufbahn verließ, stand als Künstler wo möglich noch tiefer. Er war ein Hornist dritten Ranges, einer jener Musikanten, die, um ihr Leben zu fristen, mit dem Instrumente über dem Rücken und der Lebensgefährtin an der Hand, von Ort zu Ort wandern, glücklich, täglich so viel zu erwerben, um den Hunger zu stillen und eine Schlafstelle bezahlen zu können. Bald spielten und sangen sie in Gasthäusern, bald im Vereine mit größeren Wandertruppen in Bretterbuden. Doch sparsam, wie sie waren, gelang es ihnen, auf ihren langjährigen Kreuz- und Querfahrten so viel zu erübrigen, um sich in Lugo ein kleines Häuschen zu kaufen, wo sie von ihren Ausflügen ausruhten und bemüht waren, einen pausbackigen Jungen, der ihr einziges Kind war, möglichst zu erziehen.

Den Gebrauch des Wortes „Zapfenstreich" soll sich einem Wiener Blatte zufolge aus dem dreißigjährigen Kriege herschreiben. Damals machte nämlich der Profoß in den Feldlagern und Standquartieren zu einer festgesetzten Stunde des Abends an das Gefäß, woraus die Marketender Bier u. dgl. verschenkten, über dem Zapfen einen Strich, um sich überzeugen zu können, daß an die Soldaten, die sich dann zur Ruhe zu begeben hatten, kein Getränk mehr verkauft worden sey.

Für die Restauration des Hauses, in welchem Napoleon I. in Longwood auf St. Helena gewohnt, für die Instandhaltung des Grabdenkmals und für den Ankauf des Landgutes, welches den Namen „Val Napoleon" führt, sind 140,000 Franks ausgeworfen worden, welche ein besonderes Kapitel im Budget bilden sollen.

[Ein seltsamer Wahrspruch.] Bei einer Geschwornengerichtssitzung in Buffalo kam kürzlich der Fall vor, daß die Geschwornen das merkwürdige Verdikt fällten: „Der Angeklagte ist schuldig; doch zweifelt man, daß er der wirkliche Thäter sey."

Redakteur. Gustav Reffert.
Druck und Verlag der A. Wallau'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 248 Dienstag, 18. Oktober 1859.

Aus den Bergen.

(Fortsetzung).

Da war der Krämer im Badeorte, ein reicher Mann, aber roh und ungeschlachtet; er konnte nur schlecht lesen und schreiben und die schöne Müllerstochter, die zwei Jahre im Kloster der Ursulinerinnen in der Hauptstadt in Schule und Erziehung gewesen, eignete sich vortrefflich, was ihm mangelte zu ersetzen.

Aber der Alte zeigte keine Freude über die Besuche des Krämers, er war mürrisch, so lange er zugegen war, er kehrte ihm nur immer eine Seite zu und das Ohr, das er von der Natur an dieser Seite mitbekommen; niemals würdigte er ihn der vollen Scheibe seines Gesichts, er zuckte stumm die Achseln, wenn der Handelsmann seine Wünsche und Anträge zu verstehen gab, und brachte durch seine einsilbigen und unbestimmten Antworten den Liebhaber nach und nach in gelinde Verzweiflung, so daß er endlich von seinen Bewerbungen wieder abließ.

Da war der Kanzelist auf dem Pflegegericht, er zählte ungefähr vier und dreißig Jahre, trug einen braunen Frack und lichtgraue Beinkleider, sein Leib war vom Sitzen und Schreiben etwas vorgeneigt und er mußte seinen schwachen Augen mit Brillen zu Hülfe kommen.

Er war kahlköpfig, blaß von Gesicht, übrigens ein ganz verständiger Mann, spielte die Violine und sang Bariton.

An jedem Donnerstag kam er Nachmittags in die Mühle, um mit Martha zu singen, welche Solo- und Chorsängerin in der Kirche war. Bei dieser Gelegenheit versuchte er das Herz der schönen und reichen Müllerstochter zu gewinnen.

Der Alte kam eben dazu, als der neue Abälard noch die Violine in der linken Hand und den Fidelbogen mit der Rechten schwingend zu seiner Heloise von Liebe stammelte, die ihn ruhig und unbefangen an ihren Vater verwies. Der Alte maß den kühnen Freier von der Sohle bis zum Wirbel, rümpfte Mund und Nase, zwinkte mit den Augen, schüttelte den Kopf, erhob die Arme und machte so unzweideutige Geberden, daß es der Betroffene gerathener fand, ehe er noch an das väterliche Herz mit seiner Werbung appellirte, sich so schnell als möglich mit hüpfenden Beinen durch die Thüre zu entfernen.

Auch der Oberförster war nicht blind für die schöne Martha. Er war ein schöner stattlicher Mann von dreißig Jahren, war Wittwer und hatte ein Kind, man rühmte seine Einsicht und Kenntnisse und sprach von seiner nahen Beförderung. Aber er hatte nicht gut gelebt mit seiner ersten Frau und sein Herz und seine Liebe waren von der unendlichen Ausdehnung eines Goldschlägerhäutchens, und von den Schönen des Gebirgs war vielen ein solches zerrissenes Flitterchen seines Herzens zu Theil geworden.

„Der Oberförster hat seiner ersten Frau viel Kummer gemacht," mahnte der besorgte Vater, „und er wird es auch seiner zweiten machen, liebe Martha. Besser ist es, wenn Du auf ihn nicht hörst. Der Rechte wir sich noch finden."

Martha hörte die Mahnung und blieb kalt. Sie hatte keine Romane gelesen, aber sie forderte von dem Manne, dem sie ihre Hand geben wollte, treue, warme Liebe, welche ihr der Charakter des Oberförsters nicht verbürgte.

Je reiner ihr eigenes Herz, desto mehr stieß sie die bekannte Lebensweise ihres Freiers unangenehm zurück, der Freier selbst blieb einige Zeit beharrlich, aber da auch seine Versprechungen und Betheuerungen, sich zu bessern, nichts fruchten wollten, zog er sich endlich verdrießlich von seiner undankbaren Werbung zurück.

Martha lebte wieder wie sonst; ruhig und einförmig vergingen die Tage.

In der Nachbarschaft lebte eine alte Frau, die Wittwe eines Oberhutmannes vom Bergwerk, die eine kleine Pension genoß und von dieser, von Näh- und Strickarbeit und von Aushilfe bei den Kranken lebte. Sie hatte manche Lebenserfahrung durchgemacht. Martha kam von Zeit zu Zeit zu ihr und hörte gerne auf ihre Erzählungen.

Zuweilen fand sich auch ein entfernter Vetter

bei ihr ein. Es war ein hübscher Bursche von vier und zwanzig Jahren, brav, aber blutarm, aus Böhmen zu Hause, der Sohn guter Eltern, aber der Vater hatte Unglück und war frühzeitig gestorben.

Der Knabe mußte als Leuchtknabe seinen selbstständigen Verdienst suchen, lernte die Bergarbeit und kam als wandernder Bergknappe auf das kaiserliche Bergwerk, wo er bald durch gutes und anständiges Benehmen zum Steiger vorrückte.

Er war voll Eifer und Lernbegier, aber es fehlte noch in vielen Stücken.

In seinen freien Nebenstunden suchte er mühsam nachzuholen, was er in frühern Jahren versäumt hatte, da er vorerst auf Brod und Erwerb denken mußte.

Er spielte die Zither und blies das Klarinett, und verdiente sich bei der Musikbande, welche die Bergleute unter sich bildeten, manchen Groschen. Wenn eine Hochzeit war, oder sonst ein feierlicher Aufzug, so fehlte der schmucke Franz nicht. Er gefiel den Mädchen, aber er schien es nicht zu wissen, oder er kümmerte sich nicht darum. Sie hielten ihn für stolz, während er demüthig und bescheiden war.

Franz hatte ein eigenes Geschick, die Volksweisen auf der Zither gut vorzutragen.

Das versparte er sich auf seine Besuche bei der alten Base, wohin er auch gerne seine Zither mitbrachte.

Dann ging ein freundliches Lächeln über sein sonst ernstes Gesicht. Martha strickte an ihrem Strumpfe, die Alte spann am Spinnrocken, Franz sang seine Lieder, zuweilen erzählte er auch von seiner Heimath oder seiner Mutter. Eine Stunde war vorüber. Martha mußte nach Hause, Franz begleitete sie, meist still und einsilbig neben ihr herschlendernd und eilte wieder an seine Arbeit oder auf sein Stübchen, wo er las oder musizirte.

Der Hofkaplan kam auf Ferien nach dem väterlichen Hause. Der Vater hatte eine neue Einrichtung auf seiner Wirthschaft getroffen, wobei er den Rath seines Sohnes wünschte. Auch hatte er für mögliche Fälle sein Testament gemacht. Der Sohn war den Tag über mit seinem Vater, oder beschäftigte sich mit seinen Büchern, am Abend saß er mit Martha im Haingarten oder ging spazieren, er im langen, schwarzen Talar, Martha in der landesüblichen Tracht, denn nie hatte der Vater erlaubt, sie abzulegen, obgleich sich andere, minder bemittelte Mädchen schon nach der städtischen Mode kleideten. Zwar hatte der kurze Rock einem langen Kleide Platz gemacht, aber ihr blühendes Gesicht steckte unter einem spitzen Hut, von dem die breiten Bänder rückwärts hinab flatterten. Das Kleid ging hoch herauf über die jungfräuliche Brust, und über das Kleid schmiegte sich der dunkle Spenser, der noch immer ihre schönen Formen abprägte.

Der geistliche Bruder, seinen Studien und dem beschaulichen Ernste seines Berufslebens in der Hauptstadt entrückt, fand in dem Umgang mit seiner Schwester und in dem Austausch ihrer Empfindungen einen Ersatz für die Lücken, die seine Verhältnisse ihm selber unbewußt in seinem Gemüthsleben zurückließen.

In sittenreinen Menschen, denen ihr Beruf auf der einen Seite Entsagung und Aufopferung auferlegt, und welche in treuer Pflichterfüllung längst gelernt haben, alle Regungen ihres Herzens zu prüfen und zu überwachen, findet eine gewisse Art von Schwärmerei einen willigen Boden, die sich so gerne dafür mit erhöhter Wärme auf Alles wirft, was ihnen erlaubt, edel und gut dünkt.

So hatte seine brüderliche Neigung, der Ausdruck seiner Worte, die er an Martha richtete, etwas Fromminniges.

Der junge Kaplan erging sich offen, ohne Rückhalt in seinen Gedanken und Gefühlen vor seiner treuen Schwester, und schmeichelte sich durch seine Milde in ihr volles Vertrauen, das ihm so gerne entgegenkam.

Sie fragte ihn und lauschte seinen Erzählungen. Er sollte ihr die Welt vermitteln, die sie so wenig kannte und die ihr auch der Bruder nur von seinem Standpunkte aus schildern konnte.

In alle seine Gespräche mischte er, fern von salbungsreicher Phrasenmacherei, seine frommen Anschauungen, die bei ihm aus dem innersten Gemüthe flossen.

Es konnte nicht fehlen, daß der Bruder nebenher nach den Herzensgeheimnissen seiner Schwester forschte. Das Herz des Mädchens war ein Wiesenwässerchen, dem man bald auf den Grund sah. — Sie hatte hier nichts zu vertrauen und nichts zu verschweigen. Dennoch war Manches zu errathen, was sich in keine Worte bringen ließ.

(Fortsetzung folgt.)

Die Guano-Inseln Peru's.

Durch den erfahrenen Kapitän Baas, welcher den Stillen Ozean während einer langen Reihe von Jahren befahren und dort reiche Erfahrungen gesammelt hat, erhalten wir interessante Notizen über die Guano-Inseln Peru's. Dieselben liegen etwa 15 Meilen von der Küste des Landes und es sind deren drei vorhanden, welche für die Regierung Peru's bisher eine reiche Quelle der Einnahme bildeten. Das Chinchy-Island mag etwa eine Quadratmeile groß seyn, umgeben von hohen steilen Felsen; diese sind es, welche Schluchten bilden von

einer Tiefe, die bisher nicht bemessen werden konnte, und dort findet man die reichen Guano-Lager. Das Plateau der Insel kann nur auf Strickleitern erstiegen werden, an einer Stelle jedoch hat man in neuerer Zeit angefangen, einen Weg zu bahnen, und eine Art Brücke angelegt, um dadurch eine Verbindung mit dem Meere zu ermöglichen; bei der großen Anzahl der Schiffe aber, welche jeden Tag auf Ladung harren, ist dieß Verkehrsmittel von geringem Werthe; die Fahrzeuge legen so nahe, als es die Brandung gestattet, bei der Insel an, und dann werden aus Segeltuch verfertigte Schläuche von der Höhe des Felsens nach dem Schiffe geleitet und ihnen der Guano durch dieselben zugeführt.

Die an und für sich unbewohnbare Insel hat doch einige Häuser und Hütten; das Hauptgebäude freilich auch von nicht allzugroßen Dimensionen, ist dasjenige, welches der Gouverneur inne hat, und wenn man sich wundern sollte, daß eine Person, welche eine solche Würde bekleidet, auf diesen öden Felsen existirt, so muß man nicht vergessen, wie wichtig Chinchy für Peru ist. Bekanntlich schloß der Staat einen Vertrag mit den Herren Anton Gibbs und Sohn, wonach diesen allein für eine gewisse Anzahl von Jahren der Guanohandel als Monopol zugestanden wurde, sie zahlten dafür etwa 20 Dollars per Tonne, für diesen Preis aber war die Regierung verpflichtet, den Guano an Bord der Schiffe zu liefern. Um dieß zu bewirken, verschaffte man sich Kulis, deren gewöhnlich etwa 300 bei der Arbeit beschäftigt sind, die in leichten Hütten an der Westseite der Insel wohnen und deren Nahrung zumeist in Reis und Wasser besteht. Die Beförderung des Guano geschieht bis zu den Klippen auf Pferde-Eisenbahnen in leichten Karren und von dort wird das Material in der früher bereits angedeuteten Weise von der Höhe der Felsen auf die Schiffe befördert.

Diese Arbeiten sind es, welche der Gouverneur leitet und überwacht. Es geschieht dieß aber keineswegs mit bemerkenswerther Genauigkeit. Man pflegt irgend ein Schiff vollständig zu beladen und nimmt dann den registrirten Tonnengehalt desselben als richtig an; man hat es indeß so einzurichten gewußt, daß manche Fahrzeuge mehrere hundert Tonnen mehr hielten, als vorausgesetzt wurde, und wenn man bedenkt, daß in England durchschnittlich 12—14 Pfd. St. für die Tonne Guano bezahlt werden, so kann man sich einen schwachen Begriff von den riesenhaften Vortheilen machen, welche die Herrn Gibbs und Sohn im Laufe der Jahre unausbleiblich erzielen mußten; das Guanogeschäft hat ihnen so fabelhafte Profite abgeworfen, daß sie sich gar nicht mehr berechnen lassen.

Die Kulies arbeiten hier übrigens für bestimmten Lohn, der jeden Sonnabend Abends prompt ausbezahlt wird; während dieß aber geschieht, steht ein anderer Tisch in der Nähe und dort erwartet die Kirche ihre Abgaben, welche mit unnachsichtlicher Strenge von dem armen Arbeiter eingezogen werden, für den Fleisch und Brod seltene Leckerbissen sind.

Wenn man bisher angenommen hat, daß der Guano fast ausschließlich durch die Unzahl der hier hausenden Vögel geschaffen worden sey, und ihn deßhalb auch wohl Vogeldünger genannt hat, so widerspricht unser Gewährsmann dieser Ansicht und meint, daß derselbe ganz vorzüglich von der unzählbaren Menge von Seelöwen herrühre, welche hier an's Land steigen. Mit unglaublicher Gewandtheit erkletterten diese Thiere die steilsten Felsen, um dort in der Sonne ihre Siesta zu halten, es ist aber eine besondere Eigenthümlichkeit derselben, daß sie das Land suchen, sobald sie krank oder verwundet sind. Deßhalb findet man auch in den oberen Schichten des Guano oft die wenig verwesten Knochen des Seelöwen und es ist wahrscheinlich, daß gerade diese Knochen dem in Rede stehenden Dünger die ihm innewohnende Kraft verleihen.

„Die Zahl der Seelöwen an dieser Stelle ist so groß“ — sagt Kapitän Baas — „daß wir bei einer Spazierfahrt, welche ich mit einigen anderen Kapitänen, die auf Ladung warteten, unternahm, in kurzer Zeit mehr als zwanzig Seelöwen erlegten. Einige derselben haben ein Gewicht von nicht weniger als 1000 Pfund, dessenungeachtet liefern sie verhältnißmäßig wenig Fett und es bedarf einiger zwanzig Seelöwen, um ein Faß Oel zu produziren. Da wir müssig vor Anker lagen, benutzten wir die Zeit und ich brachte es dahin, fünf Fässer mit Oel füllen zu können.“

Zürnet nicht!

Ihr liebtet euch und zürnet jetzt,
Was ist, warum ihr grollt?
Weil ihr durch Kleines euch verletzt,
Seyd ihr euch nimmer hold? —

Es stand im Blicke wonniglar
Doch sonst der Liebe Sitz;
Nun zuckt aus eurem Augenpaar
Des Zornes Höllenblitz!

Die Lippe schweigt, die sich gestand
Des Herzens süßen Bund
Und nimmer gibt ein Druck der Hand
Der Seele Fühlen kund!

Es galt doch sonsten euch als Glück,
Vereint beisammen seyn,
Nun schaudert ihr vor euch zurück
In stummer Seelenpein! —

Nur wenn im Traume liebverschönt
Ein Mund holdselig lacht,
Hat's Eine sicher ausgesöhnt
Des And'ren hold gedacht! —

D'rum zürnet nicht, o zürnet nicht
Und söhnt euch wieder aus,
Dann scheint der Freude gold'nes Licht
Euch gern in Hof und Haus!

Stoll.

Mannigfaltigkeiten.

Militärische Uebungen in China sind sehr ergötzlich, wie ein junger Missionär berichtet. In der Mitte des Manövrirfeldes stellen große bemalte Leinwandstücke die Mauern einer Festung mit einem Thor vor. Die Soldaten sind hinter der Leinwand versteckt, gegenüber sitzen die kommandirenden Mandarine. Im Augenblicke, wo die Uebung beginnt, verbeugt sich ein Herold mit einer Fahne vor ihnen bis zur Erde; worauf dann ein Ausrufer hinter ihnen auf eine Estrade steigt und ihre Befehle mittelst eines Sprachrohrs verkündet. Auf dieses Zeichen öffnet sich das Thor und ein Dutzend auf kleinen Pferden reitender Offiziere kommen zuerst zum Vorschein. Hinter ihnen laufen die Soldaten in kurzem Trab herbei, die Röcke, wie Köchinnen bei der Arbeit, hinaufgeschürzt. Der vierte Mann trägt auf dem Rücken eine lange Stange mit einem Richt-Fähnlein. Einige sind mit Pfeilen, andere mit Aexten bewaffnet, nur Wenige tragen ungeschickt europäische Flinten, und die meisten der chinesischen Gewehre, so groß wie unsere Wallbüchsen, werden von zwei Mann gehalten, welchen ein dritter mit Lunte und Munition folgt. Nun beginnt das Exerziren! Diese sonderbaren Soldaten führen wahrhafte Contre-Tänze aus; sie vermischen und vermengen sich untereinander und verbergen sich dann wieder hinter der Leinwand. Nach einigen Minuten kommen sie nochmals hervor und die Uebung beginnt neuerdings.

[Für Homöopathen.] Um von 1 Quintilliontel Gran einen Begriff zu erhalten (denn so wenig beträgt zuweilen eine von Homöopathen verordnete Dosis von Arzneimitteln) muß man erwägen, daß die 6000jährige Dauer der Menschengeschichte 2,191,500 Tage oder 52,596,000 Stunden, wofür wir 53 Millionen Stunden setzen wollen, beträgt. Die Weltgeschichte umfaßt also nur etwa in runder Zahl ausgedrückt: 190,000 Millionen Sekunden. Wäre nun die Erde diese ganze Zeit hindurch mit 1000 Millionen Menschen in jedem Zeitpunkte bevölkert gewesen, und hätte jeder derselben alle Sekunden eine Dosis eben des Arzneimittels genommen, so wären 190 Trillionen solcher Dosen oder circa 200 Trillionen solcher Dosen verbraucht. Wenn demnach ein Arzt seit Adams Zeiten allen lebenden Menschen jede Sekunde 1 Quintilliontel Gran irgend eines Arzneimittels gegeben hätte, so wäre dennoch der ganze Verbrauch noch nicht 1 Tausendtel vom Milliontel eines Grans.

In Montigny-le-Tilleul will man eine uralte Handschrift über die Kriege Cäsar's gegen die Belgier gefunden haben. Nach dieser Handschrift wurde die große Feldschlacht gegen die Nervier nicht bei Presle, sondern bei Montigny-le-Tilleul geliefert. Die Handschrift enthält auch einige Nachrichten über die Vertheidigungsmittel der alten Belgier, unter denen besonders hervorzuheben Kugeln von Steinkohlen, die in einem tragbaren Ofen glühend gemacht und mit eisernen Handschuhen den Feinden ins Gesicht geworfen wurden.

Die größten Kamm-Manufakturen der Welt befinden sich in Aberdeen in Schottland. Großartig sind die Vorrichtungen, wie Oefen, Säge-Maschinen u. s. w. Es werden 2000 Sorten Kämme angefertigt, und zwar jährlich 9 Mill. Stück, die an einander gelegt eine Strecke von 9,990,000 Fuß einnehmen würden. Man gebraucht dazu jährlich 750,000 Hörner, 2 Mill. Hufe ohne die Schildplatte und die Büffelhörner.

In Rußland ist der Verkauf der Streichfeuerhölzchen seit der Regierung Nikolaus gesetzlich verboten. Im Geheimen werden sie indeß fabrizirt und verkauft, und sind daher auch, wie so Vieles in Rußland, ein Monopol der Polizei, welche aus den Uebertretungen des Verbotes ihren Nutzen zieht, selbst heimlichen Handel mit Streichzündhölzchen treibt, was Jedermann weiß, aber natürlich findet.

Redakteur: Gustav Reffert.
Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung.“

№ 249 Mittwoch, 19. Oktober 1859.

Aus den Bergen.

(Fortsetzung.)

Der Steiger Franz war dem Geistlichen mit seiner Schwester einigemale begegnet und hatte schüchtern und freundlich gegrüßt, Martha war roth geworden und ihre Blicke suchten den Boden. Der Geistliche fragte und Martha erzählte unbefangen von ihren unschuldigen Zusammenkünften.

„Und wie gefällt Dir der Franz?“ fragte einmal der Geistliche dazwischen.

Martha schwieg.

„Sey offen, liebe Martha, mir kannst Du es schon sagen.“

„Er gefiele mir recht gut,“ sagte Martha, „es ist ein guter, vortrefflicher Mensch, er erhält seine Mutter von seinem kargen Lohn, dabei ist er verständig, ja er liest selbst in Büchern, aber es ist nichts, es kann nichts seyn. Er ist arm und der Vater ist stolz. Du weißt es, lieber Bruder. Ich muß mir die Sache aus dem Kopfe schlagen, und ich will es auch — —“

Mit diesen Worten war Vieles gestanden und mehr, als der Geistliche zuvor von der Sache gehalten hatte. Der Bruder fühlte, daß seine Schwester wahr spreche und bekräftigte sie in ihren Vorsätzen. Er meinte, sie sollte ihre Besuche bei der alten Frau gänzlich aufgeben und jeden weitern Gedanken fahren lassen.

Der alte Müller hatte eine Geschäftsreise nach einem nahen Gebirgsorte vor. Er war sein eigener Kutscher. Niemand führte die Pferde sicherer. Der Wagen war eingespannt, der Knecht reichte ihm die Peitsche, der Geistliche und Martha standen am Wagen.

„Ich bin frühzeitig wieder zurück,“ sagte der Alte und gab seiner Tochter noch einige Aufträge, ließ dann die Peitsche leicht über den Rücken seiner Pferde hinfliegen und fuhr dann mit einem: „B'hüt Gott“ — von dannen.

Der Müller machte seine Geschäfte im Dorfe ab und war früh wieder auf der Heimkehr.

Es war ein schöner Frühlingsnachmittag, die Sonne brannte warm und schwühl zwischen den Bergen.

Der Müller lehnte sich bequem im Wagen zurück und ließ die Zügel durch seine Hand fallen. Er hatte die Hälfte des Weges zurückgelegt. Die Berge verengten sich hier und der Weg lenkte in einen schmalen Gebirgspaß ein, rechts eine Felsenwand, die fast senkrecht niederstarrte, weiter oben gipfelten sich steil ansteigende Lehnen und Abhänge übereinander, auf denen im Hochsommer das weidende Vieh sein Futter suchte.

Einzelne Fichten und Föhren stacken windschief im Rasen oder neigten sich kühn über einen Absturz hinaus, mit ihren nackten Wurzeln in den Rissen eines Felsblockes sich festhaltend. Noch weiter oben, dem Auge unsichtbar, waren hohe Bergeskuppen, auf der zugewandten Nordseite noch tief in Schnee gehüllt, und auch in den Mulden und Schluchten lag noch hoher Schnee, schmutziggrau und in kleinen Körnern sich ablösend, und reichte hie und da an den Schattenstellen weit vorwärts die Lehnen herab, hart bis zum Rande schon üppig ergrünter Flächen, die mit zahllosen Schmalz- und Schlüsselblumen bedeckt waren. Linker Hand vom Wege ging es sehr abschüssig in einen tiefen steinigen Graben, in welchem ein Wildbach auf kiesigem Bett dahinlärmte, hie und da noch von einer Schneedecke überwölbt, gleichsam als weitest vorgeschobener, verlorner Posten gegen den anrückenden Frühling aufgestellt, während an den sonnigsten Stellen schon die grünen Lenzesboten an Bäumen und Sträuchern hinausflattern und das fette, frische Grün saftig hervortrat auf der Folie des Himmels und dem Grau der Felsen. Ein durchsichtiger, feiner Duft, so unnachahmlich dem geschicktesten Farbenkünstler, schien die Luft zu durchweben und umhauchte alle Gegenstände, sie wie mit einem glänzenden Firniß umhüllend.

Der Müller schmauchte seine Pfeife mit Knaster gefüllt, und ließ die Pferde den sacht abfallenden Weg hinab langsam dahin traben.

Da knistert es anfangs leise und immer vernehmlicher hoch über ihm, ein dumpfer Donner,

wie der Fall oder das Anprallen einer gewaltigen Masse, folgte dem Knistern. Die Schläge wiederholten sich rasch, die Luft erfüllte sich mit weißen Stäubchen, im Nu zu einer ungeheuren Masse anschwellend, es wurde dunkel um ihn und er fühlte sich von einem unbekannten Gegner mit Roß und Wagen ergriffen und fortgeschleudert; — eine Lawine war abgegangen, das Bewußtseyn hatte ihn verlassen und als er wieder zu sich kam, lag er zusammengekrümmt, finstere Nacht um ihn, und umhertappend mit den Händen erkannte er, daß er unter einem Berg von Schnee lebendig begraben sey, der einen kleinen Bogen über ihn bildete, so daß er noch Athem schöpfen und seinen schrecklichen Zustand recht begreifen konnte.

Er schrie, seine Stimme verhallte wie in einem Sarge, er wühlte mit den Händen umher, aber sein Kampf mit dem kalten Element drohte die Masse aufzurühren und vollends über ihn hereinzustürzen, verzweifelnd ließ er ab von seinem fruchtlosen Bestreben, sein Kopf verwirrte sich und er sank aufs Neue in Bewußtlosigkeit.

So mochte er einige Zeit gelegen haben, er hatte für das Maß der Zeit kein Gedächtniß. Als er zu sich kam und sein Auge sich wieder zum Erstenmale erschloß, war es Nacht und finster um ihn wie ehe, nur war es ihm, als ob er außer dem melancholischen Rauschen des Wassers einen unbestimmten Ton, ein fernes Rufen vernähme.

Der Ton ober seinem Haupte drang näher und näher, der Müller wollte sich aufrichten, aber er war starr und steif und der hereinstürzende Schnee zwang ihn aufs Neue, in seiner Stellung zu verharren, um sein Leben nicht noch mehr zu gefährden. Da lichtete es sich plötzlich ober ihm und ein Stückchen blauer Himmel erschien, wie durch ein Wunder über seinem Haupte, er wollte rufen, aber die Stimme versagte ihm, stumm und sprachlos blickte er aufwärts, als das freundliche Antlitz des Knappen Franz, wie die Erscheinung eines Engels, über der lichten Oeffnung auf ihn niederblickte.

Franz war dieser Tage nach dem Bergwerke unterwegs. Er befand sich im entscheidenden Augenblicke auf der entgegengesetzten Seite des Gebirgpasses unten an der Wendung, er hatte die abstürzende Lawine mit angesehen und war ihrer Gewalt selber mit genauer Noth entkommen. Er hatte Roß und Wagen noch erblickt und sah sie eben so schnell vor seinen Augen verschwinden, denn die Lawine riß sie mit sich über das hölzerne Geländer, das sie an mehreren Stellen zu Boden drückte, in den tiefen Graben, wo sie unter der Schneemasse verschwanden.

Dem armen Jungen sträubten sich die Haare empor, als er das Unglück erschaute; einige Augenblicke stand er vor Entsetzen wie eine Bildsäule, aber er hatte sich rasch gefaßt, er wußte den Müller unterwegs, er hatte seinen Wagen erkannt, das spornte doppelt seine Thätigkeit.

Aber was sollte er anfangen, allein, hilflos, ohne Werkzeug? Der Schnee lag mehrere Klafter hoch aufgehäuft, die Straße und die ganze Breite des Grabens ausfüllend, in einer langen Strecke von dreißig bis vierzig Schritten.

Er übersah die ganze Größe der Gefahr, er wußte, daß nur die schnellste Hülfe retten konnte, aber allein wie er war, vermochte er nichts. Er erinnerte sich zum Glücke, daß Holzknechte in der Nähe waren, um Baumstöcke auszuroden. Er sprengte nach dieser Richtung, traf hier die Knechte und forderte sie auf, ihn schnell zu begleiten. Sie nahmen Hauen und Schaufeln und folgten ihm an die Stelle. Keine Spur verrieth, wo der Wagen mit den Pferden und der Müller lag, über Alles breitete sich der hohe, wirre Schneehaufen. Sie untersuchten mit Stangen den Schneeboden, und als sie auf diese Weise einmal den Weg erforscht hatten, war ihnen dieß ein Wegzeiger, daß hier auch der Müller in der Nähe sey, der aus dem Wagen herausgeschleudert, wahrscheinlich nur einige Schritte noch weiter entfernt von der Straße ab, liegen mußte.

Mit verdoppeltem Eifer und vereinten Kräften beschleunigten sie ihre Arbeit, der Schnee wurde bei Seite geschafft, bald lag er nur mehr einige Schuhe tief bis zum Bachesrand. Noch einige kräftige Schaufelstöße und siehe da, unter ihnen zeigte sich eine freie Wölbung. Franz trat hinzu, schaute hinunter und sah hier den Müller in gekrümmter Stellung, der an die Schneewand gelehnt, mit geschlossenen Augen, von dem Lichte geblendet, sein blasses Antlitz zu ihm empor wendete. Einige Bewegungen zeigten ihm sogleich zu seiner höchsten Freude, daß er noch lebe.

Franz war nun mit einem Sprunge neben dem Müller, er schickte die Knechte an die Stelle, wo der Wagen lag, um dort rasch einige Stricke herauszuholen. Mit dem einen Ende wurde der Müller festgemacht, das andere Ende um einen Pfosten des Geländers geschlungen und auf diese Weise der lebendig Begrabene aus dem kalten Sarg emporgehoben. Oben wurde schnell aus Baumästen eine Bahre errichtet, und da der Müller unfähig war sich selbst zu regen, so trugen ihn Franz und einer der Holzknechte vorwärts, bis sie nach einer halben Stunde zu dem nächsten Hause gelangten.

Unterdessen blieben die zwei Andern zurück, um auch den Wagen mit den zwei Pferden auszuschaufeln. Der Wagen war in Trümmer, die Pferde waren todt.

Ein Leiterwagen wurde herbeigeschafft, um diese stummen Zeugen des Unglücks weiter zu bringen.

Unterdessen war nach dem Arzte geschickt; der

Müller hatte sich in so weit erholt, daß er im Stande war, in einer Kutsche nach Hause geführt zu werden.

(Fortsetzung folgt.)

Kunst und Literatur.

Cicero erzählt, wie er nach seinem Rücktritte von den Staatsgeschäften als Medizin für seinen Schmerz das Studium der Philosophie aufsuchte. Auch in unserer blasirten, zerfahrenen Zeit, bei unserer geschwächten Literatur thut es Einem wohl, von dem Leben, Wirken und Streben eines rüstigen, muthigen Geistes, eines liebevollen Gemüthes, eines charakterstarken Mannes zu hören und zu lesen. Es thut dem Innern doppelt wohl, weil hiedurch zugleich die Hoffnung und Ueberzeugung begründet wird, daß es immer noch Stätten und Seelen genug gibt, in welchen die höheren Güter des Menschen Pflege und Nahrung finden.

Solche Gefühle durchzogen uns beim Lesen des Buches **„Kardinal und Fürstbischof Melchior von Diepenbrock.** Ein Lebensbild von seinem Nachfolger auf dem bischöflichen Stuhle." Breslau 1859, Verlag von Ferdinand Hirt.

Wir müssen offen gestehen, wir legten das Buch nur ungern bei Seite, als wir zu Ende waren.

Da finden wir den ehrwürdigen Fürstbischof als muthwilligen schelmischen Knaben unter dem Dache der Eltern zu Bocholt im ehemaligen Bisthume Münster, als Schüler bei Vikar Büttner und in einem Knabeninstitut, als Zögling im militärischen Lyzeum zu Bonn, als Arbeiter in einem Domänen-Bureau, als Kämpfer für deutsche Freiheit. Der jugendliche Diepenbrock hatte seither ein wildes, unbezähmtes Wesen, jedoch auch ebenso sehr wieder eine tiefe Weichheit des Gefühles, eine stille Sehnsucht, in dem Buche der Natur zu lesen, geoffenbart. „Er sehnte sich wieder, wie der Herr Verfasser sagt, nach einem ferneren dunklen Etwas, das ihm die Erde nicht bieten konnte."

Ein Wendepunkt in diesem jungen Leben trat ein, als im Jahre 1817 der ehemalige Professor in Landshut, Michael Sailer, seine zahlreichen Freunde im Münsterlande besuchte und durch Clemens Brentano auch in die Familie Diepenbrock eingeführt wurde. Melchior suchte Anfangs, voll Vorurtheilen, dem Gaste seines Vaters auszuweichen, allein als Sailer sich wieder entfernte, wußte sich Melchior in diese Trennung nicht zu finden. „Ich fühlte mich, als Sailer fort war," sagte er später selbst, „so einsam und verlassen, wie ein Kind, das sich im Walde verloren hat."

Seinem inneren Zuge folgend ging er nach Landshut, um dort Cameralia zu hören und in Sailers Umgang seinen Studien zu leben.

Die Zeit zur Wahl des Berufes rückte heran und Diepenbrock entschied sich, Priester zu werden. Als solcher trieb es ihn nach Regensburg, wo Sailer seit 1821 als Domherr und bald darauf als Koadjutor des Bischofs Wolf lebte und wirkte.

Der Herr Verfasser schildert nun die glücklichen Tage, welche Diepenbrock an der Seite seines liebevollen Meisters und Freundes Sailer, in Regensburg oder in Barbing, einem zwischen Regensburg und Stauff gelegenen Schlößchen, verlebte. Es war ein Leben, wie es sich die jugendliche Brust in ihren Idealen malt, voll Freundschaft, Liebe und Offenheit, getheilt zwischen dem Ernste des Berufes und der Wissenschaft und dem arglosen Wesen munterer Heiterkeit, welches Leben die Verbindung mit Männern, wie Clemens Brentano, Eduard v. Schenk noch verschönerte.

Diepenbrock ward bald nach der Thronbesteigung des Königs Ludwig, dem diese Persönlichkeit nicht entgehen konnte, nach Beseitigung vielfacher Hemmnisse, die der Uebernahme dieser Würde von ihm selbst entgegengesetzt wurden, Domkapitular.

Nach dem Tode Sailers am 20. Mai 1832 suchte Diepenbrock den herben Verlust durch die Berufung seines Vaters und seiner Schwester Apollonia nach Regensburg zu ersetzen, mit denen er nun ein stilles, kleines Familienleben führte, das auch nach der Erhebung desselben zur Würde eines Domdechanten beibehalten wurde.

Nun kam die Zeit, wo der bischöfliche Stuhl zu Breslau erledigt war. Wie nun Diepenbrock der Auserwählte des Domkapitels geworden, wie unser Held erst nach vielen und mannigfachen Vorstellungen zur Uebernahme dieser erhabenen Stelle zu bewegen war, wie der Erwählte von seinen treuen Gläubigen voll Jubel und Freude empfangen wurde, wie er in Zeiten religiöser und politischer Stürme als milder Friedensapostel wirkte, wie er durch Wort und Beispiel die Leiden seiner armen Schlesier während der Tage der Noth und des Hungertyphus zu lindern suchte, wie er im Privatleben, selbst als Kardinal, immer der gleiche humane, liebvolle Mensch geblieben — Alles dieses können wir hier nicht genauer besprechen, es würde an Effekt und Darstellungskraft fehlen, man muß das Buch lesen.

Fassen wir jedoch das ganze Bild des verstorbenen Fürstbischofs und Kardinals Diepenbrock ins Auge, so erscheint er uns als ein Mann voll Ritterlichkeit, voll Wissenschaft, voll Geist und Gemüth, voll Glaubensstärke und wirklicher Frömmigkeit, als eine Persönlichkeit, die den Freunden und Vorgängern im schweren Amte, den beiden Sternen am damaligen deutschen Kirchenhimmel, den Bischöfen

Sailer und Wittmann würdig angereiht werden kann.

Wie erhebend im Gegensatze zu der aufgeblasenen Spekulationssucht der Gegenwart ist die Aeußerung des gefeierten Fürstbischofs in einem Briefe aus seinem lieben Tuskulum, wie er sein Schloß Johannesberg in österreichisch Schlesien nannte, an den Herrn Verfasser:

„.... Bedenken Sie nur, daß ich wie ein gepreßter Matrose auf dem schlesischen Kirchenschiffe stehe, ... daß das Gefühl, ich tauge nicht für die Stelle, ein unüberwindliches in mir ist. .... Auch Albertus Magnus, und ein Magnus bin ich nicht, ging unter verwandten Umständen von Regensburg wieder fort in seine stille Zelle nach Köln.“

Möchte das besprochene Werkchen überall die weiteste Verbreitung erlangen, Deutschland wird in dem Verstorbenen dann gewiß eine Größe mehr verehren. Nicht bloß Katholiken empfehlen wir dasselbe, auch Protestanten, denn Diepenbrock war der Mann nicht, der konfessionelle Zwietracht säete; manches vielleicht noch bestehende Vorurtheil wird hiedurch schwinden. Seine Wohlthätigkeit, die sprichwörtlich geworden, gehörte Hohen und Niedern, Katholiken und Protestanten.

Daß er in kirchlicher Disziplin, Ernst, Festigkeit und Strenge bewiesen, war eine Erfüllung seiner Pflicht. Das Leben des allverehrten Mannes ist mit ebenso edlem, unpartheiischem Geiste, in lichtvoller, blühender und warmer Sprache vom Herrn Verfasser niedergeschrieben.

Möge der liebevolle Hauch, der das Ganze durchweht, ein Sporn der Nacheiferung im wirklichen Leben werden und wir werden um eine gute Strecke in der trüben Weltlage zum Wohle der Gesammtheit vorwärts kommen.

K. C.

Mannigfaltigkeiten.

Robert Stephenson, der berühmte Ingenieur ist, wie schon gemeldet, am 12. Oktober in London gestorben. Ohne Vergleich mehr als irgend einem andern Mann, seinen Vater ausgenommen, verdankt unser gegenwärtiges Eisenbahnsystem ihm sein Daseyn. George Stephenson wird allgemein, und mit Grund, als der „Vater der Schienenwege“ betrachtet; aber sein Sohn hat ein ganz rastloses Leben an die erfolgreiche Vervollkommnung der komplizirten Erfindung gewendet. Dieser hochberühmte Ingenieur war im Jahr 1803 zu Wilmington, in der Nähe von New-Castle, geboren. Im Jahr 1822 bezog er die Universität Edinburg, und im folgenden Jahr begann er seine Lehrzeit als Ingenieur unter seinem Vater, dem Eigenthümer einer Dampfmaschinenfabrik in New-Castle. Zwei Jahre später schloß er sich einer Expedition an, zur Erforschung der Gold- und Silberbergwerke in Columbia und Venezuela. Als er im Jahr 1828 nach England zurückkam, war gerade alle öffentliche Aufmerksamkeit auf das Eisenbahnwesen gerichtet, und eine Prämie von 500 Pfd. St. war ausgeschrieben auf die beste Lokomotive, welche selbst ihren Rauch verzehre, mit ihrer Wasserfüllung nicht mehr als sechs Tonnen wiege, und einen Train von 20 Tonnen (400 Zentner) Gewicht je 10 englische Meilen weit in der Stunde ziehe. Dieser Preis wurde von Herrn Robert Stephenson gewonnen, und die nächste Folge war ein großer Geschäftsaufschwung der väterlichen Maschinenfabrik. Im Jahr 1836 wurde der Bau der London-Birminghamer Bahn unter seiner alleinigen Aufsicht begonnen, und bald darauf ward er vom König von Belgien in dieses Land berufen, um sein Gutachten für den dortigen Eisenbahnbau abzugeben. Im Jahr 1846 besuchte er Norwegen, um dieses Land in Bezug auf die Anlegung von Schienenwegen zu untersuchen. Im Jahr 1847 ward er für Whitby (Yorkshire) ins Parlament gewählt, wo er mit den Konservativen und Protektionisten stimmte. Die bedeutendsten der englischen Bahnen sind unter seiner Oberaufsicht gebaut; ebenso die Röhrenbrücke (tubular bridge) über den Conway und die vielbewunderte über die Menai-Straße (Meerenge zwischen der Grafschaft Caernarvon und dem Eiland Angelesea im St. Georgkanal). Im Eisenbahnbau war er bekanntlich für das schmale Geleis.

Zwei Advokaten hatten letzthin einen Prozeß zu führen, wobei es sich um das Eigenthum eines Brunnen handelte. Als der eine Advokat nun in der Gerichtssitzung sehr heftig wurde, rief ihm der Präsident zu: „Aber, mein Gott, die Sache ist ja gar nicht so wichtig; es handelt sich ja doch nur um etwas Wasser. — Entschulgigen Sie, entgegnete der Advokat, die Sache hat ein sehr großes Interesse. Es handelt sich zwar nur um etwas Wasser, aber bedenken Sie, unsere Klienten sind beide — Weinhändler.

Macht das Glück fröhlich, so macht das Unglück weise, und die Weisheit macht doch am Ende trotz dem Unglück wieder fröhlich.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 250 Donnerstag, 20. Oktober 1859.

Aus den Bergen.

(Fortsetzung).

Martha und der Geistliche hatten keine Ahnung von dem, was vorgefallen war. Wer beschreibt ihre Empfindung, als sie von dem Unglücke hörten, und der Vater gerettet und wohlerhalten in ihren Armen lag. Franz war zurückgeblieben, um sich jedem Danke zu entziehen.

Martha hatte eine schlaflose Nacht. Der gräßliche Vorfall verfolgte sie in ihrer Einbildung, aber mitten hinein mischte sich das Bild des Knappen Franz, als rettenden Engels.

Der Muth und die Geistesgegenwart, die er bewiesen, das Gefühl des Dankes über die Rettung des Vaters fachten nie entschlummerte Empfindungen wieder an und die Liebe flammte mächtiger als je in ihrem Herzen empor. Zugleich begann sie zu hoffen, — sie hoffte auf ihren Vater, der Franzen sein Leben schuldete, und auf ihren Bruder, der diese Stimmung zu ihren Gunsten benützen würde.

Franz selbst ließ sich nicht blicken. Er zog am andern und übernächsten Tage Erkundigungen ein, er selber blieb ferne. Martha sprach zu ihrem Vater, der sich bei seinem kräftigen Naturell vom Schreck und körperlichen Unwohlseyn schnell erholt hatte, viel und häufig von der letzten Begebenheit; sie war froh, den Namen Franz dabei nennen, sein Benehmen rühmen und hervorheben zu können.

Der Vater selbst wünschte ihn zu sehen, um ihm seinen Dank zu beweisen. „Er ist arm, — was kann ich für ihn thun? Wenn er sich nur blicken ließe — er soll sich was ausbitten von mir." — Martha erröthete und senkte die Augen. Der Geistliche blickte auf Martha und errieth ihre Gedanken.

Er wollte das Eisen schmieden, so lange es warm war und meinte:

„Nun, Vater, ich wüßte schon, was er sich von Dir ausbitten würde."

„Und das wäre?"

„Kannst Du es nicht errathen?"

„Laßt mich mit Eurem Rathen aus," sagte der Alte, „rund heraus, so lieb ich es."

„Frage die Martha," sagte der Sohn.

„Die Martha, wie soll die das wissen — — ?"

„Und ob sie es weiß!" antwortete der Geistliche.

„So soll sie es sagen," war des Vaters Antwort.

„Hörst Du," sagte der Geistliche, „nun, Martha!"

Martha stand wie mit Purpur übergossen.

„Nun, Vater, was würdest Du sagen," begann der Geistliche, „wenn er sich Deine Martha selbst ausbitten wollte."

„Wie? Was? —" sagte der Alte und horchte auf.

„Er hat schon lange ein Auge auf sie geworfen, aber er war zu schüchtern, auch fürchtete er Dir mißfällig zu seyn, und Martha selbst hat sich jedes Gedankens entschlagen, denn sie weiß um Deine Pläne und besorgt Deine Mißbilligung —"

„Hm," sagte der Alte, „daraus wird nichts — ein Stückel Feld kann er haben — eine Kuh aus meinem Stall, wenn ihm damit gedient ist, einen Sack harter Thaler, wenn er Geld braucht, aber meine Tochter! nun und nimmermehr — das ist meine Meinung, einmal für immer, und ich will, daß mir Niemand weiter mit dieser Sache komme."

Er drehte den Rücken und ging unwillig aus dem Zimmer.

Martha weinte, auch der Geistliche besorgte, daß es dabei bleiben werde, denn er kannte den unbeugsamen Sinn seines Vaters. Zwar versuchte er noch einigemal, ihn bei der weichen Seite zu packen, ihm zu schildern, daß das Mädchen selbst ihm wohl wolle, daß es ein braver, wackerer Bursche sey — aber der Alte erwiderte darauf kein Wort, sondern schüttelte nur den Kopf und ging aus dem Zimmer.

Nach einigen Tagen begegnete der Müller dem Knappen Franz, er ging auf ihn zu, schüttelte ihm die Hand und dankte ihm.

„Franz," sagte er, „Ihr seyd ein wackerer Bursche, ich möchte Euch meinen Dank beweisen und wünschte, daß ich etwas für Euch thun könnte, aber da hat mir mein Sohn gesagt, daß Ihr an meinem Mädel

Gefallen habt; seht, ich bin ein gerader Mann, und da sag ich Euch offen; daraus wird nichts, das thut's nicht. Ihr seyd ehrlich und brav, aber Ihr seyd arm, es ist keine Schande, aber es thut's nicht, mein Eidam muß ein Landwirth seyn und selbst was ins Haus bringen, also wir verstehen uns, und darum keine Feindschaft. — Braucht Ihr sonst etwas? Benöthigt Ihr Geld? Kann ich Euch helfen in was immer für einer Sache? Ihr unterstützt Eure Mutter? — "

Franz sagte nichts, — das Blut schoß ihm in die Wangen, er blickte den Müller mit großen Augen an. "Ich danke Euch Müller," sagte er kurz und um seine zusammengekniffenen Lippen spielte ein wehmüthiger Zug, der fast etwas Ironisches hatte. — Dann fragte er nach seiner Gesundheit, grüßte noch und ging vorüber.

Mit dieser Begegnung schien Alles abgethan und auch der letzte Faden gerissen. — Martha kam nicht mehr zur alten Frau und Franz ließ sich selten im Dorfe blicken.

Sonst war Alles dem äußern Anscheine nach im alten Gange. Nur mit Franz war eine auffallende Veränderung vorgegangen.

Er war recht schwermüthig geworden. Man errieth die Ursache, aber seine Kameraden getrauten sich nicht, ihn damit aufzuziehen. Ohnehin hielt sie sein Wesen, das ihn weit über seinen Stand emporhob, immer in einer gewissen Entfernung.

In dieser Zeit war ein Unglück geschehen.

Ein Bergknappe hatte sich nach dem Abkehren am Samstag auf den Heimweg gemacht, der ihn über einen Gletscher führte. Er war aber nicht nach Hause gekommen. Man verfolgte seine Spur und fand ihn in einer Eiskluft hinab gestürzt; der Nebel war unversehens eingebrochen und der Arme abgeglitscht, man zog seine Leiche starr und erfroren aus der Tiefe.

"Ich wollt', ich wäre an seiner Statt," klagte Franz, und seine Augen füllten sich mit Thränen, "was würde an mir liegen? — Der Arme hat ein Weib, hat Kinder, an mir hat Niemand etwas zu verlieren." Ein Alter verwies ihm diese Rede, er nannte sie gotteslästerlich und den Himmel herausfordernd.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Schillerfeier.

An allen Orten Deutschlands rührt es sich, um das bevorstehende Nationalfest in würdiger Weise zu begehen. Auch über Deutschland hinaus, wo germanische Sitte und germanisches Wesen wurzelt und sich eine Stätte gegründet, reicht der gewaltige Aufschwung, in welchem die deutsche Nation, während sie einem ihrer größten Dichter huldigt, nur sich selber ehrt. Aus Ungarn, aus der Schweiz, aus Frankreich und England, aus Belgien, aus Nordamerika, selbst aus der Türkei kommen Berichte von Deutschen, die sich vorbereiten, am 10. Nov. mit dem Stamm- und Mutterlande die hundertjährige Geburtsfeier des Lieblings seiner Nation zu begehen. Es ist wohl nicht möglich, im Einzelnen diese Erscheinungen genau zu registriren; die nachfolgende Zusammenstellung möge genügen, um nachzuweisen, wie, ohne Unterschied des Alters, des Standes und — mit verschwindend wenigen Ausnahmen — des politischen oder religiösen Glaubensbekenntnisses Alles sich einigt in dem Gedanken, den Dichter zu verherrlichen. Wir stellen nachstehende Erklärung des Schillerkomite in Marbach voran: „Sechs Herren Hanauer Gymnasiasten haben auf unsern Aufruf „an Deutschlands Männer und Frauen" ihre Kommilitonen auf den Gymnasien Deutschlands im März d. J. angesprochen *), sich mit Gaben zu Erwerbung von Schillers Geburtshaus zu betheiligen und den glänzenden Erfolg erreicht, daß sie uns neben Deckung der Kosten von 60 fl. die bedeutende Summe von 1265 fl. 57 kr. zur Verfügung stellen konnten. Diese kamen von den Gymnasien zu Ansbach, Augsburg, Bayreuth, Bielefeld, Blankenburg am Harz, Braunschweig, Corbach, Cottbus, Studienanstalt in Dillingen, Detmold, Eisenach, Elbing, Emden, Friedland in Mecklenburg, Freiberg in Sachsen, Frankfurt a. M., Gießen, Guben, Hanau, Hannover, Heiligenstadt, Hersfeld, Ilfeld, Kiel, Königsberg in der Neumark, Krems in Oesterreich unter der Ens, Krotoschin, Lissa, Lyzeum zu Mannheim, Marburg in Hessen, Marburg in Steiermark, Merseburg, Neustrelitz, Nürnberg, Oels, Oldenburg, Osnabrück, Quedlinburg, Pädagogium und Bürgerschule in Pforzheim, Regensburg, Rinteln, Klosterschule zu Roßleben, Gymnasium und Realschule zu Rostock, Schweinfurt, Ulm, Weimar, Lyzeum zu Wertheim, Wiesbaden, Wismar, Würzburg. Wir ermangeln aber nicht, eine solch erfreuliche Begeisterung von Deutschlands Jugend für den Lieblingsdichter seiner Nation dem großen weiten Vaterlande kund zu thun. Möge dieses nachwachsende Geschlecht die Hoffnungen, welche die Gegenwart bewegen, erfüllt sehen!" — Die Hauptstadt Preußens wird, wie von dort gemeldet wird, keiner andern Stadt Deutschlands nachstehen. Das Komite ist definitiv gebildet, und die Minister und höchsten Staatsbehörden haben ihm ihre herzigste Mitwirkung zugesagt. Nach dem Programm, welches darauf hinzielt, alle Kreise des Volkes an dem nationalen

*) Siehe Nr. 76 der Erheiterungen.

Fest möglichst theilnehmen zu lassen, ist als Vorfeier am 9. Nov. ein abendlicher Festzug beabsichtigt. Zur Theilnahme ist die Gesammtheit der Bevölkerung berufen, wenn auch im Zuge selbst sich die natürlichen Absonderungen herausheben werden. Auf dem Gendarmenmarkte, vor der Freitreppe des Schauspielhauses, ist der Ort der gemeinsamen Feier. Vor der Treppe wird eine improvisirte kolossale Statue Schillers aufgestellt; das Postament soll eine Höhe von 15 Fuß, die Statue selbst eine Höhe von 18 Fuß erhalten. Dieselbe Stelle ist für spätere Zeiten zur Aufstellung eines Marmorstandbildes des Dichters in Aussicht genommen. Eine kurze Rede, so wie das Absingen des „Lied an die Freude" gehen der feierlichen Enthüllung und Bekränzung der Statue voraus. Im Schauspielhause findet am 9. Nov. eine Aufführung der „Räuber", am 10. Nov. die Haupt-Theaterfeier statt: die Aufführung der „Glocke" mit einem Prolog und dem Göthe'schen Epilog, der sich ein Festspiel Seitens des Personals der Hofbühne anschließt. Am 11. Nov. soll dann im Opernhause die Aufführung des „Wilhelm Tell" den Schluß bilden. Am Geburtstage Schillers selbst bleibt der Vormittag den Einzelfeierlichkeiten in den Schulen und in der Universität gewidmet. Die Hauptthätigkeit des Komite für den 10. Nov. ist auf die Festvorstellung gerichtet, die am Abend im Kroll'schen Etablissement, dem zu solchem Zweck unstreitig am meisten geeigneten Lokale, stattfinden soll. Man beabsichtigt diese Festvorstellung durch einen Prolog zu eröffnen, dessen Ausarbeitung Brachvogel übernommen hat. An diesen Prolog schließt sich Mendelssohn's Festgesang „An die Künstler". Sechs lebende Bilder, von Berliner Künstlern arrangirt, werden Schiller'sche Gedichte vorführen. Den Schluß des Abends macht ein Festspiel von Hermann Hersch. Für den 11. November wird eine große Musikaufführung beabsichtigt. — Zu Würzburg, wo sich der erste Bürgermeister Dr. Weis der Sache annimmt, betheiligt sich der Magistrat offiziell und hat zur Feier einen namhaften Geldbeitrag bewilligt. — Im Festkomite in Marburg befinden sich zwei Männer des diametralsten Gegensatzes, Konsistorialrath Vilmar und Professor Zeller, an der Spitze; die Festrede hält Hofrath Dr. Platner. In Hanau steht Heinrich König an der Spitze des Festausschusses. In Dresden und Leipzig wetteifert man in den Vorbereitungen zu einem glänzenden Fest. In letzterer Stadt wird im Theater ein Prolog von Hermann Marggraff, und ein Schillers Aufenthalt in Dresden behandelndes Festspiel zur Aufführung kommen. R. Gottschall hält die Festrede. Das Bremer Programm verspricht ebenfalls eine allgemeine und erhebende Feier. Hamburg feiert, des Bußtags wegen, den Dichter erst am 11. November in einem dreitägigen Fest. In Salzburg ist ein Schillerkomite zusammengetreten, deßgleichen in Laibach und in Preßburg, wo Professor Walz an der Spitze steht. Aus Zürich schreibt die N. Z. Z.: „Eine Versammlung, welche am 14. in Folge ergangener Einladung, etwa 90 Personen stark, stattgefunden, hat eine dreifache Feier des 10. November beschlossen und zwar durch ein Fest in der Kirche, ein Festessen und eine Festvorstellung im Theater. Das definitive Komite wurde bestellt aus den HH. Diakon Hirzel, Professor Vischer (allgemein als Festredner erbeten), Dr. Dubs, Dr. Köchly, Musikdirektoren Heim und Baumgartner, Dr. Fein, Gottfried Keller, Dr. Zehnder, Theaterdirektor Engelken, Herwegh, Heinrich Kramer, Rektor Zschetzsche, Professor Hitzig und Redakteur Bürkli. Ein Dichter Schiller darf den Dank der ganzen Welt in Anspruch nehmen; aber die Schweizer sind dem großen Todten für seinen „Tell" doppelt verbunden; den Meisten von uns hat er den Tell zum Verständniß gebracht." — In Wien werden von Seite des Schriftstellervereins Konkordia so wie vom Burgtheater die rüstigsten Vorbereitungen zur Schillerfeier getroffen. Aber noch Hunderte anderer Städte und Städtchen im großen deutschen Vaterlande werden den 100jährigen Geburtstag Schillers in gleich würdiger Weise begehen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Untergang des Schraubendampfers Admella.

Port Adelaide, 15. August.

Ein furchtbares Unglück hat unsere Stadt acht Tage lang in fieberhafter Aufregung erhalten und viele Familien in tiefe Trauer versetzt.

Am Abend des 6. August ist nämlich 15 engl. Meilen vom Kap Northumberland und in der Nähe der Küste die „Admella" gestrandet und gescheitert. Das Schiff, einer unserer schönsten und besten Schraubendampfer, ging am Freitag den 5. August von Port Adelaide nach Melbourne ab. Es hatte 70 Reisende an Bord, unter denen sich zwei Söhne des Präsidenten des gesetzgebenden Raths Fisher, so wie mehrere andere sehr bekannte und achtbare Kolonisten befanden; ferner befanden sich drei der besten südaustralischen Pferde auf dem Schiff, welche das große Rennen in Melbourne am 1. Oktober mitmachen sollten. Am Montag den 8. August, Nachmittags gelangte unerwartet die telegraphische Nachricht nach Port Adelaide, daß die „Admella" Schiffbruch gelitten habe, und daß fast alle Passagiere und Matrosen umgekommen seyen.

Zwei Matrosen hatten sich auf einem kleinen, gebrechlichen, aus einigen Sparren zusammengesetzten

Floß gerettet; sie erreichten die Küste aber erst am 8. Nachmittags, nachdem sie 48 Stunden lang ein Spiel der Wogen gewesen waren. Diese beiden Matrosen brachten die erste Nachricht von dem Unglück ans Land. Nach ihrer Aussage seyen die Rennpferde durch die schiefe Lage des Dampfers gefährdet gewesen, und der Kapitän habe deßhalb das Schiff einige Zeit vor dem Wind, d. h. nach dem Ufer zu, laufen lassen. Als er später wieder die Richtung nach Melbourne aufgenommen, habe er nicht beachtet, wie sehr er sich der Küste genähert hatte. In Folge dessen sey das Schiff auf einen Felsen gestoßen und sogleich in mehrere Stücke zerbrochen. Das Vordertheil versank sofort, das Hintertheil mit den Kajüten hatte sich noch gehalten. Die Verzweiflung, das Jammergeschrei, und der Hülferuf der Ertrinkenden waren unbeschreiblich. Die wenigen Boote, welche nicht mit dem Vordertheile des Schiffes in die Tiefe gesunken waren, sind bei der großen Bestürzung der Mannschaft schon im ersten Augenblick des fürchterlichen Ereignisses verloren gegangen. Die Matrosen sagten weiter aus, daß noch eine Anzahl der verunglückten Passagiere auf dem Hinterdeck des Wracks gewesen sey, als sie es schon verlassen hatten.

Auf diese ersten Nachrichten, welche am 8. Abends, also 48 Stunden nach dem entsetzlichen Ereigniß, durch den Telegraphen nach Port Adelaide gelangten, wurde sofort das Dampfschiff „Corio" mit Rettungsbooten und sonstigen nützlichen Geräthschaften zur Rettung der vielleicht noch Lebenden abgesandt, und viele Leute eilten an den Punkt der Küste, von wo aus man das Wrack sehen konnte, um wo möglich vom Ufer aus Hülfe zu bringen.

Am 9. Vormittags sah man von der Küste aus an einem Maste des Wracks eine weiße Fahne aufziehen; aber es war noch kein Schiff zur Rettung da. Das Erste, welches herbeikam, war der Dampfer „Corio;" die See ging indessen so hoch, und die Brandung war so stark, daß alle Versuche seiner Boote, das verunglückte Schiff zu erreichen, fruchtlos blieben. Besonders thätig war ein treffliches Rettungsboot, welches von Portland gekommen war; es wurde von vierzehn Rudern getrieben. Nachdem es bereits zehn vergebliche Versuche gemacht hatte, an das Schiff zu gelangen, wagte es in einem letzten kühnen Unternehmen, gerade auf das Wrack loszurudern.

Zitternd standen die Zuschauer an der Küste, und glaubten nicht anders, als das Boot mit der muthigen Mannschaft im nächsten Augenblick in der fürchterlichen Brandung verschwinden zu sehen. Auch dieser Versuch mißglückte, und es gelang dem Boote kaum, mit Verlust von sieben Rudern sich selbst zu retten. Nunmehr versuchte man mittelst Raketen Seile über das Wrack zu werfen; aber auch Dieß gelang nicht. So dauerten die fruchtlosen Rettungsversuche bis zum 12. August Abends. Man kann sich die furchtbare Lage der unglücklichen Passagiere denken, die nun eine Woche auf den Trümmern des Wracks saßen.

Am 11. kamen noch zwei andere Dampfschiffe, die kleine „Ant" von Port Adelaide und die „Lady Bird" von Viktoria. In der Nacht vom 11. auf den 12. hatte sich das Wetter gebessert; die Brandung war nicht mehr so stark, und so erreichte denn endlich zwischen 8 und 9 Uhr Morgens das Rettungsboot der „Lady Bird" das Wrack und nahm 19 der Lebenden auf; drei waren schon vorher ins Wasser gesprungen, und von einem Boot vom Ufer aus gerettet worden. Die 19 Passagiere an Bord der „Lady Bird" sind mit diesem Schiff nach Melbourne gegangen.

Siebenundachtzig Personen haben bei dem Untergang der „Admella" das Leben verloren. Die Ueberlebenden hatten während der ganzen Woche, welche sie zwischen Leben und Tod schwebten, auch noch mit dem quälendsten Hunger zu kämpfen; denn die ganze Nahrung bestand fast nur in einigen Flaschen eingemachter Früchte.

Die Speisung der Armen im Schlosse zu Aschaffenburg zur Gedächtniß der Befreiungsschlacht von Leipzig.

König Ludwig hat geladen heut zu einem Jubelmahl
Sechsmal Hundert Arme zu sich in den reichen Speisesaal.

Greise, Mütterchen und Waisen, Unglücksbrüder allerhand —
Selbst ergraute Krieger sieht man hier mit Kreuz und Ordensband.

Heiterkeit auf alten Mienen schuf der lang entbehrte Wein
Und der Musik heit're Töne mischen ihren Jubel ein.

Wißt Ihr, warum selbst die Armuth heut zum fröhlichen Verein
Bayerns edler König Ludwig lud bei sich zur Tafel ein? —

Sechs und vierzig Jahre feiert heute der Gedächtnißtag,
Seit das deutsche Land bei Leipzig abgeschüttelt seine Schmach!

Deßhalb hat ein deutscher König, vaterländ'scher Liebe voll,
Auch bestimmt, daß dieser Tag den Armen Freude bringen soll! —

Statt des Blutes fließet wieder freudespendend deutscher Wein,
Statt Kanonendonner mischet Musik ihren Jubel ein.

Und der Arme, der da findet, was sein mäß'ger Wunsch begehrt,
Immerhin mag er vergessen, daß er morgen schon entbehrt.

Doch nicht so, mein Deutschland, sollst du altersschwach und unbewehrt —
Sorgenlos und krankhaft fröhlich sitzen an dem Vaterherd.

Darum schwör' es diesem Tage, daß vereint du haltest Wacht,
Weil du sonst zum Zweitenmale wirst in Sklaverei gebracht.

Gustav Stoll.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung.“

№ 251 Freitag, 21. Oktober 1859.

Aus den Bergen.

(Fortsetzung.)

So verstrichen wieder mehrere Wochen.

Der Geistliche auf der Mühle schickte sich zur Abreise an und der Tage war festgesetzt. Die Schwester nahm sich seinen Abschied mehr als je zu Herzen.

Es war der Freund und einzige Vertraute, der sie in dieser traurigen Zeit verlassen sollte. Zwar hatte sie nichts mehr mit ihrem Bruder in ihrer Herzensangelegenheit gesprochen, Beide vermieden dieß Kapitel, aber die Gegenwart des Bruders, der sie verstand und ihre Gedanken errieth, der mit ihr gefühlt hatte und wußte, was in ihr vorging, war schon allein für sie tröstlich und erhebend. Mit einer eigenen Angst sah sie daher den Tag der Abreise immer näher rücken, und weinte still in ihrer Kammer.

Seit mehr als vierzehn Tagen war Franz nicht mehr vom Berge gekommen.

Ein neuer Erdstolle war angeschlagen und wurde mit größtem Eifer betrieben. Sechs Bergleute arbeiteten darin in wechselnden Schichten.

Man war auf ungefähr zwanzig Klafter im festen Gestein vorgedrungen. Der Fels mußte Schritt für Schritt gesprengt werden.

Eines Morgens fuhr Franz mit zwei andern Bergleuten zur Morgenschicht im Berge ein.

Man hatte in den vorhergehenden Schichten nur vorwärts getrachtet und wollte die gehörige Breite später nachnehmen. Ein Klafter vor dem Feldort — so heißt das Ende eines betriebenen Stollens — ragte an der rechten Seitenwand ein mächtiger Felsblock in den Stollen, der ihn verengte und heute weggesprengt werden sollte. Das Sprengloch war schief gebohrt, die Zündröhre wurde eingelegt, der Schwamm daran befestigt.

„Das wird heute knallen und ein tüchtiges Trumm wegreißen,“ sagte der eine Arbeiter.

„Mit dem heutigen Bohrloch ist doppelte Arbeit erspart,“ sagte der Andere.

„Nun fertig,“ rief der Erste, und gab das Zeichen sich zurückzuziehen.

Die Kameraden sprangen nun bei Seite, der Erste und Zweite liefen einige Schritte in der Richtung gegen Tag zu, wo sie sich hinter eine Latte, die zu diesem Zwecke aufgerichtet war, verbargen, um dort den Schuß abzuwarten. Franz hatte sich verspätet und sprang nun auch bei Seite, aber in der entgegengesetzten Richtung um eine kleine Wendung, die hier der Gang machte, am äußersten Ende des Stollens, dort lehnte er sich an der Felswand in eine Ecke.

Kaum dort angelangt — ging der Schuß los. Es war ein furchtbarer Knall; dann prallten einzelne Trümmer an die entfernte Lattenwand und flogen noch weit hin durch den Gang, die Lampe verlöschte und zu gleicher Zeit vernahm man den dumpfen Lärm einer gewaltigen Masse, die zu Boden stürzte. Alles war in Nacht und Dunkel begraben und von der Erschütterung waren die Knappen eine kleine Weile wie betäubt.

„Das hat gut gepackt,“ rief Franz zuerst von seiner Stelle.

„Mache Licht, Martin!“ rief Andreas, „damit wir sehen, was wir ausgerichtet.“

Andreas greift nach seinen Zündhölzchen, um Licht zu machen; er konnte die Lampe nicht gleich finden, endlich erhaschte er sie am Boden, zündete sie an und allmählig erhellte sich das Dunkel. Andreas leuchtete umher, noch geblendet von der Finsterniß.

„Mache Licht, Andreas, was flunkerst Du so lange herum,“ rief es aus einer Ecke.

Es war Franzens Stimme — aber sie klang so dumpf, so sonderbar, wie aus einer Gruft oder weiter Entfernung.

„Wo bist Du, Franz!“ riefen Martin und Andreas.

„Hier, hier!“ rief es wieder. Der Klang war derselbe.

Die beiden Andern leuchteten mit der flackernden Grubenlampe umher und standen vor dem Felsstück.

„Wo bist Du?“ riefen die Kameraden ängstlicher werdend und blickten sich um, als ob sie

wünschten, sich in der Richtung, von woher der Schall kam, geirrt zu haben.

„Hier, hier!“ rief es, „warum kommst Du mit dem Lichte so lange nicht zu Stande?“

Martin und Andreas sahen sich an und der Schreck malte sich auf ihren Gesichtern.

„Um Gotteswillen, Franz! Du wirst doch nicht —“ riefen sie, wie aus einer Kehle.

„Macht nur — ich bin hier — aber ich kenne mich nicht aus — ein Felsstück liegt mir im Wege — macht nur, daß es bald hell wird — was pfuscht ihr so lange mit dem Anzünden? —“

Den Beiden wurde nun Alles klar, das Felsstück hatte sich mitten in den Weg gelegt und ihn gänzlich abgesperrt.

Sie leuchteten vorerst an den Wänden umher, aber hier war nicht auf Handbreite Raum, das Felsstück erfüllte die ganze Stollenbreite.

Andreas stieg nun auf Martins Schulter und tappte und leuchtete an der Firste hin und wieder, aber das Felsstück reichte auch hier bis ganz hinauf und nur ein schmaler Spalt, eine kleine Oeffnung, kaum genug, um einen Arm durchzustrecken, war übrig geblieben.

Franz war abgesperrt in einem engen Raum von kaum einer Klafter im Gevierte, ohne Licht, auf das kleinste Maß von Luft beschränkt, lebendig eingemauert in einem steinernen Sarge. Nur ein schmaler heller Streifen zog sich von oben am Rande hin.

Es war der Schimmer der Grubenlampe, der durch den schmalen Spalt drang, zugleich wie der letzte Hoffnungsschimmer von Rettung.

Das erste Gefühl und Bewußtseyn seiner Lage war für den armen Franz ein schauderhaftes, und doch ermaß er noch nicht den ganzen Umfang der Gefahr, in der er schwebte. Er tappte in der Finsterniß umher, er strengte seine Kraft an, er hoffte irgend einen Stein zu bewegen, sich einen Ausweg zu verschaffen; bald zeigte sich, daß er umsonst gehofft hatte.

Aber auch jetzt verlor er den Muth nicht gänzlich. Die Kameraden sprachen ihm Trost zu, er solle Geduld haben, sie wollten ihn jetzt verlassen, um draußen Rath und Hülfe zu schaffen. Bald würden sie wieder zurück seyn.

Der helle Spalt an der Firste verschwand. Gänzliches Dunkel umhüllte den Armen. Er war den peinlichsten Gedanken preisgegeben, — hülf- und rathlos auf den fremden Beistand beschränkt, der ihm von Außen kommen würde.

Zwei, drei Stunden verstrichen, man hörte Tritte schallen und verwirrte Stimmen und oben am Rande erschien auf's Neue der helle Streifen. Die Kameraden waren mit dem Bergschaffer und andern Knappen zurückgekommen, um zu berathen, was zu thun sey.

Aber die Lage zeigte sich nur noch trostloser, als man sie gedacht; der Fels, der sich in den Stollen eingezwängt, war wohl mehr als eine starke Klafter dick, von festestem Gestein und keine Hoffnung, ihn so bald zu bewältigen. Der einzige schnelle Ausweg: den Fels zu sprengen, mußte vor der Hand außer Betracht bleiben, da eine solche Sprengung für den eingesperrten Franz mit der augenscheinlichsten Lebensgefahr verknüpft war. Ohne ihn zu sprengen brauchte es mehrere Tage, um ein solches Loch darein zu schlagen, daß der arme Franz hindurch kommen konnte. Der Raum war zu eng und unbequem, als daß mehr als zwei Mann zugleich daran arbeiten konnten; wie langsam ging eine solche Arbeit! In der Zwischenzeit konnte der arme Franz verhungern und in seinem engen Verließe verschmachten.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Schillerfeier.

(Fortsetzung.)

Schiller wurde am 11. Nov. 1759 zu Marbach, einem württemb. Städtchen am Neckar geboren. Sein Vater, Johann Kaspar Schiller, Hauptmann und später Inspektor der auf dem herzogl. Lustschlosse Solitude angelegten Baumschule, war ein biederer, verständiger Mann; die Mutter, Elisabetha Dorothea, geborene Kodweiß, die Tochter eines Bäckers aus Marbach, eine treffliche und gemüthliche Hausfrau. Schiller zeigte schon als Knabe eine feurige Einbildungskraft. Seinen ersten Unterricht erhielt er von dem Pfarrer Moser zu Lorch; seit 1776, als seine Eltern nach Ludwigsburg gezogen waren, besuchte er die dortige lateinische Schule. Nicht ganz nach dem Willen seiner Eltern wurde er 1773 vom Herzoge Karl von Württemberg in die Militärakademie auf der Solitude aufgenommen, die nachher als Hohe Karlsschule nach Stuttgart verlegt wurde. Schiller opferte den Verhältnissen seiner Eltern seine Neigung zur Theologie und entschied sich für das juristische Studium. Schwer wurde es ihm, die alle Freiheit des Geistes niederdrückende Erziehungsmethode, welche in jener Anstalt herrschte, zu ertragen; aber desto mehr gewöhnte er sich in einer Ideenwelt zu leben. In der Jurisprudenz machte er wenig Fortschritte und vertauschte sie 1775 mit der Medizin.

Mit Ende des Jahres 1779 hatte Schiller seine Studien vollendet. Um zu zeigen, daß er zur Entlassung aus der Anstalt reif sey, mußte er eine ge-

lehrte Abhandlung schreiben, welche den Professoren zur Prüfung vorgelegt wurde. Obgleich sie einstimmig der Ansicht waren, daß Schiller viel Kenntnisse an den Tag gelegt habe, so meinten sie doch, er habe oft zu viel Witz angebracht und seiner Einbildungskraft zu freien Lauf gelassen. Der Herzog las nicht blos dieses Gutachten, sondern auch die Abhandlung und schrieb deßhalb an den Direktor der Anstalt: „Ich muß gestehen, daß der junge Mensch viel Schönes darin gesagt und besonders viel Feuer gezeigt hat. Eben deßwegen und weil solches wirklich noch zu stark ist, glaube Ich, wird es recht gut für ihn seyn, wenn er noch ein Jahr in der Akademie bleibt, wo inmittelst sein Feuer noch ein wenig gedämpft werden kann, so daß er alsdann einmal, wenn er fleißig zu seyn fortfährt, gewiß ein großes Subjektum werden kann."

Wie ein Donnerschlag traf den jungen Schiller diese Entscheidung. Niemand hatte sich dießmal aber mehr geirrt, als der Herzog, der doch sonst den hochbegabten Zögling weit richtiger beurtheilte, als mancher Professor. Schiller's Phantasie wurde nicht, wie der Herzog gehofft, „gedämpft", sondern immer kühner. Er studirte mit allem Eifer die Werke der Dichter und schrieb auch heimlich sein erstes Schauspiel: „Die Räuber", welches Stück im Jahre 1781 im Druck erschien. Der feurige Jüngling hatte in diesem größeren Erstlingswerke seiner Phantasie einen zu kühnen Schwung gestattet und Grundsätze ausgesprochen, die dem Herzoge mißfielen, weßhalb ihm dieser befahl, künftighin nichts mehr dem Druck zu übergeben, was er ihm nicht vorher zur Einsicht vorgelegt habe; eine Bestimmung, wodurch sich Schiller sehr beengt fühlte.

Kurz vor dem Austritt aus der Akademie legte Schiller noch einen glänzenden Beweis seines Scharfsinnes und seiner geistigen Gewandtheit ab. Er hatte nämlich öffentlich und in Gegenwart des Herzogs einen gelehrten Streit (Disputation) mit einem Professor zu führen. Bei dieser Gelegenheit „machten Schiller's röthliche Haare, die gegeneinander sich neigende Kniee, das schnelle Blinzeln seiner Augen, wenn er sprach, sein häufiges Lächeln während des Sprechens, die schön geformte Nase und der tiefe kühne Blick, unter einer sehr vollen, breitgewölbten Stirn hervorleuchtend, den unauslöschlichsten Eindruck." Beim Abendessen erschien der Herzog im Speisesaale, näherte sich dem jungen Schiller, „lehnte seinen Arm auf dessen Stuhl und unterhielt sich in dieser Stellung sehr lange und gnädig mit ihm. Der Jüngling aber behielt auch gegen den Fürsten dasselbe Lächeln, dasselbe Augenblinzeln, wie gegen den Professor, mit dem er eine Stunde vorher den gelehrten Streit geführt hatte.

Am 14. Dezember 1780 wurde Schiller aus der Akademie entlassen.

Gefühle eigener Art mochten Schiller's Gemüth erfüllen, als er nach einem achtjährigen Aufenthalte die Anstalt verließ, welcher er den größten Theil seiner Bildung verdankte.

Schiller's neue Laufbahn war in ihrem Anfange keine glänzende. Mit einem monatlichen Gehalte von ungefähr zehn Thalern trat er als Medicus „ohne Portepee und ohne Degenquasten" in ein Grenadier-Regiment, wo er Anfangs eine sehr untergeordnete Stellung einnahm. Ohne Erlaubniß seines Generals durfte er sich nicht aus Stuttgart entfernen und selbst ohne dessen Vorwissen seinen Eltern keinen Besuch abstatten. Dieser letzten Beschränkung unterwarf sich Schiller ungern. Mit unendlicher Liebe hing er an den Seinigen. In ihrer Mitte, gehoben von der Liebe und Würde seines Vaters, angeweht von der Herzensgüte seiner Mutter, fanden die edelsten Gefühle seines Innern eine ihn erquickende Nahrung. Wahrhaft rührend war die Liebe, mit welcher er sich auch zu seiner jüngsten Schwester Nanette, die 18 Jahre nach ihm das Licht der Welt erblickt hatte, hingezogen fühlte. Er nannte den kleinen Liebling nicht anders als „Nanne", welchen Namen er auch unverändert beibehielt, nachdem sie schon erwachsen war.

Hatte Schiller das Lazareth besucht und die nöthigen Berichte an seine Vorgesetzten abgestattet, so drängte es ihn immer wieder zu seiner Lieblingsbeschäftigung, der Dichtkunst, hin. Gleichgesinnte Seelen schlossen sich immer enger und enger an ihn an. Heitere Laune, geistreiche Gespräche, sprudelnder Witz herrschte in den Kreisen, welchen Schiller angehörte.

Sein Name wurde bereits mit staunender Bewunderung in ganz Deutschland genannt und gerade dieß lenkte des Herzogs Aufmerksamkeit immer mehr auf ihn. Freute er sich auch seines Regimentsmedicus, der seine Bildung auf der Akademie in Stuttgart erlangt hatte, so wünschte er doch nicht, daß Schiller's Phantasie sich in einem zu weiten Spielraume bewegen sollte. Wie ein angeschwollener Bergbach in seinem Sturze nicht zu hemmen ist, so war auch Schiller's regem Geiste keine Schranke anzulegen; da derselbe nicht so kommandirt werden konnte, wie die Soldaten auf der Wachtparade, so erkaltete allmählich des Herzogs Zuneigung zu dem jungen Dichter.

Hierzu kam, daß sich Schiller, was sich freilich mit seinen Dienstverhältnissen nicht vertrug, mehrere Tage ohne Urlaub aus Stuttgart entfernte und nach Mannheim reiste, um dort der Aufführung seiner Räuber beizuwohnen. Dem Herzoge wurde dieß hinterbracht und dieser befahl ihm, „augenblicklich auf die Hauptwache zu gehen, seinen Degen abzugeben und dort vierzehn Tage in Arrest zu

bleiben", bei welcher Gelegenheit der Herzog noch hinzufügte, Schiller solle künftighin nichts mehr schreiben, was sich nicht auf Medizin beziehe und solle alle Verbindungen mit Ausländern meiden. Diese vierzehntägige Haft hinter eisernen Stäben in einer dumpfigen Wachtstube wäre für Schillers Feuerseele eine Pein gewesen, hätte der Arrest auch die Schwingen seiner Phantasie in Fesseln legen können.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Die „Südd. Z." bringt folgenden Nekrolog über „Beisler: Herrmann Ritter v. Beisler, der Sohn eines kurmainzischen Beamten, wurde 1790 zu Bensheim in der Pfalz geboren. Er trat 1807 als Lieutenant in die bayerische Armee, wohnte dem Feldzuge in Tyrol bei und kämpfte auch 1813 und wieder 1815, vom patriotischen Aufschwung ergriffen, gegen Frankreich mit. Inzwischen aber hatte er seinen Abschied aus dem regulären Dienst genommen und ward bald Generalsekretär im Justizministerium des Großherzogthums Frankfurt, bei dessen Organisation er mitgewirkt hatte; in Folge des ersten Pariser Friedens ging er mit dem Fürstenthum Aschaffenburg an Bayern über. Nach längerem Volontärdienst im auswärtigen Ministerium zu München und bei der bayerischen Bundestagsgesandtschaft fungirte er in verschiedenen Städten als Regierungsrath, und machte sich als liberaler Charakter geltend. So gerieth er auch später, als Regierungspräsident in Niederbayern, mit dem Bischof Hochstetter in Passau und dem Minister Abel in Konflikt, indem er, wiewohl selbst Katholik, die verfassungmäßigen kirchlichen Rechte der Protestanten mit Entschiedenheit vertrat, und ward 1848, wo er als Justiz- und Kultusminister in der deutschen Nationalversammlung, deren Mitglied er war, für die Kirche eine repräsentative Verfassung mit Theilnahme der Layen am Kirchenregiment verlangte, wegen dieser Kundgebung seines Porteseuilles enthoben. Gleichwohl saß er aber dort auf der Rechten, stimmte gegen Aufhebung des Bundestages, und war unter den Ersten, welche der Versammlung die Befugniß zur Aufstellung einer endgültigen Gesammtverfassung ohne Vereinbarung mit den Partikular-Regierungen, so wie der Errichtung eines Kaiserthums mit Ausschließung Oesterreichs, widersprachen. Als hernach die bayerische Kammer in ihrer Adresse unmittelbare Einführung der deutschen Grundrechte verlangte, legte er das ihm inzwischen übertragene Porteseuille des Innern nieder und kehrte auf seinen bisherigen Posten als Staatsrath und Präsident des obersten Rechnungshofes zurück. — Beisler's interessante Schriften: „Betrachtungen über Staatsverfassung und Kriegswesen ꝛc." (Frankfurt 1822) und „Betrachtungen über Gemeindeverfassung" (Augsburg 1831) zogen ihm wegen ihrer Freimüthigkeit mancherlei Anfeindungen zu. Seine politischen Anschauungen waren aus liberalen und illiberalen Elementen eigenthümlich gemischt, wie schon diese kurzgefaßten Notizen deutlich machen."

[Gezogene Kanonen.] Die Erfindung dieser furchtbaren Waffe muß gleich so mancher andern unserem Vaterlande vindizirt bleiben. Der Genius unseres in der Geschichte der Mechanik unsterblichen Kompatrioten Reichenbach ꝛc. war es, welcher die erste gezogene Kanone ersann, konstruirte und im Jahre 1824 mit derselben Schießproben der gelungensten Art über die ganze Breite des Starnbergersees anstellte. Da aber damals der große Weltfriede schon seit beinahe einem Jahrzehnt in Blüthe stand, wurde die neue Erfindung nicht sonderlich beachtet, — endlich vergessen. In den Akten der bayerischen Hauptzeughaus-Direktion oder des Kriegsministeriums selbst wird hierüber gewiß Genaueres zu finden seyn. Uebrigens leben heute noch bayerische Offiziere, die sich jener von unserem berühmten Reichenbach gemachten Erfindung und der damit angestellten gelungenen Proben, so wie des Geschützes selbst, das lange Zeit im k. Zeughause aufbewahrt stand, sehr wohl erinnern.

Aus Port-Louis auf der Insel Mauritius (Afrika) meldet ein dort erscheinendes Blatt unterm 6. Sept.: „Eine in den Annalen unseres Landes beispiellose Ungezogenheit hat sich der Bürgermeister hiesiger Hauptstadt zu Schulden kommen lassen. Herr Charon hat gestern am 5. September das Publikum, welches im Theater beisammen war und einem ihm, nämlich Hrn. Charon, mißliebigen Schauspieler Beifall spendete, ohne Weiteres durch schnell requirirte Feuerspritzen vollständig überschwemmen und einweichen lassen, während er selbst aus seiner Loge dieser Sündfluth zusah. Wer fliehen wollte, wurde an den Thüren von den Polizeiagenten zurückgestoßen. Natürlich hat man sich über diesen diluvianischen Machthaber beim Gouverneur beschwert."

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der A. Wallandi'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung.“

№ 252 Samstag, 22. Oktober 1859.

Aus den Bergen.

(Fortsetzung).

Seine Lage war auch sonst die peinlichste, die man nur denken kann. Franz konnte weder sitzen noch liegen, sondern nur stehen und lehnen, allenfalls sich auf den Knieen zusammenkauern, und in dieser Stellung sollte er vielleicht viele Tage ohne Speise und Trank ausdauern. Die Luft war in dem beschränkten Raum eingeengt und schlecht und kaum genügend, ihn bei Athem zu erhalten.

In dieser Rathlosigkeit wurde die kostbare Zeit vergeudet. Endlich wollte man sich doch an den Versuch machen, mit Schlägel und Eisen eine Oeffnung durchzuschlagen, wozu sich oben am Spalt die beste Gelegenheit bot.

Das Eisen klapperte rüstig an dem Gestein, man ermunterte sich gegenseitig zur Ausdauer, und da einmal begonnen war, so überließ man sich allzugerne der Hoffnung und bestärkte sich wechselnd darin, in kurzer Zeit so weit zu kommen, um dem Gefangenen durch den vergrößerten Spalt an einer Stange Lebensmittel zuzustecken, und mit dieser Stärkung konnte er vielleicht die Zeit seiner Gefangenschaft überdauern und den Augenblick seiner Befreiung abwarten.

So waren mehr als vier und zwanzig Stunden verstrichen, als sich eine neue Gefahr dazu gesellte, welche alle Andern überbot und zu einem geänderten und raschen Entschluß drängte.

Durch den weggesprengten Felsen war in dem übrigens trockenen Stollen ein Wasser-Aederchen entblößt worden, auf das Niemand Anfangs achtete. Am zweiten Tag aber war in dem schmalen Raum, auf den der arme Franz beschränkt war, so viel Wasser zugesickert, daß er bereits bis an die Waden im Wasser stand, und die Quelle, nachdem sie sich einmal den Weg gebahnt, floß von nun an immer reichlicher.

Die Gefahr war auf den höchsten Gipfel angelangt. Man konnte wohl noch von unten einen Abzugskanal versuchen, aber dieß brauchte neue Kräfte und neue Weile, und dazu war nicht mehr Zeit.

„Es ist nur mehr ein Weg der Rettung,“ sagte der Bergschaffer, „und wir müssen es dem armen Franz überlassen, ob er ihn wagen will. Jeder Augenblick Zögerung vergrößert die Gefahr und bringt uns zuletzt um die einzige Möglichkeit der Rettung! — Mit der Arbeit, wie wir sie jetzt versucht, ist nichts mehr auszurichten, alles das währt zu lang und kein Ende ist abzusehen. Wir müssen den Felsen sprengen oder Franz ist verloren. — Der Felsen muß gesprengt werden. — Möglich, daß er den armen Franz bei der Sprengung unter seinen Trümmern begräbt, aber besser ein schneller Tod von einem losgerissenen Felstrumm, als der lange Tod des Verhungerns oder des Erstickens im Wasser nach langer Todesangst.“

„Das allein kann noch retten, wenn es der Himmel nicht anders beschlossen hat.“

Eine Pause stummen Schweigens begleitete diesen Vorschlag. Die Arbeiter theilten die Ansicht ihres Vorstandes. Niemand täuschte sich über die Größe des Wagnisses — es war ein Loosen um Tod und Leben mit fünf schwarzen und einer weißen Marke — aber es war der einzige Weg möglicher Rettung. Man rief Franz, man theilte ihm den Vorschlag mit und mit muthiger Stimme gab er seine Einwilligung.

Mittlerweile hatte sich die Kunde auch nach dem Thal verbreitet und war bis in das Gebirgsdorf gedrungen, wo der Müller hauste.

Der Müller war schweigsam und in sich gekehrt, — Martha wurde aus ihrer stillen Traurigkeit emporgerissen. Sie rang die Hände, ihre Augen rötheten sich und füllten sich mit Thränen, aber sie weinte nicht.

Bald nach der ersten Kunde von dem Unglücke auf dem Berge, brachte ein Knappe die Nachricht, daß Franz eingewilligt habe, daß das Felsstück gesprengt werde. Er wollte sich aber zuvor christlich zum Tode bereiten und begehrte daher nach einem Beichtvater. — Sein Wunsch war, daß Martha's Bruder das christliche Werke thue. Der Kaplan

nickte mit dem Kopfe und säumte nicht, sich zu seinem geistlichen Geschäfte anzuschicken.

Martha nahm diese Nachricht ruhig hin, sie schien von nun an auf Alles mit Ergebenheit gefaßt zu seyn. — Sie schritt im Zimmer auf und ab, dann trat sie rasch aus der Thüre und hinaus vor's Haus. Der Vater ging ihr nach und schaute verwundert, was das werden solle.

Draußen aber eilte sie auf ein Kreuz zu, welches den Heiland trug und wenige Schritte entfernt an einer Stelle stand, wo sich zwei Fußwege trennten. Dort warf sie sich auf den Betschemel.

Der Vater stand unter der Hausthür und sah ihr zu. „Du hast gebetet," sagte er, als sie aufstand und zurückkehrte.

„Ja," sagte sie ruhig, „für Franz, für mich, für Dich, er möge unsern Hochmuth und unsere Sünden verzeihen und uns glücklich machen."

Der Alte wandte sich ab und zerdrückte eine Thräne im Auge.

„Und nun, Vater," sagte Martha, „komm Du und ich, wir müssen den Bruder nach dem Knappenhaus auf den Berg begleiten.

Der Vater ließ sich überreden, er spannte selbst seinen Wagen an und alle Drei fuhren nach dem Berge, bis zur Stelle, wo nur ein Fußsteig steil aufwärts führte, und der Wagen an der Knappenschenke, die dort stand, halten mußte.

Dann stiegen sie aus und machten sich den Berg hinan.

Vater und Tochter blieben im Knappenhaus, der Geistliche, von einem Steiger begleitet, fuhr im Stollen ein. Er traf hier mehrere Arbeiter versammelt, die Neugierde und Mitleiden hierher gezogen hatten.

Die Bohrarbeit war so weit vorgeschritten, daß nur mehr das Zündrohr eingelegt zu werden brauchte.

„Glück auf!" riefen sie, dießmal mit traurigem Tone, als der Geistliche kam und machten ihm ehrerbietig Platz. Dann zogen sie sich zurück. Der Kaplan näherte sich dem Felsen, kündigte seine Ankunft dem armen Gefangenen an und vernahm, an den Felsen gelehnt, seine Beichte, die dieser in Demuth, aber mit der ruhigen Entschlossenheit eines Mannes ablegte, der dem Tode ins Antlitz zu sehen gewohnt ist.

„Te absolvo," sagte der Geistliche nach vernommener Beichte, „in nomini patris et filii et spiritus sancti," und betete leise.

„Ich habe nun noch einen weltlichen Auftrag," sagte der Geistliche. „Mein Vater und meine Schwester Martha lassen Sie grüßen, Franz."

Franz schluchzte hinter dem Felsen.

„Und nun entschlagen Sie sich aller andern Gedanken und richten Sie diese nur auf die Ewigkeit. Ich werde mich zurückziehen — die Knappen werden kommen, in wenigen Minuten ist Alles entschieden. Was auch geschehen möge, Alles kommt aus der Hand des Himmels."

Als der Geistliche sich entfernte, kamen ihm die Knappen entgegen und baten ihn, sie bei ihrem Werk zu segnen. Sie knieten nieder, beteten andächtig ein Vater Unser und empfingen den Segen des Priesters.

Dann zog er sich zurück. — Die Bergleute looßten um die glückliche Hand, die das Zündrohr und den Schwamm anlegen sollte; das Loos fiel auf Martin.

„Glück auf!" riefen die Andern dreimal und entfernten sich, um Martin nicht zu beirren, der nun allein hinzutrat und die letzten Vorbereitungen zum Schusse traf.

Dann zog sich auch dieser zurück und lautlos warteten Alle in der Entfernung mehrerer Schritte auf den Erfolg.

Man hörte einen dumpfen Knall, ein weißer Rauch züngelte durch das dunkle Gestein, dann fielen einige Trümmer zu Boden, dann lautlose Stille ringsumher.

(Schluß folgt.)

Zur Schillerfeier.

(Fortsetzung.)

Die letztere Bestimmung des Herzogs ließ Schillern die Ueberzeugung gewinnen, daß er sich für die Dauer in Stuttgart nicht wohl fühlen könne. Er wollte sich ein zweites Vaterland suchen, um dort dem Drange seines Geistes ungehindert folgend, Werke zu schaffen, zu denen seine kühne Phantasie schon so manche Umrisse entworfen hatte. Als ehemaliger Schüler der Stuttgarter Akademie und als Pflegling des Herzogs durfte er nicht wagen, um seinen Abschied zu bitten. Er mußte dann auf Alles gefaßt seyn und des Herzogs Zorn in seiner ganzen Größe fürchten. Heimlich fortzugehen hielt er für eine Undankbarkeit gegen seinen fürstlichen Wohlthäter; auch sah er hierin große Gefahr für seine Eltern, die dem Herzoge so viel zu verdanken hatten. Noch einmal versuchte Schiller die Scheidewand, die sich zwischen ihm und dem Herzoge aufgethürmt hatte, auf dem Wege ehrfurchtsvoller Vorstellung zu entfernen. Unter dem 1. Sept. 1782 erließ er ein Schreiben, in welchem er den Herzog flehentlich bat, jene Bestimmungen zurücknehmen zu wollen; allein der Herzog nahm die Zuschrift gar nicht an und ließ Schillern vermelden, daß er bei

Strafe des Arrestes nicht wieder wagen sollte, irgend ein Schreiben an ihn zu richten.

Der Gedanke, daß sich zwischen ihn und seinen fürstlichen Wohlthäter gehässige Menschen gedrängt hätten, führte Schillern fast zur Verzweiflung. Auf der Akademie hatte er so viele Beweise des fürstlichen Vertrauens genossen, dem Herzog hatte er seine kleinen Vergehen mit leichterem Herzen gestanden, als seinen Vorgesetzten, und jetzt wollte derselbe Herzog nicht einmal ein Schreiben von ihm annehmen! Schillers Herz war viel zu gefühlvoll, als daß ihn dieß nicht bis ins Tiefste seines Innern schmerzlich ergriffen hätte. Nach schweren Kämpfen entschloß sich Schiller, sein Vaterland zu verlassen und sich zunächst nach Mannheim zu begeben. Tag und Nacht arbeitete er inzwischen an einem zweiten großen Schauspiel, an „Fiesko", das fertig mitgenommen werden sollte.

Im September 1782 gedachte Schiller die Uebersiedelung nach Mannheim auszuführen. Nur wenig Getreue waren in den Plan eingeweiht und zu diesen gehörte auch sein Freund Andreas Streicher, welcher ihm das Geleit zu geben gedachte. Noch hatte Schiller den schwersten Herzenskampf zu bestehen, und zwar den Abschied von den Seinen und namentlich von seiner inniggeliebten Mutter.

Auch dieser war der Trennung von dem heißgeliebten Sohne das Bitterste, was sie bis jetzt betroffen hatte. Ihren Friedrich, der ihr nur Freude bereitete, dessen Name schon jetzt in ganz Deutschland mit Bewunderung genannt wurde, sollte sie vielleicht zum Letztenmale an ihr Herz drücken. Und doch konnte sie sich den Schmerz bitterer Trennung nicht ersparen, da sie mit Gewißheit annehmen mußte, daß der Herzog seinen Befehl nicht wieder zurücknehmen würde und daß dann der Liebling ihres Herzens in Stuttgart Alles, ja vielleicht die schrecklichste Einkerkerung zu fürchten hätte.

Am 17. September wollte Schiller Stuttgart verlassen. Beim Einpacken der nöthigen Kleidungsstücke und Wäsche sollte ihm Streicher einige Handreichung gewähren. Wie verabredet, stellte sich dieser Vormittags halb 10 Uhr in Schiller's Wohnung ein. Er glaubte, seinen Freund in größter Thätigkeit mit den Vorbereitungen zu finden; dem war aber nicht so. Schiller — dichtete. Als er nämlich Morgens 8 Uhr von dem letzten Besuche im Militärlazarethe zurückkehrte, fielen ihm beim Zusammenräumen Klopstock's Oden in die Hände. Von des Dichters Geist angeweht, vertiefte sich Schiller in eine dieser Oden. Die Schwingen seiner Phantasie wurden gehoben. Einpacken, Trennung, Alles, Alles war vergessen. Schiller dichtete ebenfalls eine Ode. Der verwunderte Streicher mahnte vergeblich an die Flucht der Stunden. Erst mußte er Klopstocks und dann Schillers Ode anhören und nun erst schritt man zu den weiteren Vorkehrungen für die kommenden Ereignisse des Tages.

Der Abend dämmerte, die Nacht brach an. Mit pochendem Herzen wurden die dumpfen Glockenschläge gezählt. Es schlug neun. Die Thür zu Streichers Wohnung öffnete sich und herein trat Schiller, um mit seinem Freunde ein Wagstück auszuführen, das, wenn es mißglückte, mit dem Kerker enden mußte. Schlag 10 Uhr bestiegen die beiden Freunde den Reisewagen, welcher mit zwei Koffern und einem kleinen Klavier beladen war. In kurzer Zeit hatte Schiller Stuttgart im Rücken, nicht wissend, ob er es je wieder sehen würde. Mitternacht rückte heran. In der Ferne lag die Solitude. Ein Lichtmeer durch eine prachtvolle Illumination, die der Herzog dem Großfürsten Paul von Rußland und seiner Gemahlin zu Ehren veranstaltet hatte, herbeigezaubert, umschwamm das Schloß, so daß Schiller ganz deutlich die Wohnung seiner Eltern erkennen konnte. Die bitterste Wehmuth ergriff sein Herz. Vom Trennungsschmerz hingerissen, rief er aus: „O, meine Mutter!"

(Fortsetzung folgt.)

Herbstgedanke.

Gesenkt hat sich der Sonne Gluth,
Die Tage kehren fröstelnd ein,
Der Morgennebel dichte Fluth
Umhüllen Berge, Wald und Hain.

Der Fluren Zierde ist entrückt,
Entwichen schon des Waldes Grün;
Der Blumen Duft, der dich entzückt,
Er schwand mit Blüthen auch dahin.

Verlassen steht des Vogels Nest,
Kannst nicht mehr lauschen seinem Sang;
Verlockt hat ihn der warme West,
Der dort zu ihm herüber drang.

Bald ist vom weißen Todtenkleid
Die Mutter Erde überdeckt, —
Doch wird nach kurze Winterzeit
Von Frühlingssonn' sie neu geweckt.

Dann schwindet wieder Frost und Kält',
Dann grünen duftend Flur und Baum,
Des Winters eis'ge Decke fällt,
Und Jubel tönt aus jedem Raum. —

D'rum zage nicht, wenn endet sich
Auch Deines Lebens ros'ge Zeit,
Wenn einst des Todes Engel dich
Entführet dieser Erdenfreud'.

Du gehst dann wohl zur stillen Gruft,
Es schließt der dunkle Sarg Dich ein; —
Doch wird, wenn Gottes Stimme ruft,
Ein ew'ger Frühling Dich erfreu'n.

Johann Koob.

Mannigfaltigkeiten.

Die „Karlsr. Ztg." sagt über den verstorbenen Markgrafen Wilhelm: Der großh. Prinz und Markgraf Wilhelm Ludwig August von Baden, Oheim des regierenden Großherzogs, war geboren zu Karlsruhe am 8. April 1792. Großherzog Karl Friedrich bestimmte den Jüngling schon früh dem Waffendienste. Der eröffneten kriegerischen Laufbahn gab sich der Verblichene mit der ganzen Energie einer selten kräftigen Persönlichkeit hin; er war, als Oberst, während des Feldzuges 1809, bei dem Gefechte nächst Ebersberg und in den Schlachten bei Aspern, Wagram und Znaim zugegen, so wie er, als Generalmajor und Kommandirender der badischen Truppen, die Erfolge und die Prüfungen des Feldzugs von 1812 theilte. In den Jahren 1813, 1814 und 1815 stets Führer der badischen Truppen und mit größeren militärischen Aufgaben betraut, entwickelte der Verewigte auch nach hergestelltem Frieden eine eingreifende Thätigkeit für die mannigfachsten Interessen des großh. Hauses und des Landes, insbesondere als Präsident der ersten Kammer der Stände, in welcher Eigenschaft Höchstderselbe seit dem ersten Landtage des Großherzogthums länger als ein Menschenalter wirkte, dann auch als thätigster Beförderer der Landwirthschaft. Vom Jahre 1830 bis zum Jahre 1848 führte der hohe Verstorbene das Kommando des badischen Armeekorps. Der durchl. Markgraf war seit dem 16. Okt. 1830 vermählt mit der Prinzessin Elisabeth, Tochter des verstorbenen Herzogs Louis von Württemberg, der hohen Frau, welche mit den drei der glücklichen Ehe entsprossenen Prinzessinnen Töchtern den dahingeschiedenen Gatten und Vater beweint.

Aus St. Gallen, 11. Oktober, wird gemeldet: Die in jüngster Zeit durch das zuständige Kriminalgericht hiesiger Stadt in der bekannten Banknotenfälschung Betheiligten gefällten erstinstanzlichen Urtheile*) erfuhren nach dem gestern erfolgten Ausspruch des Kantonsgerichts als oberste Kriminalinstanz durchgängig eine Milderung der Strafurtheile; Valentin Keil wurde zu 6 Jahren Zuchthaus und 20jähriger Landesverweisung, Conrad Hausamman zu 5½ Jahren Zuchthaus und 12jähriger Landesverweisung, Joh. Dölly zu 2 Jahren Zuchthaus und 4jähriger Landesverweisung, Ignaz Mühlebach zu 4½ Jahren Zuchthaus, Thaddäus Amman, früher Kornhausverwalter zu Rorschach, zu 2½ Jahren Zuchthaus verurtheilt. Jos. Studerus wurde mit Verdacht entlassen, J. Näf als nichtschuldig erklärt und von Strafe freigesprochen.

[Begonia.] Diese neue, wunderbar ausgestattete Pflanze ist erst vor einigen Jahren von einem kühnen Reisenden im Königreich Assam in Hinterindien entdeckt worden und schmückt jetzt schon die kleinsten Gärten in Thüringen, wo am meisten Gärtnerei getrieben wird. Die „Frauendorfer Blätter" sagen über die Begonia argentea, daß keine Beschreibung im Stande sey, eine genaue Vorstellung von der Schönheit dieser Pflanze zu geben, sie sey ein wahres Meisterstück. Die Blätter neun bis zehn Zoll lang, sechs bis sieben Zoll breit, schimmern ausgewachsen gleich einer polirten Silberplatte, durch welche sich smaragdgrüne Adern ziehen. Die jüngern Blätter sind so wunderbar schön, daß man versucht wird zu glauben, sie wären aus Emaille gefertigt, deren Masse silberfarbig und karminviolett glasirt ist. Der Preis ist auf zehn Groschen gefallen.

In dem Besitze des Professors Delitzsch in Erlangen befindet sich Schiller's Handexemplar von Kant's Kritik der Urtheilskraft, diesem seit 1792 auf den Bildungsgang des Dichters so einflußreich gewordenen Werke. Er hat vorn seinen Namen eingeschrieben, hat sorgsam alle Druckfehler verbessert, hat sich durchweg das Studium durch beigeschriebene Parallelen erleichtert, und es fehlen auch nicht Bemerkungen, welche zeigen, wie tief er in den Geist dieses Werkes eingedrungen.

In Metz ist der seltene Fall vorgekommen, daß eine junge Frau, welche mit 19 Jahren geheirathet und eine Tochter geboren hat, die, wenn sie 1 Jahr alt wird, außer ihrer 21jährigen Mutter eine 41jährige Großmutter, eine 61jährige Ur-Großmutter und eine 81jährige Ur-Ur-Großmutter haben wird, die alle am Leben sind. Diese vier Frauen haben nämlich sämmtlich in ihrem 19. Jahre geheirathet und mit 21. Jahre eine Tochter geboren.

*) Siehe Nro. 234 der Erheiterungen.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 253 Montag, 24. Oktober 1859.

Aus den Bergen.

(Schluß.)

Niemand wagte das Stillschweigen zu unterbrechen und nahe hinzu zu treten.

„Er gibt kein Zeichen des Lebens," sagte Andreas, „er ist todt!"

„Er ist todt!" wiederholte ein Aderer.

Man nahm die Grubenlampe und trat näher hinzu. Der Schuß war tief und gut gebohrt, und hatte seine Wirkung gethan; ein gewaltiger Riß ging von oben nach unten und kreuzte sich nach mehreren Richtungen einzelne Trümmer waren herausgefallen, die übrigen Stücke lagen gelockert übereinander.

„Lebst Du, Franz?" rief Andreas — keine Antwort: „Er ist todt!" sagten Alle zu einander.

Nun wurden die Krampen angesetzt, um die Trümmer wegzureißen. Die obersten Trümmer waren bereits abgeräumt man konnte an den Rest des Felsstückes hinansteigen, wie an eine erstürmte Bresche und leuchtete nun mit der Grubenlampe nach dem engen Verließe.

Welche Scene bot sich nun dem Auge? Franz lag auf den Knieen mit gefalteten Händen, das Antlitz an den Fels gelehnt, todtenblaß und starr, ohne Zeichen des Lebens.

Das Wasser war bereits bis an die Brust des Knieenden aufgestaucht, aber er war unverletzt, hart neben ihm war ein Felsstück niedergerollt, den geringen Raum zwischen seiner Fußsohle und der Felswand ausfüllend, und hatte ihn von unten bis oben mit dem Gischt des aufspritzenden Wassers besudelt.

Man hob Franz in die Höhe, man rüttelte ihn, man fühlte an seine Pulse — bald überzeugte man sich, daß ihn nur eine Ohnmacht umfangen hielt.

„Ein schützender Engel hat dieses abgerissene Stück in seinem Sturze gelenkt," sagte der Geistliche, tief bewegt, als auch er herzukam, und Alle verwundert und gerührt ihm zeigten, was ihnen wie ein Wunder vorkam.

Der aus seinem Grabe Wiedererstandene erholte sich in kurzer Zeit so weit, daß er auf die Arme seiner Kameraden gestützt, weggeschafft werden konnte. Im ernsten, aber freudigen Schweigen folgten ihm die Uebrigen.

Im Knappenhaus erwarteten sie der Müller und seine Tochter. — Eine Knappe war vorausgeeilt und brachte die frohe Kunde der Rettung. Der Müller weinte wie ein Kind. Er nahm seine Tochter bei Seite und sprach nur die wenigen Worte:

„Martha, wenn Du noch desselben Sinnes bist, ich habe nichts mehr einzuwenden. Hier ist eine Fügung des Himmels."

„Ich habe mich verlobt," sagte Martha ruhig. „Als ich an dem Kreuze betete, habe ich es der heiligen Jungfrau Maria geschworen, entweder dem Franz zu gehören, oder in das Kloster nach Seben zu gehen, wo man auch der Mutter Schwester, die gute Katharine, einkleidete. Von meinem Gelübde konnte mich nichts mehr abbringen. — — Vater, ich bin noch desselben Sinnes. Mache nun, was Dir gut dünkt."

Die Thüre öffnete sich, Franz noch schwach und sich mühsam fortschleppend, trat herein. Ihm nach die Andern. Franz erröthetete, als seine Augen auf Martha fielen, von deren Ankunft er noch nichts wußte. Zögernd blieb er an der Schwelle.

Der Müller trat ihm entgegen, die ersten Begrüßungen waren vorüber.

„Franz," sagte der Müller, „ich habe ein Unrecht an Dir gut zu machen. Schon einmal hat mir der Himmel einen Fingerzeig gegeben, das Zweitemal soll er mich nicht so starrköpfig und hartherzig treffen."

Franz glaubte ihn zu verstehen. Ein freudiger Zug ging über sein blasses, leidendes Angesicht.

„Für Dich soll gesorgt seyn," fuhr der Müller fort. „Du ziehst vom Berge und kommst zu uns. Ich übergebe Dir die Wirthschaft und Alles, was ich habe. Du nimmst Deine Mutter zu Dir — und schreibst ihr heute noch. Sie soll uns wirthschaften helfen. Was Du aus der Martha machst, das überlaß ich Dir. Jetzt schau auf Dich und

Deine Gesundheit, und wenn Gott will, in drei Wochen ist Hochzeit.“

Und so geschah es auch. Franz zog von dem Berge in des Müllers Haus, wo er nach wenigen Tagen vollends erstarkte. Der Geistliche blieb noch so lange, bis er nach ein paar Wochen die Hände der Liebenden am Altare zusammenfügte.

Franzens Mutter wurde aus Böhmen verschrieben und wohnte dem Feste bei. Sie blieb bei ihrem Sohne.

Franz und Martha sitzen nun auf der Mühle und betreiben die Wirthschaft.

Aus dem Knappen ist ein tüchtiger Müller und Landwirth geworden, der den Fremden, wenn sie zuweilen aus dem nahen Badeorte auf ihren Ausflügen zu ihm kommen, sein Schicksal erzählt, und denen er dann überglücklich seine Martha zeigt, zu der ihm das Unglück auf den Bergen verholfen hat.

Zur Schillerfeier.

(Fortsetzung.)

Wohlbehalten erreichte Schiller Mannheim, wo er indeß für die Dauer keine bleibende Stätte fand. Auf Anrathen seiner Freunde zog er sich in das Städtchen Oggersheim bei Mannheim in die tiefste Einsamkeit zurück, wo er sieben Wochen lang weilte und sich namentlich mit Umarbeitung des „Fiesko“ beschäftigte. So reich Schiller an Gedanken war, so arm war er jetzt an Geld, und daß er in Oggersheim nicht geradezu den bittersten Mangel leiden mußte, hatte er seinem bewährten Freunde Streicher zu verdanken, der sich für ihn aufopferte und uneigennützig seine Baarschaft mit ihm theilte. Dabei entbehrte Schiller in seiner Zurückgezogenheit aller und jeder Bequemlichkeit, welcher Mangel aber die Schwingen seines Geistes keineswegs zu lähmen vermochte. Das Stubengeräth war bald zusammengezählt; es bestand aus einem Tische und aus zwei Stühlen. Jener hatte vor Altersschwäche bereits zwei Beine verloren und war an der einen Seite mit Klammern an die Wand befestigt. Des Dichters Stuhl glich einem Schemel, da ihm die Lehne abhanden gekommen war. Um den rauhen Herbstwind abzuhalten, wurden die zerbrochenen Fensterscheiben mit Papierbogen verschlossen und die Fenster rundum mit Stroh verwahrt. In dem Zimmer auf- und abzuschreiten, wie Dichter pflegen, war nicht gut thunlich, da ein gewaltiger Kachelofen, ein großes Bett und ein Haufen Kartoffeln, der sich zwar täglich etwas verminderte, den ohnehin engen Raum bedeutend beschränkte. Das war das „Schillerzimmer“ in Oggersheim.

Getrennt von den Seinen, schrieb Schiller von Oggersheim an seine Schwester Christophine: „Losgerissen aus den Armen der Meinigen, weiß ich keine bessere, keine sichere Niederlage dieses meines theuersten Schatzes als Gott. Von seinen Händen will ich sie wieder empfangen. Innerhalb einiger Jahre soll, so Gott will, kein Schuhbreit zwischen uns liegen. Noch einmal, inniggeliebte Schwester, vertraue auf Gott, der auch der Gott Deines fernen Bruders ist. Wenn mein Segen Kraft hat, so wird Gott bei Euch seyn. Ein inneres Gefühl spricht laut in meinem Herzen, ich sehe Euch wieder. Vertraut Gott! Es wird kein Haar von uns Allen auf die Erde fallen.“

Da Schiller als Regimentsmedikus ohne des Herzogs Erlaubniß sein Vaterland verlassen hatte, so hatte dieser das Recht, auf Schillers Rückkehr, ja auf seine Auslieferung zu dringen. Indeß Herzog Karl zeigte sich großmüthig. Wie es scheint, hat er den Vorfall gar nicht einmal gegen Schillers Vater erwähnt, wenigstens ist von ihm nicht das Geringste geschehen, seinen Regimentsmedikus in seine Gewalt zu bekommen und ihn nach Befinden zu bestrafen. Anfangs wußte man nicht, wie sich der Herzog in dieser Angelegenheit verhalten werde, weßhalb es Schiller vorzog, in stiller Zurückgezogenheit zu verharren. Auf Anrathen der Frau von Wolzogen begab er sich deßhalb Ende November 1782 in das kleine Dorf Bauerbach bei Meiningen, wo sie ein Haus angekauft hatte, da das Familiengut mit der herrschaftlichen Wohnung ihrem älteren Bruder zugefallen war. „Ich habe hier“, schreibt Schiller, „alle Bequemlichkeit, Kost, Bedienung, Wäsche, Feuerung und alle diese Sachen werden von den Leuten des Dorfes auf das Vollkommenste und Willigste besorgt.“ Das kleine, einsam gelegene Dorf, umgeben mit düstern Fichtenwäldern regte die Phantasie des Dichters mit neuer Lebensfrische an. Sein reger Geist entwarf Pläne zu neuen Schöpfungen und namentlich war es das Schauspiel „Don Carlos“, zu welchem er in dieser abgeschiedenen Waldeinsamkeit die Umrisse zeichnete. Zu den Wenigen, welchen der Fremdling im Hause der Wolzogen bekannt war, gehörte auch der Rath und Bibliothekar Reinwald in Meiningen, welcher später Schillers Schwester Christophine heirathete und der jetzt seinen künftigen Schwager in seiner Einsamkeit mit Büchern versah. — Gegenwärtig ist das „Schillerhaus“ in Bauerbach dem Verfalle nahe.

Im Juli 1783 verließ der Dichter diesen Ort und kam matt und erschöpft zum Zweitenmale in Mannheim an, wo er eine Anstellung als Theaterdichter erhielt. Hier erlitt seine Thätigkeit durch ein langwieriges Wechselfieber eine längere Unterbrechung. Wichtig für sein späteres Leben wurde der Umstand,

daß er dem Herzog Karl August von Weimar, welcher der Fürstenfamilie in Darmstadt einen Besuch abstattete, vorgestellt wurde. Schiller las in dem fürstlichen Kreise einige seiner Werke vor und kehrte mit dem Titel „Rath", den ihm der Herzog von Weimar ertheilte, nach Mannheim zurück, verließ dasselbe aber Ende März 1785 und wählte Leipzig zu seinem ferneren Aufenthaltsorte. Hier schlug er in einem kleinen Studentenstübchen seine Wohnung auf, denn wichtiger als äußere Bequemlichkeiten waren ihm die Bekanntschaften, die er in Leipzig mit gelehrten Männern zu machen Gelegenheit fand. Zu diesen gehörte z. B. der Verfasser des „Kinderfreundes" Weiße. Auch lernte er hier seinen lieben Körner, den Vater des Dichters Theodor Körner, persönlich kennen, nachdem beider Herzen schon früher für einander geschlagen und die beiden Freunde miteinander in Briefwechsel gestanden hatten. — Anfangs nahm ihn der geräuschvolle Meßverkehr, der ihm neu war, sehr in Anspruch.

Kurze Zeit nach seinem Eintreffen in Leipzig schrieb Schiller einem Mannheimer Freunde: „Man pflegt hier in vielen Familien den Sommer über auf den benachbarten Dörfern zu kampiren und das Land zu genießen. Ich werde auch einige Monate in dem Dorfe Gohlis zubringen, das eine Viertelstunde von Leipzig gelegen ist und wohin ein sehr angenehmer Spaziergang durch das Rosenthal führt." Schiller bezog in Gohlis ein kleines Haus und hier dichtete er in seinem Stübchen das bekannte „Lied an die Freude". Die nächste Veranlassung hierzu soll er der Sage nach in folgendem Umstande gefunden haben:

Auf einem Morgenspaziergange durch das Rosenthal vernahm er in der Nähe der Pleiße aus dem Gebüsch leise Worte. Schiller trat näher und traf einen Studenten, welcher im Begriff stand, seinem Leben in den Fluthen der Pleiße ein Ziel zu setzen. Als Schiller, entsetzt über solch ein Vorhaben, von dem Unglücklichen erfuhr, daß Verzweiflung sein Herz erfaßt habe und daß er in den Wellen dem sichern Hungertod zuvor kommen wolle, reichte ihm Schiller seine ganze Baarschaft und nahm dem Studenten das Versprechen ab, sein gottloses Vorhaben aufzugeben. Einige Tage später weilte Schiller in Leipzig im Kreise fröhlicher Hochzeitsgäste. Diese Gelegenheit benutzte der Dichter zu einem Werke der Wohlthätigkeit. Er schilderte den Hochzeitsgästen in ergreifender Weise das Unglück jenes Studenten, und bat, einen Teller umherreichend, um eine Liebesspende und diese floß in so reichem Maße, daß der arme Student seine Studien glücklich beendigen konnte. Entzückt über das Glück, das Schiller dem Studenten bereitet hatte, soll er das „Lied an die Freude" gedichtet haben.

Das Schillerhaus in Gohlis hat größere Aufmerksamkeit erfahren, als das in Oggersheim und Bauerbach. Auf einem Täfelchen unter dem Dache liest man die Worte: „Schillers Stube", und über dem Thorbogen trägt eine größere Tafel die Inschrift: „Hier wohnte Schiller und schrieb das Lied an die Freude im Jahre 1785." Tritt man in die Schillerstube, so findet man z. B. mehrere Porträts und ein Brustbild des Dichters, Abbildungen der Schillerwohnungen in Gohlis, Jena, Weimar, des Schillerdenkmals zu Stuttgart, seines Geburtshauses in Marbach, seiner Todtengruft, eine Volksbibliothek von mehr als 1000 Bänden und dergleichen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Vor wenigen Tagen ist in London eine von den schweren, mit massiven Eisenplatten belegten schwimmenden Batterieen (Trusty) zur Probe als Zielscheibe für Lankasterkanonen benützt worden. Sie hat die Probe sehr schlecht bestanden. Der Trusty ist einer sehr genauen Untersuchung unterzogen worden, deren Ergebniß dahin lautet, daß derartige eisengepanzerte Fahrzeuge den Armstrong'schen Geschützen keinen nennenswerth größeren Widerstand als gewöhnliche Kriegsschiffe leisten können. Trotzdem der Trusty mit sehr massiven Platten von Schmiedeeisen beschlagen ist, wurden diese doch durch jeden einzelnen Schuß zertrümmert, so daß jede Kugel mitten durch die Seitenwand hindurchdringen konnte. Ja so groß ist die Gewalt dieser Geschosse, daß Manche von ihnen auch die gegenüberliegende Schiffswand mit sammt ihrer Eisenbekleidung durchbohrte, somit den als schußfest gepriesenen Eisenpanzer und die darunter liegende Holzwand zweimal durchlöcherte. Die Batterie ist erbärmlich zerschossen nach Chatham zurück gebracht worden, und Offiziere sowohl wie Sachverständige vom Zivil, die sie seitdem untersucht haben, erklären einstimmig, daß Fahrzeuge dieser Art einer Armstrong'schen Batterie gegenüber absolut werthlos sind. Was wohl der „Moniteur de la Flotte" und alle Jene, die aus den neuen eisengepanzerten Schiffen des Kaisers Napoleon Englands Vernichtung wahrsagten, über dieses Probeschießen denken werden? Frankreich läßt mit ungeheuren Kosten fortwährend Schiffe dieser Art bauen. Ihre Bekleidung ist bekanntermaßen nicht massiver, als die des Trusty, der mit ungewöhnlich dicken Platten belegt ist, und aus diesem Grunde zur Zielscheibe auserkoren worden war. Daß das Schmiedeisen der Franzosen stärker, zäher, kugelfester als das aus englischen Werkstätten hervor-

gegangene seyn sollte, ist nicht leicht anzunehmen. Es ist somit wahrscheinlich, daß die französischen Eisenschiffe, ihre schwimmenden Batterieen und Fregattes blindées ihren eigenen gezogenen Kanonen, niemals aber den Armstrong'schen gegenüber Probe halten können. Letztere, das haben englische Artillerieoffiziere immer behauptet, verhalten sich zu den neuen französischen Geschützen, wie diese zu den bisher gebrauchten altmodischen Kanonen. Die eben angestellten Proben haben diese Behauptung vollkommen bestätigt, und ihr nächstes Ergebniß war, daß die Admiralität Befehl ertheilt hat, alle Kräfte aufzubieten, um die Herstellung einer möglichst großen Zahl von Lancastergeschützen zu beschleunigen. Es werden deren in Woolwich sofort bis zu einem Kaliber von 100 Pfund gegossen werden, vorerst aber meist 6- und 12-Pfündner, um eventuell auf Kanonenbooten gegen China ins Spiel zu kommen. Mittlerweile sind auch die Gestelle wesentlich verbessert worden, so daß ein einziger Kanonier das schwerste Geschütz ohne Anstrengung zu richten im Stande seyn wird.

Englische Blätter geben die Uebersetzung eines eigenthümlichen chinesischen Maueranschlages, der in Schanghai viel verbreitet gewesen zu seyn scheint. Es heißt darin: das Opium, welches die Barbaren den Chinesen verkaufen, sey mit Menschenblut angemacht, und um diesem Zweck Menschen zu erhalten, kaufen dieselben Barbaren ganze Schiffsladungen Chinesen (d. h. Kulies), und führen sie nach Hungmäu, dem Land der „Rothhaarigen," d. h. England, wo ihnen unter grausamen Martern das Blut abgezapft wird. Als Zeuge dafür wird ein chinesischer Wundarzt Sieh-Tsai-sang angeführt, der ein Schiff mit Kulies von Amoy nach dem Goldland begleitete, unterwegs viele seiner Landsleute mißhandelt werden und sterben sah (das dürfte nicht ganz erfunden seyn), dann nach England kam, und dort obige Prozedur der Opiumbereitung beiwohnte. Zufällig war gerade der König von England schwer erkrankt, und da kein rothhaariger Arzt ihm helfen konnte, wurde der geschickte Sieh-Tsai-sang zu ihm geholt, stellte den König her, wurde von ihm reichlich beschenkt, und erlangte überdieß die Freilassung derjenigen Chinesen, deren Blut noch nicht zum Opium verbraucht war, mit denen er dann in 20 Tagen wohlbehalten nach Amoy zurückkehrte.

In dem milden Klima von Australien bedarf man keiner Gebäude für Aufbewahrung des Getreides, und keiner Ställe, um im Winter das Vieh unterzubringen. Das Ernten, Dreschen und Reinigen des Waizen geschieht zu gleicher Zeit. Die Mähmaschine schneidet die Frucht sechs Zoll unterhalb der Aehren ab, diese fallen in ein großes Tuch, das, wenn es voll ist, ausgeleert wird. Ist das Feld geschnitten, so beginnt eine Dreschmaschine mit Reinigungsvorrichtung ihr Werk und der Waizen ist für den Markt fertig. Das Stroh bleibt stehen, bis zur neuen Saatzeit, dann wird es angezündet, wobei Alles Unkraut mitverbrennt. Das Land wird dann wieder mit Waizen besäet, ein Verfahren, das Jahr um Jahr fortgesetzt wird. Die Erträge sind sehr bedeutend. Sie übersteigen zuweilen die unsrigen um das Fünffache, im Durchschnitt aber um das Doppelte. Der australische Waizen ist sehr grobkörnig, hat dünne Hülsen, und gibt reichliches und schönes Mehl.

Am 30. Sept. wurde in Salzburg der Knopf sammt dem Kreuze von der Domkuppel abgenommen, nachdem er volle 233 Jahre eine Zierde derselben gewesen war. In die Winterresidenz überbracht, wurde im Beiseyn der Kaiserin Karolina Augusta, des Kronprinzen Ludwig und des Prinzen Otto von Bayern die Eröffnung des Kreuzes vorgenommen, in dessen oberster Spitze sich, in Baumwolle gehüllt ein silbernes, abgerundetes Behältniß mit Deckel befand. In demselben lagen mehrere Reliquien und eine kleine, in lateinischer Sprache abgefaßte Pergamenturkunde, ein Autograph des Salzburger Erzbischofs Paris Grafen Lodron vom Jahre 1626, das in deutscher Uebersetzung wie folgt lautet: „Im Jahre 1626, 8. April, segnete Ich, Paris, Erzbischof von Salzburg, Legat des heiligen apostolischen Stuhles, dieses Kreuz, das Ich auf den Gipfel dieser Metropolitankirche setze, so auch die Reliquien der heiligen Bischöfe Rupert und Virgil, der Patrone Salzburgs, nebst einem Theile des Cilicium heiligen Beichtigers Franciscus und des Kreuzes von Caravaggio, genannt das spanische, ein, und verschloß es in dasselbe."

Die Demolirung der großen Oper in Paris ist jetzt entschieden. Das neue Opernhaus wird auf dem Platze des Passage Saunier errichtet, bedeutend größer und natürlich glänzender werden. Herr Hausmann hat zugesagt, die neue große Oper in 18 Monaten herzustellen. Danach und nach andern Bauplanen zu urtheilen, werden jetzt die Demolirungen und Neubauten wieder mit alter Energie beginnen; die Massen in Paris fangen an zu leiden und es thut noth, ihrer Stimmung zu Hülfe zu kommen.

Redakteur: Gustav Neffert.
Druck und Verlag der A. Walland'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 254 Dienstag, 25. Oktober 1859.

Die Wittwen und ihre Pflegekinder.

Ein Familiengemälde von August Leibrock.

Siebzehn Jahre waren verflossen, siebzehn Jahre hatte die Rittmeisterin Güldenhorn den Tod ihres Gatten beweint und betrauert, und noch floß zuweilen seinem Andenken eine Thräne; doch nach Verlauf dieser Zeit ereignete sich ein Fall, der das schmerzliche Andenken auf einige Zeit in Vergessenheit brachte. Wer die Rittmeisterin, dieß holde liebliche Wesen, in der schönsten Blüthe ihres Lebens, mit allen Reizen des Körpers und der Seele geschmückt, in ihrem häuslichen Kreise, in einem stets saubern Anzuge, in den hohen, stattlichen Zimmern und Sälen, die einem Fürstenschlosse ähnlich waren, walten sah, mußte sie auf den ersten Blick für eine Herzogin oder doch mindestens für eine Gräfin halten; und dennoch war sie nichts weiter, als die Wittwe eines preußischen Rittmeisters.

Aber woher denn die fürstliche Wohnung? der stets saubere Anzug? der ganze fürstliche Anstrich? fragst Du, lieber Leser. Die geringe Pension einer Rittmeisterswittwe kann doch solchen Aufwand nicht erlauben? Die Erklärung über diese Frage soll sogleich erfolgen.

Sophie Güldenhorn war eine Waise und zwar die allerärmste, die es in ihrem Stande und ihren Verhältnissen geben konnte. Vor dreißig Jahren — sie hatte eben ihren fünften Geburtstag zurückgelegt — starb plötzlich ihr Vater, der Prediger zu Ringelheim, einem freundlichen Dorfe, war. Schreck und Schmerz über den Verlust des Gatten und Versorgers warf auch die Mutter auf das Krankenbett, und nach Verlauf von etwa acht Wochen segnete auch diese das Zeitliche, und als vater- und mutterlose Waise stand die arme Sophie da, den harten Schlag, der sie getroffen, eigentlich noch nicht fühlend. — Der herbe Verlust, den die kleine Sophie erlebte, war vor ihr schon von mancher Waise erlitten und wird er noch öfter wiederkehren; jedoch hat man nur selten ein Beispiel, daß solche verwaiste Kinder untergegangen wären, denn es lebt ein Gott, ein Vater im Himmel, ohne dessen Willen kein Sperling vom Dache fällt, wie viel weniger sollte er ein Geschöpf, das nach seinem Bilde erschaffen ist, untergehen lassen; und die kleine Sophie war wirklich ein kleines Engelsbild, das der Liebe Gottes wie aller Menschen würdig war.

Das schöne Gebäude, wovon in den ersten Zeilen die Rede war, war ein vormaliges adeliges Gut, welches vor mehreren Jahren wegen gänzlicher Verschuldung hatte veräußert werden müssen. Ein begüterter Oekonom brachte es käuflich an sich, und was früher an den ergiebigen Aeckern, Wiesen, Waldungen, Mühlen und Teichen vernachlässigt war, das brachte der Amtsrath Eiche, jetziger Besitzer, bald wieder auf die höchste Stufe, und war es eine wahre Freude, in die Gegend von Ringelheim zu kommen und den üppigen Feld- und Wiesenbau, die große Ordnung und Reinlichkeit, das schöne, wohlgenährte Vieh und noch tausend andere Dinge zu sehen.

Der Amtsrath war aber nicht allein ein guter Oekonom, ein guter Hauswirth, er war auch ein guter Mensch. Er gebrauchte das Vermögen, das ihm seine Eltern hinterlassen hatten, nicht allein für sich, dachte nicht allein für sich an Glanz und Wohlleben, er war auch ein milder Geber, seinen Dienstleuten ein milder, gütiger Herr, weßhalb ihn auch Alle wie einen Vater liebten und unter sich dahin strebten, ihm keinen Verdruß, wohl aber Freude zu bereiten. In einem noch weit höhern Grade war seine Gattin, ein liebenswürdiges Geschöpf. Sie war nichts weniger als schön. Ihre kleine Figur und der linke Fuß, der ein wenig zu kurz war, waren eben nicht empfehlend; wer indeß in ihr klares, himmelblaues Auge sah, oder wer sich nur eine halbe Stunde mit ihr unterhalten konnte, der mußte sie ehren, lieben und achten. Dazu besaß sie eine Bildung, wie sie nur unter wenig Frauen ihres Standes zu finden war. Diese Eigenschaften hatten auch den Amtsrath, der ein schöner Mann genannt zu werden verdiente, veranlaßt, diese unscheinbare Blume unter Tausenden, die tausendmal schöner waren als Elisabeth, herauszulesen. Und je länger er mit ihr lebte, je mehr wuchs seine Liebe zu ihr; man hätte ihn füglich den glücklichsten Mann nennen können, aber — er

war es dennoch nicht. — Seine Elisabeth hatte ihm im zweiten Jahre ihrer glücklichen Ehe einen Sohn geboren und zwar nur den einen Einzigen; aber dieser Einzige war auch hinreichend, den bravsten Eltern, die Alles hatten, was sonst ihr Herz wünschte, das Leben zu einer Hölle zu machen.

Es ist schwer zu beweisen — die Philosophen sind auch nicht darüber einig, ob ein Bösewicht geboren oder erzogen wird; daß indeß an der Erziehung des kleinen Friedrich Eiche nichts erspart und nichts vernachlässigt worden, wird der Verfolg der Erzählung dem geneigten Leser zeigen. Der kleine Friedrich war kaum zwei Jahre alt, als er den Handstock seines Vaters, den er als Stockpferd gebrauchte, umkehrte, und damit auf Vater und Mutter losschlug. Mit Güte suchten ihm die braven Eltern sein Unrecht zu beweisen, allein, statt sich dadurch abhalten zu lassen, erboßte sich sein störrischer Sinn dermaßen, daß die Eltern epileptische Zufälle befürchteten, und also Exzesse dieser Art sorgfältig vermieden wurden. Er wird älter, er wird verständiger werden und sein Unrecht dann von selbst einsehen, sprachen die Eltern unter sich; allein, daran war leider nicht zu denken, im Gegentheil nahm dieser störrische, herrische Sinn mit jedem Tage zu. In seinem siebenten Jahre hetzte er mit einem großen Hofhunde, den er immer mit Leckerbissen fütterte, und der ihm dafür sehr ergeben war, täglich mehrere Hühner und Gänse zu Tode, worüber er dann eine königliche Freude empfand. Einst hetzte er die wüthende Bestie auch auf einen reisenden Handwerker, der auf dem stattlichen Gute um einen Zehrpfennig ansprach. Das Angstgeschrei des Bedrängten, der die giftigen Zähne des wüthenden Thieres in seinem Fleische fühlte, rief den Amtsrath herbei, der auch nicht säumte, zur Hülfe zu eilen. Sein Rechtlichkeitssinn ließ den Unglücklichen nicht hülflos ziehen, er blieb so lange auf dem Gute, bis seine Wunden wieder geheilt, seine von dem Hunde zerrissenen Kleider wieder ausgebessert waren, und dann erst wurde er, mit einem reichlichen Zehrpfennige beschenkt, entlassen; der Hund aber wurde noch in derselben Stunde erschossen, und der ungerathene Knabe erhielt eine derbe körperliche Züchtigung.

Jedes andere kindliche Herz würde bei dem Anblick des unglücklichen Handwerkers Reue und Mitleid empfunden haben, Friedrich nicht, er ärgerte sich nur über den Verlust seines Hundes, und die Züchtigung von der väterlichen Hand entlockte ihm keine Thräne, nur bitterer Troz und innere Wuth war in seinem Auge zu erkennen.

Dieser Auftritt schien den letzten Funken kindlicher Liebe aus Friedrichs Herzen verbannt, er schien einen förmlichen Haß auf seinen Vater geworfen zu haben, ging ihm, wo er nur konnte, aus dem Wege, und konnte sich nur mit Mühe überwinden, ihm den schuldigen Respekt zu erweisen.

Da war er vermuthlich ein Muttersöhnchen, von dieser verzogen und in seinen Unarten bestärkt, wird der Leser denken. O nein, nichts weniger. Die Amtsräthin, obgleich eine zierliche, feinfühlende Frau, konnte es zwar nicht über sich gewinnen, ihn körperlich zu züchtigen; sie stellte ihm sein Unrecht aber mit Worten und Thränen vor, allein, das fruchtete bei einem so verstockten Herzen eben so wenig, es war nicht möglich, ihm eine andere Richtung zu geben.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Schillerfeier.

(Fortsetzung.)

Zu Ende des Sommers ging Schiller mit Körner nach Dresden, wo er bis 1787 blieb und sich theils philosophischen, theils historischen Studien hingab, zugleich aber an „Don Carlos“ fortarbeitete. Vollendet wurde derselbe in dem nahen Dorfe Loschwitz, auf einer Besitzung Körners. Im Jahre 1787 ging Schiller nach Weimar, wo ihn Herder und Wieland freundlich aufnahmen und Letzterer besonders sehr günstig auf ihn wirkte. Bei einem Besuche in Rudolstadt lernte er in demselben Jahre seine nachherige Gattin, Charlotte von Lengefeld, kennen; ebendaselbst traf er im folgenden Jahre zum Erstenmale mit Göthe zusammen. Zwar sprachen sich beide Männer nicht an; doch aber waren es Göthe und der Geh. Rath von Voigt, auf deren Betrieb er im Sommer 1789 eine außerordentliche Professur in der philosophischen Fakultät zu Jena erhielt, welche er mit der Rede „Was heißt und zu welchem Zwecke studirt man Universalgeschichte?“ antrat. Dem Studium der Geschichte und des Alterthums widmete er sich voll Begeisterung, und die wenigen poetischen Erzeugnisse dieser Periode beziehen sich größtentheils darauf.

In und außerhalb Deutschland wurden jetzt Schillers große Verdienste anerkannt. Der Herzog von Weimar hatte ihm schon 1784 den Titel als Rath ertheilt, und als er sich 1790 verheirathete, wurde er von dem Herzoge von Meiningen zum Hofrath ernannt. Die damalige französische Republik ertheilte ihm zu Anfang der Revolution das Bürgerrecht, und der deutsche Kaiser erhob ihn 1802 in den Reichsadelstand. Anhaltendes nächtliches Studieren, wohl auch mancherlei Sorgen und Mühen hatten indeß seine Gesundheit untergraben; nur langsam genas er 1791 von einer gefährlichen Brustkrankheit, ohne sich jedoch ganz wieder erholen zu

können. Doch hemmte dieß seine Thätigkeit nicht. Um ihn in eine sorgenfreie Lage zu versetzen, bei welcher er sich schonen könne, setzte ihm der damalige Erbprinz von Holstein-Augustenburg, vereint mit dem Grafen von Schimmelmann, einen Jahresgehalt von 1000 Thalern auf drei Jahre aus. Im August 1793 reiste er in seine Heimath und lebte dort bis zum Mai des folgenden Jahres in dem Kreise seiner Eltern und Freunde abwechselnd in Heilbronn und Ludwigsburg sehr glücklich, ohne von dem Herzoge, an den er von Heilbronn aus schrieb, gestört oder weiter bemerkt zu werden.

Mit neuer Liebe kehrte er in den folgenden Jahren zur Dichtkunst zurück und brachte, vorzüglich von 1795 an, die schönsten seiner lyrischen Gedichte hervor. In Weimar lebte er seit 1799 im Umgange der geistreichsten Freunde glücklich als Gatte und Vater und von seinem Fürsten geehrt, und gewann neue Kraft und Heiterkeit des Geistes.

Im Jahre 1804 wohnte Schiller in Berlin der Aufführung des „Tell" bei, wo ihm die ehrenvollsten Auszeichnungen zu Theil wurden. Das Anerbieten des Königs von Preußen aber, mit einem Jahrgehalt von 3000 Thlrn. zu Berlin seinen Aufenthalt zu nehmen, nahm er nicht an, sondern kehrte kränklich nach Weimar zurück. Schon war er auch dießmal dem Anscheine nach wieder genesen, als er am 9. Mai 1805 unerwartet starb. Wohl nie erregte der Tod eines deutschen Dichters eine tiefere und allgemeinere Trauer als Schillers frühes Hinscheiden.

Schönere, treffendere Worte, als im Nachfolgenden Wolfgang Menzel der Würdigung Schillers zollt, dürften nicht leicht wo zu finden seyn. Er sagt:

Schiller wurde der bei weitem populärste aller unserer Dichter, seine Werke kamen in Jedermanns Hände, sein Name überstrahlte in den Augen des Volks jeden andern, selbst den Göthes, der nur bei der Aristokratie der Bildung den höheren Rang behauptete. Diesen unendlichen Ruhm hat keine Koterie, keine Kritik, keine Gunst erzeugt, sondern lediglich die einfache Wirkung der Schiller'schen Poesie auf die Mehrheit des noch unverbildeten Publikums, der noch unverdorbenen Jugend, oder des eigentlich sich selbst repräsentirenden Volks, das von der Macht der Wahrheit, von der Schönheit eines ächten Seelenadels, von der Begeisterung für alles Heilige und Hohe immer hingerissen wird und durch diese Empfänglichkeit die Hövergebildeten, die dafür schon zu verdorben und abgeschwächt sind, nicht nur beschämt, sondern auch deren schädlichen Einfluß neutralisirt. Ich liebe Schiller doppelt, weil er nicht nur so edel ist, sondern weil auch sein Volk dieß erkannt hat, und weil sein Name Legionen niedriger Geister, die an der Zerstörung des deutschen Charakters arbeiten, zurückschreckt.

Was Schillers Werken eine so große Macht über die Geister verliehen, ist zugleich ihre größte Liebenswürdigkeit, nämlich das Jugendliche. Er ist der Dichter der Jugend, und wird es immer bleiben, denn alle seine Gefühle entsprechen dem ersten Aufschwung des noch unverdorbenen jugendlichen Gemüthes, der noch reinen Liebe, dem noch unerschütterten Glauben, der noch warmen Hoffnung, der noch ungeschwächten Kraft junger Seelen. Er ist aber auch der Liebling Aller, die sich ihre Tugend bewahrt haben, deren Sinn für das Wahre und Rechte, Große und Schöne nicht auf dem Markte des gemeinen Lebens erstorben ist.

Schiller trat in einem verdorbenen, altersschwachen Zeitalter mit jugendlicher Kraft auf, mit einem wunderbar starken und zugleich jungfräulich reinen Herzen. Er hat die deutsche Poesie gereinigt und verjüngt. Kraftvoller und siegreicher, als jeder Andere, hat er die unsittliche Richtung des in seiner Zeit herrschenden Geschmacks bekämpft. Ungeblendet von dem glänzenden Witze seiner Zeit hat er es gewagt, sich wieder an die reinsten und ursprünglichsten Gefühle des Menschen zu wenden, und den Spöttern einen strengen und heiligen Ernst entgegen zu setzen. Ihm gebührt der Ruhm, den Geist der Poesie erfrischt, geläutert und veredelt zu haben. Deutschland erfreut sich bereits der Früchte dieser Umgestaltung: denn seit Schillers Auftreten hat unsre ganze Poesie einen würdigen Ton angenommen. Und auch unsere Nachbarvölker sind von diesem Geiste ergriffen worden, und Schiller übt auf die große Veränderung, die gegenwärtig in dem Geschmack und in der Poesie derselben vorgeht, einen mächtigen Einfluß, den sie selbst laut anerkennen.

Wir haben ihm noch mehr zu danken, als die Reinigung des Kunsttempels. Seine Dichtungen haben auch außerhalb des Kunstgebietes unmittelbar auf das Leben gewirkt. Der mächtige Zauber seines Liedes hat nicht blos die Phantasie der Menschen, er hat auch die Gewissen ergriffen, und der Feuereifer, mit dem er gegen alles Schlechte und Gemeine in den Kampf trat, die heilige Begeisterung, mit der er die anerkannten Rechte und die beleidigte Würde der Menschen so oft und so siegreich vertheidigte, wie keiner vor ihm, machen seinen Namen nicht blos unter den Dichtern, sondern auch unter den edelsten Weisen und Heroen glänzen, die der Menschheit theuer sind.

Es gibt keinen Grundsatz, kein Gefühl der Ehre und des Rechts, die nicht mit einer schönen Stelle, die nicht einer bedeutungsvollen Sentenz aus Schillers Dichtungen bekräftigt werden könnten, und diese Aussprüche leben im Munde des Volkes.

(Schluß folgt.)

O sieh mich nicht so lächelnd an.

O sieh mich nicht so lächelnd an,
Du Röslein jung, du schlankes Reh!
Dein Blick, der Jedem wohlgethan,
Mir thut er in der Seele weh;
Mein Herz wird trüb und trüber
Bei deiner Freundlichkeit,
Vorüber ist, vorüber
Der Liebe Zeit.

Ja wär' ich jung und froh wie du,
Und wär' ich so frisch und wär' ich so rein:
Wie schlüge mein Herz dem deinen zu,
Wie könnten wir selig zusammen seyn!
Wie sollte durch's Gemüthe
Mir zieh'n ein süßer Traum!
Doch so, — was soll die Blüthe
Am welken Baum?

Mein Leben liegt im Abendroth,
Deins tritt erst ein in den sonnigen Tag;
Mein Herz ist starr, mein Herz ist todt,
Deins hebt erst an den lustigsten Schlag.
Du schaust nach deinem Glücke
In gold'ne Fernen weit,
Ich blicke schon zurücke
In alte Zeit.

D'rum sieh mich nicht so lächelnd an,
Du Röslein jung, du schlankes Reh!
Dein Blick, der Jedem wohlgethan,
Mir thut er in der Seele weh.
Laß scheiden mich und wandern
Die Welt hinauf, hinab;
Du findest einen Andern,
Und ich — ein Grab.

Mannigfaltigkeiten.

Vor Kurzem waren zahlreiche Kölner auf dem Bonner Bahnhof Zeugen einer drolligen und doch traurigen Scene. Ein junger Ehemann hatte seiner zärtlichen Hälfte beim Anziehen seines Sonntagsrockes auf ihre Frage, weßhalb er sich so fein mache, gesagt, daß er auf das Bureau seines Arbeitsgebers müsse. Die junge Frau traute indeß dieser Versicherung nicht, sie ging ihrem Manne in einiger Entfernung nach und sah, daß er demnächst mit zwei sehr fein gekleideten Frauenzimmern den Weg zur Bonner Bahn einschlug. Kaum hatte er für sich und seine Begleiterinnen die Billete gelöst und Platz im Wartesaale erster und zweiter Klasse genommen, als auch die mit Recht erzürnte Ehefrau herbeieilte und dem Ungetreuen nicht minder als seinen Begleiterinnen eine solche Strafpredigt hielt, daß die mit bezeichneten Titeln nicht verschonten Frauenzimmer sich im dichtesten Gedränge hinter der Thüre des Salons zu verbergen suchten, während der ungetreue Mann im Saale keine Ruhe fand und eiligst zum Thor hinaus flüchtete. Die kluge Frau hielt aber geduldig Wache, bis der Zug die beiden Frauenzimmer entführt hatte, dann kehrte sie mit den Worten: „Dat es mer e schön Bureau!" nach Hause zurück.

Die materiellen Nachtheilen des stehenden Heeres in Frankreich berechnet die „Gazette de France" mit Zinsen allein seit 1830 auf die unbedeutende Summe von nahezu zwanzigtausend Millionenen Franks. Vor jenem Jahre hatte nämlich das Heer nur zweihunderttausend Mann, seitdem aber dreihunderttausend Mann mehr. Rechnet man dazu den Verlust an Arbeitskraft, an Kapital, das durch die Armee unproduktiv vergeudet wurde, so ist diese Summe nicht zu hoch gegriffen. In der That aber ist es erschreckend, wenn man bedenkt, was mit dieser Summe Gutes hätte in Frankreich gestiftet werden können, wie viele Einwohner damit hätten Lesen und Schreiben lernen und wie viel man damit zur Kultivirung des Landes, für Ackerbau, Straßen, Eisenbahnen 2c. hätte thun können. Zwanzigtausend Millionen Franks nutzlos vergeudet! Denn es hat doch in dieser Zeit Niemand in Europa oder Amerika daran gedacht, Frankreich mit Krieg zu überziehen oder gar zu erobern.

Im Breslauer Theater ereignete sich jüngst beim letzten Auftreten des Fräuleins Bagdanoff eine komische Episode. Eine junge im Parterre sitzende, dem Anschein nach fremde Dame, stand während des Tanzes der genannten Künstlerin auf, um Alles besser überschauen zu können. Da rief ihr ein hinter ihr stehender Herr, der deßhalb nichts sehen konnte, mit lauter aber höflicher Stimme „Setzen" zu. Die Angeredete, welche, von dem Tanze hingerissen, gar nicht daran dachte, daß sie nicht durchsichtig sey, hielt diesen Zuruf für ein Zeichen der Galanterie gegen sich, und drehte sich freundlich zu dem in seiner Aussicht Behinderten um, indem sie erwiderte: „Ich danke sehr, ich bin nicht müde." Ein schallendes Gelächter belehrte sie indeß bald über ihr Mißverstehen und bannte sie dann während der ganzen Vorstellung fest an ihren Platz.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 255 Mittwoch, 26. Oktober 1859.

Die Wittwen und ihre Pflegekinder.

(Fortsetzung).

Als Friedrich neun Jahre alt war, reiste der Amtsrath nach der nächsten Stadt und brachte einen Kandidaten der Theologie, einen starken, kräftigen, jungen Mann als Hauslehrer für seinen Sohn mit, dem er unumschränkte Gewalt über den Herzlosen gab. Dieser Weg, den der Amtmann eingeschlagen hatte, schien von guter Wirkung zu seyn; allein, schon nach zwei Monaten kam der Hauslehrer, und bat um seine Entlassung, indem er, wie er sagte, lieber Stockmeister in einer Strafanstalt werden, als ferner dieses Knaben Lehrer seyn wollte. — Er ging, und noch sechs andere folgten ihm in einem Zeitraume von vier Jahren. Unter den Letztern wollen wir nur einen Namens Goldbeck bemerken. Er war der Aermste unter seinen Vorgängern, und da die Stelle sehr einträglich war, so erduldete er viel, allein nach Verlauf eines Jahres mußte er das schöne Einkommen doch aufgeben, weil seine Gesundheit, des vielen Verdrusses wegen, zu wanken begann. — Wir haben den Namen des jungen Mannes nur darum angeführt, weil derselbe als Prediger in spätern Jahren noch einmal mit ihm zusammentrifft, jedoch an einem Orte, wo Friedrich Eiche ein anderer Mann geworden war.

Als Friedrich konfirmirt war, ließ der Amtsrath anspannen, nahm seinen Sohn, seine Effekten, Wäsche und Bücher und brachte ihn nach Berlin in eine Erziehungsanstalt. Von hieraus erschollen keine Klagen, wenn nur halbjährig die Zahlung pünktlich erfolgte, dann war Alles gut.

Kaum war der Amtsrath in seinem irdischen Paradiese wieder angekommen, wo er mit seiner braven Hausfrau recht ruhige, friedliche Tage zu verleben gedachte, da erscholl die Nachricht, daß in der verflossenen Nacht der Prediger seines Dorfes erkrankt und mit dem Tode abgegangen sey. Die milde Hand des Amtsraths that an der hinterlassenen Wittwe was thunlich war, allein bald darauf starb auch sie und hinterließ die kleine fünfjährige Sophie, deren wir am Eingange dieser Zeilen Erwähnung gethan, als vater- und mutterlose Waise.

Die Amtsräthin war der kleinen Verlassenen Pathe, sie stellte ihrem Gatten vor, wie es doch zu beklagen wäre, wenn dieß allerliebste Kind, das so viele schöne Anlagen, einen so natürlichen Verstand habe, nach dem Hintritte seiner Eltern in unrechte Hände fallen sollte, wenn seine fernere Erziehung, die doch eigentlich jetzt erst beginnen müsse, vernachlässigt würde, wenn es vielleicht rohen, unwissenden Leuten übergeben würde, die seinen zarten Körper vielleicht zu harter, schwerer Arbeit anhielten, sie könne sich darüber grämen.

Der Amtsrath hatte seiner Gattin freundlich lächelnd zugehört, dann aber sagte er: Du hättest der Worte so viele gar nicht gebraucht, liebes Kind, ich las schon in Deinen klaren Augen, ehe Du den Mund öffnetest, was Dein Herz wünschte. Es ist also unter uns beschlossen, wir nehmen das Kind in unser Haus und ersetzen ihm nach unsern besten Kräften die verlornen Eltern. Und wenn es Gottes Wille ist, setzte er hinzu, so wird uns die Kleine die Elternfreuden, die wir an dem eigenen Kinde so schmerzlich vermißt haben, ersetzen.

Die kleine Sophie blieb also von der Stunde an, wo sie vom Friedhofe von dem Grabe ihrer Mutter zurückkehrte, in dem stattlichen Hause des Amtsraths. Die Amtsräthin und die kleine Sophie waren einander nicht fremd, eine liebevolle Behandlung ließ dem Kinde, in dem noch so zarten Alter, die wirklichen Eltern, die rechte Mutter bald vergessen, und Sophie hatte, da das Schicksal es einmal so gewollt, ein gutes Loos gezogen. Es bedurfte nur eine ganz kurze Zeit und das höchst liebenswürdige Kind war der beiden edlen Pflegeeltern Liebling, war ihnen unentbehrlich und der Amtsrath glaubte sogar, hierin einen Fingerzeig des Himmels zu sehen, daß Gott ihm in dem fremden Kinde das Eigene, oder vielmehr dessen Liebe ersetzen wolle.

Unter den vielseitigen Geschäften, welche die Zeit des Amtsraths und seiner Gattin in Anspruch nahmen, verfloß schnell ein Monat und ein Jahr nach

dem andern und keine Unannehmlichkeit trübte jetzt mehr ihre Tage. Die kleine Sophie, die täglich an Kenntnissen und liebenswürdigen Eigenschaften zunahm, war ihnen in den Stunden der Erholung ein wahrer Lebensgenuß und sie hatten noch keinen Augenblick Ursache gehabt, ihren Entschluß zu bereuen, im Gegentheil, sie wünschten sich gegenseitig Glück zu dem Besitz dieses kleinen Engels.

Von seinem natur-verirrten Sohne hörte der Amtsrath beinahe gar nichts mehr und es war ihm, obgleich er kein Wort darüber sprach, gewissermaßen recht lieb. Wenn er jedes Halbjahr seine Gelder eingeschickt hatte, so erhielt er von dem Direktor der Anstalt eine Quittung, der dann wohl drei, vier Zeilen, welche weder ein Lob noch einen Tadel über seinen Sohn enthielten, beigefügt waren. Von seinem Sohne selbst hatte er in einem Zeitraume von drei Jahren keine Zeile erhalten; Eltern und Kind schienen für einander todt zu seyn. — Wieder waren drei Jahre verflossen, Friedrich hatte sein zwanzigstes Jahr zurückgelegt und sich entschlossen, die Rechte zu studiren, welches der Direktor dem Amtsrath in ein paar Zeilen mittheilte.

Bei dieser unerwarteten Nachricht erwachte die Liebe im Vaterherzen aufs Neue, er glaubte an eine bessere, an eine gänzliche Umwandlung des sonst so verstockten Herzens, auch ist wohl nicht zu läugnen, daß sich ein wenig Stolz mit in die Besserungsmeinung einschlich, wenn er nach einigen Jahren den Sohn als Justizbeamten, wenn er sich ihn als guten, edeldenkenden Menschen dachte, was doch nichts Unmögliches war, welche Freude konnte er dann noch an ihm erleben, und versöhnt war er schon mit ihm, vergeben und vergessen waren all die Jugendfehler. In freudiger Herzensergießung theilte er seiner Gattin Alles, auch seine Gedanken mit, und wie leicht ist ein Mutterherz gewonnen, wie leicht zur Vergebung gegen das eigene Kind zu stimmen, auch sie, die die Sanftmuth, die Liebe selbst war, theilte bald ihres Gatten Meinung und bat ihn, je eher je lieber eine Reise nach Berlin zu machen, und ihr recht freudige Nachricht zu bringen, daß ihr Friedrich ein besserer und guter, edeldenkender Mensch geworden sey, den vielleicht Scham über seine früheren Vergehungen abhalte, selbst zu kommen und sich ihnen mit kindlicher Liebe in die Arme zu werfen.

Schon am nächsten Morgen reiste der Amtsrath mit einer Summe Geldes, die er für des Sohnes Ausstattung bestimmte, ab. — Nach acht Tagen kehrte er zurück. Sein Antlitz war bleich, kummervoll, und was die Amtsräthin erst später bemerkte, an seinem Kopfe befand sich eine Wunde, die ein schwarzes Pflaster bedeckte. Auf Befragen über diesen Umstand sagte er, er habe sich beim Einsteigen in den Wagen, indem die Pferde zu rasch angezogen, ein wenig verletzt, es habe nichts zu bedeuten. Als sie aber nach ihrem Sohne, ihrem Friedrich fragte, verfinsterte sich seine Stirn gewaltig und er sagte in einem Tone, der wie ein Befehl klang, ein Ton, den die sanfte Gattin gar nicht an ihm gewohnt war, daß sie doch nie wieder nach dem Nichtswürdigen fragen, nie mehr seinen Namen nennen möchte.

Die Amtsräthin ahnte etwas Schreckliches, sie ahnte das Entsetzlichste, was zwischen Vater und Sohn nur vorgefallen seyn konnte, aber es blieb bei dieser Ahnung, sie erhielt nie Gewißheit darüber, indem sie es nicht wagte, noch einmal nach den nähern Umständen zu fragen, sie überwand sich auch, sie fragte nicht wieder, allein ihr Mutterherz litt unbeschreiblich dabei; denn nun war jede Hoffnung, daß der Ausgeartete sich gebessert habe, vergebens.

Sophie, die bald ihr vierzehntes Jahr erreicht, die sich durch ihr Betragen, durch ihr freundliches, liebevolles Wesen die Liebe und die Achtung beider Pflegeeltern in einem hohen Grade erworben hatte, stand dabei, als der Amtsrath jene Worte sagte. Ihr weiches Herz blutete dabei, sie ahnte, was auch die Mutter empfinden mochte, und still weinend trat sie an das Fenster, um dem vortrefflichen, liebevollen Pflegevater ihre Thränen zu verbergen. Der Amtsrath bemerkte indeß doch, was in Sophiens Seele vorging, er nannte leise ihren Namen, sie wandte sich rasch um, sank an seine Brust und sagte unter leisem Schluchzen: O mein theurer Vater! könnte meine Liebe Ihnen doch jenen Undankbaren, der nicht werth ist, solche liebevolle Eltern zu besitzen, ersetzen.

Du hast ihn ersetzt, sagte der Amtsrath, indem er dem blühenden Mädchen die rosige Wange streichelte, Du hast ihn ersetzt, mein Kind, allein vergessen machen kannst Du ihn nicht; die Eindrücke, die der Verworfene von früher Jugend auf mich gemacht, sind ewig unauslöschlich. O wofür und warum hat Gott mich so hart gestraft? Welche Sünde habe ich je vorsetzlich begangen, die so entsetzlicher Schmach verdient? Sollte ein unglücklicher Vater, wie ich es bin, nicht an Gottes Gerechtigkeit verzweifeln? Sollte man nicht —

Halt ein, Vater! rief da die Amtsräthin; versündige Dich nicht an Gott, er ist allmächtig, er ist allweise, aber seine Langmuth währet nicht ewiglich. Wir haben an den Unglücklichen, der es in einem weit höhern Grade ist als wir, gethan, was in unsern Kräften stand. Zu spät wird er seine Jugendvergehungen bereuen, zu spät, wenn uns der Herr vielleicht längst zur ewigen Ruhe abgerufen, wird er sein großes Unrecht einsehen, zu spät wird er uns ins Leben zurückwünschen, um von uns Vergebung seiner Sünden zu erlangen. Schrecklich wird

dann aber die Qual seiner Seele seyn, wenn er die nicht mehr findet, an denen er sich so schwer versündigte; darum gräme Dich nicht ferner über ihn, stelle die Strafe dem anheim, der da recht richtet. Und, ist uns denn Gott nicht gnädig? Grünen und blühen Deine Felder und Wiesen nicht herrlich vor Allen? Bewahrt er sie nicht vor Mißwachs, Hagelschlag und Heuschrecken? Scheint nicht sein herrliches Sonnenlicht auf all Deinen Besitzungen? Befruchtet er sie nicht zur rechten Zeit mit Thau und Regen? Und haben wir nicht Freunde, die uns um unserer selbst willen lieben und achten? Und vor Allen, gab er uns nicht dieß liebe Kind, das uns bis jetzt noch keinen Verdruß, wohl aber der Freuden recht viele bereitet hat?

Das Alles habe ich mir selbst vor die Seele gerufen, und dennoch wiegt es kaum die Seelenleiden auf, die mir der mit meinem Fluch Beladene bereitet hat; doch Du, mein Kind, ich gestehe es, Du hast mir den bitteren Leidenskelch, den mir jener Unglückliche zu leeren gegeben hat, um Vieles versüßt. Du bist forthin mein einziges Kind, ich habe sonst keine Kinder, ich habe keinen Sohn mehr, auf Dich will ich all meine Liebe übertragen.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Schillerfeier.

(Schluß.)

Schiller hatte seine ganze poetische Kraft in die Darstellung des Menschen, und zwar des Ideals menschlicher Seelengröße und Seelenschönheit, des höchsten und geheimnißvollsten aller Wunder zusammengedrängt. Die äußere Welt galt ihm überall nur als Folie, als Gegensatz oder Gleichniß für den Menschen. Der blinden Naturgewalt stellt er die sittliche Kraft des Menschen gegenüber, um diese in ihrem höhern Adel oder kämpfend in ihrer siegenden Stärke zu zeigen, so im Taucher, in der Bürgschaft; oder er legt einen menschlichen Sinn in die Natur, und gibt ihren blinden Kräften eine sittliche Bedeutung, so in den Göttern Griechenlands, in der Klage der Ceres, in Hero und Leander, den Kranichen des Ibikus, der Glocke 2c. Selbst in seinen historischen Schriften ist es ihm weniger um den epischen, der Naturnothwendigkeit entsprechenden Gang des Ganzen zu thun, als um die hervorstehenden Charaktere, das Element der menschlichen Freiheit im Gegensatz gegen jene Nothwendigkeit.

Die Seele aller Schöpfungen Schillers sind seine idealischen Menschen. Er schildert überall nur den Menschen, aber in seiner höchsten sittlichen Schönheit und Erhabenheit. Es fiel ihm sogar beinahe unmöglich, einer Poesie, welche den Menschen nicht idealisirt, diesen Ehrennamen zu geben. Wenn uns Schiller aber auch Ideale der Sittlichkeit schilderte, so würde dieß zunächst nur seiner eigenen Sittlichkeit zur Ehre gereichen, jedoch nichts für seinen poetischen Werth entscheiden. Im Gegentheil sind die meisten frühern und spätern Tugenddichter große Sünder gegen die Poesie gewesen, und es ist eben so schwer, eine edle Menschennatur zu schildern, als zu besitzen, aber nichts leichter, als die Anmaßung von Beidem. Wenn Ideale der Sittlichkeit in einer Person dargestellt werden sollen, so muß verlangt werden, daß die Natürlichkeit nicht darunter leide. Es ist eben so fehlerhaft, wenn eine unnatürliche und unwahre, daher auch unpoetische Darstellung sich durch die Moralität des Gegenstandes zu rechtfertigen suchen muß, als wenn die Immoralität des Gegenstandes sich hinter die Natürlichkeit und Anmuth der Darstellung versteckt. Die meisten Dichter gleichen indeß wirklich den schlechten Heiligenmalern, die auch dem widerrechtlichsten Zerrbilde noch eine Verehrung verschaffen, wenn es nur einen Heiligen bedeuten soll; nur wenige gleichen einem Raphael, dessen Heilige wirklich Heilige sind, dessen Kunst die Heiligkeit des Gegenstandes erreicht. Unter diesen wenigen aber steht Schiller oben an. Selbst in seinen ersten Jugendprodukten trägt die innere Naturwahrheit schon über die so oft darin getadelte Unnatur den Sieg davon, die eben deßhalb in seinen spätern Dichtungen nicht mehr vorkommt. Wir besitzen große Dichter, die andere Schönheiten, als sittliche dargestellt haben, die im Talent der Darstellung unserm Schiller vielleicht überlegen waren, aber keiner hat das Interesse der Tugend und der Poesie dergestalt zu vereinigen gewußt, wie Schiller. Wir besitzen keine Darstellung der Tugend, die poetischer, keinen Dichter, der tugendhafter wäre.

In Schillers Idealen tritt uns kein todtes mechanisches Gesetz, keine Theorie, kein trockenes Moralsystem, sondern eine lebendige organische Natur, ein reges Leben handelnder Menschen entgegen. Diese ideale Natur ist die Schöpfung des Genius. Schiller selbst sagt:

Wiederholen kann der Verstand, was da schon gewesen,
Du nur, Genius, mehrst in der Natur die Natur.

Der Genius entwickelte aus innerer Tiefe die höhere Menschennatur. In ihr kommt zur vollen glühenden Blüthe, was in andern nur in den Wurzeln unter der irdischen Decke schlummert. Das ist das gewaltig überraschende Wunder in der Geschichte der Menschen, daß unter ihnen immer neue Naturen geboren werden, die Niemand voraus berechnet, auf die kein hergebrachter Maßstab paßt, mit denen uns vielmehr die Welt selbst in einer neuen Anschauung wiedergeboren wird, die uns das alte gewohnte Daseyn in einem neuen Lichte, die

alte Natur in einer höhern Entwicklung zeigen, und in uns selbst das verborgene Geheimniß aufschließen den träumenden Keim zum Lichte wecken, Neigungen, Kenntnisse, Tugenden, Talente in uns entwickeln, uns bereichern, veredeln, erheben, und uns mit einem Worte die ganze innere und äußere Natur im Wiederschein der ihrigen auf einer höheren Stufe, in einem neuen Zauberschein enthüllen. Diese neue höhere Dichternatur ist seine poetische Welt, und der Wunder größtes ist, daß diese poetischen Welten so mannigfaltig eigenthümlich sind. Größer als die Welt selbst sind die Welten, die in ihr wieder geboren werden. Die eine Natur blüht in tausend Naturen aus, die immer reicher, wunderbarer, schöner, zarter sich gestalten. Diese Wiedergeburt ist das Werk des Genius. Jeder große Genius ist eine seltsame Blume, nur in einem Exemplar vorhanden, ganz eigenthümlich an Gestalt, Duft und Farbe. Die innere Trieb- und Lebenskraft einer solchen Geistesblume ist ein Geheimniß, von selbst erzeugt, von Niemand zu enträthseln. Wer hat noch den Blumengeist oder den Duft der Blüthen erklärt, der in dieser so, in jener anders ist? Wer hat den Reiz erklärt, der uns in Raphaels Bildern so ganz eigenthümlich anspricht, und wer den geistigen Hauch und Duft, den innern Seelenreiz in Schillers Charakteren? Hier kann keine Definition des Verstandes etwas ausrichten; nur durch Vergleichung können wir das Gefühl näher bestimmen.

Mannigfaltigkeiten.

Australien ist das gelobte Land für die Schäfereien. Im Jahr 1854 überstieg die Zahl der Schafe bereits zwanzig Millionen. Fast alle sind von feinwolligem Stamm und einzelne Heerden sind sogar wegen dieser Eigenschaften in England berühmt. Jedes Schaf liefert gewöhnlich zwei Pfund gewaschene Wolle des Jahres, viele auch mehr. Ihre Zahl vermehrt sich mit reißender Schnelligkeit, indem sich die Heerden jedes Jahr fast verdoppeln. Eine Zeit lang war ein solcher Ueberfluß an Schafen auf den Märkten, daß das Stück nach der Schur zu 40 kr. verkauft wurde. Dieß hat sich freilich sehr geändert, seitdem das Goldfieber eine Menge neuer Einwanderer herangezogen und drei Viertel der ganzen Bevölkerung in die Minen entführt hat. Der stärkere Begehr und der hohe Lohn, der für die Arbeiter bezahlt werden mußte, steigerte auch die Fleischpreise und ein Schaf galt in den letzten Jahren 10 bis 12 fl. Der Schäfereibetrieb ist in Australien ein bloses Hirtengeschäft. Das ganze Jahr hindurch wächst reichlich Gras und die Schafe bedürfen während des Winters keines Schutzes. Ein Schäfer mit drei oder vier gut abgerichteten Hunden kann 5000 Schafe überwachen. Gewöhnlich überläßt er das Geschäft, sie zusammenzuhalten, großen Theils den Hunden, während er herumstreunt oder unter einem Baum die Zeit verschläft. Es gibt Farmer, die 2-, 3-, ja 500,000 Schafe besitzen. Große Reichthümer sind damit erworben, aber auch verloren worden, besonders in den letzten Jahren, wo Seuchen unter den Heerden auftraten.

Ein Breslauer Kaufmann hat vor Kurzem, wie die „Schl. Ztg.“ berichtet, eine Erfahrung gemacht, welche für das gesammte, nach den kaiserlich russischen Staaten handeltreibende Publikum eine starke Mahnung zur Vorsicht enthält. Russischerseits ist bekanntlich wohl der Export, aber keineswegs der Import russischer Banknoten in die russischen Staaten gestattet, und ist Letzteres mit Strafe der Konfiskation der betreffenden Noten bedroht. In Unkenntniß über diese Bestimmung, sandte der erwähnte Kaufmann die Summe von 1200 R. in russischen Banknoten von hier nach dem Königreich Polen. Schon an der Gränze wurden dieselben konfiszirt. Der Absender wandte sich Beschwerde führend an unsern Handelsminister, indem er sich auf die Unkenntniß jener Bestimmung stützte und den Umstand hervorhob, daß die Deklaration der 1200 R. in Banknoten auf dem Kouvert des Briefes ihn vor jedem Verdacht einer beabsichtigten Kontravention sicher stellte. Der Herr Handelsminister versprach ihm seine Unterstützung und wandte sich durch den preußischen Gesandten in Petersburg an die russische Regierung, jedoch vergeblich, denn der Beschwerdeführer hat so eben den Bescheid erhalten, daß die konfiszirte Summe bereits unter die zu diesem Denunzianten-Antheile berechtigten Beamten vertheilt wäre, ihre Rückerstattung also nicht mehr im Bereich der Möglichkeit läge.

Ein gefangener österreichischer Offizier unterhielt sich kürzlich vor der Auswechselung in einem Café über den Verlauf des letzten Krieges. Der französische Offizier sprach seine Verwunderung darüber aus, wie es möglich gewesen, daß die österreichischen Truppen oft tagelang ohne Nahrung geblieben seyen. „Das ist sehr einfach,“ meinte der Oesterreicher, „Ihr habt eure Ochsen in der ganzen Armee vertheilt, und wir haben die unseren im Hauptquartier behalten.“

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der A. Walland'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 256 Donnerstag, 27. Oktober 1859.

Die Wittwen und ihre Pflegekinder.

(Fortsetzung.)

Sophie schmiegte sich weinend an seine Brust und bat ihn, den Fluch, den er auf den Unglücklichen geworfen, zurückzunehmen. „Es wird eine Zeit kommen, mein geliebter Vater, sagte sie, wo dieser Vaterfluch schwer auf der Seele des jungen Mannes ruhen möchte, darum nehmen Sie ihn zurück, ich bitte Sie recht herzlich darum."

Wenn die Stimme eines Engels für einen Teufel flehet, sagte nach einigem Bedenken der Amtsrath, dann muß ja selbst Gott vergeben; aber wenn ich meinen Fluch auch in Segen umwandeln wollte, es wird ihm, es kann ihm doch nimmer auf Erden wohlergehen. Ein Kind, das den Vater verachtet und der Mutter nicht gehorchet, dessen Augen müssen die Raben am Bach aushacken und die jungen Adler fressen; so steht es in der heiligen Schrift.

Er wird sich bessern, er wird seine Fehler, seine Jugendsünden bereuen, er wird kommen, sich Ihnen zu Füßen werfen und um Ihre Verzeihung flehen, sagte Sophie und drückte dabei des Amtsraths Hand an ihre Lippen. Dieser aber schüttelte ungläubig das Haupt und bat, daß man ihn ein Stündchen allein lassen möchte, indem er der Ruhe bedürfe.

Als die Amtsräthin mit der Pflegetochter allein war, brach sie in heftiges Weinen aus. „Nein, sagte sie, in solch einer Stimmung sah ich meinen Gatten noch nie. Ich mag dem Entsetzlichen, was dort geschehen, keine Worte geben, aber ich fürchte, der Entarte hat seine Hand —". In dem Augenblick sprang Sophie hinzu, warf sich an die Brust der Mutter und versiegelte ihren Mund mit einem Kusse. Sprich es nicht aus, meine geliebte, theure Mutter, rief sie, sprich es nicht aus, was ich kaum zu denken wage. Gott und alle Heiligen müssen ihn verlassen haben, er muß dem Bösen in die Hände gefallen seyn.

Gott, Gott, sagte die Amtsräthin, was werde ich noch an ihm erleben müssen; es ist vermuthlich noch nicht das Schlimmste. Sie wollte ihre Gedanken noch weiter aussprechen, allein sie bedachte, daß es doch in des Kindes unverdorbenem Herzen widerliche Eindrücke zurücklassen möchte, sie bezwang daher ihren Kummer und schwieg.

Der Amtsrath hatte eine schlimme Nacht gehabt. Der Diener, der sein Schlafgemach in seiner Nähe hatte, berichtete am andern Morgen, daß der Herr keine Stunde geschlafen, daß er unaufhörlich mit sich selber, jedoch ihm unverständlich gesprochen und selbst, da er sich zu Bett gelegt, habe diese Selbstunterhaltung nicht aufgehört. Daß der Diener wahr gesprochen, zeigte das Aeußere des Amtsraths, obgleich er seiner Gattin Glauben machen wollte, ihm fehle nichts, es werde schon wieder vorübergehen, so war doch diese von seiner so plötzlich verfallenen Gestalt, von der Veränderung seiner sonst so blühenden Farbe so sehr ergriffen, daß sie sogleich anspannen und den Arzt aus der Stadt holen ließ. Als dieser kam, erschrack er unwillkürlich und meinte: hier müsse etwas Außerordentliches vorgegangen seyn. — Nach einem kurzen Aufenthalt des Arztes suchte der Amtsrath seine Gattin unter einem Vorwande zu entfernen, was er jedoch mit dem Arzte während des Alleinseyns gesprochen, hat Niemand erfahren, nur ließ dieser die strenge Ordre zurück, daß man den Patienten von jetzt an keine Minute allein lassen dürfe, selbst wenn er es verlangen sollte. Ferner müsse man auf Alles, was mit ihm vorgehe, genau achten, und ihm, dem Arzte, morgen bei seiner Wiederkehr Bericht abstatten, denn der Amtsrath sey sehr krank.

Vierundzwanzig Stunden später sah sich der Mann gar nicht mehr ähnlich, allein er war ruhig und sah mit Fassung dem entgegen, was Gott über ihn beschlossen hatte. Die Amtsräthin und Sophie wichen nicht von seinem Lager, sie suchten ihn zu zerstreuen und zu erheitern, allein sein Geist war oft abwesend, und so gern er auch den unschuldigen Plaudereien der freundlichen Sophie zuhörte, so faßte er doch nur selten einen Zusammenhang. Mitleidig lächelnd streichelte er dann die Wange der Pflegetochter und bat sie, Nachsicht mit ihm zu

haben und ihre Erzählung von Neuem zu beginnen. Sophie that es gern, sie hätte gern noch viel mehr gethan, wenn sie aber allein war, weinte sie bittere Thränen, denn mit seinem Tode glaubte, sie sich aufs Neue verwaist.

Am nächsten Morgen gab der Arzt wenig Hoffnung, seinen Patienten durchzubringen, und der Amtsrath war noch verständig genug, einzusehen, daß hier menschliche Hülfe vergebens sey.

Der Wagen, der den Arzt nach der Stadt zurückführte, brachte einen Justizbeamten und einen Sekretär mit. Nach einer langen und reiflichen Ueberlegung ließ der Amtsrath seinen letzten Willen niederschreiben. Hiernach lebte er nur noch achtzehn Stunden, in welchen er die Pflegetochter oft zur Liebe, Treue und Folgsamkeit gegen die Mutter ermahnte. — In seinem letzten Todeskampfe rief er noch einmal laut und vernehmlich: „Friedrich! Friedrich! Gott verzeihe Dir, ich kann es nicht!“ Bald darauf brach sein Herz im schweren Kampfe, und still weinend standen Gattin und Pflegetochter an seiner Leiche.

Als nach einigen Tagen der Sarg in die Gruft gesenkt war, erschien der Justizbeamte, entsiegelte das Testament und las es vor.

Die Amtsräthin war Universalerbin des ganzen Vermögens und der einzige Sohn Friedrich Eiche enterbt. Eine besondere Klausel des Testaments lautete sogar dahin, daß, wenn sich der ungerathene enterbte Sohn des verewigten Amtsraths Eiche wieder auf dem Gebiet von Ringelheim blicken ließe und wohl gar von seiner Mutter irgend etwas erpressen wolle, so solle derselbe gerichtlich eingezogen und von den Zinsen eines Kapitals von vier Tausend Thaler, welche dem Stifte St. Ulrice vermacht wären, bis an sein Lebensende im Gefängniß unterhalten werden. Damit derselbe jedoch sein Studium fortsetzen und sich davon einmal ernähren könne, so solle die Erbin gehalten seyn, ihm bis zu seinem fünf und zwanzigsten Lebensjahre alljährlich vier Hundert Thaler auszahlen zu lassen.

Eine Abschrift des Testaments, so wie ein besonderer Handbrief des Arztes, den der Justizbeamte beglaubigt hatte, dessen Inhalt die Amtsräthin aber nicht erfuhr, wurde noch an demselben Tage nach Berlin an den Direktor der Anstalt geschickt, und somit war Friedrich Eiche von seiner Mutter und seinem väterlichen Vermögen auf immer losgerissen.

Der Mutter Herz blutete bei dieser harten Verfügung, wenn sie indeß bedachte, welchen unsäglichen Kummer ihr der Herzlose bereitet und welchen schlimmen Auftritten sie, wenn der Verstorbene die Verfügung nicht getroffen, noch entgegensehen mußte, so konnte ihr diese nur wünschenswerth seyn.

Das Gut wurde nun von der Stunde an einen tüchtigen Oekonomen in Pacht gegeben, doch behielt sich die Amtsräthin die herrschaftliche Wohnung, so wie den Blumen- und Kunstgarten vor, wobei sie Gelegenheit hatte, das Thun und Treiben des Pächters zu beobachten.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Vermählungsfeier des Fürsten Carl von Löwenstein-Wertheim-Rosenberg mit der Prinzessin Adelheid von Isenburg-Birnstein.

Aus Franken, 25. Okt.

Am 20. l. M. hielten Ihre Durchlauchten der Fürst Carl von Löwenstein-Wertheim-Rosenberg und die Fürstin seines Herzens aus freier Wahl Adelheid, geb. Prinzessin von Isenburg-Birstein, ihren sowohl den Neuvermählten als den Einwohnern von Kleinheubach zum unvergeßlichen Fest gewordenen Einzug in das fürstliche Stammschloß. Diesen zu schauen, waren Schaaren von Fremden von allen Bergen des badischen und hessischen Odenwaldes und des Spessarts herabgestiegen und aus den Seitenthälern der Umgegend und zum Theil aus noch weiterer Ferne herbeigekommen. Unter diesen auch der Schreiber dieser Zeilen, der den Vater, Groß- und Urgroßvater des Fürsten kannte, und den es drängte, auch den Sohn, beziehungsweise Urenkel, zu sehen, und dieser Lieblingswunsch wurde ihm erfüllt; aber er sah noch mehr, als die glühendste Phantasie erwarten konnte, er sah die Tugenden der Dankbarkeit, der Anhänglichkeit und der deutschen Treue in ihrem ureigensten Glanze leuchten und, was die edlen Ahnherrn als Wohlthäter ihres Wohnortes gesäet hatten, als Goldfrucht der Volksliebe dem jüngsten Fürstenpaare reif in den Schooß fallen. Aber der ganzen Feier und Allem, was mein Herz erfreute, Ausdruck zu geben, bin ich, vom ersten Eindruck noch zu sehr überwältigt, zu schwach, und versuche es unter so vielen Beobachtungen nur einige wenige hier niederzulegen. Diejenigen, welche so gern die Phrase in den Mund nehmen, das Volk sey noch nicht reif, konnten sich hier vom Gegentheil überzeugen und sehen, wie anstellig, wie herzlich, wie verständig, wie sittlich das Gebahren der Fremden und Eingebornen war. Die letzteren hatten aber ein Denkmal des gebildeten Geschmackes errichtet, das verdient hätte, wenn möglich, als Gemälde der Nachwelt überliefert zu werden. Hier war nichts Halbes, nichts Unfertiges, sondern ein Ganzes, ein Vollkommenes. Unwillkürlich mußte ich fragen: Hat die Kunstsonne Münchens ihre Strahlen auch schon in die Nähe des Fußes des Odenwaldes und Spessarts geworfen? Die Fremden konnten anfänglich nur staunen; endlich als einer

derselben in die Worte ausbrach: Heute ziehe ich vor jedem Kleinheubacher den Hut dreimal ab, fielen die Umstehenden ihm bei und alle suchten nun nach Worten des Lobes. Eine solche Bildung, sagten Viele, hätten wir hier nicht erwartet! Diese offenbarte sich schon in der Einigkeit beider christlichen Konfessionen und der Bekenner der mosaischen Religion, welche ohne Ausnahme von gleicher Liebe zu dem fürstlichen Herrn durchglüht waren und sich alle als Zusammengehörige fühlten, so daß so wohl die, welche behaupten, an dem konfessionellen Unterschied scheitere die Einigung der deutschen Stämme, als auch jene, welche ihre Federn in das Scheidewasser tauchen und eine künstliche Trennung herbeiführen zu müssen meinen, hier Unrecht behalten; denn so wenig die Ballade vom Grafen von Habsburg aus Fr. v. Schillers Gedichten ausgetilgt werden wird, eben so wenig wird Oesterreich aus dem Bunde mit Deutschland ausgeschieden werden. Jedermann konnte bei dieser Gelegenheit die Ueberzeugung gewinnen, daß, so lange das deutsche Gemüth noch in seinen Ehren und Rechten ist, der Deutsche nicht dem Eise nachgeht, sondern der Wärme der Liebe zu seinen angestammten Fürsten.

Was den allgemein gebildeten Geschmack betrifft, konnte der Festschmuck eines jeden Hauses hiefür Zeugniß ablegen, und es schien das Vielerlei doch ein nach einem einzigen Plane geschaffenes Werk zu seyn. Die Oertlichkeit war auch einigermaßen günstig. Vier Straßen umschließen den ein rechtwinkeliges Viereck bildenden Marktflecken, und so hatte man, da keine Gassen einmünden, zusammenhängende Wände und daran in allen Reliefen so vortheilhaft sich abhebende Bilder. Das Löwensteinische und Isenburgische Wappen kehrte in allen Größen und Gestalten wieder, bald vereinzelt, bald verbunden. Die Initialen der Namen des Fürstenpaares, C. und A., waren in allen möglichen kalligraphischen Formen zu sehen, meistens mehrere Ellen hoch, hier im Gold- und Silber-, dort im buntesten Blumenschmuck, bald aus weißen Rosen auf himmelblauem, bald aus rothen auf weißem, bald aus gelben auf grünem Grunde u. s. w., dann Kränze aus lebendigem Grün ohne Zahl und Guirlanden ohne Ende. Den meisten Raum außerhalb und innerhalb des Schlosses, so wie an seiner Wohnung hatten mit unsäglicher Mühe der Hofgärtner Weber und der Haushofmeister Saalig an seiner Wohnung, dem ehemaligen Herrschaftsgerichtsgebäude, mit Ausschmückung zu füllen. Der erstere wandte auch plastische Figuren, ein besonders schönes Dekorationsmittel, an, diese unter grünen Laubbögen auf der langen Gartenmauer aufstellend, was einen neuen Reiz der Abwechslung bot. Unter dem Vorgange der genannten Herren und unter Mitwirkung eines tüchtigen Komités entwickelte sich Alles nach und nach wunderbar schön, und es schien, als habe die kerngesunden Einwohner das Dekorationsfieber ergriffen. Vor dem herrlichen Residenzschlosse waren vier hohe Pyramiden aus frischem Grün errichtet, mit Wappen und Fahnen in den Löwensteinischen (blau-weiß) und den Isenburgischen (schwarz-weiß) Farben gekrönt. Auch die Vorhalle, die schöne Treppe und der Marmorsaal waren mit lebenden Blumen auf eine Weise geschmückt, daß der Forderung des strengsten Aesthetikers genügt war. Außerdem waren vier kolossale Triumphbogen mit Wappen- und Fahnenschmuck errichtet. Wie reich dieser überall angewandt war, hievon kann man sich einen Begriff machen, wenn ich erwähne, daß ein Freund der Statistik die größeren Fahnen zu zählen begann, aber bei der Zahl 894 weiter zu zählen die Geduld verlor. Alle Straßen waren von Fahnen buchstäblich übergewölbt.

Nachdem die Aussichten auf schöne Witterung getrübt waren, und schon alle Herzen erbangten, da es um die Mittagsstunde zu regnen anfing, da mit Einemmale drehten sich die Wetterfahnen, und es schien die Herbstsonne schöner als die des Frühlings.

Mit diesen günstigen Auspizien und unter Kanonendonner, berittene Bürger voran, nahte jetzt das hohe Fürstenpaar in einem prachtvollen Wagen mit englischem Gespann von sechs silbergeschirrten Rappen der Brücke von Kleinheubach, auf welcher der Vorsteher, umgeben von dem Gemeinderath, die erste Ansprache hielt und die Worte, daß Kleinheubachs Bürger in Freud und Leid zum Fürstenhause gestanden, besonders betonte, von welchem Verhältnisse der Treue die fürstliche Antwort auch eine Dauer für die Zukunft erhoffte. Am ersten Ehrenbogen sprach dann der protestantische Herr Pfarrer Heller, umgeben von den Mitgliedern der Kirchenverwaltung, ebenfalls von ehrfurchtsvoller Ergebenheit getragene Worte, und weißgekleidete Mädchen schmückten den Wagen mit Blumenkränzen und überreichten ein Gedicht in Golddruck. Erhöht wurde die Feier durch den kunstvollen Vortrag der bayerischen Nationalhymne, mit welchem die Musik des 9. bayerischen Infanterie-Regiments ihren Ruhm auch hierher trug. Hierauf fuhr das zu tiefst gerührte und erfreute Fürstenpaar langsam durch alle Straßen, in denen alle Bürger im Festgewande ein Spalier bildeten und von der Schönheit und Anmuth der jungen Fürstin so bezaubert wurden, daß allen klar war, der Fürst habe sich diesen Engel vom Himmel erbetet. Auch die Leutseligkeit des Fürsten machte heute die Leute glückselig, und ein altes Mütterchen sprach die Worte: Es ist halt ein Löwenstein! wie auch schon die Kaiserin Maria Theresia gegen einen Ahnherrn des heute so gefeierten Fürsten dieselben Worte gebraucht hatte. Im Schlosse angelangt, wurden sie von dem Hochwürdigen Herrn Pfarr-Kuratus, der

die dritte gemüthvolle Anrede hielt, und von andern Geistlichen empfangen, und von dem Beamten- und Schloßpersonale nach dem Marmorsaale geleitet, wo die hohen herzoglichen und fürstlichen Anverwandten bereits versammelt waren. Hier wurden abermals Gedichte überreicht und von der katholischen Schuljugend ein Lied gesungen, und von einem Mädchen der Industrieschule ein Kissen überreicht mit dem in Gold und Silber gestickten Löwensteinischen Wappen. Eine andere Gabe, ein von protestantischen Mädchen gearbeiteter prachtvoller Teppich, reihte sich an, und von der Judenschaft wurde ein silberner Pokal unter einer passenden Anrede überreicht. Nach kurzer Pause begaben sich die hohen Herrschaften in die Schloßkirche, wo ein Tedeum gesungen wurde. Bei der Mittagstafel spielte die Musik des 4. bayerischen Infanterie-Regiments mit Beifall aufgenommene Piecen, während die Bevölkerung zu den offenen Thüren freien Zutritt hatte und hievon in lang dauernden Zuzügen Gebrauch machte. Mit Einbruch der Nacht veranstalteten sämmtliche Bürger eine Serenade bei dem Scheine farbiger Ballons und gleichzeitig wurde ein gelungenes Feuerwerk abgebrannt und der Engelsberg mit bengalischem Feuer beleuchtet.

Am 21. war feierlicher Gottesdienst, bei welchem die Miltenberger Liedertafel eine lateinische Messe mit künstlerischer Weihe vortrug. Am Abende vergnügten sich die hohen Herrschaften durch einen Ball im engeren Kreise.

Bei meiner Abreise vernahm ich, das Fürstenpaar habe am 23. die Bürger Kleinheubachs mit ihren Familienangehörigen zu einem Festmahle im Schlosse eingeladen, auf ächt patriarchalische Weise so die Festlichkeiten beschließend.

— λλ.

Mannigfaltigkeiten.

[Ludwig Spohr] wurde am 5. April 1784 in Braunschweig geboren. Er war ein Schüler des, seiner Zeit berühmten Violinspielers Eck, mit dem er bereits zu Anfang des Jahrhunderts Kunstreisen machte. Im Jahre 1805 wurde er zum herzogl. Konzertmeister zu Gotha ernannt. Seit 1813 wirkte er als Kapellmeister in Wien, von wo er in gleicher Eigenschaft 1817 nach Frankfurt am Main ging, bis er dann der Berufung als kurfürstlicher hessischer Hofkapellmeister nach Kassel Folge leistete. In dieser Stellung verblieb er dauernd; erst vor ein paar Jahren trat der greise Meister, welcher länger als ein Menschenalter seine Kräfte der Kunst gewidmet hat, ins Privatleben zurück. Sein Todestag ist der 22. Oktober. Die k. sächsische Hofkapell in Dresden hat nach Kassel zur Beerdigung des entschlafenen Tonmeisters einen Lorbeerkranz mit folgender Inschrift geschickt:

„Dem entschlafenen Meister als Zeichen höchster „Anerkennung und wärmster Verehrung gewidmet von K. S. Kapelle."

Spohr war der letzte wahrhaft bedeutende jener Meister, welche aus der sogenannten, mit Beethoven zum Abschluß gekommenen „klassischen Musikepoche" hervorgegangen sind. Mit ihm sinkt in gewissem Sinne auch zugleich der letzte Repräsentant dieser Periode ins Grab. Spohr's Name wird fortleben, so lange es in Deutschland eine Tonkunst gibt. Hätte der Meister auch nicht eine Anzahl verschiedenartiger Tonwerke von bleibendem Kunstwerthe geschaffen: schon als Begründer der deutschen Violinschule allein hat er sich ein unvergängliches Denkmal gesetzt. Selbst ein Geiger ersten Ranges, vielbewundert von seinen Zeitgenossen, wurde er das Musterbild eines künstlerisch ausgestatteten, ächt deutschen Violinspiels, wie es noch heutzutage von seinen zahlreichen mittelbaren und unmittelbaren Schülern als Norm für gediegene, schulgerechte, und maßvoll schöne Kunstleistung auf diesem Instrument anerkannt wird. Und auch die Nachwelt wird, gleich der Mitwelt, sich daran bilden. Das Andenken aber eines Mannes von Verdiensten, welche ganzen Generationen zu Gute kommen, ist unveräußerlich und hoch zu halten. Daß sich dieß in der ganzen Bedeutung des Wortes erfüllt, steht zu Ehre deutscher Kunst und deutscher Künstler zu hoffen.

Auf dem St. Gotthardt-Hospiz wurden vom 1. Oktober 1858 bis 30. September 1859 11,797 Personen verpflegt und 19,129 Rationen verabreicht, 779 Reisende über Nacht beherbergt, 17 Kranken aufgenommen und geheilt u. s. w. Dem Direktor, Felice Lombardi von Airolo, steht bei der Führung des Hospizes der Kaplan Joseph Maria Rigozzi zur Seite, welcher zugleich die Aufzeichnung der meteorologischen Beobachtungen besorgt.

[Worte für Welt und Haus.] Eitelkeit macht die Nichtswisser empfindlich gegen Zurechtweisung, stachelt aber nicht zur Besserung an, denn eigenthümlicher Weise ist der Eitle, der Alles billig kaufen möchte, nicht ambitiös wie der Ehrgeizige, sondern dickhäutig und faul. Wenn man ihm seine Fehler korrigirt und eine Nase gegeben hat, steckt der Schlingel eine Cigarre an und macht Fensterparade.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 257 Freitag, 28. Oktober 1859.

Die Wittwen und ihre Pflegekinder.

(Fortsetzung).

Es trat nun bald ein ruhiges Stillleben unter Mutter und Pflegetochter ein, das jedoch in seinen Annehmlichkeiten nichts zu wünschen übrig gelassen haben würde, wenn nicht der Gedanke an den verirrten Friedrich die ruhig Einförmigkeit zuweilen gestört hätte. — Ein Hauslehrer, der außer mehreren Sprachen, die er lehrte, auch ein braver Musiker war, wurde für Sophie bald gewonnen, unter dessen Leitung die gelehrige Schülerin bald an Geist und Körper zu einer wahren Prachtblume emporreifte. Sophie hing mit inniger, aufrichtiger Liebe und hoher Verehrung an der würdigen Pflegemutter, was dieser unendlich wohl that, indem sie sonst von ihrem Reichthum nicht den geringsten Genuß gehabt hätte. Jahre waren schon verflossen und noch hatte die Amtsräthin von ihrem wirklichen Sohne kein Wort erfahren, sie wußte nichts weiter, als daß er auf der Universität sey und die Rechte studire. Nach Ablauf eines jeden Semesters schickte sie ihm, die ihm ausgesetzte Summe, welche sie noch zu dem Doppelten vermehrte, erhielt aber nichts weiter zur Erwiderung oder Dank, als eine Quittung des Direktors über den richtigen Empfang.

Nachdem der Hauslehrer, Kandidat Wolf, schon zwei Jahre in dem Hause der Amtsräthin gewaltet und sein Amt mit rühmlichem Erfolge betrieben, seine Schülerin, welche ihm die höchste Ehre machte, geistig ausgebildet, bat er, von Sehnsucht nach seiner Heimath ergriffen, um die Erlaubniß, auf das Pfingstfest zu Hause nach seinen Angehörigen reisen zu dürfen. — Herr Wolf war ein ernster, streng rechtlicher Mann, der außer seinen Lehrstunden sich nur auf seinen künftigen Beruf vorbereitete und als solcher von Seiten der Amtsräthin, so wie von seiner Schülerin die höchste Achtung und das festeste Vertrauen genoß. Mit den Verhältnissen des Hauses und der Familie hinlänglich bekannt, erhielt Herr Wolf nicht allein die Erlaubniß, sondern noch den Auftrag, seine Reise weiter auszudehnen, über Jena zu reisen und dort ins Geheime über ihren Sohn Erkundigungen einzuziehen.

Die Amtsräthin machte indessen mit ihrer Pflegetochter mehrere kleine Ausflüge, stattete bei ihren Nachbaren Besuche ab, um die kurze Ferienzeit ihrem Lieblinge angenehm zu verkürzen. Sophie erregte mit ihrer sich immer mehr entwickelnden Lieblichkeit, so wie mit ihrem hellen klaren Verstande allgemeine Bewunderung, mancher junge Mann war in ihrem Anschauen versunken und konnte lange das Bild dieser Lieblichen nicht wieder aus der Seele verdrängen; Sophie lebte indeß in ihrem siebenzehnten Jahre noch vollkommen im Stande der Unschuld auf ihr edles Gemüth hatte bis jetzt noch kein Mann den geringsten Eindruck gemacht, und kehrte sie stets aus den verschiedenen Gesellschaften eben so heiter und unbefangen zurück, als sie hingegangen war.

Nach vier Wochen kehrte Herr Wolf von seiner Reise zurück. Er war in Jena gewesen, hatte Herrn Friedrich Eiche dort gesehen, hatte Erkundigungen über seinen Lebenswandel eingezogen, hatte ihn selbst gesehen und seine Manieren beobachtet; aber sein Resultat gereichte nicht zu Friedrichs Vortheil. Der Studiosus Eiche war ein stolzer, hochfahrender Mann, der — ob es Stolz oder Menschenfeindschaft war, wußte keiner genau zu bestimmen — mit keinem der übrigen Studenten auf einem vertrauten Fuße lebte, ja sogar jeden nähern Umgang mit ihnen vermied. In dem ersten Jahre seines Hierseyns hatte er verschiedene Duelle gehabt, war einmal auf dem Sprunge gewesen, relegirt zu werden, seit jener Zeit aber hatte er sich gänzlich von Allem zurückgezogen. Jetzt wußte man weiter nichts von ihm zu sagen, als daß er vom frühen Morgen bis zum Abend an seinem Arbeitstische hinter den Pandekten sitze und fleißig studire; mehrere Urtheile über ihn lauteten übrigens zu seinem Vortheile, indem man ihn allgemein für einen tüchtigen Kopf hielt, der viel gelernt hätte. Seine Familienverhältnisse waren in Jena gänzlich unbekannt, die Meisten hielten ihn für einen gebornen Berliner, für einen vater- und mutterlosen Waisen von bedeutendem Vermögen.

Die Amtsräthin hörte diese Berichterstattung

mit verschiedenen Gefühlen an. Die letzten Worte Herrn Wolfs hatten ihr mütterliches Herz tief erschüttert, ihre Augen füllten sich mit Thränen, und hätte sie nicht denken müssen, daß es ihr spätere Reue bringen könne, sie hätte auf der Stelle anspannen lassen und wäre nach Jena gereist, wenn sie nicht die schwere Schuld bedachte, die der Unglückliche an seinem Vater mußte verübt haben. Sie unterdrückte deßhalb ihre Empfindungen und ließ der Sache ihren Lauf.

Wieder verfloß ein Jahr in stiller, ungetrübter Freude. Sophie war der Vollendung ihres siebenzehnten Jahres nahe, aber sie war auch der Vollendung der höchsten körperlichen Schönheit, so wie der geistigen Ausbildung nahe. Da erhielt Herr Wolf einen Ausruf zu einer Predigerstelle in seinem Vaterlande; es war das höchste Ziel, wonach er gestrebt hatte. Mit aufrichtiger Freundschaft und herzlicher Theilnahme schied er aus dem Hause, in welchem er drei glückliche Jahre verlebt hatte.

Von dieser Zeit an widmete sich Sophie mehr dem häuslichen Leben, sie führte mit einer Magd den kleinen Haushalt und fühlte sich dabei sehr glücklich.

Es war eine liebliche Erscheinung, das unvergleichliche Wesen in ihrem häuslichen Wirken, in der einfachen, aber geschmackvollen Kleidung, mit dem stets freundlichen Angesicht, zu beobachten. Lieblicher aber wars noch anzuschauen, wie sie mit der theuren Pflegemutter umging, wie sie ihr jeden geheimen Wunsch schon im Voraus ablauschte, wie diese aber auch mit ganzer Seele an dem freundlichen, lieblichen Mädchen hing, wie es ihr vorkam, als schaue sie in einen goldenen Blumenkelch, wenn sie in ihr seelenvolles Auge sah. Eine heiligere, innigere Freundschaft, eine schönere Seelenharmonie konnte es auf Erden nicht geben, als unter Mutter und Pflegetochter. Die kleinen Gesellschaften, aus den benachbarten Beamten, Predigern und Förstern bestehend, die sich hier oft versammelt sahen, befanden sich nirgends wohler als hier, und manche Mutter zeigte ihrer Tochter das liebliche Bild Sophiens und rieth ihr, an dieser ein Beispiel zu nehmen, wie eine Tochter sich gegen die Mutter betragen müsse.

In den kleinen freundschaftlichen Zirkeln, die meistentheils bei der Amtsräthin stattfanden, indem sie unter Allen das schönste und freundlichste Lokal besaß und es ihrer körperlichen Schwächlichkeit halber nur ungern verließ, glänzte Sophie stets am meisten, nicht so wohl ihrer körperlichen Schönheit, als ihrer geistigen Vorzüge wegen. Ihr musikalisch richtig geordneter Gesang, ihre unvergleichliche Stimme übertraf Alles, sie machte den Kapellmeister und die erste Sängerin in einer Person; dennoch erregte ihr Uebergewicht über alle Uebrigen keinen Neid, indem sie überall mit der liebenswürdigsten Bescheidenheit auftrat. Alles beiferte sich, dem liebenswürdigsten aller Mädchen gleich zu werden; dadurch gewannen allerdings die kleinen Konzerte, sie wurden immer vollkommener, allein Sophie blieb dennoch Meisterin.

Zu dieser Gesellschaft gehörte als vorzügliches Mitglied der Oberförster Baum, ein Mann, der seine achtundvierzig Jahre zählte, allein so wohl in körperlicher als geistiger Hinsicht noch der Jugend angehörte. Er war leidenschaftlicher Musiker, spielte auf der Violine seine Stimme vom Blatte und blies mit seltener Fertigkeit das Waldhorn. Sein Sohn, ein talentvoller junger Mann, ebenfalls in der Musik ausgezeichnet, sang Tenor. Dieser junge Mann, welcher sich ebenfalls dem Forstwesen widmete, war zu dieser Zeit viel im väterlichen Hause und hatte die schöne Sophie tief in sein Herz geschlossen; allein Sophiens Herz war dem Gefühle der Liebe noch gänzlich verschlossen, und obgleich sie der junge Mann vor den übrigen Damen der Gesellschaft besonders auszeichnete, so schien sie dieß doch nicht zu bemerken.

Der Justizbeamte und der Aktuar des nächsten Amts spielten ebenfalls Violine und Violincell, mehrere andere Herren bliesen Flöte und spielten den schönsten Flügel, den man in der ganzen weiten Gegend nur bei der Amtsräthin fand.

So verflossen schnell Wochen und Monate, denn jeder der kleinen Gesellschaft freute und übte sich schon im Voraus auf einen solchen Abend, der Allen ein Festabend war, denn nicht selten endete ein solcher auch um die Stunde der Mitternacht mit einem fröhlichen Tanze. Der junge Baum wählte sich dann die reizende Sophie zu seiner Tänzerin, und in seligem Taumel, wenn sie ihm vielleicht, ohne sich etwas dabei zu denken, die Hand gedrückt, eilte er dann mit seinen Eltern und Geschwistern nach Hause.

(Fortsetzung folgt.)

Die feste Rheinbrücke bei Köln.

Die feste Rheinbrücke bei Köln, welche am 3. Oktober in Gegenwart des Prinz-Regenten von Preußen feierlich eröffnet wurde, ist eines jener großartigen Bau- und Verkehrsdenkmale, deren Bedeutung weit über die lokalen Verhältnisse hinausreicht, und deren Wirkung bei dem immer enger werdenden Zusammenhang der Verkehrsmittel auf ganz Europa sich erstrecken muß. Die Kölnische Zeitung feiert das Ereigniß durch folgende geschichtliche Betrachtung:

Der Gedanke eines gesicherten Rheinübergangs bei Köln ist fast so alt wie die deutsche Geschichte. Schon das Adlerauge des ersten Cäsar hatte in der Lage Kölns den Schlüssel zu Westdeutschland erkannt. Die Holzbrücke, welche dieser Feldherr, das Standlager, welches Agrippa gründete, waren die ersten Grundlagen einer Siedelung, welche schon unter den frühesten Imperatoren zu einer mächtigen Lager- und Gränzstadt emporwuchs. Als gegen Anfang des vierten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung die Vorzeichen des Sturmes, welcher die Römerwelt verschütten sollte, immer näher und heftiger heranbrausten, beschloß Konstantin der Große, Köln und Deutz mit neuen Festungswerken zu umgürten und die bisherige Verbindung beider Ufer durch eine steinerne Pfeilerbrücke zu ersetzen. Daß der Bau dieser Brücke wirklich begonnen worden, und daß er in Anlage und Ausschmückung die Größe Roms und die Macht des Kaiserthums den Barbaren gegenüber veranschaulichen sollte, ist nicht zweifelhaft. Zweifelhafter erscheint es den Alterthumsforschern, ob der angefangene Bau auch wirklich vollendet worden, und wie lange er demnächst den auf einander folgenden Stürmen der Völkerwanderung, der fränkischen Zeit, der Sachsen- und Normannenkriege widerstanden, — gegen die Ottonenzeit verschwindet jede Spur seines Daseyns. Seit dieser Zeit aber hat der Rhein das ganze Mittelalter hindurch eine feste Brücke bei Köln sicher nicht getragen, und weder der Kurstaat noch die Reichsstadt Köln haben, selbst in den blühendsten Zeiten ihrer politischen Macht und Handelsgröße, den Gedanken Konstantins wieder aufzunehmen vermocht, wenngleich von beiden Ufern her die größten Interessen fortwährend an die Lösung einer solchen Aufgabe mahnten. Es ist daher keine Redeblume, sondern der einfache Ausdruck einer geschichtlichen Wahrheit, daß der 3. Oktober 1859 den Lieblingstraum eines Jahrtausends erfülle.

Der Bau ist das Werk der vereinigten Kräfte der Stadt Köln, der rheinischen, der Köln-Mindner Eisenbahn, und des Staates. Im Oktober 1855 wurde der Grundstein vom König von Preußen gelegt, und in vier Jahren die Brücke vollendet. Erbauer ist der Baurath Lohse in Köln. Die Brücke ist eine Gitterbrücke, welche gleichzeitig für den Uebergang von Lokomotiven und Eisenbahnzügen wie für den gewöhnlichen Landfrachten- und Fußgängerverkehr bestimmt ist.

Ueber die Verhältnisse der Brücke entnimmt man einer amtlichen Quelle folgende Angaben: Die nördlich gelegene Brücke ist für die Eisenbahn bestimmt und trägt zwei Eisenbahngeleise. Ihre lichte Breite ist 24 Fuß. Die südliche, für den gewöhnlichen Landverkehr bestimmte Brücke hat dagegen zwischen den Gitterwänden eine Breite von 27 Fuß, wovon 16 Fuß für die Fahrbahn und 11 Fuß für zwei auf jeder Seite der Fahrbahn etwas erhöht angelegte Fußwege bestimmt sind. Die ganze für zwei sich kreuzende Eisenbahnzüge, für sich begegnende Wagen und Fußgänger nutzbare Breite der Brückenbahnen beträgt demnach 51 Fuß. Die freie Weite der Brückenspannungen ist mit Rücksicht auf die Verhältnisse des gewaltigen Stromes und auf die lebhafte Schifffahrt und Flößerei auf 313 Fuß festgesetzt. Vier solcher Spannungen, mit drei 20 Fuß starken Pfeilern zwischen sich, überbrücken den Rhein, so daß also die ganze Länge der Strombrücke, einschließlich der ebenfalls 20 Fuß starken Stirnpfeiler, 1352 Fuß beträgt. Bei diesen ganz ungewöhnlichen Spannweiten mußte die Ueberbrückung von Schmiedeeisen gefertigt werden. Eiserne Gitterwände bilden die eigentlichen Brückenträger und sind immer über je zwei Spannweiten ohne Unterbrechung fortgeführt, so daß jeder Gitterträger im Ganzen 660 Fuß lang, $27\frac{1}{2}$ Fuß hoch ist. Die Eisenbahnbrücke hat zu jeder Seite zwei solcher Träger, unter sich vereinigt, erhalten, während für die Straßenbrücke auf jeder Seite ein einfacher Träger genügende Tragkraft gibt. Sechs solcher Träger über je zwei Spannweiten, zwölf für alle vier, tragen die sämmtlichen Brückenbahnen mittelst eiserner Querträger, auf welchen ein hölzerner Belag ruht. Die gesammte Eisenkonstruktion ist 61 Fuß breit, 1320 Fuß lang, und hat etwa 100,000 Zentner Eisen erfordert. Die Schifffahrtsverhältnisse bedingten für die Unterkante der Eisenbahnkonstruktion der Brückenbahnen eine Höhenlage von 53 Fuß am Kölner Pegel, wodurch die Brückenbahnen selbst auf 55 Fuß 11 Zoll Pegelhöhe zu liegen kommen, während die beiderseitigen Rheinufer auf 25 bis 28 Fuß des Pegels liegen. Weit ausgedehnte Auffahrten zur Brücke wurden hiedurch unvermeidlich. Die ganze Länge der Eisenbahn, vom Kölner Zentralbahnhof anfangend, bis zum Deutzer Bahnhofe beträgt etwa 3850 Fuß, wogegen die Straße vom Fuße des Kölner Domes bis zur Straßenhöhe in Deutz eine Länge von 3200 Fuß hat.

An Hauptmaterialien waren in runden Summen erforderlich: 315,000 Kubikfuß behauene Quadersteine von Basalt-Lava und Sandstein, 6000 Schachtruthen Bruchsteine, 9 Millionen gebrannte Mauerziegel, 93,000 Schäffel Kalk, 150,000 Schäffel Traß (eine Art Tuff), 3000 Schachtruthen Mörtel, 11 Millionen Pfund Eisen zum Eisenbau, 34,000 Kubikfuß Holz zu den Brückenbahnen, 130,000 Kubikfuß Holz zu den Gründungen und Rüstungen für Aufstellung des Eisenbaues. Ferner dürften, um sich die Massenverhältnisse der Brücke einigermaßen zu veranschaulichen, noch folgende Zahlen von Interesse seyn: die Hauptgitterstäbe der Brücke aneinander gelegt, würden ausmachen ungefähr 8 Meilen, die

Winkeleisen 7 Meilen, die Platten 4 Meilen, die kleinen Gitterstäbe 2 Meilen, das verwandte Nieteisen 8 Meilen, die Verbandstücke der Rüstung für den Eisenbau zu zwei Brückenöffnungen über 8 Meilen, die Anstrichflächen des fertigen Eisenbaues betragen an 21 preußische Morgen. Zur vollständigen Vollendung der Brücke fehlt nur noch die architektonische Ausschmückung mit Thürmen und Portalen, mit deren Entwürfen der Hofbaurath Stark beauftragt worden ist.

Durch die Zufahrt der Brücke ist nun der Kölner Dom, das größte Kunstwerk des Mittelalters, von allen Seiten freigestellt.

Mannigfaltigkeiten.

[Ein Dampfwagen-Rennen.] In Amerika trug sich kürzlich auf der Cleveland-Toledo-Bahn (V. St.) ein interessantes Rennen zu, bei welchem die Rosse von Eisen und das Ziel weiter war, als je gesteckt worden. Eines Tages, als der nach Osten gehende Expreßzug Laporte in Indiana erreichte, stieg ein Passagier aus und ging, während die Locomotive neu mit Wasser und Holz versorgt wurde, auf der Platform auf und ab, bis die Pfeife ertönte. Die andern Passagiere stiegen ein und der Zug fuhr ab, aber jener Herr ging noch immer auf und ab. Einige Minuten, nachdem der Zug abgegangen war, bemerkte ein Bahnhofsbeamter den Fußgänger, ging auf ihn zu und fragte ihn: „Was machen Sie hier?“ Der Mann fuhr zurück, öffnete seine Augen und sah sich verwirrt um. Er war nämlich müde gewesen und im Gehen eingeschlafen. Sich ermunternd fragte er: „Wo bin ich denn?“ — „Wo sollen Sie seyn? in Laporte!“ war die Antwort. „Wo ist der Zug, mit dem ich kam?“ — „Vor zehn Minuten abgefahren.“ — „Vor zehn Minuten? und ließ mich zurück? Ich muß wieder zu diesem Zug? es ist eine Lebensfrage für mich. Können Sie mich zu ihm bringen? Haben Sie eine Lokomotive hier? Wo ist der Inspektor?“ Der Bahnhofmeister hatte seine Expedition in der Nähe, sie gingen zu ihm. Der Reisende brachte seine Sache vor — er mußte weiter — er konnte nicht warten — und bot dem Beamten 250 Dollars, wenn er ihn zu dem Zuge brächte. Das seltsame Verlangen und das seltsame Anerbieten bewog den Beamten, ohne Säumen zu thun, was er konnte. In der Maschine, welche den Zug bis hierher gebracht, war das Feuer noch nicht ausgegangen — der Handel wurde geschlossen — und nach zehn Minuten fuhr der Reisende auf der Lokomotive ab, um den fliegenden Zug einzuholen. Nachdem die Maschine 40—50 Meilen dahin gesaust war, ging etwas daran entzwei. Sie wurde angehalten, der Lokomotivenführer fand den Schaden und heilte ihn mit einem in der Eile geschnitzten Holzbolzen. Damit flogen sie weiter. Natürlich hatte der Zug einen Vorsprung von vielen Meilen, und trotz des Holzbolzens spannte der Führer den Dampf und trieb die Maschine durch das Land in furchtbarer Eile. Dreißig Meilen Weges wurden in 27 Minuten zurückgelegt; aber sie mußten den Zug einholen, und sie holten ihn ein, aber erst, nachdem mehr als 100 Meilen zurückgelegt waren und der Zug sich Toledo näherte. Als er diesen endlich erreicht, ließ der Reisende den Zug anhalten, eilte nach seinem Wagen, fuhr begierig in ein Coupe und zog eine Tasche heraus mit 275.000 Dollars. Sein Schatz war gerettet, Niemand hatte sich daran vergriffen, und indem er seinen treuen Kurier entließ, ging er seiner Wege voll Freude über den glücklichen Erfolg seines gefährlichen und aufregenden Abenteuers.

Das jetzt sehr übliche Haarfärben muß mit Vorsicht betrieben werden. Ein Friseur hatte sich, wie der „Irrenfreund“ berichtet, aus Bleiglätte, Kalk, Cyankalium und salpetersaurem Silber (Höllenstein) eine Salbe bereitet, womit er an sich selbst den Versuch machte, sein graues Haar dunkel zu färben. Drei Tage rieb er damit seinen Kopf ein und nicht lange währte es, daß er dem Irrsinn verfiel. Da die Ursache seiner Krankheit den Aerzten bekannt wurde, ist es ihnen gelungen, den Kranken nach zehn Tagen herzustellen, und ihn, jedoch mit der Warnung, zu entlassen, lieber sein graues Haar zu behalten, als auf solche Gefahr hin jugendlich erscheinen zu wollen.

Schon Mancher hat sich geärgert, daß bei meisten Stellen unserer bewaffneten Macht mit französischen Worten bezeichnet werden. Neben dem deutschen Oberst und Hauptmann begegnen wir dem französischen „Lieutenant.“ Nun finde ich aber in Schriften aus dem 16. Jahrhundert den Titel eines Führers mit „Leutenampt“ bezeichnet. Ganz so wie der gewöhnliche Mann das Wort „Lieutenant“ auszusprechen pflegt. Leutenampt ist unstreitig ein Mann, der bei den Leuten (Soldaten) ein Amt hat, der ihnen zu befehlen hat. Es fragt sich nun, ob nicht die Franzosen aus unserem „Leutenampt“ später ihren „Lieutenant“ gebildet haben.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 258 Samstag, 29. Oktober 1859.

Die Wittwen und ihre Pflegekinder.

(Fortsetzung.)

Da aber änderte mit Einemmale die große Staatsumwälzung in Frankreich, die in Paris ausgebrochen war, Vieles in dem kleinen geselligen Kreise auf dem stillen Landgute in Deutschland. Wie ist es möglich? wird der geneigte Leser fragen, wie kann die französische Staatsumwälzung auf diese ländliche Gesellschaft Einfluß haben? Und dennoch ist es so. Ludwig der Sechszehnte und seine Gemahlin Marie Antoinette von Oesterreich saßen im Tempelthurm in schimpflicher Haft und ihr Leben ward hart bedrohet, das glaubte Oesterreich und Preußen nicht dulden zu dürfen; es wurden daher Kriegsrüstungen gemacht und starke Heereszüge beider Monarchen marschirten bald dem Rheine zu.

So begab es sich, daß eines Nachmittags im Monat Februar die Amtsräthin Eiche allein in ihrem Zimmer saß und an ihren hingeschiedenen theuren Gatten und ihren ungerathenen Sohn dachte, als mit Einemmale lustige Trompetentöne erschallten und ein Ereigniß seltener Art verkündeten. Die Amtsräthin eilte ans Fenster und erblickte bald zu ihrem Schreck eine Schwadron preußischer Husaren auf dem freien Platze vor dem stattlichen Hause.

Ein seltsames Ereigniß, denn die Amtsräthin war bis jetzt mit den Welthändeln wenig bekannt, doch bald sollte sie vertrauter damit werden. Nicht lange, so trat der Pächter des Gutes in ihr Zimmer und meldete: daß die Schwadron Husaren hier im Dorfe einquartirt und morgen hier einen Ruhetag halten sollte. Der Offizier, ein Rittmeister, sollte hier auf dem Gute einquartirt werden, da ihm aber, um einen so vornehmen Gast zu logiren und zu bewirthen, nicht allein sehr Vieles mangele, auch in seinem Kontrakte ein solcher Fall nicht erwähnt sey, so müsse er bitten — Ich verstehe, unterbrach ihn die Amtsräthin, führen Sie den Herrn Offizier nur zu mir, ich werde für seine Bedürfnisse Sorge tragen.

Nicht lange, so trat der Rittmeister Güldenhorn ein. Ein schöner Mann von etwa achtundzwanzig Jahren, auf dessen freundlichem, edlem Angesicht Redlichkeit, Biedersinn und Tapferkeit, herrlich mit einander verwebt, unverkennbar zu lesen waren. Er entschuldigte sich mit höflichen Worten und freundlicher Miene über die Störung, die er gegen seinen Willen hier verursachen müsse, und bat, sich um seinetwillen so wenig als möglich Umstände zu machen.

Der Amtsräthin gefiel der freundliche Mann mit seinen edlen schönen Gesichtszügen ganz ungemein, sie hieß ihn freundlich willkommen und bat ihn, an ihrer Seite Platz zu nehmen. Eine Stunde in wechselseitiger Unterhaltung war schnell verflossen und der Rittmeister war schon mit einigen Familienverhältnissen der Amtsräthin und sie mit den seinigen bekannt; sie wußte schon, daß er bürgerlicher Geburt, aber aus einer reichen sehr angesehenen alten Familie war. Und eben weil der Mann so gesprächig, so ehrlich und so aufrichtig war, so gewann ihn die Amtsräthin mit jedem Augenblicke lieber. Er machte sie mit der Nothwendigkeit dieses Feldzuges bekannt, erzählte von den Gräueln und der Verwüstung, die der rohe, wilde Volkshaufen, der mit jedem Tage größer und ausgelassener würde, angerichtet habe, sprach von den Strömen Bluts unschuldiger Menschen, die willkürlich vergossen seyen, und dergleichen mehr, wobei die Amtsräthin eine aufmerksame Zuhörerin war. Da trat unvorbereitet Sophie in die Thür und war nicht wenig erstaunt, hier einen fremden Mann in stattlicher Uniform zu finden. Sie hing verlegen ihren kostbaren Pelz — sie war in der Nachbarschaft zu einem Besuch gewesen — bei Seite, während sie von der Mutter mit einigen Worten über den unerwarteten Besuch unterrichtet wurde; worauf Sophie den Rittmeister in fast noch größerer Verlegenheit, wie einige Augenblicke früher, bewillkommte.

Des Rittmeisters Auge hatte von der Sekunde an, wo Sophie eingetreten war, unverwandt nur auf ihr geruhet, sein Mund war aber verstummt, er sprach kein Wort mehr, etwas Außerordentliches schien mit ihm vorgegangen zu seyn. Der Amtsräthin

war die plötzliche Veränderung des Mannes nicht entgangen, und um ihm Zeit, sich zu erholen, zu verschaffen, sagte sie ihm, daß das für ihn bestimmte Zimmer nun wohl durchgewärmt seyn würde; wenn es ihm beliebe, würde sie ihn selbst dahin führen. Nur zur Halbschied hatte der Rittmeister das Anerbieten seiner wackeren Wirthin verstanden, das zeigte seine neue Verlegenheit, doch rasch erhob er sich von seinem Sitze, machte Sophien eine tiefe Verbeugung und folgte dann.

Auf seinem Zimmer angekommen, entquoll seiner Brust ein tiefer Seufzer, es war ihm, als ob er einer schweren Prüfung, einer großen Gefahr entgangen sey. — Sonderbar, sagte er für sich, sehr sonderbar, bin ich doch zu tausendmalen in Damengesellschaft gewesen und habe mich nicht so linkisch, so albern benommen wie heute, habe schon mit Damen vom ersten Range gesungen und gespielt, die doch wahrlich eben so schön wie diese Landnymphe — nein, nein, unterbrach er sich selbst, so schön, so liebreizend war doch wohl keine. Aber was kann es denn nützen und wenn sie auch noch tausendmal schöner wäre, was kann es mir nützen? Ich bin Soldat, bin auf dem Marsche, einem grimmigen Feinde entgegen zu gehen, wer weiß, ob ich nicht in der ersten Schlacht bleibe? Also Muth, Güldenhorn, keine Thorheit begangen, das Herz muß frei seyn, frei bleiben, nur dann geht der Soldat seinem Tode muthig entgegen.

Er öffnete seinen Mantelsack, nahm die schönste Uniform heraus, legte das knappste gemslederne Beinkleid an, strich Bart und Haar so glatt und so blank, als ob es zu einer großen Parade vor dem Könige ginge. Dabei schwebte unaufhörlich das reizende Bild Sophiens vor seiner Phantasie, und so viel er sich auch bemühte, den Gedanken an sie aus seiner Seele zu verdrängen, so war es ihm doch nicht möglich. Kaum war er mit seinem Anzug, der dießmal ungewöhnlich lange gedauert, fertig, als der Bediente erschien und ihn im Auftrage der Amtsräthin bat, für diesen Abend an ihrem Tische vorlieb zu nehmen. Der Rittmeister schien dieß erwartet zu haben und freudig nahm er die Einladung an.

Mit dem festen Vorsatze, und wenn das Mädchen auch noch tausendmal schöner wäre als sie es wirklich war, ihr mit keinem Schritte nahe zu treten, stieg er mit den klirrenden Sporen die breite Treppe hinab zu dem Wohnzimmer der Amtsräthin. An einem Seitentischchen saß die würdige Frau. Ihre Hände beschäftigten sich mit Stricken, ihre ganze Denkkraft aber war auf ihre Pflegetochter gerichtet, die seit dem Augenblicke, wo sie wieder von ihrem Besuche ins Haus getreten, gar nicht mehr dieselbe war. Ein stiller, jedoch nicht unfreundlicher Ernst hatte dem sonst ewig heitern, tändelnden Wesen urplötzlich ein Ende gemacht. Ununterbrochen schien ihre Seele nur mit einem Gedanken beschäftigt zu seyn. Dabei war ihr Anzug für diese kleine Abendtafel, an der nur der einzige Fremdling Theil nahm, so äußerst geschmackvoll gewählt, daß es der erfahrenen Amtsräthin nicht entging, daß dieß Alles um den fremden Gast geschehe. Da schallten des Rittmeisters klirrende Schritte vor der Thür und sie bemerkte, wie Sophie plötzlich erschrack und über und über hochroth erglühte.

(Fortsetzung folgt.)

Kampf auf einem Sträflingsschiffe.

Die englischen Blätter bringen einen interessanten Bericht aus Bombay über einen blutigen Kampf, welcher jüngst auf einem englischen Sträflingsschiffe stattgehabt hat.

Die in der Regel zum Transport von Sträflingen verwandte Barke „Ararat" (290 Tonnen) aus Bombay, unter Befehl des Kapitäns Correya stehend, hatte so eben eine Anzahl Sträflinge aus Bombay in Singapur gelandet und wollte eine ähnliche Fracht aus Singapur und Penang, zwölf Mann nämlich aus jedem der erwähnten Orte, nach Bombay zurücknehmen.

Der „Ararat" stand gerade im Begriffe, in See zu stechen, um nach Bombay zu fahren, als das englische Kriegsschiff „Esk" in den Hafen von Singapur einlief.

Es hatte zwei Piraten-Dschunken im Schlepptau, die in den chinesischen Gewässern ihr Unwesen getrieben hatten. An Bord derselben befanden sich 52 Gefangene, von denen 50 zur Deportation verurtheilt worden, und Kapitän Correya übernahm es, dieselben an Bord des „Ararat" nach ihrem Bestimmungsorte zu bringen.

Gerechtigkeit gegen die Seeräuber erheischt es, zu bemerken, daß sie dem Richter gegenüber offen erklärten, sie zögen den Tod der Verbannung vor und würden unterwegs jede ihnen sich darbietende Gelegenheit benutzen, die ganze Schiffsmannschaft zu ermorden.

Man betrachtete diese Drohung als leere prahlerische Redensarten, wie sie von Verurtheilten in ähnlichen Fällen nur zu häufig ausgestoßen werden. Der Erfolg jedoch zeigte, daß die Sache sich anders verhielt.

Am 19. Juni verließ Kapitän Correya mit seinen 50 Piraten und 12 Sträflingen Singapur und nahm zu Penang noch 12 Sträflinge auf, so daß die ganze Verbrecherladung sich auf 74 verzweifelte Leute belief. Zur Bewachung derselben verfügte der

Kapitän über 15 europäische Artilleristen aus Madras und acht Sipahis vom Marine-Bataillon, also über 23 Mann, und außerdem noch über eine Anzahl Matrosen, die gerade hinreichend für die Bedienung des Schiffes war.

Der „Ararat" verließ Penang am 25. Juni. Doch ward der Argwohn des Kapitäns sofort durch die Bewegungen einer Dschunke rege, welche Penang zu gleicher Zeit mit ihm verließ und fortwährend neben dem Schiffe hersegelte. Nicht ohne Mühe gelang es dem Kapitän Correya, sich am Abend des 27. Juni diese unliebsame Gesellschaft vom Halse zu schaffen.

Als der Morgen des 28. anbrach, war das Wetter stürmisch, so daß der Kapitän eben sowohl wie der Bootsmann auf dem Deck blieb. Er hatte sich gerade auf dem Schiffs-Hintertheil hingestreckt, um ein paar Minuten Ruhe zu genießen, als vom Vorderdeck her der Schall erdröhnte, wie von irgend einem dem gewaltsamen Andrange nachgebenden Gegenstande. Zugleich ließ sich ein lauter Schrei von Menschenstimmen vernehmen. Es konnte keinem Zweifel unterliegen, daß die Piraten und Sträflinge losgebrochen waren.

Aber wie kam es, daß der Posten unter dem Gewehr nicht vor der drohenden Gefahr warnte? Erst später stellte sich heraus, daß er eingeschlafen und in diesem Zustande von den Meuterern erstochen worden war.

Sobald der Kapitän merkte, wie die Sache stand, stürzte er mit Blitzesschnelle in seine Kajüte, holte Revolver und Pistolen und eilte dann wieder auf das Deck. Er selbst eröffnete das Gefecht dadurch, daß er den ersten Schuß auf die gegen das Schiffs-Hintertheil losstürmenden Piraten abfeuerte.

Anfangs stand er ganz allein den Wüthenden gegenüber; doch dauerte es nicht lange, so hatten die Wachtmannschaften ihre Gewehre ergriffen und kamen ihm zu Hülfe.

Er hatte mit seiner kleinen Schaar einen harten Stand gegen die überlegene Zahl der Feinde, welche alle möglichen dazu tauglichen Gegenstände, die ihnen auf dem Schiffe in die Hände fielen, auf sie losschleuderten.

Der Kampf war so verzweifelt, daß, sobald eine Muskete auf die Sträflinge abgefeuert worden war, gleich mehrere derselben auf sie losstürzten und den Versuch machten, sie den Händen des Inhabers zu entwinden.

Während des Kampfes herrschte die größte Finsterniß. Bloß das Gewehrfeuer gab einiges Licht. Mehr als einmal gelang es der Mannschaft des „Ararat", sich eine Leuchte zu verschaffen; doch dieselbe ward jedesmal von den Piraten rasch wieder ausgelöscht, die sehr wohl wußten, daß ihr Heil hauptsächlich darauf beruhe, daß sie sich nicht den Schüssen ihrer Gegner als Zielscheibe aussetzten.

Nicht der am wenigsten bemerkenswerthe Zug bei diesem verzweifelten Kampfe war der, daß die Frau des Kapitäns die Pistolen ihres Mannes immer von Neuem ruhig lud und ihm überreichte.

Die ganze Zeit über ging die See hoch, die Schiffsmannschaft, aus unbewaffneten Laskaren und Spaniern bestehend, hatten sich in das Takelwerk geflüchtet und das Schiff war Wind und Wellen als Spielball überlassen.

Nach einstündigem heißen Kampfe wurden die Piraten endlich auf die äußerste Spitze des Vorderdecks gedrängt, und 28 derselben wurden mit dem Bajonnet niedergemacht oder in die See gestoßen. Außerdem wurden mehrere verwundet. Der Sieg verblieb schließlich dem Kapitän Correya.

Marokko.

Die nordöstliche Ecke Afrika's bildet den Staat Marokko, welcher durch seine geographische Lage an beiden Meeren, den Ein- und Ausgang von dem einen in das andere beherrschend, zu allen Zeiten für die Seemächte eine größere Bedeutung hatte, als die übrigen Barbareskenstaaten, zu denen er zählte. Auf einen Flächenraum von 10,500 Quadratmeilen leben dort nach englischen Ermittelungen etwa 6, nach spanischen und deutschen Angaben 12 Millionen Menschen, wovon die eine Hälfte Ureinwohner, Kabylen, die andern Mauren, arabischer Abkunft; dazu kommen etwa 300 Tausend Juden, die Zahl der Europäer ist unbedeutend. Für die Richtigkeit der englischen Angaben über die Volkszahl spricht die Beschaffenheit des Landes, das einestheils durch das hohe und wilde Atlasgebirge und durch Wüsten nicht kulturfähig, anderntheils in seinen fruchtbaren Strecken nur schlecht angebaut ist. Nomadenstämme, die nie ganz unterworfen werden konnten, durchziehen das Land, namentlich die Küstenländer und Gränzdistrikte und werden dadurch den Nachbarn lästig. Bei aller Rohheit ist von den Arabern her einige Industrie im Lande geblieben; so wird dort das unter dem Namen Maroquin berühmte Leder bereitet. Die Einwohner sind Mahomedaner und zwar von der alten fanatischen Meccaschule; sie haben daher gegen christliche Ansiedler immer roh und grausam verfahren. Ein Sultan regiert das Land, als selbstständiger Statthalter

Gottes auf Erden; er war daher dem Oberhaupt der Gläubigen, dem türkischen Sultan, nie, wie die Beherrscher der übrigen Raubstaaten, als Vasall untergeordnet. Das Regierungsprinzip ist die reinste Willkür; Hauptstaatsgrundsatz ist: „Halte das Volk in Armuth, dann wird es nicht die Fahne des Aufruhrs erheben;“ doch unterscheidet sich der Staat von andern Despotieen durch wohlgeordnete Finanzen. Die Steuern sind gering, weil die Staatsausgaben sehr unbedeutend sind, sie erreichen kaum eine Million Piaster, denn da das Land keine ihm Gefahr drohende Nachbarn hatte, war die Armee immer wenig zahlreich und betrug nie über 20,000 Mann, meist Reiter, welchen das an Weiden reiche Land vortreffliche Pferde liefert; so konnte aus dem von den Juden erhobenen hohen Kopfgelde und aus dem von den christlichen Staaten entrichteten jährlichen Tribut, um ihre Schiffe vor Seeraub der in der Nähe der Meerenge auflauernden Piraten zu schützen, im Laufe der Jahre ein bedeutender Schatz angesammelt werden, der in der Hauptstadt Marokko in einem festen Gebäude aufbewahrt wird. Dieser Tribut ist bis auf die neueste Zeit, von allen Staaten, mit Ausnahme Englands, entrichtet worden; Frankreich selbst entledigte sich erst desselben gänzlich seit der Eroberung Algiers, ja Dänemark und Schweden bezahlten ihn noch bis zum Jahre 1845. Seitdem haben die an der Meerenge angesiedelten Riffpiraten auf eigene Faust Seeraub getrieben und namentlich die spanischen Küstenfahrer behelligt. Das Land ist, wie alle orientalischen Staaten, in zunehmendem Verfall; die Hauptstadt Marokko, welche nach der Ansiedlung der arabischen Eroberer an 700,000 Einwohner zählte, hat heute kaum 50,000. Die zweite und heilige Hauptstadt Fez ist der Sitz des Binnenhandels und dadurch weniger als Marokko verfallen. Mogador, am atlantischen Meer 15 Meilen von Marokko entfernt, ist der Haupthafen des Landes. Der wichtigste Punkt ist Tanger an der Ostseite der Meerenge, den Ein- und Ausgang in dieselbe beherrschend. Die Portugiesen hatten es im Jahre 1457 besetzt; 1660 kam es als Aussteuer der an den König Karl II. vermählten Infantin an England, das es aber schon 1684 als eine zu kostspielige Besitzung wieder aufgab. Ceuta, Gibraltar gegenüber, und Melilla mehr westlich nach der algerischen Gränze hin, sind spanische Besitzungen, die so oft sich dazu durch die Annäherung wilder Nomadenstämme eine Gelegenheit bot, von den durch diese verstärkten raub- und beutelustigen Nachbarn angefallen wurden; daraus ist denn auch der gegenwärtige Konflikt entstanden.

Nachruf

auf den nur zu bald sanft entschlummerten königl. bayerischen Appellationsgerichtsrath Herrn

Konrad Samhaber,

Ritter des Zivilverdienstordens vom heiligen Michael und Landtags-Abgeordneter.

Tief betrübet hat die Trauerkunde,
Die das Scheiden eines Raths gebracht,
Dessen Rechtssinn lebt in aller Munde,
Der nur für des Volkes Wohl bedacht.
In Aschaffs Gauen viele Thränen fließen,
Man wird ja seines Geistes Müh'n vermissen.

Unvergeßlich bleibt sein Amteswalten,
Das streng rechtlich und beglückend war,
Seine Urtheil' stets als Muster galten;
Denn sein reger Geist sah licht und klar.
In Himmels Sphären wird er nun fortleben,
Der Ew'ge dort belohnen schön sein Streben.

Offen und gerade war sein Leben,
Freundlich, ja gemüthlich Jedermann,
Ruhmbekrönt konnt' ihn der Staat erheben,
Unermüdet für deß Wohl er sann.
Dem Manne kann nur sel'ger Lohn erblühen,
Den man stets sah für Recht und Wahrheit glühen.

Auch dem Schöpfer zollte er die Ehre,
Den er fromm um seinen Segen bat,
Daß er seinem Wirken Kraft gewähre,
Ohne die verflüchtet jede That.
In Christus Lehre sucht' er nachzukommen,
D'rum sieht er jenseits göttliches Willkommen.

Seraphspalmen werden ihn entzücken,
Edens ew'ge Wonne ihn umweh'n.
Gottes Antlitz wird ihn hoch beglücken,
Glänzend wird er sich belohnet seh'n.
Sein Scheiden kann daher ja Alle trösten,
Es fleucht sein Geist zum Lohne nur, dem besten.

Aschaffenburg am 28 Oktober 1859. C. M.

Mannigfaltigkeiten.

Bei der Illumination, die am 22. Oktober in **Breslau** stattfand, war an einem Hause folgendes Transparent zu sehen: „Rußland und Preußen umschlungen von schönem Band, — Drob jubelt laut das Deutsche Vaterland.“

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 259 Montag, 31. Oktober 1859.

Die Wittwen und ihre Pflegekinder.

(Fortsetzung).

Mit einem militärischen Gruße trat der Rittmeister ein und entschuldigte sich, daß er hier wieder störend eintreten müsse.

Machen Sie sich darum keine Sorgen, Herr Rittmeister, entgegnete die Amtsräthin, es kann uns nur lieb und angenehm seyn, wenn in unser stilles, einförmiges Leben einmal eine kleine Aufregung eintritt. Sie haben leider schon erfahren, wie wir mit den Welthändeln so gänzlich unbekannt sind, und dürfen wir es Ihnen nur danken, wenn Sie das ewige Einerlei einmal ein wenig unterbrechen.

Und sind auch Sie, mein Fräulein, derselben Meinung? fragte der Rittmeister, sich an Sophie wendend.

Eine abermalige glühende Röthe überzog des sonst so heitern fröhlichen Mädchens Wangen bis übers Kinn, und sie entgegnete, mit fast zur Erde gesenktem Blick, daß sie mit Vergnügen einer fremden, belehrenden Unterhaltung ihr Ohr leihen würde.

Man setzte sich zu Tische, wo die Unterhaltung größtentheils nur von der Amtsräthin und ihrem Gaste geführt wurde, und der Rittmeister, ein fein gebildeter Mann, kam schon auf den Einfall, seine schöne Nachbarin für nichts mehr als ein hübsches Mädchen zu halten; doch da nahm die Unterhaltung plötzlich eine andere Wendung. Dem Kriege und den Welthändeln machte die Literatur, die Poesie und die Musik Platz, und nun erst erwachte Sophie aus ihrem bisherigem Traume, sie entfaltete einen reichen Schatz schöner Kenntnisse und Wissenschaften, welche sie ihrem letzten Lehrer, Herrn Wolf, verdankte. Sie sprach über Alles, zwar immer mit einer gewissen Beklommenheit, welche die Amtsräthin gar nicht an ihr gewohnt war, doch mit einer solchen Sicherheit, daß der Rittmeister schon nach der ersten Viertelstunde einsah, daß er mit seinem Urtheile zu voreilig gewesen und es ihr im Innersten seiner Seele wieder abbat. — Als nach längerer Zeit die Rede auf den Gesang kam, öffnete Sophie, auf Bitten der Mutter, den Flügel und ließ ihre metallreiche, bezaubernde Stimme ertönen, worüber der Rittmeister in das höchste Entzücken gerieth und nicht wußte, wo er Worte hernehmen sollte, um den in so tiefer Verborgenheit blühenden Schatz gehörig zu würdigen.

Es war schon um die Stunde der Mitternacht, als sich der Rittmeister erst von seinen liebenswürdigen Wirthinnen trennen konnte. Beim Scheiden ergriff er Sophiens Hand, drückte sie an seine Lippen und dankte für die ihm ewig unvergeßlichen Stunden, die er in ihrer Gesellschaft verlebt hätte. Er ging auf sein Zimmer, schickte den auf ihn harrenden Bedienten sogleich fort, warf sich auf das Sopha und saß in zwei Stunden noch in der Staatsuniform da, das Zauberbild des unvergleichlichen Mädchens stand mit unverlöschbaren Zügen vor seiner Seele, er wünschte noch in dieser Stunde die Uniform gegen den Bürgerrock vertauschen zu können, aber — das war nicht möglich, und er mußte sich in ein Schicksal ergeben, welches er kaum ertragen zu können glaubte.

Sophie verlebte in ihrem siebenzehnten Jahre zum Erstenmale zwei Stunden auf ihrem Lager schlaflos. Bis hierher waren wenige Minuten hinreichend gewesen und Morpheus hatte sie mit seinem sanften Flügel überschattet, und diese Nacht — nein, sie konnte das Bild des Rittmeisters, seine edle Gestalt, seine ernsten Züge, die doch so unendlich mild und freundlich wurden, wenn er sprach, und seine schöne Stimme — sie ließ ihre ganze Bekanntschaft vor ihrer Phantasie vorbei spazieren, aber es war auch nicht ein Einziger, der sich mit ihm hätte messen können, selbst der junge Baum, sie konnte es nicht in Abrede stellen, daß er ein recht lieber junger Mann war; aber wie läppisch, wie linkisch, unbeholfen gegen diesen. In seinem ganzen Benehmen lag eine Sicherheit, eine Festigkeit, die sie an all ihren Bekannten gänzlich vermißte, er übertraf Alle.

Die Amtsräthin, die sich schlafend stellte, merkte recht gut, was mit ihrer Pflegetochter vorgegangen

allein sie ließ sich nichts merken, indem sie dachte, daß doch der Rittmeister morgen wieder abreiste, und daß es dann noch Zeit genug sey, mit dem lieben Kinde ein vernünftig Wort zu reden.

Es war am andern Morgen noch sehr früh, als ein Husar dem Rittmeister aus dem nächsten Städtchen, wo der Stab des Regiments lag, ein Schreiben brachte, worauf dieser, als er es gelesen, sogleich satteln ließ und zum Obristen eilte. Gegen Mittag kehrte er, zu Sophiens großer Freude, denn sie hatte schon, ohne ihrem stillen Kummer Worte zu geben, darauf verzichtet, ihn jemals wieder zu sehen, im raschen Trabe zurück.

Wünschen Sie mir Glück, meine Damen, sagte er beim Eintritt, unser Regiment hat in dieser Nacht Ordre bekommen, nicht weiter zu marschiren, sondern hier auf unbestimmte Zeit zu kantoniren. Ich werde Ihnen nun noch längere Zeit lästig seyn, aber auf der ganzen lieben Gotteserde hat es mir noch nirgends besser gefallen, als bei Ihnen hier, und da denke ich, Sie werden Nachsicht mit mir haben.

Ach das ist ja — rief Sophie in freudiger Herzensergießung — hielt aber plötzlich inne.

Wenn Ihnen unser stilles, einfaches Landleben nur nicht mißfällt, unterbrach sie die Amtsräthin, dann hat es mit dem „lästig werden" nichts zu sagen. Mein Haus, wie Sie sehen, Herr Rittmeister, hat Raum in Hülle und Fülle, und die Vorräthe in Küche und Keller sind auch vor der Hand noch nicht erschöpft, ich bitte darum nur, daß uns so viel als möglich die Langeweile entfernt bleiben möge. Sie verließ auf längere Zeit das Zimmer, um für die Küche die nöthigen Anordnungen zu treffen, und Sophie sah sich nun mit Einemmale dem Manne allein gegenüber, der in ihrem Herzen eine eben so große Revolution, als das gesammte französische Volk zu Paris, angerichtet hatte.

Und was habe ich von Ihnen, mein Fräulein, zu erwarten? fragte mit ungewissem Tone der Rittmeister, werden auch Sie mich noch eine Zeitlang hier dulden?

Eine glühende Röthe übergoß die Wangen der reinsten Unschuld, und sie konnte in dem reichen Schatze ihres Wissens keine Antwort auf diese Frage finden. Endlich faßte sie Muth, indem sie mit zu Boden gesenktem Blicke sagte: meine Stimme gilt hier nur sehr wenig, ich bin eine Waise, und Alles, was ich habe und was ich bin, habe ich nur der unendlichen Güte dieser edlen Frau zu verdanken; also ihr Wunsch, ihr Wille, ist auch der Meinige.

Und ihr edles, schönes Herz, fragte der Rittmeister, indem sein Blick fast auf ihrem Auge ruhete, hat gar keine Stimme für mich, es ist Ihnen gleichgültig, ob ich mich heute verabschiede, oder in vier Wochen?

Da schlug Sophie die langen, seidenen Wimpern zu dem Manne auf, und aus dem Innersten ihres Herzen sagte sie: o möchten Sie immer, immer bei uns bleiben.

Fräulein! rief da ermuthigt der Rittmeister, indem er ihre Hand an seine Lippen drückte. Möchten diese Worte aus dem Innersten Ihrer Seele kommen. Nehmen Sie dafür meinen herzinnigsten Dank. — Ich bin Soldat, und es kann mir füglich einerlei seyn, ob die Leute, bei denen ich einige Tage seyn muß, mich gern sehen oder nicht, der König zahlt ja für mich. Hier aber ist das anders. Seit dem Augenblicke, wo sie über die Schwelle des Zimmers traten, begann für mich eine neue Lebensepoche, es bemächtigte sich meiner ein seltsames, nie gekanntes Gefühl, an das sich unwillkürlich der Gedanke schloß, hier bis ans Ende meiner Tage verweilen, leben, ja sterben zu können. —

Sophiens immer höher glühendes Antlitz sank wieder zu Boden, ihre Hand zitterte der seinigen, ihr Herz schlug fast hörbar, und dennoch durfte sie ihren Gefühlen, ihren Gedanken, keine Worte geben, die zarte Weiblichkeit gebot ihr zu schweigen.

Wenn ich nun vielleicht dennoch schon morgen Ordre erhielte, fuhr der Rittmeister fort, mit meiner Schwadron aufzubrechen, wenn der Krieg mich in Gefahr brächte, würden Sie mich ohne ein Zeichen Ihres Wohlwollens scheiden sehen?

Was könnte es Ihnen, was könnte es mir frommen, Herr Rittmeister, sagte da mit beklommener Brust Sophie, wenn ich Ihnen auch gestände, daß ich Sie sehr hoch schätze, daß mein Herz den innigsten Antheil an Ihrem ferneren Schicksal, dem Sie gezwungen sind entgegen zu gehen, nehmen wird, was kann es Ihnen nützen?

Viel, unendlich viel! rief da mit Begeisterung der Rittmeister und drückte aufs Neue ihre zitternde Hand an seine Lippen. O Sophie, herrliches, unvergleichliches Mädchen! ich muß es Ihnen gestehen; was ich bei Ihrem Anblick empfand, davon hatte dieß kräftige Soldatenherz bis dahin noch keine Ahnung gehabt, und muthiger werde ich nun in den Kampf ziehen, als wenige Minuten früher, denn ich weiß ja nun, daß auch in der weitesten Entfernung ein Herz theilnehmend für mich schlägt.

(Fortsetzung folgt.)

Deutsche Auswanderung.

Der Verein zum Schutz der Auswanderer in Frankfurt a. M. hat kürzlich den Jahresbericht über seine Wirksamkeit im Jahre 1858|59 veröffentlicht. Nach demselben zählt der Verein gegenwärtig 270 unserer achtbarsten Bürger zu seinen Mitgliedern, die durch jährliche Beiträge die ehrenvolle Aufgabe des Vereins unterstützen: den deutschen Auswanderern, die sich an ihn wenden, auf mündlichem oder schriftlichem Weg unentgeltlich mit Rath und Auskunft an die Hand zu gehen, sie über die Aussichten, welche sich ihnen an ihren fernern Wanderzielen eröffnen, aufzuklären, oder sie bei erfolgender Auswanderung vor Prellereien zu schützen. Auch in dem abgelaufenen Rechnungsjahr haben, wie der Bericht besagt, gar manche, nach den ungeschminkten Aufschlüssen, die ihnen von Seite des Vereins über ihre oft illusorischen Ansichten von fremden Welttheilen geworden sind, es für gerathen gefunden, ihre gegenwärtigen Verhältnisse nicht aufzugeben, und nur 869 Individuen aus verschiedenen deutschen Staaten (513 Männer, 206 Frauen und 150 Kinder) mit einem Gesammtkapital von 257,000 fl. entschlossen sich zur Auswanderung. Davon waren 99 aus Baden, 166 aus Bayern, 173 aus Kurhessen, 203 aus Hessen-Darmstadt, 2 aus Homburg, 94 aus Nassau, 2 aus Preußen, 1 aus Sachsen-Meiningen, 129 aus Würtemberg; 19 gingen nach Quebec, 563 nach New-York, 102 nach Philadephia, 107 nach Australien und 78 nach Brasilien. Die Einwanderung nach Nordamerika ist schon seit Jahren in Abnahme begriffen, während die Rückkehr an Bedeutung gewonnen hat, und zwar in Folge der dort noch fortdauernden Handelskrisis und der dadurch entsprungenen Arbeitslosigkeit. Die Einwanderung in Nordamerika betrug im Jahr 1858 im Ganzen 78,589 Personen, gegen 182,753 im Jahr 1857; darunter befanden sich 31,884 Deutsche, 25,097 Irländer, 12,324 Engländer, 2718 Schotten, 1786 Franzosen, 1315 Schweizer und 3475 verschiedenen Nationen angehörig. Die deutsche Gesellschaft in New-York nimmt sich ihrer Landsleute aufs kräftigste an, sie warnt dringend vor dem Ankauf der amerikanischen Eisenbahnkarten in Europa, so wie vor den Anpreisungen der amerikanischen Kosthäuser. Aus Australien lauten die letzten Berichte des dortigen Regierungsagenten nicht günstig. Die Auswanderung dahin war in den letzten Jahren geringer; man erachtet dieß aber als ein Glück, weil die Arbeitslöhne durch die Krisis in Rockhampton und das Zurückwandern getäuschter Goldgräber bedeutenden Schwankungen unterlagen. Für Rechnung der englischen Regierung gingen von Großbritannien nach Australien 6916 Personen und auf eigene Kosten 17,823. Nach einer statistischen Aufstellung der Einwanderung in Australien wurden in den letzten 21 Jahren 119,861 Einwanderer (57,284 Männer, 59,256 Weiber und 3321 Kinder) auf Regierungskosten nach der Kolonie gebracht. Die Ueberfahrtskosten betrugen 1,793,409 Pfd. St. Auf eigene Kosten gingen während dieser Zeit nur 58,969 Personen dahin. Von deutschen Einwanderern kamen im letzten Jahr nur drei Schiffe mit 739 Personen in Australien an. Die Kolonie leidet gegenwärtig unter einem momentanen Druck, der den Unternehmungsgeist hemmt und einen großen Ueberfluß an Arbeitern erzeugt; deutsche Einwanderer, Handwerker ausgenommen, finden daher nicht leicht Unterkommen. Ueber die Einwanderung nach Brasilien fehlen bis jetzt genaue statistische Aufstellungen. Die dortige Regierung hat schon viel versucht, um deutsche Hände für die Kultivirung ihrer noch unbebauten großen Länderstrecken zu gewinnen, ohne die gewünschten Erfolge zu erzielen. Die herrschende Partei in den Kammern bilden die reichen Plantagenbesitzer, welche den nach Selbstständigkeit ringenden Kolonisten nicht hold seyn mögen, und allen den letzteren günstigen Reformanträgen der Regierung entgegenarbeiten. Das von ihnen ersonnene Halbpachtsystem macht ihnen die Kolonisten jahrelang tributär, versetzt letztere nur zu oft in die traurigste Lage, und ist deßwegen mit Recht in Verruf gekommen. Die Auswanderungsströmung nach den drei Hauptzielen Nordamerika, Brasilien und Australien hat bei den gegenwärtigen ungünstigen Umständen, trotz den lockendsten Einladungen zahlreicher Auswanderungsagenten, auch schon seit Jahren einen ruhigern Gang angenommen, und wird, so lange die mittlerweile eingetretenen politischen und merkantilen Verhältnisse diesseits und jenseits des Weltmeers fortbestehen, keinen besondern Aufschwung erlangen. In Europa, namentlich in Ungarn, harren noch große Länderstrecken der Bearbeitung durch kräftige fleißige Hände, und die gegenwärtige Stockung in der Auswanderung in überseeische Länder fordert darum mehr als je dazu auf, die Auswanderungslust durch hiezu geeignete begünstigende Maßregeln auf jene Gegenden hinzuleiten.

Zur Schillerfeier.

Wir entnehmen dem Programm zu dem in Frankfurt stattfindenden Festzuge aus Anlaß der Schillerfeier, Folgendes. Der Zug ordnet sich am 10. November um 9 Uhr Morgens an der „Schö-

nen Aussicht" und zwar in folgender Reihenfolge. Voraus das Festbanner von Frankfurt, getragen von einem Herrn zu Pferde. Ihm folgen 8—10 Reiter. Hierauf Zugführer, Herren vom Komite, die Schulen mit ihren Lehrern und Lehrerinnen, ein Musikchor, die Festfahne, die Deputationen der verschiedenen Fakultäten, Behörden ꝛc. ꝛc. Hiernach Zugführer, sämmtliche Gesangvereine, die bildenden Künstler und das Theaterpersonal. — Zweites Musikchor. Zugführer. Die Buchdrucker mit einem Wagen, auf dem eine Druckerpresse steht. Ein Festgedicht wird ausgetheilt. Nun folgen die Innungen, eine jede mit ihrer Fahne, ihren Insignien und sonstigem Schmucke. Meister, Gesellen und Lehrlinge. Die Schriftgießer, Buchbinder, Gold- und Silberarbeiter, Uhrmacher, Leinweber und die Maurer. Zugführer. Die Fischer und Schiffer, welche ein reich geschmücktes und beflaggtes Schiff auf einem Wagen, der von 4 Pferden gezogen wird, begleiten. Diesen folgen die Schlosser, Büchsen- und Windenmacher, die Gürtler und Messerschmiede, die Maler, Lackierer und Vergolder, die Häfner und die Säckler. Zugführer. Die Bierbrauer mit einem geschmückten Faß, von 6 Pferden gezogen. Nach diesen kommen die Küfer, Perückenmacher, Tapezirer, Schuhmacher, Glaser, die Posamentierer und die Seiler. — Große Festſtandarte, zu Pferde getragen. Drittes Musikchor. Die Metzger haben einen von 4 Pferden gezogenen Wagen, der mit Würsten, Schinken ꝛc. geschmückt ist. Es folgen nun die Kammmacher, Schreiner, Dreher, Bäcker und die Schneider. Zugführer. Die Gärtner. Auf einem von 4 Schimmeln gezogenen Wagen ein Riesenbouquet, die Pferde mit Blumen geschmückt. Blumen werden unter die Zuschauer geworfen. Diesen folgen Weingärtner, die Schornsteinfeger und die Bürstenmacher. Zugführer. Die Zimmerleute. Ein von 6 Pferden gezogener Wagen, auf welchem ein Haus im Gebälk errichtet ist. Die Steindecker, Weißbinder und die Spengler. Zugführer. Die Wagner, einen größeren angefangenen Wagen mit sich führend, der von 8 Pferden gezogen wird, welche von Postillons in Galla geritten werden, in Verbindung mit den Sattlern und Schmieden. Zugführer. Die Saugspritze mit ihrer uniformirten (freiwilligen) Mannschaft. Eine Anzahl Waidmänner. Die Oekonomen mit ihrem Feldgeschirr, Fruchtwagen von Ochsen gezogen. Sämmtliche Einzlerpferde, geschmückt, von Männern in Blousen geritten, bilden den Schluß des Festzuges. Der Zug setzt sich um 10 Uhr, unter fortwährendem Kanonendonner und dem Geläute aller Glocken, von der Schönen Aussicht aus in Bewegung, zieht über die Langenstraße, Allerheiligenstraße, Zeil, durch die Liebfrauenstraße, über den Liebfrauenberg, durch die Neue Kräme auf den Römerberg, wo vor der dort aufgerichteten lebensgroßen Statue Schillers der eigentliche Festakt beginnt. Nach Allem, was unser Komite bis jetzt berathen, angeordnet und beschlossen hat, namentlich aber auch nach der Stimmung und Theilnahme unserer gesammten Einwohnerschaft zu schließen, läßt sich erwarten, daß die dreitägige Schillerfeier in unserer Stadt eine in jeder Beziehung großartige und Frankfurt entsprechende werden wird.

Mannigfaltigkeiten.

Zu den mannigfachen klimatischen Annehmlichkeiten, mit welchen das herrliche Cayenne, dieser Ort der sanften Beruhigung für politische Exaltation, ausgestattet ist, gehört auch ein Insekt, die Lucilia homini vorax, welches in manchen Fällen das Strafurtheil an den unglücklichen Deportirten in letzter Instanz vollzieht. Dieß Insekt hat nämlich die liebenswürdige Angewohnheit, ihre Eier in die Nasenhöhle der Menschen zu deponiren, wo sie sich alsbald in entsetzlicher Menge zu Larven entwickeln, sich in die Stirnhöhlen, den Schlund, den Kehlkopf verbreiten, hier eine in Brand übergehende Entzündung herbeiführen, und den sichern Tod unter Qualen bewirken, welche die ausschweifenden Phantasien des Henkers weit übersteigen. Die französischen Aerzte empfehlen den Deportirten strenge Reinlichkeit, um sich gegen den erwähnten Zufall zu schützen — ein Rath, welcher unter den komfortablen Verhältnissen, mit denen die Deportirten ihren Cayenne-Aufenthalt ausgestattet finden, leichter zu geben, als zu befolgen ist.

Australische Blätter enthalten Mittheilungen über die geologischen Explorationen des Dr. Hochstetter, der bekanntlich von der „Novara“ in Australien zurückgeblieben war. Er hat zuletzt den Coromandel-Hafen besucht, um sich die dortigen Kohlen- und Feldlager anzusehen. Es wurde ihm eine Stelle gezeigt, an der sich eine dünne Lage goldhaltigen Quarzes befand, und in der That wurde aus der ersten Probe des Erdreiches schönes Gold ausgewaschen. Dr. Hochstetter ließ tiefer graben, und es kamen Quarzstücke mit Goldstreifen von der Dicke einer Haselnuß zum Vorschein, daneben Schalengold in großer Menge, woraus auf großen Goldgehalt des Bodens geschlossen werden kann. Auch der Doktor theilt diese Ansicht, gab jedoch den Rath, lieber die Quarzadern in die Berge hinein sorgfältig zu verfolgen, als in den angeschwemmten Ablagerungen weiter zu graben.

Redakteur: Gustav Reffert.
Druck und Verlag der A. Wallandi'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 260 Dienstag, 1. November 1859.

Die Wittwen und ihre Pflegekinder.

(Fortsetzung.)

Das jugendliche Herz Sophiens, das zum Erstenmale in seinem Leben solchen Empfindungen hingegeben war, verlor seine Fassung. Ein heiliger Götterfunke, ein Gefühl, das der sterbliche Mensch nur einmal, nur ein einziges Mal in seinem irdischen Daseyn eine kurze Minute empfindet, hatte sie berührt. Sie war nicht mehr auf der Erde, ihr zuckendes Herz war der Sterblichkeit entnommen, sie gehörte zu den Engeln, die Sprache hatte keine Worte, sie schwebte in einem Meere von unendlicher, unnennbarer Wonne; endlich ermannte sie sich und stammelte kaum hörbar: auch ich, auch ich war — sie konnte nicht weiter reden, der Athem fehlte der jugendlich hochwallenden Brust, sie sank halb bewußtlos vor dem Rittmeister nieder, dieser schloß sie im höchsten Entzücken in seine Arme, preßte sie an seine Brust und rief in höchster Wonne: Sophie! theueres, angebetetes Mädchen! so bist Du mein, so hat der allliebende Vater im Himmel diese zwei Herzen, die er in der Schöpfungsstunde für einander bestimmte, sich finden lassen. Dank Dir, mein himmlischer Vater! Dank Dir, meine einzige, meine erste und letzte Liebe.

Die Amtsräthin, die seine lauten Ausrufungen in einiger Entfernung gehört hatte, stand in der offenen Thür und weidete ihr Auge an der herzlichen Scene. Als der Rittmeister die würdige Frau erblickte, eilte er ihr mit der Geliebten, die ihr Auge nicht vom Boden zu erheben wagte, entgegen. Vergebung! rief er, Vergebung, würdigste der Pflegemütter, daß ich es wagte, ohne Ihre Erlaubniß, ohne Ihre Bewilligung — aber der Liebe allgewaltiger Zauber hat mich hingerissen, hat mich jede schickliche Form rücksichtslos überschreiten lassen, darum nochmals Vergebung.

Mutter! theure Mutter! rief Sophie unter lautem Schluchzen und umfaßte ihre Kniee, können Sie mir vergeben? Ich bin ein ungerathenes Kind.

Schon in dieser Nacht wußte ich, was in Deinem Herzen vorging, entgegnete die Amtsräthin mit ernster Miene; doch ewig schmerzlich würde es für mich seyn, wenn ich mich in Ihnen, Herr Rittmeister, geirrt, wenn Sie mit diesem edlen, reinen, unverdorbenen Herzen sich einen —

Um aller Heiligen willen! wo denken Sie hin, unterbrach sie der Rittmeister; die Erde auf ihrem weiten Raume hat kein Wesen mehr, das ich höher achtete, heißer liebte als dieses Engelsbild. Noch heute bitte ich um meinen Abschied, ich diente mehr aus Neigung als um Sold, und in diesem Augenblicke liegt uns nichts näher am Herzen, als Ihre Einwilligung und Ihren mütterlichen Segen uns zu erbitten.

Ich will meiner Pflegetochter, die ich eben so herzlich liebe und an der ich jede Pflicht ebenso treulich erfüllen will, als wenn sie mein leiblich Kind wäre, nicht im Wege stehen, jedoch gebe ich meine Einwilligung nur unter einer Bedingung. Sophie weiß nur zu gut, was sie mir ist, und daß das Leben ohne sie mir kaum erträglich seyn würde. Leider bin ich eine kinderlose Wittwe, stehe allein in der Welt, wenn also Hymens Band Euch umschlingen soll, wenn Ihr Glück und Frieden erwartet, so laßt mich Euer Glück theilen, wohnt hier bei mir im Hause, dann will ich freudig an Eurem Glücke mich weiden.

Da faßte Sophie Muth, freudig schloß sie die geliebte Mutter in ihre Arme und betheuerte, bis zu ihrem letzten Athemzuge nicht von ihrer Seite zu weichen, jede Freude, jeden Schmerz nächst dem Gatten mit ihr zu theilen.

Nun wohlan, sagte da die Amtsräthin, so nehmt meinen mütterlichen Segen, er begleite Euch durch Euer ganzes Leben, so wie der aufrichtige Wunsch, daß diese höchst wichtige Stunde und der darin gethane Schritt Euch nie gereuen möge.

Der Rittmeister warf einen Blick auf seine schnell errungene Braut und diese auf den Rittmeister. In Beider Blicken lag ein Himmel von unendlicher Seligkeit, und die herausfordernde Frage: sollte es wohl möglich seyn, daß uns das je gereuen könnte? Nein, es ist nicht möglich! riefen Beide wie aus einem Munde und sanken dann einander

in die Arme, und der Rittmeister drückte den ersten seligsten Kuß, den Verlobungskuß, auf die rosigen, noch unentweihten Lippen seiner Sophie.

Ein kurzer aber höchst beglückender Brautstand ward den beiden Liebenden zu Theil. Mit der Ertheilung des mütterlichen Segens erheiterte sich so wohl der Himmel der Liebenden, als der Natur, und milde Frühlingslüfte wehten, die der schlummernden Erde bald Gräser und Blumen entlockten und den fröhlichen Gesang der Lerche herbeiführten. Die lieben Bekannten der Umgend aber, und besonders die Familie Baum machten gar lange Gesichter, als sie die Verlobung der guten, schönen und vermuthlich auch reichen Pflegetochter der Amtsräthin erfuhren, und war von der Stunde an keine musikalische Abendunterhaltung auf dem stattlichen Gute, in den geräumigen Sälen mehr; aber Sophie und sogar die Amtsräthin vermißten die frühern Bekannten wenig, des Rittmeisters Unterhaltung und seine Duetten, die er mit der geliebten Braut sang, ersetzten alle übrigen Stimmen.

Nach Verlauf von vierzehn Tagen erfolgte auf des Rittmeisters Schreiben die Antwort: der Konsens zu seiner Verheirathung war beigefügt, allein der Abschied bei so kriegerischen Zeiten vor der Hand verweigert. Der unerwartete Schlag traf zwar sehr hart, allein die heilige Liebe legte auch ihren Wundbalsam auf die liebenden Herzen.

Die Amtsräthin, obgleich sie mit jedem Tage, fast mit jeder Stunde festeres Vertrauen zu dem Rittmeister faßte, trug doch ihre Bedenklichkeiten, den Mann so in ein fremdes Land auf unbestimmte Zeit ziehen zu lassen; sie hielt es also für besser, die Hochzeit noch vor dem Abmarsche vollzogen zu sehen, und darüber war wohl Niemand erfreuter als das liebende Paar, die sich nun ganz angehören sollten.

Die Hochzeitsfeier wurde also nach wenigen Tagen feierlich vollzogen. Die alten Bekannten der Umgend, von Seiten der Braut, und die meisten Offiziere des Regiments, waren Zeugen der heiligen Handlung. Alles wünschte dem neuvermählten Paar das beste Glück, viele von den Offizieren aber beneideten den Glücklichen um solch eine liebliche Braut.

Schon acht Tage nach der Hochzeit kam Marschordre. Das Wort traf vernichtend die liebenden Herzen, die die wenigen Tage im höchsten Wonnetaumel verlebt hatten. Doch der Rittmeister, an Subordination gewöhnt, fand sich bald in das Unvermeidliche und wußte auch sein junges liebenswürdiges Weibchen mit vernünftigen Gründen zu trösten. Ehe er jedoch schied, eilte er noch einmal zum Obristen, ließ dort den Auditeur bescheiden und machte vor Zeugen sein Testament. Zurückgekehrt, schloß er die Trauernde in seine Arme. Dieß, mein süßes Leben, — ihr das versiegelte Dokument reichend, — sichert Dir ein anständiges Auskommen. Weine nicht, mein herrliches Weib, es ist nichts weiter als eine vernünftige Vorsicht, die jeder Soldat, wenn er in den Krieg zieht, nicht unterlassen sollte. Ich werde glücklich in Deine Arme zurückkehren und dann soll uns nichts, als in späten Jahren, wenn der Schnee längst dieß treue Haar gebleicht, der Tod trennen.

Die Schwadron war mit Sack und Pack aufmarschirt, der Trompeter gab das Signal; da preßte der Rittmeister die bis zum Tode betrübte Gattin noch einmal in seine Arme, drückte den Abschiedskuß auf ihre bebende Lippen, schwang sich in den Sattel und fort gings im raschen Schritt.

Oede und leer waren nun mit Einemmale die stattlichen Zimmer, nicht der klirrende Tritt des geliebten Gatten ward mehr gehört, wohl aber oft leises Schluchzen, bald unterdrückte Seufzer. Der schöne Frühling mit allen Blumen und Blüthen hatte für die Trauernde, die sich schon als eine Wittwe betrachtete, keinen Reiz mehr, und der eben so schöne Sommer nicht minder. Das sonst so freundliche Blumengärtchen verödete, das Unkraut wucherte über die schönsten Blumen und Pflanzen, die Rosen hingen ihre duftenden Blumenkelche zur Erde, indem keine pflegende Hand sie an dem Stock befestigte. Die rothwangigen Kirschen waren diesen Sommer größtentheils eine Beute der Sperlinge geworden, Alles war öde und todt, nirgends eine Spur von dem frühern heitern Leben mehr. Da war es, an einem schwülen Augusttage, als Sophie am Fenster saß und den Weg hinaus sah, den ihr Gatte bei seinem Scheiden genommen hatte, als sie plötzlich einen Kutschwagen, mit zwei Extrapostpferden bespannt, erblickte. Urplötzlich stockten ihre Pulse, das Auge war starr auf den Wagen gerichtet, der — etwas Außerordentliches in dieser Gegend, wo keine Heerstraße war, — rasch daher rollte. Da erblickte sie einen Kopf, der sich aus dem Wagen neigte, und mit einem lauten Freudenschrei sank sie bewußtlos vom Stuhle.

Als sie wieder erwachte, lag sie in den Armen ihres Gatten, ihr zur Seite, stand mit Freudenthränen in den Augen, die Amtsräthin.

Es war schon eine halbe Stunde verstrichen, die Ueberglücklichen konnten sich nicht aus den Armen lassen, der Rittmeister konnte sich an der veränderten Gestalt seines heißgeliebten Weibes, die ihm Hoffnung zu neuen Freuden machte, nicht satt sehen, als Sophie erst bemerkte, daß ihr Gatte nicht mehr in Uniform war und den linken Arm in einer Binde trug. Aengstlich fragte sie nach der Ursache dieser Binde. Das Eine nicht ohne das Andere, entgegnete der Rittmeister. Er zog hierauf seine

Brieftasche hervor und überreichte ihr seinen Abschied. Bei einem Gefechte in der Champagne, beim Arganner Walde, gegen den General Kellermann, hatte der Rittmeister einen Bajonettstich in die linke Schulter bekommen, in Folge dessen ihn die Aerzte zum ferneren Kriegsdienste für unfähig erklärt hatten. Ein ehrenvoller Abschied und eine lebenslängliche Pension war der Lohn für seine Dienste, womit er hinlänglich in seinen jetzigen Verhältnissen zufrieden war. Die Wunde war indeß sehr unbedeutend und ihrer gänzlichen Heilung nahe, auch vertraute der Rittmeister seiner besorgten Gattin, daß man darum keinen sonst brauchbaren Offizier würde verabschiedet haben; allein der Oberstabsarzt sey sein guter Freund und da habe sich das leicht machen lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Geld.

Eine humoristische Abhandlung.

Ich glaube, daß das liebe Geld
Wohl einem Jeden gefällt,
Die Philosophen ausgenommen;
Doch suchen sie's auch zu bekommen.

Geld kommt von Gold, und gelten von Geld. Diese giltige Verwandtschaft bringt auf die Vermuthung, daß es einst eine Zeit gegeben habe, wo nur das Gold galt.

Unsere Tage, die Tage der raffinirtesten Weltweisheit, haben ganz andere Verhältnisse aufzuweisen. Bei uns hat außer dem Golde doch noch manches Andere eine gewisse Geltung; ja, man findet sogar hie und da einen ehrlichen Mann, der gar kein Geld hat und trotz dem noch etwas gilt. Selbst Leute, welche nicht nur kein Geld, sondern weit weniger als Geld, das heißt Schulden haben, gelten oft viel.

Diese interessante Thatsache erklärt sich am besten durch den Ausspruch eines Gelehrten, welcher behauptete, Schulden seyen das schönste Vermögen, denn Schulden, schloß er, gründen sich auf Kredit und Kredit ist der wahre Reichthum eines Menschen.

Dieß brachte schon viele Menschen auf den Einfall, bedeutende Geschäfte in Schulden zu machen, um auf eine behagliche Art zu einem achtbaren Vermögensstande zu kommen. Auch soll dieses Manöver Vielen schon herrlich gelungen seyn und wird noch Manchem gelingen.

Wenn nun Schulden wirklich Vermögen sind, so haben sie ohne Zweifel vor anderem Vermögen den Vorzug, daß, während andere Reichthümer leicht vergehen, die Schulden durchaus nicht leicht vergehen.

Allein eben diese Eigenschaft ist bisweilen sehr mißliebig, ja oft schilt man sie impertinent, wenn sie nämlich so weit ausartet, daß eine vollkommene Unvergänglichkeit der Schulden daraus wird.

Deßwegen glauben auch Viele ganz bestimmt, daß derjenige, welcher reich an Schulden ist, keineswegs ordentlich reich genannt werden kann, und die, welche dieses glauben, heißen Gläubiger. Jene hingegen, welche es mit den Schulden halten, werden Schuldner benamset.

Jedermann weiß, welche Ehrerbietung man dem Gelde bezeugt; aber diese Ehrerbietung ist außerordentlich verschieden.

Es gibt Gelder, vor denen man Ehrfurcht hat; es gibt deren, die man hoch achtet; es gibt Gelder, die man gering schätzt; es gibt deren, auf die Niemand achtet, die Polizei ausgenommen.

An diesem Unterschiede ist jedoch das Geld ganz unschuldig, wie überhaupt das gute, liebe Geld ein harmloses Ding ist, das sich gar keine Anmaßung erlaubt. Ich habe Dukaten gesehen, die sich ganz populär mit Kupfer verschwägerten und zu Ketten machen ließen; ich habe herrliche Speziesthaler gesehen, die sich zu Messer- und Gabelheften hergaben. Und nun gar die papiernen Gelder! Sieht man nicht oft ganze Legionen von zerfetzten 1 und 2 Gulden-Noten, die dann so zerfetzt im Lande um Aufnahme herum betteln?

Dem Gelde selbst also ist es durchaus nicht zur Last zu legen, wenn damit so viel Lärm gemacht und so viel Unheil angestiftet wird; die Schuld hievon liegt an den Geldmenschen.

Man trifft nämlich auf dem geduldigen Erdballe eine Race von Geschöpfen, welche so fest am Gelde hängen, daß das Geld die Seele und sie selbst nur den Leib ihrer Existenz ausmachen. Diese Mammons-Geschöpfe nun gehen wie Gespenster herum und treiben Spuckgeschichten, daß einem ehrlichen Manne die Haare zu Berge stehen. Man könnte vielleicht von so einem Menschen-Surrogate sagen, daß es im Gelde seinen Himmel und seine Hölle finde.

Schon dieser Gründe halber ist das Geld allem Anscheine nach eine sehr bedenkliche Sache; noch bedenklicher aber wird es, wenn man die unendlich kontrastirenden Gestalten betrachtet, unter denen es erscheint.

Wer ist im Stande zu behaupten, daß er das ganze Geberdenspiel der numismatischen Mimik kenne? Hier macht sich ein Geldschnabel von 40 Franken breit, dort krümmt sich mager und hager ein holländischer Ritter von der traurigen Gestalt, als wollte er auf dem Seile balanziren; hier dehnt sich behaglich eine Tausentgulden-Note aus, dort blinzelt ein muselmännischer Piaster mit unverkennbarer Bleichsucht her, hier fungirt ein nettes Muschelchen als durchlauchtigere Kleingeld, dort im kaliforni-

schen Paradiese wird ein ziemlich ungeschnörkelter Batzen von Gold als allgemeines Großgeld in die Welt gesandt.

Holz und Leder, Horn und Kattun — kurz alle mögliche Lumpereien sind zu Geld geworden; ja die größten Geldmassen werden aus Lumpenzeug gemacht — das ist gewiß bizarr!

Weßhalb mögen denn doch die unmenschlichen Geldmenschen dieses lumpige Produkt zu ihrem Fetisch erwählen und ihm ihre Seligkeit anvertrauen?

Der österreichische Kaiserstaat gab einmal eine Geldsorte heraus, die den Namen „Schein" führte, und wahrlich! Dieß erklärt die ganze Geschichte.

Die Geldmenschen, welche ihr Heil im Gelde allein suchen, wenn auch ihre Mitmenschen dazu heulen müssen, diese Geldmenschen lieben den Schein und besonders alle . . . . scheine; sie lassen sich gern davon betrügen, weil sie wieder damit betrügen können.

Da es jedoch verschiedene Arten von Schein und folglich auch von Scheinen gibt, und da ferner die Geldmenschen herausgeklügelt haben, daß das hochedle Gold und Silber einen sehr auffallenden Schein von sich werfe, der durchaus nicht zu verwerfen sey: so haben sie die, Geld gewordene Generation des Goldes und Silbers in das Paradies ihrer Geldtruhen versperrt und lassen es nur dann ein wenig frische Luft genießen, wenn sie irgend eine, auf schmutzige Weise erwischte Banknote einlösen oder erlösen können, denn nur die „schmutzig" gemachte Banknote hat für sie einen Werth, die reine Banknote gilt für sie nur als ein ganz gemeines, ehrliches Geld.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Graf Colloredo.] Der am 26. Oktober in Zürich verstorbene erste österreichische Konferenzbevollmächtigte Graf v. Colloredo war im Jahr 1799 geboren und erreichte ein Alter von 60 Jahren. Indem er sich der diplomatischen Laufbahn widmete, trat er in die Fußstapfen seines Vaters, welcher zur Zeit des ersten Napoleon Chef der österreichischen Staatskanzlei gewesen war. Langjähriger Gesandte in Dresden und München, St. Petersburg und Rom, war er bestimmt nach Abschluß der hiesigen Konferenzen das Amt eines Botschafters in St. Petersburg zu übernehmen, dessen Wichtigkeit in dem jetzigen Augenblick von selbst in die Augen springt. Er hinterläßt ein fürstli[illegible]es Vermögen, aber keine Kinder. Die vieljährigen A[illegible], namentlich Arbeiten bei Nacht, scheinen seine Gesundheit längst erschüttert zu haben, welche nunmehr dem Schlaganfall der vorigen Woche erlegen ist.

Die Einwanderung nach Nordamerika ist schon seit Jahren in Abnahme begriffen, während die Rückkehr an Bedeutung gewonnen hat, und zwar in Folge der dort noch fortdauernden Handelskrisis und der daraus entsprungenen Arbeitslosigkeit. Die Einwanderung in Nordamerika betrug im Jahre 1858 im Ganzen 78,589 Personen gegen 182,753 im Jahre 1857; darunter befanden sich 31,884 Deutsche, 25,097 Irländer, 12,324 Engländer, 2718 Schotten, 1786 Franzosen, 1315 Schweizer und 3475 verschiedenen Nationen angehörig. Die deutsche Gesellschaft in New-York nimmt sich ihrer Landsleute auf's Kräftigste an; sie warnt dringend vor dem Ankauf der amerikanischen Eisenbahnkarten in Europa, so wie vor den Anpreisungen der amerikanischen Kosthäuser.

Dieser Tage wurde auf dem Militärfriedhofe zu Prag ein interessantes Denkmal bestehend aus einer 13 Fuß hohen zwölfeckigen Pyramide aufgestellt. Die Inschrift lautet: „Hier ruht Michael Hartmann k. k. Feldwebel des Ludwig v. Benedek 28. Inf.-Regiments, gestorben nach 69jähriger Dienstzeit am 13. August 1859. Geboren im Jahre 1778, assentirt 1790. Hat nachstehende Schlachten und Gefechte mitgemacht: vom Jahre 1791 bis 1793, von 1800 bis 1805; dann 1809, 1813 bis 1815. Gewidmet vom Offizierskorps des Regiments."

Dieser Tage wurde in Paris ein Marquis de Person zu zwei Monaten Gefängniß und 500 Fr. verurtheilt, weil es dem gnädigen Herrn eingefallen, in den Champs Elysees einen Bürger durchzuprügeln, der in einem Ehescheidungsprozesse gegen ihn gezeugt hatte.

In der belgischen Gemeinde Hove wurde am 24. Oktober in einem Netze 1175 Stück Lerchen gefangen, und an demselben Tage fing ein anderer Vogelsteller 934 Stück. Einen solchen Segen des Vogelfanges hat dort noch Niemand erlebt.

Redakteur: Gustav Messert.
Druck und Verlag der A. Walland'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung.“

№ 261 Mittwoch, 2. November 1859.

Die Wittwen und ihre Pflegekinder.

(Fortsetzung).

Von dieser Stunde an begann nun wieder ein freudenreiches Leben, das Glück dieser beiden Ehegatten ging über alle Beschreibung. Nun erst wurden bei den Bekannten der Umgegend Besuche abgestattet. Hier sahen sie gewöhnlich beim Eintritt kalte, höfliche Gesichter, allein das höchst liebenswürdige Betragen der beiden Ehegatten entwaffnete bald den kleinen heimlichen Groll, der sich in ihre Herzen eingeschlichen hatte; nur der Oberförster Baum, und noch mehr sein Sohn, konnten ihren Haß gegen den Rittmeister nicht unterdrücken, sie waren nicht allein kalt und theilnahmlos, sie wurden in ihren Aeußerungen sogar kränkend und beleidigend. Der Rittmeister, der indeß über die Ursachen dieses Betragens von der Amtsräthin unterrichtet war, gab ihnen dafür ein mitleidiges Lächeln, und empfahl sich, um nicht wieder zu kehren.

Die überglückliche Gattin führte ihren Gemahl in den schönen Septembertagen auf all die Spielplätze ihrer Jugend, wo sie mit den freundlichen, reinlichen Kindern des Dorfes gespielt hatte, erzählte ihm, als sey sie jetzt noch ein Kind, all die unschuldigen Freuden und auch die dabei vorgefallenen kleinen Leiden und Unfälle, sie führte ihn auch auf den Friedhof, an die Gräber ihrer früh verstorbenen Eltern, brach da in Lobeserhebungen ihrer vortrefflichen Pflegeeltern und deren Herzensgüte aus, woraus deutlich hervorging, daß sie von den Wohlthaten der früh Verstorbenen wenig oder gar nichts mehr wußte.

So verging den Glücklichen schnell ein Tag, eine Woche nach der andern, der Herbst stellte sich mit seinen rauhen Stürmen und Regenschauern ein, sie vermißten aber die schönere Jahreszeit nicht, in ihren Herzen blühte ein ewiger Frühling. Als der erste Schnee sein großes Leichentuch über die liebe Muttererde breitete, um sie zu einem neuen Frühlinge, einer neuen Auferstehungszeit vorzubereiten, da nahte die Stunde, wo Sophie ihren Gatten zum Vater machen sollte, wo sie ihm ein wohlgebildetes, freundliches Töchterlein in die Arme legte, das in der heiligen Taufe den Namen Helena erhielt. Jetzt fehlte dem glücklich liebenden Paare zu seiner Zufriedenheit nichts mehr. Der Rittmeister hatte sein nicht unbedeutendes Vermögen auch sicher angelegt, so daß seine Zinsen und Pension schon überflüssig waren, den kleinen Haushalt, der außer der Herrschaft nur aus einem Bedienten, Kutscher und einigen Mädchen bestand, zu bestreiten; der Pacht des Gutes, welchen die Amtsräthin einzunehmen hatte, wurde stets zum Kapital angelegt, wodurch sich der Reichthum von Jahr zu Jahr mehrte.

Obgleich die Amtsräthin in dem Glücke ihrer Sophie auch das ihre fand, so gab es doch Stunden, wo sie mit tiefbetrübtem Herzen ihres unglücklichen Sohnes gedachte, der, mit dem Vaterfluche beladen, jetzt vielleicht heimatlos in der Welt umherirrte und keine bleibende Stätte zu finden wisse, dem es vielleicht an den nöthigsten Bedürfnissen mangelte, während sie das Geld in großen Summen überflüssig aufhäufte. Vor ganz kurzer Zeit war die letzte Summe von Berlin mit dem Bemerken: daß der bisherige Direktor der Anstalt mit Tode abgegangen und der neue von den Verhältnissen nichts wisse, zurückgekommen. Sie unterließ nicht, wo es nur möglich war, über ihres Sohnes Aufenthalt Erkundigungen einzuziehen, auch der Rittmeister that das Seine, allein alle Bemühungen waren fruchtlos; er war spurlos verschwunden.

Mit dem nächsten Frühling sah sich der Rittmeister veranlaßt, eine Reise in seine Heimath zu machen. Er sah sich nach genauerer Ueberlegung genöthigt, über sein Vermögen anderweitig Verfügung zu treffen, es vor einem nicht besonders gut gerathenen Bruder, der sein Vermögen schon vergeudet hatte, sicher zu stellen. Auf seiner Rückreise kam er durch Breslau, wo sein ehemaliges Regiment, welches seit Kurzem aus Frankreich zurückgekehrt war, in Garnison lag. Hier sah er die alten Freunde wieder, und manche Stunde verfloß ihm schnell in der Erinnerung an früher verlebte glückliche Stunden. Obgleich Güldenhorn ein fried-

liebender Mann war, der auch einen anständigen Scherz von einer Beleidigung zu unterscheiden wußte, so waren, ihm doch die Sticheleien eines jüngern Offiziers über seinen Austritt, über seine Abschiedsnahme sehr empfindlich. Es kam zu ernstlichen Erörterungen, und da der Lieutenant auf seiner Behauptung, der Rittmeister habe ein Kanonenfieber gehabt, beharrte, so war ein Duell unvermeidlich.

Die Folgen dieses unseligen Duell's waren für beide Theile von unsäglichem Kummer. Der Lieutenant von Modi, ein armer Edelmann, der nichts weiter als seinen Stammbaum aufzuweisen hatte, bekam einen Hieb über das rechte Knie, der ihn von der Stunde an zum Krüppel machte. Der Rittmeister war noch unglücklicher. Von wüthendem Schmerz ergriffen, rannte ihm sein Gegner die Spitze seiner scharfen Waffe in die Brust, ehe es die Sekundanten verhindern konnten. Beide sanken sinnlos zu Boden. Der Rittmeister war zwar nach vier Wochen wieder so weit hergestellt, daß er die Rückreise zu seiner sensüchtig harrenden Gattin antreten konnte; allein seine Gesundheit war zerrüttet, den sonst so blühenden, kräftigen Mann kannte man nach vier Wochen kaum noch. Gern wäre er noch in Breslau geblieben, hätte sich noch länger der Pflege seines geschickten Arztes anvertraut, allein die Briefe seiner heiß- und inniggeliebten Sophie, worin jede Zeile die zärtlichste Besorgniß, die heißeste Sehnsucht, ihn bald wieder in ihre Arme zu schließen, aussprach, ließ ihn nicht länger verweilen, er trat den Rückweg an.

Nur im langsamen Schritt und kurzen Tagemärschen durfte der weite Weg zurückgelegt werden, denn ein wüthender Schmerz durchwühlte bei der leisesten Erschütterung die wunde Brust.

So kam er an einem schönen Maiabende, wo die ganze Natur jubelte, wo im freundlichen Garten die Nachtigall flötete, wo im nahen Teiche die Frösche ihr eintönig Konzert aufführten, wo die Bienen und die Fliegen durch ihr leises Gesumme ihres Lebens sich freuten, in Ringelheim an, nur er, er konnte sich nicht freuen, sein Kommen verbreitete Kummer und schmerzliches Herzweh. Eine lange Minute hatte Sophie auf den steinernen Stufen unter dem Balkon des Hauses gestanden und hatte mit einem seltsamen Gemisch von Schmerz und Freude in das bleiche Antlitz, in das matte Auge ihres geliebten Gatten geschaut. Es war dem liebenden Weibe, als solle sie in sich selbst zusammensinken, als sie bemerkte, daß ihr Gatte nicht mehr wie sonst mit einem Sprunge aus dem Wagen an ihrem Halse lag, sondern sich nur langsam erhob und ihr mit einem schmerzlichen Lächeln seine Hand reichte.

Allbarmherziger Gott! rief sie, wie muß ich Dich wiedersehen, mein geliebter Gatte! Doch schnell faßte sie wieder Muth, denn sie bemerkte, daß Güldenhorn körperlich und geistig einer kräftigen Stütze bedurfte, daß seine Seele eben so krank als der Körper war. Sanft zog sie ihn an ihre Brust und führte ihn auf sein Zimmer. Du warst gewiß recht krank, mein Herrmann, sagte sie dann, und in der Fremde konntest Du nicht wieder genesen; aber hier unter meiner Pflege sollst Du bald gesund und stark werden.

Güldenhorn drückte ihr dankbar die Hand. Ja, ja! bei Dir ist mir wohl, bei Dir bin ich glücklich. O wäre ich nie von Deiner Seite gewichen, wäre ich immer bei Dir geblieben, ich wäre tausendmal glücklicher! doch es ist zu spät, der Keim des Todes liegt in dieser Brust.

O nein, nein! tröstete Sophie, glaube das nicht, mein Herrmann, die weite Reise hat Dich angegriffen, schon morgen wirst Du Dich in meiner Nähe weit besser befinden. Güldenhorn drückte sie sanft an seine Brust und eine Thräne dankbarer Rührung stahl sich in sein Auge. Engel unter den Menschen! rief er, wenn irgend ein Wesen ganz glücklich zu seyn verdiente, so bist Du es, und ich, ich konnte leichtsinnig, Weib und Kind vergessend, mich solcher Gefahr aussetzen, o es ist entsetzlich.

(Fortsetzung folgt.)

Geld.

(Schluß.)

Diese interessante Seite, welche die Geldmenschen am Gelde aufgefunden haben, nennen sie im Allgemeinen „Interesse," und da sie die vielfache Zahl hievon besonders lieben: „Interessen"; sie wissen jedoch dieses Thema in den verschiedensten Tonarten zu variiren und crescendo und decrescendo einen solchen Effekt hervorzubringen, daß Manchem von ihnen selbst bei einem dergleichen Geldkonzerte Hören und Sehen vergeht.

Das nun, was „Interessen" titulirt wird, und eben so wohl zur reinen als unreinen, zur niedrigsten wie zur höheren Mathematik gerechnet werden kann, ist viel zu wichtig, als daß es unter der Rubrik: „Geld" kurz abgefertigt werden dürfte. Jener ehrliche einfache Deutsche, welcher glaubte, daß das Wort „Interessen" von Essen herkomme und zum Essen gehöre, hatte so gar Unrecht nicht; die Interessen können eben so gut für ein Geld des Reichen angesehen werden, welches den kleinen Besitzstand des Armen auffrißt, wie sie im Gegentheil als ein Geld betrachtet werden können, das, lebendig geworden, erst seinen wahren Werth erhält, und dann helfen und unterstützen kann.

Das Geld soll ein Mittel seyn, den Werth der verschiedenartigsten Gegenstände gleichmäßig abzuwägen und den Austausch des Eigenthums zu erleichtern. Als ein solches Mittel haben die Phönizier das Geld erfunden und angewandt; und so lange es nur recht wenig Geld gab, so ist es immer in diesem Sinne gebraucht worden und es hatte auch dagegen nichts einzuwenden.

Als man aber das Geld zu schlagen anfing, als man es in immer größeren Massen und fortissimo zu schlagen anfing, als man das Schlagen des Geldes zur unterhaltendsten Kunst der Welt machte und mit dem Schlage nicht zufrieden, es auch noch zu drucken begann, da wurde das Geld endlich wild und emanzipirte sich; jetzt ist es sein eigener Herr geworden, es hat seinen eigenen Werth und ist durchaus kein Mittel zur Ausgleichung von Werthen mehr; ja man hat sogar einen Preis auf dasselbe gesetzt.

Viele Leute, welche, wenn sie kein Geld besäßen außer einigen Dummheiten und Schlechtigkeiten durchaus nichts besäßen, werden zu reichen Besitzern durch — Thaler und Dukaten. Die Hüte werden vor ihnen perpetua mobilia, und unterthänigste Diener umkriechen sie wie Regenwürmer. Nehmt einem solchen Geld-Götzen seinen Mammon und man wird ihm ins Gesicht niesen und auf die Hühneraugen treten. Ist es ein Wunder, wenn so ein Wicht auf sein Geld hält und es auf alle möglichen ordentlichen und außerordentlichen Arten zu vermehren trachtet? Hat er nicht das Recht zu meinen, daß im Gelde sein Glück stecke, da er ohne Geld gar nichts werth ist?

Hat sich das Geld nicht so weit emanzipirt, daß es ein Götze geworden ist, der furchtbare Opfer fordert? Trifft man auf den Bahnen zu seinen Mysterien nicht ganze Rotten von Hehlern und Stehlern, von Wucherern und Betrügern, die es kaum erwarten können, sich für ihren Abgott martern zu lassen.

Wehe! wenn das Geld so verkannt wird!

Aber wohl dem, der das Geld richtig erkennt! Eine Tausendgulden-Note schlecht angewandt, ist ein Ding, das Flüche und Verwünschungen verdient; allein gut verwendet kann sie wahre Zauberkünste üben. Eben so gut als ich mit einer Faust voll Silber mir Kopf- und Magenschmerzen kaufen kann, eben so gut vermag ich damit einem hungrigen Nächsten ein fröhliches Mahl zu bereiten und seinem Munde Segnungen zu entlocken.

Eine Summe, und sey es die größte, die irgendwo in Gefangenschaft liegt, hat keinen Werth, bis sie an das Tageslicht tritt und sich in Suppe und Rindfleisch, in Stiefel und Hut, in Haus und Hof verwandelt.

Wenn Jemand auch eine Million geschenkt bekäme, aber mit der Bedingung, daß er sie nie anrühren dürfe, welchen Werth hätte sie für ihn? Welchen Werth haben jene verlornen Schätze, deren Verstecke Niemand kennt?

Das Geld ist da, damit wir uns das Nothwendige, Gute und Schöne verschaffen; das Geld ist zum Ausgeben! Um es aber ausgeben zu können, muß man es früher besitzen. Man arbeite und spare das Erworbene, um es vernünftig ausgeben zu können!

Durch Geld
Erhält
Man dann erst einen wahren Menschenwerth,
Wenn man das Geld des Guten halber ehrt.

Der Untergang des Royal Charter.

Ueber das in Nr. 256 und 258 der Zeitung gemeldete traurige Ende des „Royal Charter" liegt jetzt gräßliche Gewißheit vor. Von dem schönen Schiffe und den 498 Menschen, die es von Melbourne herübergebracht hat, sind nur mehr unförmliche Trümmer zu finden und nur neununddreißig Personen unter den Lebendigen. Die Fahrt bis an die irische Küste war auch nicht vom geringsten Mißgeschicke unterbrochen worden; in Queenstown landeten einige Passagiere, dann wurde die Fahrt nach Liverpool fortgesetzt. Da sprang am Dienstag Mittags der Wind nach Ost-Nord-Ost um, dann kam der Sturm, der beim Einbruch der Nacht zum wüthenden Orkan wurde. Um 6 Uhr Abends steuerte der Kapitän vor Point Lynas hin und ließ Raketen steigen, um einen Lootsen an Bord zu ziehen. Aber kein Lootse kam, und da der Kapitän (Taylor) sah, daß sein Schiff allzu stark gegen die Küste zutrieb, ließ er zwei Anker fallen, um es zum Stehen zu bringen. Die Ankerketten konnten dem Sturme nicht widerstehen, sie brachen entzwei. Auch die Maschine war nicht vermögend, dem Orkane Trotz zu bieten, und ungeachtet sie mit ganzer Dampfkraft gegen ihn ankämpfte, warf er um 3 Uhr Morgens das unglückliche Fahrzeug auf die Felsen der Küste. Dort lag es in etwa vier Faden Wasser auf der einen Seite, und vor den gewaltigen Stößen, die es jetzt unausgesetzt durch die Wellen auszustehen hatte, fing auch den Beherztesten der Muth zu schwinden an. Bisher hatten von den Passagieren, zumeist Frauen und Kindern, die Wenigsten eine Ahnung von ihrer gefährlichen Lage gehabt. Es herrschte die beste Ordnung und Mannszucht, und der Kapitän selbst begab sich in die Kajüte hinab, um den Frauen jede Besorgniß auszureden. Das war kurz vor der Katastrophe. Es folgte Stoß auf Stoß gegen den

Felsen, und die Brandung schlug über das Deck hinweg und drang bis in die unteren Räume. Früher — das muß noch erwähnt werden — waren die Maste über Bord geworfen worden, ohne daß die Lage des Schiffes dadurch erleichtert worden wäre, war auch durch einen muthigen portugiesischen Matrosen, der sich durch den Schwall durcharbeitete, ein Tau nach dem nahen Lande gebracht worden, das einigen Matrosen das Leben rettete, aber durch einen Ruck des Schiffes gar bald entzweigerissen wurde. Wie gesagt, es folgte Stoß auf Stoß, und der Kapitän hatte eben mit der menschenfreundlichen Lüge, daß keine Gefahr vorhanden sey, die große Kajüte verlassen, als das Schiff durch mehrere rasch auf einander folgende Wellen auf dem Felsen bald um seine eigene Achse herumgeworfen wurde. Gegen solche Gewalt hielt weder Holz noch Eisen Stand. Das Schiff barst in der Mitte und versank in die Tiefe. Kurz darauf spaltete sich noch das Vordertheil der Länge nach und erschlug oder begrub die Meisten von denen, die an dieser Stelle angesammelt gewesen waren. Kapitän Taylor war der Letzte, der lebendig an Bord gesehen wurde. Er ist mit allen seinen Offizieren ertrunken. Die heute am Leben sind, retteten sich entweder früh genug an jenem Tau, das ein Matrose glücklich durch die Brandung ans Land geschafft hatte, oder wurden willenlos und bewußtlos durch die Wellen auf den Strand geschleudert.

Am Allerseelentag.

Am Allerseelentag
Bluten die Wunden nach
Und bitt're Thränen fließen,
Wehmuth erfüllt das Herz,
Nagen wird mancher Schmerz,
Eh' sich die Wunden schließen.

Am Allerseelentag
Knie'n wir am Sarkophag,
Gedenkend uns'rer Lieben;
Wer, was ihm werth, verlor,
Hebet den Blick empor
Mit frommbewegten Trieben.

Am Allerseelentag
Sind alle Geister wach,
Umschweben uns die Todten!
Trauert dein Herz auch fort,
Sendet der Seelenhort
Dir tröstend lichte Boten.

Am Allerseelentag
Gib, wenn der Schmerz noch wach,
Einkehr dem Himmelsfrieden!
Denke, was Gott verhieß:
Wer fromm die Welt verließ,
Ist selig hingeschieden.

Am Allerseelentag
Blute die Wunde nach,
In Sehnsucht nach den Todten
Mögest doch Tröstung du
Finden und Seelenruh',
Die von dem Herrn geboten!

Am Allerseelentag
Bete am Sarkophag
Um Geisteslicht und Stärke;
Glaube soll innerlich
Laben und heben dich,
Lobpreisend Gottes Werke.

Am Allerseelentag
Sinne mit Ernste nach,
Bedenkend nahes Ende.
Weile nur gern am Grab,
Schließe dich gerne ab,
Fromm faltend deine Hände!

Wasserlos.

M. Graf zu Bentheim.

Mannigfaltigkeiten.

Das Journal du Cher erzählt: Jüngst verurtheilte das Kriegsgericht zu Bourges einen Soldaten vom 30. Linien-Regiment zu einem Jahre Gefängniß, weil er einem Kameraden 6 Frs. und ein Paket Tabak entwandt hatte. Selbigen Tages empfing der Verurtheilte die Nachricht, daß er in der Lotterie des Orphelines auf sein Loos 70,000 Frs. gewonnen habe. Der Arme muß nun zwölf Monate nach dem Besitze seines Reichthums schmachten.

Lord Winchelsea hat gegen den Herzog von Beaufort eine Wette von 25,000 Frs. gemacht. Er läßt in der Rennbahn von New-Market drei Pferde laufen, jedes mit 54 Kilo belastet, und der Andere zehn Hunde. Das Pferd, welches, oder der Hund, der zuerst ankommt, soll die Wette gewinnen.

Redakteur: Gustav Reffert.
Druck und Verlag der A. Walland'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 262 Donnerstag, 3. November 1859.

Die Wittwen und ihre Pflegekinder.

(Fortsetzung.)

Was Du thatest, mein Herrmann, gebot Dir die Ehre, entgegnete ihm Sophie, und wenn auch nicht schnell wird Deine völlige Genesung hier vor sich gehen.

Was der menschliche Geist nur ersinnen und thun konnte, das geschah an dem Rittmeister, allein leider ohne günstigen Erfolg. Ein edler Theil im Innern der Brust mußte verletzt seyn, denn schon nach einigen Wochen stellte sich ein Bluthusten ein, den kein Arzt und keine Medikamente zu hemmen vermochten. Sophie, die den zuverläßigen Tod ihres Gatten vor Augen sah, war untröstlich, jedoch ließ sie ihrem Schmerze, ihren Thränen dann nur freien Lauf, wenn sie sich mit der Amtsräthin, ihrer würdigen Pflegemutter, allein befand, in Gegenwart ihres Gemahls zeigte sie meistens ein heiteres Gesicht; so wußte sie auch fast jeden Tag einen neuen Trostgrund aufzufinden, der den Unglücklichen nicht selten auf Stunden von seinem Schmerzenlager erhob, denn mit mehr Widerwillen konnte wohl Niemand an den Tod denken, als er.

Unter einer Art von Vegetation — Leben konnte man es kaum nennen, verfloß langsam ein Tag des schönen Sommers nach dem andern, und als der Herbst sich nahte, als das schöne Grün der Bäume und Blumen eine andere Gestalt und Farbe annahm, als die Schwalbe schon dem wärmern Süden zugezogen war, da nahte die letzte herbe Stunde, da forderte mit furchtbarer Gewalt der unerbittliche Tod sein Opfer.

Sanft entschlummerte der Rittmeister in den Armen seiner höchst unglücklichen Gattin, die in ihm ihr höchstes Gut verlor. Bis zu dem letzten Athemzuge war sie Herrin ihrer Gefühle, ihrer Thränen gewesen, und auch da noch, als sie die starre Leiche sanft niederlegte, feuchtete keine Thräne ihr schönes Auge, wohl aber bemächtigte sich ein entsetzlicher Starrkrampf ihrer, der die Umstehenden mehrere Stunden in der furchtbaren Ungewißheit ließ, ob sie ihrem Gatten gefolgt, oder zu einem neuen Leben erwachen würde.

Auch das Auge der Amtsräthin ruhte starr und thränenlos auf dem viel zu früh Dahingeschiedenen. Vater im Himmel! rief sie dann still betend: Deine Wege sind unerforschlich und Dein Wille heilig und gerecht; aber es ist doch zu hart. Ich will nicht richten mit Dir, Vater im Himmel, aber was that denn dieß unschuldige Geschöpf, das noch nie einen Wurm, einen Schmetterling betrübte, dieß herrliche Wesen, das nur athmete und lebte, um andern Menschen Freude zu machen, was that es Dir? O, nimm auch sie hin, Vater im Himmel, und vereinige sie wieder mit dem, der ihr das Liebste auf dieser Welt war, ihr Herz, ihr Lebensmuth ist ja doch gebrochen, sie gleicht von jetzt an nur einer Pflanze, die ohne Regen und ohne Sonnenschein vegetirt. Und ich, warum muß ich noch leben, zu welchen höhern Leiden willst Du mein Daseyn noch fristen? — Dunkel sind der Vorsehung heilige Wege, aber sie führen ins Helle, flüsterte eine geheime Stimme. Die Amtsräthin warf einen Blick nach oben und einen schwerer Seufzer entstieg ihrer Brust. So steh ich denn nun ganz allein in diesem großen Schöpfungsraume, wüst und öde ist Alles um mich her, die ich mehr wie das eigene Leben liebte, sie liegen, zwei Leichen, mir zur Seite. — Nein, sagte sie dann nach einer langen Pause, Sophie ist ja nicht todt, sie lebt noch. — Mit ausgebreiteten Armen warf sie sich auf die erstarrte Hülle, und ihre Küsse, ihre heißen Thränen, riefen sie nach einer fürchterlich langen qualvollen Stunde wieder in das Leben zurück.

Wir wollen es nicht versuchen, den gränzenlosen Schmerz der jungen Frau, der lieblichsten Blume in des Schöpfers großen Garten, zu beschreiben, es möchte verlorne Mühe seyn, nur ein Trost war ihr geblieben, ihr Kind. Sie drückte es mit Schmerz an ihre Brust und sagte: mich machte der Tod meiner beiden Eltern gänzlich zur Waise, Dir ist noch eine Mutter geblieben, wenn Dir aber diese der unerbittliche Tod entreißt, dann, Vater im Himmel! dann führe sie in die Arme einer solchen Pflegemutter, wie diese mir gewesen.

Fünf Monate waren verstrichen, der erste Schmerz überwunden, die kleine Helena konnte schon allein laufen und mehrere Wörter verständlich und deutlich sprechen, da rüttelte ein unvorhergesehener Zufall das ruhige Stillleben mit Einemmale wiederum gewaltsam auf.

Der verstorbene Rittmeister Güldenhorn hatte, wie schon erwähnt, noch einen Bruder, der um zwei Jahre jünger war als er. Beide Brüder hatten nichts mit einander gemein, als daß sie von einer Mutter waren geboren worden. Alle Tugenden, die dem Rittmeister in einem hohen Grade zu Theil geworden waren, fehlten diesem gänzlich. Er war in einem hohen Grade leichtsinnig, seine Handlungen zeigten nicht selten sogar den Stempel der Gewissenlosigkeit, dazu war er ein Verschwender. Er hatte die Rechte studirt und es bereits zum Assessor gebracht, indem er bei einer leichten Fassungsgabe, ohne Fleiß zu verwenden, dennoch viel gelernt hatte. Leichtsinnig und ein großer Hang zur Verschwendung hatten seinen nicht unbedeutenden Vermögenstheil von väterlicher Seite schon während seiner Studienjahre aufgerieben, und jetzt, wo er für seine vielen Bedürfnisse nur einen geringen Gehalt bezog, hatte er schon eine Schuldenlast auf sich gewälzt, die selbst in einer Reihe von Jahren, bei verbessertem Gehalt, zu tilgen gar nicht möglich war. Der Rittmeister hatte von einem ererbten Vermögen von fünfzehntausend Reichsthalern, welches schon von seinem vierzehnten Jahre an von rechtlichen Vormündern war verwaltet worden, nur dreitausend verbraucht, besaß also noch nach seinem Tode zwölftausend, welche er wieder auf seine hinterlassene Wittwe und sein Kind vererbt hatte. Des Assessors Vermögen war eben so treulich verwaltet worden, allein, er hatte während seiner Universitäts- und Kandidatenjahre so viele Schulden gemacht, daß, als er nach zurückgelegtem fünfundzwanzigsten Jahre sein Vermögen in die Hände bekam und seine Schulden bezahlte, ihm nur noch eine geringe Summe übrig blieb. — Schon seit drei Monaten drückte ihn ein Wechsel, den der Darleiher noch einmal auf sechs Monate prolongirt hatte, am Tage der abermaligen Verfallzeit aber den Assessor mit Arrest bedrohte. Längst schon hatte er auf seines nun verstorbenen Bruders Vermögen seine Augen gerichtet, und hätte dieser nicht die unverzeihliche Dummheit begangen und sich auf seinem Marsche in ein einfältiges Landgänschen vergafft, und wäre, was noch wünschenwerther gewesen, in der Schlacht am Arganner Walde in der Champagne geblieben, so wäre er sein einziger Erbe gewesen. Jetzt stand das Vermögen zu fest, so daß auf keine Weise, rechtlich oder unrechtlich, etwas davon an sich zu bringen war. Der Wechsel aber mußte, wenn er nicht das Schlimmste erwarten wollte, in drei Monaten bezahlt werden, und Aussichten waren nicht vorhanden; da fiel ihm die Schwägerin ein, die nach seinem Dafürhalten eine einfältige Person seyn mußte.

Nach langer und reiflicher Ueberlegung stellte er, die Handschrift seines Bruders getreu nachahmend, einen Wechsel über vier Tausend Thaler aus. Der Wechsel besagte, daß er, der Rittmeister, diese Summe vor dem Feldzuge zu seiner Equipirung bedürfe, und war, da man das Ende des Feldzugs nicht vorher bestimmen könne, auf zwei Jahre ausgestellt. Hiernach nahm er Extrapost und fuhr nach Ringelheim.

Wäre der Assessor ein eben so liebenswürdiger, ein eben so solider Mann gewesen als sein Bruder, es wäre ihm vielleicht gelungen, die trauernde Wittwe durch List zu gewinnen; allein verschiedene Aeußerungen des Verstorbenen hatten ihn schon im Voraus bei der Frau Rittmeister nicht allzu günstig empfohlen. Auf den ersten Blick konnte ein nicht sehr geübter Menschenkenner ein wüstes, verabscheuungswürdiges Leben in seinen Zügen lesen. Auf den ersten Blick konnte Jeder erkennen, daß das Wort Tugend nur ein leerer Schall in seinen Ohren war, und leicht errathen, daß schon manche Unschuld seine Bekanntschaft mit bittern Thränen bereute.

Es dämmerte bereits schon, als der Mann, dessen Bekanntschaft wir so eben gemacht, unter dem lauten Geschmetter des Posthorns vor dem Schlosse der Amtsräthin hielt. Mutter und Tochter eilten, über den unerwarteten Besuch verwundert, ans Fenster, allein den fremden Mann, der eben im Begriff war, auszusteigen, erkannte keine von Beiden. Indeß waren schon die Leute der Amtsräthin herbeigeeilt, und nicht lange, so meldete der Bediente den Herrn Assessor Güldenhorn. Eben als dieser das Zimmer wieder verlassen wollte, trat der Assessor schon ein, und wie er wohl unter den beiden Damen die unrechte nicht wählen konnte, so eilte er rasch auf Sophie zu, und mit den Worten: Frau Schwester, umarmte er sie und drückte, ehe sie es verhindern konnte, einen Kuß auf ihren Mund. Dieser Kuß, obgleich von den zu Tausendmalen auf die unwürdigste Art gemißbrauchten Lippen höchst widerlich, würde dennoch verzeihlich gewesen seyn, wenn sein ferneres Betragen von anderer Art gewesen wäre. Ohne seines verstorbenen Bruders nur mit einem Worte zu erwähnen, ohne der tiefbetrübten Wittwe nur die geringste Theilnahme über ihren schmerzlichen Verlust zu erweisen, lobte er nun den Geschmack und die Wahl desselben, und pries die Anmuth und die Reize seiner schönen Schwägerin. Die Rittmeisterin stand längere Zeit aufs Höchste betroffen und verwundert da, und wußte nicht, was sie auf ein so unedles, ihr Zartgefühl aufs Aeußerste

beleidigendes Betragen erwidern sollte. Nach einiger Ueberlegung faßte sie Muth und fragte mit kalten Worten: und der Zweck Ihres Besuchs, Herr Assessor?

Etwas verwundert über den kalten, stolzen Ton rief er lachend: was weiter, Frau Schwester, als Sie ganz charmante Frau näher kennen zu lernen und nebenbei ein kleines Geschäftchen in Ordnung zu bringen.

Ein Geschäft, fragte verwundert Sophie: und welches, wenn ich fragen darf? So viel mir bekannt, hat mein verstorbener Gemahl all seine Angelegenheiten vor seinem Ende in Ordnung gebracht, ich bin deßhalb, zu hören —

Ich bitte Sie, Frau Schwester, sprechen wir später davon, unterbrach er sie, es ist nur eine Kleinigkeit. Sie haben ein Kindchen von meinem verstorbenen Bruder, lebt es, ist es gesund und munter?

Eine Tochter, entgegnete noch viel kälter als früher die Rittmeisterin, sie lebt, ist gesund und heiter; die Wärterin wird sie so eben schlafen gelegt haben.

So, so, nun da werde ich sie morgen sehen.

Ja wohl, morgen, entgegnete die Rittmeisterin, da ich aber schon seit mehreren Stunden von heftigem Kopfweh geplagt werde, so erlauben Sie, daß ich mich auf mein Zimmer begebe. Ohne seine Einwendung anzuhören, verbeugte sie sich und ging.

Bis jetzt hatte der Assessor noch kein Wort an die Amtsräthin gerichtet.

(Fortsetzung folgt.)

Der Nordpolfahrer MacClintock.

Kapitän F. Leopold MacClintock, der jetzt oftgenannte Nordpolfahrer, ist im Jahr 1820 in der irischen Stadt Dundalk (Grafschaft Louth) geboren, trat schon im Jahr 1831 vor vollendetem zwölften Lebensjahr in die königl. Flotte, und ward 1845, zur Anerkenntniß seiner ausgezeichneten Dienste bei Rettung der an der Küste von Montevideo gestrandeten „Gorgon," Schiffslieutenant. Als solcher diente er zwei Jahre an Bord des „Frolic" im stillen Meer. Vorher und nachher aber machte er treffliche Fachstudien im königl. Marinekollegium zu Portsmouth. Im Jahr 1848 nahm er unter Sir James Roß, dem Befehlshaber der Schiffe „Enterprise" und „Investigator" an der ersten Polarfahrt zur Aufsuchung der vermißten Schiffe „Erebus" und „Terror" und ihres Führers Sir John Franklin Theil. Auf dieser und den zwei nächstfolgenden Expeditionen zu demselben Zweck zeichnete sich M'Clintock aus, besonders durch seine weiten und umsichtigen Erforschungswanderungen zu Fuß. Im Jahr 1849, wo er Sir James auf einer Reise längs der nordwestlichen Küste von Nord-Somerset begleitete, wanderten sie 500 englische Meilen weit, und waren vierzig Tage von ihrem Schiff abwesend. Im Jahr 1851, als Theilnehmer an der Expedition unter Kapitän Austin, legte er in 80 Tagen eine Fußreise von mehr als 900 Meilen zurück. Das Jahr 1853 fand M'Clintock vor Melville-Eiland als Befehlshaber des königlichen Dampfbootes „Intrepid," eines von den vier Schiffen, die zur Aufsuchungsexpedition unter Sir E. Belcher gehörten. M'Clintock wandte damals sein Augenmerk besonders dem Reisen auf Schlitten zu, und brachte es zu großer Vollkommenheit. Die verschiedenen Schlittengesellschaften die von den Schiffen auf Nachforschung auszogen, legten über 2400 Meilen zurück und nahmen ein paar tausend Meilen bisher unerforschter Küstenlinie auf, die jetzt auf den Karten verzeichnet stehen. M'Clintock selbst machte 1853 theils zu Schlitten, theils zu Fuß, in 105 Tagen eine Wanderung von 1400 Meilen; was vor ihm keiner gethan hat, und vielleicht keiner nach ihm thun wird. Diese Leistungen, das Ergebniß geschickter Berechnung, entschlossensten Muths und unverwüstlicher Ausdauer, gewannen ihm die Beförderung zum Kommander, und dann zum Kapitän. Durch seine letzte Reise mit dem „Fox" aber hat er sich einen hervorragenden Platz unter unsern heldenmüthigen Nordpolfahrern erworben. Er erreichte damit, was elf vorausgegangenen Expeditionen mißlungen war — er hellte das „große Franklin-Geheimniß" endlich auf. Ein einziges Schiff, eigentlich eine bloße Yacht von ungefähr 200 Tonnen Gehalt, aus Privatmitteln ausgerüstet und mit 4 Offizieren und 20 Matrosen bemannt, bildete die ganze Expedition. Bei dem ersten Versuch des „Fox", die Baffin's Bay zu durchkreuzen, ereignete sich einer jener ernsten Unfälle, die bei der Schifffahrt im Polarmeer vorkommen: das Schiff gerieth in Treibeis, und blieb acht Monate lang, vom 18. August bis zum 25. April, darin festgeklammert, während die Eismasse bis zum letztgenannten Tag 1200 Meilen weit sich in südlicher Richtung fortschob. Endlich wurde das Schiff durch einen plötzlichen Bruch der nach allen Seiten hin meilenweiten Eisfläche befreit. Die weitern Ergebnisse der Expedition brauchen wir nicht zu wiederholen, nachdem solche, in Nr. 235 der Erheiterungen mitgetheilt, noch in frischer Erinnerung unserer Leser sind; wir wollen nur noch erwähnen, daß, während der Hauptzweck des Unternehmens immer fest im Auge behalten wurde, doch keine Gelegenheit, die Sache der Wissenschaft zu befördern, unbenutzt blieb. Wissenschaftliche Beobachtungen aller Art, astronomische, über Erdmagnetismus, Ebbe und Fluth,

Strömungen und atmosphärische Erscheinungen wurden in Menge gemacht und sorgsam aufgezeichnet und nicht minder hat M'Clintock das Londoner Nationalmuseum mit wohlerhaltenen naturhistorischen Sammlungen bereichert, welche die Kenntniß von der Geologie, der Flora und Fauna jener fernen Gegenden erweitern. Wiewohl Kapitän M'Clintock mehr harten arktischen Seedienst gesehen, als vielleicht irgendein anderer Seemann, indem er sieben Winter im Polarmeer zubrachte, und auf seinen verschiedenen Wanderungen über 3500 Meilen zu Fuß oder im Schlitten zurücklegte, hat doch seine Gesundheit nicht im Mindesten gelitten. Wie schon erwähnt, hat Lady Franklin dem wackern Seemann ihr Schiff zum Geschenk gemacht. (Nach einer neuern Notiz hat M'Clintock das Geschenk dankend abgelehnt.)

Mannigfaltigkeiten.

Aus der kleinen Schweiz können wir eine Thatsache mittheilen, die so recht schlagend beweist, wie dort Vaterlandsliebe und Patriotismus schon von Jugend auf gepflegt und gefördert werden. Die weltgeschichtliche Bergwiese am Vierwaldstätter See, das Rütli, wo der von unserm Schiller so schön geschilderte Schwur der drei Männer von Schwyz, Uri und Unterwalden gen Himmel tönte, sollte Anfangs dieses Jahres an einen Spekulanten verkauft werden, der ein Hotel darauf zu bauen beabsichtigte. Die Presse bemächtigte sich sofort dieser Angelegenheit, die sie als eine Schmach für die Schweiz hinstellte, und forderte zu einer Subskription, behufs Ankaufs des welthistorischen Plätzchens, auf. Der Vorschlag, die Aufbringung der dazu nöthigen Mittel (50,000 Franks) der Jugend zu überlassen, fand allgemeinen Beifall und ward sofort in allen Schulen und Privatinstituten ins Werk gesetzt. Jetzt — nach einigen Monaten — liegt das Resultat vor. Nicht 50, sondern 95,000 Frs. sind eingegangen, das Rütli ist angekauft und bleibt ein freies Eigenthum der Schweizer, die sich und ihrer Vaterlandsliebe dadurch ein ehrendes Denkmal setzten. Kein Hotel und Tellergeklirr wird den historischen Platz entheiligen. Und Deutschland! Das mächtige, große, bundesbeglückte Deutschland mit seinen reichen Fürsten und geldstrotzenden Banquiers und wohlhabenden Bewohnern — was thut Deutschland? Oben auf der Höhe des Teutoburger Waldes, wo Hermann einst das theure Vaterland von römischer Knechtschaft errettete, hoch oben, so recht zur Schande des ganzen Landes, liegen die Steine eines Denkmals, welches ein wackerer Künstler im Vertrauen auf Deutschlands Unterstützung dem edlen Vertheidiger des heimathlichen Bodens errichten wollte. Gesammelt ist allerdings worden, aber Deutschland hat den Künstler schmählich im Stich gelassen. Schild und Arm der kolossalen Statue liegen seit Jahren im — Versatzhause, und der arme Künstler hat seine Arbeit einstellen müssen, da im ganzen großen Deutschland kaum die Kosten des Sockels zusammengeschnurrt werden konnten. Vielleicht hätte eine Pfennigsammlung in den deutschen Schulen das Denkmal vor dieser Schmach gerettet — vielleicht auch nicht!

Ein Namensvetter Shakespeares hat testamentarisch die Summe von 2500 Pfund Sterling zur Gründung eines Museums im Shakespeare Hause in Stratford am Avon hinterlassen und durch das nämliche Testament seinen Testamentsvollstreckern aufgetragen, von den Revenuen des hinterlassenen Kapitals eine Summe von jährlich 60 Pfund zur Bezahlung eines Wächters zu verwenden, dessen Pflicht seyn soll, das Haus und Museum den Reisenden zu zeigen, und ein Buch zu halten, in welches Jedermann seinen Namen und seine prosaischen und poetischen Gedanken einschreiben kann.

[Patentwesen.] Der kürzlich erschienene nordamerikanische Patentbericht für 1857 ist drei Bände stark mit den Beschreibungen von 2868 Patenten. Im Ganzen wurden deren 408 mehr ertheilt als 1856. Bemerkenswerth ist, daß wenig Patente auf Luxusartikel genommen wurden; 438 betrafen allein den Ackerbau. Im Durchschnitt kostete jedes Patent 60 Dollar, wovon auf die Prüfung 36 kommen.

Man hat jetzt entdeckt, daß die Frucht des als Zierbaum aus Indien eingeführten Sabindus Emarginata gequetscht und in Wasser geschlagen eine Seife gibt, die eben so fein ist, wie die beste Marseiller Seife, und dabei nicht das Aetzende hat, so daß sie die Farben durchaus nicht angreift. Der schöne Baum wird im Departement Finisterre längst gepflegt.

Unter den Transparenten bei der großen Illumination in Breslau zeigte sich auch ein Adler und ein Bär mit der Unterschrift:

„Hier der Adler, dort der Bär,
Nun, Franzose, komme her!"

Redakteur: Gustav Weffert.
Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 263 Freitag, 4. November 1859.

Die Wittwen und ihre Pflegekinder.

(Fortsetzung).

Er fragte sie deßhalb wie von ohngefähr: die Wittwe meines verstorbenen Bruders ist nicht Ihre leibliche Tochter?

Sie scheinen, entgegnete die Amtsräthin, nachdem sie ihn eine Zeit lang mit Verwunderung betrachtet, mit den Verhältnissen Ihres verstorbenen Bruders wenig bekannt zu seyn.

Sie haben Recht, unsere verschiedenartigen Geschäfte erlaubten kein öfteres Beisammenseyn, und war es einmal der Fall, dann hatten wir über wichtigere Gegenstände zu reden. Ueberdem war mein Bruder ein verschlossener Mann, von dem man selten mehr erfuhr, als was man ihm abfragte.

Dazu mag er wohl seine Gründe gehabt haben, dachte die wackere Frau. — So wissen Sie also nicht, fragte sie dann, daß die junge, liebe Frau schon seit ihrem fünften Jahre eine Waise war.

Kein Wort. Vermuthlich haben die verstorbenen Eltern ihr ein bedeutendes Vermögen hinterlassen?

Gerade so viel, daß es zu ihrer Beerdigung hinreichte.

So, so, sagte gedehnt der Assessor; es ist schade um die junge Frau, sie ist recht hübsch, allein ohne Vermögen möchte sich ein zweiter Mann schwerlich finden.

Herr Assessor! sagte nicht ohne Bitterkeit die Amtsräthin, die es empörte, daß der Liebling ihres Herzens wie eine Waare um eitles Geld sollte taxirt und verhandelt werden; Herr Assessor, ich bin unumschränkte Besitzerin eines Vermögens von einmal hunderttausend Thalern und kommt es auf mich an, wem ich es einst hinterlassen will, allein so viel kann ich Ihnen versichern, daß meine Pflegetochter nach dem Rittmeister, der nur allein die Gabe hatte, ein Wesen, wie sie es ist, glücklich zu machen, nie einen andern Mann mehr lieben kann und wird, am wenigsten aber einen solchen, der seine Hand nach ihrem Vermögen, als um ihres eigenen Selbst willen ausstreckte.

Das ist begreiflich, entgegnete im gleichgültigen Tone der Assessor, mein Bruder war ein sentimentaler Mann, dem ein sanftes Gemüth und ein hübsches Gesicht für sein Glück und seine Zufriedenheit genügte. Nun ist der Schmerz um seinen Verlust auch noch zu neu, allein das wird sich geben, so bald ein Mann, der seinen innern Werth fühlt und zu imponiren versteht, sich der jungen Frau naht.

Ich merke wohl, Herr Assessor, sagte gereizt die Amtsräthin, unsere Meinungen und Grundsätze stimmen nicht mit einander überein, brechen wir also davon ab. Sie zog die Klingel, der Bediente trat ein. Man führe den Herrn Assessor auf das für ihn bestimmte Zimmer und sorge für seine Bedürfnisse. Auch sie empfahl sich ihm, und der Assessor sah sich genöthigt, dem Diener zu folgen.

Auf seinem Zimmer angekommen, wo er sich seit sehr langer Zeit nicht so einsam, von aller menschlichen Gesellschaft abgeschnitten, wie hier befand, hatte er Zeit, über das, was er hier gesehen und gehört, nachzudenken. Wenn er sich die Gestalt der jungen Frau lebhaft vorstellte, so mußte er sich gestehen, daß er fast noch nie ein so reizendes Geschöpf gesehen hatte wie diese, und in Hinsicht auf ihre Bildung, nun darauf kam nicht viel an: ein gesunder Menschenverstand, die Erfahrung hatte er schon gemacht, der fehlte ihr nicht, und mehr war nach seinen Ansichten nicht einmal gut. Das Schönste aber war ihm die Bemerkung der Amtsräthin, daß sie ein disponibeles Vermögen von einmal hunderttausend Thalern besäße. Wahrhaftig, rief er sich selber zu, eine solche Gelegenheit bietet sich mir vielleicht nie wieder dar, ich könnte bei einem solchen Vermögen mein Amt, was mir ohnehin anfängt, lästig zu werden, quittiren und dennoch ein pomphaftes Leben führen. Hätte ich das geahnt, so hätte ich doch anders auftreten sollen. — Doch was schadet das, es sind ja nur Weiber, mit denen ich zu thun habe, ich wende den Pelz um und bin morgen ein anderer Mann. — Er nahm eine Wachskerze vom Tische und beschaute die an der Wand hängenden Oelgemälde und Kupferstiche.

Sie waren Alle von vorzüglichen Meistern und gaben Zeugniß von Geschmack. Er öffnete eine Thür und trat in ein freundliches Schlafgemach. Alles, was er hier sah, zeugte von Geschmack und Bildung der Besitzerin. Er kehrte wieder in sein Zimmer zurück und bemerkte zur Linken noch eine Thür. Sie war nicht verschlossen, er trat ein und befand sich in einem geräumigen, geschmackvoll dekorirten Saale. Zur Seite stand ein kostbarer Flügel, auch er war nicht verschlossen, er schlug einige Akkorde an und mußte sich gestehen, daß er noch nie solche Töne gehört hatte, und seine Begriffe von der Wittwe seines Bruders bekamen eine andere Richtung. Höher stieg jedoch seine Verwunderung, als er eine kleine Bibliothek von etwa dreihundert Bänden der vorzüglichsten deutschen, französischen und englischen Schriftsteller erblickte und sogar einige Uebersetzungen des Horaz, Virgil und Homer entdeckte. Und diese Bücher, er sah es ihnen an, sie waren nicht allein eine Zierde des Saals, sie waren auch, zwar sauber erhalten, doch gebraucht. Mein Bruder, dachte er, ist doch wohl kein so großer Narr gewesen, als ich ihn mir gedacht habe, es muß sich mit einem so hübschen Weibe unter so angenehmen Verhältnissen ganz charmant hier leben. Es wäre ganz allerliebst, wenn ich so manchen meiner Feinde zum Trotz meinen Abschied fordern und überhaupt eine Stadt verlassen könnte, wo Manches eben nicht zu meinem Lobe spricht.

Er stand eine Weile in Gedanken versunken, ihm fiel die schöne Müllerstochter ein, die er vor einem Jahr als die Braut eines wackern jungen Bürgers verführt, der aus Gram und Wuth Soldat geworden und ihm Rache geschworen hatte. Diesem dummen Wüthrig könnte ich dadurch ebenfalls entgehen, ich käme ihm aus den Augen und nach längerer Zeit hätte er die Geschichte vergessen. — Wohlan denn! ich spanne alle Segel auf und schon morgen muß das hübsche Weib mein seyn. Plagt mich die Langeweile hier, so habe ich eine hübsche Equipage hier bemerkt, dann fahre ich zur nächsten Stadt und werde mich da schon zu amüsiren wissen.

Er ging wieder in sein Zimmer, und mit dem Gedanken, hier schon im Kurzen den gebietenden Herrn zu spielen, legte er sich schlafen.

Mutter! rief die Frau Rittmeister als diese in ihr Zimmer trat, Mutter, wie ist es möglich, wie können zwei Brüder einander so unähnlich seyn. Fände ich nicht einen kleinen Familienzug in seinem verlebten Gesicht und hätte mir mein seliger Hermann nicht von ihm erzählt, hätte er ihn mir nicht als einen Wüstling und Verschwender geschildert, ich würde an seiner Aechtheit zweifeln.

Die Natur, meine liebe Tochter, begeht oft Mißgriffe, wovor der menschliche Verstand erbebt. Ist es mit meinem Friedrich nicht derselbe Fall? Hat unsere Erziehung daran Schuld? Oder haben wir sonst nicht gethan, was in unsern Kräften stand? Oder noch mehr, hat er etwa ein böses Beispiel an uns gehabt? Ich wundere mich jetzt, nachdem ich eine Weile mit mir selber zu Rathe gegangen bin, nicht so sehr über ihn und sein Betragen als anfänglich. Schon in seinem zwölften Jahre verlor er seine Eltern, wer kann wissen, wie gerade in den Jahren seine Erziehung vollendet wurde. Wahrlich! ich urtheile jetzt, wo ich nicht mehr mit ihm zusammen bin, nicht so hart über ihn.

Sie mögen recht haben, theure Mutter, Ihr weiches Herz legt stets den Maßstab nach jenem Unglücklichen an; aber es ist doch kein Aederchen, kein Gedanke von dem Seligen, den er Bruder nennt, in ihm aufzufinden. Ich glaube der Rittmeister hätte gegen keinen seiner Husaren so theilnahmlos, so lieblos sich erwiesen, wie dieser Mann gegen die Wittwe seines Bruders.

(Fortsetzung folgt.)

Die Reiterei sonst und jetzt.

(Aus den Fliegenden Blättern der Gegenwart.)

Wer von den Großthaten liest, welche die Kavallerie in den Schlachten des vorigen Jahrhunderts ausgeführt hat, und damit die Berichte der neuesten Schlachten vergleicht, in denen von der Kavallerie wenig die Rede ist, der kann bei oberflächlicher Beurtheilung der Dinge wohl zu der Ansicht kommen, mit der Reiterei sey es überhaupt aus, und man könne nichts Klügeres thun, als diese kostspielige Truppengattung, die ohnehin so schwer zu beschaffen und auszubilden ist, baldmöglichst abzuschaffen oder doch auf ein äußerst geringes Maß zu beschränken, wenn man ihrer noch zu bedürfen glaubt, um weither schnell Nachrichten einzuholen oder Meldungen und Befehle zu verschicken. Kommen nun noch die Schilderungen von der mörderischen Gewalt der neuern Feuerwaffen hinzu, so begreift man nicht, wie überhaupt Reiterei im Bereich derselben existiren, geschweige dann die Infanterie oder Artillerie noch einen Angriff wagen könne. Gibt es ja sogar Militär, welche in Zeitschriften eine bedeutende Reduktion der Kavallerie predigen, weil sie alles Heil der Schlachten vom Feuer erwarten und nur eben eine sehr natürliche Folge dieses mörderische Feuers übersehen, die sich sogar schon bei der Infanterie gezeigt hat: die Reaktion zu Gunsten des Nahgefechts, Mann gegen Mann.

Betrachten wir das Bild der Reiterei im vorigen Jahrhundert, wo sie unbestritten ihre glänzendsten Triumphe feierte. Sie war mit der Ausbildung

des Feuergefechts bei der Infanterie, als diese nur darin ihre Erfolge suchte; geradezu vernachlässigt worden, ganz ähnlich wie heu e hatte sich die Meinung verbreitet, daß Alles nur auf ein hageldichtes Feuer ankomme, um Schlachten zu gewinnen, nur daß man jetzt das zerstreute Gefecht neben dem geschlossenen hat, und allerdings besser schießt, schon darum. Im spanischen Erbfolgekriege war allerdings die kaiserl. Reiterei, welche der Herzog von Lothringen schon früher zu einer hohen Stufe der Vollkommenheit gebracht, noch gefürchtet, und Prinz Eugen bediente sich ihrer gern zur Entscheidung der Schlachten. Aber die Infanterie hatte doch schon das Beste gethan, und die allgemeine Ansicht über den Alleinwerth des Feuergefechts ließ die Kavallerie mehr und mehr bei den leitenden Kriegsmännern, vorzüglich in Preußen bei dem Fürsten Leopold von Dessau, in Geringschätzung fallen, welche sie denn auch bald, weil sie deßhalb in Allem vernachlässigt wurde, reichlich verdiente. Die Tage des Pappenheim, Johann von Werth, Bahner waren vergessen, die Schlacht von Fehrbellin, wo nur 5000 Mann brandenburgische Reiterei die Infanterie und Artillerie der sieggewohnten Schweden, 11,000 Mann stark, schlugen, die Entscheidungsschlacht von Hochstädt, in welcher die kaiserliche und verbündete Reiterei das feindliche Zentrum sprengte, lebten nur noch in schwacher Erinnerung. In der ersten Schlacht Friedrichs II. wurde seine Kavallerie auf beiden Flügeln über die Haufen geworfen, und kam nicht wieder zum Vorschein, in der von Sorr versagte die österreichische in dem entscheidendsten Augenblick.

Aber schon bereitete sich der Umschwung vor, welcher die Reiterei auf den Gipfel des Ruhmes erhob. Unablässig wurde an ihrer Ausbildung gearbeitet, um sie ihrem wahren Elemente: dem Alles niederwerfenden Ungestüm des Anlaufs und der vernichtenden Kraft der blanken Waffe, wiederzugeben. Schon bei Hohenfriedberg, 1745, zeigte sie sich in jener unsterblichen Attake, durch welche ein Regiment Dragoner 22 Bataillone zersprengte und 66 Fahnen eroberte: es ist das preußische Regiment, das jetzt Königin-Küraissiere heißt. Die glorreichste Zeit der Kavallerie begann aber mit dem siebenjährigen Kriege. Wer hat nicht von Seidlitz gelesen, von der Schlacht von Roßbach, von der von Zorndorf? Bei Leuthen, der Musterschlacht des großen Königs, entschied ebenfalls die Kavallerie, hier unter Driesen; es war ein Erfolg, der mit den schönsten von Seidlitz verglichen werden kann. Aber auch die Preußen empfanden das Schwert ihrer Gegner. Bei Kollin waren es drei sächsische Reiterregimenter, welche die Entscheidung herbei führten; ihnen schlossen sich österreichische zu jener Attake an, welcher das preußische Fußvolk erlag.

Damals dieselben Waffen (mit Ausschluß der Lanze), dieselben Reitergattungen, schwere und leichte, dieselben Mittel und Siege wie heute! In zwei Glieder waren die preußischen Schwadronen, in drei Glieder noch die der übrigen Mächte rangirt, die Regimenter der schweren Reiterei meist fünf — bei den Oesterreichern dann sechs —, die der leichten zehn (acht) Schwadronen stark. In der Schlachtordnung stellte sich die Kavallerie auf beide Flügel in gleiche Fronthöhe mit der Infanterie in zwei Treffen hintereinander; meist bildete sie auch noch ein drittes Treffen, das hinter der Mitte stand. Im ersten Treffen hielten die Küraissiere; fast überall in weißen Kollets, nur mit Brustharnischen (auch diese waren eine Zeit lang abgeschafft), statt des Helms einen dreieckig aufgeschlagenen Hut mit kurzem Federbusch, und große Reiterstiefel tragend. Ihre gefürchtete Waffe war der lange, schwere Degen, gewöhnlich Pallasch genannt. Zwischen den Schwadronen waren in der Aufstellung kleine Zwischenräume gelassen, diese wurden aber in der Attake gewöhnlich geschlossen; man nannte dieß en muraille, und wirklich stürmte dann auch, geschlossen wie eine Mauer, die Linie der Reiter — so hießen die Küraissiere vorzugsweise — auf ihren schweren, mächtigen Pferden gegen den Feind. Hinter ihnen, im zweiten Treffen, auf mehrere hundert Schritt Abstand, mit größern Zwischenräumen der Schwadronen, um den Vordern, wenn sie geworfen würden, Raum zum Hindurchjagen zu geben, folgte das zweite Treffen, gewöhnlich Dragoner. Sie unterschieden sich von den Küraissieren durch die Farbe der Uniform — in mehreren Armeen war diese roth, bei den Preußen, wie noch jetzt lichtblau. Mißglückte die Attake des ersten Treffens, so ging das zweite Treffen zum Angriff vor, und das Erste sammelte sich weiter rückwärts. Im dritten Treffen hielten meistens Husaren, doch wurden sie oft schon mit in das Zweite gezogen. Ihre Uniform war damals viel prächtiger, als sie heute in den meisten Armeen ist. Dolman und Pelz von abstechenden Farben, reich mit Gold- oder Silberschnüren, ungarische Tschismen mit Quasten; Mützen mit Adlerflügeln und Reiherbusch, zuweilen Tigerdecken, oder goldstarrende, spitze Schabracken — das waren die Abzeichen des Husarenoffiziers. Der Werth der Truppe lag aber nicht in ihrem bunten Putz, sondern in ihrer Schnelligkeit und Verwegenheit, in ihrer meisterhaften Führung der Waffen. In den Schlachten — von diesen nur reden wir — war dieß dritte Treffen nicht etwa zur Reserve aufgespart, um bis zum letzten entscheidenden Augenblick abzuwarten und dann erst den Ausschlag zu geben.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Ein Gymnasiast vor dem Schwurgericht.] In Halle fand am 27. Okt. die Verhandlung gegen den 17 Jahre alten Sekundaner des Gymnasiums in Eisleben, Gustav Schunke aus Sangerhausen, wegen versuchten Mordes statt. Der Angeklagte war in seiner gewöhnlichen Kleidung vor Gericht geführt, zeigte sich von robuster Figur, doch nicht besonders offenen Charakters. Nach Inhalt der Anklage erschien der Angeklagte gegen Mittag des 21. Mai 1859 in der Wohnung des Dr. Schmalfeld in Eisleben, überbrachte demselben einen angeblich von seinem Vater geschriebenen Brief, worin derselbe um ein günstiges Zeugniß für seinen Sohn bat und stach sodann mit einem Dolche den Dr. Schmalfeld, der mit Lesung des Briefes beschäftigt war, mehreremale theils von hinten, theils, als derselbe von seinem Stuhle, wo er bis dahin gesessen, aufstand, von vorn nach Brust und Unterleib und brachte ihm, trotz des dickwattirten Schlafrockes, den Dr. Schmalfeld anhatte, insbesondere zwei gefährliche Wunden zwischen der dritten und vierten Rippe von 6½ Zoll Länge und eine oberhalb des Nabels ¾ Zoll lange Bauchwunde bei, suchte sich dann selbst das Leben, indem er ein mitgebrachtes geladenes Terzerol sich in den Mund abschoß, zu nehmen, verletzte sich jedoch nur den Gaumen und kam bald zur Besinnung. Dr. Schmalfeld genas nach 4 bis 6 Wochen wieder und die Anklage behauptete auf Grund dieser Thatsachen, daß Schunke einen Versuch gemacht habe, den Dr. Schmalfeld mit Vorsatz und mit Ueberlegung zu tödten, daß dieser Versuch in Handlungen, welche bereits einen Anfang der Ausführung enthalten, an den Tag gelegt, die Vollendung aber nur durch äußere, von dem Willen des Angeklagten unabhängige Umstände verhindert worden sey. Zum Beweise dieser Behauptung führte die Anklage an, daß der Angeklagte 10 bis 11 Tage vorher in Sittichenbach vom Dr. Schmalfeld wegen seines Biertrinkens Verweise erhalten habe, daß am 20. und 21. Mai in den Vormittagsstunden er noch härtere Verweise von dem Professor Mönch erhalten, daß er geglaubt, der Dr. Schmalfeld habe durch Mittheilung des erwähnten Vorfalles in Sittichenbach die übrigen Lehrer zu ehrenrührigen Aeußerungen, wie die vom Professor Mönch gethane, veranlaßt, und habe der Angeklagte auf Rache gegen Dr. Schmalfeld gesonnen. Zur Ausführung der That habe er sich einen Dolch verschafft, habe freilich auch beschlossen, sich gleichzeitig das Leben zu nehmen und sich zu diesem Zwecke das Terzerol gekauft, habe kurz vor der That mehrere Briefe geschrieben, aus denen die Absicht, den Dr. Schmalfeld zu tödten, hervorgehe, und habe auch gerichtlich eingestanden, diese Absicht gehabt zu haben. Alle Vorbereitungen zur That sowohl, wie die Art der Ausführung selbst dokumentiren, daß der Angeklagte mit Ueberlegung gehandelt; daß der Angriff aber eine Tödtung nicht zur Folge gehabt, liege nur in dem Umstande, daß der Dr. Schmalfeld die Flucht ergriffen und daß durch wunderbare Fügung die Wunde nicht tödtlich geworden. Der Angeklagte behauptete jedoch, daß er des versuchten Mordes nicht schuldig sey, da er nicht die Absicht gehabt zu tödten, sondern nur dem Dr. Schmalfeld, wie er sich ausdrückte, einen Denkzettel zu geben — hierbei bleibt er auch trotz der vorgehaltenen belastenden Momente. Der Defensor beantragte Freisprechung, eventuell nur Bestrafung wegen Körperverletzung. Der Gerichtshof erkannte aber den Schunke des versuchten Todtschlags schuldig und erkannte auf 10 Jahre Zuchthaus und Stellung unter Polizeiaufsicht auf gleiche Zeit.

[Schiller's Familie.] Auf dem Friedhofe zu Bonn ruhen zwei Personen, die durch die engsten Bande mit Schiller verknüpft waren, seine Frau und sein Sohn Ernst. Das gußeiserne Denkmal enthält folgende Inschriften: „Muß ich ihn wandeln, den nicht lieben Weg? Mir graut, ich bekenn' es! Wandeln will ich ihn gern, führt er zu Wahrheit und Recht.“ Hier ruhet die Asche von Ernst v. Schiller, geb. zu Jena am 11. Juli 1796, gest. zu Villich am 29. Mai 1841. Herzensgüte, rechtlichen Sinn und Geistesklarheit erbte er von seinem großen Vater; sein letzter Wunsch war: ein Grab neben dem Grabe seiner Mutter. — Hier ruhet die Wittwe Friedrichs v. Schiller, geb. Charlotte v. Lengefeld. Gestorben den 9. Julius 1826.“

Besançon kündigt für 1860 eine Welt-Kunst-Ausstellung an, mit welcher aber auch Erzeugnisse der Uhrmacherei und aller Kunsthandwerke verbunden seyn sollen. Man rechnet besonders auf die Haupt-Industrie-Kantone der Schweiz und auf Deutschland. Die Ausstellung soll vom 1. Juni bis zum 30. September dauern. Die Société d'Emulation du Doubs trägt die Transportkosten und wird auch Ehrenmedaillen vertheilen, zugleich aber, nach dem Vorbilde von Paris eine Lotterie von Kunstsachen und Erzeugnissen des Gewerbfleißes veranstalten.

Redakteur: Gustav Neffert.
Druck und Verlag der A. Walland'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 264 Samstag, 5. November 1859.

Die Wittwen und ihre Pflegekinder.

(Fortsetzung).

Wenn Du glaubst, liebes Kind, sagte die Amtsräthin, daß ich das Betragen des Assessors in Schutz nehmen will, dann hast Du mich gänzlich mißverstanden, ich bedaure nur eine muthmaßlich vernachlässigte Erziehung an ihm.

Es ist fast unglaublich, daß ein Mann von Bildung, der nach dem Ausspruche seines eigenen Bruders, sogar viel gelernt haben soll, statt sich nach den letzten Lebenstagen des Verstorbenen, des Einzigen, den er noch auf dieser Welt hatte, zu erkundigen, mir über körperliche Vorzüge, die ich vermuthlich gar nicht besitze, Schmeicheleien zu sagen. Sagen Sie mir, theure Mutter, ist es Mangel an Bildung, oder ist es Geringschätzung gegen meine Person? auf keine andere Weise weiß ich mir das Betragen des Mannes gegen mich zu erklären. Er sprach von einem Geschäft, welches er mit mir abzumachen hätte, obgleich ich nun nicht errathen kann, welche Art von Geschäft der Mann mit mir abzumachen hätte, so möchte ich doch wo möglich nicht wieder mit ihm zusammen kommen, und würde es mir das Liebste seyn, wenn Sie, theuerste Mutter, für mich handeln wollten.

Kommt Zeit, kommt Rath, entgegnete die Amtsräthin. Ich werde seinen Besuch morgen in unserm Wohnzimmer annehmen, und seinen Vortrag, ohne Groll im Herzen auf ihn zu haben, anhören; jetzt aber denke ich, legen wir uns schlafen, denn es ist ziemlich spät.

Der Himmel gebe Ihnen eine ruhige Nacht, sagte Sophie, ich werde sie nicht haben, denn eine dunkle Ahnung sagt mir, daß dieser Mann in einer unedlen Absicht die Wohnung der Ruhe und des Friedens betreten hat.

Keine unnöthigen Sorgen, mein Kind, und selbst wenn er uns etwas Unangenehmes bereiten sollte, so wollen wir es als gute Christen, mit Geduld ertragen, bin ich doch nun schon eine lange Reihe von Jahren daran gewöhnt, einen Pfad, der oft mit Dornen, aber auch zuweilen mit Rosen bestreuet ist, zu wandeln. Gute Nacht.—

Als sich am nächsten Morgen die Strahlen der jungen Frühlingssonne durch die verhangenen Fenster in Sophiens Schlafgemache Bahn brachen, wurde sie durch liebe bekannte Töne, die einer Heydn'ischen Sonate angehörten, geweckt. Sie horchte und erkannte leicht ihr Instrument, errieth aber auch eben so schnell den Musiker, der die Sonate vortrug.

Es konnte Niemand anders als der Assessor seyn. Diese Töne, zwar etwas roh und geschmacklos, aber mit vieler Fertigkeit vorgetragen, söhnten sie mit dem Manne und seinem Betragen wieder etwas aus, denn sie schloß, daß ein Mann, der an Musik Vergnügen finde, kein ganz verderbtes Herz haben könne.

Von Seiten des Assessors, der die Musik im Hause seines Vormundes gewissermaßen nur gezwungen hatte erlernen müssen, war es jedoch entweder nur ein Kunstgriff, oder die Langeweile hatte ihn zu dieser Beschäftigung verleitet.

Einige Stunden später ließ er sich bei den Damen melden. Er fand indeß nur die Amtsräthin, und auf seine Frage nach der Schwägerin ward ihm zur Antwort, daß sie unwohl sey und für heute wenigstens auf ihrem Zimmer verbleiben müsse.

Die Stirne des Assessors legte sich bei dieser Antwort in finstere Falten, er schien sie nicht erwartet zu haben, dennoch that er sich allen nur möglichen Zwang an, um gelassen und gleichgültig zu scheinen. Da mein Aufenthalt hier nicht von gar langer Dauer seyn dürfte, sagte er dann, so sollte sich meine Frau Schwägerin lieber einen kleinen Zwang auferlegen, als mich hier ohne Noth der Langeweile preisgeben. Es mag hier recht hübsch seyn bei Ihnen Frau Amtsräthin, allein ohne Geschäfte und ohne Gesellschaft kann ein Feenschloß zum Kerker werden. Ueberdem bin ich ein abgesagter Feind von aller Ziererei und Verstellung, ich gebe mich, wie ich bin, und das sollte jeder Mensch thun, dann stände es viel besser um die Menschheit.

Nein, dachte die Amtsräthin, es ist doch ein roher, ungeschliffener Mann, und so gern ich

ihn in Schutz genommen hätte, so ist es doch nicht möglich. —

Sie mögen Recht haben, Herr Assessor, sagte sie dann, allein das zarte Weib, das schon in so früher Jugend so schmerzliche Erfahrungen hat machen müssen, ist wohl nicht mit dem starken Manne zu vergleichen, und deßhalb muß ich bitten, meine Pflegetochter zu entschuldigen. Sie sprachen indeß gestern von einem Geschäft, wenn Ihnen also Ihre Zeit nicht erlaubt, eine längere Zeit hier bei uns zu verweilen, so dürfen Sie Ihre Angelegenheit ja nur mir vertrauen, indem meine Pflegetochter ohne meine Zustimmung doch nichts thut und beschließt.

Ich lobe ein solches gegenseitiges Vertrauen, und daher wäre es mir um so lieber gewesen, wenn ich in Beider Gegenwart — doch da es nicht seyn kann oder soll, so füge ich mich. Er zog hierauf seine Brieftasche hervor. Als mein Bruder vor länger als zwei Jahren sich genöthigt sah, sich zum Felddienst zu equipiren, als er Pferde, Uniform, Geschirr und Geld bedurfte, und über sein eigenes Vermögen nicht nach Belieben verfügen konnte, indem es auf Grundstücke verliehen war, wandte er sich an mich. Mir waren gerade zu der Zeit vier Tausend Thaler gekündigt, ich gab sie ihm, und er mir dafür diesen Wechsel. Er ist nun zwar schon, wie sie sehen, über zwei Monate abgelaufen, allein unter so nahen Verwandten, denke ich, wird das weiter keine Gefahr haben. — Ich hätte Ihnen den Wechsel, — fuhr er mit etwas ungewisser Stimme, die innere Stimme des Gewissens mochte in diesem Augenblick seine Gewalt über ihn ausüben, — fort, zusenden können; allein ich wollte die Wittwe meines Bruders kennen lernen, und doch nicht die schlimmste Winterzeit zu der Reise wählen. Hiermit überreichte er der Amtsräthin das Papier.

Gewiß nicht, Herr Assessor, gewiß nicht, die Handschrift des seligen Rittmeisters ist etwas Ehrenwerthes in unsern Augen, der Selige war ein Ehrenmann, und wir werden sie, wenn Alles in Ordnung ist, von jedermannes Hand anerkennen. — Sonderbar, fuhr sie dann wie mit sich selber sprechend fort, indem sie einen prüfenden Blick auf das Papier warf, der Rittmeister war stets ein so gewissenhafter Mann, daß er uns von dieser Schuld kein Wort gesagt hat.

Sie werden doch nicht, entgegnete hierauf der Assessor und sein Auge schweifte irrend umher, Sie werden doch nicht an der Aechtheit dieses Wechsels zweifeln?

Ob wir daran zweifeln oder nicht, Herr Assessor, das gilt gleich, wenn ihn der Gatte meiner Pflegetochter ausgestellt hat, so wird er mit Zinsen bis auf den heutigen Tag zurückgezahlt werden. Ich gehe, um ihn meiner Sophie zu produziren und ehe eine Stunde verflossen ist, finden Sie das Geld auf Ihrem Zimmer.

(Fortsetzung folgt.)

Die Reiterei sonst und jetzt.

(Fortsetzung.)

Das wäre von Husaren zu viel verlangt gewesen! Im Gegentheil mischten sie sich so bald als irgend möglich in das Gefecht ein. Bei Prag gab es eine der großartigsten Reiterschlachten ganz für sich, neben dem blutigen Kampfe der Infanterie. Das preußische erste Treffen des linken Flügels, Kürassiere, nachdem es freies Feld gewonnen hatte, griff das österreichische erste Treffen an und warf es, wurde seinerseits von dem vorrückenden zweiten österreichischen Treffen geworfen und von preußischen Dragonern, welche nun angegriffen, aufgenommen. Es hatte lange nicht geregnet, so daß ein furchtbarer Staub die ganze hin- und herwogende Reitermasse einhüllte. Schon bei diesen wiederholten Attaken war Freund und Feind durcheinander gekommen. Auf einmal erschien Ziethen mit dem dritten preußischen Treffen, Husaren, der einen weitern Umweg gemacht hatte, von der Seite her, und fuhr mit dem größten Ungestüm in dieß Gemenge hinein, so daß nun das Getümmel und die Verwirrung im Staube, wo Rosse und Menschen blind durcheinander rasten und die Hiebe nach allen Richtungen fielen, den höchsten Grad erreichte. Alle Bemühungen der Chefs, nur erst die Kämpfenden auseinander zu bringen, waren umsonst; wo eine Schwadron gesammelt werden sollte, war sie stets bunt aus Oesterreichern und Preußen gemischt. So wälzte sich der weithin tobende Reiterstrom gegen Prag hin, und als die Schlacht von der Infanterie durchgekämpft worden war, fand sich keine Kavallerie mehr im Zustande, den Sieg zu verfolgen. Ziethen's Husaren waren überdem in das Gepäck und die Branntweinvorräthe des Feindes gefallen!

Was die Reiterei beim Angriff auf Infanterie damals so große Erfolge gewinnen ließ, war das ebene, freie Terrain, in welchem die Schlachten geliefert wurden, die dünne Linienstellung oder hohle Quarréformation und das schlechte Schießen der Infanterie. Diese Ueberlegenheit zeigte sich noch in den Revolutionskriegen, als die Franzosen längst in Tirailleurschwärmen und tiefen Massen kämpften. Im Pyrenäenfeldzuge konnten letztere der spanischen Kavallerie noch keinen Widerstand leisten; in den Niederlanden und am Rhein war die deutsche und englische Kavallerie von ihnen gefürchtet. Bei Avesnes-le-sec zersprengten vier österreichische Regi-

menier zehn Bataillone mit 20 Geschützen, bei Neresheim ein Dragonerregiment eine ganze Brigade von 5000 Mann; preußische Kavallerie griff bei Moorlautern sogar Infanterie in Dorfgärten an. Auch die französische Kavallerie fing an, mit ihren Gegnern zu wetteifern; in Napoleons Kaiserschlachten spielte sie eine große Rolle. Im Einzelnen war sie schlechter; aber sie wurde im Ganzen mit der Zeit besser gebraucht. In Spanien leuchtete eine französische Waffenthat bei Lerida hervor, die sich mit den gepriesensten vergleichen läßt: General Broussier mit einem Kürassierregiment und zwei Schwadronen Husaren schlug und zersprengte ein Korps von 10,000 Mann. Napoleon stellte immer große Kavalleriemassen zusammen. In Rußland erschien er mit vier Kavalleriekorps, welche nahe an 300 Schwadronen zählten, außer den den einzelnen Armeekorps zugetheilten Kavalleriedivisionen. Rußland wurde aber das Grab seiner Kavallerie. Wohl konnte er nach der Vernichtung seines Heeres bald wieder ein neues aufstellen, auch neue Reitermassen in das Feld führen, aber sie genügten nirgends den Anforderungen, er blieb ohne Nachrichten, er konnte seine Siege bei Lützen und Bautzen nicht verfolgen. Erst nach dem Waffenstillstande, zum Theil durch die aus Spanien gezogenen alten Regimenter, erstarkte Napoleons Kavallerie wieder, und König Murat konnte wenigstens wieder ein großartiges Reitergefecht mit ihr liefern, das von Liebertwolkwitz. In den drei Feldzügen von 1813|1815 sind wohl einzelne glänzende Waffenthaten der Reiterei vorgefallen, von Schwadronen, Regimentern, höchstens Brigaden ausgeführt — Großartiges, was die vortreffliche Waffe unter den obwaltenden Verhältnissen hätte leisten können, erblickte man nirgends. Wo Massenangriffe gemacht worden, wie bei Leipzig und Waterloo, scheitern sie. Man hat nach den Ursachen gefragt. Graf Bismarck, einer der besten Schriftsteller über Reitertaktik, kommt in seiner Analyse derselben zu dem Resultat: die Kavallerie habe noch alle die Eigenschaften und die Geisteskraft besessen, welche große Erfolge versprechen, nur ein Führer wie Seidlitz habe ihr gefehlt.

Das ist freilich eine große Wahrheit. Seit den Freiheitskriegen haben die Verhältnisse auf dem Schlachtfelde sich aber noch mehr für die Kavallerie verschlimmert. Nicht mehr die reine Ebene suchen sich die Heere zum Schlagen auf, sondern sie schlagen sich um Stellungen mit Dörfern und vielfach durchschnittenem Boden, wo die Reiterei sich in größeren Massen weder entfalten, noch attakiren kann. Die vervollkommneten Feuerwaffen der Infanterie, die bessere Wirkung der Artillerie bringen ihr, wenn sie ihnen längere Zeit ausgesetzt ist, solche Verluste bei, daß ihre Kraft schon gebrochen ist, ehe sie zum eigentlichen Gefecht kommt. Demungeachtet blitzt in einzelnen Beispielen überall die Wahrheit auf, daß Kavallerie, gut geführt, noch immer die alten Resultate erreichen kann, und unumstößlich bleibt die Thatsache, daß ohne ausreichende Kavallerie zwar Siege gewonnen, aber nicht bis zur Vernichtung des Feindes; bis zur Entscheidung des Krieges gesteigert werden können. Im polnischen Kriege von 1831 durchbrach Oberst von Meyendorf mit vier russischen Schwadronen in der Schlacht von Grochow die schon im Weichen begriffene polnische Armee, drang durch alle drei Treffen und setzte den Siegeslauf bis zu den Verschanzungen vor Praga fort. Wäre der Angriff von der gesammten Kavallerie, wie es Tolls Absicht war, unternommen, Meyendorf wenigstens unterstützt worden, so wäre die vollständige Vernichtung der polnischen Armee und damit die Beendigung des Krieges die Folge gewesen. Auch polnischerseits kamen in diesem Kriege glänzende Reiterangriffe vor. In Italien freilich ist für Kavallerie wenig Terrain; um so besser hat sie sich in Ungarn schlagen können.

(Schluß folgt.)

Die Taufe eines bayerischen Prinzen in Madrid.

Der „Allg. Ztg.“ wird aus Madrid geschrieben: Als die Entbindung der Prinzessin Amalie, Gemahlin des Prinzen Adalbert von Bayern und Infantin von Spanien, nahe bevorstand, eilte die Königin Isabel II. selbst zu der hohen Wöchnerin und verweilte daselbst den ganzen Tag bis zur Geburt des Prinzen. Auch der König und die Infanten Don Francisco de Paula und Don Sebastian fanden sich mit einem glänzenden Gefolge ein und blieben den ganzen Tag in dem Vorzimmer. Von Seiten der spanischen Regierung hatten sich die beiden Minister des Aeußern und der Justiz eingefunden, um wegen der dereinst einmal möglichen Erbfolge in Spanien auch von spanischer Seite die Entbindung gehörig zu konstatiren. Von bayerischer Seite waren anwesend der Staatsrath und Reichsrath v. Maurer, welcher zu dem Ende als außerordentlicher Gesandter von dem König von Bayern Maximilian II. gesendet worden war, dann die von dem König von Bayern ernannten Zeugen, der Oberhofmeister der Prinzessin Amalie, Graf Leublfing, und der k. k. österreichische Legationsrath, Hr. v. Isfordink von Kostnitz. Im Namen des hiesigen diplomatischen Korps war anwesend der apostolische Nuntius Barili. Die Königin hatte außerdem noch sämmtliche Oberhof- und Hofbeamte einladen lassen, welche alle in großer Gala erschienen waren. Es befanden sich darunter die berühmtesten Namen

Spaniens, auch der Adjutant des Prinzen Adalbert, Lieutenant v. Fallot, und die beiden Leibärzte der Königin und der Prinzessin Amalie, Hr. Corral und Dr. Schröder, und die bei Hof sehr einflußreiche Aya, Frau v. Prendergaſt, im Ganzen über dreißig Personen, sämmtlich in großer Gala. Abends um halb 7 Uhr erscholl der Ruf: ein Prinz — ein Prinz! Es öffnete sich für die in den Vorzimmern Harrenden die Thüre zur hohen Wöchnerin. Und der Prinz Adalbert selbst zeigte seinen neugebornen Prinzen, welchen die funktionirende Oberhofmeisterin der Prinzessin, die Frau Gräfin Leublfing, nach spanischer Hofsitte in einem Körbchen trug. Den Schluß dieser freudigen Scene machten die Gratulationen, welche dem Staatsrath v. Maurer, als dem Repräsentanten seines Hofs, dargebracht wurden. Und wie ein Lauffeuer ging sodann die frohe Kunde durch die ganze Stadt, wo der Prinz Adalbert eine große Popularität genießt. Gleich am folgenden Tag, am 23. Oktober, Nachmittags 4 Uhr, erhielt der neugeborne Prinz die heilige Taufe. Die Königin ließ zu dem Ende das gesammte diplomatische Korps und außer den Hofbeamten auch noch sämmtliche hoffähige Herren und Damen einladen, welche denn auch sehr zahlreich, wohl über 100 Personen, sämmtlich in großer Gala, erschienen und in den schönen Räumen des k. Palastes anwesend waren. Die Königin und der König holten, von der Oberſthofmeisterin, der Herzogin v. Alba, begleitet, den neugebornen Prinzen selbst in den Gemächern der Prinzessin Amalie ab und schritten sodann mit dem Prinzen Adalbert und gefolgt von dem neugebornen Prinzen, welchen die Frau Gräfin Leublfing trug, dann von der Herzogin v. Alba, dem Staats- und Reichsrath v. Maurer, Grafen v. Leublfing und dem Hrn. v. Jesordink, als den Zeugen, durch die zahlreiche Versammlung, durch die sogenannte Kammer und durch den Thronsaal bis zur Kapelle. Vor dem Altar übernahm die Königin den kleinen Prinzen und hielt ihn während der heiligen Zeremonie auf ihren Armen. Die Königin vertrat nämlich bei der Taufe die Stelle des Königs Ludwig von Bayern. Der Prinz erhielt in der Taufe zehn Namen (Ludwig, Ferdinand, Maria, Karl, Heinrich, Adalbert, Franz, Philipp, Andreas und Konstantin). Die Taufhandlung wurde mit großem Pomp von dem hier in hohem Ansehen stehenden Patriarchen beider Indien selbst vorgenommen. Nach beendigter Taufe ging der Zug, die beiden Majestäten voran, in derselben Ordnung, wie er aus den Gemächern der Prinzessin gekommen war, zurück in die Kammer, einen großen Saal, in welchem nur die kammerfähigen Herren und Damen Zutritt haben, zu welchen hier nur die Granden von Spanien und die fremden Gesandten gehören. Hier in der Kammer machten nun die beiden Majestäten und der Prinz Adalbert von Bayern Cercle. Die Königin hatte den kleinen Prinzen fortwährend zur Seite, welcher abermals von der Gräfin Leublfing getragen wurde, und zeigte ihn allen Anwesenden. Nach etwa einer halben Stunde verließen die beiden Majestäten mit dem Prinzen Adalbert wieder die Kammer, gefolgt von dem kleinen Prinzen, dann der Herzogin von Alba, dem Staatsrath v. Maurer, dem Grafen Leublfing und dem Hrn. v. Jesordink. Denn die Majestäten brachten den kleinen Prinzen wieder selbst in die Gemächer der hohen Wöchnerin zurück. Unter glänzenderen Auspizien ist demnach noch wohl kein bayerischer Prinz zur Welt gekommen und getauft worden als der neugeborne Prinz von Bayern.

Mannigfaltigkeiten.

Je mehr Einzelnheiten über den Untergang des Goldschiffes „Royal Charter“ bekannt werden, desto schrecklicher erscheint das Unglück. Ein Geretteter, Namens James Russel, der sich durch sieben Jahre lange Arbeit in Australien ein bedeutendes Vermögen erworben hatte, war in seiner Cabine, als das Schiff auf den Felsen auffuhr. Mit ihm waren seine Frau und 2 Kinder von 10 und 2½ Jahren. Die erste Ahnung von der gefährlichen Lage des Schiffes bekam er, als es auf dem Deck lebhaft zu werden anfing, und ein Mitreisender ihm zurief: „O, Mr. Russel, wir sind Alle verloren, wir treiben dem Strande entgegen.“ Und als er nun auf das Verdeck ging, überzeugte er sich rasch, daß der Freund nicht übertrieben hatte. Die Wellen schlugen über das Schiff zusammen, und Verzweifelte taumelten auf dem Deck hin und her. Er selbst holte jetzt seine Familie aus der Kajüte herauf und hielt sie an sich gedrückt, damit sie nicht über Bord gespült würden. Nach einer Minute riß ihm eine Woge Weib und Kinder aus den Armen, und er hat sie nicht wieder gesehen. Auch ihn schleuderte eine Woge in die See hinab, dreimal trieb sie ihn an das Land und schleuderte ihn wieder in die Brandung zurück, bis ihn eine Welle lebend an den Strand warf.

Die Herren Delaporte und Baudin, der Eine Direktor und der Andere Chef-Redakteur des Orpheon, haben die Absicht, nächsten Monat Mai ein Monstre-Konzert in London zu geben, wohin sie 4000 Mitglieder der französischen Gesangvereine führen wollen. Herr Delaporte befindet sich in London, um die nöthigen Unterhandlungen einzuleiten. Die beiden Herren sind die nämlichen, welche vor einiger Zeit das große Sängerfest im Pariser Industriepalaste organisirten.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der A. Walland'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 265 Montag, 7. November 1859.

Die Wittwen und ihre Pflegekinder.

(Fortsetzung.)

Von einem peinigenden Gefühl, von dem Gefühl der Scham, eine unrechtliche Handlung begangen zu haben, erhob sich der Assessor von seinem Sitze, um wieder auf sein Zimmer zu gehen. Hier angekommen, warf er sich in einer Art von Beschämung in den Sessel, und zum Erstenmale in seinem Leben bereute er seinen frühern Wandel, und wünschte das unselige Papier noch einmal in seinen Händen zu haben, um es auf immer vernichten zu können; denn er hatte den beiden Frauen nicht so viel Klugheit zugetraut, als sie besaßen — allein es war zu spät. — Wenn sie die Handschrift mit der meines Bruders vergleichen, sprach er zu sich selber, wenn sie den Betrug entdecken, welche Schmach, welche Schande für mich! Heiliger Gott! lange habe ich, in dem Schlamme des Verderbens versunken, Deinen heiligen Namen nicht angerufen, aber warum hast Du mich so tief sinken lassen, daß ich vielleicht vor dem Angesicht eines Weibes erbleichen muß! Und liegt ihr Zweifel nicht schon klar am Tage? wollen sie mir die Summe nicht, gerecht oder ungerecht, wie einem Bettler vor die Füße werfen, um mich damit auf ewig aus ihrer Nähe zu verbannen? Nein, beim Himmel oder bei der Hölle, wem ich auch angehören mag, diese Schande ertrag ich nicht. Verflucht sey von dieser Stunde an mein ganzer früherer Lebenswandel, verflucht jede unedle Handlung, die ich früher beging, oder noch jemals versucht werden könnte, zu begehen. Ich will umkehren, von dieser Minute an umkehren und wieder ein besserer Mensch werden, mein Bruder soll nicht allein im Grabe den Nachruhm haben, ein Ehrenmann gewesen zu seyn, ich habe dieselben Ansprüche, und ich will sie geltend machen. Hiermit ergriff er rasch seinen Hut und rannte, wie ein Besessener, in die Freiheit hinaus.

An einer Waldecke traf er auf mehrere Arbeiter, welche einen verschlämmten Graben ausbrachten und von einem Manne in bürgerlicher Kleidung beaufsichtigt und befehligt wurden. Zu dem Letztern trat der Assessor mit der Frage: sind Sie aus dem Dorfe Ringelheim?

Ich bin der Pächter des Gutes der Frau Amtsräthin Eiche.

So, so; da kannten Sie wohl den verstorbenen Rittmeister Güldenhorn?

Ei wie sollte ich diesen vortrefflichen Mann nicht gekannt haben, er hatte sich während der kurzen Zeit seiner gesunden Lebenstage die Liebe und die Achtung des ganzen Dorfes erworben. Sein zu früher Tod ließ kein Auge thränenleer.

Und seine Gattin?

Ist die edelste, herrlichste Frau auf der ganzen weiten Erde, aber sie ist auch die unglücklichste, denn so lange sie noch lebt, wird sie nur den Verlust ihres Gatten beweinen.

So, so, sagte abermals der Assessor, der schweigend zur Erde gesehen hatte, da wird sie sich wohl vor der Hand noch nicht entschließen, einem andern Manne ihre Hand zu reichen?

Ich zweifle, daß sie sich jemals wieder dazu verstehen wird, indem der Schmerz um den Verlornen zu groß ist.

Hat die Amtsräthin keine eigenen Kinder?

Sie hat einen Sohn, der aber vom Vater in seinem Testamente gänzlich enterbt ist, ja sogar nicht einmal diesen Ort, diesen Gerichtsbezirk wieder betreten darf.

Da muß sich jener wohl schwerer Verbrechen schuldig gemacht haben. Ist das Gut schuldenfrei?

So viel mir bekannt, ja.

Leben Sie wohl! rief der Assessor, rannte eilig fort und durchstreifte noch mehrere Stunden die Felder, sich seinen Gedanken überlassend.

Der Abend dämmerte schon, als er auf seinem Zimmer wieder ankam und das Geld nebst Zinsen, genau berechnet, in saubern Rollen, alle mit dem Namen G. Güldenhorn bezeichnet, nebst einem offenen Briefchen vorfand. — Eilig entfaltete er das Blatt, es lautete:

„Herr Assessor! Hierbei empfangen Sie viertausend Thaler nebst den üblichen Zinsen. Vermuthlich wollen Sie das Geld zur Begründung

„einer milden Stiftung, oder zu einer Strafanstalt „für falsche Wechselaussteller benutzen; in bei„den Fällen steht Ihnen noch eine gleiche Summe „auch ohne Wechsel zu Diensten. Dem erfahrenen „Justizbeamten aber möchte ich mir wohl er„lauben die kleine Lehre zu geben, daß wenn er „künftig wieder Wechsel ausstellen sollte, doch „dahin zu sehen, daß das Wasserzeichen im „Papierbogen nicht um ein volles Jahr jünger „als der Wechsel selbst.

Ihre ergebenste

Sophie Güldenhorn."

Verflucht! rief der Assessor und schlug sich mit der Hand vor die Stirn, eine größere Dummheit beging wohl schwerlich je ein Mensch als ich; aber das ist der Fluch, der auf jeder schlechten Handlung ruht, an sich selbst muß der Schurke, und hätte er Salomons Weisheit erlangt, zum Verräther werden. — So weit hätte ich es denn gebracht, daß ich gebrandmarkt vor einem Weibe stehe, die mir den Rath gibt, für das erschlichene Geld eine Strafanstalt für falsche Wechselaussteller erbauen zu lassen. — O Schande, Schande! für den edlen Namen Güldenhorn! — Er rannte mehrere Male wie ein Wahnsinniger im Zimmer auf und ab, plötzlich aber blieb er stehen, nein, rief er dann, noch ist nicht Alles verloren, noch kann ich meine Ehre retten und sollte es auch nur durch eine List seyn, zu der ich meine Zuflucht nehmen muß; gelingt aber auch diese nicht, dann schieß ich mir eine Kugel durchs Gehirn. Rasch setzte er sich ans Pult und schrieb folgende Zeilen:

„Triumph, Frau Schwester! Triumph! die „Tugend, die Wahrheit hat gesiegt! Mit dem „festen Vorsatze, Sie zu beleidigen, Sie mit Ver„achtung zu behandeln, kam ich hierher; aber „nochmals: die Tugend, die Wahrheit hat ge„siegt! Auch die Heiligen, ja sogar die Engel „hatten ihre Feinde, warum sollten Sie dieselben „nicht haben. Jetzt müssen Sie Alles wissen, sonst „möchten Sie sich mein Betragen und den Wech„sel, den ich mit verstellter Hand selber schrieb, „nicht zu erklären wissen.

„Ein Feind, Sie können deren nur wenige „haben, und dennoch schilderte mir einer Ihrer „Feinde Sie als eine eitle, kokette und über alle „Begriffe geizige Dame, die auf mancherlei Art „und Weise an dem frühen Tode meines geliebten „Bruders schuld gewesen. Eine kurze Unter„redung, die ich gestern mit dem Pächter dieses „Gutes hatte, so wie die Auszahlung des fal„schen Wechsels und Ihr Betragen gegen mich, „hat Sie vollkommen gerechtfertigt, ich bin mit „Ihnen und Ihrer Handlungsweise völlig aus„gesöhnt und bitte Sie um Verzeihung, einen „solchen Weg, der mich, wie ich glaubte, nur „allein zum Ziele führen könne, eingeschlagen „zu haben.

„Indem ich Ihnen die Versicherung meiner „ganz vorzüglichsten Hochachtung und der innig„sten Verehrung gebe, bitte ich Sie morgen Früh „beim Abschiede noch um eine kurze Unterredung, „wobei mir aber das Kind meines Bruders zu „sehen besonders am Herzen liegt. Ich hoffe, daß „Sie mir diese Bitte nicht versagen werden und „empfehle mich nochmals Ihrer Gewogenheit.

Franz Güldenhorn."

Er siegelte, schellte und übergab dem eintretenden Diener mit den Worten: an die Frau Rittmeister, das Brieschen und warf sich dann ohne Besorgnisse in den Sessel, harrend, welche Wirkung sein Schreiben hervorbringen würde.

Die Rittmeisterin schüttelte etwas ungläubig den Kopf als sie das Schreiben gelesen hatte, es wollte ihr nicht recht einleuchten, daß sie so bösartige Feinde haben könne, sie hielt das Ganze für eine Erfindung des Assessors. Die Amtsräthin dagegen war leichtgläubiger, sie hatte die Familie Baum im Verdacht, und was Sophie auch dagegen sagen mochte, ihr gutes Herz nahm den Assessor in Schutz, und ward schon nach einer Viertelstunde der Beschluß gefaßt, ihn zum Abendessen bitten zu lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Reiterei sonst und jetzt.

(Schluß.)

Die Verbesserung der Feuerwaffen hat aber erst seit den Kriegen von 1818 und 1849 solche Fortschritte gemacht, daß eben dadurch dem oberflächlichen Urtheil die Kavallerie als eine ohnmächtige abzuschaffende Waffe erscheint. Sehen wir zuerst davon ab und forschen, ob sie selbst vielleicht auch in ihrem absoluten Werth zurückgegangen ist. Wir glauben uns ein Urtheil darüber anmaßen zu können. Im Material ist die Reiterei aller Heere besser geworden, denn sie hat bei weitem bessere Pferde als sonst, weil die Pferdezucht überhaupt gestiegen ist. Darin liegt doch unbestritten der Hauptnerv. Wer nur die geringste praktische Einsicht hat, wird bei einem Vergleich mit frühern Zeiten auch die ganze Ausrüstung des Pferdes, Sättel, Zäumung, Gepäck, viel zweckmäßiger finden, als sonst. Die blanken Waffen sind freilich die alten: Degen, Säbel und Lanze; was könnte man dem Reiter Besseres geben? Mit der Schußwaffe hat die Kavallerie wenig zu thun, doch weil sie sich ihrer zuweilen bedienen muß und mit Vortheil bedienen kann, ist sie in neuerer Zeit

auch mit den besten Feuerwaffen versehen worden. Das Alles ist nur Material; es mag noch so vortrefflich seyn, so wird die Kavallerie wenig leisten, wenn die Mannschaft nichts taugt. Wie steht es damit? Die Mannschaft wird noch immer vor der Infanterie auserlesen. Reitet sie schlechter als sonst? Von den Nationalreitern reden wir nicht, die Söhne der ungarischen Pußten, die Polen, die Litauer entarten nicht so leicht.

Aber auch die andere Masse wird trotz kürzerer Dienstzeit durch eine bessere Methode der Ausbildung zu guten Reitern, die auch vor Hindernissen nicht stutzen, wie es sich im Felde längst bewährt hat. Und der Geist ist noch immer der alte, auch das Selbstgefühl, das wohl zuweilen Andere verletzt, ohne welches aber keine Zuversicht des Sieges möglich ist, und die bis zur Tollkühnheit steigende stolze Verachtung jeder Gefahr. Sind nun die Schwadronen in ihrem Werth noch immer dieselben, mit denen einst so Großes erreicht wurde, so fragt es sich ferner, ob die neuern Gefechtsverhältnisse ihnen ganz unüberwindliche Schwierigkeiten entgegensetzen. Hier kommen wir auf die Lebensfrage: die Führung. Wenn die Kavallerie stundenlang unthätig dem Geschützfeuer ausgesetzt halten oder, fast noch schlimmer, im Bereiche desselben unnütze Bewegungen ausführen muß, wenn sie blind vorwärts auf unerschütterte Infanterie, welche außer dem Vortheil ihrer gezogenen Gewehre vielleicht auch noch den des Terrains hat, zur Attake geführt wird, wenn man von ihrer Kraft keinen bessern Gebrauch zu machen weiß, dann freilich kann sie nichts mehr leisten. Zum Glück gibt es aber Bodenverhältnisse, welche die Kavallerie, solang sie dem Kampfe der Artillerie und Infanterie noch unthätig abwartend zuschauen muß, gegen das Feuer schützen, zum Glück besitzt sie die Schnelligkeit, um große Strecken, wenn sie auch zurückgehalten wird, rasch zu durcheilen, und wenn sie dann im richtigen Moment, wo die feindlichen Massen schwanken, wie ein Orkan losbricht und mit der Wucht ihrer Pferde, mit der Gewalt ihrer Waffen die feindliche Ordnung sprengt und niederwirft, so ist sie es allein, welche die Streitkraft des Gegners vollständig zertrümmern kann. Die Tragweite der neuen Feuerwaffen, sowohl der Geschütze als der Infanteriegewehre, ist so gestiegen, daß die Parteien sich in größerer Entfernung halten, wenn sie nicht an einzelnen Terrainpunkten, vorzüglich Dörfern, Schutz finden. Wenn dann der eine Theil seinen Rückzug antritt, was kann ihm der andere, bei dem Vorsprunge, den er hat, noch anhaben ohne Kavallerie, welche ihn allein zu ereilen vermag? Ungebrochen setzt er seinen Rückzug fort, und das blutige Spiel ohne Entscheidung erneuert sich immer wieder. Die Schlachten am Tessin und Mincio haben es bewiesen. Und in der letzten, hat nicht trotz aller Ungunst der neuen Gefechtsverhältnisse, trotz gezogener Kanonen und Gewehre die österreichische Kavallerie zuletzt, um den Rückzug des Heeres zu decken, mit mächtigem Anprall den Feind aufgehalten, sogar einzelne Bataillone — und wären es auch nur aufgelöste Schwärme gewesen! — niedergeritten, ja mit einem Theile die ganze im Vorrücken begriffene Schlachtordnung der Franzosen durchbrochen, so daß der Kaiser Ludwig Napoleon mit seinem ganzen Gefolge und seiner Eskorte von Hundertgarden in Gefahr gerieth, hinter seiner siegreichen Armee gefangen zu werden?

Wahrlich! die Reiterei der Gegenwart hat noch immer ihre volle Berechtigung für die Schlacht. Nur muß sie anders gebraucht, anders geführt werden, als sonst. Kavalleriekorps mag es geben; nur in Massen, wie bei Borodino ꝛc., dürfen sie nicht mehr vereint in die Schlacht geworfen werden, ihr Gebrauch beruht auf der Gliederung. Brigaden von drei Regimentern sind wohl das Höchste, was unter einem Befehl zur Attake geht; aber nun gute Reserven in steter Verbindung, richtiges Eingreifen frischer Kräfte in jedem entscheidenden Augenblick, und erst, wenn der letzte Moment gekommen ist, an dem Alles hängt, dann ohne Zaudern die letzten Reserven an das Höchste gesetzt! Um das noch zu können, bedarf es freilich von Seiten des obern Führers der Ruhe und Besonnenheit, welche mit klarem Blick die Verhältnisse übersieht und die Schwadronen nicht opfert, wo sie Nichts erringen können, als einen rühmlichen Untergang; es bedarf der Umsicht, die jedes Terrain zu benutzen versteht, zur Deckung gegen das Feuer, zum Verbergen der Angriffsbewegungen, um plötzlich überraschend vorzubrechen; und endlich, wenn es gilt, der höchsten Thatkraft. Das Element der Ueberraschung muß heute mehr als sonst bei allen Reiterangriffen gesucht werden; es wird eine gesteigerte Schnelligkeit fordern — darum, ehe sie geboten ist, Schonung der Pferde! Ueberraschung wirkt lähmend auf den Feind, er übereilt sich in seinen Maßregeln und schießt schlechter. Also keine Attaken von weither zu sehen! Die Kavallerie muß zu manövriren verstehen, beweglich seyn, ihre Absichten nie vorher verrathen, und sie, wenn es an der Zeit, blitzschnell ausführen. Verluste, die sie dann erleidet, darf sie nicht scheuen und hat es auch nie gethan.

Allgemeine Vorschriften lassen sich am wenigsten für die Führung der Reiterei geben. Wir haben nur andeuten können, in welchem Geiste dieselbe handeln muß, um die Waffe unter den jetzigen Verhältnissen in hohen Ehren zu erhalten. Nach dem Siege aber wird sie es immer seyn, welche die Trophäen erobert: Gefangene, Kanonen, Fahnen, Standarten, Heergeräth und Kriegsbeute aller Art. Lesen wir von der Zahl eroberter Geschütze und

Fahnen in den kleinsten Gefechten der Freiheitskriege, wie armselig erscheinen die Trophäen der Mordschlachten im neuesten italienischen Kriege! Nur die Reiterei vermag einen Sieg vollständig zu machen, noch in den letzten Augenblicken der Schlacht. Und dadurch allein ist sie schon unentbehrlich.

Kunst und Literatur.

In der neuesten Zeit ist vom topographischen Bureau des bayerischen Generalquartiermeisterstabes zu München eine zweite Auflage der vor mehreren Jahren herausgegebenen Terrainkarte vom Königreich Bayern im 15 Blatt erschienen, in welcher die sehr wesentliche Verbesserung enthalten ist, daß die an den Straßen liegenden Orte in der ersten Auflage nur durch die Positionszeichen angegeben, nun mit den beigesetzten Namen bezeichnet sind, eine Verbesserung, die gewiß Jedem nur willkommen seyn wird, dem das Aufsuchen der Ortenamen in der der ersten Ausgabe beigegebenen Legende beschwerlich war. Außer diesen sind noch eine große Zahl von Ortsbenennungen aufgenommen, soweit dieses ohne Störung der Klarheit des Terrains möglich war; ferner sind die Höhen-Cöten des ganzen Königreiches eingetragen, die Straßenzüge und alle Bahnlinien nach den neuesten Aufnahmen berichtigt und ergänzt, und der Preis der Karte nicht erhöht, sondern gleich der ersten Auflage fl. 19 oder Thlr. 10. 28 Sgr. beibehalten. Gleichzeitig hat auch die Ortskarte des Königreichs von 1853, ebenfalls in 15 Blatt bestehend, Berichtigungen erhalten.

Mannigfaltigkeiten.

Schillers Leichenbegräbniß, welches am 12. Mai 1805 Nachts abgehalten wurde, war ohne allen Prunk. Ja, wäre der noch lebende Hofrath und Bürgermeister Schwabe nicht ins Mittel getreten, so wäre der größte Dichter der Deutschen, dessen Jubiläum man jetzt allenthalben feiert, von gemietheten Händen, und zwar von der Schneiderzunft, an welcher nach den bestehenden Anordnungen gerade die Reihe war, zur Ruhestätte gebracht worden. Durch Aufforderung und Verwendung des Hofrathes Schwabe nur übernahmen es zwölf Männer, unter ihnen Maler Jagemann, Stephan, Schütze, Hofrath Halbig und Heinrich Voß, dem unsterblichen Schiller die letzte Ehre zu erweisen. Kein feierlicher Kondukt empfing die Begrabenden. Zwei Fackeln nur spendeten das spärliche Licht zur Versenkung des einfachsten Sarges mit der werthvollsten Hülle, die einst den genialsten Geist umschloß, und an der feuchten Gruft angelangt, harrte der Todtengräber zur Vollziehung seines Amtes. Die zwölf Träger beteten ein stilles Vater unser und der Riegel verschloß die eiserne Fallthüre der Kammer des Todes.

Die Zahl der Sprachen, welche auf der bekannten Welt gesprochen werden, ist 8064, wovon 587 in Europa, 896 in Asien, 276 in Afrika und 1264 in Amerika. Die Bewohner der Erde bekennen sich zu 1000 verschiedenen Religionen. Die Zahl der Männer ist jener der Frauen ungefähr gleich. Ein Viertel der Männlichen stirbt vor dem Alter von 7 Jahren, die Hälfte vor 17 Jahren. Auf 1000 Personen trifft 1 Hundertjährige. Unter etwa 100 Individuen zählt man 6 Sechziger; auf je 500 1 Achtziger. Die Erde ist von 1 Milliarde Bewohner bevölkert; jedes Jahr sterben 333.333,333; jeden Tag sterben 91,334, jede Stunde 3780, jede Minute 60 und 1 per Sekunde. Diese Sterbefälle werden durch die Zahl der Geburten aufgewogen. Die verheiratheten Leute leben länger als die ledigen. Die Frauen werden leichter 50 Jahre alt, als die Männer; aber über diese Jahre hinaus haben sie weniger Aussicht auf langes Leben als die Männer.

Die „Leipziger Zeitung“ begeht mit Ablauf dieses Jahres das zweihundertjährige Jubiläum ihres Bestehens. Aus Anlaß dieses Ereignisses, welches für die Geschichte des Zeitungswesens auch allgemeines Interesse hat, da die „Leipziger Zeitung“ nächst den beiden Frankfurter Blättern, welche bereits aus den Jahren 1615 und 1616 ihr Entstehen datiren, die älteste Zeitung Deutschlands, ist, wird eine „Geschichte der Leipziger Zeitung“ erscheinen mit deren Bearbeitung gegenwärtig der königliche Kommissär für die Angelegenheiten der „Leipziger Zeitung,“ Regierungsrath v. Witzleben, beschäftigt ist.

In Manchester ertrank jüngst eine Person, die vierzig Jahre lang als Maurer gearbeitet hatte, unter dem Namen Harry Hoke bekannt und, was das Merkwürdigste, glücklich verheirathet war. Merkwürdig deßhalb, weil sich bei der Leichenbeschau auswies, daß der Ertrunkene kein Mann, sondern ein Weib war. Dieses Weib in Mannskleidern lebte mit seiner Frau im besten Ehefrieden. Eine Frau erster Ehe war ihm, als ihr das Geheimniß bekannt geworden, weggelaufen.

Redakteur: Gustav Reffert.
Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 266 Dienstag, 8. November 1859.

Die Wittwen und ihre Pflegekinder.

(Fortsetzung).

Dachte ich mir's doch, sagte für sich der Assessor, daß ein Paar Weiber leicht zu gewinnen wären, besonders wenn man ihre schwachen Seiten aufzufinden und zu berühren weiß. Jetzt müssen alle Segel aufgespannt werden, jetzt trete ich in einer ganz andern Gestalt auf, und ehe die Uhr die Stunde der Mitternacht ankündigt, muß die reiche Wittwe meines Bruders mein seyn, ich brauche mein Zuflucht nicht wieder zu solchen Mitteln zu nehmen, bin dann ein gemachter Mann. Er ordnete hierauf seinen Anzug mit möglichster Sorgfalt, und begab sich in das Familienzimmer der Amtsräthin. Hier fand er die Schwägerin zwar nicht elegant, aber unendlich reizend, denn selbst der noch halbe Traueranzug erhob die Fülle der jugendlichen Gestalt zur höchsten Vollkommenheit.

Der Assessor küßte ihr bei seinem Eintreten ehrerbietig die Hand, und auch der Amtsräthin wurde ein so höchst ehrerbietiger Gruß, wie sie ihn von einem Manne von Bildung nur erwarten konnte; dann aber flog er fast stürmisch auf die Wärterin zu, die mit dem Kinde — wie er vermuthete seinetwegen — am Fenster stand, betrachtete mit verstellter Freude das Kind, wollte in den zarten Zügen eine täuschende Aehnlichkeit mit seinem Bruder finden, nur die schönen Augen, meinte er, seyen ein unverkennbares Erbstück seiner reizenden Mutter. Dann nahm er die Kleine auf seine Arme, herzte und küßte sie, und nur ihr heftiges Weinen vermochte ihn, sie der Wärterin zurückzugeben.

Wie leicht das gute Herz einer Frau zu täuschen ist, bewies der Augenblick. Die Amtsräthin warf ihrer Pflegetochter einen selbstgefällig lächelnden Blick zu, mit dem sie sagen wollte: siehst Du, ich habe doch Recht gehabt, wir haben den Mann verkannt, und selbst die Rittmeisterin suchte den ersten unangenehmen Eindruck, den der Schwager auf sie gemacht, aus ihrem Herzen zu verdrängen.

Während einiger Stunden heitern Beisammenseyns zeigte sich der Assessor von der vortheilhaftesten Seite, allein Sophie, die ihm immer noch nicht traute, war eine so feine Beobachterin, daß ihr auch kein Wort, keine Miene entging, die sie nicht zu deuten wußte, und ihr Schluß bei der Trennung war und blieb der: daß er ein Heuchler sey, der sich für diesen Abend die Maske der Verstellung erborgt habe. Beim Abschiede, indem er am nächsten Morgen früh abreisen wolle, bat er dringend, seinen Besuch binnen Jahresfrist wiederholen, früher aber an sie schreiben und sich nach ihrem und des Kindes Befinden erkundigen zu dürfen, was ihm natürlich ohne Weiteres bewilligt wurde.

Als die Rittmeisterin am andern Morgen aufstand, war der Assessor schon eine Stunde früher abgereist. Er hatte die Diener des Hauses reichlich beschenkt und noch viele freundliche Grüße bestellt. Die Rittmeisterin seufzte aus tiefer Brust und sagte, daß eine geheime Ahnung ihr immer mehr und mehr sage, daß sie diesen Mann vor Allen in der Welt noch am meisten zu fürchten habe, wogegen auch alle Einreden der Pflegemutter nichts vermochten.

Als beide Damen einige Stunden später mit einem Diener in das Zimmer gingen, welches der Assessor bewohnt hatte, um das Geld wieder in sichere Verwahrung zu bringen, fanden sie die Rollen noch auf derselben Stelle, wo sie Tags zuvor hingelegt waren; allein nur zur Halbschied, zwei tausend Thaler fehlten. Beide sahen einander schweigend an und wußten sich diesen Vorfall nicht zu erklären. Auf einen Wink der Amtsräthin wurde das Geld wieder in ihr Kabinet getragen, und hier erst, als Beide allein waren, fiel Sophie um deren Hals und weinte laut. Hab ich denn nun noch Unrecht! rief sie schluchzend, ist dieser Mann nicht der feinste, verschlagenste Bösewicht, ist er nicht darauf ausgegangen, uns zu verderben? Doch, Gott sey Dank, setzte sie dann hinzu, meine Angst wird sich nun um Vieles vermindern; mit dieser für uns geringen Summe werden wir ihn für immer abgekauft haben. —

Nun trat bald wieder das stille, ruhige Leben in seiner alten Ordnung ein, Musik, fremde Sprachen und überhaupt schöne Wissenschaften wurden bei-

nahe gänzlich vernachlässigt, Sophie widmete fast ihre ganze Zeit der Wartung und Pflege ihres Kindes, aber die kleine Helena nahm dafür auch fast zusehend an Geist- und Körperkräften zu, worin Mutter und Pflegemutter hinlängliche Belohnung für ihre Mühe und manche schlaflose Nächte fanden.

Obgleich Sophie dem Andenken ihres verstorbenen Gatten, den sie mit der ganzen Kraft ihrer schönen Seele geliebt hatte, noch manche Thräne weinte, so wurde dennoch ihre Schönheit keineswegs beeinträchtigt. Es lag ein unendlicher Liebreiz in den schönen Formen der Frau; wem indeß ihr wundervolles Auge freundlich zulächelte, der war plötzlich wie mit einem Zauberstabe berührt.

(Fortsetzung folgt.)

Drei Tage aus dem Leben eines Dichters.

Zu Schiller's hundertjährigem Geburtstage.

Von Heinrich Schwerdt.

1.

Es war im Sommer des Jahres 1783.

In einem kleinen, schmucklosen Zimmer saß ein junger Mann, die hohe, breite Stirn in die linke Hand gestützt, während der rechte Arm, schlaff herabgesunken, auf der Lehne eines altväterischen Stuhles ruhte. Die niedere Decke des engen Gemaches schien den aufstrebenden Geist zu drücken. Träumerisch blickten die übernächtig gerötheten Augen auf die wirr durch einander liegenden Schriften, welche den runden Tisch bedeckten, der auf einem zierlich gewundenen Fuße vor ihm stand. Auf den ärmlichen Geräthschaften, womit das Stübchen ausstaffirt war, hielten Trinkgefäße, Bücher und Kleidungsstücke trauliche Nachbarschaft. Selbst der mächtige Kachelofen, der jetzt von seinen winterlichen Strapazen ausruhte, war mit abgelegter Wäsche behangen. Schier verwundert schauten die alten Fürstenbilder, welche die kahlen Wände schmückten, auf die Junggesellenwirthschaft, die sich in dem Hinterstübchen der freiherrlichen Wohnung eingenistet.

Der junge hagere Mann mochte etwa vierundzwanzig Jahre alt seyn. In den lichtbraunen, tiefliegenden Augen spielte ein wunderbarer Glanz und verklärte sein langes, kränkliches Antlitz mit einem stillen Zauber.

Jetzt erhob er den tiefgesenkten Kopf, strich gedankenvoll das röthlich blonde Haar, das leicht gelockt über den blendend weißen, entblößten Hals herabfiel und griff nach der Schnupftabacksdose, die vor ihm auf dem Tische stand. Kaum hatte er jedoch den Deckel geöffnet, als er mit dem Fuße stampfte und die leere Dose ärgerlich auf einen Sessel warf. Dann sprang er auf und trat an's Fenster. Auf dem Wirthschaftshofe, den er überblickte, krähten die Hähne und schnatterten die Gänse. Hin und wieder huschte eine stämmige Bauerndirne von Stall zu Stall. Noch träufelten die Bäume von dem Regen, der über Nacht gefallen. Aber die aschgrauen Wolken, die seit mehreren Tagen wie ein Leichentuch über dem Thale gehangen, rissen aus einander. Sonnige Grüße blitzten in das trübe Antlitz des jungen Mannes.

Er lächelte still vor sich hin, und über seine bleichen feingeschnittenen Lippen drängte sich das flüsternde Wort: Post nubila Phoebus! Und nun setzte er sich wieder in den Lehnstuhl und blätterte mit sichtlicher Befriedigung in den Papieren, die vor ihm lagen.

Er war in den letzten Monaten sehr fleißig gewesen. Die Einsamkeit des Landlebens hatte manche Frucht seines Geistes zu Tage gefördert. Das Trauerspiel: „Die Verschwörung des Fiesco" war bereits gedruckt, obwohl er noch immer mit bessernder Hand daran feilte. Jetzt hatte er ein neues Drama unter der Feder, das er Anfangs „Luise Millerin," hernach „Kabale und Liebe" nannte. Es war der Vollendung nahe. Aber schon war sein rastloser Geist mit neuen Plänen erfüllt. Die Geschichte des spanischen Infanten Don Carlos sollte unter seiner schöpferischen Hand zu einem tiefergreifenden Bühnenspiele werden. Darüber hatte er die halbe Nacht gesessen und gedichtet, und als der Morgen ihn weckte, war er sofort wieder an den Schreibtisch geeilt. Indessen schienen doch die Schwingen seiner Phantasie gelähmt. Judith, die Botenfrau, sollte ihm leibliche und geistige Bedürfnisse zutragen. Er hatte sie schon gestern Abend erwartet. Sie war nicht gekommen.

Eine gewaltige Stimme dröhnte jetzt durchs Haus. Es war der Verwalter Vogt, der sich mit dem Gesinde herumzankte. Hatten etwa die Bauern ihre Schafe wieder auf die herrschaftlichen Wiesen getrieben? Zwar hatten die Gerichte einen schweren Trumpf darauf gesetzt, und der Gastwirth, der mit seinem Bullenbeißer dem Verwalter zu Leibe gegangen, war derb gezüchtigt worden: traue aber Jemand den Bauern, wenn sie der Gutsherrschaft gegenüber ein vermeintliches Recht prätendiren! Damals war der junge Dichter, wie ein Advokat, vermittelnd eingeschritten. Er hatte entschiedener auf die feindlichen Parteien eingewirkt, als die Knüttel, mit denen sie gegen einander zu Felde gezogen, als die Sturmglocke, die der Verwalter geläutet hatte.

Aber jetzt? — Ein flüchtige Röthe überzog des Dichters bleiche Züge, als ihn der wilde Lärm aus

seinen träumerischen Betrachtungen aufschreckte. Er warf sein graues, fadenscheiniges Röcklein über und eilte in den Hausflur, wo sich Knechte und Mägde um einen Burschen versammelt hatten, über dessen Gesicht das Blut in dunkeln Tropfen rieselte. Der Verwalter schimpfte wie ein Rohrsperling über die Dummheit des unachtsamen Volkes und erklärte seinem Hausgenossen, vor dem er ehrerbietig sein schwarzes Käppchen zog, daß der Bursche durch Schuld eines Mitknechtes zu Fall gekommen. „Wundert mich nur, fügte er belfernd hinzu, »daß seine Hirnschale nicht entzweigeborsten.« Der Doktor, wie sie den jungen Mann titulirten, untersuchte die klaffende Wunde. »Machen Sie Essigumschläge,« verordnete er, »und gönnen Sie dem armen Jungen eine Stunde Ruhe. Er ist mit einem blauen Auge davongekommen. Nachmittags kann er wieder an die Arbeit gehen.«

»Weiß Gott, Herr Doktor!« sagte der Verwalter, indem er wiederum sein Käppchen lüftete, »Sie sind durch alle Fakultäten gelaufen.«

»So ist's, mein Lieber!« entgegnete der Dichter mit trübem Lächeln. Dann erkundigte er sich, ob die Botenfrau noch nicht aus Meiningen zurückgekehrt sey. Der Verwalter wußte keinen Bescheid zu geben. »Fehlt Ihnen Etwas, womit ich aushelfen kann?" fragte er mit unterwürfiger Artigkeit. »Die gnädige Frau hat mir's auf die Seele gebunden, daß Sie in ihrem Hause keinen Mangel leiden sollen.«

»Ich weiß die Fürsorge der Frau von Wolzogen, die so mütterlich sich ihres jungen Freundes angenommen, gebührend zu schätzen. Können Sie aber, mein Werthester, Marokkoschnupftabak aus der Erde stampfen?" Der Verwalter zuckte lachend mit den Achseln: »Bedauere, daß ich kein Schnupfer bin.« »Können Sie meinen Hunger nach einer Geschichte des Don Carlos stillen?« — Der Verwalter sah ihn mit großen Augen an. »Weiß schon, mein Lieber!« entgegnete der Doktor, indem er dem Verwalter lächelnd auf die Schulter kopfte. »Hier gilt die Losung: Butter und Käse, nur keine Bücher!"

Der Verwalter, den Doktor in sein Wohnzimmer nöthigend, zuckte abermals mit den Achseln. „Bücher und immer Bücher, Schreiben und immer Schreiben, — davon wird der Mensch nicht satt. Noch in später Nacht hab' ich Licht in Ihrem Zimmer gesehen. Die Haushälterin sagt mir, daß Sie starken Kaffee trinken, um sich munter zu erhalten. Herr Doktor, glauben Sie einem erfahrenen Manne, wenn er auch durch keine hohe Schule gegangen, das thut nicht gut. Sehen Sie einmal in den Spiegel: wie trüb' Ihr Blick! wie schlaff und bleich Ihre Züge! — Sonst haben wir doch manchmal Schach gespielt, oder sind mitsammen auf die Jagd gegangen. — Wissen Sie noch, wie Sie den großen Raubvogel schossen, der an dem Scheuerthore angenagelt ist?"

Der junge Mann hatte sich nachlässig in die Sophaecke gelehnt und stützte den Kopf in seine zarte, durchsichtige Hand. „Sie haben Recht," sagte er nach einer Pause, ohne aufzublicken. „Will heute einmal in die Berge laufen. Die frische Luft wird mir wohl thun." — Er stand auf, strich das lange Haar in den Nacken und öffnete das Fenster. „Wissen Sie was?" wendete er sich nach kurzem Schweigen an den Verwalter, indem er das Fenster wieder schloß, „ich will den alten Grafen von Henneberg in ihrer stattlichen Räume eine Visite machen. Das verfallene Gemäuer hat schon lange wundersam auf mich herabgeschaut. Wer weiß, wie manche seltsame Geschichte es mir zu erzählen hat."

Der Verwalter lobte seinen Entschluß. „Sie haben die Reize unserer Gegend noch lange nicht ausgekostet. Und doch ists ein freundlichtrautes Thal, worin unser Dörfchen liegt: rings ein Kranz von dunkeln Fichtenwäldern, dazwischen Feld und Wiesen, durch die ein lustig Bächlein an Weiden und Erlen vorüberhüpft. Das alte, reichsfreiherrliche Lehngut ist freilich verfallen. Darum haben auch die gnädige Frau, nach dem Ableben ihres Herrn Gemahls, des Geheimen Legationsrathes von Wolzogen, dieses Haus käuflich an sich gebracht, damit die Herrschaft eine Wohnung habe, wenn sie mit den vier gnädigen Herren Barons, die Gott erhalten möge, und mit dem allerliebsten Fräulein Tochter zuweilen in Bauerbach einkehrt, um die Verwaltung zu inspiziren."

„O das ist eine Frau," fiel der Dichter begeistert ein, „so lieb und brav und gut, als ob der Himmel einen Engel zur Erde gesendet! — Als ich im Dezember vorigen Jahres hier ankam, war die Gegend von tiefem Schnee bedeckt. Schon sank die Nacht ins Thal. Ich war von der langen Reise zum Tod ermüdet und von der grimmigen Kälte halb erstarrt. Aber Einsamkeit und Freiheit lachten mir aus dem abgeschiedenen Thale entgegen, — mehr wollte ich nicht. Ich grüßte die Lichter, die in den zerstreuten Häusern flimmerten, wie liebe Freunde. Und als mich ein warmes Stübchen traulich aufnahm, als Sie, Herr Verwalter, mit zuvorkommender Dienstfertigkeit alle meine Wünsche erfüllten, weil mich die gnädige Frau Ihrer Obhut liebreich empfohlen; da war mir zu Muthe, wie dem Schiffbrüchigen, der auf einem lecken Boote doch noch in den Hafen einläuft. — Ja, hier habe ich's zum Erstenmal in seinem ganzen Umfange gefühlt, wie gar wenig Zurüstung es erfordert, glücklich zu seyn. —

„Dennoch" — entgegnete der Verwalter — „scheint Ihnen die Einförmigkeit des Landlebens nicht mehr

zu behagen. Sie schleichen trübsinnig umher, sind mißgestimmt und krankhaft aufgeregt."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Das Grüßen und der Männerhut.] Wie man aus Königsberg schreibt, hat sich daselbst unter Männern ein Verein wider das Hutabnehmen auf öffentlicher Straße gebildet. Vorzüglich ergriffen in dieser Angelegenheit Diejenigen das Wort, über deren Scheitel der Herbst gekommen; Männer, auf deren Scheitel so nach und nach eine kleine Lüneburger Haide Platz gegriffen, mit einem Wort: Männer, die, wenn sie sich daguerreotypiren lassen, gleich die Platte mitbringen. — Könnte nicht auch anderwärts so ein Verein zu Stande kommen? An Orten, wo man bisher so viel für die Bildung der Köpfe gethan? In früheren Zeiten haben die Köpfe den Menschen ein Kapital verschafft, jetzt zehren die Köpfe mit ihren Hüten Kapital und Zinsen auf. Jeder Hut ist ein gut Stück Kapital und zwar ein Kapital, das täglich, stündlich, ja fast in jeder Minute angegriffen wird. Ich sage es frei und offen: wenn die reichen Filze eben so energisch behandelt würden, wie jetzt die Filzhüte, sie müßten bald erweicht und mürbe werden. Regen und Sonnenbrand, niedrige Hausthüren und enge Droschken, finstere Treppen und sickernde Oellampen, sie alle verüben ein Attentat auf die Männerhüte. Dieß ist aber Alles noch Quark gegen den allgemeinen Feind des Komplimentemachens auf der Straße. Das ist eine Epidemie, ein Krämpentyphus, der die Hüte schon heerdenweise hinweggrafft und noch hinweggraffen wird. Du mein Himmel, wie viel tausend und abermal tausend Komplimente sagt sich die Welt nicht täglich — ohne Kopf; warum sollte sie nicht mit demselben Rechte Komplimente machen auf der Straße — ohne Hut? Wenn die Leute gegenseitig den Hut auf der Straße herab reißen, glauben sie, sie haben sich gegrüßt, und welch ein Unterschied ist zwischen dem Gruß und einem Hutkompliment? Der Gruß ist ein geistiger Kuß, den man an einer befreundeten Physignomie vorüberhauchen läßt, das Hutkompliment ist eine Formel aus der Dynamik, „der Arm als Hebel angewendet." — Beim Gruße spricht das Auge seine geistige Sprache, das Hutkompliment jedoch ist nur eine Agilitätsprobe der fünf Finger, eine materielle Faustsprache. — Man sollte gar nicht glauben, wie viel Bekannte und Freunde man findet, wenn man sich einen neuen Hut gekauft hat und solchen zum Erstenmale aufsetzt. Aus Prag, Wien, Hamburg und Berlin, ja selbst aus England und Amerika kommen sie herbeigereist, um das Ihrige zum Verderben eines neuen Hutes beizutragen. Freunde, die man sonst nur an bestimmten Vergnügungsorten und Gesellschaften fand, Bekannte, die sich sonst nur alle Jubeljahre blicken ließen, sie schwärmen an solchen Tagen wie die Maikäfer, sie begegnen uns in einer Stunde dreißig Mal und dreißig Mal fährt der Hut auf wie Lenore ums Morgenroth aus schweren Träumen. Unternimmt man einen Spaziergang, da heißt es vielleicht hier: „Empfehle mich Ihnen!" — Hut ab! — Dort: „Ergebener Diener!" — Hut ab! — Dort: „Habe die Ehre!" — Hut ab! Man ist erzürnt, man bringt die Haare in Ordnung, während aber dieß geschieht, ertönt es zwanzig Schritte weiter: „Ei! ei! sieht man Sie denn auch einmal?" — Hut ab! — Vier Komplimente innig gesellt, aber — das Maß meiner Leiden ist noch nicht gefüllt, ruft der alte Graf Moor in Schillers „Räuber" und da, — da kommt eine ganze Familie — drei Töchter, zwei Tanten, vier Brüder und diese in drei Abtheilungen. Geberdenspiel und dreimal Hut ab! Schon beschließt man dem Dinge in einer Schlangenwindung zu entgehen, da tritt uns noch einer entgegen, bleibt stehen und schreit: „Sie haben da einen neuen Hut? Schwerebrett, wo haben Sie den gekauft? eine ganz neue Form!" Dabei bearbeitet er den gewichsten Schnurrbart und fährt mit den pomadisirten Fingern über den blanken, nagelneuen Chapeau. Das geht wirklich über die Hutschnur! Auf diese Art muß bei dieser Komplimentirwuth so ein Neuling bei seinem ersten Debut zu Grunde gehen. Kaum 14 Tage alt, heißt es schon von ihm wie in Börsennachrichten: „Flau — schlaff — gedrückte Stellung," und dieß Alles wegen der Komplimente auf der Straße. Wahrhaftig, der schlechteste Schauspieler wird nicht so heruntergerissen, wie ein neuer Hut. — Was bringt diese Mode mit sich, was sind die Folgen dieses Abdeckelns in Hitze, Wind und Kälte? Kopfschmerzen, Ohrensausen und nur gar zu bald einen Kahlkopf. — Das Hutabnehmen der Männer ist in vielen Fällen Nichts, als eine ganz malitiöse Enthüllung von Familiengeheimnissen. Da zischeln die Hinterhergehenden: „Na, bei dem ist's auch schon recht dünn!" — „Ich glaube, der trägt ein Perückchen!" oder: „Na, der hat einen gehörigen Mondschein!" — Auf diese Art muß der beste Hut binnen Tag und Jahr herunterkommen, obgleich er immer im Schwunge erhalten wird. Mit einem Wort: er hat ein saures Daseyn, was auch sein Inneres bekundet, denn schon bei der Geburt wird ihm ein — Schweißleder mit in die Welt gegeben.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der A. Wailand'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 267 Mittwoch, 9. November 1859.

Die Wittwen und ihre Pflegekinder.

(Fortsetzung.)

An einem schönen Frühlingstage, wo Bäume und Hecken in ihrer schönsten Blüthenpracht da standen und die Vögel ihr tausendstimmiges Konzert erschallen ließen, machte Sophie mit der Amtsräthin einen Spaziergang ins Freie. Auf ihrem Rückwege begegnete ihnen der Oberförster Baum, der mit seinem Sohne aus dem Forste kam. Beide waren über das frische Aufblühen der jungen reizenden Wittwe sichtbar erstaunt und suchten in einer weitläufigen Unterhaltung das alte freundschaftliche Verhältniß wieder einzuleiten, wozu besonders die frühern Winterabendunterhaltungen den Namen hergeben mußten. Sophie war indeß zu schlau, um nicht einsehen zu sollen, was hierzu zum Grunde liege, und auf die bescheidenste und artigste Weise suchte sie Alles abzulehnen, indem sie versicherte, daß mit dem Tode ihres Gatten jedes Gefühl für heitere Unterhaltung gänzlich erstorben sey, und daß sie sich nur in den Stunden der Einsamkeit eigentlich glücklich fühle.

Der Oberförster und sein Sohn empfahlen sich, von der Unterhaltung eben nicht besonders erbaut, und gingen ihres Weges. Sie konnten sich kaum hundert Schritte von ihnen entfernt haben, als eine Bande fremden Gesindels um die nächste Ecke bog und ihnen gerade entgegen kam. Die Bande bestand aus acht Personen. Ein Weib, noch in den dreißiger Jahren, die, die geldbraune Farbe ihrer Haut und der wunderbare abenteuerliche Anzug abgerechnet, nicht häßlich zu nennen war, schritt, mit einem Kinde auf dem Arme, der Bande voran. Ihr folgten fünf Kinder von verschiedenem Alter und verschiedener Größe, jedes trug ein Päckchen und ein musikalisches Instrument, den Beschluß machte ein Mann mit einem zweiräderigen Karren, der mit schlechten Betten und andern Effekten beladen war und einem jungen, wahrhaft schön zu nennenden Mädchen mit der linken Hand geschoben wurde.

So gern auch die beiden Damen einen andern Weg eingeschlagen hätten, so war es doch schlechterdings nicht möglich, sie hätten sonst umkehren und sich weiter vom Dorf, entfernen müssen. Indem sie noch überlegten, was hier zu thun sey, vertrat ihnen das Weib mit dem Kinde schon den Weg, indem sie sagte: schenke uns eine Gabe, schöne Dame, wir sind arme, aber ehrliche Leute und bedürfen auf unserer weiten Reise nach Hispania eines Zehrpfennigs.

Während die Amtsräthin ihre Börse zog und ein ganzes Thalerstück hervorzog, betrachtete die Rittmeisterin die seltsame Gruppe, worunter besonders das Mädchen, die jetzt ihren linken, schön geformten und fast bis an die Schulter entblößten Arm auf das Rad des stillstehenden Karrens gelegt hatte, ihre Aufmerksamkeit auf sich zog. Der ganze Körper, jedes einzelne Glied war voll und üppig, und dennoch zart und regelmäßig gebaut. Ein kurzes Röckchen, nur bis an die Wade reichend, ließ ein Bein sehen, das einem Bildhauer zum Model einer Venus hätte dienen können, Kopf, Hals und Brust aber war über alle Vergleichung schön.

Als das Weib das große Thalerstück sah, machte sie ein über alle Maßen freundliches Gesicht. Das wird Euch die heilige Jungfrau lohnen, sagte sie, und noch lange wird dieß schöne Geldstück uns an Euch erinnern. Aber, schöne Dame, sagte sie, sich an die Rittmeisterin wendend, wollt Ihr mir nicht Eure Hand geben, damit ich Euch einen Blick in die dunkle Zukunft thun lasse. Mir ist von der Vorsehung diese seltene Gabe zu Theil geworden und ich enthülle sie gern edlen Menschen.

Noch immer Auge und Gedanken auf das schöne Mädchen gerichtet, streifte die Rittmeisterin den Handschuh von der schönen weißen Hand und reichte sie dem Weibe.

Eine ganze Weile betrachtete sie die Linien in derselben mit großer Aufmerksamkeit, dann sagte sie: die Wege der Vorsehung sind wunderbar und nicht immer sind sie mit Rosen, auch oft mit Dornen bestreut; das habt auch Ihr, schöne Dame, schon empfunden. Euer Herz betrauert einen lieben Freund. Er ist Euch unersetzlich, Ihr denkt Euer ganzes Leben lang an ihn, aber verzagt darum nicht, die Vorsehung hat Euch noch zu wichtigern Dingen

bestimmt. Manche bittere Erfahrung werdet Ihr noch machen müssen, ich kann es Euch sogar nicht verhehlen, daß Euch das Schicksal noch hinter Schloß und Riegel in enge Haft führt; aber wie ein Engel des Lichts, wie der Sonne Glanz werdet Ihr wieder daraus hervorgehen. — Sie betrachtete wieder eine Weile die Hand und fuhr dann fort: Ihr seyd noch zu großem Glück aufgehoben, viel Gutes müßt Ihr noch thun, aber es wird Euch reichlich belohnt werden. Ihr werdet noch als Herrin in einem großen Hause wohnen, in einem fremden Lande, wo man eine fremde Sprache redet, und über dessen Thüre eine Grafen-Krone prangt. Euer Schooß wird nie wieder von einem lieblichen Kinde entbunden werden, dennoch stehen um Euer Sterbelager, wenn einst dieß schöne braune Haar schneeweiß gebleicht ist, viele Kinder, die Euch Mutter nennen und Eure kalten Hände mit dankbaren Thränen benetzen. — Sie ließ die Hand sinken und schwieg.

Auf die Rittmeisterin hatte diese verhängnißvolle Weissagung einen unangenehmen Eindruck gemacht, und um ihn schnell und auf immer aus ihrem Gedächtniß zu verwischen, fragte sie: wer ist jenes junge Mädchen dort?

Es ist meine Tochter, entgegnete das Weib, ihr Vater ist ein hoher Herr, der sich aber von der Aermsten losgesagt hat.

Die Rittmeisterin erbat sich von ihrer Pflegemutter die Börse, griff hinein und holte noch ein Thalerstück heraus und gab es dem Mädchen, die ihr dafür mit vieler Grazie die Hand küßte, worauf sie sich dann eilig entfernte.

(Fortsetzung folgt.)

Drei Tage aus dem Leben eines Dichters.

(Fortsetzung.)

„Wohl wahr!" bestätigte der Dichter mit einem tiefen Seufzer. „Mancherlei Grillen, fehlgeschlagene Hoffnungen, die Gespenster der Einsamkeit haben den Klang meines Gemüthes verstimmt. Es fehlt mir an aufheiternder Gesellschaft. Ich möchte oft meine tägliche Kost hingeben, wenn ich liebe Freunde um mich haben könnte."

„Ei, so gehen Sie doch unter Menschen. Sie sind überall wohl gelitten."

„Soll ich mich in die Dorfschenke setzen und mit den Bauern verkehren?"

„Bei Leibe nicht! Aber haben Sie nicht den Herrn Bibliothekar Reinwald, einen herzensguten, vortrefflichen Mann, wenn auch zuweilen so verdüstert, wie Sie selbst?"

„Ja, bei Gott! die Freundschaft dieses edlen Mannes ist ein reicher Schatz, der mir lange gefehlt. Er ist es werth, daß er mich mit allen meinen Schwächen und zertrümmerten Tugenden besitze, denn er duldet jene und ehrt diese mit Thränen. Aber Meiningen ist zwei Stunden entfernt. Wie selten, daß wir uns sehen! Wie selten, daß wir unsere Herzen austauschen können! Und wenn ich auch einmal hinübergehe, so starren die Kleinstädter mich wie einen Wundervogel an, dem sie die fremden Federn gar zu gern ausrupfen möchten."

Der Verwalter lächelte verschmitzt und wagte, mit den Augen zwickernd, die leise Bemerkung: „Freilich scheinen der Herr Doktor Ritter in einem absonderlichen Duster zu schweben, hihihi! Man möchte doch gern wissen —"

„Was man nicht zu wissen braucht!" fertigte der junge Mann die vorlaute Rede mit barschem Ernste ab.

Der Verwalter hustete und strich verlegen über die runzelige Stirn. Doktor Ritter aber griff nach der Thürklinke, und entfernte sich nach kurzem Gruß.

Siehe, da schritt die langerwartete Judith über den Hof. Der junge Mann trat ihr hastig entgegen, hörte kaum die redseligen Worte, womit sie ihre lange Abwesenheit entschuldigte, und nahm die Briefe und Packete, die sie ihm schmunzelnd darbot. Dabei sagte sie verwundert: „Einer an Herrn Doktor Ritter, und ein anderer an Herrn Doktor Schmidt: Wer ist nun der Rechte?"

„Schon gut, Judith. Das braucht Sie dießmal nicht zu wissen. Die Briefe sind in rechter Hand."

Damit wollte der zweinamige Dichter in sein Zimmer gehen. Judith aber, aus der Ledertasche, die sie an ihrem Schurze trug, ein kleines Dütchen ziehend, rief ihm nach: „Noch Eins, Herr Doktor! Ein Loth Schnupftabak. Hätt's bald vergessen. Und dazu ein schönes Kompliment, aber nicht eigentlich zum Schnupftabak, sondern zu den Büchern, die Herr Reinwald eingepackt. Wenns nicht regnet, will er heut' noch herauskommen."

Der Doktor freute sich dieser Nachricht, und trug, was er empfangen hatte, rasch von dannen.

Auf seiner Stube angelangt, öffnete er die Briefe, die ihm zugegangen. Zunächst erkannte er des Vaters Schriftzüge, und drückte sie in freudiger Erregung an die Lippen. Als er aber las und immer weiter las, füllten sich die Augen mit Thränen und ein unaussprechliches Weh krampfte seine Brust zusammen. Der Vater schrieb: „So lange Er, mein Sohn, Seine Rechnungen auf Einnahmen setzt, die erst kommen sollen, mithin dem Zufalle oder Nothfalle unterworfen sind, so lange wird Er im Gedränge verwickelt bleiben. Wiederum: So lange Er denkt, dieser oder jener Gulden oder Batzen wird

es nicht ausmachen, daß ich so 'rauskomme, so lange werden Seine Schulden nicht geringer werden, und — das wäre mir leid, wenn Er sich nach einer schweren Kopfarbeit in Gesellschaft anderer guter Menschen nicht sollte erholen, erfreuen können. Bester Sohn, obschon mit vielen Verstandeskräften begabt, geht Er doch in dem, was zu einer wahren Größe und Zufriedenheit erforderlich, immer noch sehr irre. Die Verlegenheit, in welcher Er sich dermalen befindet, ist wahrlich ein Werk der höheren Vorsehung, um Ihn von dem allzu großen Vertrauen auf eigne Kräfte abzubringen, um Ihn mürbe zu machen, damit Er allen Eigensinn ablege, dem guten Rathe Seines Vaters und anderer wahren Freunde mehr folge, Jedermann mit Achtung, Höflichkeit und Dienstbeflissenheit begegne und je mehr und mehr überzeugt werde, daß unser gnädigster Herzog bei Seiner Einschränkung es gut mit Ihm meinte, und daß es mit Seiner Verfassung besser stände, wenn Er sich gefügt hätte und im Lande geblieben wäre. Er hat überhaupt manchmal so närrische Launen, die Ihn bei Seinen besten Freunden unerträglich machen, Steifigkeiten, die den besten Mann zurückschrecken.«

In leidenschaftlicher Heftigkeit sprang der Doktor empor. Er konnte nicht weiter lesen. Die widersprechendsten Gefühle wogten in seiner Seele auf und ab.

Als er sich etwas beruhigt hatte, nahm er einen zweiten Brief, den seine ältere Schwester, Christophine, geschrieben. Das Mädchen hing an ihm mit schwärmerischer Liebe. Auch dießmal träufelten ihre herzlichen Worte lindernden Balsam in des Bruders offene Wunden. Zwar bat sie ihn mit dem eindringlichsten Ernste, daß er sparsamer werden, daß er aus dem Reiche der Ideale in die geordneten Zustände eines nahrhaften Berufes herabsteigen möge; aber diese Mahnungen voll wohlgemeinter Zärtlichkeit griffen tiefer in sein Herz, als des Vaters gemessene Strenge. Dazu hatte sie den Eltern, ob sie auch das Wenige nur schwer entbehren konnten, doch wieder eine kleine Unterstützung abgeschmeichelt, damit der ferne Sohn nicht Mangel leide. Dieser aber konnte sich nun einmal mit den ökonomischen Verhältnissen des alltäglichen Lebens nicht befreunden. Die kleinlichen Berechnungen hingen sich wie Blei an die Fittige seines aufstrebenden Geistes.

Lange brütete der Doktor still vor sich hin. Die Bücher, die er aus der herzoglichen Bibliothek in Meiningen geliehen, würdigte er kaum eines Blickes. Nur in einer französischen Geschichte des Don Carlos, die er zu seinem Trauerspiel benutzen wollte, hatte er flüchtig geblättert. Den Gedanken dieser Dichtung pflegte er, wie das Bild einer Geliebten, im Herzen zu tragen, und schwärmte damit in der Gegend umher.

Jetzt nahm er Hut und Stock, dem ersehnten Freunde entgegenzugehen. Sonst pflegte er wohl ein freundliches Wort mit den Bauern zu wechseln, die auf dem Feld geschäftig waren. Heute aber schritt er mit tiefgesenktem Kopfe schweigsam dahin und dankte kaum den Grüßen, die man hin und wieder ihm zurief.

Plötzlich erhob sich eine wohlbekannte Stimme: „Wohin so eilig, guter Freund?“ — und als der Doktor, in seinen finsteren Träumen gestört, fast ängstlich zusammenschrak, streckte ihm der Bibliothekar Reinwald die Hand entgegen und scherzte: »Hat Sie Kabale und Liebe umgarnt, oder liegen Sie mit Don Carlos in Geburtswehen?“

Der Doktor schloß den wackern Ehrenmann in die Arme. »Gott sey Dank, daß ich Sie habe und halte! Mein Herz zerspringt, wenn ich es nicht an Ihrer treuen Brust erleichtern darf. Ja, Sie müssen mit mir selbst und mit dem ganzen Menschengeschlecht mich wieder aussöhnen. Ich habe die halbe Welt mit den glühendsten Empfindungen umfaßt, und am Ende finde ich, daß ich einen Eisklumpen in den Armen halte.

»Sie schwärmen, lieber Freund!« tröstete der ungleich ältere, besonnene Mann. »Wer mag an diesem blauen, sonnigen Tage melancholisch seyn?«

Der Doktor aber, ohne des Trostwortes zu achten, fuhr leidenschaftlich fort: »Selbst die Quelle der Poesie versiegt im trockenen Sande der Alltäglichkeit. Es scheint, Gedanken lassen sich nur durch Gedanken locken, und unsere Geisteskräfte müssen wie die Saiten eines Instrumentes durch Geister gespielt werden, wenn sie nicht erschlaffen sollen. Darum kann ich es der edlen Frau, auf deren Grund und Boden wir stehen, nicht hoch genug anschlagen, daß sie mich zunächst an Sie empfohlen hat. Und als ich mit dieser Empfehlung Sie aufsuchte und die ersten Worte mit Ihnen gewechselt hatte, da ging ich, der Flüchtling, meinem ländlichen Asyle mit dem tröstlichen Bewußtseyn entgegen, daß ich einen Freund gefunden.«

Reinwald drückte mit tiefer Empfindung die Hand des jungen Mannes und fragte, was ihn denn heute so ungewöhnlich aufgeregt habe? Seiner innigsten Theilnahme dürfe er versichert seyn.

Der Doktor nahm die Briefe, die er vor wenigen Stunden empfangen, ließ sie durch die Finger gleiten und legte mit bedeutsamem Schweigen das Schreiben seiner Schwester Christophine in die Hand des väterlichen Freundes.

Dieser stellte sich in den Schatten eines Baumes und las. Die schlichten und doch so überaus herzlichen Worten des verständigen Mädchens machten auf den gereiften Mann einen tiefen Eindruck. Er

mochte sich gar nicht von den lieben Zeilen trennen. Ungeduldig schritt der Doktor auf und ab, und fragte endlich: „Nun, was meinen Sie dazu?"

„Herr, Sie haben eine Schwester," sagte Reinwald mit ungewöhnlichem Feuer, „die Sie in Gold fassen sollten. Dieser klare Verstand, dieß fromme, treue Gemüth, — wahrhaftig, ich beneide Sie um diesen Schatz." Dann bat er um eine Abschrift des Briefes.

Währenddeß setzten sie ihren Weg nach Bauerbach fort. Die abwesende Schwester hatte den gegenwärtigen Bruder fast in den Hintergrund gedrängt.

Dieser entfaltete jetzt einen zweiten Brief und sagte mit bitterem Lächeln: „Von Frau von Wolzogen."

Reinwald blickte seinem Freund ins trübe Antlitz. Er konnte sich den schneidendkalten Ton nicht enträthseln, womit dieser den Namen seiner edelmüthigen Beschützerin ausgesprochen, und fragte mit leisem Vorwurf: „Was ist das, Schiller!?"

Dieser schrack zusammen und legte hastig die Hand auf Reinwald's Mund. „Um's Himmels willen, diesen Namen nicht! — Die gnädige Frau hat mich dringend ersucht, meinen Aufenthalt möglichst geheim zu halten, weil der Herzog von Württemberg, wenn er in Erfahrung bringe, daß sie dem flüchtigen Regimentsmedikus ein Asyl gewährt, diese Großmuth auf irgend eine Weise ihren Kindern entgelten lassen könne. Heißt das nicht mit andern Worten: Lieber Schiller, Sie werden mir doch nach und nach lästig; wenn es Ihnen gefällig ist, mögen Sie gehen."

Reinwald schüttelte unwillig mit dem Kopfe. Schiller aber fuhr mit schneidender Stimme fort: „Wehe dem, den seine Umstände nöthigen, auf fremde Hülfe zu bauen! Die Frau Geheimeräthin versichert zwar, wie sehr sie gewünscht, ein Werkzeug in dem Plane meines künftigen Glückes zu seyn; aber — ich werde, meint sie, selbst so viel Einsicht haben, daß ihre Pflichten gegen ihre Kinder, die vom Herzog vielfach unterstützt werden, und namentlich gegen die beiden Söhne, die noch auf der Karlsschule sind, allen andern Rücksichten vorgingen. Das ist mir genug! — Ich bin nun einmal der Narr des Schicksals! Alle meine Entwürfe scheitern. Irgend ein kindsköpfischer Teufel wirft mich wie seinen Spielball in der Welt herum."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Doktor Hochstetter hat den neuesten Nachrichten zufolge seine geologischen Untersuchungen auf der Insel Neuseeland mit dem glänzendsten Erfolg beendet und befindet sich bereits auf der Rückreise nach Europa. Seine Ankunft auf heimathlichem Boden dürfte sich indessen bis Februar nächsten Jahres verziehen, indem Dr. Hochstetter, welcher die Rückreise auf Kosten der brittischen Regierung zurücklegt, den Weg über die Landenge von Panama und Westindien gewählt hat, und die Reise von Neuseeland oder Australien nach der Westküste Südamerika's mit einem Segelschiff zurücklegen muß, was im glücklichsten Fall 60—70 Tage in Anspruch nimmt. Die Kolonialregierung sprach sich in so ehrenvoller und günstiger Weise über die von dem Geologen der Novaraexpedition gewonnenen wichtigen Ergebnisse aus, daß vom auswärtigen Amt in London ein besonderer Auftrag an den engl. Gesandten in Wien, Lord Loftus, erging, um der österr. Regierung sowohl, wie dem Befehlshaber der kaiserlichen Expedition, den Dank der britischen Regierung für die edle Bereitwilligkeit auszudrücken, mit welcher einem Mitgliede der Novaraexpedition gestattet wurde, auf Neuseeland zum Zwecke geologischer Untersuchung zurückbleiben zu dürfen, wodurch der jungen Kolonie so wesentliche Dienste geleistet wurden. Durch diesen Zwischenfall gewinnt die Weltfahrt der Novara für England eine ganz besondere Bedeutung, und die englische Uebersetzung, welche, wie wir hören, Dr. Scherzer gleichzeitig mit der Herausgabe des deutschen Originals vorbereitet und die von John Murray in London verlegt werden soll, wird auf einen nahmhaften Absatz zählen können.

In Böblingen (Württemberg) hat sich ein Mädchen, das wegen Diebstahls in Untersuchung ist, durch Aushungern der weitern Untersuchung entziehen wollen. Alle Zusprüche wollten nichts fruchten und erst, nachdem sie fünf Tage und Nächte die Qualen des Hungers und Durstes ausgehalten hatte, brachte sie ein aufgestellter frisch dampfender Kaffee auf andere Gedanken. —

Ein auswärtiges Champagnerhaus hat, wie das „Danz. Dampfb." erzählt, eine Kiste mit 20 Flaschen Champagner einem Beamten an Bord der „Arcona" unter der Bedingung übergeben: 6 davon mit japanischen Häuptlingen ꝛc. zu trinken und zu erforschen, wie denselben das Getränk mundet, 13 nach Belieben an Bord zu verzehren und eine mit zurückzubringen, um dem Hause die Überzeugung zu verschaffen, wie der Champagner während der langen Reise unter verschiedenen Klimas sich konservirt habe.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Buchdruckerei

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 268 Donnerstag, 10. November 1859.

Prolog,

gesprochen bei der hundertjährigen Geburtstagsfeier Friedrichs von Schiller im Stadt=Theater zu Aschaffenburg.

Germania erwacht. Durch ihre Gauen
Vernimmt sie eines Festes lauten Klang.
Festbogen sah sie oft laufinnig bauen;
Doch dießmal ist's ein innerer heil'ger Drang,
Der Deutschlands edle Sprossen, Männer, Frauen
Mit festlich loderndem Gefühl umschlang.
Sie lauschet, zweifelt, sinnt und kann's nicht finden,
Wozu gemeinsam Deutsche sich verbinden.

O Muse, spricht sie, gieb mir freundlich Kunde,
Worüber heute jedes Herz erglüht! —
„Kennst du den Sänger nicht, aus dessen Munde
„So ächt wie Gold der Dichtung Feuer sprüht,
„Der mit den Himmlischen in trautem Bunde
„Die Erde zu verschönern sich bemüht?
„Durch alle Städte lausche still und stiller!
„Aus allen tönt's entgegen: Schiller! Schiller!

„Ein finst'res Schicksal schritt vor hundert Jahren
„Durch's deutsche Land. Des Friedens gold'ne Zeit,
„Sie war entfloh'n. Man sah nur Kriegerschaaren,
„Verbrannte Städt' und Dörfer weit und breit.
„Denn Oesterreichs und Preußens Fürsten waren
„In einen siebenjähr'gen Kampf entzweit.
„Fremd ward der Menschlichkeit — des Menschen Busen,
„Oed' und verlassen stand der Hain der Musen.

„Sieh, da erschließt, in einem deiner Thale
„Versteckt, ein Auge sich dem zarten Licht;
„Da athmet eine Brust zum ersten Male,
„Aus der bald eine Welt des Schönen bricht.
„Dichtung und Wahrheit küßt mit ihrem Strahle
„Des Knaben Stirn. Die Nebel, welche dicht
„Die Säulen unsers Tempels noch umziehen,
„Sie sollen bald vor seinem Glanz entfliehen.

„Denn welche Fülle herrlicher Gesänge
„Entströmt gewaltig seiner jungen Brust!
„Er weckt durch seiner Lyra gold'ne Klänge,
„Was in der Seele schlummert unbewußt.
„Bezaubert steht von seinem Klang die Menge
„Und athmet Schmerz und Lust aus seiner Lust.
„[illegible]s deutschem Herzen drängen seine Lieder,
„D'rum hallen sie in jedem Deutschen wieder.

„Und höher hebt sein Genius die Schwingen,
„Mit scharfem Griffel zeichnet seine Hand
„In lebender Gestalt der Menschheit Ringen.
„Begeist'rung trägt ihn in ein höh'res Land,
„Wo sich um Tugend reiche Kränze schlingen,
„Die das Geschick der Lasterbrut entwand.
„Nicht bloß den Dichter, auch den Edlen, Weisen
„Laß mich durch seiner Bühne Helden preisen!

„Wie tapfer Wallenstein im Felde fechte,
„Durch Meuchlerdolche büßt er den Verrath.
„Für ihres Landes, ihres Königs Rechte
„Betritt Johanna kühn den Heldenpfad.
„Daß Geßler nicht den freien Schweizer knechte,
„Verhindert rächend Tells verweg'ne That.
„Mit freud'gem, himmelwärts gehob'nem Herzen
„Entsagt Maria dieser Welt der Schmerzen.

„So schmückt er, Werk an Werk, den Hain der Musen;
„So reihet an den Helden sich der Held.
„Es quillt aus seinem reichen Dichterbusen
„Gestaltet eine neue schön're Welt.
„Bezaubert, wie von Häuptern der Medusen,
„Lauscht ihm das Volk vom Hadria bis zum Belt.
„Und was so schön der Sänger einst gesungen,
„Ist wieder in der Enkel Herz gedrungen.

„So laß es dir nicht wunderbar erscheinen,
„Daß Berg und Thal von seinem Lob erschallt;
„Was heut die Deutschen drängt sich zu vereinen,
„Es ist des Schönen göttliche Gewalt.
„D'rum nenne stolz ein jeder ihn den Seinen!" —
Die Muse schwieg; Germania sprach alsbald:
Vor Freude bebt mein Herz. Aus dieser Feier
Erglimmt ein Hoffnungsstrahl, ein schöner, neuer!

Dem Fremden war bis jetzt — ich fühlt' es bitter —
Der deutschen Sinn und Neigung zugewandt.
Bewundert haben sie des Auslands Flitter,
Der eig'nen Leistung schöne Frucht verkannt.
O frohe Ahnung! Dieses Irrthums Splitter
Er sey vom heut'gen Abend an verbannt!
Deutschland! daß Fremde dich mit Achtung nennen,
Beginne selbst den eig'nen Werth zu kennen!

W. Hocheder, Prof.

Die Wittwen und ihre Pflegekinder.

(Fortsetzung).

Einige Tage später kam ein Brief vom Assessor Güldenhorn, der in ziemlich ungewählten Ausdrücken auf eine Art von Vertraulichkeit hindeutete und damit schloß, daß er im Spätsommer eine zweite Besuchsreise zu ihnen beabsichtige. Die fehlenden zweitausend Thaler wurden mit keiner Sylbe erwähnt.

Dafür wolle uns doch Gott gnädiglich bewahren, sagte die Amtsräthin. Wäre der Herr Assessor ein armer Teufel und nur dabei ein rechtlicher Mann, ich würde ihm helfen, allein einen Betrüger mag ich ferner nicht unter meinem Dache beherbergen.

Sophie sagte kein Wort, allein die hellen Thränen, die in ihren schönen Augen standen, gaben Zeugniß von dem, was in ihrem Innern vorging. Der Brief wurde indeß bei Seite gelegt und nicht beantwortet; allein schon nach vier Wochen kam ein Zweiter, der einen förmlichen Heirathsantrag enthielt. Diese Unverschämtheit entlockte der jungen Wittwe keine Thräne, sie las das Schreiben mit genauer Aufmerksamkeit mehrere Male, und es ging deutlich daraus hervor, daß es dem Bewerber nur um das Vermögen, nicht aber um die Hand und das Herz der Braut zu thun sey.

Sophie bedurfte einige Stunden Zeit, um sich die Sache von allen Seiten zu überlegen. Dann aber verfaßte sie ein Antwortschreiben, wie es schwerlich einem Juristen besser würde gelungen seyn. Sie hatte ihm in dem Schreiben nicht allein jede Hoffnung benommen, die zu einer Annäherung führen könnte, sie hatte ihm auch unverholen ihre gänzliche Abneigung gegen seine Person mitgetheilt, ihn nicht undeutlich an die fehlenden zweitausend Thaler erinnert, und ihn am Schlusse dringend gebeten, sie mit seinen Besuchen und Zuschriften für immer zu verschonen.

Sie hatte aus inniger Ueberzeugung, aus der Fülle ihres Herzens geschrieben, und selbst die Amtsräthin, der sie es wörtlich mittheilte, willigte in die Absendung desselben. — Daß sie dieß Schreiben fünfzehn Jahre später in in einer furchtbaren entsetzlichen Stunde wiedersehen sollte, ahnte sie nicht. —

Drei Monate waren verstrichen, der Assessor hatte nichts wieder von sich hören lassen, und schon glaubte die Rittmeisterin, sie habe ihn mit ihrem Schreiben auf ewig zur Ruhe verwiesen, als unvermuthet von dem Gerichtsrath Nori aus Breslau ein Schreiben kam, worin es hieß: der Assessor Güldenhorn habe, nachdem er zuvor mit einem gemeinen Soldaten in einer niedrigen Kneipe eine blutige Schlägerei gehabt, sich heimlich von hier entfernt. Da nun derselbe nicht allein eine bedeutende Schuldenlast hinterlassen, sondern sich auch mehreren Ungerechtigkeiten und sogar einiger Betrügereien in den Gerichtsakten und deren Verhandlungen habe zu Schulden kommen lassen, so sey dem Gericht sehr daran gelegen, dessen jetzigen Aufenthaltsort auszumitteln. Ein Mitglied des Gerichts wolle vor kurzer Zeit von ihm erfahren haben, daß die Wittwe seines verstorbenen Bruders, des Rittmeisters Güldenhorn, der hier noch in ehrenvollem Andenken stehe, seine verlobte Braut sey, man habe sich dieserhalb die Anfrage erlaubt und bitte deßhalb des Baldigsten um eine geneigte Antwort.

Jetzt lag Alles klar am Tage, der Assessor war nichts weiter als ein gemeiner Bube, der auf keine Weise die geringste Schonung verdiente, und, wie es indeß der Charakter einer Frau von Bildung nicht anders zuläßt, in den gewähltesten Ausdrücken berichtete sie dem Gericht Alles, was sie von dem Assessor seit seiner ersten Bekanntschaft mit ihm wußte.

Hierauf erfolgte kein Schreiben wieder, und es verstrichen fünfzehen Jahre, in welchen sie von dem Assessor nichts wieder hörte. Ihr Leben floß nun in einer Reihe stiller, ungetrübter Freuden dahin. Oft noch wurden der, immer an Schönheit und Liebreiz zu nehmenden jungen Wittwe, mit dem täglich zunehmenden Vermögen, Heirathsanträge gemacht, die sie jedoch Alle auf die bescheidenste Art von sich abwies, und nur für die Pflege der älter werdenden Amtsräthin und der Erziehung ihres Kindes lebte.

Das ruhige Stillleben, was sich die schöne Wittwe so angenehm geträumt hatte, war indeß nicht von ewiger Dauer. Es wurde, wenn auch nicht unangenehm, doch auf eine ganz unerwartete Art gestört.

(Fortsetzung folgt.)

Drei Tage aus dem Leben eines Dichters.

(Fortsetzung.)

Reinwald hatte Mühe, mit dem leidenschaftlich erregten Freunde in das Geleis ruhiger Ueberlegung einzulenken. Er konnte die Vorsicht der Frau von Wolzogen, die, nicht gerade mit glänzenden Glücksgütern gesegnet, theilweise von fürstlicher Gnade ab-

hängig war, nicht übel zu deuten. Die freundliche Warnung, die Schillers unachtsame Rücksichtslosigkeit veranlaßt haben mochte, war gewiß nur gut gemeint. Allmälig ebnete auch des Freundes verständige Rede die stürmischen Wogen seines Gemüthes; und als sie vor dem langen, schmalen Hause standen, unter dessen schlichtem, gastfreundlichem Dache der bedrängte Dichter eine willkommene Freistätte gefunden, hatte er sich mit seiner edeln Wohlthäterin schon wieder ausgesöhnt.

„Doktor Ritter" bestellte einen Imbiß in die Gartenhütte. Dort saßen die Freunde und ließen Vergangenheit und Zukunft vor ihren Blicken bald in heiteren, bald in trüben Gestalten vorübergehen. Endlich bat Reinwald, daß ihm der jugendliche Freund doch einmal einen tiefern Blick in sein vielbewegtes Leben gestatten möge. Schiller fuhr mit der Hand über die Augen. Die goldenen Tage der Kindheit — wie er im großelterlichen Hause zu Marbach gespielt, wie er in Lorch den ersten Unterricht empfangen und „ein Pfarrer Moser" werden wollte, wie er in Ludwigsburg mit ausgeschnittenen Papierfiguren die rührendsten Schauspiele aufgeführt, — Alles ward vor seinen Blicken lebendig. Sein Vater, ein armer Feldscherer, der sich bis zum Hauptmann emporgeschwungen, war Garteninspektor auf dem herzoglichen Lustschloß Solitüde geworden. Er konnte es dem Herzog Karl Eugen nicht weigern, als derselbe seinen Fritz, obgleich er ihn lieber auf der Kanzel gesehen, in die Militärakademie aufnahm, die er in Stuttgart gegründet hatte. Aber weder Juristerei noch Medizin vermochte den unruhigen Geist des aufstrebenden Jünglings zu fesseln. Die Dichtkunst, obgleich in den Räumen der Akademie als „Sünde" verpönt, war sein Schooßkind, war seine Braut geworden.

Dort, in der engen Zelle, hatte Schiller unter Wonnen und Schmerzen sein erstes Trauerspiel: „Die Räuber," zur Welt geboren. Die geniale Dichtung zündete, packte. Aber es hatte lange gedauert, bevor man dem armen Dichter so viel Geld geborgt, daß er sie drucken lassen konnte. Wilhelm von Wolzogen, gleichfalls ein Zögling der Akademie, las sie brühwarm seiner Mutter vor, die sich abwechselnd in Stuttgart und Bauerbach aufhielt; der Buchhändler Schwan in Mannheim dem Baron von Dalberg, unter dessen einsichtsvoller Leitung das dortige Theater stand. „Die Räuber" wurden aufgeführt. Schiller, der mittlerweile zum Regimentsmedikus avanzirte, reiste heimlich dorthin, und kehrte, entzückt über den Jubel, womit das neue Drama begrüßt worden war, aber auch mit innerem Widerstreben in sein „Stuttgarter Sibirien" zurück.

Dem Herzog von Württemberg konnten diese Vorgänge nicht verborgen bleiben. Sofort empfing der Regimentsarzt die Weisung, daß er seinen brodlosen Künsten Valet sagen und jede Verbindung mit dem Auslande abbrechen solle. Aber trotz des strengen Verbots fuhr Schiller abermals — und zwar mit Frau von Wolzogen, die an den Bestrebungen des jungen Dichters freundlichsten Antheil nahm — gen Mannheim, um bei wiederholter Aufführung der Räuber zugegen zu seyn, und entwarf im Arreste, der nach seiner Rückkehr über ihn verhängt wurde, den Plan zu einem neuen Trauerspiel: „Cabale und Liebe."

Die Fesseln, in die man den aufstrebenden Geist in Stuttgart schnürte, drückten zu hart und schnitten zu tief, als daß sie der junge Dichter nicht kühn und trotzig abschütteln mochte. Er wendete sich an seinen Gönner, der Reichsbaron von Dalberg in Mannheim, daß er ihm eine Freistätte biete, wo die Flügel seines Geistes nicht gewaltsam gelähmt und beschnitten würden. Keine Antwort. Er richtete eine unterthänige Bittschrift an den Herzog, daß er seinen strengen Befehl zurücknehmen möge. Sie ward abgewiesen.

Jetzt riß der letzte Faden, der ihn an die Heimath fesselte. In rücksichtsloser Begeisterung warf er sich dem Genius der Dichtkunst in die Arme und opferte ihm Alles, was er hatte und hoffte.

Mit dreiundzwanzig Gulden und zwei alten Pistolen flüchtete er im September 1782 nach Mannheim. Aber er konnte sich dort nicht lange halten, obgleich ihn der Buchhändler Schwan, der mit den „Räubern" gute Geschäfte machte, freundlich aufnahm. Da seine Baarschaft erschöpft war, ging er zu Fuß nach Frankfurt. Aber auch dort fand er keine bleibende Stätte. Alle seine Hoffnungen zerrannen wie Seifenblasen. Er war in schwerer Bedrängniß und wußte kaum noch, wo er sein Haupt hinlegen sollte.

Mit Gott und der Welt zerfallen, gedachte der arme Flüchtling nach Mannheim zurückzukehren. Weil er sich aber dort nicht sicher glaubte, rastete er im nahen Städtchen Oggersheim, wo er als Doktor Schmidt für einige Wochen Herberge nahm. Dort vollendete er sein Trauerspiel: „Die Verschwörung des Fiesco," und verkaufte es an den Buchhändler Schwan, der ihm für den Druckbogen einen Louisd'or zahlte. Dieß Geld reichte grade hin, um in Oggersheim seine Schulden zu bezahlen.

Nun hatte seine Noth den höchsten Gipfel erreicht. Er mußte seine Uhr verkaufen, und wußte nicht aus, noch ein.

Da gedachte er der Frau von Wolzogen, die an seinem Schicksal so freundlichen Antheil genommen. Er schilderte ihr in einem Briefe seinen Kummer, seine Bedrängniß. Und die edelmüthige Frau bot dem unglücklichen Dichter auf ihrem abgeschiedenen

Landsitz in Bauerbach eine willkommene Zufluchtsstätte. —

Schiller packte seine wenigen Habseligkeiten zusammen, trank mit seinen Freunden noch eine Flasche Wein und wanderte im tiefsten Schnee nach Worms. Dort setzte er sich in einem leichten Ueberrock auf die Post und fuhr nach Meiningen, wo er bei Reinwald abstieg.

„Und da bin ich!" schloß der Dichter seine Erzählung, die von mancher Hin- und Herrede unterbrochen worden, und drückte seinem Freunde mit nassen Augen die Hand.

„Was aber nun?" fragte Reinwald voll theilnehmender Bekümmerniß. „Sie können hier nicht bleiben. Die Gegend, die nur im Sommer ein wenig von der Seite lächelt, gleicht wahrhaftig keiner Dichterinsel. Ihr strebsamer Geist verkümmert in dieser Abgeschiedenheit."

Schiller blickte ernst vor sich hin. Dann schüttelte er langsam das Haupt und sprach: „Es war eine Zeit, wo mich die Hoffnung eines unsterblichen Ruhmes so gut, wie ein Galakleid ein Frauenzimmer, gekitzelt hat. Aber ach, liebster Freund! wie klein ist doch die höchste Größe eines Dichters gegen den Gedanken, glücklich zu seyn. Wenn ich es möglich machen kann, daß ich, ohne wieder einen Schritt in die Welt zu thun, 600 Gulden jährlich habe, so begräbt man mich in Bauerbach."

„Das wolle Gott nicht!" rief der Bibliothekar, indem er seinen Rock zusammenknöpfte, weil ein kühles Abendlüftchen durch die Laube zog.

Jetzt nahte der Verwalter Vogt und bat die Herren, sich ins Haus zu bemühen um ein frugales Vesperbrod anzunehmen.

Bald entfernte sich Reinwald.

Auf dem Heimweg aber reifte der Entschluß in seiner Seele, an Schillers Schwester und an die Frau Geheimräthin zu schreiben, daß man dem jungen Dichter einen andern Wirkungskreis anweise, sintemal er mit der Zeit in Bauerbach zu Grunde gehe, so erwünscht auch diese stille Bucht auf dem stürmischen Meer des Lebens ihm bisher gewesen.

2.

Fünf Jahre waren seitdem vorübergegangen.

Bald nach jenem Tage, wo die Freunde traulich mit einander verkehrt, hatte Friedrich Schiller nach siebenmonatlichem Aufenthalte Bauerbach verlassen, um mit dem Theater in Mannheim nähere Verbindung anzuknüpfen. Der Herzog von Würtemberg schien sich um seinen ehemaligen Regimentsmedikus nicht mehr zu kümmern. Wenn er auch nicht in seine Heimath zurückkehren durfte, so hatte er doch die Flüchtlingsmaske abgelegt.

Aber in Mannheim, wo er am 27. Juli 1783 geistesmatt und körperlich erschöpft, ankam, wurde er von einem schweren Fieber befallen, das ihn Monate lang aufs Krankenbett streckte. Als er sich langsam erholt, gab er eine Zeitschrift heraus, unter dem Titel: „Rheinische Thalia," die er mit den Worten eröffnete: „Alle meine Verbindungen sind nunmehr aufgelöst. Das Publikum ist mir jetzt Alles. Ihm allein gehöre ich an. Keine andere Fessel will ich tragen, als den Ausspruch der Welt." Darin ließ er auch einige Scenen des Trauerspieles: „Don Carlos" abdrucken, welches er in Bauerbach begonnen hatte. Dem Herzog Karl August von Weimar widmete er das erste Heft der jungen Zeitschrift. Und als derselbe einmal die landgräfliche Familie in Darmstadt besuchte, und dem Dichter huldreich gestattete, den ersten Akt des neuen Trauerspieles vorzulesen, ward er, in ehrenvoller Anerkennung seines Talentes, von jenem großherzigen Fürsten zum „Rath" ernannt.

„Aber auch in Leipzig hatten die Strahlen seines dichterischen Geistes gezündet. Man schicke ihm kleine Geschenke, die ihn so angenehm überraschten, daß er an Frau von Wolzogen schrieb: „W e n n i c h m i r d e n k e, d a ß v i e l l e i c h t i n h u n d e r t u n d m e h r J a h r e n, w e n n m e i n S t a u b s c h o n l a n g e v e r w e h t i s t, m a n m e i n A n d e n k e n s e g n e t u n d m i r n o c h i m G r a b e T h r ä n e n d e r B e w u n d e r u n g z o l l t, d a n n, m e i n e T h e u e r s t e, f r e u e i c h m i c h m e i n e s D i c h t e r b e r u f e s u n d v e r s ö h n e m i c h m i t G o t t u n d m e i n e m o f t h a r t e n V e r h ä n g n i ß."

Und in der That war dieß Verhängniß immer noch hart genug. Der Kampf mit den Sorgen des täglichen Lebens war noch lange nicht ausgekämpft. Seine Seele war getheilt zwischen ökonomischen Rechnungen und zwischen Gestalten seiner Phantasie. Jene kamen freilich stets zu kurz dabei.

Dazu fehlte ihm ein rechter Herzensfreund, der ihm, wie er sagte, stets zur Hand sey, wie ein Engel, ein Freund, der ihn verstehe, dem er seine aufkeimenden Ideen in der Geburt mittheilen könne. Dieß innerliche Herzensbedürfniß trieb ihn 1785 nach Leipzig. Dort fand er, was ihm fehlte; obgleich die Geschmeißfliegen, die um ihn herumsummten und ihn wie ein Wunderthier angafften, nicht begreifen konnten, daß ein Mensch, der „die Räuber" gedichtet, wie andere Muttersöhne aussah.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 269 Freitag, 11. November 1859.

Die Wittwen und ihre Pflegekinder.

(Fortsetzung.)

In Frankreich wüthete auf eine entsetzliche Weise die Revolution fort. Ein schnell vernichtendes Mordinstrument, die Gouillotine, war erfunden, unter deren scharfem Eisen oft an hundert unschuldige Schlachtopfer, und besonders aus den höhern Ständen, an einem Tage ihr Leben verloren. Wer sich heute noch von jeder Schuld frei wußte, wer sich der rohen Volkswuth so viel als möglich entzog, den hatte morgen der empörendste Verrath, die schwärzeste Verläumdung schon getroffen, er wurde ohne Gnade aus dem Kreise seiner Familie gerissen, in den Kerker geworfen und schon nach einigen Tagen vor Marats furchtbarem Gericht, vor dem keine Vertheidigung, und wenn auch die Unschuld des Angeklagten klar vor Augen dalag, galt, zum Tode verurtheilt und hingerichtet. Wer sich daher von dem höhern Adel als heimlicher Anhänger des Königs gekannt wußte und sein Leben durch die Flucht retten zu können glaubte, der säumte nicht, wenn es nicht schon zu spät war, sich zu flüchten. Etwa zwanzig Stunden von Paris entfernt, lagen in einer fruchtbaren Gegend die kostbaren Güter der Grafen von Saint-Hilaire. Der ältere der beiden Brüder war unverheirathet und ein eifriger Anhänger des unglücklichen Ludwigs. Mit aller möglichster Vorsicht und nur im Kreise vertrauter Freunde hatte er sich über die entsetzliche Volkswuth und die rohe Willkür niedriger Kreaturen ausgesprochen, und kaum waren achtundvierzig Stunden verflossen, als er schon eingezogen und nach kurzem Prozeß hingerichtet wurde. Der jüngere Bruder, Felix, der sich vor etwa sechs Jahren mit einem liebenswürdigen Fräulein aus einem alten Geschlechte verbunden und mit derselben drei Kinder erzeugt hatte, wovon das älteste ein Knabe war, an dem der Vater mit ganzer Seele hing, wurde durch einen Bekannten des furchtbaren Revolutions-Tribunals gewarnt, wenn es nicht schon zu spät sey, sein Leben durch schleunige Flucht zu retten. Der Graf wußte nur zu wohl, daß die Feinde des Adels und des Königs ihn eben so wenig verschonen würden, wie seinen Bruder; er fühlte den zuverlässigen Tod schon in seinen Gliedern und mit tausend blutigen Thränen riß er sich aus den Armen seines geliebten Weibes und seiner Kinder, um wo möglich sein Leben zu retten.

Ein armer Bauer, fast nicht besser wie ein Leibeigener, steckte den reichen Grafen in seine zerlumpten Kleider und übernahm die Rettung seines Gebieters. — Doch sonderbar! in den letzten Augenblicken, wo die Flucht bei schon eingetretener Abenddämmerung vor sich gehen sollte, eilte mit einem lauten Geschrei der älteste Sohn des Grafen, ein Knabe von fünf Jahren, herbei und hing sich mit solcher Allgewalt an die Knie des Vaters, daß dieser, ohne ihn mit Gewalt von sich zu stoßen, keinen Schritt vorwärts konnte. Da der Graf den eigenen Dienern nicht trauen durfte und also die Flucht geheim gehalten werden mußte, so entschloß er sich, den Knaben mitzunehmen, in der Meinung, ihn mit dem Bauer retour zu schicken.

Der treue Knecht, aller Wege und Stege in der weiten Umgegend kundig, brachte den Grafen glücklich über die Gränze; nun aber begann ein neuer Kampf. Bisher hatte der Knabe oft Stunden lang von dem Vater oder dem jungen Bauer getragen werden müssen, jetzt war der Graf auf fremdem Grund und Boden, dem theuren Vaterlande hatte er nothgedrungen den Rücken gekehrt und durfte sich nun manche Bequemlichkeit erlauben; er faßte daher schnell den Entschluß, den Knaben, der sich auch durch keine Vorstellung von ihm trennen wollte, mit sich zu nehmen, indem er glaubte, ihn auf jede Art vor Verfolgung sicher gestellt zu haben. Der treue Knecht ward also mit tausend herzlichen Grüßen allein in die Heimath zurückgesandt. In der ersten deutschen Stadt, worin er vor jeder Gefahr sicher war, hielt er einen Ruhetag und setzte dann seine Reise mehr dem nördlichen Deutschland zu mit Extrapost fort.

Mehrere Tage ging die Reise glücklich von Statten; die Heimath, nach der die Lüfte manchen Sehnsuchtsseufzer zurücktrugen, lag schon sehr fern, als

der Graf auf einem bedeutenden Postamte, wo es wegen der beendigten Frankfurter Messe an Wagen und Pferden fehlte, sich genöthigt sah, mit einer unlängst in Ruhestand versetzten Kalesche vorlieb zu nehmen. Die Station war noch nicht zur Halbschied zurückgelegt, als auf der holprichten Straße das linke Hinterrad des gebrechlichen Wagens zerbrach und derselbe umschlug.

(Fortsetzung folgt.)

Rede

des k. Lehrers an der Gewerbsschule zu Aschaffenburg, Herrn **Georg Oechsner**, bei Gelegenheit der Feier des 100jährigen Geburtstagsfestes Friedrich's von Schiller am 10. November 1859.

Verehrungswürdiger Herr Rektor, theuerwerthe Herren Kollegen und liebe Schüler!

Mit des heutigen Tages Beginnen hat sich in allen germanischen Ländern eine außergewöhnliche Regsamkeit entfaltet. — Schon mit dem Grauen des Tages verkündet von den Thürmen herab feierlicher Hörnerklang in getragenen Hymnen und Psalmen den Anfang eines Fest-Cyklus', welcher in mannigfaltiger Abwechselung durch mehrere Tage seinen Ablauf nehmen wird. Diese Festeskundgabe ist nicht lokaler Natur, ist nicht auf einzelne Städte und Provinzen beschränkt. Nein! ganz Deutschland, welches heute alle politische Zerrissenheit vergessen und alle Sonderbundsbestrebungen abgelegt, ist davon beseelt. — Von den hohen Alpen bis zu den fetten Marschländern und Tieflanden der Nord- und Ostsee, von den Landen, welche von der eilenden Donau durchschnitten, und von jenen, bespült von den Fluthen des Vater Rheins, an dessen Ufer der schönste Kranz herrlicher Städte und Burgen hinzieht —: überall, allüberall erschallt heute freudiger Jubel. Auch in allen großen Städten außerhalb Deutschlands wird der heutige Tag festlich begangen. Ja sogar jenseits des Ozeans, wo das deutsche Element sich Geltung verschaffte, wo deutsche Gesittung, deutsche Sprache, Wissenschaft und Kunst gepflegt, wo der deutsche Bürger und Arbeiter Bewunderung und Verdienst findet und durch solche Hebel die Kultur und Zivilisation bis zu den fernsten Erdregionen getragen wird; kurz allenthalben, wo die deutsche Zunge klingt, da zeigt sich heute die Welt im Festgewande.

In den Hörsälen und Aulen der Studirenden begeistert der Festredner die deutsche Jugend; in den Tempeln der Musen werden durch theatralische Darstellungen klassischer Werke das Leben und Walten der Vorzeit vorgeführt. Prachtvolle Festzüge mit allegorischen Darstellungen und Kostümen längst abgelaufener Zeit durchwallen die Straßen der Städte und geben den Tausenden von Zuschauern einen belebenden Blick in das Treiben unserer Väter.

Bricht nach des Tages Lustbewegen die Nacht herein, dann erglänzen auf den deutschen Bergen himmelansteigende Feuersäulen, und die Berge an der Saar und Mosel geben sich Feuersignale durch den Hundsrücken, der Eifel und Vogesen bis zu den fernen Alpen der Schweiz und der Abdachung der Rheinlande. So die des Fichtelgebirges und Thüringerwaldes mit Feuertelegraphen das Harzgebirg sich verbinden und ihre Leuchten weithin bis zu den norddeutschen Ebenen erglänzen lassen.

Fragt aber der mit den deutschen Interessen, mit dem deutschen Volksleben Unbekannte nach dieses Festes Grund und Bedeutung, so ertönt aus aller Mund: „Heute beginnt das langersehnte Schillerfest.“ Es ist ein Fest, Deutschland's größtem Dichter geweiht. Es ist heute der Jubeltag, an welchem vor hundert Jahren Friedrich Schiller, Deutschlands Lieblingsdichter, das Licht der Welt erblickte. Es war der 10. November 1759, wo nach dem Rathschlusse Gottes ein Mann das Daseyn begann, mit welchem die Gottheit eines der schönsten und größten geistigen Geschenke der deutschen Nation spendete. — Und geliebte Jünglinge, auch wir sind jetzt, nach dem Willen Seiner Majestät unseres allergnädigsten Königs und bethätigt durch unsern allerverehrten Herrn Vorstand, zu dem Zwecke hier versammelt, um auch in Eueren jugendlichen Herzen das Bewußtseyn und das Andenken an große Ereignisse des Vaterlandes zu begründen und fest zu halten. So merket denn, geliebte Jünglinge, auf die Lebensgeschichte unseres Helden des Tages, welche ich Euch in möglichster Kürze vortragen werde.

In dem kleinen würtiembergischen Städtchen Marbach am Neckar erblickte unser Schiller — wie ich bereits erwähnt — gerade vor hundert Jahren das Licht der Welt und dort stand seine von den Musen geschaukelte Wiege. Sein Vater war herzoglich würtembergischer Hauptmann, während er in früheren Jahren mehrere Feldzüge in Schlesien und den Niederlanden theils als Unteroffizier, theils als Wundarzt mitmachte, und der junge Schiller, bei dem frühzeitig große Geistesbegabung ersichtlich war, wurde mit Sorgfalt von den liebenden Eltern, besonders einer glücklichen, sich ihm ganz hingebenden Mutter zum Guten und Schönen gelenkt und zugleich den Händen tüchtiger Lehrer und Erzieher übergeben, unter deren Leitung unser geniale Knabe zu Ludwigsburg, wohin seine Eltern übersiedelten, sichtlich an großer Geistesbildung und Veredlung des Gemüths heranwuchs, indem seine intellektuellen Begabungen auch durch die klassischen Werke der Alten reiche Nahrung erhielten.

Zum Jüngling erblüht, bezog er nach dem Willen

seines Landesherrn, Herzogs Karl von Württemberg, im Jahre 1775 die berühmte Karlsschule zu Stuttgart. Hier war er der Liebling seiner Lehrer und Mitschüler, und seine glückliche Jugend floß, getheilt zwischen ernsten Studien der verklärenden Poesie und der Anschauung und Bewunderung der Natur dahin. Allgemein wurde da die Weichheit seines Herzens, seine Religiosität und strenge Gewissenhaftigkeit gerühmt. Nur schwankte sein Entschluß in Ergreifung eines ernsten Brodstudiums. Bald wollte er sich dem geistlichen Stande, bald der Rechtswissenschaft und bald der Medizin widmen, bis endlich letztere die Oberhand behielt und er nach tüchtigen Studien zum Dr. medicinae promovirt und als Regimentsmedikus angestellt wurde.

Aber bald fühlte er, daß er in diesem Berufe die Aufgabe seines Lebens nicht gefunden habe. Nur in der Dichtkunst konzentrirte sich all sein Denken und Thun; er entsagte daher seiner militärischen Charge und begab sich im Jahre 1782 nach Mannheim, wo er auf dem dortigen Theater, welches damals im ersten Range stand, die Aufführung seines ersten Musenkindes: „Die Räuber", zur Aufführung brachte. Durch dieses dramatische Meisterstück war nun sein Ruhm begründet, der sich schnell über ganz Deutschland verbreitete. Dadurch entsagte er aber auch allen dienstlichen Verhältnissen der Heimath und war genöthigt, auf anderweitige Existenzmittel zu sinnen. Wenn er nun auch den Wahlspruch aufstellte: „In deiner eigenen Brust sind deines Schicksals Sterne", so hatte er doch oft mit vieler Noth und Bitterkeit zu kämpfen, um solche Sterne in erfreulicher Konstellation für sich erglänzen zu lassen. Bei vielen Kreuz- und Quertahrten nach Oggersheim in der bayerischen Pfalz, nach dem freundlichen Bauerbach bei Meiningen, nach Dresden (1785), woselbst er in der Familie Körner die wärmste Theil- und Aufnahme fand, wurde es ihm allerdings schwer, in einen sichern Hafen einzulaufen, wo auch dem Drängen der materiellen Bedürfnisse Rechnung getragen werden konnte. Unterdessen hatte er auch oft eine Einkehr in unserem freundlichen Aschaffenburg genommen, wo er an dem für Kunst und Wissenschaften erglühenden Fürsten Primas und Großherzog von Frankfurt (der meist seine Residenz hier hielt) den wärmsten Mäcenas sich erwarb. Bleibende Dankbarkeit begründet sich dafür in Schillers Herzen und wirklich findet sich noch auf unserer hiesigen Schloßbibliothek das Manuskript von Schillers „Don Carlos", eigenhändig diesem edlen Fürsten dedizirt. Während dieser Zeit hatte er auch das Glück, seine geliebte Heimath wieder zu begrüßen und seine heißgeliebten Eltern und Geschwister umarmen zu können.

Im Jahre 1789 wurde unser Musenschützling von dem Herzog von Weimar, an dessen Hofe die größten gelehrten Koriphäen Deutschlands, wie Herder, Wieland, Göthe u. a., den deutschen Parnassus ausbauten, zum Professor an die Universität Jena berufen. Hier lebte er nun frei von Sorgen, ein glückliches Musenleben und förderte — wenigstens in der glänzendsten Sprachweise — das Studium der Geschichte. Von hier aus stand er im ununterbrochenen Verkehr mit den obengenannten großen Gelehrten in Weimar und siedelte endlich, auf seines Landesfürsten Geheiß, selbst in diese Stadt über, wo er in ungestörter Muse ganz seinen unsterblichen Dichterwerken obliegen konnte und auch in Anerkennung derselben von seinem durchlauchtigen Souverän im Jahre 1802 den Adelsbrief erhielt. Er fand auch während dieser Zeit, und zwar schon im Jahre 1790, an Fräulein v. Lengenfeld, eine edelgebildete Lebensgefährtin, welche auf sein Geschick und geistige Fortbildung den wohlthätigsten Einfluß übte.

Nichts fehlte nun an dem äußern Glück unseres großen Festträgers; er konnte sich des großen Himmelsgeschenks eines genialen Geistes im reichsten Maße erfreuen, er konnte sich erwärmen an dem auch über die deutschen Gauen hinübergetragenen Ruhme seines Namens und seiner Werke. Er konnte mit Euripides ausrufen: „Nie werde ich aufhören zu vereinen die Grazien mit den Musen in holder Eintracht und nie möchte ich ein musenloses Leben führen."

Aber was sind menschliche Berechnungen gegen die Rathschlüsse des Himmels? — Frühzeitig schnitten die unerbittlichen Parzen, die lebensfeindliche Atropos seinen Lebensfaden ab, und schon am 9. Mai 1805 erscholl die Trauerpost über Schillers so frühes Hinscheiden durch alle Lande.

An den Marken seines Lebens angelangt, konnte Schiller auf sich anwenden, was er einst seinem Helden Piccolomini in den Mund legte: „Ich habe genossen das irdische Glück, ich habe gelebt und geliebet." Er konnte sagen: ich habe gelebt, um zu lieben die Werke deiner Allmacht, o Herr, ich habe den Strahl der Gottheit zu brennender Flamme angefacht, um zu erkennen und zu lieben, die Tugend, das Gute und Schöne.

Werfen wir nun, meine Herren, und geliebte Jünglinge, einen Blick auf Schillers Wirksamkeit, auf jene Werke, welche einen bleibenden Ruhm erwarben und was heute die ganze gebildete Welt in Bewegung setzt, die 100jährige Gedächtnißfeier so würdig und ausgezeichnet zu begehen und was auch überall die deutsche Jugend maßlos begeisterte, dieses Fest mit ausbauen zu helfen: so gebricht es hier an Zeit, diese Frage umfassend zu erörtern. Nur in kurzen Umrissen soll Einiges darüber mitgetheilt werden.

Schillers Werke tragen in allen Beziehungen den Charakter der Genialität, des überwiegen-

den Talentes, und brachen Bahn für eine ganz neue Umgestaltung unseres Dramas, absonderlich des Trauerspiels. Seine bezaubernde Sprache klingt wie Orakelsprüche und dringt in alle Herzen. Sie begistert namentlich die in hohen Idealen schwebende Jugend. Schiller ist ein Mann des Volkes. Alle Stände lieben und achten ihn; aus aller Mund und Herzen brechen Schillers Sentenzen in Fülle. In den Werkstätten des Arbeiters, in den gelehrten und gewerblichen Bildungsanstalten, überall sind sie ein amalgamirtes Eigenthum. Jeder für das Schöne und Gute Empfängliche, wenn ihn auch sonst Armuth drückt, oder ihm nur wenige irdische Güter beschieden, ist im Besitze wenigstens irgend eines Lieblingswerkes seines theuren Schillers.

Der gottbegabte Mann zeigte uns in seinen Dichtungswerken allenthalben die schönsten Ideale der Menschheit. Bei ihm erscheint der Mann, der Freund, der Held, der zum Schaffen und Wirken muthdurchglühte Jüngling wie er seyn soll, wie uns Philosophie, Religion und Gesetz solche vor Augen führen. Es sind bei ihm keine affektirte Zieraffen zu finden, überall Wahrheit, überall Natur. Seine Frauen und Jungfrauen sind Wesen von wahrhaft deutscher Gesittung, deutscher Treue und deutscher Edelhaftigkeit; keine geist- und herzlose Puppen, welche vor der Kritik wie Seifenblasen zerrinnen, sondern den Prüfstein der Tugend und der edlen Frauenwürde mackellos bestehen.

Wer ist nicht tiefergriffen von solchen würdevollen Charakteren in seinen Romanzen und Balladen, in seinen Schau- und Trauerspielen. Welches Auge füllt sich nicht mit Thränen, wenn es die Hingabe der Freundschaft von dem edlen Posa in Don Carlos gewahrt? Wem schlagen nicht die Pulse lauter, wenn der Vaterlandserretter, der hochherzige Tell vor den Tyrannen tritt, versichernd, daß jeder Edelgesinnte gern sein Leben einsetze, wenn es die Wohlfahrt des Vaterlandes erheischt. Wer beklagt nicht die edle Königin, die von einer herzlosen Rivalin in Kerkersbanden geschlagen voll Sehnsucht nach der Heimath ausruft:

Eilende Wolken, Segler der Lüfte,
Wer mit euch zieht, mit euch schiffte,
Grüßet mir freundlich mein Jugendland.

Welcher frommer Jüngling erwärmt sich nicht an dem gottergebenen, seiner Herrschaft so treu dienenden Fridolin; wie er keine Gelegenheit versäumt, mit der Pflicht eines Dieners seinem religiösen Drange Genüge zu leisten, und wie diese Edelherzigkeit endlich durch wunderbare Fügung Gottes den glänzensten Sieg über Bosheit und Verleumdung davon trägt?

Wollen wir nun auch geliebte, Jünglinge, die Bedeutung des heutigen Festes im Geiste der Religion, des Schönen und Guten und der sittlichen Veredlung nicht nutzlos an uns vorbeigehen lassen: so fasset den tiefgründenden Entschluß im Geiste des gefeierten edlen Schillers zu leben. Seinen Mahnungen euer Herz zu erschließen und jetzt schon im frühen Jugendalter der Tugend zu huldigen, zu hören und zu folgen, wenn er sagt: die Tugend ist kein leerer Wahn, der Mensch kann sie üben im Leben, Du mußt glauben, denn die Gottheit leiht kein Pfand. Du mußt hören auf Gottesstimme in in deinem Gewissen und die Stimme Jener, welche als Boten Gottes ausgesandt; denn er setzt gleich den guten Erfolg solchen Bestrebens bei, da er sagt, was kein Verstand des Verständigen sieht, das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth.

Dann möcht Ihr ferner, lieben Jünglinge, auch bedenken, daß Ihr nach dem Gange der Natur und nach der Bestimmung Gottes zum Manne heranreift, und wenn er Euch dann in seinem unerreichbar schönen Liede von der Glocke zuruft:

„Der Mann muß hinaus
Ins feindliche Leben,
Muß wirken und streben
Und pflanzen und schaffen,
Erlisten, erraffen,
Muß wetten und wagen,
Das Glück zu erjagen
— — — — — —
Dann wachsen die Räume, es dehnt sich das Haus."

und an einer andern Stelle dieses hohen Liedes:

„Den schlechten Mann muß man verachten,
Der nie bedacht, was er vollbringt.
Das ist's ja, was den Menschen zieret,
Und dazu ward ihm der Verstand,
Daß er im innern Herzen spüret,
Was er erschafft mit seiner Hand."

so laßt Euch diese Worte als leitende Richtschnur gelten.

Möge also keiner von Euch, geliebte Jünglinge, heute diesen Saal verlassen, ohne heilige Vorsätze gemacht zu haben, einstens brave Glieder der Kirche und des Staates zu werden, einen festen Grundstein der Vaterlandsliebe, der deutschen Einheit und Kraft in Eure jugendlichen Herzen zu versenken, daß Euer Name dann ehrend der Nachwelt überliefert werde. Der Vorsätze Gelingen und Besieglung der Himmel dann vollbringen wolle.

Berichtigung. In dem Prologe der gestrigen Numer lese man Strophe 5, Zeile 7, drangen statt drängen, und Strophe 10, Zeile 2, Der Deutschen statt Der deutschen.

Redakteur: Gustav Neffert.
Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 270 | Samstag, 12. November | 1859.

Die Wittwen und ihre Pflegekinder.

(Fortsetzung).

Der Postillon fluchte und tobte; allein aus dem Wagen erschollen klagende, wimmernde Töne, und bald ergab es sich, daß der Graf seinen linken Arm an zwei verschiedenen Stellen zerbrochen und den Kopf, was noch viel schlimmer war, an mehreren Stellen stark beschädigt hatte. Verschiedene Vorübergehende wollten hülfreiche Hand leisten, sie waren aber über das Wie? nicht schlüssig. Da kam ein Handwerker mit seiner Frau des Weges daher. Auch er verweilte einige Augenblicke und merkte gar bald, daß hier schnelle Hülfe nothwendig sey. Aber auch er war über das Wie? und Wohin? auf offener Landstraße in Verlegenheit; doch da fiel ihm plötzlich Ringelheim, das nur eine kurze Stunde von der Straße entfernt lag, und die Amtsräthin, seine Wohlthäterin, ein. Von dem Wohlthätigkeitssinne dieser wackeren Dame überzeugt, beschloß er sogleich, mit seiner Frau den Verunglückten dahin zu bringen. Da er früher in Frankreich gewesen und der französischen Sprache nicht ganz unkundig war, so besprach er sich mit dem Fremden über seinen Vorsatz, und dieser willigte in Alles, was ihm Hülfe bringen konnte. Der Knabe war unbeschädigt geblieben und folgte seinem Vater.

Auf dem Gute der Amtsräthin, die sich ohne Umstände zur Aufnahme des Verunglückten bereit erklärte, angelangt, war dieser dem Tode nahe. Sogleich wurden reitende Boten nach der nächsten Stadt geschickt, um Aerzte und Wundärzte herbeizuholen; allein, so wenig die liebevolle Pflege der Rittmeisterin, als später der Aerzte, war vermögend, das entfliehende Leben des Grafen aufzuhalten. Starke Blutverluste, heftige Wundfieber, und vor Allem ein tiefer Seelenschmerz, der in den feinen Zügen des jungen Mannes unverkennbar lag, zehrten seine Kräfte zusehends auf.

Die Rittmeisterin war in der ersten und einzigen Nacht nicht von seinem Lager gewichen. Sie hatte von Zeit zu Zeit versucht, ihm Manches über seine Verhältnisse, seinen Namen und Stand abzufragen; allein in einer dumpfen Bewußtlosigkeit war er nicht im Stande, auch nur eine dieser Fragen genügend zu beantworten. Als der Morgen dämmerte, schien noch ein lichter Augenblick eintreten zu wollen, ergriff die Hand seiner Pflegerin, drückte sie und sagte: mein Sohn! mein Sohn! mein Kind — die Kräfte verließen ihn, was er vielleicht noch beabsichtigt hatte zu sagen, erfolgte nicht, der Todesengel berührte ihn, und mit einem schweren, dumpfen Seufzer war das Leben entflohen; er hatte geendet, unter fremden Menschen geendet, die nicht einmal seinen Namen wußten.

Der Knabe, der, wie man später von ihm erfuhr, sich Felix Graf Saint-Hilaire nannte, lag in einem saubern Bettchen und schlief ganz ruhig, er hatte den furchtbaren Schlag, der ihn in der frühen Morgenstunde betroffen, nicht empfunden, und als er erwachte, war die Rittmeisterin in der Gestalt eines liebenden Engels in seiner Nähe. Schon über eine Stunde war Sophie in seiner Nähe gewesen, hatte seinen Schlummer belauscht und sich an den feinen lieblichen Zügen des holden Knaben erlabt. Seine schönen dunkelbraunen Locken lagen in lieblicher Verwirrung auf der schneeweißen entblößten Brust, und auf den frischen Wangen blühten die köstlichsten Rosen. Endlich erwachte er, rieb sich die Augen und streckte seine runden schneeweißen Aermchen aus. Die Rittmeisterin war herbeigeilt, saß auf seinem Bettchen und drückte eine seiner Händchen an ihre Lippen. Der Knabe, noch schlaftrunken, legte vertraulich seinen Kopf auf ihren Busen und streichelte mit den Andern ihre Wangen, indem er sagte: ma chère mère!

Ja, ich will Deine liebe Mutter seyn, entgegnete die Rittmeisterin auf französisch und drückte ihn sanft an ihre Brust.

Erst als der Knabe die fremde Stimme hörte, wurde er seinen Irrthum gewahr, warf einen prüfenden Blick auf die ihm fremde Dame und sagte: Du bist ja aber nicht meine liebe Mutter.

Nein, Deine Mutter bin ich nicht, aber ich will es seyn, bis Du wieder bei ihr bist.

Aber wo ist denn meine Mutter?

zu Hause.

Ach ja, die ist auf Saint-Hilaire, ich weiß es schon, aber wo ist denn mein lieber Vater?

Er schläft.

Er schläft? komm, führe mich zu ihm, daß ich ihm einen Kuß gebe und ihn wecke.

Laß ihn noch schlafen, mein Kind, er ist recht müde. Gestern, Du weißt ja wohl in dem alten Wagen, hat er seinen Arm und seinen Kopf zerfallen, hat viel geblutet, darum laß ihn schlafen.

Ach, der alte, häßliche, Wagen! Auf Saint-Hilaire da sind viel schönere Wagen und so viel schöne Pferde, so viel schöne Hunde und —

Wie heißt Du denn, mein Kind?

Felix, Erbgraf von Saint-Hilaire.

Hast Du denn noch Brüder und Schwestern?

O ja, die Josephine, aber die hat trübe Augen und weint immer, aber der kleine François, der lacht immer, er ist aber noch ganz klein, der schläft noch bei der Amme. Ich aber, ich bin schon groß, ich bin auch der Erbgraf von Saint-Hilaire.

So, willst Du denn nun mein lieber Sohn, mein lieber Felix seyn?

O ja, das will ich, aber Du mußt mich auch wieder zu meinem Vater und zu meiner Mutter führen.

Das will ich, ich will Dich auch recht lieb haben, wenn Du recht artig bist.

Wo ist denn aber der Michel, ich sehe ihn ja auch nicht? — Ach jetzt besinne ich mich, der ist wieder nach Saint-Hiliare gegangen zur Mutter. Ach die bösen Menschen da, in — wie heißt es denn, wo der König, der arme Ludwig wohnt, die haben den Onkel, und er hatte gar nichts gethan, todt gemacht. Und den Vater, ja den wollten sie auch todt machen. Nun wasche mich und gib mir Milch und Brod.

Der Rittmeisterin blutete das Herz bei dieser kindlichen Erzählung; sie konnte sich nun schon den ganzen unglücklichen Zusammenhang dieser Begebenheit denken, und ihr Entschluß, dem lieblichen Knaben so lange, bis sie ihn in die Hände seiner Mutter zurückgeben könne, eine liebende, sorgsame Mutter zu seyn, stand bei ihr fest. Vor Allem suchte sie, wie einst ihre liebe Pflegemutter, durch Liebe und Freundlichkeit sein Vertrauen zu gewinnen, und das gelang ihr bald, indem der kleine Felix sie viel schöner fand als seine eigene Mutter, und bald seinen Kopf auf ihre Brust legte, und nicht selten sanft und vertrauensvoll darauf entschlummerte.

Vor Allem lag den Damen nun die Pflicht ob, der Justizbehörde von dem Vorfalle Anzeige zu machen, und nach einigen Stunden erschienen die Herren auch schon. Bei Durchsuchung der Effekten des verstorbenen Grafen, die äußerst gering waren, fand sich nichts weiter, als vierhundertsechzig Stück Louisd'or; ganz besonders vermißte man irgend etwas Schriftliches, was über seinen Namen, Stand und Geburt hätte bestimmte Auskunft geben können, allein nichts war zu finden; das Einzige, was mit der Aussage des Kindes übereinstimmte, war, in einigen Hemden und Taschentüchern das gräfliche Wappen mit den Buchstaben F. S. H. Ein schwerer Siegelring enthielt dieselben Buchstaben. Das Gericht fand es für gut, über den Vorfall ein Protokoll aufzunehmen, die Amtsräthin zur Vormünderin des Kindes zu bestellen und die Damen zu bitten, das Kind bei sich zu behalten und es von dem Gelde zu verpflegen und erziehen zu lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Drei Tage aus dem Leben eines Dichters.

(Fortsetzung.)

Am innigsten fühlte er sich zu Körner hingezogen, der bald darauf als Oberkonsistorialrath nach Dresden versetzt ward. Schiller folgt ihm, dem treuerprobten Freunde, dessen Herz er nie auf einem falschen Klange überrascht. Dort, in Körners Weinberg, unfern des Dorfes Loschwitz, legte er an „Don Carlos" die letzte Hand, und begann die geschichtlichen Vorarbeiten, aus denen später seine Schrift über den Abfall der Niederlande hervorging.

Damit aber hatte er noch immer keine gesicherte Existenz gewonnen. Er richtete seine Blicke nach Weimar, wo sich unter Karl Augusts Scepter das goldene Zeitalter der deutschen Poesie erneuerte. Dort schien der Boden zu seyn, wo seine Bestrebungen feste Wurzeln schlagen und zu schönen Früchten reifen durften.

Im Juli 1787 siedelte Schiller nach Weimar über. Im Verkehr mit den edelsten Geistern ging ihm dort ein höheres Daseyn auf. Dennoch lebte er still und eingezogen und war zumeist unter staubigen Büchern begraben. Ach, und auch in Weimar verfolgten ihn des Lebens kleinliche Sorgen auf Tritt und Schritt. Wie oft behalf er sich mit einem schmalen Butterbrod und einem Gläslein Bier! Wie oft war seine Kasse bis zur Ebbe erschöpft!

Aber die mütterliche Freundin in Bauerbach hatte des unsteten Flüchtlings nicht vergessen. Sie lud ihn zu einem Besuche ein. Ihr Sohn Wilhelm war von Stuttgart zurückgekehrt und sehnte sich, gleich seiner Mutter, nach dem lieben Dichter. Wie ein milder Sonnenblick fiel das freundliche Wort in Schillers Brust. Die theuren Menschen, die er lange nicht gesehen, das traute Stüblein, worin er

geschwärmt und geseufzt, die Gartenlaube, die ihn oft beschattet, selbst der Verwalter Vogt und Judith, die Botenfrau: — Alles ward vor seinen Blicken lebendig. Und Reinwald war unterdessen sein Schwager geworden. Wunderbar schlingt eine höhere Hand die Fäden des menschlichen Schicksals. Christophinens Brief, den sie dem Bruder einst geschrieben, hatte in der Seele des gereiften Mannes eine Saite berührt, die immer und immer nachklang, bis er eine schriftliche Verbindung mit dem edeln Mädchen anknüpfte. Um des Freundes willen! sagte er zu sich selbst; aber das eigne Herz hatte nicht minder seine Stimme dabei. Genug, der gelegentliche Briefwechsel führte zum Austausch freundschaftlicher Gesinnungen; und wie viele Berge und Thäler auch zwischen Meiningen und dem württembergischen Lustschloß Solitüde gelegen waren, der flüchtige Dichter hatte sie gleichsam geebnet, und bald holte der Bibliothekar Reinwald dessen Schwester als Gattin heim. Schiller freute sich darüber in tiefster Seele. Dennoch hatte er die lieben, treuen Herzen weder zum Altar begleitet, noch ihr häusliches Glück mit eigenen Augen gesehen. Um so leichter entschloß er sich, wie auch die Herbststürme brausten, seine Feder aus der Hand zu legen und in die Arme der Freundschaft zu eilen.

O, und der seligen Tage, die er in Meiningen und Bauerbach lebte! Da war aller Groll des Schicksals verschmerzt. Ueber dem trauten Freundschaftskreise, den die edlen Seelen bildeten, schwebte der Engel des Glücks und des Friedens.

Wolzogen hatte sich erboten, seinen Freund nach Weimar zu begleiten, wenn er mit ihm den Rückweg über Rudolstadt einschlage. Dort lebte Frau von Lengefeld, die Wittwe eines hochverdienten Forstmannes, mit zwei liebenswürdigen Töchtern. Sie war mit der Wolzogen'schen Familie befreundet. Die Gäste durften eine willkommene Aufnahme erwarten. Schiller konnte sich der Mädchen kaum erinnern, obgleich sie einmal seine Eltern besucht und ihn selbst in Mannheim gesprochen hatten. Indessen war er gern bereit, die flüchtige Bekanntschaft zu erneuern.

Und so ritten denn an einem Novemberabend 1787 zwei junge Männer dem Lengefeld'schen Hause zu, das sich an den Schloßberg in Rudolstadt lehnte. Der Eine verhüllte sein Gesicht mit dem Mantelkragen, den der Wind hin und her wehte. Dennoch erkannten ihn die Mädchen, die am Fenster standen. Es war Vetter Wilhelm aus Bauerbach. Auch Schillers hohe, edle Gestalt tauchte allmälig in ihrem Gedächtnisse auf.

An den schönen Abend, den er in der achtbaren Familie verlebte, knüpfte sich des Dichters Zukunft.

Charlotte zählte 21 Jahre, Karoline war drei Jahre älter. Sie lebten in häuslicher Abgeschiedenheit, wie verzauberte Prinzessinnen, die auf Erlösung harren. Sie hatten viel gelesen und waren nicht ohne Empfindung, nicht ohne Geist. Lotte, wenn auch nicht von untadeliger Schönheit, hatte eine recht anmuthige Gestalt. Lange Ringellocken wallten über ihren blendendweißen Nacken. Der Ausdruck reinster Herzensgüte belebte ihre Züge; aus ihren schwärmerischen Augen leuchtete Unschuld und Wahrheit. Schiller bewunderte die Landschaften, die sie gezeichnet, und hörte mit Wohlgefallen, daß sie ihre Gefühle zuweilen in Verse kleide.

Die edle Herzogin Louise von Weimar gedachte sie als Hofdame anzunehmen. Deßhalb hatte sich die Mutter mit den Töchtern eine Zeitlang in der Schweiz aufgehalten, damit sie der französischen Sprache mächtig werden möchten. Dem erwünschten Ziele näherzukommen, sollte Lotte in der nächsten Zeit nach Weimar gehen. Frau von Stein, die in Kochberg, nicht weit von Rudolstadt, ein Gut besaß, hatte sich ihrer freundlich angenommen. Da sie die Wintermonate in Weimar verbrachte, sollte Fräulein von Lengefeld in ihrem Hause wohnen.

Die Hoffnung des baldigen Wiedersehens erleichterte den Abschied. Schiller aber sagte, als er in sein einsames Stübchen zurückkehrte: „Ein einziger Abend ist mir genug gewesen, um mich zu überzeugen, daß ich unter sehr edeln Menschen war. Nun wird die Erinnerung daran meine beste Gesellschaft seyn.“

Als der nächste Frühling ins Land kam, war es dem Dichter wie einer Schwalbe, die mit den „Seglern der Lüfte“ von dannen ziehen möchte. Sein Kopf und sein Herz sehnten sich nach ländlicher Einsamkeit.

Da gedachte er des Rudolstädter Thales, dem ferne, blaue Gebirge und nahe waldumkränzte Höhen so großen Reiz verleihen. Ob auch die kleine Stadt langweilig und todt, die sanfte Krümmung des Flusses, die frischen, angebauten Thäler, die sich nach drei Seiten hin dem Auge öffnen, die freundlichen Dörfer, in den grünen Mantel wohlgepflegter Obstgärten gehüllt, und das fürstliche Schloß, das auf der Spitze eines weitschauenden Felsens gepflanzt ist, schmücken die Gegend mit einem so mannigfachen Zauber, daß sie des Dichters Phantasie zu einem Paradies verklärte.

Und er schrieb an Fräulein von Lengefeld, daß sie in einem der nahen Dörfer eine Wohnung miethen möge, wo er einige Monate in seliger Abgeschiedenheit von der Welt leben könne.

Mit Freuden unterzogen sich die Schwestern diesem Auftrag, und entschieden sich für Volkstädt, das, am Ufer der Saale, nur eine halbe Stunde von Rudolstadt entfernt ist. Hinter dem Dorfe erheben sich Berge, an deren Fuß liebliche Fruchtfelder sich

hinziehen, die Gipfel mit dunkelm Holze bekränzt; an der andern Seite des Flusses schöne Wiesen und die Aussicht in ein weites, langes Thal. Das Haus, welches den Dichter aufnehmen sollte, liegt rechter Hand am Eingange des Ortes, der altberühmten Porzellanfabrik gegenüber. Der Kantor Unbehaun, ein wohlhabender Mann, hatte es vor Kurzem erst erbaut. Als Lotte mit ihm Handels einig geworden, schrieb sie an ihren Freund: „Die Stube, die ich für Sie gemiethet, ist nicht sehr groß, aber reinlich und heiter. Auch die Stühle sind nicht ganz ländlich, denn sie sind beschlagen; eine Kammer daneben, wo das Bett stehen kann, und eine für den Bedienten nicht weit davon."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Obwohl es noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts in Konstantinopel für die fremden Gesandten sein sehr Bedenkliches hatte, auf ihre geschützte und ausnahmeweise Stellung allzuviel zu vertrauen, so bot doch der französische Gesandte Argental de Ferriol 1701 den türkischen Behörden bei einem an sich geringfügigen Streitfall erfolgreich Trotz. Zur Feier der Geburt des Herzogs von Bretagne, eines Prinzen, der übrigens schon im nächsten Jahre wieder verscheiden sollte, gab de Ferriol ein prächtiges Fest, zu welchem das ganze diplomatische Korps und alle Fremden von Auszeichnung geladen waren, und an dessen Schlusse eine glänzende Beleuchtung stattfand. Der Großwessir, sey es, weil er den Franzosen nicht hold war, oder weil er wirklich Feuersgefahr befürchtete, schickte sofort einen Kapidschi-Baschi mit ziemlich zahlreicher Begleitung, und kündigte dem Gesandten an, daß wenn nicht sogleich dem Verlangen des Großwessirs Genüge geschähe, Janitscharen eindringen und das Auslöschen besorgen würden. Der Gesandte empfing die Botschaft mit heiterer, unbefangener Miene, hieß die Ueberbringer willkommen, und lud sie ein, an dem Feste theilzunehmen, und sich die ganze Beleuchtung genau anzusehen. Dann ließ er alle Räume schließen, und die sämmtlichen Franzosen, die er bei sich hatte, 500 an der Zahl, unter die Waffen treten. Seinen diplomatischen Gästen winkte er, damit sie keine Gefahr liefen, und sich nicht in diesen Streit verwickelten, sich zu entfernen. Dann ließ Ferriol seine Leute militärische Uebungen vornehmen und Musketensalven geben, wobei es den Türken gar unheimlich ward. Diese wurden, während die fränkische Gesellschaft die ganze Nacht, in steter Erwartung einer Katastrophe, tanzte, aufs Beste bewirthet, durften sich aber vor Tagesanbruch nicht entfernen. Die Katastrophe blieb aus, da der Großwessir doch Bedenken trug, die Sache aufs Aeußerste zu treiben.

Die „Pomm. Ztg." schreibt aus Köslin, 28. Oktober: „Jedermann wird sich noch der Bekanntmachung des Bütower Magistrates, in welcher den Hunden das Bellen verboten wurde, so wie ihrer Würdigung im „Kladderadatsch" und nicht minder der ebenda veröffentlichten Entgegnung desselben Magistrates erinnern, worin das Bestehen einer solchen Verordnung auf das Allerbestimmteste abgeleugnet wurde. Die hiesige Regierung hat indeß Kenntniß von dem Vorfall genommen, sich die Akten aus Bütow einsenden lassen und hat (man denke sich!) jene Bekanntmachung wörtlich darin vorgefunden; nur das Datum war ein anderes, wie das im „Kladderadatsch" angegebene." — In derselben N. der „Pomm. Ztg. finden wir folgende Notiz: „In einer kleinen Stadt Hinterpommerns hörte vor einiger Zeit ein Küster in der Kirche während des Gottesdienstes den Hahn eines Nachbarn auf dessen Hofe krähen. Der Küster geht sogleich in seinem Dienstanzuge zu dem betreffenden Nachbarn und befiehlt ihm von Amtswegen: „er möge doch seinem Hahne befehlen, nicht mehr zu krähen, denn er störe die andächtige Gemeinde durch seinen unmelodischen Gesang."

In einem Walliser Blatt wird alles Ernstes das Projekt besprochen, die bisher den kühnsten Bergsteigern und Gemsjägern unnahbar gebliebene Spitze des Matterhorns (Mont Cervin) auf 4½ Stunden mittelst einer Fahrstraße und auf dem Reste mittelst eines 5—6 Fuß breiten und 2½ Stunden langen spiralförmigen Tunnels im Bauche des Granitfelsens zu erreichen. Um das nöthige Licht zu bekommen, würde man an der Tunnelwand von Zeit zu Zeit ein Fensterchen anbringen. Die Kosten der Fahrstraße werden auf 40,000 Fr., die des Felsentunnels auf 840,000 Fr. berechnet, und es wird beigefügt, man beabsichtige die Summen in Aktien zu 50 Fr. aufzubringen.

[Wichtig für Damen.] Die Kaiserin der Franzosen hat den Wunsch ausgesprochen, daß alle nach Compiegne eingeladenen Damen durchaus ohne Krinoline erscheinen und für die Promenaden und gewöhnliche Toilette nur Wollenkleider tragen möchten. Die Kleider sollen auch nicht mehr lang und schleppend, sondern so kurz seyn, daß man ein wenig die Strümpfe sieht.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 271 Montag, 14. November 1859.

Die Wittwen und ihre Pflegekinder.

(Fortsetzung.)

Als die Leiche des Grafen auf dem Dorfkirchhofe beigesetzt war, ließ die Rittmeisterin es ihre erste Sorge seyn, die sämmtlichen Kleider desselben, so wie auch des Kindes, dem sie sogleich andere hatte anfertigen lassen, genau aufbewahren, um, wenn vielleicht mehrere Jahre darüber hingehen sollten, die Geburt des Kindes damit zu beweisen. Auf ihre Veranlassung wurde hier als Gestorbener auch der Name Felix Graf Saint-Hilaire in das Kirchenbuch eingetragen. Von dem gerichtlich aufgenommenen Protokolle ließ sie sich eine beglaubigte Abschrift geben und bewahrte Alles, besonders aber den schweren Siegelring, welchen der Graf am Finger getragen, genau auf.

Von dieser Zeit an wurde die Rittmeisterin eine eifrige Zeitungsleserin, die in jener Zeit besonders mit den täglich in Paris vorgefallenen Gräuelscenen angefüllt waren. Sie las darin manchen Namen von denjenigen, die täglich ein Opfer roher Volkswuth geworden waren, allein den Namen Felix von Saint-Hiliar fand sie nicht.

Ein Jahr war schon verflossen, der kleine Felix hatte unter der liebevollen Pflege seiner neuen Mutter, die wirkliche, so wie den Vater so ziemlich vergessen, dennoch sollte das Andenken an diejenigen, durch die er einst wieder seine Güter und seine Würden erlangen konnte, nicht ganz vergessen werden, weßhalb sich die Rittmeisterin oft mit ihm darüber unterhielt und jene traurige Begebenheit in seinem Gedächtniß aufzubewahren suchte. So hatte sie auch durch verschiedene Fragen, die sie gleich zu Anfange an ihn gerichtet, ob er keine Großeltern habe, von ihm erfahren, daß seine Mutter eine geborne Gräfin de la Tour war, und noch mehrere andere Dinge, die einst zu seiner Legitimation dienen konnten. Alles dieß hatte sie aufgeschrieben und es sorgfältig mit den Kleidern aufbewahrt.

So hatte Felix im ersten Jahre auch schon so viel Deutsch gelernt, daß er sich den Bauernknaben, mit dennen er sich täglich herumtummelte, ganz vortrefflich verständlich machen konnte. Anfänglich staunten ihn diese, denen von ihren Eltern mochte gesagt seyn, dieß sey ein junger Graf, der in seinem Vaterlande große Güter und Reichthümer besitze, mit wunderbaren Gesichtern an, sie nahten sich ihm sogar mit einer gewissen Ehrfurcht, und konnten nicht begreifen, warum er ihre Sprache und sie die Seinige nicht verstehen konnten. Dieser Nimbus verschwand indeß nach und nach, indem Felix sich nach ihrer Gesellschaft sehnte und auch der deutschen Sprache mit jedem Tage mächtiger wurde. Indeß lernten ihm auch die Bauernknaben mehrere französische Worte ab, und so entstand bald eine Art von Vertraulichkeit, wobei jene Knaben jedoch nie vergaßen, daß Felix ein junger Graf sey und einst viel höher stehen werde als sie. Auch war ein gewisser Stolz, den die Rittmeisterin zwar nach bestimmten Grundsätzen in ihm zu unterdrücken suchte, unverkennbar, allein sein feineres Betragen, seine Anordnung bei den kindischen Spielen, zeigte den Uebrigen immer eine Art von Uebergewicht, weßhalb Felix unter seinen Gespielen stets den ersten Rang behielt. Selbst in der Schule zeichnete er sich, obgleich ihm seine Muttersprache oft hinderlich war, zur Verwunderung des Lehrers aus. Wozu andere seines Alters Jahre gebrauchten, um es zu fassen, dazu bedurfte Felix nur einiger Wochen.

Als zwei Jahre verflossen waren, gab es fast kein deutsches Wort mehr, das Felix nicht deutlich und richtig ausgesprochen hätte; wenn sich indeß die Rittmeisterin mit ihm unterhielt, was sehr oft geschah, dann durfte er kein deutsches Wort reden; sie hatte die weise Absicht dabei, ihn seine Muttersprache nicht vergessen zu lassen.

Nach Verlauf dieser zwei Jahre fand es die Rittmeisterin auch für zweckdienlich, einen Brief nach Frankreich an die Mutter des Knaben zu schreiben. Da indeß noch immer keine völlige Ruhe wieder eingetreten war, da noch immer die rohe Gewaltherrschaft über die Anhänger des schon längst hingerichteten Königs ihre Rache ausübte, so mußte das Schreiben mit möglichster Vorsicht abgefaßt werden, und dieß hatte die kluge Frau nicht unter-

lassen; indeß fruchtete es zu nichts, es verflossen wieder Jahre und es kam keine Antwort. Höchst wahrscheinlich war der Brief aus guten Gründen unterschlagen worden, man mußte also auf eine günstigere Zeit hoffen.

Ein Fall, der leicht vorhergesehen werden konnte, vermehrte den kleinen Haushalt bald noch um eine Person. Felix, der nun schon sein neuntes Jahr angetreten hatte und die kleine Helene, die das sechste Jahr erreicht hatte, sollten einen guten Elementarunterricht erhalten, es wurde also wieder ein junger Kandidat verschrieben, und mit dem Eintritte desselben begann für beide Kinder ein neuer bedeutender Zeitabschnitt. Der kleine Felix war ein stets heiterer, muthiger Knabe mit einer festen, blühenden Gesundheit und einem hellen, klaren Verstande; die kleine Helene aber war es nicht minder, sie gab ihm nichts nach, sie wollte durchaus nicht haben, daß Felix nur allein Unterricht im Latein haben sollte und lernte also Alles fleißig mit. Die Rittmeisterin hatte ihre herzinnige Freude über die Kinder, und hatte es von der ersten Stunde an noch keine Minute bereut, sich des Knaben so mütterlich angenommen zu haben, sie war durch seine kindliche Liebe und seine Folgsamkeit hinlänglich für die kleinen Opfer, die sie ihm von ihrer Bequemlichkeit gebracht, entschädigt.

Schnell verfloß nun in immerwährenden Wechsel der Geschäfte ein Jahr nach dem andern; die beiden Kinder, so lieb und theuer sie der jungen Wittwe auch waren, machten ihr doch manche kleine Sorge; mehr aber noch die Amtsräthin, deren Kräfte seit einiger Zeit bedeutend nachließen und Sophiens Herz oft mit Kummer erfüllten; denn ihre Wohlthäterin war stets ihre erste und ihre letzte Sorge.

Zwischen diesen kleinen Sorgen und Lasten hatte die Rittmeisterin dennoch nicht unterlassen, von Zeit zu Zeit nach Frankreich an die Gräfin von Saint-Hilaire zu schreiben, wobei sie, als Felix sein vierzehntes Jahr zurückgelegt hatte, ihn stets mit zu Rathe zog; allein die Briefe blieben wie alle frühere unbeantwortet, und glaubte die Rittmeisterin später mit zuverlässiger Gewißheit, daß des Knaben sämmtliche Verwandten ein Opfer der Gewaltherrschaft geworden und ihre Güter eingezogen seyen.

Indeß fing Frankreichs Republik an, sich ihrer Endschaft zu nahen. Täglich lieferten die Zeitungen Berichte über die Heldenthaten des Generals und später über des ersten Konsuls Napoleon Bonaparte ein; aber sie lieferten auch Nachrichten darüber, wie derselbe sich von Tag zu Tag höher schwinge und sich aller Gewalt zu bemächtigen wisse, die er dann nicht selten zum Despotismus und zur Unterdrückung seiner Gegner mißbrauche.

Wie die Würfel auch fallen möchten, die Rittmeisterin hatte ihren Plan entworfen. Ob Felix jemals wieder in seine Erbrechte eingesetzt werde oder nicht, sie konnte es weder fördern noch hindern, in dem Falle aber, daß Alles der Republik anheim gefallen, so sollte Felix doch so viel lernen, um einst in der Welt eine ehrenvolle Stelle einzunehmen und anständig davon leben zu können. Von dem Gelde, welches der verstorbene Graf hinterlassen, hatte sie bis jetzt noch keinen Gebrauch gemacht, es sollte zu seinem Studium verbleiben.

So wie sich die geistigen Anlagen des jungen Grafen mit jedem Tage mehr und mehr entwickelten und ausgezeichnete Talente zu allen möglichen Wissenschaften zeigten, so bildeten sich auch seine körperlichen Formen nur zu seinem Vortheil aus. Jeder mußte gestehen, daß Felix ein höchst liebenswürdiger Jüngling sey, in dem sich Alles vereinigte, um ihn zu einem vollkommenen Original zu bilden. Niemand bemerkte dieß wohl mehr und mit größerem Wohlgefallen, als die Rittmeisterin, und es ist wohl nicht in Abrede zu stellen, daß ihr Herz den Lieblingswunsch hegte, die beiden Kinder, die von ihrer zarten Kindheit an nur ein Herz und eine Seele waren, die fast keine Stunde ohne einander leben konnten, einst einmal mit einander verbunden zu sehen. Wie vielen Gefahren und Hindernissen eine solche Verbindung indeß noch ausgesetzt war, ließ die Rittmeisterin auch nicht unberücksichtigt; da sie indeß ihrem Plan allein entgegen arbeitete, so hatte sie auch von Niemand Vorwürfe zu erwarten.

(Fortsetzung folgt.)

Drei Tage aus dem Leben eines Dichters.

(Fortsetzung.)

Am 18. Mai 1788 zog Schiller in Volkstädt ein. Mit innerem Behagen übersah er aus den Fenstern seines Zimmers zunächst die Kirche, und darüber hinweg, jenseits des Flusses, eine kleine Anhöhe, die ein Laubwäldchen krönte; weiter hinab die Ufer der Saale, die sich in einem sanften Bogen durch die Wiesen krümmt und im Schatten uralter Bäume dahinfließt. Das Nebenfenster gewährte einen Blick in einen schmalen Hofraum, aus dem eine Pappel emporwuchs.

Der Kantor und seine Familie boten Alles auf, dem verehrten Gast den Aufenthalt in ihrem Hause angenehm zu machen. Jede lärmende Arbeit ward verschoben, bis er ausgegangen war. Und wenn er zuweilen erst in später Nacht zurückkehrte, ging ihm der sorgliche Hauswirth mit einer Laterne entgegen, damit er keinen Schaden nehme.

Und nun begann für den Dichter jene glückliche Zeit, die ihm den „Rudolstädter Sommer“ zu einem

der angenehmsten seines Lebens machte. Vormittags pflegte er zu studiren, Nachmittags schrieb er Briefe oder ging spaziren, Abends besuchte er die Lengefeld'sche Familie. Bald arbeitete er am „Geisterseher," bald am „Menschenfeind," bald an der „Geschichte des Abfalls der Vereinigten Niederlande." Dazwischen beförderte er seine „Briefe über Don Carlos" zum Druck. — Dennoch nahm er in seiner ländlichen Einsamkeit mehr in sich auf, als daß er schöpferisch aus sich heraus förderte. Er sammelte mehr, als er verarbeitete.

War doch sein Herz mit seinem Geiste in stetem Kampfe. Jenes schweifte nach Rudolstadt; da wollte sich auch dieser nicht am Schreibtisch fesseln lassen. Und so rang sich aus diesem Kampf allmälig der Entschluß hervor, aus dem trauten Dorfe in die nahe Stadt überzusiedeln. Bald war das Wetter zu stürmisch, wenn er die Lengefeld'sche Familie besuchen wollte, bald waren die Abende zu kühl, bald war der Weg zu schmutzig.

Schon in der ersten Hälfte des Augusts führte Schiller seinen Vorsatz aus. Er bezog eine Wohnung im Hause des Rath Roß, das gleichfalls am Schloßberg gelegen war. Nun wurde der Verkehr mit der Lengefeld'schen Familie noch inniger, — und doch für den leidenschaftlichen Dichter nicht innig genug. Er klagte, als sich Charlotte seiner Nachbarschaft freute: „Wenn doch mein Logis dem Ihrigen gegenüber wäre! Dann brächte ich einen Spiegel in meinem Zimmer an, daß mir Ihr Bild grade vor dem Schreibtisch zu stehen käme, und ich mit Ihnen sprechen könnte, ohne daß es ein Mensch wüßte."

Nur zu schnell flogen die schönen Tage vorüber. Schon hatten sich die Bäume entlaubt, und Schiller weilte noch immer. In der nächsten Woche endlich wollte er seine Rückreise nach Weimar antreten. Wie ungern er sich auch losriß, er durfte nicht länger zögern, wenn der Winter ihn nicht in seinem Sommeraufenthalt überraschen sollte. Da ward sein leichtbewegliches Gemüth von einer stillen Wehmuth beschlichen. Das Lengefeld'sche Haus war der Hafen geworden, wo sein bald dahin, bald dorthin verschlagenes Lebensschifflein Anker geworfen. Unter den schätzbaren Menschen, die hier beisammen lebten, hatte er Alles gefunden, was sein reicher Geist, was sein empfängliches Herz bedurfte. — Dennoch mußte geschieden seyn.

Es war am 10. November 1788. Ein freundlicher Morgen grüßte über die Berge. Der Spätherbst hatte sein düsteres Antlitz zu einem Frühlingslächeln verklärt.

Schiller wollte noch einmal alle Plätze besuchen, die ihm lieb und theuer geworden. Erst gestern hatte ihn die Glockengießerei in Rudolstadt wohl Stunden lang gefesselt. Er war nicht eher von dannen gegangen, bis der metallene Kern sich blank und eben aus der Hülse schälte; und in stiller Nacht hatte sich die Arbeit des Meisters und der Gesellen vor seinem inneren Blick zu einem dichterischen Gebilde gestaltet.

Noch war es früh am Tage, als sich Schiller rüstete, von seinem lieben Hauswirth in Volkstädt Abschid zu nehmen. Das lange, gelbe Haar, das er nicht zu pudern und nicht zu locken pflegte, wie es die Mode der vornehmen Welt gebot, flatterte wirr um sein bleiches, fast geisterhaftes Gesicht. Da klopfte es leise an seine Thür. Als der Dichter öffnete, tritt mit schüchternem Knix ein Mädchen herein und reichte ihm einen schlichten Blumenstrauß. Es ist Hannel, die dem „gelehrten Miethsherrn" als Aufwärterin zur Hand gegangen. Dabei gratulirt sie in stammelnder Verwirrung zu seinem G e b u r t s t a g. Schiller ist überrascht. Seine Wangen färben sich mit hoher Röthe. Er hat der festlichen Bedeutung des zehnten Novembers noch gar nicht gedacht. Mit herzlichem Dank nimmt er die wohlgemeinte Gabe, und das Mädchen lacht übers ganze Gesicht, als der freundliche Herr ihrer sorgsamen Bedienung und insbesondere des großen Maienbaumes gedenkt, den sie am heiligen Pfingsttag in seine Stube zu Volkstädt gestellt, daß sich die grünen Zweige oben an der Decke bogen.

Und als sie noch mit einander verkehrten, klopfte es abermals, und ein Diener des Lengefeld'schen Hauses brachte eine schöne Empfehlung von der gnädigen Herrschaft und überreichte zur Feier des heutigen Tages eine kostbare Blumenvase und eine Zeichnung des Rudolstädter Thales von Charlottens Hand.

Hannel entfernte sich. Der Dichter aber, von den seligsten Empfindungen durchglüht, setzte sich flugs an den Schreibtisch und ergoß sein überwallendes Herz in die Worte: „Dank, innigsten Dank, daß Sie einen so freundlichen Antheil an meinem Geburtstag nehmen. Mir wird er vor vielen andern merkwürdig seyn, weil Ihre Freundschaft in diesem Jahre für mich aufblühte. Ich möchte gern noch viel mit Ihnen reden, aber ich fürchte in einen Text zu gerathen, woraus kein Ausgang ist."

Nun litt's den Dichter nicht mehr in der engen Stube. Träumerisch wanderte er über den „Anger." Seine Seele, seine Füße schienen Flügel zu haben. Er ging am Ufer des Flusses hinauf, der Abdachung des Mühlberges zu. Dort war, als er noch in Volkstädt wohnte, sein Lieblingsplätzchen. Wie oft hatte er sich auf schwankem Boot über die Saale rudern lassen, um in dem wildverwachsenen Gebüsch saftige Walderdbeeren zu suchen oder auf zerborstenen Klippen zu sitzen und das bunte Naturgemälde, das sich rings entfaltete, in seine Seele aufzunehmen. Und wenn der Abend längere Schatten warf, trieb

ihn eine unwiderstehliche Sehnsucht zum Thal hinab. Da, wo sich ein Waldbach in den Fluß ergießt, erwarteten ihn die Schwestern. Sie drückten sich die Hände und schritten über die schmale Brücke, wie beglückte Geister, von denen die Bande der Erde abgefallen.

Nun war er hin, der schöne Sommer, und viele Freuden mit ihm! Trübsinnig brachte Schiller Bücher und Papiere, die er in Volkstädt zurückgelassen, in Ordnung. „Im nächsten Jahre komme ich wieder!“ sagte er zu den guten Menschen, die seinen Abschied beklagten. Dann kehrte er nach Rudelstadt zurück. Aber die Sonne, die seinen Pfad beschien, vermochte ihn nicht zu erheitern. Sie war ihm wie der letzte Blick eines lieben Freundes, der von uns scheiden will.

(Fortsetzung folgt.)

Kunst und Literatur.

Der Garten deutscher Dichtung ist so groß, so reich an lieblichen, edlen Blüthen, daß es nicht in Verwunderung setzen kann, wenn schon seit Jahren manche emsige Hand sich fand, die mit mehr oder weniger Geschick und Geschmack einen vollen Strauß Liedesblumen zusammenwand, und ihn den Freundinnen und Freunden der Poesie unter diesem oder jenem anspruchslosen oder hochklingenden Titel darbot. Obgleich wir den meisten dieser poetischen Sammelwerke zustehen müssen, daß sie „Vieles“ und unter dem Vielen manches Gute brachten, vermißten wir dennoch an denselben die weiche, wir möchten sagen, die liebende Hand, die sich nicht begnügt, die Gedichte oder die Sprüche systematisch nach Ländern oder alphabetisch nach den Namen der Autoren zu klassifiziren, sondern die es versteht, die Blumen und Juwelen der Dichtung so neben einander zu stellen und an einander zu fügen, daß jedes einzelne nicht nur abgelöst, für sich, nein, auch zugleich als wesentlicher Theil des reichen Ganzen erscheint. Zu der Aufgabe, die Blüthen und Früchte der Poesie, die Perlen des Gedankens gleichsam mit dem Herzen zum Kranze zu schlingen, ist naturgemäß die Frau höher befähigt als der Mann, der gern auch das Blühende in trockne, kalte Systeme bannt. So machen wir denn mit wahrer Freude die Frauen und Jungfrauen Deutschlands auf zwei Werke der oben angedeuteten Gattung aufmerksam, die von einer unserer genialsten, warmfühlendsten Schriftstellerinnen, Julie Burow, zusammengestellt, als gediegenes Geschenk jeden festlichen Weihnachtstisch zu schmücken würdig sind. Das erste dieser Werke: „Blumen und Früchte deutscher Dichtung“, in welchem die wohlbekannte, allgeliebte Sammlerin ihren Freundinnen im weiten Vaterlande einen aus ernsten und heiteren Liedesblumen gewundenen Kranz darbietet, beweist schon durch seine Eintheilung, wie sehr hier die ordnende Hand vom Herzen geleitet ward. Die Lieder, in einzelne, nach den wichtigen Lebensmomenten benannte Abschnitte getheilt, von der Kindheit beginnend, durch alle Stadien des Daseyns fortschreitend, mit der Auferstehung würdig schließend, umfassen die ganze, in jedem menschlich weiblichen Herzen ewig sich wiederholende Skala der Empfindungen und auf das Innere Bezug habender Erlebnisse. Daß Julie Burow, selbst Dichterin, dem Werke mehrere ihrer gefühltesten Lieder einverleibt, wird den einstigen, hoffentlich zahlreichen Besitzerinnen das Buch noch werthvoller machen.

Vielleicht ist in ganz Deutschland keine Hand so wie die Julie Burow's befähigt, den Frauen ihres Vaterlandes dessen Liedesblüthen zum Kranz zu winden, denn von Jugend an für die Welt der Poesie und des Gedankens von innigem Interesse beseelt, begann sie schon früh, ursprünglich für sich und die Ihrigen, das Schöne aus dem Gebiete des Geistes zu sammeln, und so ward es ihr Freude und Genuß, aus diesen bändereichen Schätzen das Schönste für den weiteren Kreis ihrer Freundinnen auszuwählen.

In ganz ähnlicher Weise durchgeführt, nach demselben System des Herzens zusammengestellt, ist das zweite Werk: „Denk-Sprüche für das weibliche Leben. Gesammelte Perlen zur Veredelung für Geist, Gemüth und Herz von Julie Burow (Frau Pfannenschmidt).“ In den von den weisesten, besten, geprüftesten Menschen aller Nationen ausgesprochenen Wahrheiten und Lebensregeln, welche, sorgsam ausgewählt und zusammengefügt, Julie Burow den Frauen mit jenem Buche bietet, hat sie ohne Zweifel ihnen, wie sie innig wünscht und hofft, in manchen schwierigen Lagen des Lebens Trost und Rath gegeben, denn „ein guter Denkspruch ist ein Freund in der Noth.“

Beide hier genannte Werke, so wie das so eben in zweiter Auflage erschienene: „Herzensworte. Eine Mitgabe für das Leben“ von derselben Verfasserin (Julie Burow) sind von der Verlagshandlung von E. Schotte & Comp. in Berlin dem gediegenen Inhalte gemäß mit solidester Eleganz ausgestattet, und ist auch der Preis für jedes der Bücher, 1½ Thlr., ein sehr billiger zu nennen.

Redakteur: Gustav Neffert.
Druck und Verlag der A. Walland'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 272 Dienstag, 15. November 1859.

Die Wittwen und ihre Pflegekinder.

(Fortsetzung).

Als Felix sein achtzehntes Jahr zurückgelegt hatte, war er an Geist und Körper völlig zum Manne gereift, und auf das Zeugniß seines Lehrers, so wie des Predigers von Ringelheim, besaß er die hinlänglichen Vorkenntnisse, um mit Nutzen die Universität beziehen zu können. Es wurde demnach beschlossen, daß Felix zu Ostern das Haus, worin seine Erziehung bis hieher vollendet war, verlassen und in Gesellschaft seines bisherigen Lehrers die Universität Heidelberg beziehen sollte. Kleine Vorbereitungen, die dazu noch nöthig waren, wurden von der Rittmeisterin, noch mehr aber von deren Tochter, Helene, mit Liebe und Eifer betrieben. Die Rittmeisterin achtete bei diesen kleinen Beschäftigungen genau auf ihre fünfzehnjährige Tochter, und fand zu ihrer heimlichen Freude, daß das jugendliche Herz, dessen schöne Hülle einer früh entwickelten Frühlingsrose glich, für die Bruderliebe schon einen hohen Grad von Empfänglichkeit hatte. Als der Tag, an welchem Felix abreisen sollte, näher kam, wollte sie an Helene sogar eine Veränderung, eine Art von Schwermuth bemerken, weßhalb sie sie vertraulich in ihre Nähe zog und sich nach der Ursache erkundigte. Da brach Helene in Thränen aus, indem sie sagte: werde ich ihn wieder sehen, meine geliebte Mutter, werde ich Felix, den ich seit meinem dritten Jahr Bruder nenne, wieder die Hand drücken, werde ich wieder an jenem Tische mit ihm essen? werde ich jemals die Felder, die Wiesen und Auen um Ringelheim an seiner Hand durchstreichen? werde ich jemals wieder mit ihm spielen und singen? Sie wollte noch weiter reden, aber die heftiger fließenden Thränen verhinderten sie daran.

Und warum solltest Du ihn nicht wiedersehen, mein Kind? Ist denn nicht seine Heimath hier? liebe ich ihn nicht, wie ihn nur eine Mutter lieben kann, und liebst Du ihn nicht wie eine Schwester?

Gewiß, beste Mutter, ich habe ihn ganz unendlich lieb, aber eben darum bin ich so bange um ihn.

Was könnte ihm denn aber begegnen, das uns hindern könnte, ihn nicht wieder zu sehen?

Ach gar mancherlei. Er ist muthig, ist ein Brausekopf, der sich von Keinem etwas gefallen läßt. Da habe ich neulich unter Felix und Herrn Gottwald ein Gespräch mit angehört, daß mir das Blut in den Adern stockend machte.

Und worüber?

Herr Gottwald erzählte dem Bruder, wie die Herren Studiosen oft über eine wörtliche Beleidigung so in Feuer und Flamme geriethen, daß sie sich auf tödtliche Waffen forderten, und daß nicht selten einer schwer verwundet, ja todt auf dem Platze bliebe.

Das ist leider wahr, entgegnete mit einem Seufzer die Rittmeisterin, denn sie dachte an ihren Gemahl und an sein verhängnißvolles Duell — aber Felix wird vorsichtig seyn, er wird Niemanden beleidigen und eine empfangnee Beleidiung großmüthig verzeihen. Ich werde über diesen Fall noch mit ihm reden.

Ach, beste Mutter, thun Sie das, er wird Ihrer Warnung eingedenk seyn. Bei meiner Liebe zu ihm! ich überlebte es nicht, wenn uns die Nachricht würde, er habe ein Duell gehabt, habe eine Wunde bekommen und sey daran gestorben.

Nun, liebes Kind, tröstete die Mutter, von so schlimmen Folgen sind die Duelle nicht immer, auf jeden Fall will ich aber vor seiner Abreise noch einmal mit ihm darüber reden und ihm die Geschichte Deines Vaters erzählen. Nach dieser kurzen Unterredung wußte sie, in wiefern die beiden Herzen zu einander standen, sie wußte, daß hier mehr als eine rein geschwisterliche Liebe im Spiele war und konnte eine heimliche Freude darüber kaum unterdrücken.

Die Stunde des Abschiedes rückte immer näher, die Rittmeisterin machte ihren Pflegesohn auf ihre Pflegemutter, die Amtsräthin, die immer schwächer und hinfälliger wurde, aufmerksam, sie sagte ihm, daß er sie höchst wahrscheinlich, wenn er nach Verlauf eines Jahres, um sie zu besuchen, in dieß Haus, in diesen bisher so vertraulichen Freundschaftskreis zurückkehre, nicht wiederfinden würde. Das ging dem Jünglinge allerdings sehr zu Herzen, weit mehr

aber hing sein Auge an der lieblichen Helene, deren Bild mit unauslöschlichen Farben vor seiner Seele stand.

Mit ihrem Tode, mein lieber Sohn, sagte sie, wird hier eine große Veränderung vorgehen, wir werden dann nicht mehr hier wohnen, werden um Vieles beschränkter seyn und beschränkter leben müssen, Alles wird anders seyn, anders werden.

Gott wird mit uns seyn, entgegnete Felix, er wird der edlen Frau wenigstens noch drei Jahre das Leben fristen, bis dahin habe ich dann meine Studien vollendet, ich lasse mich dann prüfen, wir ziehen gemeinschaftlich in eine große Stadt, ich werde Advokat, und es wird uns dann an nichts mehr fehlen, wir werden ein eben so großes, ein eben so schönes Haus bewohnen.

Gott erhalte Dir Deinen Glauben und Deine braven Vorsätze! sagte die Rittmeisterin und drückte mit mütterlicher Zärtlichkeit seine Hand. Diese Aeußerung, die ihr eine Bürgschaft für sein edles Herz war, machte ihr viel Freude, und obgleich sie wohl wußte, daß sie auch nach dem Tode der Amtsräthin keinen Mangel leiden würde — selbst wenn ein außerordentlicher Fall eintreten, wenn Friedrich Eiche, der vom Vater Enterbte, vielleicht als reuevoller verlorner Sohn, der seit Jahren gänzlich verschollen war, zurückkehren und nun die Mutter beerben sollte — ihr dennoch, das durch Zinsen vermehrte Vermögen ihres verstorbenen Gatten bleiben würde, so stellte diese Aeußerungen sie auch sicher, daß er, von jetzt an nicht mehr unter ihren Augen, kein Verschwender werden würde.

Von tausend Segenswünschen und mancher stillen Thräne begleitet, trat Felix, in Begleitung seines bisherigen Lehrers, eines würdigen Mannes, seines Reise an.

Der Prediger des Orts hatte ihm, auf Grund jenes gerichtlichen Protokolls, ein Schreiben ausgestellt, dem zufolge er als Felix Graf von Saint-Hilaire auf der Universität auftrat.

Hier ging für Felix eine neue Welt auf, er trat in den Kreis vieler Jünglinge von verschiedener Bildung und durch verschiedene Wissenschaften gebildet. Er hörte die verschiedenen Ansichten über sein unglückliches Vaterland, er hörte, wie viele die Freiheit liebende Jünglinge das System des ersten Konsuls Bonaparte auf das Strengste tadelten, wie sie heftig dagegen eiferten, daß er die bisher in Frankreich bestandene Preßfreiheit nicht allein beschränke, ja sie gänzlich vernichtet und so damit die bessere Tendenz der Revolution umgestürzt habe. Sie tadelten es hart, daß er die fremden Gesandten und deren Gebieter mit Hochmuth behandele und stets die roheste Willkür ausübte, und bedauerten von ganzem Herzen, daß ein Komplott zu seiner Ermordung leider zu früh entdeckt wäre. Noch mehr bedauerten sie es, daß ein neuer Mordversuch gegen ihn mittelst einer sogenannten Höllenmaschiene verunglückt sey, daß die Pulverexplosion den Vorüberfahrenden in der Straße St. Nivaise, die ihn zerschmettern sollte, als sein Wagen schon längst vorüber war, erst losging.

Felix war noch ein Neuling, war mit der neueren Geschichte seines Vaterlandes, die auch sein Lehrer, ein stiller, ruhiger Mann, nicht liebte, noch ziemlich unbekannt; aber er fühlte, daß seine Vorfahren unter einer Regentschaft glücklich gewesen, durch die Revolution aber unglücklich geworden; er schwieg daher und vertraute sein Urtheil nur unter vier Augen seinem Mentor.

Die Zeitungen meldeten, daß der Senat am 15. Mai 1804 den Beschluß gefaßt, denn ersten Konsul, Bonaparte, zum Kaiser der Franzosen, unter dem Namen Napoleon, zu erheben, und die Erblichkeit der Würde von derselben Behörde festgestellt sey. Später mußte sich Papst Pius der Siebente von Rom nach Paris begeben, um bei der feierlichen Kaiserkrönung Napoleons und seiner Gemahlin Josephine in der Kirche Notre-Dame die Salbung zu verrichten.

Wieder einige Zeit später las Felix in den Zeitungen die Zurückberufung aller Emigranten und sein Herz jubelte im Stillen; er freute sich, wenn die Amtsräthin mit Tode abgegangen seyn würde, seine theure Pflegemutter und seine heißgeliebte Helene in sein Vaterland, in ein noch weit größeres Schloß, in noch weit angenehmere Verhältnisse einführen zu können. Dennoch beschloß er vor der Hand darüber zu schweigen und auf jeden Fall erst sein Studium zu vollenden, damit, wenn der neue Regent von Frankreich seine Versprechungen nicht ganz erfüllen sollte, ihm für die Zukunft ein sicherer Erwerb zu Gebote stehe.

(Fortsetzung folgt.)

Drei Tage aus dem Leben eines Dichters.

(Fortsetzung.)

Lange kämpfte er mit sich selbst, ob dieser Tag, sein neunundzwanziger Geburtstag, über seines Lebens Schicksal entscheiden solle. Bis jetzt hatte er die warmen Gefühle, die Lottchen in seinem Herzen geweckt, zwar nicht geflissentlich verborgen, er hatte aber auch noch nicht gewagt, sie auszusprechen. Die Standesverhältnisse schreckten ihn von einer Erklärung zurück. Durfte der arme Dichter mit seiner ungewissen Zukunft dem Fräulein von Lengefeld seine Hand bieten? Und wenn sie einschlug, mußte ihn nicht die Mutter zurückweisen, so lange er der

Tochter keine angemessene Stellung sichern konnte? — Darum drängte er auch heute wieder die Gefühle seines Herzens, und ob es zerspringen sollte, gewaltsam zurück.

Daheim fand Schiller einen Brief, der eine lange Reise gemacht. Er kam aus Frankreich. Wilhelm von Wolzogen war dorthin gegangen, um sich für einen höheren Lebensberuf auszubilden. Er trug Karolinens Bild im Herzen; und wenn es auch noch lange dauern mochte, bevor er es auf den Altar seines häuslichen Glückes aufstellen durfte, so grüßte doch aus dunkler Ferne eine lichte Zukunft. Vor wenigen Monaten hatte Wilhelm seine unvergeßliche Mutter verloren. Schiller, welcher damals noch in Volkstädt wohnte, war von der Trauerbotschaft wie betäubt. Die Wehmuth, die des Sohnes Brief durchbebte, zitterte noch jetzt in seinem Herzen nach. Aber er freute sich auch, daß es dem fernen Freunde wohl ging und eilte ins Lengefeld'sche Haus, um die Grüße zu überbringen, die Wilhelm seinem Briefe eingeschlossen.

Ohnehin hatte Schiller Charlotten seit mehreren Tagen nicht gesehen. Sie war bei Frau von Stein in Kochberg gewesen. Das schöne Wetter hatte sie länger dort gefesselt, als verabredet war, so daß Schiller Schnee und Hagel herbeiwünschte, um sie nach Rudolstadt zurückzutreiben.

Um so herzlicher war jetzt das Wiedersehen, ob auch die Freude durch den nahen Abschied getrübt wurde. Schiller rühmte es mit begeisterten Lippen, wie im Lengefeld'schen Hause ein neues Leben für ihn aufgegangen. Lange hatte er den Reiz eines freien, freundschaftlichen Umganges entbehrt; hier fand er immer empfängliche Herzen für die Gedanken, die seine Seele erfüllten. Darum segnete er das Schicksal, das ihn hierhergeführt, und ward nicht müde, für die liebevolle Theilnahme zu danken, die sein Herz und sein Leben mit rosigem Schimmer verklärt.

Die Schwestern schlugen die Augen nieder, die in Thränen glänzten. Dann ließen sie all' die schönen Tage, die sie mit einander verlebt, noch einmal an dem Spiegel ihrer Seele vorübergehen.

Dennoch vermochte auch die freundliche Hoffnung des Wiedersehens die dunkeln Schatten nicht zu verscheuchen, die sich beklemmend auf die Seele legten. „Es ist schrecklich," seufzte Schiller, „ohne Menschen, ohne mitfühlende Herzen zu leben; aber es ist eben so schrecklich, sich an irgend ein Herz zu hängen, wo man, weil doch auf der Welt Nichts Bestand hat, nothwendig einmal sich losreißen und verbluten muß." Und er stützte seine hohe Stirn in die zitternde Hand. Man hätte einen Engel durchs Zimmer schweben hören, so stille war es in dem kleinen Kreise.

Es war spät geworden. Die Abschiedsstunde schlug. Und als man an der Thür stand und noch einmal die Hände sich drückte, preßte Schiller die Worte aus der Brust: „Ihr Andenken ist mir theuer, theurer, als ich es ausgesprochen, weil ich über Empfindungen nicht viele Worte mache. Auch das meinige, weiß ich, wird Ihnen werth seyn. Leben Sie wohl! Leben Sie glücklich!"

3.

Die Studenten wogten in den engen Straßen auf und ab. Es war ein lauer Vollmondabend, der wie ein sternbesäeter Teppich über Jena hing. Und immer mehr des Volkes sammelte sich mit geheimnißvollem Flüstern vor einem hohen Hause. Aber in dem Hause schien es leer und todt, und nur zwei Fenster waren matt erleuchtet. Horch! da ertönte aus dem wogenden Gedränge eine fröhliche Nachtmusik. Rechts und links öffneten sich die Fenster. „Wem gilt's?" fragte man herüber und hinüber. Und ehe noch die Antwort von Mund zu Munde lief, brachte einer der Studenten, sein Hütlein schwenkend und die Spornen an einander klirrend, dem Herrn Professor Friedrich Schiller ein donnerndes Hoch.

Dieser aber saß auf einem rothen Plüschsessel vor der Schreibkommode, die er gestern erst gekauft, und in überwallender Freude klopfte sein Herz. Die beiden alten Jungfern, in deren stattliche, hell tapezirte Zimmer er sich eingemiethet, huschten zur Treppe herauf und beglückwünschten mit redseligen Zungen ihren Miethsmann ob der Ehre, die ihm widerfuhr.

Ja, Schiller war im Mai 1789 Professor der Geschichte in Jena geworden. Die Schriften, die er in Volkstädt zu Tage gefördert, hatten ihm dazu verholfen. Und als er auf dem Katheder stand und die erste Vorlesung hielt, vermochte der beschränkte Hörsaal die zuströmenden Studenten nicht zu fassen. Sie zogen, Lehrer und Schüler, in ein anderes Lokal. Mit lautem Jubel wälzte sich der Strom durch die Johannisstraße, die von Studenten ganz besäet war. Alles kam in Allarm, selbst die Wache am Schlosse. Man glaubte, es sey Feuerlärm. Dem schüchternen Professor aber wars, als ob er Spießruthen laufe. Gegen 500 Zuhörer hatten sich um ihn versammelt. Selbst in der Hausflur drängte sich Kopf an Kopf. — Und nun hatten sie dem gefeierten Lehrer, der unter seinen Folianten saß, um sich in den ungewohnten Lebensberuf hineinzuarbeiten, als ehrende Anerkennung ein Ständchen gebracht.

Dennoch fühlte sich derselbe in seinem neuen Wirkungskreis nicht recht behaglich. Er hatte keinen festen Gehalt; und ob er sich auch noch so spärlich einrichtete und mit einem Mittagstisch sich begnügte, der ihn täglich nur zwei Groschen kostete, so stand doch immer, wenn er dichten und studiren

wollte, die Sorge hinter ihm, wie ein Gespenst. Dazu fehlte es seinem Herzen an erfrischenden Berührungen. Niemand war, an den er sich freundschaftlich anschließen konnte. Es dünkte ihm, als sey er an eine fremde Küste verschlagen und verstehe die Sprache des Landes nicht. Zwar wurde er zuweilen in Gesellschaft geladen, und vergaß seine drückende Stimmung am Kartentisch. Aber die rechte Lebenssonne, der Umgang mit edeln Frauen, war ihm versagt.

Um so öfter schweiften seine Gedanken zum Saalthal hinauf und hafteten am Schloßberg in Rudolstadt. Dort lebten die beiden Schwestern in stiller Eingezogenheit, nachdem Frau von Lengefeld, als Erzieherin der fürstlichen Kinder, an den Hof berufen worden. Mit Schiller unterhielten sie einen sehr lebhaften Verkehr. Fast kein Posttag verging, ohne daß sie nicht Briefe wechselten. Lotte schrieb: „Mir ists, als wären wir immer Freunde gewesen. Ihr Geist war mir zwar nie fremd, denn immer fühlte ich mich zu ihm gezogen, wenn ich von Ihnen las; aber nun ist es doch noch anders, denn jetzt wird es mir fast unmöglich, mir meine Freuden ohne Sie zu denken: und so wird's bleiben, nicht wahr? — Ihre Freundschaft erhellt mein Daseyn eben so lieblich, wie die Abendsonne die Wolken erhellt." Karoline betheuerte: Ihr Andenken umschwebt uns. Ich sehe gern nach Volkstädt hinüber. Gute Geister scheinen darüber zu walten. Warum sind wir nicht mehr bei einander? Ach der Strom unseres Lebens wird durch Winde getrieben, die wir nicht regieren. Grüßen Sie Wolzogen. Ich nehme an ihm den innigsten Antheil." Schiller aber schüttete in jedem Briefe sein reiches, volles Herz vor den liebenswürdigen Freundinnen aus und konnte seine Sehnsucht manchmal kaum bemeistern.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Der jüngst in Wien verstorbene k. b. Kämmerer, erbliche Reichsrath und außerordentliche Gesandte und bevollmächtigte Minister am kaiserl. österreichischen Hofe, Max Graf v. Lerchenfeld-Köfering, war geboren den 13. Aug. 1799. In Folge der vielfachen Verdienste, welche er sich erworben, waren demselben folgende hohe Orden verliehen: das Kommenthurkreuz des St. Georgiordens, die Großkreuze des Verdienstordens der bayer. Krone, des Verdienstordens vom heil. Michael, des k. griechischen Erlöserordens, des k. k. österreichischen Leopoldordens, des k. portugiesischen Christusordens, des k. preuß. rothen Adlerordens, des k. sardinischen St. Lazarusordens und des k. schwedischen Nordsternordens, dann die Ritterkreuze des k. k. österreichischen Ordens der eisernen Krone erster Klasse und des kaiserl. russischen St. Annaordens erster Klasse mit Brillanten. In seiner diplomatischen Thätigkeit als k. bayer. Gesandter an den Höfen von Petersburg, Berlin und Wien hat Graf Lerchenfeld an allen diesen wichtigen Posten die ehrenhaftesten Erinnerungen zurückgelassen. Mit Geist und Festigkeit in der Vertretung der ihm anvertrauten Interessen wußte er jene Einsicht in die Verhältnisse, jenes ernste, treue Wohlwollen gegen befreundete Staaten zu vereinigen, die das sicherste und achtbarste Mittel der Verständigung bilden. So war die Unabhängigkeit seines Urtheiles selbst eine Förderung seiner diplomatischen Bestrebungen und erwarb ihm als Mensch wie als Staatsmann eine Bedeutung, welche hervorzuheben uns um so mehr obliegt, als Graf Lerchenfeld zu jeder Zeit mit vollster, patriotischer Ueberzeugung das treue, bundesgenössische Einverständniß Bayerns und des gesammten Deutschlands mit dem österreichischen Kaiserstaate zu erhalten und zu fördern als eine Lebensaufgabe betrachtet hat. Das Andenken des trefflichen Staatsmannes wird stets mit Achtung und Verehrung genannt werden."

In Berlin hat jetzt endlich auch die Generalintendantur der königlichen Schauspiele eine Verordnung gegen die Krinolinen erlassen. Zu allen Kostümen sowohl, wie zu jeder modernen Kleidung, also durchaus ohne alle Ausnahme, sind sogenannte Krinolinen, d. h. Unterkleider, welche den Bewegungen des Körpers nicht folgen, verboten. Die Damen haben sich solcher Unterkleider zu bedienen, welche das Setzen, Knieen, Umarmen rc. erlauben, ohne, wie die Krinoline, einen unschönen oder lächerlichen, für die im Parquet befindlichen Zuschauer sogar unpassenden Anblick zu veranlassen.

Ein Augenzeuge der Feierlichkeiten, die jüngst in Breslau zu Ehren des russischen Kaisers stattfanden, erzählt, daß bei der Parade eine weiße Taube, welche durch das Geräusch der Trommeln und den Glanz der Waffen geängstigt und verwirrt umherflatterte, sich vor dem Kaiser Alexander niederließ. Das in zahlreicher Menge zuschauende Publikum bemerkte es und begrüßte den Zufall als ein gutes Zeichen, daß der russische Herrscher an der Seite des Prinzen-Regenten den Frieden erhalten werde, mit lautem Jubel.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der A. Walland'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 273 Mittwoch, 16. November 1859.

Die Wittwen und ihre Pflegekinder.

(Fortsetzung.)

Das erste Jahr seiner akademischen Laufbahn war unter ernster Thätigkeit, mit welcher er den Wissenschaften oblag, so wie auch abwechselnd unter jugendlichem Frohsinn, bald zurückgelegt. Unter seinen Mitstudirenden hatte Felix bald eine Masse Freunde gefunden, denn fast Alle hatten den heitern, muthigen Jüngling liebgewonnen, waren gern in seiner Gesellschaft. Als die Hörsäle geschlossen waren und fast Alle in die liebe Heimath zu ihren Angehörigen zurückeilten, da begab sich auch Felix auf die Rückreise, und zwar allein, denn sein Mentor, dem eine Stelle als Rektor in seinem Vaterlande angetragen war, hatte ihn seit einigen Monaten, indem jener voraussetzte, daß er seiner nicht mehr bedürfe, verlassen.

Wie klopfte ihm das jugendliche Herz in der kräftigen Brust, als er dem lieben Dörfchen zueilte, in dem er seine Knabenjahre, unter so vortrefflichen Menschen, so harmlos und glücklich verlebt hatte, und wie viele Fragen drängten sich ihm auf. Wird die alte Amtsräthin noch leben? Wird keine Veränderung vorgegangen seyn? Und die, die ich Mutter nenne, und die so heilige Ansprüche auf diesen ehrenvollen Namen hat, werde ich sie noch eben so schön, so sanft, so liebreich, wie sie stets war, wiederfinden? Und Helene — bei dem Gedanken an sie, zuckte es wie ein Blitzstrahl durch sein Herz — wie wird sie in dem langen Jahre, wo wir uns nicht sahen, um so viel größer und schöner geworden seyn. Mit diesen Gedanken hatte er die letzte Station erreicht, und hier nahm er nur einen Boten, der ihm seine geringen Effekten trug, und trat den kurzen Weg zu Fuße an.

Unbemerkt hatte er das stattliche Haus erreicht und dem Boten in einiger Entfernung zu harren befohlen; denn er wollte seine Lieben überraschen, und es gelang ihm nach Wunsch, indem es noch früh am Morgen war.

Als er die Thür des gewöhnlichen Wohnzimmers öffnete, fand er die Rittmeisterin noch im Negligee und Helene beschäftigt, ihr schönes, langes Haar zu ordnen. Erstere schlürfte gemächlich, noch keinen Besuch erwartend, ihren Kaffee, aber vor freudigem Schreck entsank die Tasse ihrer Hand und fiel klirrend zu Boden. Helene, die der Thür den Rücken zugekehrt, warf einen Blick auf die Mutter und einen zweiten nach der Thür. Aber welch ein Gefühl bemächtigte sich ihrer, als sie den kräftigen, jungen Mann, mit dem von Luft und Sonne etwas gebräunten Angesicht, der bei ihrem Anblick den knotigen Wanderstab freudig zu Boden warf und seine Arme gegen sie ausbreitete, erblickte. Mit einem Gefühl, das wir wohl nicht besser als mit dem Worte der jungfräulichen Scham bezeichnen können, ein Gefühl, welches dem jugendlichen Herzen bisher noch fremd war, warf sie einen Blick auf die Mutter und flog dann mit ausgebreiteten Armen an seine Brust, und Felix Mund, die Oberlippe mit einem zierlichen dunklen Schnurrbart geziert, drückte einen herzlichen Kuß auf ihre rosigen Lippen.

Dann ruhte er eine Weile stumm an der geliebten Mutterbrust, und dann erst ging es an ein ferneres Begrüßen, an ein Fragen und Antworten, und an ein gegenseitiges Bewundern, wie sich jedes unter ihnen in dem langen Jahre nur zu seinem Vortheil verändert habe.

Felix Blicke konnten sich an der reizenden Gestalt Helenens gar nicht satt sehen. Ach Helene! rief er einmal über das Andere, wie bist Du doch so schön, so unendlich schön geworden!

Und Du, Felix, entgegnete Helene, wie Du so stark, so kräftig geworden bist und wie Dir der kleine Bart so schön steht, Du bist mein lieber, lieber Felix; und wieder drückte er ihre Hand und den runden, schneeweißen Arm an seine Lippen.

Die Rittmeisterin, die eben ihr vierunddreißigstes Jahr zurückgelegt hatte, die in der kräftigsten Blüthe ihres Lebens und in einer üppigen Fülle von Gesundheit stand, trat eine Thräne bei dem sinnigen Spiel der lieblichen Kinder ins Auge, sie dachte an ihre frühe Jugendliebe, an den unendlichen Zauber, mit dem der nun längst verewigte Krieger damals

ihr jugendliches Herz umschlungen hatte, und nicht länger konnte sie es ertragen, sie schlich sich fort und weinte im Stillen dem Andenken des geliebten Todten eine Thräne.

Den ganzen Aprilmonat blieb Felix in Ringelheim, erzählte seinen Lieben von seinem akademischen Leben, von seinen Bekanntschaften, die er dort geschlossen hatte, von der schönen Ruine des Heidelberger Schlosses und die Geschichte eines seiner früheren Fürsten, Karl Ludwig von der Pfalz und dessen unglücklicher Leidenschaft zu dem Fräulein Louise von Degenfeld, und stets fand er eifrige Zuhörerinnen. Selbst die Amtsräthin, die wegen großer Schwäche nur selten ihr Zimmer verlassen konnte, hörte ihm mit besonderer Aufmerksamkeit zu; aber nicht selten bemächtigte sich dann nach solchen Stunden eine düstere Melancholie ihrer, sie dachte dann an ihren unglücklichen, nun gänzlich verschollenen Sohn.

Felix und Helene waren jetzt die glücklichsten Menschen auf dem ganzen weiten Erdenrund, ihren riesengroßen Jugendtraum konnte nichts zerstören, nicht einmal das leichteste Wölkchen konnte ihn trüben. Wenn Helene an des Geliebten Arm die neu belebte Flur durchstrich, wenn sie im Wald die Spielplätze ihrer Kinderjahre aufsuchten, dann erzählte ihr Felix von seinen künftigen Hoffnungen, von der Zurückberufung der Emigranten durch den neuen Regenten Frankreichs. Wenn ich mein Studium werde vollendet haben, sagte er, und dazu bedarf ich nur noch zwei Jahre, dann bin ich an Kenntnissen, an Verstand und Körperkraft um so viel reicher, dann reisen wir, Du Helene, die Mutter und ich nach Frankreich, ich stelle mich dem neuen Kaiser der Franzosen vor, Deine Mutter legitimirt mich als Felix Graf von Saint-Hilaire, und Du, Helene, wirst dann meine Gemahlin, wirst Erbgräfin von Saint-Hilaire.

Der hohe Rang einer Gräfin von Saint-Hilaire brachte bei der reinen ländlichen Unschuld nicht die geringste Wirkung hervor, sie war schon von ihrer zartesten Kindheit an daran gewöhnt, allein der Name Gemahlin jagte ihr alles Blut auf die Wangen, sie schämte sich, verbarg ihr Köpfchen an seiner Brust und bat ihn mit leisen schmollenden Tönen, so etwas nicht wieder zu sagen.

Aber warum denn nicht? fragte Felix, ganz laut will ich es sagen, die ganze Welt soll es hören, daß Helene Güldenhorn die Braut des Grafen v. Saint-Hilaire ist. — Unsere liebe Mutter, fuhr er fort, hat schon seit Jahren mit mir über diesen Fall gesprochen, sie hat schon immer gemeint, daß das tolle Revolutionssystem doch endlich einmal aufhören müsse, und der in alle Welt zerstreute Adel doch endlich einmal wieder müsse zurückberufen werden, und mit der Zurückberufung müsse man ihm dann auch seine Güter, Titel und Würden wiedergeben, und dieser Zeitpunkt ist nun angekommen.

(Fortsetzung folgt.)

Drei Tage aus dem Leben eines Dichters.

(Fortsetzung.)

Da traf Schiller, wie ein Blitz aus heiterem Himmel, die geheimnißvolle Kunde: Frau von Lengefeld habe für ihre Tochter Charlotte eine sehr annehmbare Partie gefunden, ja es habe Lotte selbst ihr Herz bereits verschenkt. Schiller hatte sich schon oft mit diesem Gedanken gequält; jetzt legte er sich wie ein Alp auf seine Brust.

Aber bald darauf meldete ihm Lotte die frohe Botschaft: »Wir machen jetzt allerlei Reisepläne: Jena wird dabei nicht vergessen. Ich glaube, daß meiner Schwester eine Badekur in Lauchstädt zuträglich wäre, um die Nerven zu stärken. Da haben wir uns was Artiges ausgedacht. Lauchstädt ist nur eine Tagereise von Jena. Wäre vielleicht Körner eben in Leipzig, so kämen Sie nach Lauchstädt und er von Leipzig hin. Da sähen Sie Ihren Freund, und wir sähen Sie auch.«

Der Plan verwirklichte sich; ja, er verwirklichte sich noch schöner, als Lotte vorgeschlagen. Die Schwestern nahmen ihren Weg über Jena und übernachteten dort in einem befreundeten Hause. Aber die Freude des Wiedersehens war nicht ungetrübt. Wohl feierte man im schönen Griesbach'schen Garten einen glücklichen Abend; dennoch wollte es nicht gelingen, auch nur eine unbewachte Minute zu erhaschen, um die Seelen gegenseitig auszutauschen. Schiller und Lotte waren vom Zwang der Gesellschaft niedergedrückt. Sie mußten Abschied nehmen. Kaum durften die Blicke, die sich in einander senkten, des Herzens Dolmetscher seyn. Im einsamen Kämmerlein warf sich Lotte in die Arme der vertrauten Schwester und seufzte: „Wenn ich mich jemals versündigt, so ist dieser Abend eine Vergeltung des strafenden Himmels gewesen.« Und Schiller schrieb einige Tage darauf nach Lauchstädt: »Ihr Aufenthalt in Jena war für mich nur ein Traum, und kein ganz fröhlicher Traum. Nie hatte ich Ihnen so viel sagen wollen, und nie habe ich Ihnen weniger gesagt. Was ich bei mir behalten mußte, drückte mich nieder; ich wurde Ihres Anblickes nicht froh. Kaum sollte man es denken, daß oft auch die übereinstimmendsten Menschen, die einander so schnell und leicht auffassen und so lebendig in einander leben, einen so weiten Weg zu einander haben. So nah' und doch so fern!«

Die Schwestern reisten ab. Aber selbst das

wunderschöne, malerische Saalthal konnte den Mißmuth, welche der unheimliche Abend in ihnen zurückgelassen, nicht verscheuchen. Als sie weiter fuhren, und die Gegend immer einförmiger und häßlicher, der Weg immer morastiger wurde, so daß sie vor den Stößen des hin und her schwankenden Wagens nicht einmal lesen konnten, bereuten sie fast die Reise, die sie unternommen hatten.

Endlich, am 14. Juli, war das kleine Badestädtchen erreicht. Schon hatten sich viele Gäste dort versammelt. Man sprach davon, daß der Herzog Karl August von Weimar kommen werde, der sich gern in Lauchstädt aufhielt und einen glänzenden Kreis hochstehender Männer und Frauen um sich schaarte. Die Weimarische Schauspielertruppe war bereits eingetroffen und wollte in den nächsten Tagen Schiller's „Cabale und Liebe" aufführen.

Die Schwestern hatten eine bescheidene Wohnung gemiethet. Das kleine Haus, das Lotte in ihr Taschenbuch zeichnete, hatte nach der Gartenseite hin einen sehr ländlichen Anstrich, obwohl das beschränkte, aber niedliche Zimmer mit einer gewissen Eleganz ausgestattet war. Uebrigens fanden sie nur wenige Menschen, denen sie sich näher anschlossen. Die meisten kamen ihnen so einfältig vor, daß keine Saite ihres Herzens berührt ward.

Die Badekur verlief ohne merkwürdige Ereignisse. Schon dachte man an baldige Heimkehr.

Da ward eines Morgens — es war am 3. August 1789 — den Fräulein von Lengefeld gemeldet, daß ein befreundeter Herr gestern Abend in Lauchstädt eingetroffen sey und den Schwestern, wenn sie es erlaubten, seine Aufwartung zu machen wünschte.

Charlottens Herz klopfte höher, ihr Antlitz überzog sich mit dunkler Gluth. Sie ahnte, wer es sey, und ihre Ahnung hatte sie nicht getäuscht.

Schiller trat ein. Fast hätte er die Arme geöffnet, die Schwestern zu umfah'n. Sie hatten ihn erwartet und sich schon seit einigen Tagen vor aller überlästigen Gesellschaft gehütet. Schiller aber hatte in Jena vorgegeben, daß er nach Leipzig reise, um dort mit Körner zusammenzutreffen.

Nun waren sie allein, und dennoch schienen die Zungen gelähmt. Geraume Zeit drehte sich die Unterhaltung um gleichgültige Dinge. Schon wieder ward der Dichter von dem banglichen Gefühl beschlichen, daß Lotte's Herz nicht mehr frei sey.

Da schlug Karoline einen Spaziergang in die Wiesen vor. Sie wußte, daß ihre Schwester einem andern Verhältniß, das sich angekündigt hatte, durchaus abgeneigt sey, und daß sie ohne Schiller nicht leben möge; sie wußte aber auch, daß Schiller's ganzes Herz, daß alle seine Hoffnungen an dem Besitze ihrer Schwester hingen. Und bei den einfachen Gewohnheiten, worin sie erzogen, bei den geringen Ansprüchen, die sie an das Leben machten, durften sie einer glücklichen Zukunft entgegensehen. Darum wollte Karoline der freundliche Engel seyn, der das furchtsame Geheimniß entschleierte, das Band der Zungen löste. Denn es lag im Wesen ihrer Schwester, daß sie oft eine seltsame Kälte zur Schau trug, so daß der schüchterne Freund die Geständnisse, die auf seinen Lippen schwebten, gewaltsam zurückzwang und sich fort und fort mit bangen Zweifeln quälte.

Lotte, wie gewöhnlich, blieb hinter den Beiden zurück. Als sie aber ins traute Stübchen zurückkehrten, machte sich Karoline bei den Wirthsleuten zu schaffen. Lotte und Schiller waren allein. Da zögerte er nicht länger, die geheimsten Falten seines Herzens zu öffnen, und Lotte hörte mit verschämter Freude das Wort, das sie schon längst erwartet. Mit zitternder Stimme und nassen Augen sicherte sie dem geliebten Manne Herz und Hand. Der Bund war geschlossen.

(Schluß folgt.)

Nachlese zur Schillerfeier.

An Herrn Professor Dr. Franz Hoffmann.

Aschaffenburg mit Eichen vor den Thoren
Und stolzem Schloß des Königs, theuer Allen,
Dem aus der Hand das Blatt ist fortgefallen
Vor Schmerz, als starb der Dichterfürst der Horen!

In Dir ist Hoffmanns reicher Geist geboren,
Der Sehergold hilft fördern aus Metallen
Der Wissenschaft und Schiller von Walhallen
Durch Zauberwort' uns hat herabbeschworen.

Glück auf, o Land, das kränzt den größten Sänger,
Wo Königsbrust hegt deutscheste Gefühle
Und weiser Mund die idealste Rede!

So mehret Deutschlands Kraft sich trotz der Dränger;
Ob Ost, ob West den Grund ihm unterwühle,
Es kündet, wenn es muß, auch tapfre Fehde.

Würzburg. **Ph. Holl.**

Mannigfaltigkeiten.

[Karl Gottlieb Reissiger.] Kaum ist die Trauerkunde von Ludwig Spohr's Heimgange

verklungen, so hat die deutsche Kunstwelt schon wiederum einen harten Verlust in Reissigers Dahinscheiden erlitten. Reissiger ist in der Vollkraft seiner Jahre und zwar inmitten seines umfangreichen künstlerischen Wirkens aus diesem Leben abberufen worden. Sein Vater war Kantor in Belzig bei Wittenberg, woselbst unser Meister am 31. Januar 1798 geboren wurde. Bei ausgesprochener Anlage zur Tonkunst erhielt er frühzeitig Musikunterricht von seinem Vater. Nichts desto weniger für die Theologie bestimmt, kam er in seinem 13. Lebensjahre auf die Leipziger Thomasschule, um sich für die Universitätsstudien vorzubereiten. Nebenbei blieb indeß die Musik immer seine Lieblingsbeschäftigung. Er versuchte sich in der Komposition und zog dadurch die Aufmerksamkeit des Kantors Schicht auf sich, welcher den Kunstjünger in Erkenntniß seiner reichen Begabung mit Rath und That unterstützte. Während der Universitätsjahre entschied sich Reissigers Geschick: er entschloß sich, Musiker zu werden. Durch die einflußreiche Verwendung seines Gönners und Lehrers Schicht, welche Reissigern ein namhaftes mehrjähriges Stipendium eintrug, wurde es ihm möglich, sich ausschließlich den musikalischen Studien auch außerhalb Leipzig zu widmen. Er ging im Jahre 1821 nach Wien, in der Folge nach München und endlich auch nach Berlin. In der letztern Stadt, wo er während des Jahres 1823 verweilte, wurde ihm die Auszeichnung zu Theil, vom König von Preußen ein Reisestipendium zu erhalten, welches ihn in Stand setzte, Italien und Frankreich zu bereisen. Nach der Rückkehr von dieser Studienreise, während welcher in Rom die Oper „der Ahnenschatz" komponirt wurde, ließ Reissiger sich in Berlin nieder, wo ihm an dem königl. Musikinstitute eine Lehrstelle anvertraut wurde. Hieran nun schloß sich die 1826 erfolgte Berufung als Musikdirektor an das k. Hoftheater zu Dresden. Neben seinem amtlichem Wirken als Dirigent hat Reissiger, wie die musikalische Welt weiß, eine umfangreiche, höchst achtunggebietende schöpferische Thätigkeit im Laufe der Jahre entwickelt. Es sind von ihm mehr denn 200 Werke größeren und kleinern Umfanges veröffentlicht, die den verschiedenen Kunstgattungen angehören. Es seyen nur die Opern „Libella", die „Felsenmühle", „Turandot", „Adele", das Melodram „Yelva" besonders genannt. Hierunter sind jedoch eine ziemlich beträchtliche Anzahl von Kompositionen nicht mit inbegriffen, namentlich nicht die Kirchenkompositionen, welche speziell für den Gottesdienst der katholischen Hofkirche geschrieben wurden, und die nach dem einstimmigen Urtheil aller Kenner zu seinen besten Werken gehören.

Am 8. d. kam ein sonderbarer Transport von Innsbruck durch Füßen. Zwei Knaben im Alter von 13½ und 13 Jahren, welche in ihrer Heimath Ulm einen bedeutenden Diebstahl verübt, begaben sich zur Zeit des Beginnens des italienischen Krieges mit dem gestohlenen Gelde über Wien nach Italien bis zum Kriegsschauplatze, dort schlossen sich diese beiden jungen hoffnungsvollen Gauner der österreichischen Armee an, wußten sich durch Lügen bei einem Offizier einzuschmeicheln, zeigten Entschlossenheit, indem sie nach beendigten Gefechten die Verwundeten hervorsuchten ꝛc. und wurden deßhalb förmlich als österreichische Militäreleven eingekleidet, bekamen ihre Löhnung wie die andern Soldaten und wurden nach Innsbruck mit zurückgenommen. Dort wollte man sie jetzt in die Militärschule schicken, allein der Garnisonsgehorsam mochte diesen jungen Vagus nicht behagen und sie brannten durch — wurden eingeholt — saßen 6 Wochen im Stockhaus, mußten ihre Heimath angeben und werden nun transportirt, wo sie in Ulm ihre Strafe erwartet.

Vor vier Jahren wurden in Quimper, Departement Finisterre, zwei Individuen vor den Geschwornen zu lebenswieriger Zwangsarbeit verurtheilt wegen qualifizirter Diebstähle, wiewohl dieselben aufs Nachdrücklichste ihre Unschuld behaupteten. Der Eine starb im Bagno zu Brest, der Andere in Cayenne. Jetzt hat man die eigentliche Thäter jener Verbrechen verhaftet, und diese haben erklärt, daß die Verurtheilten gar keinen Antheil an denselben hatten, mithin unschuldig waren.

In Neapel beunruhigt man sich sehr ernstlich über den seit 18 Monaten fortdauernden Ausbruch des Vesuvs, der an Heftigkeit zunimmt. Man ist jetzt in großer Besorgniß für Portici, dessen Einwohner bereits ihre Häuser geräumt haben. In den letzten Tagen haben häufige Erdstöße stattgefunden und man befürchtet daher einen neuen heftigen Ausbruch und eine große Katastrophe.

Ein seltsamer wohl unabsichtlicher Witz war bei der Schillerfeier in Ulm an dem Hause eines Drechslers zu finden, dessen Hausthür mit einem mächtigen Hirschgeweih geziert ist. Unter diesem Hirschgeweih las man die Worte: „Ehret die Frauen! Sie flechten und weben — Himmlische Rosen in's irdische Leben.

Redakteur: Gustav Messerl.
Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Buchdru...

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung.“

№ 274 Donnerstag, 17. November 1859.

Die Wittwen und ihre Pflegekinder.

(Fortsetzung.)

Als Felix schon längst wieder in Heidelberg war und mit strengem Eifer sein Studium betrieb, nebenbei aber sehr ernstlich die Geschichte von Frankreich studirte, saß Helene an einem regnerischen Sommertage mit der Mutter im Gartensaale, und unterhielten sich vertraulich über die nächste Zukunft, da erglühten die Wangen der lieblichen Jungfrau und sie gestand der Mutter die letzte Unterredung mit Felix.

Die Rittmeisterin war darüber aufs Höchste erstaunt, denn eine öffentliche Zurückberufung der Emigranten war ihr völlig neu, sie hatte so wenig etwas darüber gelesen als sonst gehört, sie mußte diesen wichtigen Punkt in den Zeitungen übersehen haben — sie beschloß daher, noch heute dem Prediger des Orts einen Besuch abzustatten, von ihm darüber nähere Erkundigungen einzuziehen und dann so bald als möglich noch einmal ein Schreiben nach Frankreich ergehen zu lassen. Allein der Menschen Gedanken werden oft durch unvorhergesehene Zufälle vereitelt, wie es denn auch hier der Fall war. Noch an demselben Tage bekam die Amtsräthin so außerordentliche Zufälle, daß die beständige Gegenwart der Rittmeisterin unumgänglich nothwendig war und der Besuch bis auf bessere Tage verschoben werden mußte.

Schon am folgenden Tage, wo sich die Amtsräthin von heftigen Krampfanfällen wieder etwas erholt hatte, kam sie zu der Ueberzeugung, daß ihr Lebensende nicht mehr fern sey, sie verlangte deßhalb einen Justizbeamten, um ihren letzten Willen niederschreiben zu lassen. — Sie setzte darin ihre Pflegetochter, die verwittwete Rittmeisterin Güldenhorn und deren Tochter Helene Güldenhorn, zu Universalerben ihres ganzen Vermögens ein, und sollte die Erstere, indem das ganze Vermögen über einmal hundert und zwanzig Tausend Thaler betrug, nur gehalten seyn, ihrem unglücklichen, verschollenen Sohn, Friedrich Eiche, im Fall er noch lebe und von seinem Daseyn Kunde gebe, ein Legat von zwanzigtausend Thalern auszuzahlen.

Seyd mit dem Vermögen glücklicher, meine Kinder, sagte sie, es ist redlich erworbenes und ererbtes Gut, auf dem kein Fluch und keine Thräne ruht, seyd glücklicher damit, als ich und mein verstorbener Gatte es waren, und wenn mich der ewige Lenker aller menschlichen Schicksale heute oder morgen von dieser Erde abruft, so gönnt meinem Andenken eine stille Thräne. — Es ist der einzige Denkstein, den eine alte Frau sich setzen kann. Könige und Fürsten, berühmte Feldherren, Dichter und Maler, Schriftsteller und Künstler setzen sich durch ihre hinterlassenen Werke einen Denkstein, der sehr oft Jahrhunderte den Stürmen der Zeit Trotz bietet, über mein Grab wehet nur einmal der Herbstwind und Niemand kennet dann seine Stätte mehr.

Meine theure Mutter! tröstete die Rittmeisterin, in unseren Herzen wird Ihr Andenken ewig fortleben, und ein Denkstein von eines braven Künstlers Hand soll einst Ihre irdische Hülle decken, zu dem wir dann in Freud und Leid wallfahrten wollen, um uns Trost und Beruhigung zu holen; aber noch ist es nicht so weit, noch sind Sie bei uns, und der Herr wird diesen bittern Kelch noch einmal an uns vorüber gehen lassen.

Es war indeß nur ein leidiger Trost, der Tod hatte schon an die dunkle Pforte geklopft und schien sich nicht wieder von seiner Beute entfernen zu wollen. Um die Stunde der Mitternacht betete sie noch einmal in halb verständlichen Worten, segnete ihre Pflegetochter und Helene; ganz deutlich verstand man dann aber noch die Worte: „Friedrich, Friedrich! Gott vergebe Dir all Deine Sünden, er lasse es Dir bis an das Ende Deiner Tage wohl ergehen und schenke Dir einst ein sanftes Sterbestündlein. Meinen Fluch gab ich Dir nie, so weh Du mir auch gethan, aber des Vaters Fluch kann ich nicht von Dir zurücknehmen. Amen, Amen!“

Sanft, wie sie in ihrem Leben gewesen, war auch ihr Ende. Ein frommes Gebet der Umstehenden begleitete ihren entfliehenden Geist, und als der Morgen dämmerte, hatte sie geendet.

Jetzt trat das ländliche Stillleben in einem fast

unerträglichen Maße wieder ein. Der Tod der alten, ehrwürdigen Dame hatte die mancherlei kleinen Beschäftigungen nun auch aufgehoben, Putz und Moden kosteten keine Zeit, weil man ihrer nicht bedurfte; Musik, Lektüre und ein Spaziergang ins Freie oder zum Prediger waren die einzigen Unterhaltungen; nur der Gedanke an Felix, an seine Rückkehr, an die mancherlei Entwürfe für die Zukunft, füllte die Stunden auf das Allerangenehmste aus. Nun schrieb die Rittmeisterin abermals nach Frankreich, allein wie zuvor, erfolglos, es kam keine Antwort, und ließ sich also wohl mit Zuversicht erwarten, daß die Familie von Saint-Hilaire in jener gesetzlosen Zeit gänzlich ein Opfer blinder Volkswuth geworden war. Da jedoch die Rittmeisterin jetzt im Besitz so bedeutender Glücksgüter war und dem Liebling ihres Herzens, so viel es in ihren Kräften stehe, dienlich seyn und ganz besonders seine Geburt und seine Herkunft begründet wissen wollte, so beschloß sie, so bald Felix seine Studien würde beendet haben, eine Reise mit ihm und Helene nach Frankreich zu machen.

Wie seltsam indeß das Schicksal mit den Lieblingen seiner Laune spielt, wie es Paradiese und Rosengärten in Kerker und Mörderhöhlen umwandelt, das ist nur in dem fest verschlossenen Buche der ewigen Weisheit zu lesen, und der kurzsichtige Blick der Sterblichen reicht nicht so weit. Trübe Stunden, fürchterliche Augenblicke, in denen die Grundpfeiler des strengsten Moralisten in ihrer tiefsten Tiefe würden erzittert und gewankt haben, standen der edelsten Frau, die auf ihrer Lebensbahn noch keinen Wurm im Staube zertreten hatte, bevor; doch wir wollen der Zeit nicht vorgreifen, das Schlimme im Leben kommt ja leider doch immer zu früh. — Von der Größe, Macht und Gewalt, welche der neue Kaiser der Franzosen an sich raffte, wimmelten jetzt die Zeitungen aufs Neue wieder. Früher war Napoleon Präsident der italienischen Republik, das ging aber jetzt nicht mehr, das war unschicklich, auch liebte er die Republiken nicht, sie mußten also in Monarchien und Fürstenthümer umgewandelt werden. Er setzte sich daher zu Mailand die eiserne Krone aufs Haupt und erklärte sich zum König von Italien, und ernannte dann seinen Stiefsohn Eugen Beauharnois zum Vizekönig. Bald darauf verschenkte er die Fürstenthümer Piombino und Lucca an seine Schwester Elise und ihren Gemahl Bacciochi, und vereinigte die Republik Genua, Parma, Piacenza und Guastella mit Frankreich, und das Alles aus eigener Machtvollkommenheit.

(Fortsetzung folgt.)

Drei Tage aus dem Leben eines Dichters.

(Schluß.)

Und nun sagte Schiller mit glänzenden Blicken: „O wie schwer ist mir dieses Geheimniß geworden! Oft nahm ich meinen ganzen Muth zusammen und kam zu Ihnen mit dem Vorsatz, es zu entdecken; aber dieser Muth verließ mich, sobald ich Ihnen gegenüber stand. Ich hielt meine Wünsche für eigennützig; ich fürchtete, daß ich nur e i n e Glückseligkeit vor Augen hätte, — und dieser Gedanke scheuchte mich zurück. Konnte ich I h n e n nicht werden, was S i e mir waren, so hätte mein Leiden Sie betrübt, und ich hätte die schöne Harmonie unserer Freundschaft durch mein Geständniß zerstört, ich hätte auch das verloren, was ich hatte, Ihre reine, schwesterliche Freundschaft. Sie konnten sich einem Anderen schenken, aber Keiner konnte Sie reiner und zärtlicher lieben, als ich, Keinem konnte Ihre Glückseligkeit heiliger seyn, als sie es mir war und immer seyn wird. Mein ganzes Daseyn, Alles, was in mir lebt, Alles, meine Theuerste! widme ich Ihnen, und wenn ich mich zu veredeln strebe, so geschieht's, um Ihrer immer würdiger zu werden, und Sie immer glücklicher zu machen. Unsere Freundschaft und Liebe wird unzerreißbar und ewig seyn, wie die Gefühle, worauf wir sie gründen."

Er umschlang die Geliebte, während sie ihr Lockenköpfchen an seine Brust legte und mit tiefer Inbrunst flüsterte: „Der Gedanke, zu Ihrem Glück beitragen zu können, steht hell und glänzend vor meiner Seele. Kann es treue, innige Liebe, so ist der wärmste Wunsch meines Herzens erfüllt."

Es war eine selige Stunde, die sie mit einander feierten. Immer zärtlicher blickten sie sich in die Augen, immer rückhaltloser tauschten sie ihre geheimsten Empfindungen aus.

Nach langem und doch beredtem Schweigen nahm Schiller wieder das Wort: „Soll ich es Dir gestehen? Ich hielt Dich nicht mehr für ganz frei. Eine frühere Neigung, fürchtete ich, hätte Dich gebunden, und ihr Eindruck würde nicht mehr zu verlöschen seyn. Vielleicht, wenn mir dieser Gedanke nicht vorgeschwebt, würde ich schneller in Deiner Seele gelesen haben. Oft war es mir, als wäre Nichts mehr zwischen uns, und Du fühltest, was Du mir wärest, und zuweilen, als wäre ich Dir Nichts, gar Nichts."

Lotte lächelte durch Thränen. „Also kam ich Dir kalt vor? mein Betragen zu abgemessen? — Du ahntest nicht, daß eben diese Kälte nur scheinbar war, nur eine Hülle, Empfindungen zu verbergen, die ich mir nicht gestehen wollte. Nein, Lieber, ich hatte keine frühere Neigung, die mich so fesselte, daß der Eindruck, den Du auf mich machtest, hätte schwächer seyn können. Und wenn neuerdings ein

ehrenvoller Antrag an mich herantrat — ich hätte mich wohl endlich dem Wunsche der Mutter zum Opfer gebracht, aber — aber glücklich wär' ich nicht geworden. Glücklich bin ich nur in Dir!« — und damit drückte sie mit warmer Innigkeit seine Hand, die in der ihrigen ruhte. — »In Deiner Gemeinschaft wandele ich wie zwischen den Sternen des Himmels und den Blumen der Erde. Reich in Deinem Geiste wird der meinige sich freuen, dem Flug des Deinen zu folgen; und in Deinem und meinem Herzen wird ewiger Frühling der Liebe uns erblüh'n. Welche Aussicht in die Zukunft! — O mein Theurer, Einziger Geliebter! Ich habe keinen Namen für Dich, der ausdrückt, was Du mir bist.«

Jetzt trat Karoline ein. Mit schnellem Blick erkannte sie die selige Bedeutung dieser Stunde. Ohne Worte schloß sie Beide in ihre Arme.

So standen sie lange, die Glücklichen. Vor dem Fenster zwitscherte ein Schwalbenpaar, und auf dem Getäfel des Zimmers spielten die Schatten säuselnder Lindenblätter.

Endlich brach Schiller in die begeisterten Worte aus: »Dieser Tag ist der erste, wo ich mich ganz glücklich fühle. Nein, ich habe nie gewußt, was glücklich seyn ist, als heute. Welche himmlische Aussicht liegt vor mir! Es waren schöne Stunden, als wir im vorigen Jahre meinen Geburtstag zusammen verlebten. Aber dieser Morgen, der endlich ein so langes, schmerzhaftes Stillschweigen brach, wo das entschiedene Wort gesprochen ward, das mein ganzes Wesen umgekehrt, dieser Morgen ist mir ein weit lieberer, schönerer Tag, als der zehnte November. Was läge mir an meiner Geburt, wenn ich nicht zur Freude geboren wäre?«

Karoline suchte das Gespräch zu wenden. »Und die Mutter?« fragte sie besorgt. »Es muß ihr noch Geheimniß bleiben, was heute sich begeben hat, damit ihr unnöthige Sorgen erspart werden. Kommt Zeit, kommt Rath."

Schiller schlug die Augen nieder. Sollten sich von jener Seite her ungeahnte Wolken über die Sonne seines Glückes ziehen? „Freilich," — sagte er zögernd und fast kleinlaut — »wenn ich die Klugheit zu Rathe gezogen, so hätte ich warten sollen, bis die Umstände sich zu meinem Vortheil verändert. Aber,« setzte er wehmüthig hinzu, »über dieser Klugheit wäre ich zu Grunde gegangen. Mein Herz und mein Kopf hätten diesen schwankenden Zustand nicht ausgehalten.«

Die Schwestern trösteten. Wenn auch vorläufig eine feste Verbindung nicht möglich sey, — man wolle in Geduld ausharren, bis die Verhältnisse eine günstigere Wendung genommen. Dann werde auch das Mutterherz der Tochter Glück mit Ja und Amen segnen.

Allerdings war Schiller noch immer nicht so gestellt, daß er einen eignen Herd begründen konnte. Indessen hoffte er durch schriftstellerische Arbeiten jährlich 600 Thaler zu verdienen, und hatte sie in manchem Jahre schon verdient. Sodann wollte er den Herzog von Weimar um einen festen Gehalt ansprechen; und wenn derselbe auch nur 200 Thaler gab, so war dieß ein dankenswerther Zuschuß, unabhängig von den Schwankungen des Zufalls. Fast eben so viel gedachte er durch seine akademischen Vorlesungen einzunehmen. Und wenn er 1000 Thaler hatte, so konnte er ohne Bedenken mit seiner „Lolo" zum Altare treten. Ja, und ob er es nach dem geringsten Anschlag nur auf 700 Thaler brachte, so ließ sich, wenn auch die Schwiegermutter Nichts dazu geben wollte, in den ersten Jahren leidlich davon leben. Ueberdieß ging er mit dem Plane um, sich da oder dort, namentlich in Wien oder Berlin, niederzulassen, wo seinem Talente günstigere Sterne leuchten würden.

Mit diesen Hoffnungen schied er noch an demselben Tage aus Lauchstädt. Niemand wußte von dem Besuche des Dichters. In geheimster Seele bargen die Verlobten ihr Glück.

Aber dem erprobten Freunde mochte Schiller sein Herz nicht verschließen. Er reiste nach Leipzig, wo er mit Körner eine Zusammenkunft verabredet hatte. Und er lebte sie noch einmal durch, die seligen Minuten, die er in Lauchstädt genossen. Alles um ihn her hatte sich mit rosigem Lichte verklärt. „In einer neuen, schönen Welt," bekannte er dem theilnehmenden Freund, „schwebt meine Seele. Es kleidet sich wieder um mich herum in dichterische Gestalten. Frei und kühn durchschwärme ich die Gedankenwelt, da meine Seele ein Eigenthum hat und nicht mehr Gefahr laufen kann, sich aus sich selbst zu verlieren. Meinem künftigen Schicksale sehe ich mit heiterem Muthe entgegen. Wenige Jahre, und ich werde im vollen Genuß meines Geistes leben, ja, ich hoffe, ich werde zu meiner Jugend zurückkehren: ein inneres Dichterleben gibt sie mir zurück."

Körner war glücklich mit dem glücklichen Freunde. Sie betraten in süßer Erinnerung noch einmal alle Wege, die der Dichter im Sturme und Sonnenschein gewandelt. Sie rasteten in Bauerbach, in Rudolstadt, in Lauchstädt. Schiller wußte kaum, wie ihm war. Der selige Morgen, den er verlebt, der Abend in des Freundes Armen, — so viel Freude gewährte ihm noch kein einziger Tag seines Lebens.

„Mögen nun auch trübe Tage kommen," rief er mit leuchtenden Blicken, „ich habe gelebt und geliebt!"

* * *

Auszug aus dem Kirchenbuche zu Wenigenjena:

Am 22. Februar 1790 wurde in hiesiger Kirche der herzoglich meiningensche Hofrath und Professor zu Jena, Herr Johann Christoph Friedrich Schiller, mit Fräulein Charlotte Louise Antoinette von Lengefeld aus Rudolstadt nach einmaligem Aufgebot in der Stille copulirt von dem hiesigen Hülfsprediger Erhard Schmidt.

Kunst und Literatur.

Schiller und seine Zeit von Johannes Scherr. Volksausgabe der Festschrift zur Säkularfeier seiner Geburt. Drei Bücher in einem Bande, (über 600 Seiten). Leipzig, Otto Wigand 1859.

Die Prachtausgabe in 4° mit 14 Porträts und 20 historischen Bildern wird, so viel Anerkennung sie finden dürfte, selbstverständlich bei ihrem Preise von 10 Thalern nicht die Verbreitung finden, wie man sie einem im edleren Sinne des Wortes populären Buche wünschen muß. Die Verlagshandlung sah sich daher veranlaßt, noch eine Volksausgabe zu veranstalten, die mit Ausschluß der Bilder den ganzen Text bringt und trotz hübscher Ausstattung um billigen Preis geboten werden kann.

So haben wir denn ein Buch vor uns, dem wir aus vollem Herzen weite Verbreitung wünschen können. Der Verfasser, der bereits durch seine „deutsche Literaturgeschichte“, seine „Geschichte der Religion“, seine „englische Literaturgeschichte“ Zeugniß von ernsten Kulturstudien gegeben hat, jedenfalls aber durch seine „allgemeine Literaturgeschichte“ vielen unserer Leser bekannt ist, sammelte bereits seit seinen Studentenjahren Materialien zu einer Geschichte Schillers. Die Säkularfeier des großen Dichters schien der geeignetste Zeitpunkt, die Frucht jahrelangen Fleißes dem deutschen Volke vorzulegen — und wir zweifeln nicht, daß dieses mit Dank die schöne Gabe hinnehmen werde. Hat doch, trotz der vielen Forderungen, welche Politik, Industrie ꝛc. an unser Bewußtseyn stellen, der Deutsche sich niemals das Interesse an seinen großen Dichtern verkümmern lassen! Die Einseitigkeit freilich, mit der wir vor mehr als einem halben Jahrhundert fast allen Gehalt des Lebens aus der Dichtung als dessen Zentrum theils begreifen, theils sogar schöpfen wollten, haben wir als Verirrung aufgegeben, — hätten wir deßhalb undankbar all' des Herrlichen vergessen sollen, was jene klassische Zeit zur Blüthe brachte? — Auch das vorliegende Buch kann zugleich als Rechtfertigung dienen, wenn wir es nicht nur nicht thaten, sondern vielmehr neben den Werken jener Heroen auch ihrer Biographie ein allgemeineres Interesse zuwenden. Die reiche Fülle von Thatsachen, die der Verfasser bietet, sinkt keineswegs zum Anekdotenhaften herab, sondern gewinnt durch den kulturhistorischen Standpunkt neue Bedeutsamkeit und Würdigung. Und, während im Wesentlichen das Urtheil über die einzelnen Dichtungen Schillers längst sich festgestellt hat, überrascht unter solcher Beleuchtung manche sinnige Beziehung, die einerseits dem Verständnisse des Dichters, anderseits der Gesammt-Auffassung jener Epoche dient. Noch sey uns vergönnt, hervorzuheben, daß das beurtheilte Werk vortheilhaft auch dadurch sich empfiehlt, daß es von jener ermüdenden und den Leser eher mit Mißtrauen erfüllenden Manier sich frei zu halten wußte, die Biographie mit Apologie verwechselt. Was uns z. B. bei Palleske, zu dessen Vergleichung sonst unter den neueren Erscheinungen das angezeigte Buch zunächst auffordern könnte, oft verstimmte, jenes häufige, alles verschönernde Entzücken, scheint uns hier glücklich vermieden, ohne daß eine dem Verehrer des großen Dichters entsprechende Wärme zu vermissen wäre. Zugleich möchten wir die sehr lesbare Sprache betonen, die in Werken dieser Art leider noch immer nicht mit solcher Sicherheit vorausgesetzt werden darf, wie man anzunehmen geneigt ist.

Mannigfaltigkeiten.

Noch immer werden neue herzerschütternde Einzelheiten bekannt, und in manchen Familien ist der Jammer entsetzlich. So wird unter Anderem Folgendes aus Newcastle geschrieben: Ein Herr Belt daselbst hatte drei Söhne in Australien. Der Vierte, der bei den Eltern in England geblieben war, ertrank zu Anfang dieses Jahres zufällig beim Baden, und als die Brüder in Australien diese betrübende Nachricht erhielten, loosten sie unter einander, welcher von ihnen nach Hause reisen sollte, um den Eltern eine Stütze zu seyn. Das Loos traf den Jüngsten, einen schmucken Burschen, Matrosen von Handwerk. Von Queenstown aus kündigte er seine glückliche Heimfahrt den Seinigen an, und drei Tage später erfuhren die Eltern, daß der Royal Charter gescheitert sey. Ihr heimgekehrter Sohn war unter den Verlorenen.

Ein wackeres Ehepaar in Roßwein in Sachsen hat sein 60jähriges Ehejubiläum zwar nicht mit 101 Kanonenschüssen, aber mit 101 lebenden Kindern, Enkeln und Urenkeln gefeiert.

Redakteur: Gustav Reffert.
Druck und Verlag der A. Walland'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung.“

№ 275 Freitag, 18. November 1859.

Die Wittwen und ihre Pflegekinder.

(Fortsetzung).

Männer von Erfahrung und gereiften Jahren schüttelten über solch ein Verfahren bedenklich die Köpfe, die muthige Jugend aber jubelte und meinte, das würde für die Deutschen eine Lehre seyn, nun würde der veraltete Sauerteig ausgefegt und neue bessere Systeme ins Leben treten.

Zu den Letzteren gehörte ganz besonders Felix von Saint-Hilaire. Obgleich in Deutschland erzogen, so rollte doch französisches Blut in seinen Adern. Das willkürliche Verfahren des neuen Kaisers, was diejenigen, die mit reiferer Erfahrung und kälterem Blute urtheilten, tadelten, das bestritt Felix mit großem Eifer, in seinen Augen war der neue Regent von Frankreich ein Licht der Welt, der auch ihn, woran er gar nicht zweifelte, wieder in seine Güter und Würden einsetzen würde, und schon fing er an es zu bereuen, daß er seiner Pflegemutter, der er indeß mit inniger Liebe und hoher Verehrung, indem er es nur zu gut erkannte, daß er nur ihr die Bildung seines Geistes verdanke, zugethan war, das Versprechen gegeben, sein Studium erst ganz zu vollenden, ehe er an etwas Anderes denken wolle.

Schon mehrere Male hatte Felix eines jungen Mannes Namens Ferdinand Rose, genannt Eiche, in seinen Briefen erwähnt, dem er, wie es schien, mit ganz besonderer Freundschaft zugethan war. Mit diesem gerieth er auch eines Tages, indem dieser behauptete, der erste Konsul Bonaparte sey ein Tyrann, ein Barbar, in heftigen Wortwechsel. Sehen es die Franzosen nicht selber ein, rief Eiche, daß er ihnen die mit so schweren Opfern, mit so vielem Blute erkaufte Freiheit wieder entreißen will, und ist darum nicht vor ganz Kurzem eine Verschwörung gegen ihn ausgebrochen? Und hat sein herrschsüchtiger Geist nicht die hochgeehrten Generale Moreau und Pichegru, die Gebrüder Polignac, Georges, Cajolais und mehrere andere, deren Namen mir entfallen sind, weil er die Verschwörung zu früh entdeckte, auf die unerhörteste Art gemordet oder zu ewiger Gefangenschaft verdammt?

Das hat er, entgegnete Felix, allein wenn er einen großen Plan ausführen will, wenn er dem schändlichen Blutvergießen der wahnsinnigen Republikaner Einhalt thun, wenn er das mächtige Frankreich von seinem gänzlichen Untergange retten und das unschuldig vergossene Blut des Königs und seines ganzen Hauses rächen will, so darf er einige exaltirte Köpfe, die ihm entgegen arbeiten, nicht schonen. Hat er dagegen nicht schon viel Gutes und Heilsames für das unglückliche Reich gestiftet? sind nicht zwei Prinzessinnen vom Hause Bourbon zurückgekehrt?

Sie hätten füglich in der Verbannung bleiben können, entgegnete Eiche, durch sie gewinnt das Reich nichts.

Hat er nicht den Kolonisten von St. Domingo Unterstützungen bewilligt, fuhr Felix fort? Hat die Verwaltung der Gefängnisse, in denen bisher die Menschlichkeit aufgehört hatte, eine bessere Organisation erhalten? Hat er nicht die Bildsäule des heiligen Vincent de Paula, den Wohlthäter der Waisenkinder, im Hospitium aufstellen lassen? Hat er den achtzigjährigen Greis, den Erzbischof von Paris, nicht wieder in seinen Sprengel eingesetzt und dadurch wieder der Religion eine feste Stütze gegeben, ohne die kein Staat bestehen kann? Hat er nicht zur Verschönerung der Stadt zwei mächtige Brücken bauen lassen? Hat er nicht den vielen Tausend Emigranten, die unstät in fremden Ländern umher irren und von der Gnade fremder Menschen leben müssen, zuvorkommend die Hand geboten, und sie in ihr Vaterland, in den Schooß der Ihrigen zurückberufen? Hat er nicht die Gerichtshöfe neu organisirt, und sind nicht dadurch der rohen Willkür Schranken gesetzt, ist nicht dadurch das Leben und das Eigenthum jedes Einzelnen gesichert? O, mein Freund, ich könnte Dir noch Vieles hernennen, was Napoleon Gutes bewirkt, und wodurch das kleine Uebel, was er thun mußte, hundertmal überwogen wird.

Ich will es zugeben, entgegnete Eiche, allein nie werde ich über den Tyrannen ganz mit Dir einig

werden, die Zeit, hoffe ich, wird auch Dich eines Besseren belehren.

Schwerlich, doch brechen wir davon ab und erinnere ich Dich vor Deinem gänzlichen Abgange von der Universität, noch einmal an den mir versprochenen Besuch.

Das zweite Jahr, in welchem wir 1806 schrieben, war von Felix akademischer Laufbahn dahin, er kehrte noch einmal als ein Gast in das Haus der hochachtbaren Pflegemutter und der heißgeliebten Schwester zurück, später sollte dann ein neuer Lebenslauf beginnen.

Es war in der Mitte des Monats März, als er Heidelberg verließ, um in die Arme seiner Theuren zurückzukehren. Ein starker Nordwestwind mit kaltem Regen und großen Schneeflocken vermischt, ließ den nahen Frühling wenig ahnen. Auf der letzten Station angekommen, war das Wetter zu unfreundlich, um den kurzen Weg zu Fuß zurückzulegen, er nahm daher einen Wagen und hielt nach zwei Stunden vor dem Hause der Pflegemutter.

Da man ihn schon seit einigen Tagen erwartet hatte, so eilten ihm Beide, Mutter und Tochter, freudig entgegen. Felix war mit einem Sprunge aus dem Wagen, aber nicht in ihren Armen, er blieb mit dem Rockschoße hängen, sprang dann fehl und setzte sich den rechten Fuß aus.

Nicht allein die Freude des Wiedersehens war allen dadurch verleidet, nein, Felix mußte durch die falsche Behandlung eines unerfahrenen Wundarztes über zwei Monate das Zimmer hüten.

In dieser langen Zeit ward Manches Wort gesprochen, und wenn Helene mit Felix allein war, mancher zärtliche Händedruck und manche Betheurung ewiger Liebe gegeben. Eines Tages, wo die Rittmeisterin mit ihm allein war, erkundigte sie sich nach seinem Freunde, dem Studiosus Ferdinand Eiche, dessen er oft in seinen Briefen Erwähnung gethan.

Felix entgegnete hierauf, sein Freund sey aus der Reichsstadt F., wo sein Vater Senator und erster Bürgermeister sey. Einige seiner Landsleute nannten ihn auch Rose, er habe ihn einigemale um diesen doppelten Namen befragen wollen, sey aber immer wieder davon abgekommen. Ferdinand selbst habe Medizin studirt, komme aber nicht wieder, indem er sein Studium beendigt; allein er erwarte vor Beendigung der Ferien einen Besuch von ihm.

Weitere Fragen, welche die Rittmeisterin, im Betreff, wo wohl seines Freundes Vater herstammen möge, an Felix richtete, wußte er nicht zu beantworten, er hatte sich nie veranlaßt gefunden, darnach zu fragen. Sie mußte sich also vor der Hand mit dieser Antwort begnügen, obgleich es ihrem edlen Herzen schmerzlich war, eine so höchst wichtige Sache nicht einmal halb zu wissen. Wenn Friedrich Eiche — so dachte sie bei sich selbst — noch am Leben ist, so muß er jetzt vierundvierzig Jahre und darüber alt seyn und könnte also füglich, wenn er sich nach der Zeit, wo er verschollen war, verheirathet hätte, einen solchen Sohn haben. Wenn sie dagegen wieder bedachte, daß die Reichsstadt F. doch nur etwa vierzig Meilen von hier entfernt liege, so schien es ihr nicht gut denkbar, daß er in solch einer Entfernung konnte verschollen seyn. Fragte sie sich hingegen wieder, was die Amtsräthin oder sie selbst eigentlich gethan, um den Aufenthalt des enterbten, ungerathenen Eiche zu ermitteln, so war die Antwort: nichts. Hätte sie ihn in den öffentlichen Blättern auffordern lassen, so wäre es ein Anderes gewesen, denn es stand ja zu vermuthen, daß er einen andern Namen angenommen hatte. Dachte sie nun wieder an das Testament des längst verstorbenen Amtsraths, dachte sie an die harte Klausel, die ihm untersagte, sich niemals wieder in der Gegend von Ringelheim sehen zu lassen, so konnte sie sich eigentlich nicht wundern, daß er so gänzlich verschollen war. Um indeß der ihr auferlegten Pflicht nach bester Möglichkeit nachzukommen, bat sie Felix an seinen Freund zu schreiben und ihn noch einmal recht dringend zu einem Besuche hierher einzuladen.

An dieser Einladung ließ es Felix auch nicht fehlen, allein es erfolgte so wenig eine Antwort und noch weniger erschien der Geladene selbst.

(Fortsetzung folgt.)

Die amerikanische Gesandtschaftsreise nach Peking.

Amerikanische Berichte in englisch-chinesischen Blättern enthalten eine sehr lange Schilderung der Abenteuer, die Hr. Ward, der Vereinigten Staaten-Gesandte in China, auf der Fahrt nach Peking zu bestehen hatte. Abenteuer ist kaum das rechte Wort, wenn man von einer nach modernen Begriffen recht beschwerlichen, aber dabei allem Anscheine nach sehr langweiligen Reise spricht. Herr Ward wurde in dem schon öfter genannten Dorfe Pehtang am Meerbusen von Petschili 12 Tage aufgehalten. Diese Zeit verbrachte er auf dem Dampfer Toeywan. Am 20. Juli hatte er sich mit den chinesischen Behörden über die Stärke des mitzunehmenden Gefolges geeinigt, und dasselbe wurde auf 20 Personen beschränkt. (Die Times erinnert in ihren Randbemerkungen daran, daß Lord Macartny im Jahr 1793 ein Gefolge von 95 Europäern, und Lord Amherst im Jahr 1816 eines von 75 nach Peking mitnahm.

Er empfing dort ein Empfehlungsschreiben vom russischen Gouverneur Ostsibiriens an den russischen Gesandten in Peking, und als er endlich den Dampfer verließ, um die Landreise anzutreten, wurde er von zwei russischen Dampfern, die zufällig vor der Stadt lagen, salutirt. Das ihm zur Verfügung gestellte Fuhrwerk zeigt, daß die chinesische Schnellpost noch nicht den vorhundertjährigen Thurn und Taxis'schen Standpunkt erreicht hat, scheint jedoch weder schlechter noch besser gewesen zu seyn als die Reisegelegenheit anderer Mandarinen; es bestand aus einem auf zwei Räder gesetzten Kasten, worin der Reisende auf Polstern am Boden sitzt; mit andern Worten aus einer sehr primitiven Kutsche, die, bei ihrem Mangel an Federn, auf den holprigen von tiefen Radspuren durchschnittenen Landstraßen China's gräulich stoßen und schütteln mag. Es scheint nicht, daß man den Missionsmitgliedern die Augen verband oder alle Aussicht mit Brettern vernagelte — wie Pariser Blätter ernsthaft erzählen — da sie in ihren Berichten die Breite von Gräben, Flüssen u. dgl. mehr mit Genauigkeit angegeben haben. Eine zweitägige Fahrt nach Westen über eine unfruchtbare salzige Ebene und über einen kleinen sumpfgrabenartigen Fluß, der den Peiho mit dem Pehtang verbindet, brachte die Mission nach Pehang, einer 12 Meilen oberhalb Tientsin und am Peiho gelegenen Stadt. Von da ging es in fünf Booten fünf Tage lang auf dem stark gewundenen Strome bis zur Stadt Tong-Tschau, wo die Schifffahrt aufhört. Hier wurde wieder die abscheuliche gelbe Kutsche bestiegen, und zur Abwechslung auf tartarischen Ponies reitend oder zu Fuße gehend, gelangte das Missionspersonal durch eine lange Vorstadt nach dem westlichen Thore von Peking und auf einer 35 Ellen breiten, ungepflasterten, furchtbar kothigen Straße in die für die Amerikaner bereit gehaltene Behausung. Die Tour hatte 7 Tage in Anspruch genommen. Bekannt ist schon, daß Herr Ward von Seiner Himmlischen Reichs-Majestät keine Audienz erhielt, und daß die Mission insoweit als gescheitert anzusehen ist. Ueber diesen Punkt berichtet die „China Mail“: Um 11 Uhr Morgens am 28. Juli begab sich Herr Ward, in Begleitung von nur 3 Amerikanern, nach der „öffentlichen Halle“, wo die kaiserlichen Bevollmächtigten, umgeben von einer Menge von Beamten verschiedenen Knopfes (Grades), alle in bequemer Sommertracht, ihm entgegen kamen. Kweiliang, der viel frischer aussah als in Shanghai, sprach erst von seiner 36tägigen Reise und ging dann zu wichtigeren Angelegenheiten über. Er vertheidigte (dießmal geradezu) die Zurückweisung der Engländer von der Peiho-Mündung. Der Kaiser, sagte er, habe das Recht, keine fremden Schiffe bis Tientsin hinaufgehen zu lassen. Tadelnswerth würde es gewesen seyn, den fremden Gesandten jeden Zugang zu verwehren; Dieß sey auch nicht geschehen, sondern alle Vorkehrung getroffen worden, um sämmtliche Gesandte über Peitang nach der Hauptstadt zu geleiten. Indem jedoch der britische Botschafter mit Gewalt die Taku Forts zwingen wollte, habe er, und nicht der Kaiser, den Vertrag gebrochen. Er verglich ferner das Benehmen des englischen und französischen Gesandten, die ihn, der Monate lang in Shanghai auf sie gewartet, nicht einmal empfangen und sprechen wollten, mit dem freundlichen Auftreten des amerikanischen Bevollmächtigten, und schloß mit der Bemerkung, die Engländer hätten ihre feindselige Gesinnung schon dadurch bewiesen, daß sie zur Auswechselung des Vertrages mit einer eben so großen, wo nicht noch größeren Streitmacht ankamen, als sie zur Erkämpfung des Vertrages gebraucht hatten. Es schien den Amerikanern, daß der chinesische Staatsmann, indem er seine Ansichten auseinandersetzte, mehr zu seinen eigenen Landsleuten als zum Gesandten sprach. Die Zwangslosigkeit, mit der einige derselben ihre Hüte ablegten und sich es an Seitentischen bequem machten, ließ vermuthen, daß sie einen höheren Rang einnahmen, als ihre Kristallknöpfe andeuteten, und daß der Premier sich verpflichtet fühlte, vor ihnen eine Art Rechenschaft abzulegen. Kweiliang fuhr dann fort, zu bemerken, daß der Kaiser den Amerikanern, die er schätze, die Ehre einer Audienz gestatten wolle, und es handle sich nur noch darum, die Art der Annäherung an den Thron festzustellen. Wiederholt äußerte sich Kweiliang über den verschiedenen Grad der Achtung und Rücksicht, womit der Kaiser eine befreundete und ebenbürtige Nation wie die der vereinigten Staaten, deren Oberhaupt in jeder Hinsicht so hoch wie er selbst stehe, und womit er tributpflichtige Staaten wie Siam, Corea, Liu-tschiu oder Annam betrachte. Er nenne den Präsidenten manchmal ta-hwangti d. h. Groß-Kaiser, und manchmal Präsident (ein Wort, das er sich beibringen ließ) oder auch Kien-tschin (fürstlicher Herrscher). Unter diesen Umständen werde man den „Kotau“ oder die gewöhnliche Reverenz tributpflichtiger Nationen, welche „san-kwei-kiu-koh“ heißt und in 3maligem Knieen und 9maligem Kopf-an-den-Boden-schlagen besteht, nicht verlangen, „sondern“, wie der Richter sagt, „eine Kniebeugung und drei Kopfschläge genügen von einer befreundeten Macht.“ Dieß wurde übrigens in beiläufiger Weise erwähnt, so daß man nicht sagen kann, daß der Kotau Herrn Ward geradezu angesonnen wurde. Herr Ward entgegnete, bei seiner allertiefsten Hochachtung vor dem Kaiser müsse er doch offen heraussagen, daß er einer Audienz zwar sehr viel Werth und Wichtigkeit beilege, aber nie eine angesucht habe; der Vertrag selbst sage nichts von einer Audienz; aber er werde nicht nie-

verknieen, wenn er vor den Thron käme; er könne dem Kaiser seine Ehrfurcht nur in derselben Weise wie seinem eigenen Herrscher oder wie einem andern Souverän bezeugen; knien könne er nur im Gebete vor Gott. Er sey bereit, sich sehr tief und sogar neunmal zu verbeugen, wenn die Zeremonie dadurch an Feierlichkeit gewänne; oder er wolle während der ganzen Audienz mit unbedecktem Haupte stehen bleiben, während der Kaiser säße. Diese Art der Begrüßung würde den vollen Grad der Hochachtung ausdrücken, den er vor dem Präsidenten habe. Die Bevollmächtigten entgegneten, wenn sie sich in den Vereinigten Staaten befänden, so würden sie sich behufs einer Audienz beim Präsidenten jeder beliebigen Vorschrift fügen, und der amerikanische Gesandte sollte in China nach demselben Grundsatze handeln; sie könnten ihrem Souverän nicht anders als durch Niederknien ihre Achtung bezeugen; alle geringere Reverenz wäre in ihren und des Kaisers Augen so viel wie gar nichts. Der Kaiser werde es als eine Unwürdigkeit von dem Gesandten einer befreundeten Macht ansehen, die Hauptstadt zu besuchen und die Majestät nicht sehen zu wollen, wenn der Kaiser ihm so viel weniger als von seinen Hofleuten verlange. „Sie sind ein Bevollmächtigter", sagte Hwashana, zu Herrn Ward gewendet, „und haben gewiß Vollmacht zu einem solchen Akt." „Ich bin nicht mit genügender Vollmacht bekleidet, um die Gesetze und Bräuche meines Landes zu ändern, und kann nichts thun, was dasselbe herabsetzen würde", war Herrn Wards Antwort. So kam es, daß die Ratifikation in Pehtang anstatt in Peking erfolgte.

Mannigfaltigkeiten.

Dem „Fr. J." wird zur Geschichte der Wiener Schillerfeier folgende Mittheilung gemacht: Das Komite der Schillerstiftung faßte den Plan eines Fackelzuges; obwohl mit wenig Hoffnung auf das Gelingen, wurde doch eine Deputation, bestehend aus den HH. Fürst Constantin Czartoriski, Ignaz Kuranda und Karl La Roche, zu dem Polizeiminister, Hrn. v. Hübner, abgesendet. Hr. v. Hübner schlug die Sache Anfangs rundweg ab. Aber Hr. Kuranda antwortete, daß die Deputation diese Aeußerung des Hrn. „Polizeiministers" wohl begreife; sie wende sich aber jetzt an den „Staatsminister", an den „Diplomaten." Kuranda schilderte hierauf den Eindruck, den eine stille unbedeutende Schillerfeier in Wien in Deutschland hervorbringen würde, und den Gegensatz, den ein großartiges nationales Fest in der Hauptstadt Oesterreichs zu den vielen Anfechtungen, die dieser Staat in Deutschland theils mit Recht, theils auch mit Unrecht zu erleiden hat, bilden würde. „Ich ersuche den Hrn. Staatsminister Baron v. Hübner mit dem Hrn. Polizeiminister v. Hübner in Berathung zu treten und darüber sich zu einen, ob die höheren politischen Gesichtspunkte nicht die gewöhnlichen lokalen Polizeirücksichten zu überwinden berufen sind." Hr. v. Hübner erbat sich auf die Anrede Kuranda's 24 Stunden Bedenkzeit, und am anderen Tag erhielt Hr. Kuranda eine Zuschrift des Ministers, worin ihm mitgetheilt wurde, daß die Lokalbehörden den Auftrag erhalten haben, dem Fackelzug keine Hindernisse in den Weg zu legen und das Programm des Komites in seiner vollen Ausdehnung zur Ausführung gelangen zu lassen. Das Pikante an der Sache ist nun Folgendes: Vier Tage später fügte es der Zufall, daß Hr. v. Hübner aus dem Ministerium trat und dadurch auch hier der Fackelzug wieder in Frage stand. Indessen hat das Gesammtministerium, welches über die Fackelzugsfrage in Berathung trat, beschlossen, die Erlaubniß nicht zurückzuziehen, und der glänzende Ausgang des Festes bewies, daß daran wohlgethan war.

Bei Verwundeten des italienischen Heeres wurde österreichischerseits mit überraschendem besten Erfolge ein vegetabilisches Oel, dessen Erfinder ein Belgier, Dr. Geley, ist, angewendet. Dieses wunderbar wirkende Oel kam aber leider erst durch Vermittelung eines hochgeachteten bayerischen Fürsten bei Beendigung des Krieges zur Anerkennung und Anwendung. In der Gegend des bayerischen Waldes wurden offenene Schaden, Körperverletzungen, Kontusionen, Quetschungen und Beinbrüche auf die schnellste und fast wunderbare Weise geheilt; auch bei Rheumatismen und Gichtleiden wurde es mit bestem Erfolg angewendet. Leider hat Dr. Geley bis jetzt die Bestandtheile dieses Kräuteröls nicht kundgegeben. Gewiß ist, daß die Hauptbestandtheile dieses Oels aus Kräutern gewonnen werden, die in hinlänglicher Quantität und zweckdienlicher Qualität nur an den bayerischen Donau- und Isarufern wachsen.

Das seit langer Zeit angekündigte kostbare Geschenk des Maharadschah von Kaschmir — ein Shawlzelt mit einem aus solidem Gold gearbeiteten Bettgestell im Werthe von 150,000 Pfd. Sterlg. — ist in Windsor angekommen, wo es der Königin am 4. ds. überreicht worden.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 276 Samstag, 19. November 1859.

Die Wittwen und ihre Pflegekinder.

(Fortsetzung.)

Der Frühling war dahin, der Sommer schon im Beginnen, und jetzt erst konnte sich Felix der völligen Genesung seines Fußes wieder erfreuen. Er hatte indeß die Zeit, wo er das Zimmer nicht verlassen durfte, nicht unnütz verpraßt, er hatte in den Stunden, wo er allein gewesen, recht fleißig gearbeitet und hielt es nun nicht für rathsam, in die schon seit acht Wochen begonnenen Collegia einzutreten, er beschloß also, das Sommersemester hier zu bleiben und den nächsten Winter dem ernstern Studium wieder zu widmen. Von dieser Zeit an begann ein heiteres freudiges Leben. Die Damen, die ohne einen männlichen Begleiter stets ans Haus gebunden waren, lebten nun nach so langer, ewiger Einsamkeit, erst recht auf. Es wurden oft kleine Reisen nach nahen und auch entfernt liegenden Städten unternommen, Theater und Bälle besucht, Freuden, die sowohl der Rittmeisterin als ihrer Tochter Helene bisher noch wenig zu Theil geworden waren. Wo jedoch die beiden Damen erschienen, erregten sie, die Rittmeisterin mehr als ihre Tochter, wegen ihrer Schönheit allgemeine Bewunderung. Der edle Stolz, das feine Betragen der Erstern hielt jedoch jede Annäherung fremder Personen in einer gewissen ehrerbietigen Entfernung.

Schnell verfloß den Glücklichen der Sommer, indem eine kleine Lustbarkeit stets die andere ablöste. Müssen wir doch, sagte Helene, wenn Felix uns wieder verlassen hat, wieder ein volles Jahr in einer Art von freiwilliger Gefangenschaft leben, darum, liebes Mütterchen, mache ein freundliches Gesicht und sage ja. — Und — die schöne Wittwe sagte ja.

Indeß verbreiteten sich an dem politischen Himmel allerlei trübe Wolken, ganz Deutschland, ja halb Europa sah einer schlimmen Zeit entgegen. Das Jahr 1806 schien bestimmt, Napoleons Plane bedeutend befördern, dagegen aber viele Tausend Familien in Jammer und Elend stürzen zu wollen; denn das erste wichtige Ereigniß in demselben war der Tod des berühmten William Pitt in England, seines mächtigsten Feindes. England sah sich genöthigt, nach dem Tode dieses wichtigen Mannes dem Kaiser der Franzosen Friedensvorschläge zu machen, die aber nicht zu Stande kamen. Dagegen sah es sich aber auch genöthigt, Preußen wegen der Besitznahme Hannovers den Krieg zu erklären. Zugleich mußte Preußen mit Erstaunen und gerechtem Unwillen erfahren, wie Napoleon bei Gelegenheit der besprochenen Unterhandlungen mit dem britischen Kabinette sich erboten hatte, Hannover an England zurückzugeben, oder Preußen zur Wiederherausgabe zu zwingen, falls es sich nicht gütlich dazu verstehen wolle.

Wie sehr dieses hinterlistige Erbieten die öffentliche Meinung in Preußen gegen den französischen Machthaber aufreizte, wird jeder Geschichtskundige wissen. Laut forderten alle Klassen und alle Bewohner des Preußenlandes den Hof zum Kampfe auf. So gern der König seinem treuen Volke auch die drückenden Kosten und Lasten des Krieges erspart hätte, so forderte ihn doch die Ehre dazu auf, denn es blieb ihm kein anderer Weg übrig, als sich dem Rheinbunde anzuschließen, oder seine Selbstständigkeit mit den Waffen in der Hand zu behaupten.

Felix las seiner Pflegemutter Tag für Tag das Fortschreiten der Weltbegebenheiten aus den Zeitungen vor und freute sich schon heimlich über die zuverlässigen Siege des Kaisers der Franzosen. Daß er seine Wünsche in kurzer Zeit bitter bereuen sollte, fiel ihm nicht ein.

Bald las man in den Zeitungen, wie der Berliner Hof Napoleon aufforderte, seine in Deutschland stehenden Truppen nach Frankreich zurückzuziehen, worauf jedoch eine verneinende Antwort erfolgte und also eine Kriegserklärung von Seiten Preußens unumgänglich war.

Felix lächelte, wenn er las, wie sich Rußland, Sachsen und Hessen-Kassel als Verbündete an Preußen anschließen wollten, wie ein schon bejahrter Fürst, der Herzog von Braunschweig, als Oberbefehlshaber sich an die Spitze dieser vermeintlichen

Siegesarmee stellen würde, und dachte, in seiner jugendlichen Unerfahrenheit, zwar nicht ganz mit Unrecht, was diese nicht geübten Krieger wohl gegen ein Heer von Soldaten, das seit Jahren im Feldlager ergraute, an Schlachten und Gewaltmärsche gewöhnt, und an der Spitze eines geistreichen Führers, den sie für ein Schooßkind des Glückes hielten, ausrichten würden.

Er hatte in seinem jugendlichen Uebermuth nicht unrecht. Den 14. Oktober begann für Preußen die unglückliche Doppelschlacht bei Jena und Auerstädt.

Schon von Hause aus erschienen die Verhältnisse für Preußen ungünstig, als daß auf einen Sieg wäre zu hoffen gewesen. Das preußische Heer, zum Theil aus unzuverlässigen Ausländern bestehend, die nach Empfang des Handgeldes bei erster Gelegenheit wieder desertirten, hätte einer zeitmäßigen Umwandlung bedurft, aber diese war unterblieben. Dazu gingen sie einer sieggewohnten Armee aus Franzosen, Holländern, Italienern und Neapolitanern entgegen.

Ein schon ungünstiger Anfang deutete auf das nahe Unglück. Der Befehlshaber der preußischen Vorhut, Prinz Louis, blieb in dem ersten Gefecht bei Saalfeld, als er den General Lannes, muthvoll, aber zu heftig, zurückzudrängen versuchte. Bei Auerstädt ging es dem Herzoge von Braunschweig gegen Davoust nicht besser. Eine schwere Verwundung in dem wichtigsten Augenblicke der Schlacht gab den Anlaß zu der vollständigen Niederlage der Hälfte der preußischen Armee.

Den Ausgang der Schlacht erfuhr Felix erst später, allein seine furchtbaren Folgen schon wenige Tage nachher.

In eiliger Flucht, von den Franzosen auf dem Fuße verfolgt, rannten die übrig gebliebenen Preußen ihrer Heimath wieder zu. Was die Bewohner der Orte, wo sie durchkamen, an Lebensmitteln geben konnten, das erhielten sie willig und gern; bald aber erschienen ihre Verfolger, die all die Städte und Ortschaften für Feindesland hielten und nicht mit dem verlieb nahmen, was ihnen die Bewohner gaben, sondern sich der Raub- und Plünderungssucht mit verheerender Gewalt überließen. Die Städte und Dörfer, durch welche die öffentlichen Straßen führten, hatten von diesen unwillkommenen Gästen, wovon bald ganz Deutschland überfäet war, am meisten zu erdulden.

So begab es sich denn, daß am 19. Oktober, als schon der Abend zu dämmern begann, eine Kompagnie, zu einem Freikorps unter des Prinzen Murats Armeekorps gehörend, in Ringelheim einrückte. Die friedlichen Bewohner, die schon seit mehreren Stunden von dem Gräuel und der Verwüstung der feindlichen Truppen gehört hatten, steckten ängstlich die Köpfe zusammen, und wunderten sich nur, wie der feindliche Offizier ihr so versteckt liegendes Dörfchen nur möchte gefunden, oder wer ihm die reiche Gutsbesitzerin möchte verrathen haben. Daß demselben das Alles, ohne Jemand zu fragen, genau bekannt war, daß er die Gutsbesitzerin selbst genau kannte, ahnte kein Mensch.

(Fortsetzung folgt.)

Die Schlafkabinette auf dem Great Eastern.

So großartig die Formen des weltbekannten Great Eastern, so dauerhaft wie genial erdacht seine Bauart im Ganzen und in den unscheinbarsten Details, ebenso elegant und zweckentsprechend sind seine inneren Einrichtungen für die Passagiere. Daß seine beiden Salons an Zweckmäßigkeit und Pracht das Mustergültigste bieten und manchen brillanten Passagiersaal an den bedeutendsten Eisenbahnen, ja manchen schön geschmückten Ballsaal hinter sich lassen, läßt sich leicht denken. Den Salons entsprechen die Schlafkabinette, hinsichtlich welcher selbstverständlich Klassenunterschiede gemacht werden mußten, die sowohl in dem größeren oder geringeren Maße von Bequemlichkeit, als auch der luxuriösen Ausstattung hervortreten. Es sind also zunächst nennenswerth die sogenannten Familiensalons oder Schlafkabinen für Passagiere erster Klasse im zweiten Deck, welche seitlich der Salons liegen. Schon der wahrhaft fürstliche Eingang in diese Kabinen läßt darauf schließen, daß das Innere derselben eine besondere, von den Kajüteneinrichtungen anderer Schiffe sich wesentlich unterscheidende Einrichtung darbieten müsse. Wir treten in einen solchen „Familiensalon“ und sind überrascht durch den allgemeinen Eindruck.

Die Kabine ist achtzehn englische Fuß lang, sieben und einen halben Fuß breit und ebenso hoch. Das Licht fällt durch ein rundes, in der Höhe der Schiffswand angebrachtes Fenster mit hübscher Umrahmung. Dem Eingange gegenüber befinden sich vier Bettstellen, je zwei übereinander, welche dergestalt konstruirt sind, daß durch einen einfachen Prozeß bei Tage der ganze Apparat zusammengeklappt und dicht an der Wand so befestigt werden kann, daß nur sechs Zoll Raum dafür in Anspruch genommen werden. Mächtige Vorhänge an Schieberringen bedecken diesen Raum Tag und Nacht.

Den Schlafstellen gegenüber befindet sich ein an der Wand befestigter Waschtisch mit Klappe, darüber ein Löcherbrett mit Wasserflaschen, Gläsern und anderen Toilettegegenständen, an jeder Seite desselben ein Spiegel und unter diesen zwei Tische, die

je nach der Zahl der Bewohner verlängert werden können.

Unter dem Fenster ist eine mit karmoisinrothem Sammt überzogene, sophaartige Ruhebank, welche aufgeklappt werden kann und in deren Höhlung den Tag über die Bettmatratzen aufbewahrt werden. Dieser Bank gegenüber ist eine andere, deren Höhlung eine Badewanne zu beliebigen Bädern bildet.

So fehlt diesen Kabinen, deren Wände mit türkischrothem Wachstuch überzogen sind, nichts zu ihrem Comfort; ihr Bewohner glaubt sich in einem eleganten Schlafzimmer des ersten Hotels von London zu befinden.

Kunst und Literatur.

Das deutsche Wörterbuch von Jakob Grimm und Wilhelm Grimm

hört man oft preisen und bewundern, muß aber dennoch einen großen Theil des Publikums der Gleichgültigkeit gegen ein solches Werk anklagen; denn man darf nur um sich blicken, um sofort zu bemerken, daß es lange nicht in so vielen Händen ist und lange nicht so viel zu Rathe gezogen wird, als es verdient, und daß die Fülle von Belehrung und Genuß, die es darbietet, nicht so benutzt wird, wie sie sollte.

Wieland sagt einmal, seitdem Adelung's Wörterbuch erschienen sey, komme es nicht von seinem Arbeitstische. Das sagt ein Schriftsteller, der selbst kein geringes Maß von schöpferischem Geiste auf dem Gebiete der Sprache besaß, von einem zwar sehr achtungswerthen, aber doch auch dürftigen, in mehr als Einer Hinsicht sehr beschränkten Hülfsmittel. Wie sollten nun erst unsere sämmtlichen Zeitgenossen, deren Beruf es ist, deutsch zu schreiben, und sich selbst von der Art, wie sie es thun, Rechenschaft ablegen wollen, das Grimm'sche Werk schätzen und gebrauchen! Den ganzen unermeßlichen Fortschritt, den die beiden seit Adelung verflossenen Menschenalter in der wissenschaftlichen Ergründung und der ästhetischen Beurtheilung der Sprache gethan haben, trägt es in sich, und bringt es zur Anschauung durch zwei Meister, von denen der eine so gediegene Erze der Sprache aus ihren tiefsten Schachten ans Licht zu fördern, zu erkennen, zu ordnen und zu deuten gewußt hat, wie kein Anderer.

Bei anderen Völkern haben ganze Akademieen die Ausarbeitung von Wörterbüchern unternommen, aber keine derselben hat einen nur entfernt so umfassenden Plan zu entwerfen den Muth gehabt, wie die Brüder Grimm ihn nicht nur entworfen, sondern zu einem beträchtlichen Theil schon ausgeführt haben. Ueber diesen Plan gibt die höchst belehrende Vorrede vollständige Auskunft. Sie zeichnet den Riß des Gebäudes nach allen seinen Theilen, und Jeder kann sich überzeugen, daß der Bau alles hält, was der Riß verspricht, ja, wie das Geleistete das Versprochene noch übertrifft und hinter sich läßt.

Man hat sich nicht gescheut, von der Grimm'schen Arbeit zu sagen, daß sie nur für gelehrte Sprachforscher bestimmt seyn könne. Ein höchst ungerechter Vorwurf, dem man die Absicht, der Verbreitung des Werkes zu schaden, auf den ersten Blick ansieht. Allerdings haben manche Artikel gelehrt wissenschaftliche Bestandtheile, aber die populären überwiegen bei Weitem. Mit Recht bemerkt die Vorrede: „Es ist gar keine Noth, daß Allen Alles verständlich, daß Jedem jedes Wort erklärt sey; er gehe an dem Unverstandenen vorüber und wird es das Nächstemal vielleicht fassen. Nenne man ein gutes Buch, dessen Verständniß leicht wäre und nicht einen unergründlichen Hintergrund hätte! . . . Leser jedes Standes und Alters sollen auf den unabsehbaren Strecken der Sprache nach Bienenweise nur in die Kräuter und Blumen sich niederlassen, zu denen ihr Hang sie führt und die ihnen behagen." Ja, der Vorredner glaubt das Wörterbuch zum Hausgebrauch empfehlen zu dürfen, daß der Vater an Wörtern, die er aushebt und mit den Knaben durchgeht, ihre Sprachgabe prüfe, und auch Frauen mit ihrem gesunden Mutterwitz ihr unverdorbenes Sprachgefühl daran üben.

Ob das Wörterbuch in dieser Weise ein Familienbuch werden kann und wird, möge dahin gestellt bleiben; gewiß ist, daß es, wie schwerlich irgend ein anderes Werk seiner Art, sich zur Lektüre trefflich eignet, und nicht nur eine belehrende und anregende, sondern auch eine unterhaltende darbietet jedem Leser, der nur irgend Sinn hat für die Entwicklung der Sprache, für das dem Verstande Faßbare und für das Geheimnißreiche in ihren Wirkungen.

Dieses mannigfaltigen Gebrauchs und Genusses wegen soll Niemand, dem seine Sprache am Herzen liegt, sagen: erst wenn das Werk vollendet wäre, würde es hin zu stellen seyn zu täglicher Benutzung. Denn selbst in dem gar nicht zu befürchtenden Falle, daß es ein Torso bleiben sollte, würde es eine reiche Quelle anregender Belehrung darbieten, aus der sofort zu schöpfen Keiner versäumen sollte.

Daher sagt Jakob Grimm am Schluß der Vorrede mit vollem Rechte: „Aller eitlen Prahlsucht feind, darf ich behaupten, daß, gelinge es, das begonnene schwere Werk zu vollführen, der Ruhm unserer Sprache und unseres Volkes, welche beide Eins sind, dadurch erhöht seyn werde. Meine Tage, nach dem gemeinen menschlichen Loos, sind nahe verschlissen, und das mir vom Lebenslicht noch übrige Endchen kann unversehens umstürzen. Der Weg

ist aber gewiesen, ein gutes Stück der Bahn gebrochen, daß auch frische Wanderer den Fuß ansetzen und sie durchlaufen können. — Deutsche geliebte Landsleute, welches Reichs, welches Glaubens ihr seyd, tretet ein in die euch allen aufgethane Halle eurer angestammten uralten Sprache, lernet und heiliget sie, und haltet an ihr, eure Volkskraft und Dauer hängt in ihr."

Mannigfaltigkeiten.

[Eine kolossale Statue der Jungfrau Maria.] Der „Moniteur de la Haute Loire" theilt folgende Einzelnheiten über die kolossale Statue Notre-Dame de France mit, die in Puy auf dem Felsen Corneille aufgestellt werden soll. — Die Statue ist von mehr als hundert eingeschmolzenen Kanonen gegossen, welche den Russen in Sebastopol abgenommen worden sind, und welche der Kaiser dem Bischof zu diesem Zwecke geschenkt hat. Sie ist 16 Metres (48 Fuß) hoch, und wiegt ungefähr 100,000 Kilogramm. — Im Innern zirkulirt eine elegante Treppe von Gußeisen, welche 58 Stufen zählt, die in drei Rampen vertheilt sind. Jeder Treppenabsatz bildet ein ohngefähr 4 Fuß langes und eben so breites Zimmer, das durch vier geschickt versteckte und von außen nicht bemerkbare Fenster erleuchtet werden kann. Die Wendeltreppe führt bis in die dritte Etage bis zur Höhe der Schultern der Jungfrau, und nach ihr folgt eine eiserne Leiter mit sechzehn Sprossen, vermittelst deren man leicht bis in den Kopf gelangt. Man kann dann, indem man das Stück öffnet, welches den obersten Theil des Hirnschädels bildet, sich so weit erheben, daß man die Statue beherrscht und mit seinem Blick einen großen verschiedenartigen prachtvollen Horizont umfaßt. — Wie kolossal diese Statue auch ausgeführt worden ist, so ist sie doch mit einer solchen Vollkommenheit gearbeitet, daß man sich nur zwanzig Schritte von ihr zu entfernen braucht, um sie ganz übersehen zu können und sie bewundernswerth zu finden.

In der Schlacht bei Solferino warf eine Kanonenkugel einen Artilleristen in der Nähe des kommandirenden Generals nieder — „Herr General," rief der Gefallene, „Herr General!" „Ja, mein Freund," erwiderte dieser, „du hast dich brav gehalten, man wird dich sogleich verbinden." Fünf Minuten später ertönt wieder die Stimme des Verwundeten. — „Ich habe schon Befehl gegeben. Gleich wird der Wundarzt kommen;" tröstete wieder der menschenfreundliche Befehlshaber. — „Ach, mein Gott," stöhnte der blutende Soldat, „darum handelt es sich ja nicht. Lassen Sie die Leute niedriger feuern. Ihre Kugeln fliegen über den Feind hinaus."

Die englische Penny-Briefpost hat im Jahre 1858 wieder an 19 Millionen Briefe mehr als im vorhergegangenen Jahre befördert, nämlich 522 Millionen, worunter 1,300,000 rekommandirte Briefe. Fast die Hälfte dieses Briefverkehrs kommt auf London, wo durchschnittlich auf jeden Kopf der Bevölkerung 46 Briefe sich berechnen; dagegen in Edinburg auf den Kopf 34, in Dublin 33, Manchester 30, Birmingham 28, Liverpool 26, Glasgow 24 rc. Die Durchschnittszahl der Briefe auf den Kopf in ganz England ist 26, in Schottland 16, in Irland 7.

Im Jahre 1821, als die Revolution ausbrach, hatte Griechenland 675.646 Einwohner; im Jahre 1831: 712,608; im Jahre 1856 aber 1,067,216. Davon sind 243,807 Ackerbauer, 6925 Kaufleute, 20,775 Fischer und Schiffer, 22,609 Handwerker, 64,961 Schüler, 5232 Geistliche, 12,549 Zivil- und Militär-Beamte, 274 Aerzte, 254 Advokaten, 679 Professoren, 1300 Hebammen und 11,149 Arme. Die Zahl der Städte ist 47 und der Dörfer 2603.

Räthsel.

Wer kennt das Weib,
Wer nennt das Weib,
Das braune, magre, runzliche Weib,
Das alt doch hat viel süßern Leib,
Als da es ist gewesen
Ein jung' rund' glattes Wesen?

Wer kennt das Weib,
Wer nennt das Weib,
Das alt den Stock zu lassen wußt',
An dem es jung sich halten mußt',
Das alt hat Küchentugend,
Hielt Schenke in der Jugend?

Wer kennt das Weib,
Wer nennt das Weib,
Dem jung kein Mädchen-Name behagt,
Alt ließ sich's taufen als christliche Magd,
Ihr aber, schöne Damen,
Verschmähtet, glaub' ich, den Namen.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 277 Montag, 21. November 1859.

Die Wittwen und ihre Pflegekinder.

(Fortsetzung).

Die Rittmeisterin hatte durch die Fenster des Familienzimmers die Ankunft der fremden Krieger gesehen, war aber bei deren Anblick von einer so unnennbaren Angst befallen, daß ihre Kinder, Felix und Helene, Alles aufbieten mußten, was in ihren Kräften stand, um sie zu trösten.

In meinem ganzen Leben habe ich solche unbeschreibliche Angst noch nicht empfunden, sagte sie, als eben jetzt, und vermuthlich bedeutet mir diese Ahnung etwas sehr Schlimmes.

Die Unteroffiziere verlangten draußen nach dem Maire (Ortsvorsteher), und verlangten für achtzig Mann Einquartierungsbillets. Da der ehrliche Bauer nicht sogleich ihre Sprache verstand, setzte es Kolbenstöße und flache Klingenhiebe.

Der Pächter kam eiligst die Treppe hinaufgestürzt und bat um Verhaltungsmaßregeln, die Rittmeisterin war jedoch außer Stande, sie ihm zu ertheilen. Handeln Sie als ein erfahrener Mann, sagte Felix, nach Ihrem besten Dafürhalten, die Mutter wird mit Allem zufrieden seyn.

Achtzig Mann waren im Dorfe untergebracht, und es waren schon mehrere heftige Exzesse vorgefallen. Aus einem etwa zweihundert Schritte entfernt liegenden Bauernhause kam der Sohn über Kopf aus der Thür gestürzt und wandte sich, in einer Art von Verzweiflung, an den noch immer, von zwanzig Mann und einigen Unteroffizieren umringten, vor der Thür des Schlosses dastehenden Offizier, und wie es schien, so sprach der junge Bauer von seiner Schwester, allein er wurde hohnlachend von diesem zurückgewiesen.

Die Rittmeisterin hatte mit ihren Kindern unter immer zunehmender Todesangst Alles mitangesehen, das Schlimmste aber schien ihr selbst noch aufgehoben zu seyn, denn der Offizier und seine noch dastehenden zwanzig Mann waren noch nicht untergebracht. Da, mit Einemmale, änderte sich die Scene. Der Offizier, nachdem er eine ziemlich lange, wie es schien, geheime Unterredung mit seinen Unteroffizieren gehalten, wandte sich jetzt rasch um und erstieg die breiten steinernen Stufen des Schlosses, seine Leute aber folgten ihm nicht, sondern gingen seitwärts in das große Thor, welches zu dem Wirthschaftsgebäude, oder zu der Wohnung des Pächters führte. Vor jeder Thür blieb ein Mann mit dem Gewehr als Wache stehen.

Jetzt, dachte die Rittmeisterin, jetzt wird sich die Katastrophe entwickeln. Sie hatte den Bedienten schon instruirt, der dem Offizier entgegenging und sich nach seinen Befehlen erkundigte. In einem verunstalteten Deutsch befahl der Kapitän, wie er sich selber ankündigte, ein elegantes Zimmer und ein Abendessen, von dem Besten, was Küche und Keller nur zu geben vermochten.

Der Bediente führte ihn auf ein für fremde Gäste bestimmtes Zimmer, und versprach, sogleich für das Uebrige zu sorgen.

Die Rittmeisterin hatte unterdeß Betrachtungen angestellt und ihre weiteren Befehle ertheilt. Aus dem Benehmen des Kapitäns ging eine Lokalkenntniß hervor, wie hätte er sonst seine Leute, ohne zu fragen, dem Pächter zutheilen und sich selbst in das Herrenhaus begeben können. Dieß Benehmen steigerte ihre Angst noch um so viel mehr, auch wollte es ihr scheinen, die Stimme des Kapitäns, indem er mit dem Bedienten gesprochen, im Leben schon einmal gehört zu haben, und sie dachte mit Schrecken an Friedrich Eiche, den Enterbten, sie zitterte, daß er in diesen verhängnißvollen Tagen ohne ihre Schuld feindlich gegen sie auftreten könne, und doch war vor der Hand nichts dagegen zu machen, sie mußte ihr Schicksal erwarten.

Ein ausgesuchtes Abendessen und mehrere Flaschen verschiedener Weine wurde in möglichster Eile auf sein Zimmer geschafft, und der Offizier schien, nach den Aeußerungen des Bedienten, zufrieden zu seyn.

Unterdessen hatten sich im Dorfe schon empörende Auftritte ergeben, Frauen und Mädchen hatten vor den rohen Begierden und gewaltsamen Verlangen der wilden Krieger die Flucht aus ihren Häusern ergreifen müssen, und ihre Beschützer waren aufs Gröbste gemißhandelt worden. Hierauf wurde Helene

sogleich bis auf Weiteres in ein heimlich versteckt liegendes Kämmerlein verwiesen.

Eine Stunde war verflossen, der Kapitän hatte seine Mahlzeit gehalten, und die Glocke ertönte laut und kräftig. Der Bediente stürzte die Treppe hinauf und kehrte bald mit der Nachricht zurück, der Herr Kapitän habe mit der Herrin zu sprechen und ihr die Befehle seines Kaisers zu eröffnen, sie möge sich unverzüglich auf sein Zimmer begeben.

Heiliger Gott! rief die Rittmeisterin, das ist es, was ich befürchtet, unmöglich, unmöglich! kann ich mich dazu verstehen. Aber, wandte sie sich fragend an den Bedienten, hat er den Kapitän auch recht verstanden? hat er nicht etwa den Herrn zu sprechen verlangt?

Der Bediente versicherte, daß er Alles richtig verstanden, denn der Herr Kapitän spreche als ein Franzose sehr gut deutsch, er habe sich schon andern, die beinahe gar kein Deutsch verstanden hätten, verständlich und begreiflich machen müssen.

Die Rittmeisterin schüttelte bedenklich den Kopf, da aber ergriff Felix ihre Hand und sagte: schicken Sie mich hinauf, Mutter, ich werde in einem gemäßigten Tone mit ihm reden, und indem ich Ihnen eine Unpäßlichkeit andichte, sie zu entschuldigen suchen.

In dem Augenblick läutete die Glocke schon wieder und der Bediente fragte, was er dem Kapitän für eine Antwort bringen sollte?

Gar keine, sagte Felix, ich selbst werde ihm in dieser Minute meine Aufwartung machen. Geh mit Gott, sagte die Rittmeisterin, als sie sah, daß er sich ernstlich zu dem Gange anschickte, aber sey vorsichtig, sey nachgiebig, verhüte jeden Wortwechsel, jede Streitigkeit? was es mich auch kosten möge, ich bringe gern jedes Opfer, wenn wir damit den ungebetenen Gast nur wieder los werden.

Felix ging. Als er in den Vorsaal trat, erblickte er einen Militär, der ohne Gewehr im Saale auf und ab ging.

Zu wem wollen Sie?

Zu Ihrem Kapitän, war Felix Antwort.

Lächelnd öffnete der Militär die Thür und Felix trat ein. — Mit einem Blicke, der die gespannteste Erwartung verrieth, erblickte der Kapitän, statt der Rittmeisterin, einem ihm völlig unbekannten jungen Menschen. Der Anblick schien den Kapitän sehr zu verstimmen, der mit zornglühenden, funkelnden Augen fragte, wer sind Sie und was wollen Sie?

Ich komme im Auftrage meiner Mutter, entgegnete bescheiden, aber laut und deutlich, Felix, welche sich nicht wohl befindet, um mich bei Ihnen nach den Befehlen Ihres Kaisers zu erkundigen!

Das Wort Sohn schien dem Kapitän vollends seine ganze Laune verdorben zu haben. Mit einem verächtlichen Blicke maß er den jungen Mann vom Scheitel bis zur Sohle. Also ein Sohn, murmelte in sich der Kapitän, ein verfluchter Bastard magst Du seyn! O Fluch über die Nichtswürdigkeit der Weiber. Wie alt? fragte er dann laut.

Im neunzehnten Jahre, war die Antwort.

Es ist richtig, es war ein schändlicher Betrug. Hierauf ging er einige Male mit raschen Schritten im Zimmer auf und ab, blieb dann vor Felix stehen und betrachtete ihn mit höhnischen Blicken. — Felix, dem dieser Zustand unerträglich wurde, der das Wort Bastard recht gut gehört und verstanden hatte, fragte in einem Tone, so gemäßigt er es nur über sich vermochte, welchen Bescheid er seiner Mutter bringen sollte?

Ich kann und werde mich mit keinem Bastard in eine Unterredung einlassen; geh und sage Deiner Mutter, sie solle augenblicklich hier vor mir erscheinen, ich würde sonst das Haus an allen vier Ecken in Brand stecken lassen.

Bei diesen Worten war es dem Studiosus, dem Grafen von Saint-Hilaire, nicht mehr möglich, seine innerlich kochende Hitze zu unterdrücken.

Herr Kapitän! sagte er, Sie haben kein Recht mich, für wen Sie mich auch halten mögen, zu beleidigen. Ich bin Studiosus und erdulde von Niemand, und wenn es ein Prinz wäre, eine Beleidigung; ich muß Sie also bitten, einen andern Ton anzunehmen, indem ich sonst —

Sprich nicht aus, Bursche, sprich es nicht aus, was Du sagen wolltest, ich zertrümmere Dich sonst. Mit diesen Worten faßte er Felix bei der Brust und warf ihn rücklings zur Thür hinaus. Der draußen stehende Militär verhinderte ihn, wieder hinein gehen zu dürfen, er würde sonst das Aeußerste, sein Leben daran gesetzt haben.

(Fortsetzung folgt.)

Brown und der Aufstand in Harper's Ferry.

Während des Bürgerkrieges in Kansas hatte dort ein alter Ansiedler Namens Brown, ein rauher zäher Hinterwälder, der mit seinen vier erwachsenen Söhnen eine Niederlassung zu Ossawatomie begründet hatte, die schrecklichsten Unbilden von den ruchlosen Prosklavereibanditen zu bestehen gehabt. Sein Haus und seine Habe wurden zerstört, zwei seiner Söhne auf scheußliche Weise gemeuchelmordet, er selbst wie ein Wild gehetzt. Da schwur er den Sklavenhaltern furchtbare Rache. Er bildete ein Freikorps, mit welchem er das Land von den Banditen säuberte, und sein Name ward bald ein Schrecken für diese. Die Furcht, welche damals die Mis-

somit Strolche vor ihm hegten, gränzte ans Lächerliche. Wenn ihrer hundert Bewaffnete beisammen waren und nur irgend Jemand den Ruf erhob: „Ossawatomie-Brown kommt!“ so stoben sie auseinander, wie Spreu im Winde. Als vor zwei Jahren eine Bande Missourier einen Einfall in Kansas gemacht, 11 friedliche Bürger und Reisende gefangen und 8 davon kaltblütig niedergemetzelt hatte, da sauste „Old Brown“ mit seiner kleinen Schaar herbei, fiel in Missouri ein, brannte die Häuser einiger der berüchtigsten Prosklavereimänner nieder und entführte an 40 bis 50 Sklaven mit gewaffneter Hand, geleitete sie auch glücklich durch Kansas und Nebraska auf den Weg nach Kanada. Endlich legten sich die Unruhen in Kansas, und Old Brown fand dort nichts mehr zu thun; doch sein Durst nach Rache war noch nicht gestillt. Er beschloß nun, den Krieg nach den östlichen Sklavenstaaten zu tragen und mit denselben Mitteln, mit denen Kansas frei geworden war, auch Virginia und Maryland zu freien Staaten zu machen. Vor 6 oder 8 Monaten pachtete er unter dem Namen Smith eine ungefähr 4 englische Meilen von dem Flecken Harpers Ferry in Virginien — unweit der Gränzen von Maryland und Pennsylvanien — gelegene Farm und machte diese zum Sammelpunkte seiner Schaar. Er fand namentlich unter den Abolitionisten im Norden Theilnehmer und Freunde, die ihn mit Geldmitteln reichlich unterstützten. So häufte er bedeutende Waffenvorräthe auf: 200 Revolver, 400 Büchsen, 1500 gerade geschmiedete Sensen, Munition in Menge, Zelte, Lagergeräthe u. dgl. Die Mannschaften sollten ihm — so hoffte er — die Sklaven liefern. Von seinen mit orthodoxen christlichen Anschauungen durchwachsenen Vorstellungen über die Ruchlosigkeit der Sklaverei erfüllt, wähnte er, daß die Sklaven, diese Geschöpfe, die bei der ganzen Art und Weise, wie man sie erzogen hat, noch nicht einmal einen Begriff von der Freiheit haben, nur des Zeichens harrten, um sich in Waffen gegen ihre Herren zu erheben. Nur so erklärt es sich, wie er mit im Ganzen 16 weißen Gefährten und 5 Negern loszuschlagen wagen konnte. Seine Idee scheint gewesen zu seyn, sich nur des Regierungs-Zeughauses in Harpers Ferry zu bemächtigen und dann sofort in südwestlicher Richtung in das Innere von Virginien zu marschiren, um die Sklaven zu den Waffen zu rufen. Allein schon beim ersten Anlauf scheinen, wenn nicht ihm, so doch seinen Gefährten die großen Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens klar geworden zu seyn. Anstatt sich ins Innere des Staates zu wenden, hielt sich die Schaar in Harper's Ferry und ward, nachdem sie den Ort 32 Stunden lang beherrscht hatte, durch das aus Washington herbei beorderte Bundesmilitär vernichtet. In der Nacht von Sonntag zum Montag überrumpelte Brown mit seinen Gefährten das Zeughaus, besetzte die über den Potomac führende Brücke, ließ aber, was ein großer Fehler war, noch einen Eisenbahnzug durch und dieser brachte die Nachricht von dem Geschehenen in den kolossalsten Uebertreibungen nach Baltimore. Als bei Tagesanbruch die im Zeughause beschäftigten Beamten und Arbeiter einzeln nach dem Zeughause kamen, fielen sie dort den Insurgenten in die Hände und wurden ebenfalls eingesperrt. Der Montag verging mit kleinen Straßengefechten, wobei der aus kaum einem Dutzend-Mann bestehende Außenposten der Insurgenten von den bewaffneten Eisenbahnarbeitern und Milizen aus den benachbarten Dörfern auf das Zeughaus zurückgedrängt wurden. Im Ganzen wurden dabei sechs Bürger getödtet und drei Insurgenten, worüber einer der beiden noch übrigen Söhne Brown's. Die allerwahnsinnigsten Gerüchte wurden an diesem Tage durch den Telegraphen nach allen Richtungen hin verbreitet. In diesen Berichten schwoll die Zahl der Insurgenten auf 4- bis 500 Weiße und 2- bis 300 Neger an. Das panische Entsetzen, welches sich in den sklavenhaltenden Staaten zeigte, überschritt die Gränzen des Lächerlichen. Aus Washington ging am Nachmittag ein Trupp Seesoldaten (100 Mann) und aus Baltimore eine 400 Mann starke Miliztruppe nach Harper's Ferry ab, wo sie in der Nacht eintrafen. Die Insurgenten hatten sich in ein auf dem Zeughausplatze befindliches massives Spritzenhaus zurückgezogen. Man sprengte den Thorweg, wobei ein Soldat getödtet wurde, die Soldaten drangen ein und bis auf zwei Insurgenten, die um Gnade baten, wurden Alle niedergehauen. Im Ganzen wurden zwölf von ihnen getödtet und fünf gefangen. Unter diesen letzteren war Brown, der vier Bajonnetstiche in Brust und Leib und fünf Säbelhiebe über den Kopf hatte, und doch nicht daran sterben wird. Der letzte Sohn Brown's ward im Schützenhause mit massakrirt, so daß der Mann jetzt vier Söhne seiner Sache geopfert hat. Als Brown bei der Einleitung des Prozesses gegen ihn gefragt wurde, ob er einen Vertheidiger habe, antwortete er: „Ich habe nicht um Pardon gebeten, als man mich zum Gefangenen machte; ich bat nicht um Schonung für mein Leben. Der Gouverneur von Virginien gab mir sein Wort, ich sollte einen ehrlichen Prozeß haben; aber unter solchen Umständen kann ich keinen unparteiischen Prozeß haben. Wenn Ihr mein Blut wollt, Ihr könnt es jeden Augenblick haben, ohne diesen Scheinprozeß. Ich hatte keinen Anwalt. Ich konnte mir keinen kommen lassen. Ich war nicht im Stande, mich mit meinen Mitgefangenen zu berathen, ich war nicht im Stande, für meine Vertheidigung zu sorgen. Mein Gedächtniß läßt mich im Stiche. Meine Gesundheit bessert sich, ich bin aber noch zu

schwach. Es gibt lindernde Umstände für mich, wenn mir eine unparteiische Untersuchung gewährt wird. Wollt Ihr uns aber bloß in eine Form zwingen, in einen Prozeß für die Hinrichtung, dann könnt Ihr Euch die Mühe sparen. Ich bin auf mein Geschick gefaßt. Ich bitte um keine Scheinuntersuchung, um keinen Insult, sondern um Das, was das Gewissen verlangt. Wenn die Feigheit Euch handeln läßt, so verlange ich nochmals, von einem Scheinprozesse dispensirt zu werden. Ich kenne nicht einmal den besonderen Zweck dieses Verhörs. Ich habe nur noch zu verlangen, daß ich nicht genarrt und insultirt werde, wie nur feige Barbaren Jene behandeln, die in ihre Hände fallen."

Mannigfaltigkeiten.

Ueber einen skandalösen Auftritt im Theater zu Genf berichtet die Eidgenössische Zeitung: „Das Parterre pfiff einen Sänger aus. J. Fazy in seiner Loge versuchte zu applaudiren und gab seinen Freunden ein Zeichen, das Gleiche zu thun. Als das Pfeifen sich verdoppelte, trat er an den Rand der Loge, und gab zu verstehen, daß er reden wolle. Die Sache war neu; man schwieg, und er fing an: „Meine Herren, das Ganze ist eine Kabale gegen den Direktor, der Sänger ist charmant . . ." Ein allgemeines Geschrei unterbrach ihn; im Lärm hörte man rufen: „Hier hast du nichts zu befehlen, gehe in deinen Staatsrath . . . in dein Spielhaus!" Mehr als 500 Hände erhoben sich und verhöhnten ihn. Fazy, immer mehr gereizt, rief Herrn Duvillard, Polizeikommissär, und befahl ihm, diesem Skandal ein Ende zu machen. Dieser versetzte: „Ich habe nicht den Dienst, ich bin hier einfach Zuschauer wie Sie." „„Wenn man seine Pflicht nicht thun will, so nimmt man seine Entlassung"", versetzte Hr. Fazy. „Ich verlange nichts mehr als Dieß", schließt der Beamte, „denn ich habe Sie und Ihre Bude satt." Der Lärm dauerte inzwischen fort; die dritte Gallerie war Fazy günstig und verhöhnte das Parterre. Eine Stimme rief von oben herab: „Wir werden Euch am Montag (Wahltag) an der boîte à gifles (Wahlgebäude) wieder finden!" Hr. Fazy, der übrigens sah, daß seine Diktatur gegen ein Parterre nicht Stand hielt, zog sich in den Hintergrund seiner Loge zurück, und machte gegen das Publikum eine bekannte Geste der Straßenjungen. Fragt man, warum Hr. Fazy so seiner Würde als Magistrat vor dem Publikum sich begab? Weil der Theaterdirektor seine Fonds aus der Schweizerbank bezieht!" (Eine Korrespondenz in der Basler Zeitung sagt: „Fazy wollte auch im Theater den Herrn spielen, wie im Großen Rathe, allein das Ding wollte nicht gehen. Er wurde aufs Aergste verhöhnt und seine Stimme übertönt von dem Geschrei des souveränen Publikums. Die Zurufe: „Saltimbanque, fripon, banquiste, chef de claque" regneten auf den „großen Mann" seiner Zeit. Er sah sich genöthigt, in dem aufgeregtesten Zustande das Theater zu verlassen.")

In der Sitzung des medizinischen Vereins zu Stettin am 5. November zeigt Dr. Scharlau bis zum Trocknen eingedampfte Kuhmilch vor, welche durch zweckmäßiges Verfahren eine solche Umwandlung erfahren hat, daß sie, in warmem Wasser aufgelößt, in jeder Beziehung der Muttermilch völlig gleich ist. Schon seit Jahren beschäftigt sich der Genannte damit, die Ammen entbehrlich zu machen und den Säuglingen, beim Mangel der Muttermilch, einen gedeihlichen Ersatz zu bereiten. In Stettin werden bereits über 100 Kinder in dieser Weise mit gutem Erfolge genährt. Bisher waren die Ergebnisse dieser Ernährung abhängig von einer guten Kuhmilch; da diese nun nicht immer nahrhaft ist und gut zu beschaffen ist, so ist durch das neue Präparat auch diesem Mangel abgeholfen. Apotheker Marquardt wird sich mit der Bereitung dieser trockenen Milch beschäftigen und bald einen genügenden Vorrath beschaffen. Die vorgezeigten Proben von gewöhnlicher und aus solcher umgeänderter Kuhmilch, in ihrem Verhalten gegen den Magensaft, zeigten aufs Bestimmteste die Verschiedenheit beider und das gleiche Verhalten der Letzteren, wie bei der Menschenmilch.

Man schreibt aus London, 12. Novbr.: Der „Great Eastern" liegt in Southampton, gegen Sturm und Wetter wohl gedeckt, vor Anker, und wird den Winter über keinen andern Hafen mehr besuchen. Es werden nur so viele Matrosen an Bord behalten, als zum Reinhalten nothwendig sind. Es werden in der Kabinen-Einrichtung und in der Maschinerie radikale Veränderungen vorgenommen werden müssen. Man spricht von neuen Kesseln, größeren Schornsteinen, von Aenderungen der Schraube und der Schaufelräder, von neuen Vorrichtungen zur Kesselspeisung, kurz von so vielen nothwendig erachteten Verbesserungen, daß der Rest des vorhandenen Aktienkapitals kaum ausreichen wird, einen Theil der Kosten zu decken. Und wenn Alles, was jetzt vorgeschlagen ist, ausgeführt seyn wird, dürfte die mittlere Geschwindigkeit des Fahrzeugs, auf langen Fahrten, doch nicht über 15 Knoten betragen.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der A. Mailand'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 278. Dienstag, 22. November 1859.

Die Wittwen und ihre Pflegekinder.

(Fortsetzung.)

Von einer entsetzlichen Wuth entbrannt, die ihm fast die Sprache raubte, kam Felix in das Wohnzimmer gestürzt und stieß, ganz gegen seine Gewohnheit, fürchterliche Flüche und Verwünschungen gegen den rohen Krieger aus.

Sie selbst sollen vor ihm erscheinen, sonst will er das Haus in Brand stecken lassen. Das war Alles, was die Rittmeisterin von ihm herausbringen konnte, dann holte er eilig seine Pistolen herbei und lud sie mit einer so großen Aufmerksamkeit, als es ihm nur möglich war, und bewaffnete sich noch mit seinem Hieber. Nun begleite ich Sie, sagte er dann und machte sich zum Fortgehen fertig.

Nimmermehr! rief da die Rittmeisterin, ich bin nur eine Frau, aber ich hoffe dennoch friedlich mit ihm zu enden, darum bleibe ruhig hier und laß mich den sauern Weg allein antreten. Ich habe immer gehört, daß die Franzosen besonders gegen Damen artig wären, und ich werde ihm Achtung gegen meine Person einzuflößen wissen.

Nur in ihrem Hauskleide, das jedoch so sauber war, daß man sie füglich für eine Dame ersten Ranges halten mußte, verließ sie das Zimmer und stieg eine Treppe höher. Der Militär, der im Vorsaale auf- und abging, salutirte mit der Hand, öffnete dann mit Ehrerbietung die Thür und ließ sie eintreten.

Als sie in das Zimmer trat, lag der Kapitän in einer unanständigen Stellung auf dem Sopha, so daß sie sein Gesicht nicht sogleich erkennen konnte, er erhob sich aber und sie erkannte mit Schauder und Entsetzen den Assessor Güldenhorn.

Es erfolgte eine Scene stummen Erstaunens, die jedoch von beiden Seiten sehr verschieden war. Während der Kapitän, vom Wein aufgeregt, sein Auge an den regelmäßig schönen Formen, an der üppigen Fülle, an dem einfachen, aber höchst geschmackvollen, saubern Anzug weidete, und unzüchtige Blicke auf die schöne Gestalt warf, und nicht ohne Unwillen bedachte, daß, wenn ihr Starrsinn, ihr Stolz ihm nicht entgegen gewesen, sie längst die Seine seyn und er immer eine bessere Stellung als die gegenwärtige haben könne, stand ihm die Rittmeisterin mit einem Herzen voll tiefen Abscheu's und höchster Verachtung gegenüber. Der Gedanke, vor einem würdigen Offizier des französischen Machthabers zu stehen, sich ihm als die Wittwe eines Mannes von gleichem Range zu produziren und ihn um seinen Schutz zu bitten, war verschwunden. Sie stand vor einem elenden, mit Steckbriefen verfolgten vormaligen Diener des preußischen Staates, den er jetzt mit feindlichen Waffen in der Hand verfolgte, sie stand vor einem — Diebe, der sie hier in diesem Hause, in demselben Zimmer vor etwa vierzehn Jahren bestohlen hatte, und ihre Verachtung gegen ihn stieg mit jeder Sekunde.

Erkennen Sie mich, Madame? fragte endlich im frechen Uebermuth der Kapitän.

Ich erkenne Sie, Herr Assessor, entgegnete die Rittmeisterin, und bin nicht so sehr begierig zu hören, was Sie mir zu sagen, als verwundert, daß Sie es wagen, ein Land, einen Staat, ein Haus wieder zu betreten, in welchem Sie —

Nichts mehr vom Assessor, er ist für ewige Zeit verschollen, ich bin, wie Sie sehen, Offizier in der kaiserlichen Armee, stehe unter dem Prinzen Murat und bin hier, als Sieger des preußischen Staats dessen Befehle zu vollziehen.

Und diese lauten?

Daß Sie bis morgen Früh sechs Uhr an mich die Summe von vierzigtausend Reichsthalern Kriegskontribution zu zahlen haben.

Darf ich um Ihre schriftliche Vollmacht zu dieser Forderung bitten?

Welche Zumuthung! Der Sieger bedarf ihrer in Feindes Lande nicht.

Jedem Andern würde ich auf sein Ehrenwort glauben, Ihnen nicht, Herr Kapitän.

Hölle und Teufel! Madame, wissen Sie, daß Sie in meiner Gewalt sind.

Sie können nur Ihre persönliche Gewalt auf Augenblicke über mich ausüben, Ihres Kaisers Gewalt schützt mich.

Wenn ich sie nun aber nicht ausübte, sagte einlenkend der Kapitän, wenn ich Gnade für Recht ergehen ließe, wenn ich mich meiner frühern Zuneigung zu Ihnen erinnerte und die Summe vielleicht aus eigenen Mitteln für Sie erlegte, wenn ich —

Gott der Allmächtige, — unterbrach ihn die Rittmeisterin, bewahre mich vor Ihrer Güte, vor Ihrer Zuneigung. Jedes Opfer, was Ihr Kaiser von mir verlangt, jedoch nur durch schriftliche Anweisung, bin ich erbötig, zu bringen. Und dürfte alsdann auch der Empfangschein eines glaubhaften Mannes nicht fehlen.

Als der Kapitän sah, daß die Rittmeisterin nicht bloß an Schönheit und körperlichen Reizen, sondern auch an gereiftem Verstande und festen Grundsätzen zugenommen hatte, auch eine Gelderpressung nicht eigentlich der Hauptzweck war, weßhalb er sich vom Major die Erlaubniß ausgewirkt, mit 100 Mann das Dorf zu brandschatzen, so nahm er zu andern Mitteln seine Zuflucht, um das Ziel niedriger Wünsche, die ihm nur als ein Triumph für eine frühere Kränkung dienen sollte, zu erreichen. „Ich muß gestehen, sagte er, meine Frau Schwester hat einen Takt, wie ein Finanzminister und dennoch wird sie sich in dieser Nacht noch zu Mancherlei bequemen müssen.

O nicht diese Benennung, sie war einst eine kurze Zeit dem Assessor Güldenhorn, dem Bruder meines seligen Gatten erlaubt, den in französische Dienste getretenen Kapitän, den Verräther seines Vaterlandes, kenne ich nicht mehr.

Diese letzte Benennung wurmte den Kapitän heftig, er wurde braunroth. Nun, rief er, seinen Zorn noch mäßigend, wenn Du mich denn nicht mehr kennst, Sophie, so wollen wir eine neue Bekanntschaft schließen, die bis über das Grab hinaus dauern soll.

Die Rittmeisterin sah in den Augen und in dem Mienenspiel ihres Feindes nur zu gut, was in seiner schlechten Seele vorging, und welchen Plan seine erhitzte Phantasie brütete, und um einer entsetzlichen Scene auszuweichen, sah sie sich ängstlich nach der Thür um und fragte: „Haben Sie mir im Namen Ihres Kaisers noch etwas zu sagen, sonst bin ich hier überflüssig und habe die Ehre, Ihnen eine gute Nacht zu wünschen.

In Namen des Kaisers nichts mehr, aber in meinem eigenen. Er trat hierauf zu einem Seitentische, nahm eine Brieftasche zur Hand, zog ein Papier heraus und hielt es der Rittmeisterin vor die Augen, indem er sagte: kennen Sie dieß Schreiben?

Ich kenne es, entgegnete diese mit Würde, und bereue es heute noch nicht, es damals geschrieben zu haben.

Sophie! sagte noch einmal der Kapitän mit Ruhe, Sophie, nimm dieß zurück, nimm alle Kränkungen, die Du mir zugefügt, zurück, werde mein Weib, und Alles soll vergessen und vergeben seyn.

Herr Kapitän! sagte die Rittmeisterin, indem sie einen Schritt zurücktrat, und ihn abermal mit einem Blicke der tiefsten Verachtung maß, Sie haben sowohl früher und wie auch jetzt eine ganz falsche Meinung von mir gehabt, so wie Ihnen überhaupt die Kenntniß, achtbare Frauen zu behandeln, gänzlich fehlen muß, so fehlt Ihnen auch der Begriff von Ehre. Wie können Sie mir jetzt zumuthen, die Schande eines Mannes, den seine Ortsobrigkeit, seine Vorgesetzten mit Steckbriefen verfolgten, mit meiner Ehre und meinem Vermögen abzuwaschen? wie können Sie glauben, daß ich einem Manne, der vor vierzehn Jahren dieß Zimmer als ein Dieb verließ, der —

Halt! kein Wort mehr, rief da wüthend der Kapitän, Du hast meine Geduld bis auf den letzten Tropfen erschöpft und süß soll meine Rache seyn. Sieh, Sophie, die Umstände, die hülflosen Verhältnisse, in welche ein großer Theil von Deutschland durch die kriegführenden Mächte gesetzt ist, überhebt mich jeder Bedenklichkeit, der Sieger schaltet in Feindes Lande nach eigener Willkür, also Alles, was ich beginne, Alles was ich unternehme, ist gut geheißen, ich könnte Dir den Degen in die Brust stoßen, und weder Hund noch Hahn krähte darnach; aber Du bist doch noch gar zu reizend, also nicht nach Deinem Blute will ich meine Hand ausstrecken, wohl aber nach Dir selbst, hiermit wollte er sein Opfer umarmen.

Mit einem lauten, durchdringenden Schrei wich ihm die Rittmeisterin aus, und erreichte glücklich die Thür, allein — sie war verschlossen, und jeder Versuch sie zu öffnen vergebens.

Unterdessen hatte der Kapitän einen zweiten Versuch unternommen, der ihm besser gelang als der Erste. Ein frecher Griff hatte ihr Kleid zerrissen, und während die Bedrängte aus allen Kräften schrie und den möglichsten Widerstand leistete, schleppte und zerrte er sie zum Sopha hin. Doch da gab ihr noch zur rechten Zeit die Verzweiflung Muth und Kraft, sie entwand sich seinen Armen, sprang zum noch gedeckten Tische und ergriff das spitze, fein geschliffene, mit einem Silbergriff verzierte Messer.

(Fortsetzung folgt.)

Die Franzosen in Algier.*)

Bei ausgebrochenen Feindseligkeiten, namentlich in Kabylien, ist es für einzelne Soldaten gefährlich, in die Hände der Araber zu fallen. Viele haben auf diese Weise schon ein klägliches Ende genommen. Nicht etwa, daß die Gefangenen auf kriegsgerechte Weise ums Leben kämen; nein, so gut geht es nicht ab. Die Opfer werden allen möglichen barbarischen Torturen unterworfen. Die Gefangenen werden entkleidet an einen Baumstumpf gebunden, die Zunge ihnen ausgeschnitten, am ganzen Körper mit glühenden Eisen gezwickt und blutig geritzt, dann mit Butter und Honig angestrichen und den Myriaden von Insekten, namentlich den Musquitos, den kleinen Löwenfliegen ist es überlassen, den noch lebenden Körper zu verzehren.

Einem ähnlichen Schicksale sollten auch zwei unserer Kameraden, welche in die Hände der Kabylen gerathen waren, verfallen seyn. Im Kreise ihrer Zelte drängte sich eine große Anzahl der Feinde um zwei im Zentrum des Platzes an einen Baumstamm gebundene halb entkleidete Soldaten. Kinder spielten mit den abgelegten Waffen und Effekten der Gefangenen. Sie sollten auf die bereits erwähnte Art gemartert und verbrannt werden; ein Verfahren, welches außer der Berberei nur noch in Ostindien und Vandiemensland wiedergefunden werden dürfte.

Wir waren wohl unser fünfzig in unregelmäßigen Zügen über einen steilen Bergabhang hinabmarschirt, dem Blicke des untenliegenden feindlichen Lagers entzog uns ein Dickicht von Wachholderbäumen und Gesträuch. Kaum hatten wir über einen kleinen Hügel gebogen, als wir die eben beschriebene Scene zu unseren Füßen hatten. Die Gefangenen waren am Marterpfahle gleichsam zur Schau ausgestellt und selbstverständlich wehrlos den Beleidigungen gemeinster Art Seitens der Kinder und fanatischer Weiber ausgesetzt. Mehrere Kabylen vergnügten sich, um die Opfer herum wilde Tänze unter teuflischen Geberden auszuführen und im Takte denselben ihre langen, scharfen Messer an die Kehle zu setzen, ohne einen gnädigen Schnitt zu thun, denn ein derartiger Tod wäre für die „Christenhunde" zu gelinde gewesen. Das Tam Tam der Handtrommeln, nach welchen sie tanzten und den Kopf abzuschneiden drohten, vermischte sich mit dem ausgelassenen Jubelgeschrei der berberischen Sprößlinge.

Es genügte uns ein Augenblick, um das scheußliche Schauspiel mit anzusehen, als wir unser Gepäck zu Boden warfen und unter Hurrahgeschrei den Abhang hinabsprengten, die treue Muskete mit aufgepflanztem Bajonnet in der Rechten schwingend, um ebenso viele Kabylen zum Empfange daran zu spießen, als wir unser beisammen waren.

Kaum noch 100 Schritte vom Lager der Barbaren entfernt, wurden dieselben erst durch unser Geschrei aus ihrem eifrigen Treiben gestört und, wie vom Blitzschlage getroffen, stäubte die ganze Menge auseinander unter dem Geheul der Kinder und der Verwünschungen der Weiber.

„Selam! Selam!" riefen uns die Kabylen entgegen, und nur ihren inständigen Bitten und dem unerwarteten Dazwischenkommen eines Offiziers der Spahis, welcher ein Wildschwein im nahen Gehölze verfolgt hatte und auf den Lärm herbeigeeilt war, konnten sie es verdanken, diesesmal mit tüchtigen Kolbenstößen davongekommen zu seyn. Welche Rache wir aber später bei Erneuerung eines derartigen Vorfalles an dem Stamme genommen haben, werden wir bald vernehmen.

Kabylien ist das schönste Land von Algerien und wurde deßwegen auch am längsten gegen fremde Eindringlinge in alljährlich erneuertem Kampfe vertheidigt. In den schönen Schluchten des Atlas ist reichliche Bewässerung zu finden: Gebirgsbäche mit erfrischendem, süßem Wasser fallen über Abhänge herab in die Thalebene, in der die Gärten der Kabylen in einer Ueppigkeit und Fülle des Wachsthums prangen, wovon man in Deutschland keinen Begriff hat.

Es thut dem Auge ordentlich wohl, wenn man über die meist sterilen, röthlichfahlen Gebirgszüge der Küste und die eintönigen, spärlich bewohnten Ebenen hervorkommt und ein Kabylendorf sieht, mit seinen hochstämmigen Orangen-, Kastanien-, Zitronen- und mächtigen Feigenbäumen. Nur wer solche Fruchtbäume im Süden Europa's, in Spanien oder in Italien gesehen hat, kann sich einen Begriff machen von der Möglichkeit, zu welcher sie in den Thalebenen des Atlas gedeihen.

Die Orangenbäume bieten zur Zeit der Blüthe einen prächtigen Anblick durch das vortheilhafte Abstechen des Weiß ihrer Blüthenbüschel gegen das saftige Dunkelgrün der Blätter. Kastanienbäume von über 50 Fuß Höhe sind nicht selten, und in bescheidener Dimension steht der Zitronenbaum mit 2 Faust großen Früchten beladen da.

Der Feigenbaum erreicht eine Größe und eine Stärke wie unsere größten Apfelbäume. Die Feigen werden von den Eingebornen aufgeschnitten, an der Sonne halb getrocknet und dann in großen Scheiben, ähnlich denjenigen der Schweizerkäse, gepreßt. Man schneidet von diesen Scheiben beliebig große Stücke mit dem Messer herunter und kauft das Pfund davon für 5 Kreuzer in den Küstenstädten.

*) Vorstehende Schilderung, ein charakteristisches Merkmal der Kriegführung in Algerien, ist der jüngst erschienenen lesenswerthen Broschüre: „Erlebnisse und Abenteuer eines Deutschen bei der französischen Fremdenlegion in Afrika," von J. G. Sodeur, entnommen.

Diese getrockneten Feigen werden im Haushalte wie unser getrocknetes Obst verwendet, kamen aber auch uns in besonderen Fällen zu gut, wenn wir Mangel an Zwieback litten.

(Schluß folgt.)

Auf das Vaterland!

Bei der Schillerfeier in München gesprochen von Fr. Bodenstedt.

Heilig sind des Hauses Räume,
Heilig Heimathsflur und Herd,
Heilig Blumen, Frucht und Bäume,
Alles, was uns Gott beschert, —
Doch gibt es Eines noch, was heil'ger ist,
Als Haus und Herd, als selbst der Liebe Band,
Das ist — Weh jedem Deutschen, der's vergißt! —
Das ist ein einig großes Vaterland!

Wer nie fern von Haus und Herde,
Jammernd nach der Heimath, saß,
Nie geweilt auf Feindeserde,
Nie das Brod der Fremde aß,
Wem Zorn und Trauer nie das Herz verzehrt,
Wenn er zersplittert dich und klein erfand,
Der kennt dich nicht, wer niemals dich entbehrt,
Ein einiges, ein großes Vaterland!

Dich hat uns kein Schwert errungen,
Doch in trüber, trüber Zeit
Hat ein Dichter dich gesungen,
Sein Gesang war Wirklichkeit.
Und heute seh'n wir, was wir nie geseh'n,
Seit Deutschlands Volk zum Freiheitskampf erstand,
Wir seh'n der Einheit Banner vor uns weh'n,
Wir seh'n ein großes deutsches Vaterland.

Und in weihevollen Weisen
Hören wir im Jubelruf
Unsern großen Dichter preisen,
Der die deutsche Einheit schuf.
Der höchste Lohn war's in der ewigen Stadt,
Der Herrscherin der Erde, wenn man fand,
Daß Einer werth des Ruhmes sey: er hat
Sich wohlverdient gemacht um's Vaterland!

Solcher Ruhm gebührt dem Sänger,
Der gesendet ward von Gott,
Uns zu einen, daß wir länger
Nicht der Fremde seyn im Spott.
Das ist's, warum sein Volk ihn ehret, preist,
Das ist's auch, was uns festlich heut verband —
O, seyn wir's immer so in seinem Geist!
Ich bringe dieses Glas dem Vaterland!

Mannigfaltigkeiten.

Französische Blätter berichten über einen merkwürdigen Fall von Entdeckung eines Mörders. Zu Avignon ermordete ein junger Mann seinen Oheim, der ihn zu lange auf die Erbschaft warten ließ, und warf den Leichnam in eine Zisterne. Das Corpus delicti war dadurch sehr gut verborgen; für den Zweck, den der Mörder vor Augen hatte, eigentlich allzu gut. Der Oheim war verschwunden. Aber da dessen Tod nicht konstatirt war, so konnte die Erbschaft nicht verabfolgt werden. Es lag ja die Möglichkeit vor, daß der Verschwundene wieder zum Vorschein käme. Das Gesetz stellt daher einen ziemlich langen Zeitraum fest, nach dessen Ablauf der Tod eines Verschollenen als thatsächlich angenommen und dessen Hinterlassenschaft den Erben ausgeantwortet wird. Dieß hatte der Mörder nicht bedacht und es paßte ihm ganz und gar nicht in den Kram. Er entschloß sich daher, den Oheim wieder erscheinen zu lassen, und begab sich zum Generalprokurator. Diesem erzählte er weinend, er habe ein großes Unglück entdeckt: in einer nahe am Hause befindlichen Zisterne liege eine Leiche; es sey dieß unzweifelhaft die seines Oheims, der entweder sich selbst das Leben genommen habe oder das Opfer eines Mörders geworden seyn müsse. Der Generalprokurator begibt sich in Begleitung des jungen Mannes und eines Gerichtsdieners an Ort und Stelle. Der Letztere blickt zuerst in die dunkle Tiefe hinab. Er vermag Nichts zu entdecken; eben so wenig der Generalprokurator und andere Personen, welche die Neugierde herbeigelockt hatte. Der Generalprokurator schöpft Verdacht; er ruft den in einiger Entfernung stehenden tiefbetrübten Neffen herbei und fragt ihn: „Wo sehen Sie Ihren Oheim?" „„Sehen Sie"", erwiderte dieser, „„dort unten: ich sehe deutlich seinen Rockschoß."" „Da haben Sie ein scharfes Gesicht! wer ihn nicht hineingeworfen hat, kann ihn nicht sehen." Der Mörder wird verlegen, verliert die Fassung, und bekennt sein Verbrechen.

Die Vorstände des Münchner homöopathischen Spitals veröffentlichen einen Bericht über ihre Wirksamkeit. Die Schenkungen für diese wohlthätige Anstalt beliefen sich auf 2800 fl., die Ausgaben betragen 2200 fl. Im Spitale selbst wurden meist schwere Fälle behandelt, außer dem Spitale 257 Kranke. Die Sterblichkeit von 4 pCt. vertheilte sich meist auf chronische Krankheiten, wie Tuberkeln und Brightische Nierenentartung. Die unermüdliche Thätigkeit der Spitalvorstände und aller Betheiligten läßt der Anstalt in Bezug auf die vorliegenden wissenschaftlichen und wohlthätigen Leistungen eine günstige Zukunft vorhersagen.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 279 Mittwoch, 23. November 1859.

Die Wittwen und ihre Pflegekinder.

(Fortsetzung).

Weib, bist Du rasend! rief der Kapitän, und wagte einen dritten Angriff. Die Rittmeisterin streckte ihm die Waffe entgegen, denn mit dem Verlust ihrer Ehre hatte auch ihr Leben keinen Werth mehr für sie, und da der Rasende von seinem Beginnen nicht abließ, so fuhr die glänzende Stahlwaffe, ohne daß sie es in dem Augenblick hätte hindern können, über der Halsbinde unter der Kinnlade in den fleischigen Hals. Ein gräßlicher Schmerzenslaut entfuhr dem vielfachen Sünder, er sank rücklings zu Boden.

In dem Augenblick ging die Thüre auf, und der Unteroffizier, der draußen Wache gehalten, und von dem Kapitän früher über sein schändliches Vorhaben mochte unterrichtet seyn, trat herein. Da der Kapitän früher mit Felix französisch gesprochen, mit dieser aber deutsch, so bemühte er sich, ihr in dieser Sprache zu sagen: Was aben Sie gemacht, Madame, Sie aben recht gemacht, aber es wird Ihnen geben schlimm.

Als die Rittmeisterin ihre Kleider wieder geordnet, sagte sie auf französisch zu ihm: ich konnte nicht anders, Gott sey mir und ihm gnädig!

Als der Unteroffizier seine Landessprache hörte, wurde er schmiegsamer. Sie haben recht gehandelt, Madame, sagte er, denn hätten Sie nicht den Muth gehabt, so würden Sie ohne Erbarmen sein Opfer geworden seyn, indem Sie keine Hülfe, keinen Beistand zu erwarten hatten. Die untere Treppe ist mit zwei Mann Wache besetzt. Niemand konnte oder durfte zu Ihnen kommen, sein Vorhaben war bestimmt. Und ob Sie nun gleich nur gethan, was Ihnen die Noth eingegeben, so wird es Ihnen doch schlimm ergehen; aber rechnen Sie auf mich, denn dieser war nie mein Freund. Wenn man Sie fragt, ob Sie einen Zeugen haben, so nennen Sie mich, ich heiße Clairmont und bin Korporal. Jetzt werde ich nun sogleich die Wachen ablösen, und Sie sodann in Ihr Zimmer führen, damit ich aber nicht nöthig habe, sogleich Lärm zu machen, was für Sie von sehr bedenklichen Folgen seyn könnte, so schicken Sie sogleich Ihre Bedienten herauf, ich selber werde mit Hand anlegen, da wir keinen Chirurg bei uns haben, und untersuchen, ob die Wunde tödtlich ist oder nicht.

Die Rittmeisterin hatte den redlichen Mann mit stiller Resignation angehört, es galt ihr in diesem Augenblick gleich, ob es Leben oder Tod gab; aber sie dachte an Felix und Helena und nickte dem Manne zu, sein Werk in Ausführung zu bringen.

Als sie in ihr Zimmer trat, ging Felix, Wuth und Rache schäumend, mit starken Schritten darin auf und ab, er hatte ihren Hülferuf gehört und das Zimmer nicht verlassen dürfen. Als er nun die Mutter erblickte, als er ihr todtenbleiches Antlitz und ihre zerrissenen Kleider sah, da wollte er mit der geladenen Pistole hinaus, er wollte das Ungeheuer niederschmettern und dann in demselben Augenblick das Haus verlassen, den Kaiser Napoleon aufsuchen und sich selbst bei ihm anklagen. Die Rittmeisterin gebot ihm aber zu bleiben und sich zu beruhigen.

Nach einer Stunde war der Kapitän nothdürftig verbunden und wieder in's Leben zurückgerufen; ob indeß die Wunde lebensgefährlich war oder nicht, konnten diejenigen, die dabei gewesen waren, nicht bestimmen. Die Rittmeisterin aber sandte ein stilles Dankgebet zum Himmel, als sie hörte, daß er noch am Leben sey und sie nicht zur Mörderin an ihm geworden war.

Die Nacht, eine der schrecklichsten, die je in diesem Hause verlebt worden war, ging unter ängstlichem Zagen und Sorgen für die nächste Zukunft hin. Tausend Pläne, was man wohl zu thun oder nicht zu thun habe, wurden entworfen und wieder verworfen.

Von dem Korporal, der später auch in diesem Zimmer erschien und als ein gesitteter Mann, der den innigsten Antheil an dem Schicksale der unglücklichen Frau nahm, erfuhr man, daß der Kapitän schon seit einer Reihe von Jahren in Paris als Journalist ein kümmerliches Leben geführt und sich

erst seit einem Jahre als Lieutenant in diesem Freikorps habe annehmen lassen.

Es war schon nach Mitternacht. Der Kapitän lag in einem heftigen Wundfieber und konnte nur einige ziemlich unverständliche Worte hervorbringen, seine Sprachorgane mochten stark verschwollen seyn. An dem Korporal merkte man eine außerodentliche Unruhe, er schien neben seiner Pflicht auch das Wohl der Rittmeisterin im Auge zu haben. Er forderte Dinte, Feder und Papier und schrieb einen Rapport an den Major; doch kaum hatte er ihn vollendet, so zerriß er ihn auch schon wieder und warf die Stücke im Zimmer umher. Stirbt der Bösewicht noch in dieser Nacht, dachte er, so läßt sich vielleicht eine List ersinnen: man könnte behaupten, er habe sich selber entleibt, die Welt und auch der Kaiser verliert nichts an ihm; bleibt er aber am Leben, wie dann? Nach einer Weile stillen Nachdenkens bat er Felix, ihn mit seiner Mutter einige Augenblicke allein zu lassen, worauf er derselben seine Gedanken mittheilte.

Sie sind sehr gütig, entgegnete die Rittmeisterin, und Ihre Theilnahme an meinem Unglück thut meinem Herzen unendlich wohl, indeß weiß ich Ihnen doch keinen Rath zu geben, sondern muß erwarten, was das Schicksal über mich bestimmt. Wenn indeß die Sache mit Recht und Gerechtigkeit behandelt wird, so muß meine Behauptung, daß ich den Kapitän nicht habe verwunden, noch weniger habe tödten wollen, daß ich ihn mit der Todeswaffe nur habe von mir zurückhalten wollen, und daß er durch seine unzüchtige, gewaltsame Umarmung den Stich selber veranlaßt hat, mich von jeder Strafe freisprechen. Was nützt es mir aber, wenn mich auch alle Gerichte freisprechen, was nützt es mir, wenn er stirbt, der Gedanke, an dem Tode eines Menschen, und wenn auch des Schlechtesten, dem noch immer Zeit zur Buße und Besserung geblieben wäre, schuld zu seyn, wird ewig wie ein fressender Wurm an meinem Herzen nagen; ich bin also nichts weiter, als ein beklagenswerthes Weib, dessen Lebensplan jener Nichtswürdige zertrümmert hat. Lassen Sie sich deßhalb in der Ausübung Ihrer Pflicht nicht irre machen, mein Dankgefühl aber begleite Sie bis an's Ende Ihrer Tage, und sollten Sie einmal in eine ähnliche Lage kommen, so lassen Sie sich nicht abhalten, auch ferner der Hort der Unschuld zu seyn, das edle Bewußtseyn wird Ihnen in spätern Jahren dann goldne Früchte tragen.

O hätte ich eine solche Mutter gehabt, seufzte der Korporal, küßte der Rittmeisterin ehrerbietig die Hand und verließ mit einer Thräne im Auge das Zimmer.

Mit einem von tiefen Seelenschmerz zerrütteten Gemüth saß die Rittmeisterin, in einem ähnlichen Zustande ging Felix mit verschränkten Armen langsam im Zimmer auf und ab, keiner wagte den andern in seinen Gedanken und Betrachtungen zu unterbrechen. So verging langsam, gleich dem Gange der Schnecke, eine Stunde nach der andern, und noch wollte kein Sonnenblick, auch nur auf Augenblicke, die dunkle Zukunft erhellen. Von Zeit zu Zeit zog die Rittmeisterin durch ihre Bedienten Erkundigungen über den Zustand des Kapitäns ein und zu ihrer Freude hörte sie, daß es sich mit ihm bessere, daß er seiner Sprache wieder mächtiger würde.

In dem Augenblick entstand draußen ein entsetzlicher Lärm, ein nicht unbekannter Mensch schien verfolgt und gemißhandelt zu werden. Es war, wie sich bald darauf ergab, der Sohn des wackersten Mannes im Dorfe. Er war am Abend bei seiner ihm verlobten Braut gewesen, deren Eltern sechs Mann der rüdesten Krieger der ganzen französischen Armee zu Theil geworden waren. Mit tiefer Betrübniß hatte er lange die unanständigen Liebkosungen, die seiner Braut bei den Verrichtungen ihrer häuslichen Geschäfte aufgedrungen wurden, mit angesehen; als ihm indeß die Sache zu bunt geworden, hatte er es ihnen verwiesen, und nun erst wurde die Braut vor seinen Augen umarmt. Ihr Hülferuf hatte die Hand ihres Beschützers bald mit einem Knittel bewaffnet und seine kräftige Faust hatte dazwischen geschlagen, allein sechs blanke Klingen hatten ihm eben so bald ihr Uebergewicht fühlen lassen; er hatte, um das Leben zu retten, die Flucht ergreifen müssen. In seiner Todesangst hatte er bei dem Offizier Hülfe suchen wollen. Der Korporal war hinuntergeeilt und hatte die Friedensstörer zur Ordnung verwiesen.

Solche Auftritte waren nicht geeignet, das Gemüth der Rittmeisterin zu beruhigen, ihre Angst stieg nur immer höher.

(Fortsetzung folgt.)

Die Franzosen in Algier.

(Schluß.)

Die vor uns liegenden Spitzen der Djerdjera erinnerten mich an das Schweizergebirge, und etwa eine halbe Stunde von uns entfernt, auf hohem Felsenplateau, lag eines der größten Kabylendörfer, ein Dorn in unseren Augen.

In Kabylien finden wir größere Verschiedenheiten der Bewohner unter sich selbst, als in irgend einem anderen Theile Algeriens. Hier lebt in Höhlen und Zelten aus Kameelhaaren der größte Theil des Volkes fast ganz nackt oder doch nur mit elenden Lumpen nachläßig behangen, — aber auch stattliche Dörfer, wie sonst nirgends im Lande, finden sich hier. Solche Dörfer bestehen aus einer nicht unbe-

deutenden Anzahl weißgetünchter, fensterloser Häuser in maurischer Bauart. Viele ehemals in anderen Theilen des Landes einflußreich gewesene Personen haben sich hieher zurückgezogen, um vereinigt in derartigen Dörfern an gutgewählten Plätzen verschanzt den Europäern zu trotzen, und wenn sie sich auch nicht mit Kanonen von Wällen aus vertheidigen, so geschieht dieß doch mit Felsblöcken, welche sie von den Bergen herunter den Feinden entgegenrollen.

In unserem Lager wurden Vorbereitungen zum morgigen Angriffe getroffen, denn es ließ sich eine auffallende Rührigkeit auf den umliegenden Hügeln bemerken. Der heutige Tag verstrich damit, daß wir Wäsche und Fußzeug in Ordnung richteten und Alles, was wir nicht unmittelbar nöthig hatten, fest in unsere Tornister packten.

In der folgenden Nacht waren fortwährend reitende Spahis als Botschafter zwischen den verschiedenen Lagern hin- und hergeeilt, es mußte nicht ganz richtig seyn, denn die Zelte des Generalstabes waren die ganze Nacht hindurch erleuchtet und ein reges Leben darin bemerkbar. Die prächtigen Berberhengste der höheren Offiziere waren die ganze Nacht hindurch gesattelt und gezäumt und Alles mußte sich in den Kleidern niederlegen, um beim ersten Allarmzeichen auf den Beinen zu seyn. Die Gewehre lagen geladen zu unserer Seite, damit bei allenfallsig nächtlichem Ausbruche der Feindseligkeiten keine Verwirrung entstehe und dem unangenehmen Verwechseln der Gewehre vorgebeugt sey.

Wenige Schüsse ausgenommen, welche die Kabylen abfeuerten, um uns zu necken, lief die Nacht ruhig ab; wir erwarteten bei Sonnenaufgang den Befehl zum Aufbruch, um den Kabylen zuvorzukommen, doch plötzlich ertönte das Kriegsgeschrei der Beni-Raiems.

Das auf dem jenseitigen Hügel liegende Dorf war der Sitz der anführenden Häuptlinge; es war unsere Aufgabe, uns derselben zu bemächtigen und sie zur Uebergabe zu zwingen. Während ihr Allah-il-Allah (Herr Gott ist Gott) in den Bergen erscholl, schickten wir uns an zum Aufbruche. Unsere Effekten wurden kompagnienweise auf einander gehäuft und Bedeckung dabei zurückgelassen.

In wenigen Minuten standen wir, mit weiten Trillichhosen angethan und auch im Uebrigen so leicht als möglich gekleidet, in Reih' und Glied. Erste Zuaven, dritte Turcos, zweite Legion, neunzigstes Linie! In Tirailleurs- (Scharfschützen- oder Plänkler-) Linien auseinander. Einige Eskadronen Spahis und Chasseurs d'Afrique waren uns beigegeben. Wir vertheilten uns kompagnienweise in einen weiten Halbkreis und sollten in diesen Stellungen einige Zeit lang die Manöver der Feinde beobachten, bevor Weiteres unternommen ward.

Während wir so in Gruppen beisammen auf dem Boden saßen, sprengten zwei Goums herbei, um zu melden, daß in der vergangenen Nacht eine Abtheilung unserer Truppen den Kabylen zum Opfer geworden. Wir sollten in ein nahegelegenes Thal hinabsteigen, um selbst zu sehen, was vorgefallen. Sogleich wurden mehrere Kompagnien aus verschiedenen Korps nebst einer Eskadron Spahis nach dem unsauberen Orte abgesandt.

Als wir hinkamen, lagen ihrer 150 Mann, Offiziere und Alles miteinander, im Blutbade, und zwar ohne Köpfe, denn diese hatten die Feinde mitgenommen, um sie als Sieges-Trophäen auf ihre Säbel zu spießen. Es war die Voltigeur- (Schützen-) Kompagnie unseres Bataillons gewesen, die hier auf Vorposten gelegen. Ermüdet und abgespannt von den unaufhörlichen Anstrengungen hatten die nächtlichen Wachen geschlafen und die lauernden Kabylen hatten den Augenblick benützt, um in massenhafter Anzahl sich herbeischleichend die Vorposten lautlos niederzumetzeln.

Weiter zu uns heran hatten sich die Feinde nicht gewagt, denn, wie schon gesagt, war an unseren nächtlichen Wachtfeuern, wie beim Lagern einer größeren Truppe immer, stets ein bewegtes Leben; sonst wären auch wir vor einem derartigen Angriff nicht sicher gewesen. Der scheußliche Anblick der Mordscenen hatte auf uns Eindruck gemacht und wir sannen nur noch auf Rache. Unzweideutige Spuren bewiesen uns, daß die That von demselben Stamme begangen worden sey, aus dessen Händen wir, wie ich erzählte, einige Kameraden vor dem Kopfabschneiden gerettet hatten.

Auf unser Vordringen nach dem arabischen Zeltlager kamen in gestrecktem Galopp zwei der Aeltesten uns entgegengeritten. Sie ahnten nichts Gutes und suchten darzuthun, daß ihr Lager unschuldig an der Meuchelei sey. Sie wurden jedoch als Mithelfer überwiesen und als solche für mitschuldig erklärt, worauf sie zum letzten Mittel griffen und eine Entschädigung von baaren 20,000 Franks boten.

Ihre Berathungen mit den Offizieren wurden unterdessen von unserem Geschrei übertönt, laut und einstimmig forderten wir die Vernichtung des ganzen Lagers und die beiden Parlamentäre sprengten nach den Zelten zurück.

Bunt durcheinander, Infanterie und Kavallerie stürmte auf das Lager los, dasselbe in immer engeren Kreisen umzingelnd. An Widerstand war nicht zu denken und so wurde Alles, was nicht von den kreuz und quer schwirrenden Kugeln getroffen ward, mit Säbel und Bajonnet niedergemacht.

Im Nu waren die Zelte von den Hufen der tummelnden Pferde niedergetreten; Vieh, Hunde und Geflügel stoben ängstlich auseinander und in wenigen Minuten war das Gemetzel beendet.

Nur noch eine Frau saß auf einem Steine, ein

neugebornes Kind im Arme. Mit verzweifeltem Blicke beobachtete sie die Greuelscene und, des eigenen Lebens überdrüssig, ballte sie die Faust gegen uns und schleuderte wuthentbrannt das Kind gegen einen Steinhaufen, damit es zerschmettert würde und nicht wie es in ähnlichen Fällen schon vorgekommen, in die Hände der Franzosen falle und von diesen zum Feinde der Nation großgezogen werde.

Ehre, Vaterland, Familie, Vermögen, kurz Alles hatte ihr die Katastrophe geraubt, sie saß weinend, zornentbrannt, halb ohnmächtig auf dem Steine, ein wohlthätiger Schleier der Natur verhüllte ihren Geist für immer — sie war wahnsinnig geworden. Ein Augenblick noch und eine Kugel aus dem Karabiner eines Chasseur d'Afrique durchbohrte ihr das Herz. Sterbend schien sie ihre Lebensgeister nochmals zu ermannen, denn sie stammelte noch mechanisch hervor: Allah-il-Allah! (Herr Gott ist Gott!) das et sidi Mahomed rassol Allah! (und Mahomed ist sein Prophet) war ihr auf den Lippen erstarrt.

Winter!

Ach! der Winter ist gezogen
Als ein stolzer Feind in's Land;
Matt durchwirkt mit Sonnenstreifchen
Ist sein düsteres Gewand!

Auf des Schnees Decke schreitet
Zum krystall'nen Thron sein Fuß,
Hat als Demantreif geschlungen
Um die finst're Stirn den Fluß!

Reu't es ihn, daß alle Blüthen
Er aus seinem Reich verbannt,
Weil er Eisesblumen malte
Jetzt an's Glas mit starrer Hand? —

Zornig hat er abgestreifet
Grüne Blätter — süße Frucht;
Seht, wie er nun Baum und Aeste
Weiß zu überzuckern sucht!

Läßt am kalten Himmel flimmern
Gold'ner Sternlein reiche Pracht,
Leuchtet mit der Mondesampel
Nach der Berge Silberschacht.

Doch an solchen Herrlichkeiten
Hat ein Menschenherz nicht Lust;
Nach des Frühlings Wonnezeiten
Sehnt sich die gepreßte Brust.

Und so bleibt bei allen Schätzen
Doch ein Herz erstarrt und arm,
Wenn kein Frühlingsathem ziehet
Durch den Busen liebewarm.

Gustav Stoll.

Mannigfaltigkeiten.

Am 9. September erschien in Melbourne die erste Numer der „Melbourner Deutsche Zeitung", die bisher unter dem Titel „Deutsche Monatsschrift für Australien" veröffentlicht wurde. Die Herausgeber derselben sind: W. A. Brahe, J. Kruse und H. Püttmann, — alle drei Preußen. Nach der Volkszählung von 1857 befanden sich 7934 Deutsche in der Kolonie, worunter sich 7000 Männer und nur 934 Frauen und Kinder befunden haben sollen. Die Zahl würde indessen der Wahrheit viel näher kommen, wenn sie zu 20,000 angenommen würde. In Tarrangower ist ein deutscher Verein, dessen Präsident ein Dr. Kupferberg, der Kassirer G. Böddinghaus ist und der dafür strebt, für die naturalisirten Deutschen dieselben Rechte zu erlangen, die den britischen Einwohnern zustehen. In einer Sitzung dieses Vereins am 6. Sept. wurde an die Todtenfeier Alexander von Humboldt's und an die hundertjährige Geburtsfeier Schillers erinnert. In Melbourne war die Humboldtfeier auf den 14. September Abends 8 Uhr anberaumt. Professor Damm, Dr. Müller und Professor Neumayr wollten dabei über das Leben und Wirken des großen Gelehrten sprechen, die Hrn. Vial und Siede deutsche Musik und die Liedertafel, unter Leitung des Herrn Weinritter, den deutschen Gesang vertreten. Es ist sicher erfreulich zu sehen, wie selbst in dem fernen Australien mit Ernst dahin gestrebt wird, unter den dort lebenden Deutschen deutschen Sinn und deutsche Bildung zu erhalten.

Die Wiener „Presse" erzählt folgenden Scherz: „Ein Norddeutscher wurde beim Fackelzug von einem neben ihm stehenden Wiener gefragt: „Sie, was tragen's denn da gleich nach die Trompeten?" „Schillers Banner", entgegnete der Norddeutsche. „Gehen's weg! Sie wollen mich foppen", sagte der Wiener. „Wenn's den Schiller seine Baner (Gebeine) hätten, so trageten sie's ja in einer Truchen (Sarg)."

Vor Kurzem verbrannte sich wieder eine Wittwe zu Kunghur in Indien. Die Dorfbewohner wollten sie an ihrem Vorhaben hindern, da sie sich aber vor den Verwünschungen derselben fürchteten, halfen sie zuletzt mit den Scheiterhaufen zu errichten. Die Regierung hatte Alle, welche an dem Akt Theil nahmen, zu 2—10 Jahren Gefängniß verurtheilen lassen, das Dorf mußte eine Buße von 200 Rupien zahlen und der Thanadar desselben wurde abgesetzt.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung.“

№ 280 Donnerstag, 24. November 1859.

Die Wittwen und ihre Pflegekinder.

(Fortsetzung.)

Endlich dämmerte der Morgen und nicht lange, so wirbelten die Trommeln, die zum Aufbruch riefen. Seit zwei Stunden hatte sie den menschenfreundlichen Korporal nicht gesehen, sie wußte nicht, wie es mit dem Kapitän stand; doch zu ihrer großen Verwunderung sah sie gar bald, wie derselbe, von dem Korporal und noch einem Soldaten unterstützt, zwar leichenblaß und todtmatt, die Treppe herabgeführt wurde.

Es ging hieraus hervor, daß der Korporal seinem Kapitän Vorstellungen gemacht, wie die Sache vor dem Major doch nicht zu seinen Gunsten ausfallen möchte, und er sich dieserhalb zu etwas Anderem bequemt hatte, das Wie? blieb ihr unbekannt.

Als sich die Kompagnie auf dem freien Platze vor dem Schlosse aufgestellt hatte, führte ein Knecht des Pächters ein Reitpferd vor, der Kapitän wurde hinaufgehoben, ein Sergeant stellte sich vor die Front und kommandirte zum Abmarsch. Wie ein Leichenzug ging der Marsch langsam vorwärts, und mit einem schweren Seufzer erhob sich die Brust der Rittmeisterin, sie sank auf ihre Kniee und dankte Gott, daß er diesen Leidenskelch noch einmal an ihr habe vorüber gehen lassen.

Nach Verlauf von drei Stunden kehrte der Knecht mit dem Pferde wieder zurück. Er wurde mit Fragen bestürmt, allein er wußte keine derselben zu beantworten. Man hatte den Kapitän am Thore der Stadt wieder vom Pferde heruntergehoben und ihn damit zurückgeschickt.

Jetzt trat eine Art von Ruhe ein, allein es war eine Ruhe wie nach einem schweren Gewitter, das sich erst zur Hälfte entladen hat. Eine drückende Schwüle umgab die Bewohner des Hauses noch immer, der Ausgang der fürchterlichen Katastrophe war noch unentschieden, ein Mensch wie der Kapitän, den man schon von seiner schlechtesten Seite hatte kennen gelernt, war zu Allem fähig, er konnte, ohne vor sich selbst zu erröthen, noch das größte Unglück über die reinste Unschuld verhängen.

Die Rittmeisterin war bei der Sache nichts weniger als gleichgültig, sie ahnte schlimme Folgen, indeß waren, nach den reiflichsten Ueberlegungen, dennoch keine Vorkehrungen zu treffen, man mußte der Begebenheit ihren Lauf lassen und in Geduld das Ende erwarten.

Bald erscholl die traurige Nachricht, daß der größte Theil des preußischen Landes mit französischen Truppen überschwemmt sey, daß Berlin in ihren Händen und der Hof sich nach dem östlichen Theile des Landes zurückgezogen habe.

Felix wurde bei dieser Nachricht etwas kleinlaut, seine Begriffe von dem neuen Kaiser der Franzosen bekamen eine andere Richtung; aber dennoch setzte er sein Vertrauen nur auf ihn.

Unter immerwährender Unruhe, unter ängstlicher Erwartung der Dinge, die da kommen möchten, verging ein Tag nach dem andern, der sonst so stille häusliche Friede war zertrümmert, mit Sorgen legten sich die friedlichen Bewohner schlafen, mit Sorgen standen sie wieder auf, und dieß Alles hatte ein einziger Mensch, ein Verwandter veranlaßt.

Drei Wochen waren nach jenem Schreckenstage verflossen, man dachte über die Vergangenheit schon mit mehr Ruhe nach, und sah der Zukunft muthiger entgegen, denn es ließ sich da erwarten, daß der Kapitän von seiner empfangenen Wunde geheilt, daß er vielleicht selber Ursache habe, die Sache mit Stillschweigen zu übergehen, und somit Alles nun in ewige Vergessenheit begraben sey. Dem war indeß nicht so, die nächste Zukunft hatte der edelsten Frau noch sehr kummervolle Tage aufgespart.

Ein trüber Novembertag, an welchem ein heftiger Nordwind kalte Regentropfen gegen die Fenster schlug, war der Letzte, den die Rittmeisterin in ihrem friedlichen Hause, im Kreise der Ihrigen verleben sollte.

Es war um die Mittagsstunde, als ein Wagen, von zwei Husaren in fremdartiger Uniform begleitet, vor dem großen Hause hielt. Die Rittmeisterin, so wie auch Helene, waren auf den Hufschlag fremder Pferde an's Fenster geeilt. Beide erbleichten aber

bei dem Anblick dieses fremden Besuches, der, wie leider zu errathen war, Niemand anders als ihnen galt. Ein Mann in bürgerlicher Kleidung, in einen Mantel gehüllt, stieg aus dem Wagen, warf einen flüchtigen Blick auf das mächtige Haus und schien demnach mit sich und seiner Gesandtschaftsreise zufrieden zu seyn. Er sprach hierauf einige Worte zu seinen Begleitern, und trat dann die steinernen Stufen, die zu der großen Flügelthür führten, hinauf. Indem er die Klingel zog, that auch schon ein beauftragter Bedienter von innen auf.

Komm ich hier Recht zur Frau Rittmeisterin Güldenhorn?

Ganz recht. Frau Rittmeisterin befindet sich oben in ihrem Zimmer.

Man führe mich hinauf.

Die Rittmeisterin empfing den unwillkommenen Gast in der offenen Thür, und nach einer abermaligen Frage des Fremden, ob er recht sey, wobei ihm eine Verwunderung über die Anmuth und Würde der vor ihm stehenden Frau aus den Augen zu lesen war, gab ihm die Rittmeisterin die schuldige Antwort, indem sie die Frage hinzufügte: wen sie die Ehre habe vor sich zu sehen?

Einen Bevollmächtigten der freien Stadt F., war die Antwort. Ich werde Ihnen, fuhr der Mann fort, kein willkommener Gast seyn, allein meine Pflicht fordert mich dazu auf.

Und was hat Ihre Pflicht mir kund zu thun?

Ihnen diesen Verhaftsbefehl zu produziren, und Sie zu ersuchen, mir in zwei Stunden, welche Sie zu Ihrer Einrichtung verwenden mögen, zu folgen.

Felix hatte den langen, dürren Mann, mit den kalten, herzlosen Gesichtszügen und der strengen Amtsmiene, während seines kurzen Aufenthalts genau beobachtet, er trat jetzt einige Schritte näher und legte ihm die Frage vor, wer seiner Mutter diesen Verhaftsbefehl zusende, und wer überhaupt in Deutschland in dem wohl eingerichteten preußischen Staate ein Recht habe, eine Dame, die ein bedeutendes Grundeigenthum besäße, verhaften zu lassen?

Der Fremde maß den Frager mit seinen kalten, ernsten Mienen und sagte dann: wären wir noch um einige Monate zurück, so möchte Ihre Frage nicht ganz ohne Grund seyn; allein die Zeit und die Umstände haben sich geändert, den bisherigen preußischen Staat beherrscht ein Mächtiger, den die Gesetze des Landes an nichts binden. Der Kaiser Napoleon hat zu F. ein eigenes Gericht zur Untersuchung und Bestrafung derjenigen Personen, die sich gegen seine Einrichtung in den eroberten Ländern, oder deren Vollstrecker vergangen haben, eingesetzt, und diesem ist Ihre Frau Mutter unterworfen. Dem zufolge bin ich beauftragt, Ihre sämmtlichen Schriften und Papiere unter Siegel zu nehmen und sie an Ort und Stelle abzuliefern. Sie dürfen jedoch mit Zuversicht darauf rechnen, daß Sie nach Beendigung des Prozesses Alles in bester Ordnung zurück erhalten, auch ein, Ihrer Person und Ihren Verhältnissen angemessenes Lokal Ihnen eingeräumt werden wird.

Ist denn dieser Verhaftung, sagte die Rittmeisterin, die sich, indem sie sich nicht mehr auf den Beinen zu halten vermochte, niedergesetzt hatte, durch eine annehmliche Kaution nicht zu entgehen?

Da, wie ich vermuthe, entgegnete der Fremde, hier eine begangene Gewaltthat gegen einen Diener des Kaisers zum Grunde liegt, so genügt nur Ihre Person.

Und wenn diese zu vermuthende Gewalthat nicht durch Zeugen widerlegt werden kann, wie dann?

Ich bin nicht befugt, hier ein Urtheil zu sprechen, entgegnete achselzuckend der Fremde, auf jeden Fall dürfen Sie jedoch auf strenge Gerechtigkeit Ihrer Richter rechnen.

Mutter! sagte da Felix, indem er ihre Hand an seine Lippen drückte, verzagen Sie nicht, fügen Sie sich in das Unvermeidliche und bedenken Sie, daß der Gewalt sich Jeder fügen muß; bedenken Sie aber auch, daß ein Gott über die Unschuld wacht, und Sie einen dankbaren Sohn in der Freiheit zurücklassen, der den Weg zum Kaiser Napoleon schon finden wird.

Du hast recht, mein Sohn, sagte da, sich ermannend, die Rittmeisterin, ich will auch nicht verzagen, sondern, so schmerzlich es mir auch seyn wird, mich von Euch zu trennen, doch muthig meinem Geschick entgegengehen. Man hat unter allen Völkern der Erde noch Menschen gefunden, die Frauenehre und Frauentugend zu schätzen wußten, warum sollte man dieses Pflichtgefühl nicht auch in dem neuen Beherrscher der Franzosen suchen dürfen; und nur mit dem Bewußtseyn, meine Ehre beschützt zu haben, werde ich vor meine Richter treten. — Gehe zum Herrn Pfarrer, sage ihm, was sich hier zugetragen, und bitte ihn, hierher zu kommen, indem ich mich mit ihm noch zu besprechen habe, auch den Pächter, Herrn Müller, bitte zu mir.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Treppe hoch.

Novelle von Theodor Steffens.

In einem äußerst elegant eingerichteten Empfangszimmer der geräumigen Belle-Etage, welche der Geheime Rath Biegenack bewohnte, saß die Geheime Räthin mit ihrer ältesten Tochter, Sophie, in wichtigem Zwiegespräch. Es galt die Feststellung der

Einladungsliste für einen Abend mit „Thee und Musik,“ wozu nothwendiger Weise die Karten schon acht Tage vorher versandt werden mußten.

Der Geheime Rath Birgenack war ein einflußreicher Mann. Er stand in großem Ansehen bei seinem hohen Chef, in dessen Ideen er stets fügsam einzugehen wußte, der ihn deßhalb mit den wichtigsten Sachen betraute, — und für dessen „rechte Hand“ er daher allgemein gehalten wurde. Kein Wunder, daß seine Kollegen, obgleich sie nicht immer mit seinen Ansichten und noch weniger mit den Wegen zu seinem Ziele übereinstimmten, doch eine gewisse Scheu vor ihm hegten und ihn überaus rücksichtsvoll behandelten, daß seine Untergebenen ihn fürchteten und daß er „in der Gesellschaft“ eine gewisse „höhere Stellung“ einnahm. Er gefiel sich um so mehr darin, diese Rolle eines „Mächtigen“, nach Umständen eines Protektors oder eines Richters und Rächers, nach außen hin zur Geltung zu bringen, als er im Innern seines Hauswesens einer gleichen Autorität sich nicht erfreute. Er hatte, durch ein gefälliges Aeußere und etwas gesellschaftliche Routine bestochen, ein Mädchen ohne alle wahre Bildung des Geistes und Herzens geheirathet, und war dann sehr bald seiner Häuslichkeit entfremdet worden, während seine Gattin, durch die Aufmerksamkeiten verwöhnt, welche man ihr, der Stellung ihres Mannes wegen, namentlich in den letzten Jahren zu Theil werden ließ, einen ihr angebornen Selbstdünkel und ihre Neigung für äußeren Glanz mehr und mehr ausgebildet hatte, so daß sie sich zuletzt für eine überaus bedeutsame Persönlichkeit alle ihre Ideen und Meinungen für lautere Weisheit und jeden Widerspruch dagegen für eine Beleidigung hielt. Da sie, wie bemerkt, Routine genug besaß, um Fremden gegenüber nur die angenehmsten Seiten zur Schau zu tragen, die ihr ferner Stehenden überhaupt ja auch keine Veranlassung hatten, ihr in irgend etwas ernstlich entgegen zu treten, so hatte sich bei ihr die fixe Idee ausgebildet, daß nur ihr Gatte sie nicht verstehe, sie nicht zu schätzen wisse, — daß sie die ganzen Sorgen des Haushalts, der Kindererziehung u. s. w. übernehmen müsse, und daß er dagegen sich entweder um gar nichts bekümmere, oder Alles falsch mache. Er hatte allerdings früher versucht, sie von ihrer eigensinnigen Rechthaberei zurückzubringen; doch einige heftige Scenen, verbunden mit Ohnmachten, Weinkrämpfen und bitteren Vorwürfen über seine „Tyrannei“ hatten ihn bald bewogen, das Heft aus den Händen zu geben und „um des lieben Friedens“ willen sich in Allem dem Befehl seiner Gebieterin zu fügen. Da er dann bei dem Mangel häuslichen Glücks mehr und mehr in die Sucht, Carriere zu machen, hineingedrängt war, hatte er übrigens auch bald gar nicht mehr Zeit übrig, sich viel um die eigenen Familien-Angelegenheiten zu kümmern, und er fand in seiner amtlichen Thätigkeit einen mit Freuden benutzten Vorwand, weßhalb er „alles Uebrige seiner Frau überlassen müsse.“

Wie es bei solchen Verhältnissen von früh an mit der Erziehung der Kinder aussah, läßt sich leicht denken. Der älteste Sohn, jetzt 24 Jahre alt, Referendar, ging von jeher völlig seine eigenen Wege, kümmerte sich seit lange nur noch um seinen Vater, wenn er dessen Verwendung bei irgend Jemandem brauchte, und um seine Mutter, wenn er Geld nöthig hatte, da sie diese Angelegenheit besorgt; — nahm übrigens stets eine Art dominirenden, bald wegwerfenden Tones an und hielt sich bereits für einen „der höheren Carriere angehörigen Staatsdiener.“

Die älteste Tochter, Sophie, im Alter von 22 Jahren, war ihrer Mutter sehr ähnlich, im Aeußern wie im Innern. Sie hatte eine schöne Figur, die sie mit einer gewissen imponirenden Haltung trug, und sie besaß regelmäßige und angenehme Gesichtszüge, in denen Jugend, verbunden mit einer sehr einnehmenden Lebendigkeit im Gespräch dasjenige zum Theil ersetzte, was ihnen an geistigem Ausdruck abging. Dabei hatte sie, — von früh an in eine bunte Geselligkeit eingeführt, — sich eine vollkommene äußere Politur des Wesens, eine sichere Beherrschung des gesellschaftlichen Taktes zu eigen gemacht, vermöge deren sie Jedermann beim ersten Begegnen für sich zu gewinnen wußte, und zwar um so mehr, als ihr die angeborne Weise zu Gebote stand, durch eine gewisse naive Offenheit und durch scheinbare Gutmüthigkeit selbst Leute zu bestechen, welche — wäre ihnen eine genauere Prüfung möglich gewesen — ihr Denken und Handeln keineswegs gebilligt haben würden. Sie war nicht ohne Anlagen, hatte dieselben aber in keiner Art gründlich ausgebildet und zuletzt nur für die Zwecke des äußeren Genusses dienstbar gemacht: sie hatte eine volle, angenehme Stimme, ein gar nicht ganz gewöhnliches Talent für das Pianoforte, — doch sie fand es viel zu langweilig, die edle Kunst mit Ernst zu studiren, und sie musizirte nur, um Beifall einzuernten, nicht aus wahrem, innern Genuß; — sie zeichnete und malte, — allein sie war trotz aller Warnungen ihres berühmten Lehrers leicht über die Anfangsgründe hinweggegangen und ärgerte sich jetzt im Stillen, daß sie keinen Strich richtig machen konnte; — sie sprach geläufig französisch, auch leidlich englisch, — aber sie konnte weder in der einen noch in der andern Sprache richtig schreiben und lesen, ihr fehlte mit einem Worte alle und jede wirkliche Bildung, da sie niemals ernsthaften Unterricht genossen hatte, sondern von einer „Anstalt“ zur andern gesandt und stets bald wieder fortgenommen worden war, — natürlich nicht, daß sie

die Schuld davon getragen hätte, sondern — weil angeblich die Lehrer nichts taugten.

(Fortsetzung folgt.)

Kunst und Literatur.

Von der im Verlage von Meidinger Sohn u. Komp. in Frankfurt a. M. erschienenen „Illustrirte Kriegsgeschichte unserer Zeit", dargestellt von Theodor Mügge, liegen nun die 5. und 6. Lieferung vor uns. Dieselben enthalten eine Darstellung der Schlacht bei Solferino, mehrere diplomatische Aktenstücke, die Tagesbefehle der beiden kriegführenden Kaiser an ihre Armeen, den Waffenstillstandsvertrag von Villafranka und zuletzt unter dem Titel „Waffenstillstand und Frieden" ein politisches Resumé des Herrn Verfassers, in welchem er die Haltung Preußens vor und während dieses Krieges zu vertheidigen sucht. Die 5. Lieferung enthält außerdem auch noch einen Plan von Venedig und die Porträts von Wimpfen und Mac-Mahon.

Obwohl wir uns mit mancher Rechtsdeduktion und Schlußfolgerung des Hrn. Verfassers am Ende des Werkes vom Standpunkte des Gesammt-Vaterlandes nicht einverstanden erklären können, so können wir doch nicht umhin, wie auch früher, die ganze Compilation dem Publikum zu empfehlen, da dieselbe ein klares Bild über diesen kurzen, jedoch so zukunftreichen Theil Weltgeschichte liefert.

Mannigfaltigkeiten.

In Stockton läßt die englische Regierung gegenwärtig zur Truppenbeförderung auf den Flüssen Indiens einen Dampfer bauen, welcher der größte Flußdampfer der Welt seyn wird. Seine äußerste Länge beträgt 375, seine Breite 46 Fuß, und die Maschine wird 100 Pferdekraft vertreten, vermittelst deren das Fahrzeug eine Geschwindigkeit von 14 Meilen in der Stunde machen soll. Es befinden sich an Bord Schlafstätten für 800 Mann, die nach den neuen Verbesserungen gelüftet werden; ferner zwei Hospitalräume, und auf dem Oberdeck zwei Häuser für je hundert Mann, wie sie auf allen amerikanischen Flußdampfern vorkommen. Vollständig befrachtet, soll dieser Transportdampfer nicht über zwei (?) Fuß Tiefgang haben. Er wird in einem Monat fertig seyn, und dann nach der Themse geschafft werden, wo verschiedene Probefahrten mit ihm angestellt werden sollen.

Ein in Nizza wohnhafter Neffe Sir R. Peel's hat sich dieser Tage aufgemacht, um ein Testament aufzufischen, welches seit 1856 auf dem Meeresgrunde liegen soll. Es ist das des Lords Egerton, der sich auf dem Dampfer „Ville de Grasse" eingeschifft hatte, welcher bei den Hyerischen Inseln Schiffbruch litt. Der Lord rettete sich zwar, allein ein großer Theil seiner beweglichen Habe wurde von den Wellen verschlungen. Darunter soll sich auch jenes Testament befunden haben, wodurch sein Neffe, Sir Eduard Egerton, der auch Sir Robert Peel's Neffe, zum Erben eingesetzt wurde. Dieser hat sich nun mit einer Gesellschaft in Verbindung gesetzt, welche die „Ville de Grasse" wieder an's Tageslicht fördern will. Findet sich das Testament, so will ihr Sir Eduard von den 32 Millionen, welche die Erbschaft beträgt, 5 auszahlen.

Im August ist Herr Stuart nach sechsmonatlicher Abwesenheit wieder nach Adelaide zurückgekehrt. Er war mit 2 Begleitern, wenig Gepäck und 4 schlechten Pferden auf die Erforschung des Innern Australiens ausgegangen. Er suchte zunächst die von ihm früher benutzte Straße wieder auf, und in gleicher Richtung fortwandernd, erreichte er eine herrliche wasserreiche Gegend, etwa 300 englische Meilen von dem Punkte, zu welchem Babbage und Warburton vorgedrungen waren. Die schönen Gefilde sind von 100 bis 150 Fuß hohen Hügeln begränzt, deren Gipfel das reinste Wasser in das Thal senden, welches in zahlreichen Flüssen nach Osten strömt. Einer dieser Flüsse soll 3 englische Meilen breit seyn, und längst derselben hat Herr Stuart fruchtbare Gefilde gefunden, so weit er sie verfolgte. Er glaubt, daß diese Flüsse sich in einen großen Binnensee ergießen. Er hat Pflanzen, Samen und Mineralien mitgebracht. Unter Letzteren sind kostbare Steine, auch hält er einen großen Theil der neuentdeckten Länder für goldhaltig.

Die „Bayer. Landbötin" schreibt: „Erfreulich ist es, daß bei uns ernstlich an die Verbesserungen im Heerwesen geschritten wird, denn daß man hierin in Frankreich nie rastet, beweist die von Kaiser Napoleon neu erfundene Revolver-Kanone, die aus drei gußstählernen Röhren besteht, welche sich, wie die im Krimfeldzuge so treffliche Dienste leistenden bekannten Pistolen, durch einen Federdruck drehen und ein so rasches Feuer gestatten, daß aus einer Revolverbatterie von acht Geschützen in $1\frac{1}{4}$ Minuten 24 und in einer Stunde gegen 1000 Schüsse gemacht werden können." (??)

Redakteur: Gustav Neffert.
Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 281 Freitag, 25. November 1859.

Die Wittwen und ihre Pflegekinder.

(Fortsetzung).

Als der Pfarrer und der Pächter erschienen waren, und dieselben mit dem, was ihr bevorstehe, bekannt gemacht waren, und ihr Mißbehagen darüber geäußert hatten, erschloß sie ihr Bureau und bat den Bevollmächtigten, näher zu treten und sich von ihren Schriften auszuwählen, was ihm beliebe. Dieß hier sind meine Rechnungsbücher, wie ich sie, über Einnahme und Ausgabe, schon seit zwanzig Jahren, im Auftrage meiner theuren Pflegemutter, der verstorbenen Frau Amtsräthin Eiche, geführt. — Dieß hier, ist eine Abschrift von dem Testamente meines verstorbenen Gatten, des Rittmeisters Güldenhorn, das Uebrige sind ebenfalls Briefe und sonstige Schriften von ihm. — In dieser Schieblade befindet sich eine Abschrift von dem Testamente meiner Pflegemutter, der Amtsräthin Eiche.

Dieß war also, fragte verwundert der Fremde, das schöne Gut des Amtsrath Eiche?

Ja.

Und wer ist jetzt Besitzer davon?

Durch dieß Testament bin ich unbeschränkte Besitzerin desselben.

So, so, sagte gedehnt der Fremde und packte alle Schriften sorgfältig zusammen.

Kannten Sie den verstorbenen Amtsrath?

Nein. —

Während der Fremde mit seinen Luchsaugen noch alle Papiere durchstöberte und Alles zurecht legte, zog der Pfarrer ein Zeitungsblatt aus der Tasche, zog Felix ans Fenster und sagte: wir leben in einer sehr unglücklichen Zeit, in welcher alle Gerechtigkeit in unserm lieben Preußenlande aufgehört hat, der Kaiser Napoleon schaltet und waltet hier mit unumschränkter Gewalt. Da hat er den Fürsten von Talleyrand von Paris nach Berlin kommen lassen, und dieser führt, wie Sie hier lesen werden, eine Sprache, wovor jedem ehrlichen Landeskinde die Haut schaudert: — Er sagt zu den preußischen Bevollmächtigten, daß der Kaiser in seiner Politik unveränderlich sey, er wolle sich weder vergrößern, noch seine Nachbarn unterdrücken, sey aber entschlossen, seine Eroberungen nur herauszugeben, um Frieden zu schließen. Das Waffenglück habe Preußen in seine Hände geliefert, aber er stehe bereit, in einen Vergleich zu treten, wenn England die Frankreich und seinen Bundesgenossen entrissenen Kolonien wieder ausliefere, Rußland seiner Botmäßigkeit über die Wallachei und Moldau entsagen wolle und die Türkei in alle ihre Rechte wieder eingesetzt werde, dann wolle er sogleich die eroberten Provinzen zurückgeben. — Wie ist das möglich, lieber Felix, wie ist das möglich, ich bitte Sie. Wir sind verlorne Menschen, der fremde Machthaber schaltet über uns, wie es ihm beliebt, und wir müssen schweigen und dulden.

So wie die Aussichten jetzt sind, entgegnete Felix, so ist freilich Vieles zu befürchten, allein das wird nicht so bleiben, der neue Kaiser hat für Frankreich schon zu viel gethan, als daß man nicht auch hier manches Gute von ihm erwarten sollte, und so tief es mich auch schmerzt, die geliebte Mutter einer so harten Prüfung unterworfen zu wissen, so ist es doch gewiß auch nichts weiter. Sobald die Mutter uns verlassen hat, so verlasse auch ich diesen Ort und suche den Kaiser auf. Mit den Verhältnissen und den Veranlassungen zu diesem Gewaltstreiche vollkommen unterrichtet, werde ich mit dem Kaiser reden, und ehe Sie sich versehen, ist die Mutter wieder hier, ist gerechtfertigt, und jener Elende, der mich einen Bastard genannt, soll seinem Richter nicht entgehen.

Der Pfarrer schüttelte bedenklich den Kopf. Es ist ein Franzose, dachte er, er ist nicht dazu zu bewegen, seinem Volke abzufallen, und ich fürchte doch das Schlimmste für die vortreffliche Frau.

Der Bevollmächtigte war mit seinen Papieren in Ordnung, und wie es schien sehr zufrieden, und wenn sich gleich auch keine verrätherischen darunter befanden, so gab doch der Reichthum, wovon er die Beweise in Händen hatte, hinlängliche Gerichtssporteln.

Während sich nun die Rittmeisterin mit vieler Fassung zu einer weiten Reise und auf eine ganz

ungewisse Zeit anschickte, ließ sie ihren künftigen Begleitern ein Mahl auftischen, übergab dem Pfarrer bis zu ihrer Rückkehr ihre Tochter, und dem Pachter, nachdem sie ihn zuvor um seine Begleitung, bis zu dem Orte ihrer Bestimmung, ersucht hatte, ihr gesammtes Eigenthum.

Jetzt nahte der entsetzliche Augenblick des Scheidens, ein Augenblick, dessen unendliche Folgen kein menschlicher Verstand in einer so verhängnißvollen Zeit voraussehen konnte. Vor dem Hause, auf dem freien Platze hatte, sich das halbe Dorf versammelt, unter denen sich jedoch kein einziger Neugieriger befand, denn Allen, keinen ausgenommen, standen die hellen Thränen in den Augen. Einige Arme und schwache Alte, denen ihre milde Hand reichliche Spenden zugetheilt, lagen laut schluchzend auf der breiten Treppe, und flehten inbrünstig zu Gott, daß er ihnen ihre Wohlthäterin lassen möge.

Als sich die Rittmeisterin reisefertig angekleidet hatte, ging sie noch einmal hinab, zahlte den Armen ihre bestimmte Gabe auf zwei Monate voraus und versprach ihnen, daß, wenn sie bis dahin noch nicht zurückgekehrt, der Pächter von ihr beauftragt sey, an ihrer Statt sie zu bedenken. Dann reichte sie Allen die Hand und tröstete sie damit, daß Gott über sie walte und der Vertheidiger ihrer Unschuld seyn würde.

Ein eigener, schöner Reisewagen war angespannt, der Bevollmächtigte mußte sich gefallen lassen, mit den Schriften in seinem Wagen allein zu fahren.

Helene war in einer dumpfen Betäubung aus einem Zimmer in das andere gegangen, sie konnte sich von der Trennung der geliebten Mutter noch keinen deutlichen Begriff machen, sie glaubte den Moment nicht überleben zu können.

Mein geliebtes Kind! sagte die Rittmeisterin, indem sie Helene in ihre Arme schloß, ein ungünstiges Geschick trennt mich auf eine Zeit lang von Dir, aber wenn es auch auf längere Zeit seyn sollte, wenn vielleicht ein Raum von Zeit und Ewigkeit dazwischen liegen sollte, verzage dennoch nicht, ich bin, wo ich auch seyn mag, stets um Dich, mein Geist wird Dich umschweben. Diese beiden würdigen Männer, indem sie die Hand des Pfarrers und des Pachters ergriff, werden wie zwei Väter Dir zu Seite stehen und Dich mit Rath und That unterstützen, und Dein Bruder Felix wird nie von Deiner Seite weichen, er hat mir seine Hand darauf gegeben. Und nun lebe wohl, sey glücklich, habe stets Gott vor Augen und im Herzen, dann wird Dir der Schmerz der Trennung um so viel leichter werden.

Sie drückte noch einen herzlichen Kuß auf ihre Lippen, reichte Felix und dem Pfarrer die Hand, und faßte dann des Pächters Arm, der sie die Treppe hinab zum Wagen führte, und dann an ihrer Seite Platz nahm.

Vom dem lauten Schluchzen der Umstehenden ward der Wagen, der bald dahin rollte, begleitet, nur wenige Minuten noch, und er ward nicht mehr gesehen, nur der ungeheure Schmerz und das Andenken blieb in der Brust derjenigen zurück, die sie am meisten geliebt hatten. Den ihr nachsehenden Landsleuten war es, als ob der Sarg einer geliebten Leiche in die Gruft gesenkt würde, still weinend schlichen sie heim.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Treppe hoch.

(Fortsetzung.)

Aber bei alledem verstand Sophie, in der Gesellschaft zu glänzen, ihre Anlagen und das Wenige, was sie wirklich sich zu eigen gemacht hatte, in ein möglichst günstiges Licht zu stellen, und es gab mehr als einen jungen Mann, den ihr liebliches Aeußere und ihr angenehmes Wesen bestochen hatte, und der es versuchte, ihre Neigung zu gewinnen. Denn wie hätte er ihre Fehler entdecken können? Es ist ja so unendlich schwer, ja fast unmöglich für einen Bewerber, die wirklichen Eigenschaften eines jungen Mädchens aus eigener Anschauung und Beurtheilung kennen zu lernen! In Gesellschaft sucht Jedermann zu gefallen und sich in der vortheilhaftesten Weise zu präsentiren; der Versuch aber eines jungen Mannes, vertrauter in eine Familie einzudringen, wo eine heirathsfähige Tochter sich befindet, deutet zu klar auf seine Absicht hin, als daß nicht Tochter und Mutter genügend auf ihrer Hut seyn sollten, um alles Zurückschreckende für den Freier bei Seite zu halten. So ist jede Ehe mehr oder weniger ein gewagtes Lotteriespiel!

Die beiden nach Sophie gebornen Kinder des Geheimen Raths waren zeitig gestorben; es folgte dann ein jetzt 16jähriger Sohn, der noch das Gymnasium besuchte und sich seinen Herrn Bruder zum Vorbild nahm, und eine 14jährige Tochter, ein liebes, einfaches und dabei kluges Kind, Eigenschaften, welche vielleicht ihren Grund darin hatten, daß Marie — dieß war ihr Name — durch ihre äußere Erscheinung nicht für sich einnahm, dabei ein zurückgezogenes, fast scheues Wesen hatte und als Folge hiervon seit jeher ihren übrigen Geschwistern gegenüber zurückgesetzt worden war.

Die so eben beschriebenen Verhältnisse werden es genügend erklären, weßhalb — wie wir oben erwähnt haben — das Geschäft, eine Einladungsliste zu entwerfen, für Mutter und Tochter — und sie

allein hatten die Entscheidung, zogen höchstens noch Rath oder Meinung des Referendars mit hinzu — von der äußersten Wichtigkeit war.

Fräulein Sophie hatte die zuletzt in Gebrauch gewesene Liste zur Hand und machte bei jedem Namen, welcher in Gültigkeit bleiben sollte, ein Kreuz, während dagegen manche andere gänzlich durchstrichen und durch neue ersetzt wurden. Den Anfang dieser Listen machten stets dieselben Familien, welche „ihrer Stellung wegen" entweder der Gesellschaft Glanz verliehen, oder die man „warm halten" mußte, und deren Gegenwart man daher dringend wünschte, oder andererseits wenigstens nicht umgehen konnte; — diese Namen waren immer mit einem Kreuze geziert. Doch dann kamen die Gleichstehenden und die „sonstigen Bekannten," welche man nicht gern „beleidigen" mochte, die man doch „auch mal einladen mußte," welche man „dießmal vielleicht bequem mit abmachen konnte," ihnen zunächst die „der Unterhaltung wegen Eingeladenen": junge Leute, die „etwas vortragen konnten," die „gut tanzten" oder „immer etwas zu arrangiren verstanden" u. s. w. — und das Verzeichniß dieser Personen war der täglich schwankende Kurszettel der Gunst, welche Dieser oder Jener sich bewahrt oder verscherzt, auch wohl erst neu gewonnen hatte. Die vergangenen oder gegenwärtigen Verdienste einer jeden einzelnen Person aus dieser Zahl wurden — besonders von Fräulein Sophie, als kompetenter Richterin — strenge abgewogen, und bei diesen Namen gab sie gewöhnlich den Ausschlag.

Sie hatte das Verzeichniß der haute-volée schnell abgelesen und — während die Geheime Räthin bei den einzelnen Namen ihr „bleibt" ausgesprochen, — jene Kreuze der fortdauernden Gnade gemacht, wollte auch so eben zu dem obenbezeichneten bunten Kurszettel übergehen, als ein „Halt!" ihrer Mama etwas Wichtiges andeutete.

Wir dürfen um Gotteswillen den Sanitätsrath Neuling nicht vergessen, — sagte sie, — er und sie und eine Tochter, — drei Personen, — die Sanitätsräthin hat hier zuletzt Visite gemacht, — und er wird sicherlich einmal Leibarzt werden und Einfluß gewinnen. (Sophie hatte die Namen aufgeschrieben.) Und mit Präsident Seemann könnten wir auch wohl wieder anknüpfen; die alte Präsidentin hat sich seit einiger Zeit eine Equipage angeschafft; vielleicht holt sie uns manchmal ab, — ich fahre gern in 'ner Equipage, namentlich wenn der Diener Livre trägt. — Sie sind überdieß blos Zweie und bleiben nicht zum Abendessen, schreibe sie also auf, aber zähle sie nicht mit für die Couverts!

Und müssen wir nicht auch den Major von Toller einladen? fragte Sophie, — er ist ja wohl Karls Bataillonskommandeur.

Natürlich, natürlich! — bekräftigte die Mutter, — man muß auch die Landwehr-Verhältnisse noch im Kopf behalten! — übrigens ist es wahr, ein paar Stabsoffizier-Uniformen machen die Gesellschaft nobel aussehen! — Jetzt geh' weiter!

Sophie war bis zum Kurszettel gelangt und las: Unser Hauswirth Cartzig!

Bleibt! — sagte Mama, — der Mensch steigert uns sonst in der Miethe!

Frau von Halling und zwei Töchter! — las Sophie weiter, setzte aber sogleich hinzu: die können wir wohl weg lassen. Die Halling hat uns im vorigen Jahr blos einmal zu 'nem langweiligen Kaffee eingeladen, obgleich sie zweimal Tanz bei sich gehabt haben.

Fräulein Töchter fürchten Dich wohl! — bemerkte Mama mit höhnischem Lächeln, — mach 'nen Strich! wir wollen sehen, ob sie uns zuerst wieder bitten.

Banquier Reichermann, — fuhr Sophie fort, — mit Frau und Tochter, drei Personen, — halt! da kommt der Sohn hinzu, ist jetzt aus Hamburg zurück, soll sehr nett geworden seyn, — also vier Personen! Fräulein von Ilig, Fräulein Gohren und Fräulein Klamka! — könnten wir diese Dreie nicht fortlassen, Mutter? Diese alten Turren kommen immer zu allererst und bleiben bis auf den letzten Mann; sie sind schrecklich langweilig!

Das hilft nicht, — bemerkte Mama mit Achselzucken, — wenn wir sie nicht einladen, verklatschen sie uns über die ganze Stadt, — die müssen bleiben; auch macht die Ilig gewöhnlich Gebrauch von der ihrer Schwester zustehenden Hofequipage, und diese mit Hof-Livre vor unserer Thüre sieht gut aus.

Hauptmann von Tödter und Frau, — fuhr Sophie fort, — ist versetzt, also für zwei Personen Platz, — Banquier Pfiffiger mit Frau und zwei Töchtern, — haben Trauer, — fallen also auch fort! — Assessor Früh und Frau Professor Hertzig mit Sohn und zwei Töchtern!

Kommt die jüngste Hertzig nicht auch schon in Gesellschaft? fragte Mama.

Nun, das fehlt noch! — entgegnete Sophie, — die beiden ältesten Mädchen machen sich schon breit genug, ich danke für die Dritte! Nein das wollen wir nur lassen, — wir thun, als wenn wir nicht wissen, daß sie schon aus der Schule ist. Da sind außerdem schon junge Mädchen genug, — die beiden Stilligs, die Susemann, die drei, sage drei Warkhofers, von denen wir keine einzige auslassen dürfen, denn sie wissen alle schon, daß wir am Dienstag Gesellschaft haben. Diese abscheulichen Lohndiener erzählen dergleichen überall, und machen sich breit damit, daß sie noble Kundschaft haben.

Wie steht es denn mit den jüngeren Herren aus? fragte die Geheime-Räthin.

Assessor Friedrich, — las Sophie, — Doktor Hauser, Doktor Fieberlich — — halt! Der kann ausfallen, er soll ja mit der ältesten Freund verlobt seyn, und bleibt wohl lieber bei „seinem lieben Julchen!“ Lieutenants von Kratzer, von Pfiffig, von Neusemann, — den Letztern wollen wir auch nur lassen, nicht wahr? — Was hilft ihm sein schöner Bariton, er ist schrecklich unmusikalisch und wirft jedes Ensemblestück um, — will aber stets mitsingen; ich dächte, wir nähmen Hauptmann von Süßlich für ihn, der hat sich letztlich in der Gesellschaft bei Bärmanns meiner Protektion für kleine Aufführungen empfohlen, er singt nicht übel Tenor! — Also den setzen wir zu, gut. — Dann kommt Hauptmann von Kurzer, — den streiche ich aus, seit er 'ne Kompagnie erhalten hat, hält er sich für zu wichtig, um am Tanze Theil zu nehmen, wenigstens hat er mich die beiden Letztenmale, wo wir zusammen waren, nicht ein einziges Mal aufgefordert! — Weiter! — Assessor Schleicher!

(Fortsetzung folgt.)

Kunst und Literatur.

Im Verlage von Meidinger Sohn und Komp. in Frankfurt ist erschienen:

„Illustrirte Chemie für Hausfrauen und Gewerbsleute.“

Die erste Lieferung umfaßt in leicht verständlicher Sprache 1) die Wichtigkeit und Stellung der Chemie dem Haus- und Gewerbewesen gegenüber, 2) den chemischen Einfluß der Erdatmosphäre auf die für Haus und Gewerbe nützlichen Erdkörper, 3) die Eigenschaften und den Gebrauch des Wassers in engster Beziehung für Haus und Gewerbe, 4) das Kochen, Braten und Backen vom chemischen Standpunkte aus.

Nach dem, was bis jetzt geboten ist, scheint das Unternehmen seinem vorgesetzten Zwecke vollkommen entsprechen zu wollen.

Mannigfaltigkeiten.

Die neue Eintheilung des Königreichs Sardinien gestaltet sich wie folgt: Turin mit Aosta, Ivrea, Pinerole und Susa, (924,000 Einwohner). Genua mit Albenga, Chiavari, Levante, Savona (643,000 Einw.); Alessandria mit Acqui, Asti, Casale, Novi und Tortona (638 000 Einwohner); Cuneo mit Alba, Montovi und Saluzzo (604 000 Einwohner); Novara mit Biella, Vercelli, Valsesia, Pallanza und Ossola (573,000 Einw.); Cagliari mit Iglesias, Isili, Oristano, Alghero und Lanusei (328,000 Einw.); Ciamberi mit Altsavoyen, Moriana und Tarantasia (270,000 Einw.); Annecy mit Chiablese und Fossigny (252,000 Einw.); Nizza mit Oneglia und S. Remo (248.000 Einwohner); Sassari mit Caglieri, Nuoro, Ozieri und Tempio (246 000 Einw.) Die Lombardei theilt sich in 9 Provinzen: Mailand mit (800,000 Einw.); Brescia mit (453,000 Einw.); Como mit (352,000 Einw.); Bergamo mit (410,000 Einw.); Pavia, Mortara, Voghera und Bobbio mit (400,000 Einw.); Cremona mit (450,000 Einw.); und Sondrio mit (103,000 Einwohnern). Der Gesammtstaat zählt demnach 7,706,000 Einwohner.

Mit dem Schiller-Festzug in Karlsruhe am 10. November hatten sich die Polytechniker in der für diesen Festtag allein richtigen Idee geeinigt, nach Landsmannschaften geordnet an dem Zug theilzunehmen und es war ein prächtiger Anblick, hinter ihren schön kostümirten Bannerträgern mit Landesfarben und Landeswappen die jugendlich kräftigen Gestalten der Preußen, Oesterreicher, Hanseaten u. s. w. einherschreiten zu sehen. Doch eine Fahne war im Zuge, die hat wohl Mancher mit der Schamröthe erbitternden Schmerzens begrüßt; es war eine kleine Schaar, und ihnen voran zog das Banner Schleswig-Holsteins in dichten Trauerflor gehüllt. Das sprach beredter als Worte.

[Zur Geschichte des Leuchtgases.] Das Leuchtgas ist erst seit 1812 in London, seit 1820 zu Paris in Gebrauch und in London bereits so sehr Bedürfniß, daß die Röhren von einer der 14 Gasbeleuchtungs-Gesellschaften, die es in London gibt, 30 Meilen lang sind und die weiteste Gaslampe 1½ deutsche Meile von der Gasfabrik entfernt ist. London verbraucht 4 Millionen Schäffel Steinkohlen, die an 3000 Millionen Kubikfuß Gas geben.

Nach amtlichen Berichten aus Baden weisen die größten Städte dieses Landes folgende Einwohnerzahlen auf: Mannheim 26 915, Karlsruhe, 26 762, Freiburg 16,742, Heidelberg 15 597, Pforzheim 13,250, Bruchsal 7882, Konstanz 7219, Rastatt 7216, Baden 7212, Lahr 7156. —

Redakteur: Gustav Meffert.

Druck und Verlag der A. Wallau'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 282 Samstag, 26. November 1859.

Die Wittwen und ihre Pflegekinder.

(Fortsetzung.)

Es war heiliger Christabend. In der volkreichen Stadt, in welcher sich die Rittmeisterin als eine Gefangene befand, war lebhaftes Treiben. Tausende von Menschen aus allen Ständen wogten auf den Straßen, wovon der Eine dieß, der Andere jenes noch zu besorgen hatte, um den Kindern, der geliebten Braut, dem Vater, der Mutter, dem Bruder oder der Schwester eine heimliche Freude zu machen. Die Kaufmannsläden alle waren noch hell erleuchtet und überall sah man noch Käufer. Hier und da sah man schon einen Christbaum, mit unzähligen Wachskerzen und feinem Backwerk, vergoldeten Aepfeln und welschen Nüssen verziert, in hellen Flammen stehen, überall war Lust und Freude; nur in dem Hause des Senators Eiche war im zweiten Stock ein einziges Zimmer mit einer Lampe spärlich erleuchtet; in diesem saß einsam im stummem Hinbrüten der Senator. In einem andern, welches nach hinten hinaus ging, saß der junge Doktor Ferdinand Rose, auch Eiche genannt, des Senators Stiefsohn. Der junge Mann, Felix von Saint-Hilaire's Freund, dessen Bekanntschaft wir schon auf der Universität zu Heidelberg gemacht haben, hatte im Laufe des verflossenen Sommers seine Examen gemacht, war unter die Zahl der praktischen Aerzte aufgenommen und hatte sich durch ein freundliches, liebevolles Wesen, durch seine herzliche Theilnahme bei seinen Patienten, so wie durch seinen unermüdeten Fleiß viele Freunde erworben; er zählte an diesem Abende schon an vierundzwanzig angesehene Familien, die ihm als Arzt ihr Vertrauen geschenkt, und denen er mit Glück auch schon bewiesen hatte, daß er seine Zeit nicht müßig verbracht, sondern sie zum Wohle seiner Mitmenschen angewendet hatte. Demnach sah Ferdinand Rose einer recht freundlichen Zukunft entgegen; aber wie das Glück eines Menschen oft durch Andere getrübt wird, das mußte Ferdinand durch seinen Stiefvater, den Senator Eiche, auch erfahren. Jeder Andere, mit einem leichtsinnigeren Charakter wie er, würde sich um das Thun und Treiben und die verdienten Schicksale eines ihm zugeführten Stiefvaters wenig bekümmert haben, allein das war ihm nicht möglich, er wurde bei dessen Namen genannt und die Ehre seines Hauses lag ihm zu sehr am Herzen.

Er hatte, von den Geschäften des Tages ausruhend und sich um die Freuden der heiligen Christfeier wenig kümmernd, schon eine Stunde in seinem Zimmer gesessen, hatte aber keine Beschäftigung finden können, die ihm für diesen Abend zusagte. Die allerlei seltsamen Gerüchte, die zweideutigen Gespräche, die sich in der Stadt über den Stiefvater seit einiger Zeit verbreitet, hatten ihn verstimmt, er war nicht heiter. Da ging leise die Thüre auf und ein alter, sechzigjähriger Diener trat herein. Störe ich, Herr Doktor? fragte der greise Mann.

Nein, Jakob, Du störst mich nicht, tritt näher und nenne mich wie sonst, Ferdinand, denn Du bist über zwanzig Jahre früher hier im Hause gewesen, als ich, hast den lieben Großeltern gedient, hast die theure, unvergeßliche Mutter und mich, deren Sohn, auf Deinen Armen groß gewartet, darum nenne mich immer Ferdinand.

Nein, Herr Doktor, das geht nicht mehr, Sie sind ein gelehrter Herr geworden, von dem die ganze Stadt mit Liebe und Achtung spricht, ich bin nichts weiter, als ein alter, ehrlicher Mann. Sie wissen, Herr Doktor, wie ich mir schon früher achtzig Thaler redlich erspart und mich dafür auf die fromme Stiftung zum St. Georgenhofe eingekauft habe, und wie ich abermals ein hundert Thaler erspart, die mir der Herr Senator aufbewahrt. Von den vier Thalern Zinsen, Sie wissen, ich rauche gern Morgens und Abends eine Pfeife Tabak, gedenke ich diese Kosten zu bestreiten.

Du bist immer ein guter Haushälter gewesen, ich weiß es, aber bis Du nach dem St. Georgenhofe gehst, da hat es noch Zeit, nicht wahr, Jakob?

Ich denke, mit dem Antritte des neuen Jahres will ich mich nun in meine Verbannung — denn so betrachte ich die fromme Stiftung — hinbegeben.

Aber warum denn jetzt schon? Du bist ja noch stark und rüstig, kannst Deine Dir obliegenden Geschäfte noch recht gut verrichten, und wenn Du sie nicht mehr verrichten könntest, wer wird Dir Zwang auferlegen?

Meine Geschäfte? o ja, Herr Doktor, das könnte ich noch. Ich bin nun vierundvierzig Jahre hier im Hause, kam als ein Bursche von sechszehn Jahren hierher, habe jederzeit meine Pflicht treu und redlich erfüllt, und dachte, man würde einst meine Leiche aus diesem Hause tragen, aber —

Nun? fragte der Doktor.

Ach, Herr Doktor, wenn ich noch so an die früheren Zeiten denke, da blutet mir das Herz in der Brust. Als vor einigen zwanzig Jahren Ihr Herr Vater, der Herr Syndikus, hier ins Haus kam; da war überall, in jedem Winkel des Hauses, der Segen des Herrn zu sehen, und jetzt — Das vor sieben Jahren im Feuer aufgegangene Hintergebäude liegt bis heutigen Tag noch in Schutt und Asche, in dem stehengebliebenen Flügel nisten Eulen und Fledermäuse, und die Vorübergehenden sehen mit spöttischen Blicken daran hinauf.

Das ist leider wahr, aber hat es Dir schon an etwas gefehlt?

Nein, Herr Doktor, bis jetzt noch nicht, aber es wird eine Zeit kommen, wo der Herr Senator keines Dieners mehr bedarf.

Nun, was hast Du denn gehört, was spricht man in der Stadt von dem Senator? ich erfahre, wie das wohl natürlich ist, nichts, mir verheimlicht man es aus Schonung.

Lassen Sie mich davon schweigen, es ziemt einem alten Diener nicht, über die Verhältnisse seiner Herrschaft zu sprechen, aber so viel weiß ich gewiß, lange werden wir hier nicht mehr im Hause wohnen.

Nun, dann bleibst Du bei mir, Jakob. Ich verdiene freilich mit meiner Praxis so viel noch nicht, um mir einen Diener halten zu können, aber meine Großeltern haben mir ein hübsches Vermögen hinterlassen, wovon es mir möglich seyn wird, einen alten treuen Diener bei mir zu behalten.

Verwaltet der Herr Senator das Vermögen?

Ja.

Armer junger Herr! wohl Ihnen, daß Sie ein Arzt sind und alle Tage in der großen Stadt Leute krank werden.

Was willst Du damit sagen, Jakob?

Denken Sie darüber nach, und Sie werden sich Ihre Frage selber beantworten können. Es ist mir unbegreiflich, wo all diese Reichthümer geblieben sind. Ihr seliger Herr Vater hatte kein so großes Einkommen, als der Herr Senator, und dennoch ging es weit höher hier im Hause her als später. Fast keine Woche verging, daß die lieben Verwandten und guten Freunde hier nicht an reich besetzter Tafel wären bewirthet worden. Als der Herr Senator ein Jahr im Hause war, zogen sie sich alle zurück, es ging ihm wie dem König im Evangelium, der seinem Sohne Hochzeit machen wollte, die geladenen Gäste hatten allerlei Entschuldigungen, und die Tische blieben leer. Ihre selige Frau Mutter, ach, es war eine herrliche Frau! die hat manche heimliche Thräne darüber geweint, und obgleich nun keine Gastmähler mehr gegeben wurden, so schmolz das schöne Vermögen doch mit jedem Jahre immer mehr und mehr zusammen. Ein Haus, ein Garten, ein Stück Ackerland wurde nach dem andern verkauft, es war, als ob ein böser Geist mit dem Herrn Senator hier in das sonst so friedliche Haus eingezogen wäre, kein Segen, kein Gedeihen war mehr da. Und wenn ich endlich nun auf Ihre Stiefgeschwister komme, wenn ich diese unglücklichen Würmchen betrachte, dann möchte ich vollends vor Kummer und Herzeleid vergehen. Wenn ich mir die selige Frau, die schöne, starke, gesunde, rüstige Frau denke, und Sie in der Fülle von Gesundheit sehe, und dann auf jene arme Kinder blicke, die eine und dieselbe Mutter gebar, dann — die arme Marie ist nun bald vierzehn Jahre alt, und hat mit ihren ewig triefenden Augen noch nicht das liebe Sonnenlicht gesehen, sitzt stets in einem finstern Winkel und jammert, daß es einen Stein in der Erde erbarmen möchte, und der eben so beklagenswerthe Fritz; so lange er nun der lieben Muttermilch entbehrt, ist sein elender Körper stets mit Wunden bedeckt, die kein Arzt zu heilen vermag.

Diesem Kummer denke ich abzuhelfen, sagte mit einem Seufzer der Doktor, ich habe darum eigentlich Medizin studirt. Laß uns drei Monate älter seyn, laß einen neuen Frühling beginnen, dann will ich mit Gottes Hülfe auch mein Werk beginnen.

Daß Gott Ihr Thun segnen möge, darum will ich ihn in heiliger Mitternacht, wenn der Schlaf mich flieht, anflehen; aber ich will doch nun in meine Verbannung gehen, ehe fremde Leute mir Thür und Pforte zeigen.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Treppe hoch.

(Fortsetzung.)

Wie stehst Du denn jetzt mit Assessor Schleicher? — fragte die Geheime Räthin, — es ist nicht zu verkennen, daß er sich sehr um Deine Gunst bewirbt.

Habe ich Dir noch nicht erzählt, Mama? — entgegnete Sophie völlig unbefangen; er hatte doch vor einiger Zeit, — natürlich absichtlich, — ein

Vielliebchen an mich verloren; und da hat er mir gestern einen wunderschönen blühenden Rosenstock gesandt mit einem sehr bedeutenden Gedicht. Ich werde eine von den Rosen am Dienstag Abend tragen!

Gut! — sagte Mama, — ich weiß, Du bist klug, Sophie! und wirst Dich schon zu benehmen wissen. Der Assessor ist gar keine üble Partie; er weiß sich Konnexionen zu erwerben und wird gewiß Karriere machen. Hat er denn sich irgend wie schon deutlicher ausgesprochen?

Nun, — bemerkte Sophie, — wenigstens deutlich genug, um nicht mißverstanden zu werden. Bei Gunthers letzlich sagte ich im Gespräch zu ihm, wie schrecklich für mich das Leben in der Provinz seyn würde, ohne Bälle, Konzerte, Theater, in Gesellschaft mit lauter Kleinstädtern, ohne die geringste Tournure und er klagte dann später darüber, daß er wohl nicht werde hier bleiben können, daß er sich jetzt in der Provinz doppelt unglücklich, doppelt einsam fühlen werde, daß ich ihn durch jene Aeußerung tiefer ergriffen, als ich beabsichtigt hätte, daß —

Und was antwortetest Du? unterbrach die Mama.

Nun, — fuhr Sophie fort — ich sagte ihm, er solle doch hier bleiben, hier gäbe es doch auch genug Leute, die ihn ungern missen würden, zu denen er besser passe, als zu den Kleinstädtern; — und dann warf er plötzlich, — nach einer kleinen Pause, — fast wie beiläufig und im Scherze, aber sicherlich ernstlich gemeint, die Worte ein: Sie haben mein Schicksal in Ihrer Hand, Fräulein! wenn ich hoffen dürfte, daß Sie bei Ihrem Herrn Vater ein mächtiges Fürwort für mich einlegten, so wäre ich geborgen, denn er hat zu bestimmen, ob wir auch für die Zukunft werden Duette singen können, — gleich darauf wurden wir gestört.

Ich werde noch heute mit Vater sprechen, — sagte die Geheime-Räthin entschlossen, — der Assessor wird sich sicherlich erklären, sobald er erst nur eine Stellung gewonnen hat, die ihn in den Stand setzt, Dich anständig und standesgemäß zu erhalten. Mein Gott! der Mann hat ja die gegründetsten Ansprüche auf Beförderung, warum wird denn ewig damit gezögert? Vater muß was für ihn thun! — Doch lies weiter jetzt!

Herr Fehrmann! — fuhr Sophie fort, und setzte sogleich hinzu: — eigentlich ist er ein langweiliger Peter, namentlich wenn musizirt wird; — mit seinem sogenannten klassischen Geschmack paßt er nirgendwo hin, und wenn man ihn bittet, mal etwas zu spielen, tischt er 'ne stupide Sonate auf.

Ich hätte ihn längst nicht mehr eingeladen, — sagte die Geheime-Räthin, — denn, was ist er eigentlich? ein Handlungskommis, wenn auch in einem berühmten Fabrikhause. Aber Dein Bruder Karl meint ja immer, er sey nun einmal sein Schulkamerad gewesen, und er möchte ihn nicht beleidigen."

Ich glaube, Mama! — warf Sophie hier ein — Karl hat am Ende Geld bei ihm geborgt, er braucht schrecklich viel, und Fehrmann ist allerdings gutmüthig genug, so etwas zu thun, zumal er ja von jeher mein starker Verehrer war.

Das Letztere, — bemerkte die Geheime-Räthin, — würde mich auch noch um so eher bewogen haben, ihn ganz fallen zu lassen; — was bildet der Mensch sich ein? wie kann er daran denken, Dir seine Hand anbieten zu wollen, — ha! ha! ha! das wäre wirklich prächtig! — doch im Ernste, solche Anbetung und Verehrung aus der Ferne, die sich aus der gemeinsamen Schulstube oder Tanzstunde herschreibt, kann einem jungen Mädchen wirklich schaden, indem sie andere, passende Bewerber abhält. Mich sollte wundern, wenn nicht der Assessor schon seine Gedanken über diesen „Verehrer" gehabt hätte.

Sie können sich gegenseitig nicht leiden, — sagte Sophie, — das ist mir längst klar gewesen!

Und ich kann diesen Herrn Fehrmann auch nicht leiden, — bemerkte die Geheime-Räthin, — er ist zwar bescheiden und hält sich sehr reliré, so daß die Leute zum Glück ihn nicht bemerken, nicht nach ihm fragen, seinen erhabenen Standpunkt als Kommis nicht kennen, — mein Gott, was würde sonst die Frau von Hochnase sagen, daß ich sie mit solcher Art Leute zusammen bringe. Ich weiß wirklich nicht, warum Karl ihn absolut eingeladen haben will. —

Ich sage Dir ja, Mama, — sprach Sophie, die sich oft mit ihrem älteren Bruder zankte, und der es dann nicht unlieb war, sich auf irgend eine Art zu rächen, — Karl hat sicherlich von Fehrmann Geld geliehen, — in solchen Fällen weiß er sich seiner früheren Schulkameraden recht zu erinnern, wenn er auch sonst die Nase über sie rümpft, er —

Du hast auch immer etwas gegen Deinen Bruder, Sophie! — unterbrach deren Mutter etwas unwillig, — ich werde ihn übrigens gelegentlich einmal fragen, ob Deine Vermuthung richtig ist, und ich will ihm lieber das Geld zu verschaffen suchen, damit er nicht gegen Niedrigerstehende Verbindlichkeiten hat. Dießmal müssen wir Fehrmann noch einladen, solche Art Leute sind gar zu leicht empfindlich und er könnte Karl Unannehmlichkeiten bereiten.

Zum Akkompagniren könnten wir wohl dießmal Herrn Richter nehmen, — fuhr Sophie jetzt fort, — der hält sich nicht für zu gut, nachher etwas zum Tanz zu spielen, während sonst die sogenannten Künstler in dem Punkte immer überaus schwierig sind; — es ist wirklich lächerlich, welche Prätensionen diese jungen Leute machen!

Das habe ich ja immer gesagt, — bekräftigte die

Geheime Räthin. — und wenn die Musik nicht ein so bequemer Lückenbüßer wäre, möchte ich am liebsten gar nichts damit zu thun haben. Diese verrückte Mode zum Beispiel mit der Symphonie-Schwärmerei hat mich schon manchmal zur Verzweiflung gebracht; man langweilt sich zum Sterben und doch gehört es mal zum guten Ton, abonnirt zu seyn und über die letzte Aufführung zu verhimmeln. Du hast Recht, Herr Richter ist noch der bescheidenste von den Herrn Künstlern. Du kannst ja auch auf ein paar Monate wieder Stunde bei ihm nehmen, so macht man's wieder gut, wenn er zum Tanze aufspielen muß!

Mit der Aeußerung dieser wohlwollenden Absicht war die spezielle Berathung über die Liste der Einzuladenden geschlossen und man ging zur beiderseitigen Toilette, zur Anzahl der Lohndiener, zur Wahl der Lichter, — ob Wachs oder Wallrath — zur Bestimmung des Soupers, der Kuchen und Eisarten, zu all den unendlich wichtigen Kleinigkeiten über, von denen das „Gelingen" der Gesellschaft oft nur zu sehr abhängt.

Nur keinen Fischsalat, Mama! — schloß Sophie die ganze Berathung, — Lohndiener Rettig hat kürzlich zu Vollberts gesagt, daß die jungen Herren keinen Fischsalat mehr haben wollten. Sie fragen ihn immer erst aus, was es zu Abend gibt, und sagen danach zu oder ab; vorigen Winter hat's überall Fischsalat gegeben, und zuletzt wollten die Herren ihn nicht mehr essen, lieber kamen sie gar nicht. —

So ward denn Pastete oder Magnonaise zum Entre bestimmt, und Mutter und Tochter gingen dann ihren sonstigen täglichen Geschäften nach.

(Fortsetzung folgt.)

Kunst und Literatur.

Im Verlage von Meidinger Sohn und Komp. in Frankfurt ist erschienen:

Das Leben der Hausthiere und ihre Stellung zur Familie, Staat und Landwirthschaft. Ein Familienbuch von H. Pösche. Mit Illustrationen.

In der ersten Lieferung behandelt der Herr Verfasser den Hund und die Katze, wobei nicht bloß die naturwissenschaftliche Seite, sondern auch die Rolle, welche beide Hausthiere in der Mythologie spielen, zur Sprache kommt. Besonders sind die Illustrationen in Irisdruck als sehr korrekt und schön hervorzuheben.

Mannigfaltigkeiten.

Im Gefolge des Erzherzogs Ferdinand Max auf einer beabsichtigten Reise nach Madeira und Brasilien befindet sich auch ein Mitglied der Novara-Expedition, der Maler Selleny. Herrn Selleny's Thätigkeit auf der Novara muß wunderbar genannt werden, wenn man ein Album von mehr als 2000 herrlichen Skizzen als das Resultat einer 28monatlichen Wanderschaft vor sich liegen sieht. Die Theilnahme des Herrn Selleny an der bevorstehenden Reise des Erzherzogs wird indeß in keiner Hinsicht das Erscheinen des beschreibenden Theiles der Novara-Fahrt verzögern, indem nicht nur von Selleny's Hand selbst bereits zahlreiche Vorarbeiten zur Illustration des genannten Werkes vollendet sind, sondern auch tüchtige Künstlergenossen, wie Laufberger, Novopazky, Seelos die Komposition von Zeichnungen aus den mitgebrachten Skizzen auf das Bereitwilligste übernommen haben. Das Werk dürfte viele Hundert Holzschnitte enthalten.

Räthsel.

Es geht ein schwarzes Zwillingspaar
Gemeinschaftlich oft manches Jahr,
Getreu und redlich theilen sie
Des Lebens Arbeit, Last und Müh.

Weilt einer still im Kämmerlein,
Will auch der Bruder bei ihm seyn,
Wenn Dieser reist, will Jener mit,
Begleitet treu ihn Schritt für Schritt.

So weit geht ihre Sympathie:
Zur selben Zeit erkranken sie,
Man trägt zum Arzte dann sie hin,
Der pfleget sie mit treuem Sinn.

Oft legt er Pflaster auf die Wund'
Und ruht nicht, bis sie ganz gesund,
Dann schickt er mit zufried'nem Blick
Zu ihrem Herren sie zurück.

Doch der behandelt sie nicht zart,
Nein oft recht grausam, roh und hart,
Sie dulden stumm Beschwerd' und Noth
Und sind sich treu — bis in den Tod.

Auflösung des Räthsels in Nr. 276:
Rosine.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung.“

№ 283 Montag, 28. November 1859.

Eine Treppe hoch.

(Fortsetzung.)

An Hof und Garten desjenigen Hauses, in welchem der Geheime-Rath Biegenack wohnte, stieß ein Flügel des Nebenhauses mit sogenannten Hof- und Hinterwohnungen und in eine derselben — gleichfalls eine Treppe hoch gelegen — müssen wir den Leser jetzt einführen. Die kleinen Räume, eine Wohn- und eine Schlafstube, hatten nicht jene prachtvollen Tapeten aufzuweisen, welche angeblich zum „Erforderniß“ einer anständigen Vorderwohnung — namentlich eine Treppe hoch — gehören, sondern waren nur mit einfachem Maueranstrich versehen; die Möbel waren alt und ihr langer Gebrauch war nicht zu verkennen; dennoch herrschte eine solche Reinlichkeit und Ordnung überall; ein solcher gebildeter Geschmack in der Benutzung einzelner, an sich unbedeutender kleiner Zierrathe, die Blumen an den Fenstern waren so sorgfältig gepflegt, der Kanarienvogel in seinem kleinen Käfig fühlte sich zwischen ihnen so glücklich und schmetterte dieß so laut in den von hohen Mauern umschlossenen Hofraum hinaus, — für ihn, mit dem Stückchen Himmel darüber, die ganze Welt, — daß man sich heimisch finden mußte in dieser Umgebung. Die eine Wand der Wohnstube nahm ein Fortepiano ein, gleichfalls alt, das zeigte schon sein Format, seine Bauart, die Form der dünnen, schwachen Füße; doch die Wachstuchdecke darüber, die Sorgfalt, mit welcher jeder Fleck an der Politur vermieden oder sogleich wieder entfernt worden war, die flachen abgeschliffenen Gläser, welche unter die Füße gestellt worden waren, um die Feuchtigkeit des Stubenscheuerns u. s. w. vom Holze abzuhalten oder auch vielleicht, um dem schwachen, ausgespielten Klange etwas an Resonnanz zuzuführen: alles deutete darauf hin, daß dieß alte Instrument stets ein bevorzugter Liebling gewesen. Ueber dem Fortepiano hingen zwei Porträts in Oel. Das eine war mit einem Immortellenkranze geschmückt, es war das Bild eines Mannes mit einem überaus wohlwollenden Ausdruck in den Zügen und mit geistreichen, sprechenden Augen; — das andere stellte eine Frau dar, die in ihrer Jugend, wenn auch nicht gerade eine Schönheit, doch eine überaus liebliche Erscheinung gewesen seyn mußte. Ja, ihr Anblick that auch jetzt noch wohl, wie sie — nun wohl 30 Jahre älter, als ihr Bild dort an der Wand, — im kleinen Lehnstuhle an dem einen Fenster saß und emsig mit der Ausbesserung von Wäsche beschäftigt war. Sie mochte im Alter von etwa 53 — 55 Jahren seyn, obgleich ihr stark gebleichtes Haar und die tiefen Furchen im sonst so freundlichen Gesicht sie noch älter erscheinen machten. Es war nicht zu verkennen: in mancher kummerdurchwachten Nacht hatte das Schicksal jene Linien gezogen, der Glanz dieser milden, lieblichen Augen war vorzeitig durch Thränen getrübt worden. Doch das gehört der Vergangenheit an und hatte nur jene unvermeidlichen Spuren zurückgelassen, während jetzt ein Ausdruck innern Seelenglücks verklärend über ihre Züge ausgegossen war, und ihr ganzes Wesen den Eindruck stiller Zufriedenheit machte.

Am zweiten Fenster des Wohnzimmers, da wo der kleine gelbe Schreihals in seinem Käfig zwischen den Blumen saß, stand auch ein kleiner runder Lehnstuhl, doch nur mit halber Lehne, nach der Art der beim Fortepianospielen gebrauchten, und ein Arbeitstischchen von neuerem Datum, als die übrigen Möbel, lehnte gegen die Fensterwand. Eine feine Stickerei, wie dergleichen wohl in den Verkaufsläden als „Muster aus Paris“ gezeigt werden, lag sorgfältig zusammen gewickelt, auf diesem kleinen Tisch in einem Arbeitskörbchen, den wiederum einige Bände von „Schillers Werken“ als Unterlage dienten: — alles war einfach und mit Geschmack geordnet, auf Fleiß, nützliche Thätigkeit und wohlverdiente geistige Erholung hindeutend. Der Stuhl an diesem Platze war leer; doch so eben öffnete sich die Stubenthür und die gewöhnliche Inhaberin des Platzes trat ein, augenscheinlich die Tochter jener ältlichen Frau, denn die Aehnlichkeit mit dieser, und mehr noch mit deren Bilde an der Wand, war nicht zu verkennen: dieselbe Stille und Milde im Ausdruck, dasselbe seelenvolle Auge, die freie Stirn, die sanft gebogenen Augenbrauen, der freundliche Zug um den Mund

alles gerade wie bei jener, nur um dreißig und einige Jahre jünger. Sie ging zuerst auf ihre Mutter zu, gab dieser einen innigen Kuß als Gruß, verschwand auf einige Minuten in die kleine Schlafstube, um dort Hut und Mantille abzulegen, und trat dann mit den Worten: „so, für heute wär' ich fertig!“ wieder ein. Sie hatte ein Kleid von einfachem, dunkelm Stoff an, das ihr aber überaus gut stand, weil es im Schnitt so vorzüglich dem wohlgeformten Körper angepaßt war.

Die Mutter betrachtete mit einem Ausdruck inniger Zärtlichkeit ihre Tochter, die inzwischen an den Käfig ihres kleinen Lieblings herangetreten war, um nachzusehen, ob er genügend Futter und frisches Wasser habe. Das Thierchen flatterte fröhlich seiner sorglichen Pflegerin entgegen und schien sie mit dem sanften Picken in die Hand an den Zucker zu erinnern, den es aus derselben zu empfangen gewohnt war und jetzt auch erhielt.

Der Sonnabend ist für Dich ein schwerer Tag, meine gute Louise! — begann die Mutter dann, indem sie ihre Arbeit bei Seite packte, wahrscheinlich um andere häusliche Besorgungen in Angriff zu nehmen, — Du hast heute fünf Stunden Unterricht ertheilt, und dabei die weiten Wege machen müssen.

Die sind mir ganz gesund, liebe Mutter! — antwortete Louise mit freundlichem Lächeln, — und meine Schülerinnen machen mir meistentheils so viel Freude durch Aufmerksamkeit, Fleiß und Fortschritte, daß das Unterrichten mir wirklichen Genuß bereitet. Denke Dir, daß ich heute mit der kleinen Klara Fellich die ganze C-dur-Symphonie von Beethoven durchgespielt habe, und sie kam dabei nur zweimal aus dem Takte, beide Mal durch leichte, verzeihliche Fehler.

Ich weiß, — entgegnete die Mutter, — daß Deine Kindesliebe stets einen Vorwand findet um die Opfer, welche Du für mich bringst — — — doch sie konnte nicht ausreden, denn Louise war zu ihr hingesprungen, hatte sie zärtlich in die Arme geschlossen und drückte ihren Mund mit Küssen zu. Welch liebliches Bild, diese Mutter und Tochter, von denen eine Jede nur für die Andere lebte, wirkte und arbeitete, und doch dabei dachte, daß sie nicht genug thue, um die ihr erwiesene Liebe dankbar zu würdigen!

Du willst mir niemals das Glück gönnen, für alle die Mühen und Sorgen, welche Du mit mir gehabt hast, Dir nun auch durch einige — leider allzu schwache — Thaten zu danken — sprach endlich die Tochter, — Du, bist mein liebes, böses Mutterle, und ich werde Dich schelten!

Gott segne Dich, mein Kind! — das war die ganze Antwort der Wittwe; doch ein Blick nach oben und dann auf das Bild mit dem Immortellenkranze zeigte deutlich genug an, wie bewegt ihre Seele war.

Ist Sophie Biegenack hier gewesen? — fragte Louise, vielleicht um die etwas trübe erscheinende Mutter zu verscheuchen, — mir deucht, ich sah sie aus dem Hause kommen, als ich von der nächsten Straßenecke einbog.

Allerdings war sie hier, — entgegnete die Gefragte, — und natürlich mit einem besonders dringenden Anliegen, — sonst läßt sie sich nicht sehen. Sie klagt gewaltig, daß die Schneiderin ihr ein prachtvolles Seidengazekleid, ein Geschenk ihrer Mutter zu der Gesellschaft, welche sie am Dienstag geben würden, im Schnitt völlig verdorben hätte, daß sie schon zweimal Aenderungen damit vorgenommen, daß es aber immer schlechter aussehen würde, und daß Niemand anders, als Du, ihr helfen könnte. Du hättest ihr schon einmal den Gefallen gethan, und ein verdorbenes Kleid gerettet, und so hofft sie, Du würdest sie auch dießmal nicht in der Verlegenheit sitzen lassen, sondern sie morgen Vormittag besuchen, um nach dem Auftrennen ein anderes Muster zu schneiden, und dann beim Wiederzusammennähen Hülfe zu leisten.

Da wird wohl nichts anders übrig bleiben, als hinzugehen, — bemerkte Louise, ward jedoch von ihrer Mutter unterbrochen:

Ich bin gewiß gegen Niemand ungefällig, — sagte die Letztere, — aber dennoch muß ich gestehen, daß ich jenes Verlangen am liebsten gleich abgelehnt hätte, und Dir fast rathen möchte, es auch jetzt noch selbst zu thun. Sophie Biegenack mißbraucht Deine Gutmüthigkeit. Ihr habt Euch zufällig einmal bei einer gemeinschaftlichen Bekannten getroffen, der Du aus Gefälligkeit eine Taille zugeschnitten hattest und waret dann zusammen nach Hause gegangen. Gleich darauf machte Sophie Dir einen Besuch und schien ganz außerordentlich begierig, nähere Freundschaft mit Dir zu schließen. Doch unsere einfachen Verhältnisse haben sie wohl andern Sinnes gemacht und sie beschränkt sich darauf, allerhand Gefälligkeiten von Dir zu erbitten, im Uebrigen aber gegen Dich die vornehme Dame zu spielen. Warum z. B. laden Biegenacks Dich niemals zu einer ihrer Gesellschaften ein?

Ich sehne mich nicht nach solchen Gesellschaften! — fiel Louise ein.

Das weiß ich, mein Kind! — fuhr die Mutter fort, — aber Du kommst so selten unter fremde Leute, hast nach Deiner schweren Tagesarbeit so wenig Zerstreuung, daß Dir eine solche kleine Abwechselung immerhin gut seyn würde. Und selbst wenn Du eine solche Einladung auch vielleicht aus irgend einem Vorwande ablehnen möchtest, so wäre Dir doch für alle Deine freundlichen Dienste eine kleine Aufmerksamkeit dadurch erzeigt, während das

jetzige Benehmen gegen Dich geradezu beleidigend ist; es sieht aus, als wärest Du nicht gut genug für sie.

(Fortsetzung folgt.)

Kapitän Franklin's letzte Gefährten.

In der letzten Sitzung der geographischen Gesellschaft in London verlas Kapitän M'Clintock seinen mit großer Spannung erwarteten Bericht über seine mit so ausgezeichnetem Erfolge gekrönte Expedition zur Auffindung Sir John Franklins Spuren. Es hatte sich eine überaus zahlreiche Versammlung, darunter alle eben in der Hauptstadt anwesenden geographischen Berühmtheiten und Nordpolfahrer, wie Admiral Austin, Sir E. Belcher, Kapitän Sherard, Osborn u. s. w. eingefunden. Nun enthielt zwar der Bericht des gefeierten Kapitäns nichts, was nicht schon durch seine Rapporte an die Admiralität bekannt geworden ist, aber interessant war es von ihm zu hören, was er über den von vielen Seiten angeregten Plan — eine neue Expedition zur Aufsuchung der etwa noch am Leben befindlichen Gefährten Franklin's auszurüsten für eine Ansicht mit nach Hause gebracht hat. Er hält, kurz heraus gesagt, nicht viel von einem derartigen Unternehmen, weil er glaubt, daß von jenen Reisegenossen Franklin's kein Einziger mehr am Leben sey. Seine Gründe sind kurz folgende: Es fragt sich vor Allem, sagte er, ob von den 105 Männern, die nach Franklin's Tode übrig waren, der eine oder andere noch am Leben ist? Darauf muß bemerkt werden, daß sämmtliche Eskimogruppen, denen Rae, Anderson und ich selbst auf verschiedenen Punkten begegnet waren, übereinstimmend ausgesagt haben, daß sie Alle gestorben seyen. Die westliche Küste von King-Williams-Eiland, längs welcher sie reisen mußten, um mindestens zwei Drittheile ihres Weges zurück zu legen, ist unbewohnt, und Alles, was wir über die Mündung des Back-Rivers wissen, beschränkt sich auf die von Simpson, Anderson, Back und mir selbst gelieferten Reiseberichte. Wir Alle hatten daselbst keine Menschen angetroffen, woraus sich billig der Schluß ziehen läßt, daß die Eskimos sich nur selten in diese unwirthschaftlichen Gegenden verlieren. In der That ist das Leben der Eskimos ein ewiger Kampf um seine Fortexistenz und hängt namentlich von seiner Geschicklichkeit ab, während des langen Winters Robben zu erjagen. Kein Europäer hat ihm diese Kunst bis jetzt abgelernt. Zwei Eskimos aus Grönland, die mit mir reisten, haben es mehreremale in der Bellotstraße versucht, Robben zu fangen, ohne daß es ihnen gelungen wäre, und ohne jene Hunde, die dazu abgerichtet sind, die kleinen Löcher im Eise, durch die der Seehund Athem schöpft, aufzuspüren, könnten selbst die Bosthian-Eskimos ihr Leben nimmer fristen. Es ist somit ein sehr irriger Glaube, daß, wo ein Eskimo lebe, auch ein gebildeter Europäer existiren könne. Die Gewohnheiten des Eskimo sind so eigenthümlich, daß, so viel bekannt, noch nie ein Weißer oder Indianer unter ihnen heimisch geworden ist oder auch nur den Kayak zu handhaben gelernt hat. Andererseits würde es sehr schwer seyn, sich in jenen Breitegraden unabhängig von den Eskimos zu erhalten. Wir selbst, die wir eine Strecke von beinahe 1000 geographischen Meilen in 79 Tagen vermittelst Schlitten zurücklegten, haben diese Zeit nicht mehr als 2 Rennthiere, einen Hasen, 17 Feldhühner und 3 Möven geschossen, obwohl wir uns keine Gelegenheit, einen Schuß zu thun, hatten entschlüpfen lassen. Wie sollte da einer von der Jagd sich erhalten können! Andererseits ist freilich die Frage aufgeworfen worden, wie es komme, daß von 105 Leuten bloß 3 Leichen aufgefunden worden sind. Dabei ist jedoch zu berücksichtigen, daß von der Zeit an, als sie ihre Schiffe verließen, sie Schlitten und Boote mit sich führten, somit genöthigt waren, ihren Weg über das Eis zu suchen, wo dann im Thauwetter des Jahres 1848 ihre Spuren verwischt werden mußten. Unter dem Schnee längs der unbewohnten Küste von King-Williams-Eiland mögen sich ohne Zweifel noch viele Ueberbleibsel von ihnen zerstreut finden lassen, aber auffallende Merkmale haben sich trotz dreimaliger sorgfältiger Untersuchung bisher keine gefunden. Der Sommer in Port-Kennedy war voriges Jahr ein sehr warmer, trotzdem konnten wir vor dem 9. August des Eises wegen nicht fort, und da der Hauptzweck unserer Expedition erreicht war, so traten wir die Rückreise an.

Auf diesen Vortrag folgte eine lebhafte Diskussion über die hier mitgetheilten Ansichten und über die geographischen Nordpolresultate im Allgemeinen. Zuletzt trat Kapitän Snow auf, der wiederholt für eine neue Expedition agitirt hatte, und verpfändete sein Wort, daß er im nächsten Frühjahre, im Nothfalle ohne fremde Unterstützung, jene Regionen aufsuchen und selbst unter den Eskimos sich ansiedeln wolle, um das große Räthsel zu lösen.

Mannigfaltigkeiten.

Zu Cork (im englischen Amerika) fand Ende des vorigen Monats eine Versammlung zur Besprechung von Sklavenangelegenheiten statt, in wel-

cher zwei Missionäre die Herren King und Day über das seither zum Besten der Unglücklichen Geleistete Bericht erstatteten. Aus dem Vortrage des Herrn King geht hervor, daß seit dem fünfjährigen Bestehen des Vereines zur Sendung von freigekauften und flüchtigen Sklaven nach Afrika etwa 70,000 Individuen dorthin geschickt wurden, und daß die so gebildete und unter der Präsidentschaft eines farbigen Mannes stehende Republik Liberia es fortwährend beweist, daß die Neger fähig sind, sich selbst zu regieren. In den letzten 9 Jahren kamen etwa 30,000 Neger nach Canada, zu deren Unterstützung eine Gesellschaft für 16,000 Dollars Land im Westen ankaufte, und es den darauf Reflektirenden in Parzellen zum Ankaufspreise auf Abschlagszahlung abließ. So entstand eine Kolonie von etwa tausend Personen, welche ihre eigene Industrie haben, die Landwirthschaft musterhaft betreiben, ihre Häuser selbst bauen, und das Land schon recht tüchtig kultivirt haben. Der moralische Zustand der Gemeinde ist vortrefflich, denn in den 9 Jahren ihres Bestehens kam nur ein einziges Kriminalverbrechen vor, und in den letzten 8 Jahren wurde kein einziger Betrunkener in der Ansiedelung gefunden. Auch wurden durch die freiwilligen Beiträge der Kolonisten Tagschulen für die Kinder und Abendschulen für die Erwachsenen errichtet, von denen schon Viele lesen gelernt haben. Nach Herrn King bestieg Herr Day die Rednerbühne und hielt einen sehr schönen mit großem Beifall aufgenommenen Vortrag, der noch dadurch an Interesse gewann, daß der Sprecher selbst ein Neger ist. Wir entnehmen seiner geistvollen Rede die folgende Stelle: „Im Jahre 1776 fand das Gefühl der Freiheit bei der amerikanischen Nation in der Unabhängigkeitserklärung seinen Ausdruck, es erhob seine Stimme bei der Konstituirung der Republik in dem Ausspruch: Kein Mensch, ob weiß ob schwarz, soll der Freiheit beraubt werden, als auf ein gerichtliches Urtheil hin. Doch diese Stimme ist bis zu diesem Tage noch nicht durchgedrungen. Vor 4 Jahren wurde das Gesetz über die flüchtigen Sklaven beschlossen, und seitdem gibt es keinen Ort in der ganzen Union — selbst nicht vor dem Altare des Gottes der Liebe — wo der Sklave stehen kann, und sagen: ich bin frei von meinem Herrn.“ Ich selbst habe einen achtzigjährigen Greis, der im Unabhängigkeitskrieg tapfer für sein Vaterland gekämpft hatte, im Gefängnisse besucht, in das man ihn geworfen, weil er einem flüchtigen Sklaven das Leben gerettet und zur Freiheit verholfen hatte. „Die Sklaverei ist in die Herzen dieser großen Republik eingedrungen.“

Vor einiger Zeit wurde im Dorfe Kieldstrup bei Stachelse, auf der dänischen Insel Seeland, von einem Dienstknechte einen bedeutender Fund von Münzen gemacht, indem er nur einen halben Spatenstich unter der Erdoberfläche auf einen Lehmkrug stieß, worin sich 12—1300 Münzen befanden, von denen sich annehmen läßt, daß sie in der Regierungszeit König Knud's des Großen oder vielleicht im Anfange der Regierungszeit seines Nachfolgers Hardeknud eingegraben wurden. Die überwiegende Anzahl der Münzen ist in England von Knud dem Großen und seinen Vorgängern geschlagen; 3- bis 400 sind an verschiedenen Orten Deutschlands gemünzt. Außer den Münzen fanden sich in dem Kruge, der übrigens entzwei ging, einige Bruchstücke von Silberschmuckgegenständen. Der gegen drei Pfund wiegende Fund wurde der Obrigkeit sofort abgeliefert.

Königin Viktoria ist feindlich gegen die Krinolinen aufgetreten und hat auch den kleinen Prinzessinnen, so wie den Damen des Hofes verboten, solche zu tragen. „Punch“ hat sich dadurch zu nachstehender neuen Strophe des „God save the Queen“ begeistern lassen:

Heil Dir, o Königin,
Jetzt ohne Krinolin,
Heil Königin!
So bleib' es alle Zeit,
Eng sey das breite Kleid,
Schleppe kurz aufgereiht,
Dank Königin!

Aus Calais wird berichtet, daß eine Dame in Männertracht, die mit ihrem Gatten auf die Jagd gegangen war, vom Feldhüter wegen fehlenden Jagdscheines ausgepfändet und vor Gericht gestellt, in erster Instanz freigesprochen, in zweiter Instanz aber zu 30 Fr. Strafe und Verlust des Gewehres verurtheilt worden ist. Der Richter erster Instanz hatte angenommen, daß Mann und Frau Eins seyen; mithin auch nur eines Jagdscheines bedürften.

In Italien zirkulirt ein die Stimmung kennzeichnender Volkswitz in aller Mund. Eine bekannte Persönlichkeit hält eine Münze in den Händen und beantwortet die darauf bezügliche Frage einer andern Persönlichkeit: „Jetzt halte ich diesen Napoleon schon seit Monaten, und ich weiß noch immer nicht, ob er ächt oder falsch ist.“

Der Schuhmacher Robert Schiller in Reichenbach erlebte die Freude, daß ihm an dem Säkulartage seines berühmten Namensvetters ein Sohn geboren wurde. Er hat die Tochter Schiller's die Freifrau von Gleichen-Rußwurm, zur Pathenstelle gebeten.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 284 Dienstag, 29. November 1859.

Die Wittwen und ihre Pflegekinder.

(Fortsetzung.)

Hast Du meinen Stiefvater schon mit Deinem Vorhaben bekannt gemacht?

Ja, Herr Doktor, er sagte mir, ich könne gehen, er bedürfe meiner nicht, und als ich um die Zinsen von den hundert Thalern und um den rückständigen Lohn bat, herrschte er mich an und sagte: ich brauche keinen Tabak zu rauchen, ich solle mir die leckern Zähne ausschlagen lassen.

Es ist hart, in Deinen Jahren so etwas hören zu müssen, meine Mutter ging besser mit Dir um.

Ach, lebte sie doch noch, die vortreffliche Frau, es wäre doch noch anders hier im Hause, denn seit sie das Zeitliche gesegnet, ist Alles mit Riesenschritten rückwärts gegangen; und dennoch habe ich mit Freuden der sanften Dulderin den Tod gegönnt, er war ja ihr einziger Erretter aus allem Uebel.

Der Doktor seufzte: ja wohl, er war ihr Erretter aus allem Uebel. — Ich will Dich nicht abhalten, fuhr er dann fort, gehe hin in Deine Versorgungsanstalt, ein fügsamer Mensch, wie Du, wird sich auch dort gefallen, wenn ich Deiner aber bedarf, dann kommst Du doch?

Zu jeder Zeit und Stunde, Herr Doktor, es soll mir die größte Freude seyn, Ihnen nur den geringsten Dienst erweisen zu können. —

Als am heiligen Christmorgen alle Glocken der Stadt die frommen Christen zur Kirche riefen, um sich daselbst die Geburt des Herrn und Heilandes verkündigen zu lassen, trat der Obergerichtsekretär Schulz im Festtagskleide, von einem kostbaren Pelze gegen die winterliche Kälte geschützt, in das Zimmer des Senators Eiche.

Sie kommen so früh, Herr Sekretär, hat sich vielleicht wieder etwas Neues ereignet, was meinen Sturz beschleunigen will?

Leider darf ich es Ihnen nicht verhehlen, entgegnete der Gefragte. Mit der Vormundschaftsrechnung, obgleich der junge Mann darauf dringt, hätte sich es noch eine Zeitlang hinhalten lassen, vielleicht hätten wir bis dahin Rath geschafft, allein es haben sich da noch zwei Fälle ereignet, auf die so wenig Sie als ich gerechnet hatten.

Ich bin begierig.

Vor etwa fünf Wochen ist ein zerlumpter Bursche, etwa zwanzig Jahre alt eingebracht und in der Frohnfeste hingesetzt. Die Geschäfte drängen sich jetzt so, daß man nicht mehr weiß, ob es Nacht oder Morgen ist, der Bursche hat also bis gestern Morgen ohne Verhör in seinem Loche gesessen. Auf die gewöhnlichen ersten Fragen bei einem kriminellen Verhör antwortete der Bursche, er heiße Friedrich, sey der Sohn der verrufenen Lehne, die vor kurzer Zeit gestorben ist. Als seine Mutter, die noch immer für ihn gesorgt habe, todt gewesen, habe er sich in seiner Noth an seinen Vater, den Herrn Senator Eiche, obgleich derselbe ihn vor zwei Jahren, als ihn seine Mutter, indem sie Geld bedurft hätte, zu demselben geschickt, in seinem Hause beinahe todt geschlagen, dennoch einmal gewandt; allein es sey ihm wie das Erstemal ergangen, statt eines Raths oder einer Unterstützung, die er bedurfte, sey er von dem Herrn Senator, am Kopfe und noch aus mehreren Wunden blutend, furchtbar geprügelt und dann auf die Straße geworfen.

Der Senator wagte nicht aufzusehen, er schäumte vor Gift und Galle, aber auch vor Scham, daß auch diese schmutzige Begebenheit noch an den Tag kommen mußte, die er so gern in ewige Vergessenheit begraben hätte.

Ein Mann, fuhr der Sekretär mit heimlicher Schadenfreude fort, der in die Hände solchen Gesindels geräth, ist nur zu bedauern, denn ihr nimmersatter Schlund ist mit nichts zu stillen und zu füllen.

Wahr, leider wahr! seufzte der Senator, mancher Säckel voll Gulden ist dorthin gewandert, aber immer wie auf einen heißen Stein. — Und was bekannte der Bursche weiter?

Unkluges Gewäsch, denn er ist wahnwitzig, rein wahnwitzig. Als er sich von seinen Schlägen und Wunden erholt, hat er sich von einem Trödler eine alte Pistole, die längst zum Schießen unbrauchbar, und einen alten verrosteten Säbel gekauft und ist

damit auf Straßenraub ausgezogen. Sein erster Versuch hat einem Reisewagen auf offener Heerstraße, in welchem ein Herr und eine Dame, welche von zwei Gendarmen begleitet unserm Gericht zugeführt sind, gegolten. Man sieht hieraus den Wahnsinn des Burschen, er kann nicht einmal dafür bestraft werden; allein unangenehme Dinge kommen dabei zum Vorschein, die vielleicht nie öffentlich geworden wären. Da jeder des ganzen Kollegiums weiß, daß ich mit Ihnen auf einem freundschaftlichen Fuße lebe, so habe ich den Burschen radikal für wahnsinnig erklärt, und das ganze Gewäsch für stinkende Lügen oder für ein erdachtes Mährchen erklärt.

Ich danke Ihnen, sagte ohne aufzusehen der Senator. Sitzt der Bursche noch?

Vor der Hand, ja.

Nun so muß man ihn in aller Stille weit genug von hier zu entfernen suchen, damit er sein ungeschlachtetes Maul hält.

Das ist auch meine Meinung, und ich will schon Sorge tragen, daß er so bald kein Verhör wieder haben soll. — Aber nun ist noch ein Fall eingetreten, der die schleunigsten Maßregeln bedarf. Der Kaufmann Segel ist wegen eines verfallenen Wechsels über drei tausend Gulden klagbar geworden und dringt auf Personalarrest. Das kann, das darf nie und nimmer geschehen, der erste Senator unserer Stadt darf keinen Personalarrest haben, sonst ist seine Ehre dahin, er darf das Kollegium nicht wieder betreten.

Da erhob sich der Senator von seinem Sitze. Nein, rief er, dahin darf es nicht kommen, dieser verdammte Krämer darf diesen Triumph nicht haben. Aber woher nehmen wir? wie schaffen wir Rath? Die sechs tausend Gulden, die ad depositum gelegt werden sollten und den Brückmann'schen Erben gehören, sind auch noch nicht wieder ersetzt. —

Sprechen Sie nicht so laut, liebster Freund, nicht so laut, die Wände könnten Ohren haben, und wenn irgend Jemand erführe, daß ich mit Theilnehmer wäre, dann würde die Sache noch schlimmer als sie bereits ist.

Das ist freilich wahr, aber es ist auch entsetzlich, daß mir so Alles mit Einemmale über den Hals kömmt; wissen Sie denn nun gar kein Mittel, keinen Ausweg, wie man dem Schurken den Mund stopfte?

Für den Augenblick durchaus nicht, aber ein Mittel weiß ich und zwar das Einzige, das Sie vom Personalarrest retten kann.

Und das ist?

Sie müssen verreisen und zwar noch heute am Tage, denn so wie die Festtage vorüber sind — diesen Aufschub habe ich nur noch zu erlangen gesucht — dann wird Segel sich nicht länger hinhalten lassen.

Und wozu soll diese Faxe dienen?

Um Zeit zu gewinnen. Sie schreiben ein Billet an mich, ersuchen mich, diese und jene Arbeiten für Sie zu übernehmen und andere bis zu Ihrer Rückkehr zu verschieben, so wie denn auch Ihre schleunige, unverschiebbare Reise dem Kollegium anzuzeigen. Vierzehn Tage sind hinreichend, bis dahin eröffnet sich ein neuer Quell, und daß ich nur Ihr, unser gemeinschaftliches Wohl im Auge habe, davon sind Sie überzeugt.

Nein, sagte der Senator, wenn ich denn einmal reisen, gegen meinen Willen reisen soll, so will ich nach Ringelheim, meinem Geburtsorte. Mein Vater ist lange todt und meine Mutter kann wohl nicht mehr am Leben seyn, vielleicht kann ich mir durch diese Reise, wozu Sie mich gewissermaßen zwingen, mir selber helfen.

Das wäre um so besser. Sie haben mir ja noch niemals gesagt, daß Sie noch ein väterliches Erbe zu erwarten hätten.

Was sollte ich von einer Sache reden, die auf sehr unsichern Füßen steht; ist noch etwas für mich übrig geblieben, so werde ich es vorfinden, ist es nichts, so habe ich bis jetzt keine Rechnung darauf gemacht.

Nun Sie reisen also und wann?

Es ist mir gleich.

Gut, so lassen Sie Postpferde bestellen und zwar um ein Uhr Mittag. Weiß ich doch durchaus nicht, wo Ringelheim liegt, ich habe den Ort kaum einmal im Leben nennen hören. Zu welchem Thore gehts hinaus?

Zum Friedberger Thor.

Leben Sie wohl, Freund, der Himmel gebe, daß Ihr Einzug in diese Stadt fröhlicher ist, als der Auszug.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Treppe hoch.

(Fortsetzung.)

So meinen sie es wohl nicht! — beschwichtigte Louise mit freundlichem Lächeln.

Doch! entgegnete die Mutter, — und gerade, weil Du so gutmüthig und edel bist, eine solche Absicht nicht erkennen zu wollen, empfinde ich als Deine Mutter das Kränkende in derselben nur um so bitterer. Daß wir einfach und zurückgezogen leben müssen, weil Dein guter Vater zu frühzeitig starb, um unsere Zukunft genügend sichern zu können, gereicht uns doch nicht zur Unehre, wir drän-

gen uns ja Niemandem auf; aber wenn man Dich in solcher Weise aufsucht, wie Sophie Biegenack es bei Dir gethan, um sich Deine erworbenen Geschicklichkeiten zu nutze zu machen, dann soll man Gefälligkeiten nicht mit Kränkungen vergelten, indem man sich den Anschein gibt, als ständest Du zu tief, um als Gast in ihren Kreisen gesehen zu werden. Du hast Dein Examen als Lehrerin gemacht, und der wissenschaftliche Unterricht, welchen Du hier einigen Kindern ertheilst, so wie die Musikstunden, bei denen Du die weiten Wege nicht scheuest, haben Dich in den Stand gesetzt, Deiner Mutter ein glückliches, zufriedenes Alter zu bereiten —

Mutter! — unterbrach Louise abwehrend, doch Jene schüttelte mit dem Kopf.

Laß mich ausreden; mein Kind, — sagte sie, — ich kann es nicht so ohne Weiteres geschehen lassen, daß man Dich auf kränkende Weise behandelt, weil Du Deine Mutter durch Deine Arbeit ernährst, weil Du für Geld Unterricht ertheilst. Das ehrt Dich! Und jene Leute, deren Angehörigen sich so hoch über Dich dünken, arbeiten doch auch für Geld, der Eine in dieser, der Andere in jener Weise; wo liegt denn — wohlgemerkt in Bezug auf rein gesellige Verhältnisse — der Unterschied? Für letztere gibt es doch immer nur zwei Arten von Menschen, gebildete und ungebildete, — wenigstens sollte es so seyn, oder das Zeugniß geistiger Beschränktheit tritt zu klar hervor! — und diese einzig richtige Unterscheidung wird doch nicht durch ein vielleicht ererbtes, erheirathetes oder in der Lotterie gewonnenes Vermögen, oder durch zufällige Rangverhältnisse bedingt? Wo wäre sonst die Gränze?

Laß sie sich besser dünken, liebe Mutter! — besänftigte Louise die sonst so nachsichtige und fast schüchtern bescheidene Frau, deren mütterliche Zärtlichkeit aber durch die schnöde Behandlung ihrer über alles in der Welt geliebten Tochter sie so bitter aufgeregt hatte, — durch die Selbstüberhebung Anderer werden wir ja doch in Wahrheit nicht schlechter! Und hätten Biegenacks mich auch jemals eingeladen, ich würde doch schwerlich in ihre Gesellschaft gegangen seyn.

Das ändert darum die Unart ihres Benehmens gegen Dich nicht, — entgegnete die Mutter, — und ich bitte Dich, liebe Louise, Dich nicht mehr so mißbrauchen zu lassen.

Soll auch nicht mehr geschehen, mein gutes Mutterle! — hätschelte das liebliche Mädchen, die wohl wußte, welch ein engelgutes Herz ihre Mutter besaß, und wie bald selbst bei einem so ungewohnten Gefühlssturm das sanfte, milde Wesen wieder die Oberhand gewinnen würde; — und nun gar, wenn die Tochter in den Dialekt ihrer Geburtsprovinz — das schöne Schlesien — überging und durch ein halb singend gezogenes „Mutterle“ die Erinnerung an glückliche, ach! seit so lange dahin gegangene Zeit wach rief. — Aber morgen will ich noch einmal hingehen, setzte sie hinzu, nachdem sie den Unmuth gänzlich hatte schwinden sehen, — so ungern ich mir auch meinen ruhigen Sonntag zu Hause stören lasse; ich werde aber Sophie einfach die Adresse geben, wo ich selbst schneidern gelernt habe, um Deine und meine Kleider ohne andere Hülfe machen zu können, und ich denke, sie wird diesen Wink verstehen.

Wollen sehen! — bemerkte bereits wieder freundlich lächelnd die Mutter und nahm Tassen und Theelöffel aus einem kleinen Wandschrank, um den Tisch zum frugalen Abendthee zu decken.

Louise hatte wirklich ihre wahre Meinung ausgesprochen, als sie Sophiens und deren Benehmen gegen sie höchstens für eine Vergeßlichkeit, nicht für bösen Willen nahm; allein sie machte am nächsten Tage die Erfahrung, daß sie sich doch hierin geirrt hatte. Sie war nämlich gutmüthiger Weise bereits am frühen Morgen des nächsten Tages hinüber gegangen, um das schöne Seidengazekleid vom Verderben zu retten, und da zum Ausplätten der unrichtigen Falten, zum Zuschneiden und zur Verhütung eines gefährlichen Drückens des schönen Stoffes viel Raum nöthig war, so hatte man das größere Empfangszimmer zu dem wichtigen Zwecke in Gebrauch genommen. Sophie war überaus liebenswürdig gegen ihre „liebe freundliche Louise“, floß von Dankbarkeit für ihre Gefälligkeit über; die Geheimeräthin hörte nicht auf, Fräulein Walthers (das war Louisens Vatersname) Geschicklichkeit zu bewundern, sie wieder und wieder zu versichern, wie glücklich ihre Sophie sich schätze, eine so treue helfende Freundin zu besitzen, Beide wetteiferten in Artigkeiten und Aufmerksamkeiten — so lange sie mit Louise allein waren. Doch gegen Mittag kamen einige Besuche. Zwei Damen wurden von dem Dienstmädchen irrthümlich auch heute in das gewohnte Empfangszimmer geführt und überraschten hier die ganze Schneiderei. Natürlich blieben sie jetzt, wo sie waren, die Geheimeräthin und Sophie unterhielten sich eine halbe Stunde mit ihnen, stellten aber niemals Louisen mit einem Worte vor. Die eine der fremden Damen trat an Louisen heran und fragte sie, als wäre sie eine gemiethete Schneiderin: Nehmen Sie Schnur zur Besetzung, meine Liebe? — und die Damen des Hauses klärten den Irrthum nicht auf. Schämten sie sich einer Bekannten, welche schneidern gelernt hatte? Späterhin kamen auch einzelne Herren, die in Folge der an sie ergangene Einladung noch Visite machten; auch Herr Fehrmann — Karl Biegenacks Schulkamerad und Sophiens treuer Anbeter und Verehrer von der gemeinschaftlichen Tanzstunde her — war unter ihnen. Er hatte schon die Thüre

zum Empfangszimmer geöffnet und Louisen dort mit Nähen beschäftigt gesehen, als die Geheimeräthin eine andere von einem Nebenzimmer in den Korridor führende Thür öffnete und ihm zurief: „bitte, treten Sie hier ein, d r ü b e n s i t z t e i n e S c h n e i d e r i n!" — und Louise hatte jedes Wort gehört. Sie würde keinen Augenblick angestanden haben, auch ihre Geschicklichkeit im Schneidern für ihren eigenen Unterhalt und den ihrer geliebten Mutter um Lohn nutzbar zu machen, wenn ihr Unterrichtgeben, namentlich auch in der Musik, jenen Zweck nicht viel reichlicher erfüllt hätte, — aber sie hatte es bis jetzt doch nun einmal nicht gethan, und dennoch ward ihre aus Gefälligkeit und ohne den geringsten Gegendienst geleistete Hülfe fast in wegwerfender Weise hier als eine gemiethete Thätigkeit bezeichnet. Jetzt fiel es ihr allerdings wie Schuppen von den Augen und sie sah, wie richtig ihre erfahrenere Mutter über Sophiens Benehmen geurtheilt hatte; — man benutzte sie, war auch unter vier Augen die Liebenswürdigkeit und Dankbarkeit selbst, aber wie durfte sie, die arme Lehrerin, deren Vater ein unbekannter Arzt in einem kleinen schlesischen Städtchen gewesen war, sich im Uebrigen einbilden, mit Sophie, der Tochter des mächtigen Geheimen-Rathes, auf gleicher Stufe im geselligen Verkehr zu stehen. Man konnte sie vielleicht mal als Lehrerin empfehlen, damit war jede von ihr erwiesene Gefälligkeit reichlich aufgewogen.

Die Visiten waren fort, das Kleid saß wie angegossen, die Geheimeräthin und Sophie waren ganz glücklich darüber; „werde ich am Dienstag in unserer Gesellschaft nicht reizend aussehen?" fragte Sophie, sich vor dem Spiegel umdrehend, — das geschickte Mädchen; es schien ihr nicht im Geringsten einzufallen, daß jene es doch empfinden müsse, immer von der Gesellschaft zu hören, die Vorbereitungen zu sehen, selbst dabei zu helfen, und dennoch niemals eingeladen zu werden. Louise wollte jetzt, wie sie es sich vorgenommen hatte, mit der Adresse hervortreten, wo Sophie eine gleiche Kunstfertigkeit lernen könne; — allein sie war zu sanft, zu gut, und wenn sie die ihr erwiesene Kränkung auch empfunden hatte, so konnte sie doch selbst nicht einmal ein kaltes Wort über ihre Lippen bringen. „Ich wünsche Ihnen recht viel Vergnügen!" — das war alles, was sie als Antwort auf jene Frage aussprach, worauf sie — von dankerfüllten Redensarten überschüttet — nach Hause eilte, froh, daß ihr doch der halbe Sonntag noch für sich selbst geblieben war.

(F o r t s e t z u n g f o l g t.)

Mannigfaltigkeiten.

Beim Vorrücken der Franzosen gegen den Stamm der Beni - Snassen in A l g e r i e n befand sich in der Hinterhut des Heeres eine Expedition Löwenjäger, aus Franzosen, Engländer, Amerikanern und Polen bestehend. Man hatte die Spur eines Löwen aufgethan, und Jedermann übte Faust und Auge zu dem Feldzuge, nur ein Pole, Heinrich von Secki, nahm an den Schießübungen keinen Theil, sondern stellte sich auf dem Sammelplatze blos mit einer ganz aus Stahl gefertigten Lanze ein, deren langes vierseitiges Eisen Widerhacken hatte und in eine sägenschneidige Spitze auslief. Die Waffe war ungefähr 100 Pfund schwer. Ehe man auszog, bewog man den Polen, einen vierschüssigen Revolver in den Gürtel zu nehmen. Durch einen Hohlweg ziehend, in dem nur zwei Mann neben einander gehen konnten, gewahrte der Pole, welcher die Hinterhut bildete, den Löwen, der majestätisch aus einem Gebüsche hervorschritt und sich in einer Entfernung von 9 Fuß von ihm wie ein Hund auf seine Vordertatzen legte, ihm sein furchtbares Gebiß zeigend. Rasch und beherzt stieß der Pole dem furchtbaren Feinde seine Waffen in den Rachen. Der Löwe zog sich nicht zurück, drückte auf den Speer, dessen Last ihm aber den Sprung unmöglich machte. Der Pole, der beim Stoße zur Seite geschleudert worden, sprang jetzt hinzu, und mit zwei Schüssen — einem ins Ohr, dem anderen ins Herz des grimmigen Feindes — streckte er denselben todt nieder. Die Jagdgenossen sahen mit Haarsträuben dem schrecklichen Schauspiele zu, denn sie konnten bei der Enge des Weges nicht schießen, aus Furcht, den kühnen Freund zu treffen.

Man schreibt aus dem Eisenach'schen, 25. Nov.: Den 27. d. wird in der Stadt L e n g s f e l d ein seltenes Fest gefeiert, nämlich eine diamantne Hochzeit. Ein jüdisches Ehepaar ist's, das nun sechzig Jahre lang die Leiden und Freuden des Lebens zusammen getragen. Von der Staatsregierung wie von dem großh. Hause ist diese Feier mit gewohnter Hochherzigkeit anerkannt und gewürdigt worden. Die Staatsbehörden werden den Tag zu einem Volksfeste gestalten. Interessant ist dabei, daß das Jubelpaar in seiner sechzigjährigen Ehe unter sechs verschiedenen Souveränen, denen Lengsfeld gehörte, gestanden. Zuerst reichsfreiherrlich, dann unter Fürst Primas, dann westphälisch, dann hessisch, einige Tage preußisch und seit 1815 weimarisch.

Redakteur: Gustav Messert.
Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 285 Mittwoch, 30. November 1859.

Die Wittwen und ihre Pflegekinder.

(Fortsetzung).

Der Obergerichts-Sekretär ging, er hatte seinen Zweck erreicht, er hatte den Unglücklichen, mit dem Vaterfluche Beladenen aus einer Schlinge in die andere geführt, er hatte ihn überredet, die dem Gericht anvertrauten Gelder anzugreifen und die Summen mit ihm getheilt. Jetzt waren indeß der fluchwürdigen Handlungen so viele geschehen, daß es nicht weiter gehen konnte; die erste Untersuchung und Beide hatten die zuverlässige Aussicht, in das Gefängniß zu wandern. Der Sekretär hatte jedoch eine starke Familie, eine große, ausgebreitete Bekanntschaft, ihm mußte es um so schmerzlicher erscheinen, vor allen diesen gebrandmarkt dazustehen. Des Senators Ehre stand längst schon in einem zweideutigen Lichte, seine Verwandten hatten sich schon seit Jahren von ihm zurückgezogen und seine eigenen Kinder waren elende, bedauerungswürdige Geschöpfe, denen es nach des Obergerichts-Sekretärs Ansicht gleich seyn konnte, wie sie in der Welt fortkamen, und sein Stiefsohn bedurfte die Ehre des Stiefvaters nicht, er hatte sich selber eine ehrenvolle Laufbahn eröffnet; es lag ihm also Alles daran, den Senator für immer zu stürzen, um sich dadurch auf den Beinen zu erhalten. Hierzu war es jedoch unumgänglich nothwendig, die Maske der Freundschaft zu erheucheln, und das verstand Niemand besser als der Sekretär.

Von des Senators Hause ging er nun sogleich zum Kaufmann Segel und theilte diesem unter dem Siegel der Verschwiegenheit seinen Plan mit, und dieser nahm danach seine Maßregeln. Nicht umsonst hatte er sich so genau nach der Gegend, wo Ringelheim liege und aus welchem Thore es ginge, erkundigt, denn den Senator fortzuschicken, lag durchaus nicht in seinem Plane, nur auf einer heimlichen Flucht begriffen — das Billet an seine Person wurde unterschlagen — ihn ergreifen zu lassen, war Bestimmung.

So waren die Karten gemischt, fallen sollte die Rieseneiche, unter deren Aesten nur Dornen und Disteln wucherten, fallen sollte sie, um sich nie wieder zu erheben. Wie indeß derjenige, der die Axt an ihre Wurzeln legte, dabei fahren wird, ob die fallende Eiche ihn nicht in ihrem Sturze mit fortreißt, mag uns die Zeit lehren, wir wollen den ferneren Begebenheiten nicht vorgreifen.

Als der Sekretär fort war, befahl der Senator dem alten Jakob, den Reisewagen auf die Hausflur zu schieben, ihn mit den in Bereitschaft liegenden Effekten zu bepacken, als dann nach der Post zu gehen und mit dem Schlage ein Uhr Postpferde zu bestellen.

Also nach Ringelheim, wirst Du sagen, lieber Leser, das sind schlimme Aussichten für den braven Felix, für die liebenswürdige Helene. Was will unter den obwaltenden Umständen, wo die alten rechtlichen Gesetze der preußischen Staatsverfassung über den Haufen geworfen, wo gewaltige Machthaber vor der Hand nach eigener Willkür handeln und richten, was will da aus ihnen werden? Wer wird sich ihrer annehmen, wer ihr Recht vertheidigen? Der Senator wird Alles für sein Eigenthum erklären, er wird die Leiche seiner Mutter aus der Erde wieder aufwühlen lassen und sie fragen, warum sie seiner nicht gedacht, warum sie fremden Menschen sein rechtmäßiges Eigenthum zugewandt? er sey der Erbe, ihm gehöre Alles, was sie bei ihrem Sterben zurückgelassen. An Berlin, an seinen Vater und an jenen gräßlichen Auftritt, worüber ein ewiger, undurchdringlicher Schleier gebreitet ist, an einen Auftritt, der den Vatermord zur Folge hatte, dachte er jetzt mehr als je, es war ihm ein unvertilgbarer Wurm, der fort und fort an seinem Gewissen nagte, und dennoch —

Der junge Doktor, des Senators Stiefsohn, hatte sich eben angeschickt, um auszugehen und seine Patienten zu besuchen, als er auf der Treppe den Befehl des Vaters an den alten Diener hörte. Schon gestern Abend, als Jakob von ihm gegangen, hatte er sich vorgenommen, Gelegenheit zu nehmen und mit dem Vater zu reden, daß der alte Mann bis an sein Lebensende im Hause bleibe. Da ihm der Zweck der Reise unbekannt war und

er auch die Rückkehr von derselben nicht wissen konnte, so glaubte er seinen Antrag nicht länger verschieben zu dürfen, er ging also in das Zimmer seines Vaters, bot ihm einen freundlichen guten Morgen und sagte: Sie wollen verreisen, Herr Vater?

Ja, Herr Sohn, und ich will hoffen, daß Du nichts dagegen hast.

Wie dürfte ich mir nur auf die entfernteste Art einen solchen Gedanken einfallen lassen, entgegnete bescheiden der junge Mann, ich wünsche Ihnen im Gegentheil, obgleich ich den Zweck Ihrer Reise nicht kenne, gute Verrichtung und das beste Vergnügen.

Gut, sehr gut, ich danke. Steht sonst noch etwas zu Diensten?

Lieber Vater! Sie wollen den alten Jakob aus unserm Hause entlassen. Er ist vierundvierzig Jahre in demselben, hat meinen Großeltern gedient und geht sehr ungern in seine Versorgungsanstalt, indem er sich zu seinen Verrichtungen noch kräftig und tüchtig fühlt und Sie doch ohne einen Diener nicht fertig werden können, ich wollte also ein gutes Wort für ihn einlegen.

Ist überflüssig. Habe ich ihn heißen gehen? er selber hat mir den Stuhl vor die Thür gesetzt, es mag ihm nicht hoch genug hier im Hause mehr hergehen, es werden nicht mehr so viele Gesellschaften gegeben als sonst, die Trinkgelder fließen nicht mehr so häufig in seine Tasche, er kann seinen Hang zum Tabakrauchen nicht mehr so befriedigen, das mag die Ursache seyn. Also um ungestört schmauchen zu können, will er mein Haus, meinen Dienst verlassen; er mag gehen, aber kein Geld zu solcher Verschwendung von mir verlangen.

So möchte ich ihn für mich behalten, er soll nicht sagen, daß er als ein noch brauchbarer, treuer Mensch aus unserem Hause entlassen ist.

Sehr gut; aber verdient der junge Herr schon so viel, um einen Diener speisen und lohnen zu können?

Nein, bis jetzt noch nicht, und deßwegen wollte ich Sie bitten, indem ich binnen Kurzem mündig werde, mir ein Kapital von meinem väterlichen Erbe zu überweisen, wo ich dann von den Zinsen solche Kosten bestreiten könnte.

Von Deinem väterlichen Vermögen? fragte verwundert der Senator, hast Du denn noch Vermögen? hat Deine Erziehung, Dein Studium, Deine Bücher, Deine Kleider, in fünfzehn Jahren nichts gekostet? glaubst Du, das sey vom Himmel geregnet?

Nein, Herr Vater, das glaube ich nicht, allein ein Vermögen von einundzwanzig Tausend Thalern, das doch jährlich noch so ziemlich eintausend Thaler Zinsen eingebracht hat, wovon meine Bedürfnisse füglich allein bestritten werden konnten, werden Sie mir gewiß gesichert und gut angelegt haben.

Der Senator war, während er mit dem Sohne sprach, beschäftigt, er hatte ihn nicht angesehen, und schien diese eben so ernste als wahre Bemerkung gänzlich überhören zu wollen, denn er fühlte nur zu gut, daß sich sein Untergang mit Riesenschritten ihm nahte, und daß, wenn er den Stiefsohn auch für den Augenblick befriedigte, derselbe doch nicht für immer damit abgekauft seyn würde. Er fühlte sogar eine Art von Reue und Bedauern, den Stiefsohn um sein ganzes Vermögen gebracht zu haben; aber es war zu spät, eine so ungeheure Schuldenlast mußte ihn zu Boden drücken, er war rettungslos verloren. Indeß hatte er die Lust am Leben noch nicht verloren, und folglich blühte ihm noch die Hoffnung, neue Mittel zu erlangen, deren sein ausschweifendes Leben bedurfte.

Da der junge Arzt eine Weile ohne Antwort dagestanden, so sagte er: nicht wahr, Vater, Sie halten es selber für gut, mir eine Summe zu überweisen, über die ich nach eigenem Willen verfügen kann?

Schon hatte der Senator wieder einen derben Verweis auf der Lippe, allein er dachte an Ringelheim, und an die Möglichkeit, dort noch einen, ihm von seiner Mutter aufgesparten Schatz vorzufinden, er mäßigte sich deßhalb und sagte: für jetzt bleibt mir zu solchen Kapalien keine Zeit mehr übrig, wenn ich zurückkehre, werde ich Dir Deine Rechnungen vorlegen und das Weitere mit Dir besprechen.

Der Stiefsohn begnügte sich mit dieser Antwort, wünschte dem Senator eine glückliche Reise, gute Verrichtungen, und ging dann seinen Berufsgeschäften nach.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte von Schiller's „Lied von der Glocke".

Das „Lied an die Freude," das Schiller bald nach seiner Versetzung aus dem südlichen Deutschland nach dem nördlichen, im Jahre 1785, im Dorfe Gohlis bei Leipzig, gedichtet, hat ihm ebenso, wie seine ersten Bühnenstücke, das Zujauchzen der gesammten Nation verschafft. Mitlebende aus jener Zeit erzählen, daß das „Lied an die Freude" bald nach seinem Entstehen in Leipzig, Dresden und anderwärts den Rundgesang jeder fröhlichen, sinnigen oder begeisterten Gesellschaft bildete. Und auch jetzt noch hebt sich die Brust jedes fühlenden Mannes, röthet sich die Wange aller sinnigen Jünglinge und Mädchen, feuchtet sich der Blick gefühlvoller

Frauen und ernster Matronen, wenn der herrliche Rundgesang ertönt:

> Festen Muth in schweren Leiden,
> Hülfe, wo die Unschuld weint,
> Ewigkeit geschwor'nen Eiden,
> Wahrheit gegen Freund und Feind,
> Männerstolz vor Königsthronen —
> Brüder, gält es Gut und Blut —
> Dem Verdienste seine Kronen,
> Untergang der Lügenbrut!
> Schließt den heil'gen Zirkel dichter,
> Schwöret es bei deutschem Wein,
> Dem Gelübde treu zu seyn;
> Schwört es bei dem Sternenrichter!

Es wird erzählt, daß Schiller sich zur Dichtung des Liedes an die Freude dadurch gestimmt und veranlaßt fand, daß es dem edlen Manne, bald nach seiner Ankunft in Leipzig, geglückt war, auf einem Spaziergange, den er zufällig an den Ufern der Pleiße machte, einen jungen Studenten, der sich eben aus Verzweiflung in den Fluß stürzen wollte, am Leben zu erhalten, indem er ihm zunächst mit seinen eigenen geringen Mitteln und dann durch die Beisteuern anderer guter Menschen aus der Noth half.

Von dem „Lied von der Glocke" ist mit Recht gesagt worden, daß, wenn Schiller auch gar nichts weiter, als dieses Hohelied gedichtet hätte, in welchem eine edle Symbolisirung des bürgerlichen Fleißes und der Handarbeit mit einer idealen Auffassung des Lebens in der Familie und im Staate Hand in Hand geht, doch sein Ruhm für alle Zeiten feststehen würde.

Zur Geschichte dieses Liedes gehört Folgendes: Schon im Sommer 1788, als sich Schiller in Völkstädt bei Rudolstadt aufhielt, entstand im ihm die Idee zu dem herrlichen Gedichte. Dort lebte mit ihrer Mutter und Schwester Charlotte von Lengefeld, seine nachmalige Gattin.

> „Und herrlich in der Jugend Prangen,
> Wie ein Gebild aus Himmels Höh'n,
> Mit züchtigen verschämten Wangen
> Sieht er die Jungfrau vor sich steh'n."

In Rudolstadt befand sich eine große Glockengießerei, die Schiller oft besuchte, da ihm die mannigfaltigen Vorrichtungen, die Feuerarbeiten und die Ausführung des Gusses außerordentlich anziehend waren. Der alte Gußmeister Meyer, das Original zu dem Bilde des Meisters, das uns in dem „Lied von der Glocke" vorgeführt wird, war noch viele Jahre später stolz darauf, erzählen zu können: Schiller habe ihm gar manchmal die Hand gedrückt, wenn er in seine Werkstatt gekommen und sich von ihm über die Technik des Glockengusses belehren ließ. Er erzählte ferner, daß Schiller schon damals manche schöne Betrachtung bei dem Anschauen der Arbeit angestellt, und daß der Dichter namentlich gesagt, es gebe doch, im Grunde genommen, da unten auf der Erde nichts Menschlich-Ergreifendes vor, was die Glocke nicht zu verkünden bestimmt sey.

> „Was unten tief dem Erdensohne
> Das wechselnde Verhängniß bringt,
> Das schlägt an die metall'ne Krone,
> Die es erbaulich weiter klingt."

So daß der alte Gußmeister beim Anhören dieser Betrachtungen damals schon sich gesagt: „Ja,

> Wenn gute Reden sie begleiten,
> Dann fließt die Arbeit munter fort."

Inzwischen war Schiller zu jener Zeit einerseits mit dem Gedanken an die Begründung einer eigenen Häuslichkeit und andererseits mit seinem Geschichtswerke über den Abfall der Niederlande von der spanischen Regierung, welches ihm den Weg zu dem historischen Lehrstuhl in Jena bahnen sollte, zu sehr beschäftigt, als daß er an die Ausführung jenes durch die gewerbliche Thätigkeit in ihm erweckten poetischen Gedankens schon hätte gehen können. „Wer sich ewig bindet," so sagte er sich eben selbst, „der prüfe, ob sich das Herz zum Herzen findet; der Wahn ist kurz, die Reu ist lang." Und er fügte hinzu:

> „Die Leidenschaft flieht, die Liebe muß bleiben;
> Die Blume verblüht, die Frucht muß treiben.
> Der Mann muß hinaus in's feindliche Leben,
> Muß wirken und streben
> Und pflanzen und schaffen, erlisten, erraffen,
> Muß wetten und wagen, das Glück zu erjagen."

Erst nach einigen Jahren, als Schiller Professor in Jena war und mit Goethe gemeinschaftlich, außer dem Journale die „Horen", auch einen „Musen-Almanach" jährlich herausgab, wollte er für Letzteren das „Lied von der Glocke," dessen Plan er längst mit sich herumtrug, ausarbeiten, und er nahm um seine Erinnerungen an den Gußmeister Meyer und die Glockengießerei in Rudolstadt wieder aufzufrischen, die bekannte Krünitz'sche Encyklopädie zur Hand, die damals glücklicherweise schon über den Buchstaben G hinaus gelangt war, obwohl sie erst vor einigen Jahren den Buchstaben Z erreicht hat. Aus dem Krünitz hat er unter Anderm auch das bekannte Motto: „Vivos voco, mortuos plango, fulgura frango" entlehnt.

„Dieses Gedicht," so schrieb Schiller am 7. Juli 1797 an Goethe, „liegt mir sehr am Herzen; es wird mir aber noch mehrere Wochen kosten, weil ich so vielerlei Stimmungen dazu brauche und eine große Masse zu bearbeiten ist." Daß Schiller das „Lied von der Glocke" von Anfang auch für die musikalische Komposition bestimmt hatte, geht aus demselben Briefe hervor, denn er schreibt, daß er deßhalb so zeitig im Jahre an das „Glockengießerlied" gegangen, weil er sich überlegt, „daß der musikalische Theil des Almanachs vor allen Dingen fertig seyn muß, indem sonst der Komponist nicht fertig wird."

Nach zwei Monaten, am 15. September, schreibt er jedoch: „Das Lied von der Glocke habe ich bei meinem Uebelbefinden, (er litt an einem sehr starken Husten) nicht vornehmen können und mögen." Und am 22. September fügt er hinzu: „Mein letzter Brief hat Ihnen schon gemeldet, daß ich die Glocke liegen lassen mußte. Ich gestehe, daß mir dieses, da es einmal so seyn mußte, nicht so ganz unlieb ist: denn indem ich diesen Gegenstand noch ein Jahr mit mir herumtrage und warm halte, muß das Gedicht, welches wirklich keine kleine Aufgabe ist, erst seine wahre Reife erhalten. Auch ist dieses Jahr (1797) einmal das Balladen-Jahr, und das nächste hat schon ziemlich den Anschein, das Lieder-Jahr zu werden, zu welcher Klasse auch die „Glocke" gehört."

Goethe antwortete ihm darauf in einem berühmten Briefe vom 14. Oktober 1797, worin er ihn zugleich auf den Stoff zu „Wilhelm Tell," den er selbst bearbeiten wollte, aber nachmals wieder fallen ließ, aufmerksam macht: „Die Glocke wird nur um so besser klingen, als das Erz länger in Fluß erhalten und von allen Schlacken gereinigt ist."

Inzwischen unterbrachen auch in den beiden folgenden Jahren Störungen, Krankheiten und Berufsarbeiten die Ausarbeitung des seinen Grundzügen nach längst entworfenen Gedichtes. Erst 1799, gegen Ende des September, nachdem ein Aufenthalt in Rudolstadt ihm alte Zeiten und das Bild des Glockengusses erneut hatte, ward die schöne Dichtung, werth der langen Zeit, die sie gekostet, vollendet.

Das „Lied von der Glocke" erschien zuerst im „Musen-Almanach" für das Jahr 1800, dem letzten dieser Almanache, den Schiller herausgab. Körner schreibt am 6. November 1799 an Schiller: „Der Almanach ist reicher, als ich nach Deinen Aeußerungen erwarten konnte. Besonders kann sich das „Lied von der Glocke" neben Deine vorzüglichsten Produkte stellen. Es ist ein gewisses Gepräge von deutscher Kunst darin, wie in dem „Gang nach dem Eisenhammer," das man selten ächt findet und das Manchem, bei aller Prätension auf Deutschheit, sehr oft mißlingt."

Dem „Lied von der Glocke" läßt sich in der gesammten lyrischen Poesie Deutschlands und anderer Länder Nichts an die Seite stellen. Palleske sagte von ihm: „Vielleicht keine Dichtung ist so tief in unser edleres Bürgerthum eingedrungen, ist so sehr eine poetische Verklärung unseres Städtelebens, wie Schiller's Glocke." Bewunderenswürdig sind die Hauptmomente des Gusses selbst in die Worte des Meisters eingewebt, und, wie eingänglich dem Verständnisse des Volkes, das merkt man erst, wenn man sich etwa mit einem technischen Kommentar in der Hand die ganze Prozedur des Gusses vergegenwärtigt. Hier ist nicht mehr der Dichter er selbst, sondern es ist das Bürgerthum, das aus ihm spricht, des arbeitenden Menschen Wohl und Weh, zu dem er sein Herz und seinen Sinn erhoben hat. Alles, was dieses Bürgerthum ziert: Frömmigkeit, Zucht, Fleiß, Ordnung, der Freiheit Schutz, des Hauses Ehre klingt voller oder leiser an; die Gefahr des Elementes, des verheerenden Krieges, des „Menschen in seinem Wahn," der Revolution, deren Schrecknisse der Dichter, während er sich mit dieser Dichtung im Kopfe trug, erlebt und deren Beendigung eben durch den Revolutionsfrieden von Campo-Formio stattgefunden hatte — weßhalb er auch sein Glockenlied mit den Worten schließt: „Friede sey ihr erst Geläute!" — Alles dieß ist in der Dichtung unserer Einbildungskraft vorgeführt. Alles, was sich ungezwungen in den Gesichtskreisen des fleißigen, ruhigen Bürgers, des ehrenwerthen Meisters und seiner Gehülfen drängt und an ihr Tagwerk anschließt, ist in ebenso einfach kernigen Weisen als gesteigerten Schilderungen eingewebt. Von Schiller's gesammter lyrischer Poesie aber gilt, was er von der Glocke sagt:

„Hoch über'm niedern Erdenleben
Soll sie im blauen Himmelszelt,
Die Nachbarin des Donners, schweben
Und gränzen an die Sternenwelt,
Soll eine Stimme seyn von oben,
Wie der Gestirne helle Schaar,
Die ihren Schöpfer wandelnd loben
Und führen das bekränzte Jahr."

Kunst und Literatur.

Frauenbrevier für Haus und Welt. Frankfurt 1859. Verlag von Meidinger Sohn u. Komp.

Das vorliegende Werk ist eine Sammlung von Stellen aus hervorragenden Schriftstellern über Frauenleben und Frauenbildung, gleichsam ein Katechismus zur Veredlung und Bildung des Weibes. Möchten die darin ausgesprochenen Grundsätze und Wahrheiten in das wirkliche Leben unserer weiblichen Generation übergehen, es würden unsere sozialen Zustände in vielfacher Beziehung sich bessern.

Mannigfaltigkeiten.

Von den Kämpfern, die bei Waterloo fochten, sind in England noch 192 am Leben, die einen höhern als den Kapitänsrang bekleiden, nämlich 1 Feldmarschall, 12 Generale, 33 Generallieutenants, 39 Generalmajore, 46 Obersten, 39 Oberstlieutenants und 22 Majore.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung.“

№ 286 Donnerstag, 1. Dezember 1859.

Die Wittwen und ihre Pflegekinder.

(Fortsetzung.)

Mit dem Schlage ein Uhr erschollen die Töne des Posthorns vor dem Hause des Senators, er warf sich, in seinen Pelz gehüllt, in den bereit stehenden Wagen, und im raschen Trabe ging es zum Friedberger Thor hinaus. — Eine kleine Stunde des weiten Weges war zurückgelegt, als der Wagen ein an der Straße liegendes einzelnes Wirthshaus erreichte. Ein Diener des Gerichts und zwei Gendarmen standen in der Thüre desselben und schienen den Wagen schon zu erwarten. Der Senator erkannte durch die Fenster den Ersteren, und eine bange Ahnung durchzog sein Herz. Als der Wagen das Haus erreicht hatte, erscholl dem Postillon ein kräftiges Halt! entgegen, und dieser nahm keinen Anstand, Folge zu leisten. Der Gerichtsdiener produzirte dem Senator mit vieler Artigkeit den Wechselarrestbefehl. Der Senator wurde leichenblaß, indeß wußte er recht gut, daß eine Widersetzlichkeit hier nur zu unangenehmen Auftritten würde geführt haben, er sagte deßhalb nur, und zwar bloß um etwas zu sagen, es ist ein Irrthum, der für den Kaufmann Segel schlimme Folgen haben wird. Der Wagen kehrte um und hielt erst wieder vor dem Rathhause, wo dem Senator ein anständiges Gemach zur Wohnung angewiesen wurde.

Zwei Stunden später kam der Obergerichts-Sekretär mit einem andern Gerichtsdiener und versiegelte das Arbeitszimmer des Senators, und ehe der erste heilige Christfesttag geendet hatte, wußte schon der größte Theil der Stadt, daß der erste Senator, der gewaltige Mann, vor dem so Mancher in dem Hause, das ihm jetzt zur Wohnung diente, mit Zittern und Zagen gestanden hatte, arretirt sey. Tausende, denen er oft weh gethan, triumphirten und jubelten über seinen Fall, Andere, denen er noch mit bedeutenden Summen schuldete, beklagten ihren Verlust, nur sehr wenige bedauerten ihn aufrichtig.

Einige Tage später wurde der junge Doktor Rose, wie wir ihn von jetzt an nennen wollen, zu einer kranken Frau, welche nebst mehreren andern Staatsgefangenen, in einem eigens dazu eingerichteten Gebäude, welches früher ein Kapuzinerkloster gewesen, hinberufen. Er trat in ein kleines Gemach, im Erdgeschoß liegend, welches nur mit dem nothwendigsten Geräth, das heißt, mit einem Bett, einem Tisch und zwei Stühlen versehen war, und gewahrte eine Dame, deren Anblick ihm in der ersten Sekunde die höchste Achtung einflößte. Die schönen, edlen Formen ihres ganzen Körpers standen mit den regelmäßig schönen Zügen ihres Gesichts vollkommen im Einklange, und der freundliche, offene Blick ihres seelenvollen Auges flößte Achtung und Wohlwollen ein. Der feine, blendend weiße Anzug sagte dem Eintretenden, daß es wohl eine Dame von Stande seyn müsse. „Sie haben nach einem Arzte verlangt, sagte Rose, und ich bin beauftragt, Ihnen einen Besuch abzustatten und Ihnen wo möglich Hülfe angedeihen zu lassen.“

Rosens angenehme Gesichtszüge waren, wenn auch nicht nach den Regeln der Kunst schön zu nennen, doch mild und freundlich und also ebenfalls auf den ersten Blick Vertrauen einflößend.

Die Dame musterte den jungen Arzt mit einem scharfen Kennerblick und klagte dann über Appetitlosigkeit, über Mangel an ruhigem Schlaf und über eine kleine Anschwellung der Füße.

Der Arzt faßte ihre schöne, weiße Hand und prüfte den Puls, den er zwar stark, aber schwerfällig fand, und sagte dann, es thut mir leid, meine Dame, Ihnen sagen zu müssen, daß die ärztliche Kunst gegen diese Uebel leider nur sehr wenig vermag. Mehr Bewegung in reiner gesunder Luft und leichte gewohnte Speisen würden diese Uebel ohne alle Medikamente bald abhelfen; da ich Ihnen diese aber nicht zu verschreiben im Stande bin, so muß ich meine Zuflucht wohl zu andern Mitteln nehmen. Er setzte sich an das Tischchen, zog eine Brieftasche hervor, in welcher er Alles mit sich führte, was er bedurfte, und schrieb. Er fragte sie sodann, „wie lange sind Sie schon hier?“

Schon seit fünf Wochen, war die Antwort, und

noch hat man mir nicht gesagt, warum man mich meiner Freiheit beraubt hat.

So viel ich weiß, entgegnete Rose, so hat der gewaltige Machthaber, vor dem jetzt ganz Deutschland zittert, noch keinen Gerichtshof über die sogenannten Staatsverbrecher ernannt. — Das Rezept war fertig, Rose sah die Dame an und sagte, darf ich um Ihren werthen Namen bitten?

Sophie Güldenhorn, war die Antwort.

Wie, höre ich recht, Sophie Güldenhorn? fragte der Arzt und legte verwundert die Feder nieder.

Klingt Ihnen der Name so auffallend?

Ich muß gestehen, er setzt mich in die höchste Verwunderung. — Ich hatte bis Ostern vorigen Jahres auf der Universität zu Heidelberg einen jungen Freund, Namens Felix, Graf von Saint-Hilaire, der nannte seine Pflegemutter Sophie Güldenhorn.

Es ist mein Pflegesohn. Sie hatten ihm im Laufe des verflossenen Sommers einen Besuch zugedacht. Hätten Sie Ihr Versprechen in Erfüllung gebracht, so hätte ich Ihre Bekanntschaft auf meinem einsamen stillen Landgute gemacht.

Umstände hielten mich davon ab. Aber um Gott und aller Heiligen! wie ist es gekommen, daß Sie hier sind, daß Sie dem Kaiser der Franzosen, dem Unterdrücker deutscher Freiheit, um dessen willen ich mit meinem Freunde Felix oft einen kleinen Wortstreit gehabt, verdächtig geworden sind.

Sie nennen sich Ferdinand Eiche? fragte die Rittmeisterin nicht ohne einiges Bedenken, sich einem so jungen Manne anvertrauen zu sollen.

Nach meinem Stiefvater, sonst eigentlich Ferdinand Rose.

Und dieser Ihr Stiefvater, ist er ein Eingeborner dieser Stadt?

Nein, und wie ich durch unglückliche Ereignisse erst heute in Erfahrung gebracht, so ist er aus Ringelheim, vielleicht aus demselben Orte, wo Ihr Gut liegt.

Sie sprechen von unglücklichen Ereignissen, beziehen sich diese auf Herrn Eiche, Ihren Stiefvater?

Leider muß ich diese Frage mit Ja beantworten. Er wurde am ersten Christfesttage, eben als er auf einer Reise nach seinem Geburtsorte begriffen war, als Bürgermeister und erster Senator dieser Stadt, wegen einer Wechselschuld arretirt.

Gerechter Gott! rief die Rittmeisterin und schlug die Hände zusammen, und das muß ich erst hier in dieser hülflosen Lage, wo ich mir selber nicht helfen kann, erfahren! Geschwind, Herr Doktor theilen Sie mir Alles mit, was Sie von Ihrem Stiefvater wissen, das Schicksal dieses Mannes liegt mir näher am Herzen, als Sie vielleicht vermuthen, oder glauben.

Der Doktor theilte ihr mit vieler Schonung, die an ächt kindliche Liebe und Ehrfurcht gränzte, mit, was er aus dem Leben seines Stiefvaters, seit er sich mit seiner verstorbenen Mutter verlobt hatte, wußte. Er entwarf ein Bild von der Fülle der Gesundheit der Mutter und beschrieb den Jammer und das Elend, welches die Unglückliche zwei Jahre lang bis zu ihrer endlichen Erlösung durch den Tod ertragen. Er lieferte eine Beschreibung von dem körperlichen Zustande seiner unglücklichen Stiefgeschwister und fügte hinzu, wie er jetzt mit einem alten Diener an den hülflosen Kleinen Vaterstelle vertreten müsse.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Treppe hoch.

(Fortsetzung.)

Dienstag Abend war gekommen. Ein strahlendes Lichtmeer ergoß sich aus den großen Spiegelfenstern der Biegenack'schen Wohnung auf die Straße hinaus. Vor der Hausthüre bildete die liebe Straßenjugend im Verein mit klatschenden Dienstmädchen, neugierigen Müßiggängern und zufällig Vorübergehenden ein lebendiges Spalier, durch welches die Gäste unter Benutzung der vom Hausflur bis auf den Straßendamm gelegten Fußdecken und Strohmatten hindurch hüpften oder — nach Alter, Rang und Würden — durchstolzirten. Manchen derben Witz mußten sie auf dieser kurzen Strecke mit in den Kauf nehmen, manche bitter sarkastische Kritik über Haltung, Gang, Kleidung und Kopfputz mit anhören. Equipagen, Miethswagen und Droschken langten in ununterbrochener Reihe vor der Strohdecke an, erledigten sich ihres Inhalts und machten sogleich den nachfolgenden Platz.

Ah! — ei! — tönte die laute Bewunderung der gaffenden Menge, wenn eine junge Schönheit mit heiterem Gesicht dem Wagen entschlüpfte, während Papa und Mama mit Mühe den Wagentritt hinunter kletterten. — Ah! — das ist mal ein Rosakleid! — riefen zwei kleine Mädchen.

Na! — und die Krinoline! — setzte eine Köchin hinzu; sogleich aber sang ein infamer Schusterjunge: „aus 'ner bunten Bohne, kam die Amazone, Amazone, Krinolin'!“

Willst Du's Maul halten! — drohte der Lohndiener, welcher das Amt hatte, die Wagenthüren zu öffnen.

Allerweile noch nich, Männeken! — entgegnete der musikalische Jünger des Leistens und Knieriemens, — halte Sie man lieber den Wagen fest, dat er nich umkippt, — die dicke Madame da wiegt zu schwer vor die Druckfedern! — und ein allge-

meines Gelächter begleitete den korpulenten Gegenstand dieser Bemerkung bis in den Hausflur hinein.

Die Wagens sind um 2 Uhr bestellt! — rief ein Kamerad des kleinen Schusters einem Offizier nach, der zu *Fuß* gekommen war, — Jean! daß Du präzise um 2 Uhr mit 'n Wagen vor den Herrn Lieutenant hier bist! — — Sonst werden Dir die Woche anderthalb Pfennige von's Traktement abgezogen! — setzte eine Baßstimme aus dem Spalier hinzu und wurde natürlich beifällig beklatscht.

Dat's 'n Musizi! — sagte eine Köchin, die sich zutraulich an „ihren Grenadier" schmiegte, 't gibt 'n Konzert heute! — — Det Jefröhl hat ooch schon die janze Woche jejanjen, — bemerkte das Stubenmädchen von der Parterre-Wohnung unter Biegenacks, — Ratten und Meise konnten davon loofen!

Ufgepaßt! Herr Kammerdiener! — rief wieder der Schusterjunge, der sich nun — für die vorher erhaltene Weisung — rächend an dem unglücklichen Lohndiener rieb, — da kommt 'n Sparwalder! Hurrjes! man bloß een Zifiliste drin? — — Aber hier, Herr Kammerdiener! det's 'ne Hofequipage! — — — — — a — — — — — h! — — und Fräulein von Ilig rauschte im Seidenkleide daher, fest überzeugt, daß sie „dem Volk da" Respekt eingeflößt habe.

Platz da! Platz gemacht! — schrie ein krummbeiniger kleiner Bäckerbube, — det Eis kommt, Platz vor die Eiskübel! — und er wußte es so einzurichten, daß gerade *er* und Einige seiner Genossen *keinen* Platz machten, sondern den beiden Männern, welche diese Eiskübel trugen, stets vor den Füßen und im Wege waren.

Hast Du den Blumenjarten jesehen? — fragte eine schnippige Kammerzofe ihre Freundin, als eine junge Dame mit einem lang über den Nacken herabhängenden Blumenschmuck das Spalier passirt war, — 't ist wol Konzert un Blumenverloosung! — — — Un jedet Loos gewinnt! setzte eine andere Zofe zur Ergänzung hinzu. Allgemeines Gelächter! —

Eben fuhren die drei Fräuleins Warkhofers mit ihrer Mutter vor, und es dauerte fast zehn Minuten, bevor die hoch emporschwellenden Krinolinröcke und lustigen Tarlatankleider durch die enge Wagenthüre ohne Schaden hindurch gepreßt werden konnten.

Halten Sie den Luftballon, Herr Kammerdiener! — schrie der unermüdliche Feind desselben ihm zu — hurrjes! da ist noch eener, det sind ja Zwillingsluftballons! — Ne! Drillinge — sagte jene tiefe Baßstimme von vorhin, als sich wirklich die drei luftballonähnlichen Gestalten aus dem Wagen entwickelt hatten, — und ein poetischer Schneidergeselle fügte hinzu: Ob deß nicht die drei Jrazien sind! — Nanu, man nich! — bemerkte eine Köchin, deren Herrschaft beim Abendessen saß, und schmerzlich auf die Milch wartete, welche „Rieke" nun schon seit einer guten halben Stunde *im Begriff war*, „man blos um die Ecke zu holen" — — und wehe dem unglücklichen Lohndiener, wenn er noch einmal versucht hätte, jene Bemerkungen der Zuschauer zu ersticken.

Endlich hatte die lange Wagenreihe ein Ende, und der gepeinigte Diener dankte seinem Schöpfer, daß er den ferneren Stichelworten des kleinen Pechvogels entrinnen durfte. Oben hatten sich unterdessen die prachtvollen Räume mit glänzenden Toiletten Uniformen und behänderten Fracks gefüllt, und jenes unbestimmte Murmeln und Summen zitterte durch die Luft, wie es in jeder großen Gesellschaft durch alle die schönen Redensarten der Gäste zu einander gebildet wird. Im vordern Zimmer stand der Wirth und „empfing" in der ihm eigenen feinen Manier, im eigentlichen Gesellschaftszimmer machte die Geheimeräthin die „Honneurs" mit aller möglichen Würde, und im Saal „unterhielt" Fräulein Sophie sich mit Jedermann so unendlich liebenswürdig, wußte den *jungen* Damen über ihre Toilette, den *älteren* über ihr eigenes Aussehen und dasjenige ihrer „reizenden Töchter," den *jungen* Herren über den letzten „himmlischen Ball bei Geheim-Rath A. oder Oberstlieutenant von B." und den *älteren* über „schon wieder einen neuen Stern am Ordens-Firmament" so viel Angenehmes zu sagen, daß alle Welt entzückt mit ihr war.

Ah! das Kleid kommt wieder direkt aus Paris! — redete sie Fräulein Gohren an, eine jener drei „alten Turren," welche sie an jenem Morgen von der Liste hatte ausstreichen wollen, — Ihr Geschmack ist so berühmt, meine verehrteste Fräulein Gohren! daß ich nun auch wirklich nichts mehr kaufen will, ohne Sie vorher um Rath gefragt zu haben. Wenn ich Sie dadurch quäle, ist's Ihre eigene Schuld, warum gibt es keine Geschmacksautorität außer Ihnen! — — Fräulein Gohren fand Sophie „ganz charmant."

Meine süße Rosalie! — rief sie der Tochter des Bankier Reichermann entgegen, — Du mußt mir nachher Deinen Bruder vorstellen, ich war nicht zu Hause, als er Visite bei uns machte, — wir müssen ihm die Hamburgerinnen aus dem Kopfe bringen; — dort ist er, nicht wahr? er ist sehr elegant, man könnte sich in ihn verlieben, — ganz Dein Bruder! —

Ach, guten Abend Herr Cargig! — sagte sie zutraulich und ihre Hand freundlich ausstreckend zu ihrem Hauswirth, einem reichen alten Rentier, der die hohen, höheren und höchsten Miethen liebte, — was sagen Sie zu Ihrer Belle-Etage? — was sagen Sie zu dieser Gesellschaft darin? — im Vertrauen, Ihr Haus hat durch *unsere* Gesellschaften

ordentlich eine Berühmtheit erlangt! — — Dem alten Rentier mußte man etwas deutlich kommen; er war sehr eitel auf sein Haus, auf die nobeln Bewohner darin, — wohl, wohl! für's nächste Jahr wollte er also lieber noch nicht steigern.

Und darf ich meiner lieben, lieben Frau Präsidentin die Hand küssen? — bat sie die alte Präsidentin Seemann, — ich grüßte mir gestern das Genick müde, Sie sahen es aber nicht. Sie fuhren in einer „göttlichen Equipage" an mir vorüber! — — Fand „Sophiechen" den Wagen wirklich so schön? — fragte die Präsidentin — sie hatte ihn selbst ausgesucht, — und würde Sophiechen und ihre Mama vielleicht mal etwas spazieren fahren? — wie wär's beim nächsten Corso! u. s. w.

Zu Ihnen sage ich gar nicht „guten Abend," Herr von Süßlich! Ihnen bin ich böse! — redete sie einen semmelblonden Mann in zweifarbigem Tuche an.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Dem „Würzburger Stadt- und Landboten" schreibt man: Am vorigen Dienstag ereignete sich zu Kaltenhof bei Tückelhausen folgende Schreckensscene: Während ein Maurer daselbst in einem 100 Fuß tiefen Brunnen beschäftigt war, fiel derselbe stellenweise zusammen, so daß der Unglückliche von mehr als 20 Fuhren Schutt bedeckt wurde. Seine Mitarbeiter machten sogleich Anstalt zu seiner Rettung, allein hierbei fielen abermals mehrere Mauertheile zusammen und es getraute sich keiner mehr sich hinabzulassen und dem Verunglückten Hülfe zu leisten. Als Herr Baron Herrmann von Staff-Reitzenstein zu Tückelhausen von dem Unglücksfalle hörte, eilte er sogleich herbei und traf alle Anstalten zur Rettung des Verschütteten; er sandte sofort reitende Boten in die Nachbarorte, um Hülfe zu requiriren, und fuhr selbst nach Ochsenfurt, um Leute von Fach herbei zu holen, und so die Rettung des Unglücklichen möglich zu machen. Endlich nach vollen 14 Stunden, nachdem die ganze Nacht hindurch gearbeitet worden war, gelang es, ihn an das Tageslicht zu fördern. Noch eine Stunde zuvor hatte er, an der Rettung verzweifelnd, in seinem Grabe seine letzte Willensverfügung getroffen und gebeten, seinem nächsten Erben dazu behülflich zu seyn. Als man ihn auffand, standen seine Füße noch im Wassereimer, während sein Oberkörper von einer Steinplatte bedeckt war. Herr Baron von Staff sorgte sogleich für geistliche und ärztliche Hülfe, und es gelang, den Verunglückten zu retten. Alle bei der Rettung betheiligten Arbeiter wurden von Staff noch reichlich beschenkt; darum Ehre und des Himmels Segen diesem menschenfreundlichen Manne, dessen Bemühungen hauptsächlich die Rettung eines Menschenlebens zu verdanken ist!

[Eine Jagd als Schillerfeier.] Zu Scharzfeld im Harze wurde Schiller's Gedächtniß durch eine — Jagd gefeiert! Die Veranlassung zu dieser scheinbaren Seltsamkeit war folgende: Bei einer Harzreise hat Schiller in der Einhornshöhle bei Herzberg seinen Namen „Friedrich Schiller 1792" an die Felswand geschrieben. Zu dieser Höhl[e] wurde nun am Schillertage vom Forstmeister Maye[r] eine große Jagdpartie geführt. Die Höhle war erleuchtet, mit Guirlanden geschmückt und unter den Namenszügen Schiller's ein Transparent angebracht welches eine Stelle aus der „Braut von Messina" enthielt: „Der strengen Diana, der Freundin de[r] Jagden, lasset uns folgen in's wilde Gehölz ze[.]" Die Höhle wird fortan den Namen „Schillerhöhle" führen.

Es ist bereits beschlossen, auf der Berginsel b[ei] Innsbruck ein Andreas Hofer-Denkmal zu er[-]richten. Dasselbe wird im gothischen Styl erbau[t,] 24 bis 30 Fuß hoch, hat eine Eingangspforte u[nd] Seitenfenster. Im Innern wird sich eine Ehre[n-]halle mit den Büsten der Kaiser Franz I., Ferd[i-]nand I. und Franz Joseph I., der Erzherzoge Joha[nn] und Karl Ludwig, Andreas Hofers, des Freiher[rn] v. Roßbach, des Kommandanten der Oberlande[s-]vertheidigung vom Jahre 1859 befinden. An de[n] Seitenwänden werden Marmortafeln angebracht m[it] den Namen der Tyroler Landesvertheidiger von 180[9,] 1848 und 1859. Auf einem 9 Fuß hohen Post[a-]mente in der Mitte der Halle wird die Büste d[es] ersten Kommandanten des Kaiser-Jäger-Regimen[ts] aufgestellt.

In Kronach fand dieser Tage ein eigenthü[m-]licher Betrug statt: Eine Frau ging mit Blume[n-]zwiebeln zu einem Lieutenant, und sagte, sie hät[te] den Auftrag erhalten, daß sein Vater in Würzbu[rg] für 4 fl. Blumenzwiebeln wünsche, welche der Soh[n] zahlte, und nach Würzburg seinem Vater schickt[e,] der aber nichts davon wußte; es stellte sich zugle[ich] heraus, daß die Zwiebeln kaum 24 kr. werth ware[n.] Derselbe Gaunerstreich wurde auch an einer ande[rn] Person verübt.

Redakteur: Gustav Meffert
Druck und Verlag der A. Walland'schen Buchdruckerei.





Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 288 Samstag, 3. Dezember 1859.

Die Wittwen und ihre Pflegekinder.

(Fortsetzung).

Aber ich bitte Sie, lieber Doktor, ist denn mit der Bezahlung jener Wechsel Ihr Stiefvater nicht wieder in Freiheit zu setzen?

Er ist rettungslos verloren, Madame! Ich vermuthe, daß jener Wechsel nur hat als Veranlassung dienen müssen, um sich erst auf eine glimpfliche Art seiner Person zu bemächtigen. Wären es blos erborgte Gelder, so leben wir noch immer in Deutschland, wo man einen Schuldner nicht zeitlebens in dem Schuldthurm steckt, wie in England, allein anvertraute Vormündergelder, und sogar, wie man sagt, Depositengelder, worauf allein Todesstrafe ruht, und noch manche andere Dinge, deren Mittheilung Sie mir erlassen wollen, brechen den Stab über ihn.

O könnte ich ihn retten, den Unglücklichen, auf dem der Vaterfluch in seiner ganzen fürchterlichen Schwere ruhet! mein ganzes Vermögen gäbe ich darum; er könnte vielleicht unter Reue und Buße dem Schatten seines schwer beleidigten Vaters wieder mit sich versöhnen.

Ich höre den Schließer draußen ungeduldig auf und ab gehen, sagte der junge Arzt, nach Hut und Stock greifend, und so dringend es mir auch am Herzen liegt, die Veranlassung Ihres Hierseyns von Ihnen zu erfahren, so muß ich mich doch, um in den Augen eines solchen Mannes keinen Verdacht zu erregen, für heute von Ihnen beurlauben.

Sie haben Recht, Herr Doktor, die Gedanken und Schlüsse solcher Menschen sind nicht selten unheilbringend, und da mich ein günstiger Zufall gerade Sie hat finden lassen, einen Mann, der mir in meinem traurigen Verhältniß von unschätzbarem Werthe ist, so möchte ich ihn auch durch eine unvorsichtige Handlung nicht wieder verlieren. Gehen Sie also mit Gott, und geben Sie mir nur die Versicherung, daß ich Sie morgen mit günstigen Nachrichten über den unglücklichen Eiche bei mir wieder sehen werde.

Ein widriges Geschick könnte mich nur davon abhalten. Er klopfte von innen an die Thür, und während der Schließer von außen den Riegel zurückschob, sagte der Doktor mit lauter Stimme: beachten Sie genau meine Vorschriften und verhalten Sie sich ruhig, denn ein unnöthiger Kummer ändert an Ihrem Schicksal doch nichts, und morgen werde ich dann sehen, wie Sie sich nach der Medizin befinden.

Ist denn die Frau wirklich krank? fragte der Schließer; ich sehe es ihr nicht an.

Der Schein trügt oft, mein Freund! entgegnete der Arzt, die Aepfel, die die röthesten Wangen haben, hat in der Regel der Wurm gestochen, und so geht es auch dieser Dame, sie ist viel kränker als sie selber glaubt, es ist eine aufmerksame Behandlung nothwendig.

Nun, wie Sie meinen, so dürfen Sie ja nur dem Herrn Inspektor davon Anzeige machen.

Dieß hatte der Doktor erwartet. Heute, sagte er, mag es noch so bleiben wie es ist, ich will erst sehen, welche Wirkung die erste Medizin hervorbringt, und ob eine Aenderung ihres Lokals und ihrer Speisen nöthig ist.

Er ging, und die Rittmeisterin hatte durch ihn nun wieder eine traurige Erfahrung im Leben mehr gemacht. Uebrigens war es ihr sehr lieb und werth, die Bekanntschaft dieses jungen Mannes hier gemacht zu haben, denn sie durfte schon mit einiger Gewißheit voraussetzen, daß er es treu und redlich mit ihr meine. Als Arzt hatte er erstlich zu jeder Zeit freien Zutritt zu ihr, und bei näherer Bekanntschaft mit ihren Verhältnissen konnte er auch Manches erfahren, was ihr stets verborgen blieb. Er konnte ferner in ihrem Auftrage an Felix schreiben, konnte ihn und die geliebte einzige Tochter von ihrem Befinden in Kenntniß setzen. Die gemachte Bekanntschaft mit dem jungen Manne wurde ihr mit jeder Minute, je mehr und je länger sie darüber nachdachte, lieber und angenehmer, sie war durch ihn auch nun nicht mehr ganz allein, hatte im schlimmsten Falle sogar einen Beschützer an ihm. Das harte Schicksal des Friedrich Eiche ging ihr sehr zu Herzen, sie hätte ihm mit Freuden die ganze Erbschaft ihrer

Pflegemutter übergeben, wenn sie ihn damit hätte retten können, ihr blieb ja doch noch ein ansehnliches Vermögen; aber seine unglücklichen Kinder, das wurde im ersten Augenblick in ihrem edlen Herzen zum festen Vorsatz, diesen wollte sie, sobald sie ihre Freiheit wieder erlangt hätte, eine liebende, schützende Mutter seyn, so wie die wackere Amtsräthin sich ihrer in ihrer hülflosen Lage vor dreißig Jahren angenommen, so wollte sie sich wieder den Kindern ihres unglücklichen Sohnes annehmen, und einst, wenn ihr Lebensende sich nahe, ihr Vermögen gewissenhaft unter ihre Tochter und diese Kinder vertheilen.

Der Tag verfloß der Rittmeisterin leidlicher als die früheren, die sie in ihrer Gefangenschaft bisher verlebt hatte, sie war nun nicht mehr so einsam, so verlassen wie bisher, sie hatte ein theilnehmendes Herz gefunden, welch ein Gewinn in solch einer Lage! In der nächsten Nacht erfreute sie sich sogar mehrere Stunden hintereinander eines ruhigen, erquickenden Schlafes, sie hörte nicht mehr, wie früher, alle Glocken der Stadt schlagen, so wie die Ablösung der Wachen; als aber die Stunde nahte, in welcher sie den jungen Arzt erwarten durfte, da schlug ihr Herz etwas unruhiger, sie hatte schon erfahren, daß der Mensch oft in seinen schönsten Erwartungen getäuscht worden war, und sie erwartete auch dießmal, daß den jungen Freund irgend ein Hinderniß von seinen Pflichten abhalten könne.

Dem war indeß nicht so, den jungen Arzt trieb dießmal selbst eine geheime Sehnsucht, die interessante Frau, die ihn mit tiefer Betrübniß an seine verstorbene Mutter erinnerte, recht bald wieder zu sehen und ihr seine Hülfeleistung in jedem möglichen Falle angedeihen zu lassen. Bald nahten sich Fußtritte von mehreren Personen der Thür ihres Gemaches, die Riegel wurden zurück geschoben, der Schlüssel knarrte im Schlosse und der Ersehnte trat ein.

(Fortsetzung folgt.)

Die Bauern im Weichseldelta.

Ob die fruchtbaren Marschen im Weichseldelta ohne Dazwischenkunft des deutschen Ordens heutzutage von Esthen, Lithauen, Wenden oder Polen bewohnt seyn würden, ob die einst daselbst herrschende Völkerschaft das Land zu Dem gemacht haben würde, was es jetzt ist — das sind schwer zu beantwortende Fragen. Aber eines wissen wir, daß diese Landstriche nicht geschicktere, zäher ausdauernde, fleißigere Kolonisten erhalten konnten, als ihnen in der That zu Theil geworden sind.

Was den heutigen Holländer, Das zeichnet auch die Bewohner unseres Weichseldelta's aus. Eines Stammes mit ihnen, aus den Marschen Frieslands, dem Niedersächsischen, oder gar aus Flamland herkommend, kannten sie nicht nur die Natur des Bodens, welchen sie kultiviren sollten, seine Ertragsfähigkeit, seine „Dankbarkeit“, sie brachten auch die dort gezogenen vortrefflichen Thierraçen, die geeignetsten Ackerinstrumente, welche noch heute hier vorherrschen, mit sich. Vor Allem aber besaßen sie die den batavisch-niedersächsischen Bauer auszeichnende Sicherheit, Stetigkeit und Konsequenz — welche von so Vielen für ein bloses Phlegma gehalten wird, — jene Unerschrockenheit, Energie und Tapferkeit, jene Zähigkeit, welche die holländischen Dünen zum Stehen gebracht, Sümpfe entwässert, und Meere trocken gelegt hat. „Flämisch“ nennt man einen etwas ungeschlachten Burschen noch heute in der Provinz Preußen, womit man aber zugleich die Anerkennung des Gewichtigen und Energischen verbindet.

Der Niederunger hat eine unerschütterliche Ruhe, in seiner Behäbigkeit strebt er nicht in die Weite, sondern vertraut der Fruchtbarkeit seines Bodens. Dabei ist er schlau genug; in einem Handel ist er selten der Hintergangene. Nur dem Besitzenden und vorzugsweise den Grundbesitzern gesteht er die volle Gleichberechtigung zu, daher die Mißachtung der blosen Arbeit, mithin der Insleute, Lohnarbeiter, und Dienstboten, ja selbst der Handwerker. Zu Hochzeiten und Begräbnissen werden allerdings auch die Letzteren eingeladen, auch finden dieselben sich rechtzeitig ein, jedoch nur, um — die Gäste zu bedienen, die Dienstboten würden dazu nicht würdig genug erscheinen. Noch bis in die neueste Zeit duldete die Sitte nicht einmal, daß der Sohn eines „Hofbesitzers“ mit der Tochter eines Handwerkers tanzte.

Ein vorherrschender Charakterzug ist die Pietät. Der Landesherr hat keine treueren Unterthanen. Vorzüglich ist es aber der Geistliche, welcher den Mittelpunkt einer warmen Verehrung bildet. Sein fixirtes Einkommen, namentlich das der protestantischen Geistlichen, ist nicht groß, wird aber mehr als verdoppelt durch die zahlreichen Geschenke, welche ihm zufließen. Bald sind es zu gewissen Zeiten sich wiederholende Geschenke, wie die „Erntefuder“, bald außergewöhnliche Gaben. Sobald sie von einem Gaste des Pfarrers hören, versorgen sie aufs Reichlichste die Küche desselben. Kein Fest kann begangen werden, ohne daß der Pfarrer bei demselben nicht den Ehrenplatz hätte; kein Thier wird geschlachtet, ohne daß ihr Seelsorger sich nicht eines übersandten Bratens erfreute. Darum ist aber der Geistliche in der That noch ein Seelenhirt, kein

bloser registrirender Zivilstandsbeamte; seine Achtung ist eben so groß, wie sein Einfluß.

Die Familie hängt mit außerordentlicher Hingebung und Innigkeit an einander. Darauf deutet schon der Ausdruck „Hausgesinde“ hin, welcher die Familie mit Ausschluß der Dienstboten bezeichnet. Aber auch weiter wird die Verwandtschaft bis zu den entferntesten Graden festgehalten, und unter dem allgemeinen Begriffe von „Nichtenschaft“ zusammengefaßt. „Wi sönn Nichte todoop“ — wir sind Nichten zusammen — ist eine häufig wiederkehrende Redensart, welche die entfernte, nicht mehr nach Graden zu bestimmende Verwandtschaft eben so bei Frauen, wie bei Männern bedeutet.

Bemerkenswerth ist das Zeremoniell bei Verlobungen. Wenn das „Schinkenschneiden“ (beim Pfänderspiel) zu einer „ernstlichen“ Neigung geführt hat, von dem Hause des Bräutigams auch eine leise Andeutung zum Hause der Braut gekommen, und hier nicht zurückgewiesen ist, so sattelt an einem — nicht schönen Morgen, sondern an einem Dienstag oder Donnerstag der Knecht einen Hengst (auch hierin gibt es keine Wahl), der Herr in seinem besten Rocke besteigt denselben und reitet zu dem Hause der Braut. Dort empfängt ihn Niemand; er selber bindet das Pferd an, tritt hinein, und wird weder, wenn er sich entfernen will, zum längeren Verweilen genöthigt, noch erhält er — was sonst sofort geschehen würde — Speise und Trank. Nach kurzem Zwiegespräch entfernt er sich; Niemand begleitet ihn über die Schwelle. Acht Tage später (wiederum an einem Dienstag oder Donnerstag — es muß nämlich ein sogenannter Fleischtag seyn) reitet er abermals vor Liebchens Haus. Nun wird er empfangen, sein Pferd in den Stall geführt und dort gefüttert; er selber bleibt bis zum Abend und wird trefflich bewirthet. Hiemit ist er in den Schooß der Familie aufgenommen. Wenige Tage darauf findet die Verlobung statt, zu welcher der Bräutigam jetzt mit dem schönsten Wagen, den prächtigsten Pferden, neuem Geschirr, und in den besten Kleidern kommt. Nun machen die Verlobten in eben diesem Wagen ihre Visiten. Bald folgt die Hochzeit. Noch einmal thront der Eheherr in aller Majestät und Schönheit, dann werden Kleider, Geschirr. Kutscherlivree in den Schrank gehängt, und der Herr lenkt fortan die Rosse selber. Den Sonntag nach der Verlobung findet das erste Aufgebot, drei Wochen später, wieder an einem Dienstag oder Donnerstag, die Hochzeit statt. Dazu ergeht eine kurrendenartige Einladung, welche der „Umbitter“ in einem Futteral von buntem Papier trägt, während bei Begräbnissen dieses Futteral von schwarzer Farbe ist. Unerhört wäre es, an diesen Gebräuchen zu rütteln.

Unserem Schiller.*)

Zur 100jährigen Geburtsfeier am 10. November.

„Willst Du in meinem Himmel mit mir wohnen
So oft Du kommst, er soll Dir offen seyn.“
Fr. Schiller.
„Theilung der Erde“)

Am Nekarstrande, im Mutterschooß
Lag ein blondes Knäblein eben,
Mit hellen Aeuglein, klar und groß
So blickte es froh in's Leben.
O erster Blick, o seliger Blick
In's Mutterauge, in's treue,
Du bist des Daseyns schönstes Glück,
Du gibst ihm die erste Weihe!

O Mutterherz, so reich und voll
Sey gesegnet allerwegen,
Wo je Dein heiliger Born entquoll,
Da hilft auch des Himmels Segen.
Der Knabe wuchs und schoß empor
Wie grünende Frühlingstriebe,
Des Vaters Ernst, er stand ihm vor
Und die innigste Mutterliebe.

Schön mit dem ersten Lerchenschlag,
Da zog's ihn hinaus in's Weite,
Seine Heimath war der duftende Hang,
Seine Lust die blumige Haide;
Dort saß er einst auch stumm und lang,
Er wollte dem Bächlein lauschen,
Er hörte den fernen „Glockenklang“
Und des Waldes geheimes Rauschen.

Da riß es ihn auf mit Allgewalt,
Er jubelt' dem Morgen entgegen,
Er grüßte die Sonne, er grüßte den Wald
Mit lautem Liedessegen.
Die Thränen flossen in stiller Lust,
Die Knospe war aufgebrochen,
Es hatte die ewige Dichterbrust
Ihr erstes Lied gesprochen!

Wie sich in süß geheimer Nacht
Die Wunderblume entfaltet,
Und wie sich im dunklen Bergesschacht
Der leuchtende Demant gestaltet;
So schloß in des Busens heil'gen Schrein,
In des Herzens geweihte Tiefen
Der Jüngling die göttlichen Musen ein,
Bis sie laut in's Leben sich riefen!

*) Direkt vom Verfasser mitgetheilt und wird wahrscheinlich als „Gedenkblatt“ herauskommen.

O du ewig flammende Lichterglut h,
Du lässest dich nimmermehr hemmen,
Du bist die unsterblich strömende Fluth,
Wer mag dich im Innern dämmen?
So brachen sie rasch und fluthend hervor
Gleich Perlen, die himmlischen Lieder,
Zu den Sternen schlug der gewaltige Chor,
In den Herzen da tönte er wieder!

Das Leben ihn in die Schranken rief,
Wie hat er gekämpft und gerungen,
Wer hat wie „Schiller" den Schmerz so tief
Und die „Freude" so jauchzend besungen.
Schon klang sein Name nahe und fern,
Schon begrüßt ihn das neue Jahrhundert
Am deutschen Himmel ein lichter Stern,
Geehrt und bekränzt und bewundert!

„Doch was unsterblich im Liede heißt,
Das muß im Leben untergehen",
So klagte er einst mit ahnendem Geist,
Schon winkten die himmlischen Höhen!
Der Genius senkte die Fackel leis,
Aus war sein Kämpfen und Ringen,
Aus der Liebe und Lieder trautem Kreis
Trug er ihn auf Seraphsschwingen.

Doch wie von den Bergen flammenroth
Die Feuer zum Himmel schlagen,
So lebt „unser Schiller" und ist nicht todt,
In den Herzen wird er getragen;
Wohl hat dieser Feuer riesiger Brand
Alle deutschen Stämme getroffen,
Gott schütze das deutsche Vaterland
Gott seg'ne sein Glauben und Hoffen!

Frankfurt a. M. **C. Müller v. Wittgenstein.**

Mannigfaltigkeiten.

Unter den Regenten Europa's mit Einschluß des Kaisers von Brasilien, nach dem Zeitpunkt ihres Regierungsantritts, steht oben an (den 1. Juli 1859 als Normaltag genommen): der Fürst von Schaumburg-Lippe (1787), der Herzog von Sachsen-Meiningen (1803), der Fürst von Schwarzburg-Rudolstadt (1807). Bei diesen 3 Herrschern ist die Zeit der Regentschaft eingerechnet. Dann folgen der König von Württemberg (1816), der Großherzog von Mecklenburg-Strelitz (1816), der Herzog von Anhalt-Dessau-Köthen (1817), Dom Pedro, Kaiser von Brasilien (1831); Wilhelm, Herzog von Braunschweig (1831); der König der Belgier (1831); König Otto von Griechenland (1832) u. s. w. Die fünf letzten (44—48) sind der König von Sachsen (1854); der Kaiser von Rußland (1855); der Fürst von Monaco (1856); Johann Fürst von Lichtenstein (1858); König Franz von Neapel (1859). Nach dem Lebensalter geordnet nimmt die erste Stelle ein: der Großherzog von Mecklenburg-Strelitz, geboren 12. August 1779, 79 Jahre alt; die Zweite der König von Württemberg, geboren 27. September 1781, 77 Jahre alt; der sechste ist der König der Belgier, geboren 16. Dezember 1790, 68 Jahre alt; der siebente Papst Pius IX., geboren 13. Mai 1792, 67 Jahre alt; der elfte der König von Preußen, geboren 15. Oktober 1795, 63 Jahre alt; der einundzwanzigste Louis Napoleon, geboren 20. April 1808, 51 Jahre alt; der dreiundzwanzigste der König von Bayern, geboren 28. Nov. 1811, 47 Jahre alt; der einunddreißigste die Königin von Großbritanien, geboren 24. Mai 1819, 40 Jahre alt; der vierunddreißigste Victor Emanuel, geboren 14. März 1820, 39 Jahre alt; der zweiundvierzigste Kaiser Franz Joseph, geboren 18. August 1830, 29 Jahre alt. Die letzten der Reihe nach sind der König von Neapel (28 Jahre alt); der König von Portugal (21 Jahre); der Fürst von Lichtenstein (18 Jahre alt); der Herzog von Parma (10 Jahre alt).

Lortzing's, des anmuthigen Komponisten Büste, die sein Grab in Berlin schmückte, ist von Letzterem wieder abgenommen und für 200 Thaler bei einem Restaurant versetzt worden, weil das Komite, welches das Grabdenkmal errichtete, jene Summe nicht aufbringen konnte. Wie die „D. Reichsz." meldet, haben nun die Künstler und Künstlerinnen des herzoglichen Hoftheaters in Braunschweig, sowohl von der Oper als vom Schauspiel, den schönen Entschluß gefaßt, einige Konzerte zu geben und mit dem Ertrage derselben Das zu thun, was Berlin bis jetzt unterlassen, das Denkmal auszulösen und wieder auf Lortzing's Grab setzen zu lassen.

Homonyme.

An Köpfen, Füßen, Tafeln, Würfeln, Bäumen,
Sieht man mich glänzen, sitzen, schwimmen, fallen, keimen.

Auflösung des Räthsels in Nr. 282:
Das Stiefelpaar.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 289 Montag, 5. Dezember 1859.

Die Wittwen und ihre Pflegekinder.

(Fortsetzung.)

Wie geht's, wie haben Sie geschlafen, fragte mit herzlicher Theilnahme der Arzt.

Gut, mein junger Freund, wenigstens viel besser als all die vielen Nächte, die ich früher hier verlebt habe, und ich möchte fast behaupten, daß ihr freundlicher, herzlicher Zuspruch, und der Gedanke, hier eine verwandte Seele gefunden zu haben, auf die Ruhe dieser Nacht mehr als Ihre Medizin gewirkt hat.

Das freut mich, denn fast bin ich selbst der Meinung, indem das, was ich Ihnen verschrieb, diese Wirkung wohl noch nicht hervorbringen konnte. Nun aber, theuerste Freundin, zu der sich mein Herz mit einer wunderbaren Sehnsucht hingezogen fühlt, die ich wie meine liebe selige Mutter hochverehre, heute darf ich Ihnen nur einen geringen Theil meiner Zeit schenken, und da Sie mir das mir unerklärbare Geheimniß Ihrer Verhaftung noch immer nicht mitgetheilt haben, und es doch möglich seyn könnte, daß ich Ihnen in diesem Falle nützlich werden könnte, so muß ich Sie darum bitten.

Sie sollen Alles erfahren; zuvor aber sagen Sie mir, wie steht es mit dem Senator Eiche? hat sich in den vierundzwanzig Stunden nichts zu seinem Vortheil zugetragen?

Leider nein, im Gegentheil thürmen sich noch immer neue Gewitterwolken über seinem Haupte zusammen, die den Ausgang aus seinem Leben auf eine höchst empfindsame Spitze stellen; merkwürdig, und mir gänzlich unerklärbar, ist eine andere Begebenheit. Ich habe Ihnen schon mitgetheilt, wie meine beiden unglücklichen Geschwister, seit sie von der Mutterbrust entwöhnt, keine Stunde mehr gesund gewesen. Wie die arme Marie an ewig schmerzlich kranken Augen leidet, und wie der schwache Körper des guten Fritz mit immerwährenden Wunden bedeckt ist. Höchst merkwürdig, selbst für den Scharfblick des Arztes, ist es, daß Mariens Augen, von der Stunde an, da der Vater das Haus verlassen hat, sich auffallend gebessert. Die fast dunkelrothen Kreise um die Augenhöhlen sind merklich blässer geworden, und das Auge selbst, das man sonst nur mit schmerzlichen Blicken sehen konnte, hat eine ganz andere Gestalt angenommen. Diesen Morgen, es war noch nicht Tag — auf meinem Arbeitstische brannte noch die Lampe — kam das liebe Kind auf die Stube, fiel mir in ihrer kindlichen Freude um den Hals, und verkündigte mir, daß sie diesen Morgen weit weniger Schmerz an ihren Augen empfinde als bisher, und daß sie heute, zum Erstenmale in ihrem Leben, mit unendlicher Freude das heraufdämmernde Morgenlicht gesehen. — Ich drückte sie mit Freudenthränen an meine Brust, fuhr er fort, und gab ihr den süßen Trost, daß es nun bald besser damit werden würde. — Eine halbe Stunde später kam auch Fritz, der sonst nur wie ein Schatten an Stühlen und Wänden dahin schleichende Fritz, fast muthwillig in mein Zimmer, und erzählte mir, daß, seit ich ihm Salbe verschrieben, seine Wunden weit weniger geschmerzt, und er nun gewiß bald ganz würde geheilt seyn. Bald kam auch der alte Jakob, ein alter Diener des Hauses, der den Knaben seit Jahren morgens gereinigt und verbunden hat, und berichtete mir dasselbe.

Das ist Gottes Hand! rief da die Rittmeisterin, von der Sie, mein junger Freund, ausersehen sind, den Fluch wieder in Segen zu verwandeln. Es ist hart, es ist schmerzlich, daß diese armen Kinder bisher die schwere Schuld ihres Vaters tragen mußten, aber wer kennt all die seltsamen Wege, welcher sich die ewige Vorsicht bedient, um ihre Kinder zu strafen und zu lohnen? Glauben Sie mir, mein Freund, so gern ich auch Ihrer Kunst volle Gerechtigkeit widerfahren lasse, hier ist auf jeden Fall Gottes unsichtbare Hand im Spiele.

O, ich bin weit entfernt, Madame, zu glauben, daß mein kaum begonnenes Werk schon sichtbare Spuren zeigen könnte, was würden wir armen Aerzte auch seyn und ausrichten, wenn wir uns nicht auf eine höhere Macht verließen, die den Kräften der Natur, die wir benutzen, Segen und Gedeihen verliehe? Wir verordnen nur die Mittel, die

wir durch fleißiges Studium müssen kennen lernen, der Segen aber muß von Oben kommen.

Bleiben Sie bei diesem Glauben, und das Unmögliche wird Ihnen möglich werden; aber sagen Sie mir doch, lieber Doktor, vergalt denn nun der Vater diesen armen unglücklichen Wesen ihre Schmerzen, ihre Qualen durch seine verdoppelte Liebe, durch zarte Aufmerksamkeiten, durch tausend kleine Opfer und Gefälligkeiten, wodurch ihr unverdienter Schmerz oft auf kurze Zeit gelindert wurde.

So war es, so lange die theure unvergeßliche Mutter lebte, seit sie von hinnen geschieden, sind sie gänzlich verwaist gewesen. Er hat kein Herz, er hat keine Liebe, seine Handlungen entstehen nur aus momentaner Leidenschaft, und ist diese befriedigt, dann mag es den Unglücklichen ergehen wie es will, es ist ihm gleichgültig. Er sieht diese Beklagenswerthen in vier Wochen kaum einmal, und dennoch kann er sich nicht einmal entschließen, dem alten, schon erwähnten Diener zu sagen, bleibe bis an das Ende Deiner Tage hier im Hause, in dem Hause, worin Du dreißig Jahre früher warst als ich, und nimm Dich ferner meiner Kinder an, wie Du bisher gethan. Nein, er heißt ihn mit harten Worten gehen, und verweigert ihm ein redlich erspartes Sümmchen, wovon der alte Mann eine sehr unschuldige Lieblingsneigung, nämlich täglich einige Pfeifen Tabak zu rauchen, befriedigen will.

Nun, dann hat er sein Schicksal verdient, und die rächende Nemesis übt endlich ihr furchtbares Strafgericht an ihm aus.

Ich möchte seine Verhaftung in Hinsicht der Kinder fast einen Glückszufall nennen, fuhr der Doktor fort, denn die Magd, die eigentlich zu ihrer Pflegerin bestimmt ist, ist eben so hart und eben so gefühllos, als ihr Herr, und eben so kalt und lieblos als der Arzt, der sie schon seit einer Reihe von Jahren behandelt hat. Der Letztere ist seit dem Tage, wo der Senator verhaftet wurde, nicht wieder gekommen, vermuthlich weil er glaubt, daß das Honorar nicht mehr so pünktlich erfolgen möchte. — Seitdem nun habe ich mich ihrer angenommen, sie fühlen sich glücklich und wünschen, der Doktor Pfauenschwanz möchte nimmer wieder kommen.

Dafür wird Gott sie belohnen.

Ich will es vertrauensvoll hoffen, denn mein väterliches Vermögen, eine Summe von einundzwanzig tausend Thalern, so sagte mir am Christfestmorgen der Vater, habe mich meine Erziehung und mein Studium gekostet.

Herr, mein Gott! rief die Rittmeisterin, indem sie die Hände über dem Kopfe zusammen schlug, ist das möglich? wie wird der Mann das verantworten!

Ich will sein Ankläger nicht werden, mich hat der Herr schon dadurch gesegnet, daß er mir das Zutrauen mehrerer achtbarer Familien geschenkt hat und mehr bedarf ich nicht. — Nun aber, Madame, ist die Reihe an Ihnen, Ihr edles Herz hört lieber auf die Noth Anderer, während es auf sich selbst vergißt.

So gut die Rittmeisterin es auch einsah, wie eine Mittheilung ihrer Geschichte gegen diesen redlichen jungen Mann ihr nur von Nutzen seyn könne, so konnte sie sich doch nur mit Widerwillen dazu verstehen, denn sie wußte noch immer nicht, so viel sie auch darüber nachgedacht, wie sie ihm die letzte schauderhafte Scene mit dem Kaplan, ihrem Schwager, vortragen wollte. Da er indeß in der besten Absicht immer dringender wurde, so entschloß sie sich endlich.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Treppe hoch.

(Fortsetzung.)

Es war eine weibliche Exzellenz vorhanden, und natürlich gebührte ihr der rechte Eckplatz; doch wer sollte neben ihr sitzen? Eine „Geheime Oberräthin“ spitzte sich darauf, allein sie war bürgerlich, wogegen eine „Frau Oberst“ den Adel für sich hatte. Himmel! wenn der Assessor es gewagt hätte, diese feindlichen Mächte in Krieg zu verwickeln; wenn sich eine beleidigt gewähnt, ihren Gatten in den Streit hineingezogen hätte, wenn Reibungen stattgefunden hätten, Erklärungen gefordert wären, — — wer stand für den Ausgang! Schon machte Alles Platz, um „die Exzellenz“ durch zu lassen; sie watschelte langsam dem „Ehrenplatze“ zu, von der linken Seite drängte sich die „bürgerliche Geheime Ober,“ von der rechten die „adelige Oberstin“ dicht an sie heran, ihre flammenden Augen richteten sich auf das ersehnte Sopha, maßen den beiderseitigen Abstand von diesem Ziele; „die darf den Platz neben Exzellenz nicht haben!“ — dachte eine Jede für sich und suchte durch Beiseitschieben der anderen Stühle einen kürzeren Weg zu gewinnen; schon fühlten die Umstehenden die Nähe eines möglichen Gewitters, es war ein Moment wie vor dem tödtlichen Vernichtungskampf zweier feindlichen Gewalten, — — da erspähte Sophiens überall hin suchender Blick den Assessor, der sich mit zwei Lohndienern todesmuthig dem sich auf die Plätze ergießenden Menschenschwall entgegen warf. — Um Gotteswillen, theuerster Assessor! — rief sie ihm halb verzweifelnd zu, — helfen Sie dort! — und sie zeigte auf das unglückliche rothe Plüschsopha und die beiden „feindlichen Gewalten.“

Das Gesicht des Assessors überflog ein wirklich erhabener Ausdruck selbstgefälligen Triumphs, und er nickte seiner Gönnerin stumm, aber mit einem Blicke zu, aus dem man deutlich die Frage lesen konnte: „und bin ich nicht der Mann, um jeden Gordischen Knoten zu lösen? und konnten Sie zweifeln, daß die Gefahr jenes Erisapfels mir nicht auffallen würde?" — Dann, ohne ein Wort zu sprechen, kommandirte er — nur mit Handbewegungen — die beiden Diener, ließ sie das Sopha fortrollen, statt dessen drei Lehnstühle hinstellen, — — (alles das Werk weniger Augenblicke,) — — die Exzellenz nahm gleich darauf den mittleren ein, rechts und links ließen sich die „feindlichen Gewalten" nieder, — und der Assessor, der große Triumphator, warf Sophie einen neuen stolzen Blick zu: — die schwebende Frage war — wenn auch nicht geschlichtet, — doch wenigstens für dießmal vertagt. Friede lächelte von allen Lippen, — ein Friede wie der berühmte zu Villafranka!

Nachdem die Exzellenz und ihre beglückten Nachbarinnen erst Platz genommen hatten, gruppirte sich auch die übrige Gesellschaft nach und nach in allen erforderlichen Abstufungen um sie her; das Sopha war vom Assessor Schleicher hart an den Flügel heran beordert worden, ein tauber Legationsrath „von außerhalb" und ein natürlich musikverständig seyn wollender pensionirter Hof-Intendant hatten sich in die beiden Eckplätze hinein komplimentirt, — das Scharren der Stühle, das Rauschen der schweren seidenen Roben, die Fülle höflichen Redensarten zu einander — alles hatte seine gehörige Zeit gedauert, war nach und nach einer erwartungsvollen Stille gewichen, und jetzt endlich konnte die Musik beginnen.

Fräulein Sasemann und die jüngste Fräulein Warkhofer machten den Anfang mit der Ouvertüre zum Tannhäuser zu 4 Händen; fast wären sie stecken geblieben, denn der taube Legationsrath hatte sich in den Kopf gesetzt, laut mit den Füßen den Takt zu treten und zum Ueberfluß mit dem Kopfe dabei zu nicken, nur schade, daß er stets Drei- und Viervierteltakt mit einander verwechselte, oder vielmehr nichts davon hörte. Assessor Schleicher, unter dem Vorwande, die Noten umzublättern, stand glücklicher Weise hinter den Stühlen und half den Wankenden wieder ein, so daß Alles glücklich ablief. Welch leises vielsagendes Beifallsgemurmel dann, als das Stück beendet war und die erröthenden jungen Damen ihre Handschuhe wieder anzogen; welch befriedigtes Kopfnicken zwischen den beiderseitigen Mamas, welch gnädiges Handwinken von Exzellenz und ditto den beiden „feindlichen", im Waffenstillstande befindlichen Gewalten!" — O, es war herrlich, — und die jungen Herren hatten Zeit genug gehabt, sich auf ganz funkelnagelneue Komplimente zu besinnen.

Jetzt folgte ein vierstimmiger Chor von Verdi, mit italienischem Texte ein wahres Meisterstück in der Kunst; die Wörter o Dio! che fortuna! quel horrore! come è possibile! eh guardate! u. s. w. hundertmal, ohne irgend einen ordentlichen Sinn zu wiederholen und mit ohrzerreißendsten Harmonieen zu verleben. Das Auditorium schwamm in Wonne, vor Allem der pensionirte Hof-Intendant. Er schloß vor Seligkeit die Augen, wiegte sanft sein Haupt von einer Seite zur andern, schlug von Zeit zu Zeit — doch völlig geräuschlos — die Hände beifällig zusammen, und nur, wenn eine jener haarsträubenden, übermäßigen oder verminderten Wuthschrei-Akkorde sein Entzücken zu mächtig erregten, ließ er einen seiner Beifallsrufe hören, von denen er stets gerade vier an der Zahl zur Disposition hatte, die er aber regelmäßig in derselben Reihenfolge zu gebrauchen pflegte, nämlich: magnifique! excellent! admirable und ah charmant! — Die jungen Herren in der Nähe pflegten Wetten zu machen, wie oft er diese Wörter einzeln, aber immer der Reihe nach, wiederholen würde, und da der Chor von Verdi ziemlich lange dauerte, hatte er in der That fünfmal die Runde gemacht, also zwanzig Ausrufe des höchsten Entzückens gethan. Glücklicher Mann!

Nun trat die Tochter des Hauses mit der Gnadenarie aus Robert der Teufel auf; sie sang mit augenscheinlicher Leidenschaft, fast gestikulirte sie dabei hinter der Stuhllehne, und ihre flehenden Blicke, wenn sie ausrief: „Gnade, Gnade für mich!" suchten und fanden den Assessor in einer Fensternische, wohin er, um das Uebermaaß seiner Gerührtheit zu dokumentiren, sich zurückgezogen hatte. O, diese sich begegnenden Blicke sagten bereits so viel; — und als nun gar zwischen Beiden das Duett aus Jessonda folgte: „Schönes Mädchen, wirst mich hassen u. s. w.", da wollte zuletzt der Beifall gar nicht aufhören, und der taube Legationsrath schwor, er habe nie einen so „kräftigen Baß" gehört, (er wußte nicht, daß Assessor Schleicher sich auf seinen hohen Tenor etwas zu gute that,) — der pensionirte Hof-Intendant hatte seine vier Wörter so oft wiederholt, daß er sie lange, nachdem er sich schon wieder hingesetzt hatte, mechanisch noch mehrmals — doch immer in richtiger Reihenfolge — vor sich hin rezitirte, und es herrschte laut nur eine Stimme darüber, daß man das Duett mit solchem Gefühl noch niemals vorher gehört habe. — Zwar wer die leise zugeflüsterten Meinungen vernehmen konnte, wie Herr Feyermann einen Theil davon gezwungen mit anhören mußte, da er in eine Stellung hineingedrängt war, die er mit bestem Willen nicht hätte verlassen können, ohne die Umstehenden zu belästigen,

der hätte das bewunderte Paar vor dem im zweiten Theil beabsichtigten Duett aus der Nachtwandlerin denn doch gewarnt.

Hast Du bemerkt, — sagte das majorenne Fräulein Herzig zum stark majorennen Fräulein Stillig — wie sie durchweg einen halben Ton zu hoch sang? es ist wirklich ein wahrer Ohrenzwang!

Natürlich hab' ich's gehört! — erwiderte die Gefragte, welche beiläufig keine Ahnung von Gehör hatte, — es kam ihr auch weniger auf die Musik, als auf die Worte an, die sie zu ihm sang! — und hi! hi! hi! kicherten Beide, daß sie ihre „Freundin" so richtig zu beurtheilen verstanden.

Wie finden Sie die Stimme des Assessors? — fragte eine junge Dame den Hauptmann von Süßlich, welcher auch Tenor sang, — mir däucht man hört nichts als Kopfstimme.

Sagen Sie Nasenstimme, —, lächelte der eifersüchtige Tenorist höhnisch, — bei der Stelle: „hin zu Portugiesen-Schaaren!" war ich wirklich in der größten Besorgniß, die vibrirenden Jammertöne würden das unglückliche Nasenbein sprengen, ha, ha, ha!

Sie sind boshaft! drohte die Schöne mit dem Fächer, stimmte aber in das Lachen mit ein; — es heißt, — unter uns gesagt — Beide wollen ein Duett für's Leben zusammensingen, setzte sie hinzu.

Sagen Sie, Freund! redete ein korpulenter Herr seinen Nachbar in ernstem Tone an, — sollen wir wirklich noch einen zweiten Theil von diesem Gedudel mit anhören? dann gehe ich lieber vor dem Abendessen fort, man würde sich ja nicht vor zwölf Uhr zu Tische setzen, und ich habe diesen Sommer erst Kissinger getrunken!

Wollen wir uns Beide drücken? entgegnete der Gefragte, — der erste Theil ist noch nicht mal zu Ende, es folgte noch ein Fortepianostück, dann eine Pause, dann der zweite Theil und dann erst —

Kommen Sie! — sagte der dicke Herr, das halte ich nicht aus! — und Beide drängten sich der Thüre zu.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Der kürzlich in Würzburg verstorbene Stadt-Auditor Kohler, welcher zugleich ein großer Wohlthäter der Armuth war, hatte sämmtliche Tauben der ganzen Umgegend durch Fütterung so an sich gewöhnt, daß sie zu ihm ins Zimmer kamen. Während seiner kurzen, nur dreitägigen Krankheit flogen sie stets an das geschlossene Fenster. Nach dem Tode desselben, wo, wie herkömmlich, die Fenster geöffnet wurden, verscheuchte ein in das Zimmer Eintretender einen dichten Haufen solcher Tauben, die zu der Leiche ins Zimmer gekommen waren. Endlich fand man eine Taube todt auf dem Gesimse des Fensters und es war, wie man aus ihrer auffallenden Zeichnung erkannte, sonderbarer Weise gerade Jene, welcher er mit besonderer Liebe zugethan gewesen war.

Das Komite der Schiller-Feier in Paris hat nunmehr auch über die pekuniären Resultate seiner eifrigen Bemühungen Rechnung gestellt. Die Brutto-Einnahme des Abends belief sich auf 20,000 Fr., wovon nach Abzug der Kosten ein Reinertrag von 1800 Fr. übrig bleibt. Hievon sollen circa 600 Franken verwendet werden um dem verdienstvollen Dirigenten des Orchesters und der Chöre, Herrn Pasdeloup, einen silbernen Becher mit entsprechender Inschrift anzubieten. Die übrigen 1200 Fr. sollen dem Fonds zur Gründung eines Spitals für Deutsche überwiesen werden. Die schöne Schiller-Büste wird aufbewahrt, um später in dem zu gründenden „Lesezirkel für Deutsche" aufgestellt zu werden.

Man schreibt aus London: Die Versuche mit Hohlkugeln, die unmittelbar vor dem Abgefeuertwerden mit geschmolzenen Eisen gefüllt werden, sind kürzlich in Portsmouth wieder aufgenommen worden. Daß die Wirkung dieser Brandgeschoße eine ganz außerordentliche sey, hatte sich zwar schon bei den vor mehreren Wochen zuerst angestellten Proben erwiesen, aber es war ein großer Uebelstand, daß zwischen dem Füllen und dem Laden des Geschosses allzu viel Zeit verloren ging. Dem ist nun durch einen eigens gebauten Kuppelofen abgeholfen worden. Dieser wurde an Bord des Dampfers „Stark" aufgestellt, und dann feuerte man versuchsweise mehrere solche Hohlkugeln gegen eine alte unbrauchbare Fregatte. Gleich nach den ersten wohlgezielten Schüssen stand das alte Fahrzeug in lichterlohen Flammen. Ein paar Andere, die hart an der Wasserlinie einschlugen, brachten es rasch zum Versinken.

[Weibliche Schullehrer.] In Schweden hat der König den vom Reichstag ausgesprochenen Wunsch genehmigt, daß zu Lehrerstellen an den Volksschulen auch weibliche Personen angenommen werden dürfen. Demzufolge hat der König bestimmt, daß in die Volksschullehrer-Seminare in Skara, Strengnäs und Kalmar vom nächsten Jahre an nur Frauenspersonen aufgenommen werden sollen, die sich zum Lehrfache vorbereiten wollen.

Redakteur: Gustav Messert.
Druck und Verlag der A. Walandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 290. Dienstag, 6. Dezember 1859.

Die Wittwen und ihre Pflegekinder.

(Fortsetzung.)

Mit der gespanntesten Aufmerksamkeit hörte der Doktor der Erzählung zu; als indeß die Schlußscene der Begebenheit kam, wandte er sein Gesicht mit Abscheu weg und ersparte dadurch der Erzählerin ein Erröthen; als Sophie geendet, da schlug er freudig die Hände zusammen und sagte: Muth, Madame! nur guten Muth, ich hatte mir eine weit schlimmere Ursache Ihrer Verhaftung gedacht, dieser Elende! er soll seine tollkühne Handlung noch bitter bereuen und wünschen, er hätte Sie nie und nimmer wieder gesehen. Hätten Sie als Mann diese Handlung begangen, dann gäbe ich Ihnen weniger Hoffnung, aber als Dame. — hören Sie ein Beispiel, wie der Kaiser Napoleon in Feindes Lande gegen Damen handelt. Als er seinen Einzug in Berlin gehalten und die Huldigungen des Gemeinderaths empfangen, stieg er in dem Schlosse ab, wo so eben die Erbprinzessin von Hessen ihre Niederkunft erwartete. Napoleon erfuhr es und ließ sie sogleich durch den Oberstallmeister über ihre Lage beruhigen. Er that noch mehr, er ließ derselben sogleich eine Summe Geld zustellen und sie ersuchen, so lange es ihr beliebe, in dem Palaste zu verbleiben. Hören Sie noch ein anderes Beispiel seiner Großmuth gegen Damen. Der Fürst von Hatzfeld, Zivilgouverneur von Berlin, bekannt als einer der eifrigsten Anstifter des Krieges, beeilte sich, dem Kaiser die sämmtlichen Zivil- und Militärbeamten der Hauptstadt vorzustellen. „Sparen Sie Ihre Aufwartung, sagte der Kaiser zu ihm, ich bedarf Ihrer Dienste nicht; begeben Sie sich zur Ruhe auf Ihre Landgüter." Wenige Augenblicke später wurde der Fürst verhaftet. Ein Schreiben, worin er seinen König von den Bewegungen der französischen Armee benachrichtigte, war aufgefangen und dem Kaiser zugestellt worden. Das Verbrechen des Verraths war genugsam erwiesen. Ein Kriegsgericht war im Begriff, das Todesurtheil zu fällen, als die Fürstin von Hatzfeld zu Napoleon kam, sich ihm zu Füßen warf und betheuerte, daß ihr Gatte einer solchen Treulosigkeit nicht fähig sey. „Kennen Sie seine Handschrift?" fragte der Kaiser, indem er ihr den Brief des Fürsten überreichte, so sprechen Sie ihm selbst das Urtheil. Die Fürstin las den Brief und sank ohnmächtig nieder; da sie jedoch nahe daran war, Mutter zu werden, so rührte sie den Kaiser, nahm seine ganze Theilnahme in Anspruch, so daß er ihr jeden möglichen Beistand gewähren ließ. Als sie wieder zu sich selbst gekommen war, sagte der Kaiser: „hier, Madame, dieser Brief ist der einzige Beweis, den ich gegen Ihren Gemahl habe; werfen Sie ihn in die Flammen und er ist gerettet." — Diese Handlung, Madame, berichten mehrere Zeitungen, und ist es also wohl keinem Zweifel unterworfen, fuhr der Doktor fort, ich darf mit Zuversicht hoffen, daß Sie auch Ihren Muth erhöhen, und Sie in Ihrem Glauben an einen glücklichen Ausgang stärken wird.

Ja wohl, lieber Doktor, diese Handlungen zeigen, daß der Mann neben seinem kriegerischen Heldenmuthe auch ein Herz hat; aber ich habe keinen Gatten, der für mich auftreten und mir das Wort reden kann; als eine Gefangene muß ich mir gefallen lassen, was meine Richter über mich verhängen.

Einen Gatten freilich nicht, aber einen Sohn, einen dankbaren Sohn, der Alles aufbieten wird, seine geliebte Pflegemutter, der er Alles, was er ist, verdankt, zu retten. Noch heute werde ich ihm schreiben und ihm den Weg zeigen, den er gehen muß, um sein Ziel zu erreichen. Für heute habe ich eigentlich schon zu lange hier verweilt; also auf Wiedersehen!

Zu Ringelheim hatten sich während der Abwesenheit der Rittmeisterin auch neue und zwar höchst erfreuliche Dinge zugetragen. Graf Felix v. Saint-Hilaire war seit sechs Wochen unumschränkter Herr und Gebieter auf dem schönen Gute, wofür ihn auch der Pächter erkannte; allein die Herrschaft gefiel ihm gar nicht, er fühlte sich so einsam, so verlassen, so unglücklich, wie noch nie in seinem Leben. In den sonst so freundlichen Zimmern und Sälen wandelte er allein umher, Niemand war zu

sehen, der ihm einen freundlichen guten Morgen bot, oder ihn, wie das sonst der Fall war, neckte und foppte, es war ein langweiliges Einerlei, ein Tag so trübe wie der andere. Wäre nur Helene, die trotz des Kummers um die geliebte Mutter, in dem kleinen Pfarrhause mit jedem Tage, fast mit jeder Stunde schöner und reizender wurde, mehr in seiner Nähe geblieben, es wäre dann um tausendmal erträglicher gewesen. Allein wenn er sie sehen und sprechen wollte, so gab es kein anderes Mittel, als sich nach dem Pfarrhause zu begeben, und auch da blieb noch Viel zu wünschen übrig, denn die würdige Gattin des Pfarrers hütete die liebliche Blume wie das Auge im Kopfe, nicht ein vertrauliches Wörtchen ward ihm gestattet mit ihr zu reden. Dazu nun noch der traurige, öde Winter, der keinen Spaziergang in das Freie erlaubte. Diese Ereignisse zogen den jungen Mann mit einer Allgewalt zu der Geliebten hin, die er vielleicht nicht lange mehr würde ertragen haben, wenn nicht andere Begebenheiten ins Leben getreten wären, die seine Gedanken von der Geliebten abgeleitet hätten.

Es war in der Mitte Januar, eiskalter Nordwestwind peitschte Regen, mit Schneegestöber vermischt, gegen die Fenster, ein Wetter, das dem Wanderer auf offener Heerstraße nichts weniger als behagen konnte, und dennoch erblickte man auf dem Feldwege, der von der nächsten Stadt nach Ringelheim führte, zwei Wanderer, die wohlgemuth auf das freundliche Dorf losschreiten.

Der Eine, ein Mann in den vierziger Jahren, kräftig und stark, schritt, mit einer Art von Frack, der jedoch ungewöhnlich lange Schöße hatte, und wenn auch aus einem fremden Lande, doch mindestens um vierzig Jahre in der Mode zurück war, einem jüngeren Manne voran. Außer dem Rocke war der Mann mit einem Beinkleide von aschgrauem Manschester, welches kaum übers Knie reichte, einer Weste von gleichem Stoffe, ebenfalls mit langen Schößen, und ein Paar Kamaschen bekleidet. Seinen Kopf bedeckte ein dreieckiger Hut, an welchem die hintere Krämpe herabgelassen war, und unter demselben eine blau und weiß durchwirkte Mütze von Baumwolle, und war der Anzug, wenn auch nicht modern, doch rechtlich zu nennen. Ueber seinen Rücken trug er einen Quersack und in der Hand ein spanisch Rohr. — Der jüngere, ein Knabe von kaum sechzehn Jahren, war etwas moderner gekleidet, und folgte dem Aeltern, das unangenehme Wetter nicht achtend, mit leichtem Schritt.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Treppe hoch.

(Fortsetzung.)

Fehrmann hatte nicht nur diese Bemerkungen, sondern durch Zufall auch früher einen Theil jenes ihn betreffenden Zwiegesprächs zwischen Sophie und Schleicher mit angehört, da sie nicht leise genug gesprochen hatten und er in ihrer Nähe gewesen war, jedoch mit dem Rücken ihnen zugewandt, so daß sie ihn nicht bemerkt hatten. Es war ihm seit längerer Zeit schon die frostige Kälte im Benehmen der Geheimeräthin und Sophiens zu ihm aufgefallen, allein er hatte nicht eher an diese Veränderung glauben mögen, bis er dieselbe jetzt nur zu deutlich erfuhr. Zugleich glaubte er das öffentliche Geheimniß über eine beabsichtigte Verbindung zwischen Sophie und dem Assessor Schleicher im Benehmen Beider zu einander an diesem Abend so augenscheinlich bestätigt gefunden zu haben, daß ihm jetzt auch der Grund klar wurde, weßhalb man ihn plötzlich so absichtlich fallen ließ, so wenig Ursache er thatsächlich bisher auch gegeben haben mochte, um seinen glücklichen Rivalen zu beunruhigen. Es ekelte ihn dieß ganze Getreibe mit Einemmale unwiderstehlich an, jetzt plötzlich durchschaute er klar Sophiens Charakter, ihr Benehmen, ihre Absichten, während bisher die Neigung zu ihr, ihr glänzendes Wesen, ihre kluge berechnete Freundlichkeit seinen sonst gewöhnlich so klaren Blick getrübt hatte. — Nein, nein! sie konnte niemals für ihn passen, es war ein jugendlicher Traum gewesen, in dem er eine Zeit lang gelebt hatte, — mochte sie seinen Nebenbuhler beglücken, er trat willig von der Bewerbung zurück, bevor er noch dieselbe begonnen hatte. Doch diese Gedanken, die seinen Kopf durchkreuzten, während er jene Zwiegespräche der Umstehenden mit anhören mußte, waren nicht geeignet, ihm ein ferneres Verweilen in dieser Gesellschaft wünschenswerth zu machen, — er sehnte sich nach Einsamkeit, nach stiller Sammlung; denn es war immerhin ein wichtiger Wendepunkt im Leben für ihn eingetroffen, wo er jenen unbestimmten süßen Traum der ersten jugendlichen, fast von den Kinder- und Spieljahren an gehegten Neigung für ein falsches Truggebilde erkannt hatte, das er mit fester Willenskraft aus seinem Innern herausreißen mußte. Die beiden alten Herren in seiner Nähe — der Kissinger Badegast und sein unmusikalischer Rathgeber — steuerten unaufhaltsam dem Ausgange zu; Fehrmann folgte ihnen mechanisch nach. In wenigen Minuten hatten sie den Korridor erreicht, wo sich eben die Diener ordneten, um Eis und Erfrischungen in den Saal zu bringen. Fehrmann kannte den Plan der Wiegenach'schen Wohnung ganz genau. Er eilte in die

Garderobe, versicherte sich seines Ueberrockes und wollte eben den beiden alten Herrn noch weiter und zwar die Treppe hinunter folgen, als er Karl Biegenoch auf der andern Seite des Korridors aus einer Stube hervortreten sah. Unmöglich durfte er jetzt seinem sogenannten Schulfreunde begegnen, derselbe würde ihn sicherlich nach der Ursache gefragt haben, wißhalb er schon so zeitig „sich drücken“ wolle, — was sollte Fehrmann ihm sagen? — Er wußte, daß der Korridor sich an eine außerhalb der Wohnung entlang laufende Gallerie anschloß, von welcher man zu einer Hintertreppe und von dieser in den Hof gelangen konnte, — das war der sicherste, beste Ausweg. Ohne sich einen Augenblick länger zu besinnen, drehte er sich daher schnell um, bog durch ein kleines Zwischengemach auf die Gallerie hinaus und fand sich dadurch vor jeder Frage und Erklärung gesichert.

Im Saal und in den Zimmern hatte eine erstickende Hitze geherrscht, denn es waren wie gewöhnlich ein paar Dutzend Personen mehr eingeladen, als sich bequem bewegen konnten. Die frische Luft erquickte Fehrmann, und da er sich hier völlig allein und unbelästigt fand, hielt er in seiner eigenthümlichen Flucht etwas inne, um diesen angenehmen Wechsel zu genießen. Die Erfahrungen dieses Abends, sein plötzlicher Entschluß in Betreff seiner Neigung zu Sophie, sein Entrinnen — so durfte er es wohl nennen — Alles war so plötzlich und schnell auf einander gefolgt, daß es ihm erschien, als müsse er sich einen Augenblick sammeln, bevor er von der Gallerie hinabstiege und diese ihm sonst so liebe Wohnung — vielleicht für immer — verließe.

Es war eine stille, milde Nacht. Das Lärmen und Tosen des alltäglichen Getreibes in einer großen geschäftigen Stadt hatte sich auf wenige Stunden zur Ruhe begeben, während die Zeit für das Gerassel der die Gäste aus den Gesellschaften heimführenden Wagen noch nicht gekommen war. Kein Laut ließ sich von der Straße her vernehmen, da die Schritte einzelner Vorübergehenden nicht über die hohen Häuser hinüberhallten, und von dem Singen und Lachen, dem Entzücken und Kritisiren, dem Kurmachen und Intriguiren, was Alles in den Prachträumen der Vorderwohnung im schönsten Gange war, fand Fehrmann sich durch die Länge der Gallerie getrennt, welche er bis zu ihrem Ende entlang gegangen war. Er stand jetzt auf einem kleinen Balkon, von welchem aus er die sich weit hin erstreckenden, zu dieser bevorzugten Straße gehörigen Gärten und den großen weiten Hof bis zum Seitenflügel des Nebenhauses hin übersehen konnte. Der große volle Herbstmond warf sein träumerisches Licht auf die unbeweglichen, bereits braun und roth gefärbten Blätter der prachtvollen Zierpflanzen und Bäume; heimlich und gespensterhaft huschten Fledermäuse — diese schweigsamen Vögel der Nacht — aus ihren Schlupfwinkeln hervor, und nur mit leisem Knurren machte der wachsame, an der Kette liegende Hofhund seine stille Bemerkung über diese einsame und unbewegliche Gestalt auf dem Balkon seines Herrn. Fehrmann genoß mit Wollust die erhabene, ruhige und doch so beredte Stille, im Gegensatz zu dem nichtssagenden Lärm in den Räumen, die er so eben verlassen hatte; er fühlte eine Art wehmüthiger Stimmung darüber, daß sein Herz sich in Sophie so schmerzlich getäuscht hatte, aber es that ihm doch auch wieder wohl, daß er zu dem festen Entschluß gekommen war, jene aufkeimende Neigung ein- für allemal zu ersticken, und er war ein zu fester Charakter, als daß er nicht hätte vollführen sollen, was er einmal für recht und nothwendig erkannt hatte.

Er wollte sich so eben wieder auf der Gallerie entlang zurückbegeben, als er leise, aber deutlich den Klang eines alten Fortepianos zu ihm herüber tönen hörte und bereits nach wenigen Takten den Anfang seiner Lieblingsmusik der herrlichen Cis-moll-Sonate von Beethoven erkannte. Er stand wie gebannt still. Seine Blicke folgten der Richtung, von woher die Klänge kamen, und er entdeckte ihren Ursprung in einem kleinen Zimmer einer Wohnung eine Treppe hoch in dem Hinterflügel des Nebenhauses, wo ein junges Mädchen am Fortepiano saß — (die auf dem letzteren stehende Lampe erleuchtete hell ihre vom eigenen Spiel glücklich erregten Züge.) — während eine ältliche Frau, — wohl ihre Mutter — aus dem halbgeöffneten Fenster lehnte und gleichzeitig das tief empfundene Spiel ihrer Tochter und die herrliche, stille Mondscheinnacht genoß, die so wohl zu jenen Tönen paßte. Fehrmann lauschte von Sekunde zu Sekunde mit größerer Spannung; welch ein Gefühl, welch geistiges Leben wußte die Spielerin dem Instrument einzuhauchen, daß seine alten, schwachen Saiten eine solche mächtige Sprache sprechen konnten, eine Sprache, die ihn mehr und mehr mit magischer Sympathie bewegte.

Das war wirkliche Musik! das war eine Ueberlieferung jenes Riesengeistes, dessen wunderbare Melodien und Rhythmen gleich Offenbarungen des Jenseits geheimnißvoll an unsere Seele pochen, und jenes Mädchen vor dem kleinen altmodischen Fortepiano war eine Priesterin dieser himmlischen Offenbarung, an die sie glauben mochte, weil sie wirklich selbst daran glaubte. Die ganze schmerzliche Verlassenheit seiner Kindheit, — (Fehrmann war sehr früh eine arme Waise gewesen), — die Einsamkeit, die er bisher im Leben empfunden, die Sehnsucht nach einem befreundeten, theilnehmenden, liebenden Wesen, die Täuschungen, welche er hierin erfahren, — Alles, Alles ward wie in einem magischen Nebel-

bilde der Erinnerung durch jene Töne zusammengefaßt und in seine Seele zurückgerufen; — ja, das war der Pulsschlag seines Herzens, der aus dem zuckenden, zagenden Rhythmus der Melodie in jenem tiefen Klageliede des ersten Satzes hervortönte, das klang wie Entsagung am Schluß dieses Satzes, wenn jener Pulsschlag matter und langsamer sich regte, der Gesang sich nur einmal noch emporschwang wie ein letztes Hoffen und dann leiser und leiser verklingend — „bange Seele, geh' zur Ruh!" — in die Tiefe hinabstieg. Doch jetzt ermannt sich der „Charakter," will sich nicht in dumpfen Klagen, in Ergebung allein genügen lassen, will kämpfen und ringen, will zeigen, daß er des Preises werth gewesen wäre; — das Alles erzählt der zweite Satz, und des Hörers Busen schwellt auf in neuer Hoffnung und eine Stimme ruft ihm im Innern zu: ja, ja! noch ist nicht Alles verloren, verzage nicht, hoffe, handle, und der Preis ist Dein! — und in jubelndem Ungestüm stürzt er sich in das drängende, fluthende Leben hinein, — hier winkt eine edle Pflicht, dort öffnet sich ein neues belohnendes Streben, — vorwärts, vorwärts! hinauf, hinauf! im Kampf ist Sieg, und dem Kühnen gehört die Welt! — Das war der letzte Satz, — — und das einsame Mädchen am kleinen altmodischen Fortepiano in der einfachen stillen Hofwohnung ließ die Hände in ihren Schooß herabsinken und saß einige Minuten wie in entzückter Verklärung da, bis ihre Mutter, die vom Fenster zurückgetreten war und sich ihr genähert hatte, sie liebevoll in ihre Arme schloß und einen tiefen, innigen Kuß auf ihre Stirne drückte. —

Fehrmann hatte völlig regungslos, seine Hände mechanisch an das eiserne Geländer der Gallerie anklammernd, da gestanden; seine Seele war der Erde entrückt gewesen, denn er war selbst nicht nur ein ausgezeichneter Fortepianospieler, sondern er empfand die Musik, die er spielte, die so wie aus jenem Zimmer zu ihm herüber tönte. Das Verhallen der Klänge rief ihn zur Ueberlegung zurück; er sah, wie das junge Mädchen ihr Fortepiano schloß und die Lampe zu einem Sophatische trug. Ihr Gesicht ward heller dadurch erleuchtet, — wo hatte Fehrmann dieß Gesicht gesehen? es kam ihm so bekannt vor. Ja, jetzt erinnerte er sich deutlicher, es war die „Nähterin", welche er am Sonntag Vormittag bei seiner Visite zu Biegenacks an Sophiens Kleide hatte arbeiten gesehen, und wie vorher seine Bewunderung, so wurde jetzt seine Neugierde erweckt, Näheres über eine so sonderbare Erscheinung zu erfahren.

Doch jetzt war es zu jederlei Schritten bereits zu spät, und so ging er denn leise die Gallerie entlang bis zur Hoftreppe, gelangte auf dieser in den Hof hinab, zog die Portierschnur, verließ durch die sich öffnenden Thüren das Haus und befand sich eine halbe Stunde später in seiner Wohnung.

Fehrmann war, wie wir oben beiläufig andeuteten, schon früh eine arme Waise gewesen; ein selbst nicht allzu wohlhabender Verwandter hatte den Knaben aus Mitleiden zu sich genommen. Sein Fleiß, sein stilles bescheidenes Betragen hatte ihn so ausgezeichnet, daß er später durch die Verwendung eines seiner Lehrer in das Haus des reichen und angesehenen Fabrikanten Wirkmer aufgenommen wurde, um an den Unterrichtsstunden Theil zu nehmen, welche dessen sehr schwächlicher und zarter Sohn — das einzige Kind — privatim von den berühmtesten Lehrern erhielt; denn der Vater wagte es nicht, jenen kleinen Schwächling in eine öffentliche Schule und in die Gesellschaft wilder Knaben zu senden; während das Kind wieder wenigstens einen Gefährten wünschte und beim Lernen haben mußte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Mit den von einem Engländer Silas erfundenen Nachtsignalen für Schiffe sind am 28. November vor Blackwall (an der Themse, gegenüber von Greenwich) neuerdings Proben angestellt worden, die so gut ausfielen, daß diese Signallichter ohne Zweifel bei der Kriegs- und Handelsflotte Eingang finden werden. Sie werden entweder auf den Schiffen angesteckt, um zu Nachtsignalen zu dienen, oder an schwimmenden Bojen befestigt, um das Fahrwasser zu zeichnen. Ihr Vortheil besteht darin, daß sie eine ganz außerordentliche Leuchtkraft besitzen, die durch Wasser nicht beeinträchtigt wird. Ein solches Licht, das bei den kürzlich stattgefundenen Proben in den Fluß geworfen wurde, sank sofort auf den Grund (30 Fuß Tiefe), brannte aber auch unter Wasser auf dem Boden so lebhaft fort, daß es noch längere Zeit den Flußspiegel und die Kiele der nahegelegenen Schiffe erleuchtete.

Der höchste bewohnte Ort auf der Erde ist das Dorf Daba in Tibet. Dasselbe liegt auf der Nordwestseite des Himalaya 14,500 Fuß über dem Spiegel des Meeres. Die Schneeregion beginnt erst in einer Höhe von 15,000 Fuß.

Die Bevölkerung China's betrug im Jahre 1815 gegen 371 Millionen, und im Jahre 1852 gegen 396 Millionen. Gegenwärtig kann man dieselben auf 400 Millionen schätzen.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der A. Mailand'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 291 Mittwoch, 7. Dezember 1859.

Die Wittwen und ihre Pflegekinder.

(Fortsetzung).

Felix saß am Fenster und hatte schon längere Zeit die beiden Wanderer mit großer Aufmerksamkeit betrachtet. Es kam ihm vor, als habe er in seiner frühesten Jugendzeit, in dem lieben Heimathlande, in dem goldenen Frankreich ähnliche Gestalten gesehen, aber es war nur so eine dunkle Ahnung, und dennoch erhob sie ihm freudig das Herz.

Die beiden Wanderer waren unterdeß dem Gute näher gekommen und schritten einem langen Seitengebäude, welches der Oekonomie angehörte zu, wo unter einem gewölbten Thore der Pächter stand. Felix konnte kein Auge von den ihm bekannt scheinenden Gestalten wenden, er verfolgte sie unablässig, und ein geheimes Entzücken, dem er doch eigentlich keinen Namen zu geben wußte, bemächtigte sich seiner. — Jetzt standen die Wanderer vor dem Pächter, er öffnete das Fenster und hörte mit entzückender Freude französische Worte. Das sind sie, ja das sind sie! rief er laut. Wer? das wußte er selber nicht, und war nun wie ein Blitzstrahl die Treppe hinunter. — Er hatte sich nicht geirret, denn ganz gegen seine Gewohnheit stand der Pächter mit der Mütze unter dem Arm vor den Fremden und zeigte eben mit der Hand dahin, wo Felix herkam.

„Das ist also Felix, mein Bruder, der Erbgraf auf Saint-Hilair? rief der Knabe, indem er Hut und Stock wegwarf und mit ausgebreiteten Armen auf Felix zueilte.

Felix scharfes Auge hatte den geliebten Bruder, den kleinen François, der bei seiner Abreise vor sechzehn Jahren noch an der Mutter Brust lag, ahnungsvoll erkannt. Freudig schloß er ihn in seine Arme, indem er ihn bei seinem Namen François rief, ließ ihn dann wieder los, betrachtete ihn, noch einigen Sekunden, hob ihn dann auf seine Arme und trug ihn die Treppe hinauf, in sein Zimmer, setzte ihn auf einen Sessel, kniete vor ihm nieder, und konnte sich an den lieben, ihm noch immer bekannten Familienzügen nicht satt sehen, er umarmte und küßte ihn aufs Neue, und da erst fiel ihm der Begleiter seines Bruders ein. Er wandte sich um, und vor ihm stand — Michel, der ehrliche Knecht. Michel! rief er, ja Du bist es, ich erkenne auch Deine Züge. Du bist es, der mich an der Seite des Vaters auf seinen Armen bis an die Gränze von Deutschland getragen. Er umarmte auch ihn, und drückte ihn an sein tief gerührtes Herz. Dann riß er die Thür auf, befahl dem Diener den Herrn Pächter, seine Gattin, seine Kinder herbei zu rufen, einem andern befahl er noch dem Pfarrhaus zu eilen, und die Tochter des Hauses, Helene, den Pfarrer, seine Gattin und das ganze Dorf herbei zu rufen, damit sie sich mit ihm freuen könnten, daß er seinen geliebten Bruder wieder habe.

Nach mehreren Stunden, als die ersten Herzensergießungen vorüber waren, und als auch Helene ihre herzinnige Freude über den kleinen François an den Tag gelegt, und Felix mit den Dreien allein war, da erst ging es an ein Fragen und Antworten. „Ja, gnädiger Herr Erbgraf, sagte der ehrliche Michel, der auch im Kreise seinen Platz hatte einnehmen müssen, aber jedesmal wenn er angeredet wurde, mit tiefer Ehrfurcht aufstand und sich vor Felix verbeugte, und dann in den bescheidensten Ausdrücken seine Antwort gab, ja, von Ihrer ganzen hohen Familie ist außer Ihnen nur noch dieser einzige Sprosse übrig geblieben, und auch ihn, hätte ich ihn nicht in Lumpen gesteckt und für einen verwaisten Bettelknaben ausgegeben, auch ihn würde der furchtbare Marat haben abschlachten lassen. — Ach gnädiger Herr Erbgraf, fuhr Michel fort, es war eine schreckliche Zeit, keine Stunde war man seines Lebens sicher. Wohl zehnmal sind die Schergen des entsetzlichen Bluttribunals im Schlosse gewesen, und haben jeden Winkel durchgesucht und Ihren Vater, den Herrn Grafen, gesucht. Ein schlechter Bube hatte es verrathen, daß ich den Herrn Grafen auf seiner Flucht begleitet; und ob ich nun gleich standhaft leugnete, so schlugen sie doch so lange auf mich los, bis mir das Blut aus dem Munde stürzte, und ich mehrere Tage wie ein Todter dalag.

Als nun alle Nachsuchungen vergebens waren,

und sie keinen männlichen Erben der Grafschaft Saint-Hilaire finden konnten, um die Frau Gräfin und die kleine Josephine bekümmerte man sich wenig, da wurde die Grafschaft feil geboten, und sollte um jeden Preis verkauft werden. Lieber Gott! seufzte da die edle Gräfin, was soll denn aus mir und meinen Kindern werden, wenn man das Schloß verkauft und mich auf die Landstraße wirft? wo soll ich denn hin? meine Brüder, zu denen ich meine Zuflucht hätte nehmen können, haben sie ja auch geschlachtet? ist denn kein Gott im Himmel mehr, der sich der unterdrückten Unschuld annimmt? Aber, nein, die Barmherzigkeit Gottes hatte ihr Auge von dem schönen Frankreich weggewendet, nur Menschenblut sah jede neue Morgensonne fließen, sogar die geheiligte Majestät des Königs wurde nicht verschont, auch sein edles Blut mußte fließen. Nach dieser entsetzlichen That verfinsterte sich die Sonne aber über ganz Frankreich, die Schergen des Tribunals handelten auf dem Lande ganz nach eigener Willkür, wer nur einen Laut, einen Seufzer über den Tod des Königs, oder seinen Gutsherrn ausstieß, wurde auf das Grausamste gemißhandelt und dann oft noch mit dem Tode bestraft.

Und was wurde aus meiner beklagenswerthen Mutter? fragte Felix.

Ihr einziger Schutz, edler Herr Erbgraf, fuhr Michel fort, war ich, Alles, Alles hatte die edle Dame verlassen. Die Grafschaft wurde immer aufs Neue zum Verkauf ausgeboten, und wie ich erfuhr, so hatten sich dießmal auch mehrere Käufer gemeldet. Ich berichtete dieß der Frau Gräfin. Da sprach sie eines Tages zu mir: Michel, Du bist bisher ein treuer, redlicher Knecht gewesen, willst Du es fortan auch bleiben? willst Du Deine Herrschaft, die Dir stets eine gnädige Herrschaft war, in Noth und Tod nicht verlassen, so schwöre mir auf dieses Kruzifix einen heiligen Eid, daß Du halten willst, was Du mir gelobst. Was Sie von mir verlangen, edle Frau! rief ich, und wenn Sie mein Leben fordern, so bring ich es gern zum Opfer. — Nein, sprach die Gräfin, nicht Deinen Tod, Dein Leben, nur Deine treue Hülfe bedarf ich. — Hierauf sagte sie mir einen langen Eid vor, den ich Wort für Wort nachsagte, und dann auf Gott und meine ewige Seligkeit gelobte, Alles getreulich zu halten. —

Du hast geschworen, Michel, sagte sie dann mit feierlicher Stimme, und Gott wolle Dich in Deiner höchsten Noth verlassen, wenn Du je diesen Eid brichst. Nun höre. Hier in diesem Schranke, in einer tief verborgenen Lade liegen 80,000 Franks, gehe hin und kaufe für Deinen Herrn, den Grafen Felix von Saint-Hilaire, jedoch auf Deinen Namen, die Grafschaft. Hast Du sie erstanden, hast Du Brief und Siegel darüber, dann kehre zurück, und handle wie ein Mann, der eine heilige Pflicht übernommen, und einen heiligen Eid geschworen hat.

Und Du hast diese heilige Pflicht bis diesen Augenblick geübt? Du nennst mich Erbgraf? willst Dein Eigenthum zurückgeben? rief Felix, indem er den ehrlichen Mann in seine Arme schloß und an seine Brust drückte, edler, vortrefflicher Mensch.

Mein Eigenthum? fragte Michel, hatte denn nicht ihre Frau Mutter mir das Geld und den Auftrag dazu gegeben.

Ja, ja, das hat sie, aber — es gibt der ehrlichen Leute heut zu Tage nicht viele mehr, in der Welt, dachte er.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Treppe hoch.

(Fortsetzung.)

Auf diesem Wege bildete Fehrmann sich in den Wissenschaften wie in der Musik auf eine stille aber gediegene Weise aus. Als der junge Wirkmar dann mit 17 Jahren zur Heilung eines hervortretenden Rückenmarksleidens in eine berühmte Anstalt nach der Schweiz geschickt wurde, trat Fehrmann, etwa in gleichem Alter, als Lehrling in jenes alte und gediegene Geschäft ein. Der Chef des Hauses war ein ernster, in der Wirklichkeit aber nur etwas zurückhaltender Mann. Er hatte den Gefährten seines einzigen Kindes liebgewonnen, und freute sich der glücklichen Anlagen und des eifrigen Strebens desselben ohne Neid, wenn gleich oftmals mit einem Seufzer; war dem Vater diese stumme Klage zu verargen? sein Sohn war ja der Letzte aus einem alten gediegenen Stamme, der mehr als zwei Jahrhunderte hindurch das „Haus" repräsentirt hatte, die Mutter des Knaben war frühzeitig gestorben, ach! und die Aerzte zuckten rathlos die Achsel, wenn der alte Mann ihre Hülfe für den Sohn mit Gold hätte aufwiegen mögen. Fehrmanns Bemühungen, sich nach jeder Seite seines Lebensberufes hin möglichst vollkommen auszubilden, wurden von seinem Prinzipal stillschweigend aber mit der größten Aufmerksamkeit bewacht und unterstützt; der junge Mann mußte seine Studien immer noch fortsetzen, mußte nach einigen Jahren dann Reisen nach Frankreich, England und Italien im Auftrage seines Hauses machen, und erlernte auf diese Weise die Sprachen dieser Länder in einer vollkommenen Weise; er durfte keine Minute des Tages lässig seyn. Doch Abends, wenn er aus dem Komptoir in seine Wohnung zurückgekehrt war, übte er mit eisernem Fleiße auf seinem „lieben Flügel," und brachte es bald zu derjenigen

technischen Ausbildung, welche eine Pforte zum geistigen Verständniß bildet. Die Lehrzeit war überstanden, sein wohlwollender Prinzipal bewilligte ihm ein sehr auskömmliches Gehalt, das ihn in den Stand setzte, seinem Verwandten die früher ihm erwiesene Hülfe zu vergelten, und er fühlte sich in seiner Stellung überaus glücklich. Um diese Zeit war es, wo er durch irgend einen Zufall mit einem früheren Schulkameraden, Karl Biegenack, wieder zusammen kam, und diesem „in dringender Verlegenheit" einigemal nicht unbedeutende „Gefälligkeiten" erwies. Er war schon als Knabe früher in das Biegenack'sche Haus gekommen, da man zu einer Tanzstunde an Stelle eines plötzlich erkrankten vierten Tänzers Ersatz bedurfte, und in der Eile keinen andern finden konnte, als den kleinen bescheidenen Fehrmann. Er fand jetzt Sophie zu einem schönen Mädchen herangewachsen, sie erneute in freundlicher Weise ihre frühere Bekanntschaft, und so lange kein Dritter dadurch etwa zurückgescheucht wurde, ließ sie sich die augenscheinliche Bewunderung und Verehrung des jungen Mannes gnädig gefallen, mit dessen aufkeimender Neigung sie ein kokettes, leichtsinniges Spiel trieb. Wie sie von dem Augenblicke an, wo ihr in dem Assessor Schleicher „eine Partdie" winkte, aus eigenem Antriebe und auf den Rath ihrer Mutter hin ihr Benehmen gegen Fehrmann änderte, haben wir bereits gesehen.

Der Letztere war durch das eben Erlebte so sehr aufgeregt, daß er fast die ganze Nacht schlaflos und in Gedanken und Ueberlegungen hinbrachte. Am nächsten Tage begab er sich in das Haus, dessen Nebenflügel den Gegenstand seiner lebhaften Neugierde beherbergte. Er fragte den ihm begegnenden Postboten des Reviers nach den Miethern des Hauses, einen Auftrag von außerhalb vorschützend, und erfuhr, daß in jener deutlich von ihm bezeichneten Wohnung „auf dem Hofe eine Treppe hoch" die Wittwe eines Arztes aus Schlesien mit ihrer Tochter lebe, zwei „überaus gute, liebe Damen," von denen die jüngere Unterricht in der Musik und in den Wissenschaften ertheile.

Also war die Tochter gewiß keine Nähterin? fragte Fehrmann und erhielt eine durchaus verneinende Antwort. Dieß machte ihn wieder irre, und er beschloß die beiden Damen persönlich kennen zu lernen. Eine zwölfjährige kleine Tochter jenes Verwandten, der sich seiner früher angenommen hatte, zeigte Lust und Anlage für Musik; Fehrmann hatte immer gewünscht, sie auf seine Kosten unterrichten zu lassen: hier fand sich also Gelegenheit, dem wunderbaren, unbestimmten Zuge einer ihm sonst gar nicht eigenen Neugierde zu folgen und zugleich jene Absicht auszuführen. Er klingelte und fragte die ihm öffnende ältere Dame, ob er nicht fehl gegangen sey, da er die Fortepianolehrerin Fräulein Walther suche.

Ja, es war ihre Tochter und sie gab so eben einigen Schülerinnen wissenschaftlichen Unterricht; er konnte sogleich mit ihr sprechen.

(Fortsetzung folgt.)

Einsam Weinen.

Kein härter Loos ist auf der Welt,
Als wer getrennt von den Seinen,
Von Allen, die lieb und werth er hält,
Muß einsam steh'n und weinen.
Im engen Stübchen ganz allein,
Die Welt drückt auf die Wände,
Die Wände drücken das Herze ein —
O nähm' es nur solch' ein Ende!

Und wär's in gleißendem Prunkgemach,
Ohn' Austausch trauter Rede,
Das Herz hat weder Dach noch Fach,
Hat ringsum Leere und Oede.
Kein härter Loos ist auf der Welt,
Als wer getrennt von den Seinen,
Von Allen, die lieb und werth er hält,
Muß einsam steh'n und weinen.

Ach, selber in Gottes freier Natur
Ein Herz, von den Liebsten ferne,
Hat keine Blumen auf Feld und Flur,
Nicht Sonne, nicht Mond, noch Sterne.
Kein härter Loos ist auf der Welt,
Als wer getrennt von den Seinen,
Von Allen, die lieb und werth er hält,
Muß einsam steh'n und weinen.

Ja lieber nothleiden mannichfalt,
Als an der Sehnsucht kranken,
Als zwischen Häusern fremd und kalt
Wie zwischen Gräbern wanken.
Kein härter Loos ist auf der Welt,
Als wer getrennt von den Seinen,
Von Allen, die lieb und werth er hält,
Muß einsam steh'n und weinen.

Mannigfaltigkeiten.

[Das Pferd des Regiments.] Englische Blätter erzählen von dem achten, früher in Ostindien gestandenen Dragonerregiment Folgendes: Das Pferd des Regiments-Kommandeurs Sir Robert

Gillespie, welches derselbe bei dem Sturm auf Kalugna ritt, als er erschossen wurde, ein Rappe, auf dem Kap der guten Hoffnung gezüchtet, sollte nach dem Tode des Obristen mit seinen übrigen Effekten verauktionirt werden. Mehrere Offiziere boten darauf ansehnliche Summen, wurden aber stets von einem gemeinen Dragoner überboten, der es denn endlich auch für den enormen Preis von 500 Pfund Sterling (3500 Thlr.) erstand. Es fand sich, daß alle Soldaten des Regiments zusammengetreten waren und das auf ihren Theil fallende Beutegeld dazu bestimmt hatten, nicht allein um den Erben ihres Obersten auf die beste Art eine Unterstützung zukommen zu lassen, sondern auch das Andenken ihres gefallenen Kommandeurs in seinem Pferde zu ehren. Auf ihre Bitten wurde das Pferd als Regimentseigenthum bei allen Märschen vor dem Regiment hergeführt und stand im Lager bei der Standartenwache, wo es die einzelnen Mannschaften im Vorbeireiten stets militärisch grüßten. Als das Regiment den Befehl zum Rückmarsch nach England erhielt, erlaubte das Reglement die Einschiffung eines Extrapferdes nicht, und ein in Indien ansässiger ehemaliger Offizier nahm es mit dem Versprechen zu sich, daß es bei ihm das Gnadenbrod bis zu seinem Tode genießen sollte. Als das Regiment abmarschirt war, fraß das Pferd nicht mehr und gab nur noch das Zeichen der Theilnahme, wenn es eine Trompete blasen hörte. Da es immer hinfälliger wurde, so führte es ein Diener spazieren; kaum war es aber in frischer Luft, als es sich von seinem Führer losriß, auf den Platz lief, wo sonst das Regiment Parade gehabt hatte, dort sich auf den Fleck stellte, wo es sonst vor dem Regiment gestanden, laut aufwieherte, dann zusammenstürzte und auf der Stelle starb. —

[Sonderbarer Jagdprozeß.] Bei einer Fuchsjagd in Devonshire war Baronet E. nebst seinem Pferde in einem Graben gestürzt. Der auf der nahen Landstraße fahrende Herr Van Beuyk, ein in London ansässiger reicher Holländer, war Augenzeuge des Unfalls gewesen und hatte dem Baronet Hülfe geleistet. In Folge hiervon nun machte Sir E. gegen Van Bruyk eine Klage anhängig, des Inhalts, daß, weil er (Sir E.) bedeutend im Vorsprung vor seinen Mitbewerbern gewesen und durch den Sturz gleich seinem Pferd nicht den mindesten Schaden gelitten, daher die unberufene Hülfe des Herrn Van Beuyk ihn gehindert habe, der Erste beim Hallali zu seyn, wie er um namhafte Summen gewettet, — Hr. Van Bruyk schuldig und verbunden sey, die durch diese Wetten verlorenen Beträge zu ersetzen. Da die Angaben des Sir E., namentlich Betreffs des Umstandes, daß er und sein Pferd bei dem Sturz nicht die geringste Quetschung erhalten hätten und der Gewinn der Wetten ihm daher leicht gewesen wäre, durch Zeugen erhärtet wurden, verurtheilten die Richter Herrn Van Bruyk zum Ersatze des Betrags der von Sir E. eingegangenen Privatwetten und der reiche Holländer mußte hiernach in die Hände des Gerichts für Sir E. 1806 Pfd. St. (21,672 fl.) niederlegen.

[Ein beherzter Knabe.] Der 13jährige Sohn des städtischen Polizeidieners Weber in Homburg v. d. H. rettete am 23. November v. J. wieder ein Kind, welches in den in dortiger Altstadt gelegenen Weiher gefallen war und ohne diese Dazwischenkunft ertrunken wäre. Kinder und selbst Erwachsene umstanden rath- und thatlos den Weiher; nur jener beherzte Knabe von dem Geschrei herbeigezogen, sprang, ohne sich zu besinnen, in das kalte Wasser und brachte, eine ziemliche Strecke schwimmend und mit eigner größter Lebensgefahr, das halbtodte Mädchen an das Ufer. Jener Knabe hatte vor einigen Monaten aus demselben Weiher und unter ganz gleichen Umständen schon einmal ein Kind gerettet und schon früher bei drei ähnlichen Fällen sich besonders ausgezeichnet. Er ist in Homburg unter dem Namen „Turnpeter" bekannt; der ehemals daselbst bestandene Turnverein hatte ihn nämlich durch seinen Vorstand aus der Taufe heben lassen.

Am 22. November ward in der Gießerei der Herren Robinson und Cottam in London die von Bacon modellirte über 8 Fuß hohe Kolossal-Statue Felix Mendelssohn-Bartholdy's gegossen. Die Anregung zur Errichtung dieses Standbildes ging von der Sacred Harmonie Society aus, deren Vorstand sich mit einem Beitrage von 50 Guineas an die Spitze der Subskriptionsliste stellte. Die Königin Viktoria betheiligte sich mit der gleichen Summe. Ueber den künstlerischen Werth des Werkes lauten die Urtheile der Engländer günstig. Das Standbild wird auf einem Granit-Piedestal, vermuthlich auf der Nordseite von St. James Park aufgestellt werden.

Bei Teubner in London ist eine illustrirte Uebersetzung des Eulenspiegels — in wörtlicher Uebertragung des Namens: „Owlglass" — erschienen und hat so viel Glück gemacht, daß bereits eine zweite Auflage nöthig geworden ist.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der A. Mailandi'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 292. Donnerstag, 8. Dezember 1859.

Die Wittwen und ihre Pflegekinder.

(Fortsetzung.)

Michel fuhr in seiner Erzählung fort und sagte, hören Sie nur weiter, edler Herr Erbgraf. Ein Jahr hatte ich schon treu und gewissenhaft meine Pflicht erfüllt, ich hatte die Aecker und Wiesen an die Bauern verpachtet und die Gelder getreulich abgeliefert, als man entdeckte, daß die Gräfin von Saint-Hilaire noch in dem Schlosse wohne und ich stets in deren Willen handele. Sogleich wurde mir bei Lebensstrafe anbefohlen, dieselbe aus meinem Hause zu entlassen. Ich konnte nicht umhin, die edle Dame davon in Kenntniß zu setzen, ein Brief, der aus Deutschland gekommen war, und von Ihrem Leben und Daseyn Kunde gab, mochte die Ursache davon seyn. Da faßte die edle Gräfin einen neuen Entschluß. Michel, sagte sie, tritt näher und höre, was ich Dir aufs Neue vertrauen will. Der Tod meines Gemahls hat mich einer heiligen Pflicht entbunden, aber er hat mir dafür eine neue auferlegt. Das Regiment, was jetzt in dem herrlichen Frankreich wüthet und die edelsten Rechte der Menschheit mit Füßen tritt, kann nicht ewig dauern, es wird, es muß eine andere, eine bessere Zeit kommen, wo wieder Recht und Gerechtigkeit geübt wird, und da jenes Schreiben beweißt, daß mein Sohn, Felix, der Erbgraf von Saint-Hilaire noch lebt, daß eine wackere Frau in weiter Ferne sich seiner mütterlich angenommen, so ist es meine Pflicht, so lange es in meinen Kräften steht, die Grafschaft für ihn zu retten. Das Opfer, das ich dafür bringen muß, ist freilich groß, aber ich rechne dabei auf Deine Treue, auf Deine Ergebenheit. — Wenn man vor drei oder vier Jahren Jemanden gesagt hätte, fuhr sie nach einer Weile fort, so würde er, was jetzt geschehen soll, geschehen muß, für unglaublich gehalten haben; allein Noth kennt kein Gebot, ganz Frankreich bietet mir unter den obwaltenden Umständen, außer diesem Schlosse, mit meinen Kindern keinen Zufluchtsort dar. Mache Dich also auf etwas Außerordentliches, auf etwas Unerhörtes gefaßt, Michel. Die Gräfin brach hier in ein stilles Weinen aus, und als sie sich nach einer Weile wieder erholt hatte, winkte sie mir näher zu treten. Michel, sagte sie, ich, die Gräfin v. Saint-Hilaire, Deine bisherige Gebieterin, biete Dir, meinem Knecht, meine Hand an, und will Dein Weib, eine Bürgerin von Frankreich werden.

Edler Herr Graf — fuhr Michel nach einer Weile zu dem Erstaunten fort — wie mich dieß ergriff, kann ich Ihnen nicht sagen, ich warf mich zu ihren Füßen nieder, küßte den Saum ihres Gewandes und bat sie, diesen Entschluß der Verzweiflung zurückzunehmen. Sie aber beharrte darauf, indem sie sagte: nein, es muß seyn, Hunderte von Beispielen haben mich schon gelehrt, daß dieß das einzige Mittel ist, um mir die Freiheit und das Leben zu retten. Als Dein Weib darf ich hier bleiben, darf ich Dir meinen Rath ertheilen; darum gehe hin und hole einen Geistlichen herbei, daß er den Akt vollziehe.

Es war eine schwere Pflicht, die schwerste, die ich jemals im Auftrage meiner Gutsherrschaft zu verrichten ging, fuhr Michel mit einem Seufzer fort; aber es mußte seyn. Als ob ich Bleigewichte an meinen Beinen hätte, schlich ich langsamen Schrittes nach St. Antonio zum Pfarrer, und trug ihm mein Anliegen vor. Mit bitterem Lächeln hörte mich der Greis an und sagte: ja, mein Freund, wir leben in einer ewig denkwürdigen Zeit, die Jahrbücher der Geschichte werden nach Jahrhunderten noch mit Staunen und Bewunderung gelesen werden. Die Geißel Gottes mähet mit furchtbarer Allgewalt über das herrliche Frankreich, sie schont weder das Haupt des Gekrönten, noch des Gesalbten und Geweihten, ihrer entsetzlichen Macht ist Alles unterthan. Die hohe Geistlichkeit und der Adel empfinden das am drückendsten, und so unglaublich es uns auch erscheint, so reiche nur immer Deine Hand der vormaligen Gräfin von Saint-Hilaire; ihres Namens Gedächtniß ist doch erloschen, es gibt keinen Adel mehr in Frankreich. Und ist es immer noch nicht so auffallend, wenn eine vormalige Gräfin aus weiser Politik ihrem Knechte, dessen Treue und Redlichkeit sie kennt, freiwillig ihre Hand reicht, als

wenn man einen königlichen Prinz zwingt, bei einem Schuhmacher in die Lehre zu treten.

Nun wenn Ihr also vermeint, ehrwürdiger Herr, gab ich zur Antwort, so schickt Euch nur an, mir zu folgen. — Als wir, die Frau Gräfin und ich, in der Schloßkapelle vor dem Tische des Herrn standen und der Pfarrer mich fragte; nun, Michel Reymond, ist es Dein ernstlicher Wille, bei Deinem künftigen Weibe alle Pflichten eines Gatten treu und redlich zu erfüllen, so sprich ein lautes vernehmliches Ja! da wurde mir das Herz schwer, denn ich sah den Kampf der im Innern der Gräfin vorging, aber ich sagte Ja. —

Sonderbare, nicht zu beschreibende Gefühle durchschnitten das Herz des jungen Grafen Felix, aber er schwieg, und war begierig auf den Schluß dieser tragischen Begebenheit.

Ich habe sie erfüllt diese schwere Pflicht, ich habe sie treu und redlich erfüllt, fuhr Michel fort. Nach der Trauung führte ich die Gräfin auf ihr Zimmer, wo sie in ein lautes Weinen ausbrach. Als ich mich entfernen wollte, winkte sie mir, und reichte mir zum Zweitenmale ihre schöne weiße Hand und sagte: Michel, sey menschlich, habe Mitleid, habe Erbarmen — sie wollte noch mehr sagen, aber es ging nicht, es war auch genug, ich hatte ihre Gedanken errathen, ich hatte sie schon lange zuvor errathen, und rasch warf ich mich auf die Kniee, drückte die dargebotene Hand an meine Lippen und sagte: ich verstehe, verehrte Herrin; ewig bleibe ich Ihr treuer und gehorsamer Knecht, wie ich es immer gewesen bin, und damit stürzte ich fort. Nie habe ich das Zimmer wieder betreten. Wenn die Gräfin mir etwas zu sagen hatte, so kam sie in den Hofraum, reichte mir vor den übrigen Dienstleuten freundlich die Hand, und sagte, mein lieber Michel, so oder so.

Es ist nun ein Jahr, als sie mich durch den lieben François auf ihr Zimmer rufen ließ. Sie lag zu Bett, war bleich und matt. Michel! sprach sie mit ihrer sanften Stimme, Michel! das Stundenglas meines irdischen Lebens ist abgelaufen, ich werde von dem dornigten Pfade dieses Lebens abtreten und mit meinem rechtmäßigen Gemahl, dem Grafen von Saint-Hilaire, wieder vereint werden. Du hast mit seltener Liebe, mit seltener Treue mir bis diese Stunde gedient, Du hast den Zweck und die große Scheidenwand, die zwischen uns lag, erkannt, und dafür bin ich Dir tausendfachen Dank schuldig. Tritt näher, reiche mir Deine Hand, daß ich sie an dieß Herz drücke, das nun bald aufhören wird zuschlagen, denn sie hat es verdient, diese treue Hand. — Vor der Welt, eigentlich nur zum Schein, warst Du mein Gatte, und wie freue ich mich, daß ich damals auf den Gedanken kam, und daß ich in Dir einen so braven Mann fand, durch den meinen Kindern, meinem Felix, dem Erbgrafen, die schöne Grafschaft Saint-Hilaire erhalten ist.

Viel, mein Freund, ist geschehen, viel ist gethan, aber noch Vieles würde noch ungeschehen bleiben, wenn ich nicht auf Dich, auf Deine Treue und Deine Redlichkeit rechnen dürfte. Jene grauenvolle Zeit ist hin, die Tage des Blutvergießens sind vorüber, Frankreich hat wieder einen Regenten, und wenn es auch kein Ludwig ist, so hat er doch das himmelschreiende Unrecht jener Zeit eingesehen, und die Unglücklichen, die damals durch die Flucht ihr Leben retten mußten, in ihr Vaterland zurückberufen. Auch mein Sohn, wenn er noch am Leben ist, darf zurückkehren und aus Deiner Hand seine Güter zurückempfangen.

Hierauf reichte sie mir ein Päckchen mit Schriften. Es enthält besonders meinen letzten Willen, dann unsern Trauschein, und endlich einen offenen Brief jener deutschen Dame, die sich Sophie Güldenhorn nennt. François, der des Lesens und Schreibens kundig ist, wird Dir aus dem Brief den Wohnort jener Dame näher bezeichnen können. — Wenn ich nun nicht mehr bin — ach Herr Graf, mir kommen noch die Thränen in die Augen, wenn ich an die Güte dieser vortrefflichen Dame denke, die sich herabließ, mich Freund zu nennen, und diese grobe Hand an ihr Herz drückte — wenn ich nun nicht mehr bin, wenn der Tod dieß kummervolle Herz erdrückt hat, und Du meine Leiche der mütterlichen Erde anvertraut hast, dann mache Dich auf und wandere nach Deutschland, aber nimm François mit Dir, laß ihn nicht hier allein zurück, nur Deiner väterlichen Fürsorge vertraue ich ihn an, er kann Dir auch in jenem fremden Lande als Führer dienen, weil er sich schon zu diesem Zwecke ein Jahr lang mit der deutschen Sprache beschäftigt und sogar auf der Landkarte die Gegend ausgemittelt, wo mein Sohn leben muß. Wenn Du aber jene Dame, die an meinem Gemahl und meinem Kinde so unendlich viel gethan, noch am Leben findest, so sage ihr meinen herzinnigen Dank und die Versicherung, daß ich bei Gott für ihr zeitliches und ewiges Heil bitten würde.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Prozeß wegen Doppelehe.

Vor dem Schwurgerichte zu Zweibrücken wurde wie schon angedeutet, am 30. Nov. folgender, in Bayern seltener Fall verhandelt:

Georg Sueietto, 59 Jahre alt, gewerblos, früher in Hagenbach, zuletzt in San Franzisko in Kalifornien wohnhaft, ist des Verbrechens der Doppel-Ehe angeklagt.

Suciello, gut gekleidet, mit goldener Uhr und Kette versehen, mit einer Brille bewaffnet, starken Bartes, gelb von Teint, ungewiß ob in Folge der Sonne Kaliforniens oder der italienischen Abstammung seines Namens, schweigsam und offenbar beschränkten Geistes, stellt sich uns als amerikanisirter Bauer dar. Die meisten Fragen beantwortet er mit yes.

Am 30. Juni 1832 hat sich der Angeklagte mit Marie Antonie Pfeifer von Rheinzabern verehelicht. Die Losung dieser Ehe war nicht der Friede. Die beiden Eheleute hatten sich gegenseitig Manches vorzuwerfen, und im Uebergewichte scheint die Frau gewesen zu seyn. Am 29. April 1847 erfolgte durch Urtheil des königl. Bezirksgerichtes zu Landau auf Betreibung der Frau die Trennung der beiden Eheleute „von Tisch und Bette.“ Noch in demselben Jahre ging der Angeklagte, völlig unbekümmert um die gesetzlichen Förmlichkeiten der Entlassung aus dem bayerischen Unterthanenverbande, mit einem ledigen Frauenzimmer nach Amerika. Der Warnung des Bürgermeisters von Hagenbach: er könne das Mädchen nicht ehelichen, weil er von seiner Frau nicht geschieden sey, soll er sich mit der Aeußerung entschlagen haben: „Drüben geht's.“ Im Jahre 1852 erscheint Suciello wieder, um mit seiner unterdessen nach Rheinzabern übergesiedelten Frau das Fest der Versöhnung zu feiern, aber diese zweifelte an seiner Besserung und erklärte, nie sich wieder mit ihm zu vereinigen.

Dieses Benehmen und die Kunde, jenes nach Amerika mitgenommene Mädchen, seine Wirthschafterin, habe seinen ganzen Hausrath verkauft und sey damit durchgegangen, trieben den Angeklagten nach Amerika zurück. Dort konnte er sich nicht lange so ganz einsam gedulden. Im Jahre 1856 zu New-Ark (Staat New-Jersey) angesiedelt, wurde er mit einem Frauenzimmer bekannt, das bei dem Schmiede Joseph King Mägdedienst versah, mit Namen Kunigunda Herbst, gebürtig von Werndorf in Baden. Dreißig Jahre jünger, ließ sich das Mädchen, um einer kleinen Tochter väterlichen Schutz und einen ehelichen Namen zu verleihen, doch bestimmen, dem Angeklagten als Frau zu folgen. Wenige Tage nach gemachter Bekanntmachung, am 14. April 1856, fand die Trauung, wie von rechtsgelehrten höheren Beamten des Staates New-Jersey und dem königlich bayerischen Konsulate beglaubigt wird, nach den Gesetzen und Gebräuchen des Staates statt. Hand in Hand trat das Paar, in Gegenwart von Joseph King und zweier anderer Zeugen, vor den zuständigen Friedensrichter, küßte die vorgehaltene Bibel und erklärte, sich als Mann und Frau zu nehmen und sich Liebe und Treue zu bewahren. Vor der Zeremonie hatte der Friedensrichter gefragt, ob Suciello nicht früher schon verehelicht gewesen und zur Antwort erhalten „ja! jedoch ist die Ehe wieder geschieden worden.“ Nach der Zeremonie behändigte der Friedensrichter der Neuvermählten den Trauungschein mit den Worten: „Bewahren Sie den Schein! Wenn der Vogel, was in Amerika so leicht ist, davon fliegt, so wird er, damit wieder eingefangen!“ War es Erfahrung oder Ahnung? — Schon in Amerika wurde von dem Fortbestehen einer ersten Ehe des Angeklagten gemunkelt, aber er begegnete der Unruhe seiner Angetrauten jedesmal mit der festen Versicherung, „er sey geschieden und dürfe sich mit ihr neben die Geschiedene stellen.“ Von 1856 bis zum Sommer d. J. hält sich Suciello mit Kunigunden Herbst in Kalifornien auf und eroberte sich als Krämer und Wirth (die Frau schreibt sich das Verdienst zu) ein Vermögen von gegen 17,000 fl.! Am 20. Juni d. J. traten sie mit ihrem Gelde umgürtet die Reise nach Europa an, angeblich, um sich hüben häuslich niederzulassen. In Karlsruhe angekommen und über Nacht, entfernt sich Suciello Morgens, ohne was zu sagen, nach Kandel, erkundigt sich nach seiner Frau, spricht von Geldanlagen u. s. w. Plötzlich erscheint Kunigunde Herbst, in hastiger Angst, nicht um ihren Mann, sondern um das zusammen eroberte Geld, und fordert in Gegenwart der Leute Rechenschaft von dem Gelde. Suciello verleugnet sie. Nun begehrt sie den Trauungschein. Er verleugnete ihn. Die Geschichte machte Skandal. Man untersuchte den Angeklagten und fand den Trauungschein, und zur Rede gestellt, ob er eine zweite Frau genommen habe, gab er zur Antwort: „Nun ja! ich bin mit ihr verehelicht, wie man's in Amerika wird, ohne Geistlichen.“ So kam er in Untersuchung und auf die Anklagebank!

Die sehr interessante Debatte bewegte sich namentlich um den guten Glauben des Angeklagten an den Fortbestand der ersten und Gültigkeit der zweiten „amerikanischen“ Ehe! Völlig unbegreiflich erschien es der Vertheidigung, warum Suciello nicht das Recht des Art. 310 C. c., die Trennung von Tisch und Bett in eine Scheidung zu verwandeln, vor der zweiten Ehe geltend machte und warum er zurückgekommen ist, wenn er an den Fortbestand der ersten Ehe glaubte.

Kunigunde Herbst, in bescheidenem Hut und Shawl, beschwört, als Zeuge vernommen, den guten Glauben des Angeklagten, obschon sie die Frage, ob verheirathet, Anfangs mit „ledig“ beantwortet! Nicht unterdrücken dürfen wir ein in die Debatte geworfenes Wort: „wenn man das Verlassen der bösen Frauen gestatte, das sey die Völkerwanderung!“

Nach der Schuldigerklärung lehnte die Vertheidigung in einem förmlichen Antrage die Zuständigkeit des Assisenhofes ab, den Angeklagten der 1853 vor dem Obergerichtshofe zu New-York die eidliche

Erklärung abgegeben habe, amerikanischer Staatsbürger werden zu wollen, abzuurtheilen. Nach einständiger Berathung wurde der Antrag verworfen und der Angeklagte zu fünfjähriger Zwangsarbeit verurtheilt.

Dem Vernehmen nach ist die Kassationsbeschwerde sofort erhoben worden. Einer der Kassationsgründe soll die Fragestellung seyn, in der das Element des bösen Glaubens nicht besonders enthalten war.

Mannigfaltigkeiten.

Ein englische Korrespondenz meldet, daß die Regierung von Viktoria in Australien einen Preis auf die Einfuhr der Frauen gesetzt hat. Der Grund zu dieser seltsamen Maßregel läßt sich leicht auffinden. Die Besitzungen Englands in diesem Welttheile haben seit 10 Jahren eine solche Erweiterung erhalten, daß sie heutzutage für Großbritannien in Wahrheit ein vollständiges Reich bilden. An der Spitze dieser herrlichen Besitzungen steht aber vor Allem das östliche und westliche Australien. Die Kolonie Viktoria ist vor ungefähr 10 Jahren gegründet und ihre Bevölkerung erreicht bereits die Zahl von 500,000 Seelen. Das Alles aber hat die Einwanderung zu Wege gebracht. Die Hauptstadt Melbourne hat ungefähr 100,000 Einwohner, aber die statistischen Feststellungen haben erwiesen, daß bis zum 1. Januar 1857 unter den Auswanderern, die England verlassen haben, um sich in Viktoria eine neue Heimath zu gründen, die Zahl der Männer bedeutend vorwiegend war. Es zeigte sich, daß die Frauen eben nur $\frac{1}{12}$ der gesammten Bevölkerung ausmachen, ein Verhältniß, das offenbar zu schwach ist, um in Zukunft bei der etwaigen Abnahme der Einwanderung auf normalem Wege eine hinreichende Vermehrung der Bevölkerung zu erzielen. Diesen Schaden zu heilen, hat man allen Eingewanderten, die Frauen mit sich führen, einen beträchtlichen Preis bewilligt, und seit dieser Zeit hat sich die Zahl der importirten Frauen um ein Drittel gemehrt.

Die Engländer Burton und Speke haben die Kenntniß von dem Innern Afrika's wieder um ein bedeutendes Stück gefördert. Der große Binnensee Ostafrika's hat sich, wie die neuen Forschungen erweisen, in mehrere Seen aufgelöst. Einer dieser Seen, und zugleich der nördlichste, ist von ihren Entdeckern Viktoria-Nyanza oder Ukerewesee genannt. Der See liegt am nordöstlichen Fuß eines etwa 6—8000 Fuß hohen Gebirges, das auch auf der Karte der Engländer mit Recht als Mondgebirge bezeichnet ist. Dieser Viktoria-Nyanza ist wahrscheinlich gleichzeitig der Quellsee des Bahr-el-Abiad oder des weißen Nil. Zu diesem See pilgert gegenwärtig ein junger deutscher Naturforscher Dr. Albrecht Roscher. Nach eingegangenen Nachrichten hat er sich am 29. September in Begleitung einer Karavane von 1500 Arabern von Kiloa (Kilwa) aus nach dem obengenannten See auf den Weg gemacht. Nach andern Nachrichten wird Roscher erst nach dem Nyassa gehen. Der muthige Reisende war von den besten Hoffnungen für sein Unternehmen beseelt und hofft im Februar nach Zanzibar zurückzukehren. Der Viktoria-Nyanza wurde am 30. Juli 1858 von Speke entdeckt und liegt nach seiner Angabe 3750 englische Fuß über dem Meere.

Das südliche Polarlicht, die Aurora Australis, ist in den letzten Tagen des August in allen Kolonien Australiens häufig sichtbar gewesen. In Sidney versagte der elektrische Telegraph am 29. August, gegen 10 Uhr Morgens, auf unerklärliche Weise plötzlich seine Dienste, indem die Spannung der Drähte sich so häufig veränderte, daß es unmöglich war, einen zusammenhängenden Satz zu bilden. Auf Anfrage bei den verschiedenen Stationen ergab es sich, daß überall dieselben Schwierigkeiten der Beförderung der Telegramme sich entgegenstellten. Dasselbe war auch auf allen telegraphischen Linien in Viktoria der Fall. Die Sache war um so unerklärlicher, als die Luft heiter, und nichts Gewitterartiges sich am Himmel zeigte. Da entfaltete bei anbrechender Dunkelheit das Polarlicht seine purpurne Pracht, seinen zuckenden und wogenden Flammenschein, und als die herrliche Naturerscheinung ihren Höhepunkt erreicht hatte, wurden die Telegraphen wieder redselig und gehorchten fügsam der Leitung der Beamten. Dieß Ereigniß bestätigt die Vermuthung Humboldt's, daß das Polarlicht ein magnetisches Gewitter sey, wodurch sich das gestörte Gleichgewicht des atmosphärischen und tellurischen Magnetismus wieder herstellt.

In Herisau im Kanton Appenzell a. Rh. ist dieser Tage einer jener Männer gestorben, welche immer seltener werden. Herr Schiß hatte sich durch rastlose Thätigkeit, weise Sparsamkeit, und praktische Tüchtigkeit vom armen Knaben, der barfuß seinem Brode nachging, zum Millionär emporgeschwungen. In der Handelswelt stand sein Name in hoher Achtung. Von seinem Vermögen machte er den edelsten Gebrauch; jedes gemeinnützige Werk unterstützte er mit ansehnlichen Beiträgen. Manche Fortschritte der Neuzeit, z. B. die Eisenbahnen und Telegraphen, erkannte er nicht als das gemeine Wohl-fördernd, unterstützte sie aber dennoch.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung.“

№ 293. Freitag, 9. Dezember 1859.

Die Wittwen und ihre Pflegekinder.

(Fortsetzung).

Die Gräfin lebte noch etwa drei Wochen und starb, als François und ich an ihrem Lager standen, sanft und ruhig. — Mit Hülfe einiger getreuer Dienstleute brachten wir die Leiche der Verewigten in die Familiengruft des Schlosses Saint-Hilaire, wo Sie sie schauen werden. — Und hier, fuhr der ehrliche Mann, nachdem er sich gleich den Uebrigen die Thränen getrocknet, fort, nehmen Sie den letzten Willen der Vollendeten, und somit habe ich denn all meine Pflichten treu erfüllt, und bin zu jeder Stunde, wenn es Gott gefällt mich von hier abzurufen, bereit. Amen!

Mehrere Minuten herrschte eine Todtenstille im Zimmer, die nur durch das leise Schluchzen Helenens, die sich auf Felix Schulter gelehnt hatte, unterbrochen wurde. Felix selbst saß starr, und unbeweglich waren seine Augen auf den ehrlichen Mann gerichtet, seine Seele schien mit einem großen Gedanken beschäftigt. Endlich sprang er rasch auf, eilte auf Michel zu und schloß ihn in seine Arme. Habe Dank! tausend Dank, Du seltener Mann, für Deine Redlichkeit und Treue, die Du dem Hause Saint-Hilaire in einem Zeitraume von fünfzehn Jahren bewiesen hast! Aber nicht kalte Worte, die That soll es beweisen, wie Felix von Saint-Hilaire seltene Verdienste zu schätzen und zu lohnen weiß. — Meinen Namen kann ich Dir nicht geben, das steht nicht in meiner Macht, aber Du sollst forthin leben, als wärst Du der Graf von Saint-Hilaire selbst. Keine Mühe, keine Sorge soll forthin Deine Ruhe stören, und der Mann, den meine Mutter in der Zeit der Noth sich zum Gatten wählte, und der die übernommenen Pflichten mit so seltener Treue erfüllt hat, er soll mein Vater seyn, vor aller Welt werde ich ihn so nennen und als solchen ehren und achten!

François, der bei Michels langer Erzählung, die ihm genau bekannt war, in dem weichen Sessel, in welchen ihn sein Bruder gesetzt hatte, sanft entschlummert war, erwachte, als er Felix Stimme vernahm, wieder und sagte: ja es ist auch mein Vater, er ist ein guter, lieber Mann, die Mutter selbst hat es so gewollt!

Helene, die im jugendlichen Uebermuth bei Michels Erzählung anfänglich, wenn er Felix immer mit einer ehrfurchtsvollen Miene Herr Erbgraf nannte, nur mit Mühe ein lautes Lachen unterdrückt hatte, war zuletzt so gerührt worden, daß sie laut schluchzte und ebenfalls des braven Mannes Hand faßte und ihn bat, ihr zu erlauben, daß auch sie ihn Vater nennen dürfte.

Aber habe ich denn das verdient? fragte Michel Reymond, sich bescheiden zurückziehend, ich that ja nur meine Pflicht.

Ja, Du hast es verdient, und nimmer soll es Dich gereuen, daß Du so gehandelt hast.

Wo ist denn nun aber die Dame, die Sie Mutter nennen, daß ich mich eines besondern Auftrags der seligen Frau Gräfin bei ihr entledige?

Auch ich habe schon fragen wollen, rief François, wo ich sie finde, ich wollte sie bitten, ob sie nicht auch meine Mutter werden wollte?

Das war für Felix, so wie für Helene eine schwere Aufgabe, diese Frage zu beantworten. Helene fiel dem freundlichen Knaben mit seinem krausen Lockenkopfe um den Hals und preßte ihn an ihre Brust, um ihre große Verlegenheit zu unterdrücken, und als sie die nöthige Fassung erlangt hatte, sagte sie: ja, Du bist mein liebes Brüderchen, so gut wie Felix, und wenn Du mein Brüderchen bist, so muß auch meine Mutter die Deine seyn.

Felix aber sagte mit fester Stimme: eine weite und nothwendige Reise hat uns die vortrefflichste aller Mütter auf eine Zeit lang entrissen, aber ich denke, nicht lange mehr wird sie fern von uns weilen, und dann erst, dann soll ein neues, fröhliches Leben für uns Alle beginnen.

Helene war von dieser Stunde an nicht mehr zu bewegen, mehr als die Stunden der Nacht in der Pfarrwohnung zu verbleiben, sie vertrat mit vieler Freude und Geschicklichkeit die Stelle der Mutter und Hausfrau. Felix aber fühlte ein seltsames Verlangen, seinem Freunde Rose, auch Eiche ge-

nannt, den sonderbaren Gang des Schicksals schriftlich mitzutheilen. Schon oftmals hatte er sich früher mit ihm über seine Herkunft, über den Verlust seines Vaters, seiner übrigen Angehörigen und seiner Güter unterhalten, und Jener hatte stets den wärmsten Antheil daran genommen. Jetzt sollte er nun auch erfahren, wie das Schicksal auf die wunderbarste Weise für ihn gesorgt, wie es ihm seine Güter erhalten, und ihm auch zu einem zweiten Vater verholfen hatte.

Während Felix mit dieser Arbeit beschäftigt war, saß auch Ferdinand Rose und schrieb, halb im Auftrage der Rittmeisterin, halb aus eigenem Antriebe, an seinen Freund Felix von Saint-Hilaire. Während beide Schreiben einander begegneten, wenden wir auf einige Stunden unsere Aufmerksamkeit auf den unglücklichen, in schmählicher Gefangenschaft schmachtenden Senator Friedrich Eiche.

Die Art und Weise, nach welcher der Senator bisher gehandelt und sein wichtiges Amt verwaltet hatte, war unverantwortlich, man konnte fast nicht begreifen, wie ein Mann, von so viel Kopf und Scharfsinn, sich so blindlings jeder Leidenschaft hatte Preis geben können, noch weniger begreiflich aber war es, wie und zu welchen Zwecken er solche enorme Summen verwendet hatte. — Dinge, die vielleicht noch Jahre lang mit dem Mantel der Schonung wären verdeckt geblieben, kamen jetzt mit Einemmale an den Tag und sprachen das Todesurtheil über den verblendeten aus. Der, nach vier Wochen indeß für seinen Platz neu erwählte Senator befürchtete, und zwar nicht mit Unrecht, daß er Manches nicht gut allein habe bewirken können, und also wenigstens noch ein Mitglied des Rathskollegiums zum Mitwisser müsse gehabt haben; da dieß jedoch für den Augenblick schwer zu ermitteln war, so mußte sich der neue Obersenator die Person seines Vorgängers zu sichern suchen. Herr Eiche mußte sich daher bequemen, ein freundliches, anständiges Gemach, welches er bisher als Wechselarrestant bewohnt, mit einem zwölf Fuß tief unter der Erde liegenden dunklen, feuchten Gewölbe zu vertauschen. Dieser schaudererregende Aufenthalt überzeugte ihn hinlänglich, daß hieraus kein Entrinnen sey, daß man Alles entdeckt und ihn wahrscheinlich zum Schaffott, oder doch mindestens zu lebenslänglicher Gefangenschaft verurtheilen würde.

Seinen Mitwisser, den Obergerichtssekretär fing es indeß auch an unter der Halsbinde leise zu jucken, indeß war er noch auf freien Füßen, hatte nur bei einigen Mitgliedern geringen Verdacht erregt, war noch in Thätigkeit, hatte jeden Tag Gelegenheit das Archiv zu besuchen; er unterließ daher nicht, mehrere wichtige Papiere, die wider ihn hätten zeugen können, entweder gänzlich zu kassiren, oder heimlich zu entwenden, woraus späterhin ein entsetzlicher Wirrwar entstand. Eine Akte indeß, worin die Aufbewahrung fremder Gelder verzeichnet war, befand sich in dem versiegelten Arbeitszimmer des Senators Eiche, an ihrer Habhaftwerdung lag ihm Alles. —

(Fortsetzung folgt.)

Schicksale einer schönen Griechin.

Dr. Fr. Förster erwähnt in seiner Schrift „Von Elba nach St. Helena“ die abenteuerlichen Schicksale und Erlebnisse einer russischen Fürstin, deren Sohn auf dem Wiener Kongresse eben deßhalb die Aufmerksamkeit der vornehmen Welt auf sich zog. Sie sind vielleicht manchem unserer Leser auch jetzt noch interessant. Hans du Barry, in den Jahren kurz vor dem Ausbruche der französischen Revolution französischer Gesandter in Konstantinopel, bemerkte eines Tages bei einem Spazierritte unter einer Gruppe spielender Kinder ein dreizehn- oder vierzehnjähriges Mädchen, deren edle Gesichts- und Körperbildung die griechische Abkunft verriethen, und deren naive Anmuth ihn, als er sich mit ihr in ein Gespräch einließ, so bezauberte, daß er sich nach der Wohnung und den Umständen ihrer Eltern erkundigte, in der Absicht, für die Erziehung des Kindes zu sorgen. Es ist noch jetzt nichts Unerhörtes, daß eine Griechin in Konstantinopel ihr Kind einem begüterten Franken käuflich überläßt, um wie viel weniger damals. Die Mutter überließ denn auch gegen 1500 Piaster ihre kleine Sophia dem Gesandten, der sie in sein Hotel nahm, ihr prächtige Kleider und eine französische Erzieherin gab und dadurch die Kleine schnell für sich gewann, besonders, da es ihr erlaubt war, ihre Mutter und ihre Gespielinnen von Zeit zu Zeit zu sehen. Nach zwei Jahren wurde Herr v. Barry von seinem Posten abberufen und Sophia mußte sich, freilich mit schweren Herzen, von ihren Lieben trennen. Nur mit geheimem Widerwillen folgte sie dem Manne, den sie als Wohlthäter hätte verehren sollen. Den ihm ertheilten Befehlen zufolge mußte Herr von Barry seine Rückreise über Warschau und Berlin nehmen. In Kaminik Podolski, der russischen Gränzfestung, fand er gastfreie Aufnahme bei dem General Grafen Johann de Witt, ein Nachkommen des berühmten holländischen Großpensionärs, dem die Kaiserin Katharina II. diesen wichtigen Platz anvertraut hatte. Die glänzende Gastfreundschaft, welche der russische General entfaltete, schmeichelte dem Gesandten so sehr, daß er sich eine mehrtägige Erholung gönnte und diese Zeit, mit Genehmigung des Gouverneurs dazu benutzte, die Festungswerke von Innen und

Außen genau zu besichtigen. Unterdessen war der General mit ganz anderen Eroberungsplänen beschäftigt. Die Schönheit der jungen Griechin fesselte ihn unwiderstehlich und er bot alle ihm zu Gebote stehende Liebenswürdigkeit auf, ihr Herz zu gewinnen. Es gelang ihm über Erwarten schnell und eines schönen Tages, als Herr von Barry draußen patrouillirte, gab der Gouverneur Befehl, die Zugbrücken aufzuziehen und Niemand, wer es auch sey, bis auf weiteren Befehl einzulassen. Vergebens donnerte und wetterte der französische Gesandte von einem Thor der Festung zum andern; nirgends fand er Einlaß und mußte sogar die Nacht in einer elenden Herberge zubringen. Es war die Hochzeitsnacht der schönen sechszehnjährigen Sophia und des Generals Grafen de Witt. Dieser hatte nach dem abgekürzten russischen Verfahren in Ehesachen den Popen kommandirt, die Trauung zu vollziehen, die bei der Einwilligung der Braut kein Hinderniß fand. Am andern Morgen aber schickte der General dem Herrn du Barry Dienerschaft, Gepäck, sämmtliche Geschenke, welche Sophia von ihm erhalten, und auch die 1500 Piaster, mit denen er das Mädchen erkauft hatte, vor das Thor und bat ihn dringend, ein für beide Theile schmerzliches Wiedersehen zu vermeiden. Sophia hatte einen Brief beigefügt, in welchem sie ihm für alle ihr erwiesenen Wohlthaten dankte und bei dem Schritte, den sie ohne seine Einwilligung gethan, in den zärtlichsten Worten einer ungehorsamen Tochter um Verzeihung bat. Der französische Gesandte aber befolgte die guten Lehren seines weltweisheitsvollen Landsmannes und Lustspieldichters Molière

„Betrogen lärmt der Narr, der Thor klagt fort und fort,
Der Kluge zieht ab und sagt auch nicht ein Wort."

Er zog ab und überließ es seinem glücklichen Gegner, sich des ihm so unerwartet in die Arme geflogenen Glückes zu erfreuen. Die Schönheit Sophia's entfaltete sich immer mehr und Graf Witt beeilte sich, seiner reizenden Frau alle Freuden zu verschaffen, welche die feine Gesellschaft zu geben im Stande ist. Er führte sie in die große Welt ein und fand sich sehr geschmeichelt, wenn er sah, wie an allen Höfen, wo er sie vorstellte, die ausgezeichnetsten und vornehmsten Männer ihr huldigten. Von allen Verehrern, welche die reizende Gräfin umschwärmten, durfte sich nur Einer mit der Hoffnung schmeicheln, ihr nicht gleichgültig geblieben zu seyn. Das war der reiche Graf Felix Potocki, dessen Einkünfte die manchen Königreichs überstiegen. Seine Bewerbungen fanden geneigtes Gehör; und als er erfuhr, durch welchen Handstreich Graf Witt in den Besitz dieser Perle orientalischer Schönheit gekommen, und als Sophia ihm gelobte, zu folgen, wenn ihr Gemahl in die gesetzliche Scheidung willigte, war sein Entschluß schnell gefaßt und ausgeführt. Nach russischem Gesetz war es leicht, einen Scheidebrief für die Gräfin zu erlangen, der aber erst dann Giltigkeit erhielt, wenn er die Unterschrift der beiden Gatten trug. Sophia unterzeichnete gern, und den General für diesen Schritt zu gewinnen, geschah in folgender Weise. Graf Witt hatte sich mit seiner Gemahlin nach Hamburg begeben, um von hier die Ueberfahrt nach England zu bewerkstelligen. Schon lag das Schiff segelfertig, als am Morgen der Abreise Graf Potocki in das Zimmer des Grafen trat und sagte: „Mein lieber General, die Verehrung, die ich für Ihre Gemahlin hege, ist Ihnen kein Geheimniß geblieben; auch ihr bin ich nicht gleichgültig geblieben. Da ich es aber vorziehe, mein Glück aus den Händen ihres Gatten, meines aufrichtigen Freundes zu empfangen, so lege ich Ihnen hier den in rechtlicher Form abgefaßten, von Ihrer Gemahlin bereits unterzeichneten Scheidebrief vor mit der Bitte, auch Ihre Unterschrift beizufügen. Ihrer freundlichen Zustimmung bin ich zwar im Voraus gewiß, doch habe ich der Vorsicht wegen diese beiden Necessaires durch meinen Diener hereinbringen lassen. In dem einen finden Sie zwei Millionen polnische Gulden in Wechseln, zahlbar in Gold bei meinem hiesigen Bankier, in dem zweiten befinden sich zwei Pistolen. Ich lasse Ihnen die Wahl; nur bemerke ich dabei, daß, wenn Sie das letztere wählen, nur Einer von uns lebend den Kampfplatz verlassen wird." Der General las den Scheidebrief, überlegt, ließ dann seine Gemahlin rufen und fragte sie, ob sie freiwillig das Dokument unterzeichnet habe, und als sie das bestätigte, machte er eine gute Miene zum bösen Spiel, nahm die zwei Millionen Gulden und schiffte sich ohne Sophia nach London ein.

O lern' entsagen!

Ich möcht' es prägen tief in jedes Herz,
Ich möcht' es rufen laut auf allen Wegen:
O, stell' Dich kühn des Schicksals blut'gen Schlägen,
O, biete Deine Stirne jedem Schmerz,
In Freud' und Leid, in allen Lebenslagen,
O lern' — entsagen!

Den süßen Himmelsstrahl, Dein höchstes Glück,
Die gold'ne Hoffnung will ich Dir nicht rauben.
Behalt' Dein Lieben nur, behalt' Dein Glauben;
Nur das „Verlorne" rufe nicht zurück!
Nach bunten Träumen magst Du immer jagen,
Doch lern' — entsagen!

Lenk' zu den Stern Deinen kühnen Flug!
Wird Dir gestillt Dein namenloses Sehnen?
Du weinst sie doch der Täuschung bitt're Thränen,
Zurück zum Staube reißt Dich Trug um Trug;
Dem falschen Stern', der Dich emporgetragen,
Lern' ihm — entsagen!

O wag' es doch, entsage nur einmal,
Und wunderbar wird sich Dein Herz erheben.
Entsagung ist das halbe Menschenleben;
Sie ist ein Talisman für jede Qual.
Die Menschenbrust kann Alles, Alles tragen,
Kann sie — entsagen!

D'rum möcht' ich grüßen Euch mit diesem Gruß:
O, betet um Entsagung, wollt Ihr beten,
D'rum möcht' ich hin zu jeder Wiege treten
Und leise sprechen mit dem ersten Kuß:
Willst Du Dein Leben an das Leben wagen
Kind — lern' entsagen!

Mannigfaltigkeiten.

Seit drei Jahrhunderten beschäftigte die Gelehrten aller Länder die Idee, eine allgemeine, das ist allen Nationen der Erde verständliche Schriftsprache festzustellen. Die Akademien der Wissenschaften setzten Preise für die Lösung dieser Aufgabe aus, wie z. B. die dänische noch im Jahre 1811, jedoch ohne Erfolg. Seither schien die Lösung als unausführbar aufgegeben. Jetzt liegt eine kleine Schrift vor, die sich als Versuch ankündigt, in der That aber diese Aufgabe als gelöst erscheinen läßt. Die in Semlin gedruckte Broschüre führt den Titel: „Pasigraphie mittelst arabischer Zahlzeichen von Moses Paic Paitsch." Der Verfasser hat in klarer und überzeugender Weise die Grundzüge seines Systems dargelegt; die Erlernung desselben erfordert weit weniger Zeit als z. B. jene der Stenographie und das System läßt sich auf alle Sprachen anwenden. Der Verfasser hat die grammatikalischen Formen durchgehends berücksichtigt und leicht faßlich entwickelt. Für jeden Hauptbegriff setzt er eine Zahl, die der Deutsche, der Franzose, der Engländer, der Hindu, der Chinese u. s. w., Jeder in seiner Sprache liest. Von diesem Hauptbegriffe lassen sich nach einem gleichmäßigen Schema alle Nebenbegriffe ableiten, so zwar, daß, wenn Jemand die für die gewöhnlichen Geschäfte des Lebens ausreichenden tausend Begriffe sich eigen gemacht hat, er gleichzeitig und ohne weitere Mühe 7—8000 Nebenbegriffe inne hat, die er ohne viel Kopfbrechen niederschreibt und die Jeder, der sich dieses System eigen gemacht, in seiner Sprache herablieſt. Der Verfasser hat dieß, was wir hier aussprechen, nur angedeutet, die Ausführung aber ergibt sich leicht von selbst. Für die Telegraphie dürfte diese Erfindung von großem Nutzen seyn.

Ein tragi-komisches Ereigniß bewegt jetzt beinahe die ganze Stadt Köln. Ein dortiger Architekt, der reich ist, in ehelosem Stande lebt, im Rufe steht, ein freigebiger wohlwollender Mann zu seyn, kam jüngst Abends aus der Gesellschaft nach Hause, stutzte, als er eine ziemlich große schwerversiegelte Schachtel vorfand, deren Deckel mit Athemlöchern versehen war. Von der Haushälterin hörte er, daß diese Schachtel schon 5 bis 6 Stunden auf ihn harre, und daß unter derselben ein Brief liege. Er erbricht diesen. In dem Schreiben wird ihm ein Kind empfohlen, das von seinen Angehörigen aufgegeben werden mußte. Sein Verdacht bestärkt sich, da es aber in der Schachtel stille geblieben und kein Athemzug aus derselben verlauten will, faßt ihn Angst, er trägt der Dienerin auf, die Schachtel zu ergreifen und begleitet dieselbe zum nahen Polizeikommissär, der, da die elfte Stunde schon vorüber, aus den Federn geschellt werden muß. Dieser klingelt seinem Polizeidiener, läßt sich Licht machen, die Amtsstube öffnen, und bald stehen alle bereit, das Protokoll zu entwerfen. Der Kommissär bricht feierlich die Siegel, öffnet die Schachtel, und siehe, das Kind liegt da, wohlgekleidet; aber, als man die Decke wegnimmt, erscheint unter dem Kautschukköpfchen eine gebratene Gans und zeigen sich statt der Beinchen zwei volle wohl verpichte Schaumweinflaschen. Die Sendung rührte also von keiner übel meinenden Hand, der etwas rohe Scherz hatte aber den ehrlichen Baukünstler dergestalt angegriffen, daß er nach Hause eilte und der Polizei die Sektion und Obduktion überließ, die wohl für die unzeitige Ruhestörung billige Kompensation bot.

Am mehreren Gelehrte und Fachmännern Wiens ist die Einladung ergangen, an der Nordpolexpedition, welche Dr. Hayes, ein Begleiter Kane's, im Jahre 1860 veranstaltet, um das offene Meer am Nordpol aufzufinden, sich zu betheiligen. Das Unternehmen soll mit einem Schiff von 100 Tonnen in Begleitung von 10 Matrosen beginnen, und man verspricht sich von demselben große Erfolge. Mehrere gelehrten Gesellschaften Europa's haben ihre Unterstützung bereits zugesichert.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 294 Samstag, 10. Dezember 1859.

Die Wittwen und ihre Pflegekinder.

(Fortsetzung.)

Zehn Tage hatte der Senator in seinem furchtbaren Aufenthalte schon verlebt, hatte sich bei schmaler Gefangenkost mit Molchen, Kröten und Eidexen herumgeplagt, als zur ungewöhnlichen Zeit — es mochte spät am Abend seyn, er war in der Zeit irre geworden — die Schlösser und Riegel seines Kerkers knarrten. Bald darauf trat der Schließer mit seinem Lämpchen ein, ihm folgte auf dem Fuße der Obergerichtssekretär. „Nun, mein Freund, sagte er, sich an den Schließer wendend, nun ists gut, setzt nur Eure Laterne nieder, und in einer Viertelstunde kommt wieder, um mich abzuholen."

Der Schließer warf noch einen Blick auf den Senator und verließ dann den Kerker.

Heiliger Gott! rief der Sekretär, indem er einen Blick auf den Senator und seine Gesellschaft, das am Boden herumkriegende ekelhafte Gewürm warf, in welchem Zustande muß ich Sie hier finden! Ist das ein Aufenthalt für einen Mann, vor dessen mächtigem Wort vor Kurzem noch die ganze Stadt zitterte?

Die Hand Gottes und der Fluch meines Vaters ruhet schwer auf mir, entgegnete der Senator, in dieser fürchterlichen Einsamkeit, in der ich nur zuweilen von diesem Geschmeiß hier in meiner Gedankenfolge unterbrochen werde, fängt es nach und nach an, mir klar zu werden, daß es mit der Lehre von Gott und einer ewigen Vergeltung doch etwas ist.

Ich habe mir von Ihrem Nachfolger die Erlaubniß ausgewirkt, mit Ihnen über mancherlei Dinge, die mir, jedoch nur Pro forma, nicht klar scheinen, Raths zu erholen, die Minuten sind also kostbar, die ich bei Ihnen verweilen darf, darum rasch zur Sache. Zuvor aber müssen Sie wissen — es kann uns doch hier Niemand belauschen? — daß ich bereits Alles zu Ihrer Flucht vorbereitet habe. Hat der Teufel so Vieles geholt, so mag er auch die 10,000 Gulden Wegener'scher Vormundschaftsgelder holen. Hier ist die Akte und hier ist Schreibmaterial. Schreiben Sie darunter, daß Sie die Summe dem minorenn Benjamin Wegener unterm ersten Oktober vorigen Jahres ausbezahlt haben. Das Geld liegt alsdann für Sie bereit, so wie auch ein Paß, der am 4. Dezember zu Paris ausgestellt ist. Das Signalement gleicht Ihnen wie ein Ei dem andern. Sie reisen damit über Berlin nach Warschau und sind für immer verschwunden.

Freund! rief der Senator und fiel ihm um den Hals, so ist meine Hoffnung auf Sie doch nicht vergebens gewesen.

Wie konnten Sie nur einen Augenblick daran zweifeln, entgegnete der nichtswürdigste aller Heuchler, der in diesem Augenblick dem ungerechten Haushalter im Evangelium getreu nachahmte, indem er, wohl wissend, das Eiche das Licht des Tages nimmer wieder schauen würde, diese 10,000 Gulden noch für sich nahm und dem Unglücklichen die letzte Hoffnung an die Menschheit raubte. Nun, aber noch eins, denn eine Liebe ist der Andern werth. Sagen Sie mir, ist wohl auf keine Art und Weise an die Akte der Gebrüder Asche zu kommen, sie befinden sich in Ihrem versiegelten Zimmer, und das soll in einigen Tagen eröffnet werden. Diese Akte könnte uns Beiden den Hals brechen, sie muß also zum größten Theil vernichtet werden.

Nichts ist leichter als das, jedoch müssen Sie mit meinem Stiefsohn, Ferdinand Rose, einig zu werden suchen. Er muß Sie im Seitengebäude eine Treppe hinauf führen, von dort — er weiß den schmalen Gang — kommt man in eine Art von Polterkammer, aus dieser aber, durch eine schmale Tapetenthür, in mein Arbeitszimmer. Diese Akte liegt in dem Repositorium linker Seite hoch oben.

Gut, ich weiß genug, und den kleinen freundlichen Doktor zu bewegen, soll nicht schwer halten. Hier, bald hätte ich es vergessen; hier ist eine Flasche Wein, köstliches Rebenblut, am Johannesberg gewachsen, trinken Sie, laben und stärken Sie sich zu der bevorstehenden Reise nach Warschau.

Edler, herrlicher Mensch! Freund in der Noth! rief der Senator und wollte ihn in seiner Freude, die nichts weiter als eine schändliche Täuschung

war, umarmen; allein der Sekretär wehrte den in stinkender Kerkerluft ekelhaft gewordenen Mann von sich ab und schützte die größte Eile vor, versprach für den kommenden Tag schon ein besseres Gefängniß und eine baldige Wiederkehr.

Daß der schlaue Sekretär auch den gutmüthigen Doktor täuschte, und nicht allein jene Akte, sondern auch noch Manches andere Papier, was ihm später hätte nachtheilig werden können, erhielt, ist wohl keinem Zweifel unterworfen. Acht Tage später suchte er um einen zweimonatlichen Urlaub nach, indem er in Erbschaftssachen seiner Frau eine Reise vorschützte. Der Urlaub wurde ihm vom Rathskollegium bewilligt, er ward dadurch vor der Hand allen verfänglichen Fragen entbunden, der Senator aber jeder Hoffnung, sogar jeder Täuschung beraubt.

Vierzehn Tage waren ihm in dem schaudervollen Aufenthalte schon wieder verflossen, an welchem er mit jedem Abende seinen Freund vergebens erwartet hatte. Jetzt war er unglücklich, im höchsten Grade unglücklich, denn er hatte in dieser marternden Einsamkeit sein großes Unrecht eingesehen, er war zur Erkenntniß gekommen, er zweifelte auch nicht an einer dereinstigen Vergeltung, und die machte ihn sehr kleinmüthig und verzagt. O was hätte er jetzt nicht Alles gethan, erlitten und erduldet, hätte er nur mit seinen Nägeln die Gebeine seines Vaters wieder aufgraben, und ihm die entsetzliche Schmach, die er ihm angethan, abbitten können. Aber Alles war vergebens, die kalten feuchten Wände seines Kerkers hatten wohl Wassertropfen, aber keine Thränen, die seinen Schmerz lindern konnten. — Er fühlte sich matt, krank, die schlechte Gefangenkost wollte ihm nicht mehr munden und der Schlaf floh ihn gänzlich. — Er klagte es dem Schließer, dieser machte dem Inspektor davon Anzeige, und dieser beauftragte am nächsten Morgen den Arzt, den Kranken zu besuchen.

Rose war für dieß Haus als ein angehender Arzt angestellt und bezog dafür einen kleinen Jahrgehalt. Er wußte recht gut, daß sein Stiefvater in diesem Hause auch seinen Aufenthalt erhalten hatte, allein er hatte bis jetzt noch nicht den Muth gehabt sich nach ihm zu erkundigen, und noch weniger ihn zu besuchen verlangt.

Als er am nächsten Morgen die Glocke an dem stets verschlossenen Hause zog, sagte ihm der Schließer: wir haben wieder einen neuen Patienten bekommen, Herr Doktor, ich werde Sie zuerst zu ihm führen. Fassen Sie nur ein wenig Muth, — er zündete dabei seine Laterne an, — denn da unten sieht es nicht gut aus, und der Mann, zu dem ich Sie führe, ist ein guter Bekannter von Ihnen.

Dem Doktor rieselte es eiskalt über die Haut, er ahnte, wen der Schließer meinte, hatte aber nicht den Muth, nach dem Namen des Kranken zu fragen.

Als er achtzehn steinerne Stufen mit seinem Führer hinabgestiegen war, setzte dieser die Laterne auf den Boden nieder und suchte aus dem großen Schlüsselbunde den passenden heraus. „Der Mann hier, sagte er, auf die Thüre zeigend, hat uns Beide oft wehe gethan, doch vergebet, so wird Euch vergeben, so denke ich.“ Hier nehmen Sie die Laterne, ich werde die Thür nicht verschließen, denn der läuft mir nicht davon. Hiermit gab er dem Arzt die Laterne, und ließ ihn noch eine Stufe hinabsteigen.

Mit zagendem Herzen und zitterndem Fuß trat Ferdinand in den Aufenthalt des Jammers, leuchtete dann in dem modernden Gewölbe umher, wobei sich unwillkürlich das Haar auf seinem Haupte empor sträubte. Wie, dachte er, wenn der Unglückliche ohne alle menschliche Hülfe in dieser Nacht schon verschieden wäre und ich seinen Leichnam hier finden müßte, ihm wäre dann wohl, aber entsetzlich wäre es immer. Da regte sichs im entferntesten Winkel, und auf einer eichenen Bohle, worauf etwas faules Stroh lag, erblickte er die Jammergestalt seines Stiefvaters.

Ha! rief Jener, was willst Du, bist Du gekommen, Dich an meinem Jammer, an meiner Qual zu weiden? Willst Du Dein väterliches Erbe von mir fordern, oder, weil ich es Dir nicht schaffen kann, mich dafür in meinem Elend verhöhnen? Verdient habe ich es, ja bei allen guten und bösen Geistern, verdient habe ich es, aber habe Mitleid, habe Erbarmen, das Strafgericht einer höhern, unsichtbaren Macht ruhet schwer auf mir.

Vater! rief da der gute Sohn, dem von den Worten dieses sonst so stolzen Mannes das Herz durchschnitten war, Vater! habe ich das um Sie verdient? Bin ich jemals ungehorsam gewesen, habe ich nicht stets ehrlich und treu gegen Sie gehandelt?

Hast Du das? ja Du bist besser als ich, und beschämt, zerknirscht liege ich hier im Kothe vor Dir; aber fluche mir nicht, um der ganzen Welt und all ihrer Schätze willen fluche mir nicht, wie einst mein Vater that. O Sohn! Sohn! der Fluch eines Vaters, und noch dazu, wenn der Sohn fühlt, daß er ihn verdient hat, ist etwas Entsetzliches, er hängt sich wie Zentnergewichte an jedes Haar, an jede Fingerspitze, er verfolgt den Verfluchten bis in den tiefsten Schlund der Erde, er gönnt ihm keine Ruhe, keine Rast; wenn er das Auge schließen will, so steht er mit drohender Rechte vor ihm und ruft ihm zu: Fluch Dir! Fluch! Und wenn nun der also Verfluchte Flügel der Morgenröthe nähme und sich an das äußerste Weltmeer flüchtete, so sieht er die aufgehobene Rechte auch da, hört

den Vaterfluch auch da, fühlt wie er ihn germalmt und zerknischt.

Vater! Vater! rief Ferdinand und umschlang ihn mit seinen Armen, wie muß ich Sie wieder finden, wie hat dieser schauervolle Aufenthalt Ihren Geist und ihren Körper zerrüttet! Sie sind krank, sehr krank.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Treppe hoch.

(Fortsetzung.)

Fehrmann trat ein. Auch er empfand augenblicklich jenen wohlthuenden, heimischen Eindruck, dessen wir bei der früheren Schilderung dieser einfachen, so überaus ordentlich gehaltenen kleinen Wohnung erwähnten. Ja, da stand das kleine altmodische Fortepiano, dessen Töne ihn am vorigen Abende so wunderbar ergriffen hatten, es war jetzt geschlossen; doch als könnten diese Räume nicht ohne seelenvolle Klänge seyn: der kleine gelbe Kanarienvogel flötete ganz leise — als wolle er den Unterricht nicht stören — von seinem blumenbeschatteten Platze her sein sehnsüchtiges Lied und eine sanfte melodische Stimme schloß so eben eine den fünf aufmerksamen kleinen Schülerinnen gegebene Erklärung, als der Fremde eintrat.

Die Eignerin der Stimme war die Spielerin von gestern, die Nähterin vom Sonntag, Fehrmann erkannte sie sogleich wieder.

Der Herr wünscht Dich zu sprechen, liebe Louise! — mit diesen Worten stellte deren Mutter den Ankömmling vor. Fehrmann nannte seinen Namen und Stand, so wie seine Absicht in Betreff des kleinen ihm verwandten Mädchens und Louise wußte sogleich in der ganzen Art und Weise, wie sie mit diesem ihr völlig fremden Manne sprach, den einfachen und selbstständigen Charakter von hoher moralischer Bildung zu offenbaren: bei aller weiblichen Bescheidenheit aber Zurückhaltung eine Bestimmtheit, eine Klarheit der Anschauung, welche den jungen Mann in Erstaunen setzte. Er bat, ob es nicht möglich sey, seine kleine Verwandte auch am wissenschaftlichen Unterricht Theil nehmen zu lassen, es ward ihm so einfach und natürlich angeboten, sich von der Art des Unterrichts vorher durch eine kleine Prüfung der anwesenden Schülerinnen Kenntniß zu verschaffen und die Kleinen antworteten so verständig und doch wieder so kindlich auf die Fragen ihrer lieben Lehrerin, Alles erregte so sehr Fehrmann's Interesse, daß er nicht begreifen konnte, ob denn wirklich seit seinem Eintritt schon eine volle halbe Stunde vergangen sey, als die Uhr ihn daran erinnerte. Er wäre gern noch eine volle Stunde länger geblieben, wenn er nur einen schicklichen Vorwand hätte finden können, doch er sah ein, daß sein Benehmen auffallen würde. So empfahl er sich denn und eilte sogleich zu seinem kleinen Lieblinge, jener Tochter, seines Verwandten, damit sie schon am nächsten Tage ihren Unterricht beginnen könne. — Nach Verlauf einer Woche ging Fehrmann wieder in die Wohnung der Wittwe und ihrer Tochter, dießmal Nachmittags und zwar Sonnabends, wo er den Unterricht nicht zu stören brauchte; er wollte sich nach den Anlagen seines kleinen Schützlings erkundigen. Frau Walther war allein zu Hause, Louise noch bei ihren Musikschülerinnen, doch sie würde bald kommen. So wartete er denn und ließ sich in ein ausführlicheres Gespräch mit der Mutter ein. Der junge Mann war überrascht von der gediegenen Bildung und durchdachten Lebensanschauung dieser so einfach erscheinenden Dame, die wiederum an der Unterhaltung mit ihrem Besuch einen lang entbehrten Genuß zu finden schien. Sie sprach über ihre Tochter, wie sie allein die kleine Wirthschaft erhalte, wie gut sie sey, wie glücklich sie Beide lebten: alles einfach, ohne Prahlerei. Fehrmann wagte darauf hinzudeuten, daß er Louise in dem Biegenack'schen Hause eines Sonntags Morgens glaube gesehen zu haben, und jetzt erfuhr er, welche Bewandtniß es mit der »Nähterin« hatte. Also über solch ein Mädchen, wie diese Louise Walther war, wagte Sophie Biegenack sich zu dünken? o, wie viel tiefer sank sie noch in Fehrmann's Augen! — Louise kam dann nach Hause, freute sich, günstige Nachrichten über ihre neue Schülerin, deren Anlagen und Fleiß geben zu können, das Gespräch wendete sich im Allgemeinen auf Musik, Fehrmann verhehlte nicht, daß er selbst das Fortepiano spielte, und die Kompositionen Beethovens bildeten so viele Anknüpfungspunkte, daß man bald, um diese oder jene besprochene Stelle deutlicher angeben zu können, das Fortepiano öffnete. Louise erklärte ihre Ansicht über die Auffassung der Asdur-Sonate ihres Abgotts und spielte das himmlische Thema; Fehrmann lauschte mit Entzücken, bat um eine der Variationen, um noch eine, um alle, um den letzten Satz, und das liebe, einfache Mädchen erfüllte seine Bitte, weil sie sah, daß er die Gabe schätzte, wie das Geben sie selbst erfreute. Die Zeit war so schnell entflohen, sie hatten es gar nicht bemerkt; die Mutter hatte das Theezeug bereit gestellt, endlich den Thee aufgegossen, die Beide waren immer noch in ihrer Musik vertieft und sie bat daher Fehrmann, ihr einfaches Mahl zu theilen. Er hatte sich niemals vorher so glücklich gefühlt, als in Gesellschaft dieser beiden edlen weiblichen Wesen, und er nahm die Einladung dankbar freudig an. Er erzählte wäh-

rend des Thees einen Theil seiner Erlebnisse, sein Alleinstehen in der Welt, (— o, seine Zuhörerinnen konnten ihn verstehen, hatten sie nicht Aehnliches empfunden? —) dann von seinen Reisen, seinen Beobachtungen über Länder und Völker. Welch ein geistiger Austausch unter den Dreien, welche Anregung, welcher Genuß!

Es war spät geworden, als Fehrmann endlich fühlte, daß er scheiden müsse. Der Mond schien hell in's Fenster herein und erinnerte ihn lebhaft an jenen Abend, wo er auf der Gallerie dort drüben gestanden hatte. Er hatte keinen förmlichen Besuch wieder bei Biegenacks gemacht, sondern nur seine Karte nach der Gesellschaft dort abgegeben, zu einer Zeit, wo er wußte, daß Niemand zu Hause war. — Wollen Sie mir zum Abschiede noch eine Bitte gestatten, fragte er Louisen.

Und welche? —

Spielen Sie die Cismoll-Sonate; ich will Ihnen auch nachher den Grund dieser Bitte mittheilen!

Louise ging ohne weitere Erwiderung an das Fortepiano und spielte, spielte wie an jenem Abende, ja — ihr Zuhörer glaubte — noch inniger, noch seelenvoller.

Nach diesem nichts mehr! — sagte Fehrmann, als sie geschlossen, — Dank, inniger Dank! und gute Nacht! — doch halt, den Grund meiner Bitte: ich hatte an jenem Dienstag Abende, wo drüben Gesellschaft war, wo ich einsam auf jenem Balkon stand, sehr, sehr einsam, ich hatte sie damals bei diesen Himmelsklängen belauscht! — Er wandte sich schnell ab, küßte nur Louisens Mutter schweigend die Hand und war im nächsten Augenblicke entschwunden. Auch Louise sprach kein Wort; an der Hitze ihrer Wangen fühlte sie, daß ihr tiefe Röthe ins Gesicht gestiegen seyn mußte, — sie trat an's Fenster und schaute lange schweigsam in die stille mondhelle Nacht hinaus: ja, ja! jene Musik war eine Offenbarung.

Fehrmann kam nach wenigen Tagen wieder. Ich will nicht lügen, sagte er offen zu Frau Walther, — es ist nicht die Frage nach den Fortschritten meines Schützlings, die mich wieder herführt, solche Frage schon so bald wieder würde lächerlich seyn und ich habe keinen anderen Vorwand, aber ich habe noch nie einen so glücklichen Abend verlebt, wie letzten Sonnabend, d'rum weisen Sie mich nicht zurück, wenn ich schon wieder komme, darf ich bleiben?

Louisens Mutter sah dem jungen Manne einige Augenblicke lang tief und ernst in das ehrliche Antlitz; er reichte ihr seine Hand, die sie annahm: Bleiben Sie, — sagte sie mit mildem, aber gemessenem Ausdruck — Sie wissen, daß meine Tochter und ich allein dastehen in der Welt, daß das Vertrauen der Eltern zu meiner Tochter die Quelle unserer Existenz bildet, daß jenes Vertrauen einem Stahlspiegel gleicht, den der leiseste Hauch trübt, — doch ich glaube mich in Ihnen nicht zu irren, — bleiben Sie!

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Professor Dr. Tischendorf von Leipzig ist kürzlich von seiner im Auftrage der russischen Regierung unternommenen Reise durch Aegypten, Palästina und Kleinasien wieder zurückgekehrt und hat, wie das Dresdner Journal berichtet, viele seltene Handschriften und Antiquitäten mitgebracht, vor Allem das Original der uralten Bibelhandschrift vom Sinai, die er zuerst Sr. Majestät dem Könige vorlegte mit den Worten, daß er es für einen schuldigen Akt der Pietät halte, daß kein Auge im Vaterlande diesen christlichen Schatz früher sehe, als das des Königs. Diese Handschrift, so wie die übrigen von Herrn Prof. Tischendorf mitgebrachten Merkwürdigkeiten wurden dann in Dresden auf Veranstaltung des dortigen russischen Gesandten, Fürsten Wolkonski, auf der Gesandtschaft ausgestellt. Es bestehen dieselben, außer der Bibelhandschrift, in mehreren griechischen Handschriften oder handschriftlichen Resten von tausendjährigem und noch höherem Alter, aus einer vollständigen Pergament-Handschrift des samaritanischen Pentateuch aus Naplus, einer umfänglichen, auch durch eine Malerei ausgezeichneten arabischen Handschrift, datirt vom Jahre 279 der Hedschra, aus sahidischen, aus einem Mumiengrabe gewonnenen Fragmenten, aus der Lebensgeschichte des heiligen Viktor, aus hebräischen und abyssinischen Handschriften, Palimpsesten der verschiedensten Art u. s. w.

Charade.

Die Erste zu halten, ist oft schwer
Die And're ist Sache des Glücks gar sehr;
Das Ganze ist nur ein schwacher Zwerg,
Und hebt ganz leicht doch einen Berg.

Auflösung der Homonyme in Nr. 188:
Augen.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der A. Mailandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 295 Montag, 11. Dezember 1859.

Die Wittwen und ihre Pflegekinder.

(Fortsetzung).

Meinst Du, Ferdinand, sagte der Senator, daß nur körperliche Krankheit solche Schreckgebilde erzeugen können. O ich habe ihn gesehen, wie er um die Stunde der Mitternacht in jenem Winkel dastand und seine Rechte drohend gegen mich erhob.

Es war ein Fieberwahn, mein Vater, und nichts weiter.

Aber was willst Du hier, wer hat Dir gesagt, daß ich hier meine schwere Schuld abbüße?

Mein Beruf, Vater, führt mich hierher, ich bin Arzt für dieses Haus.

Und da willst Du Deine Kunst an mir versuchen?

Der Arzt handelt nach den Angaben des Patienten, nach seinem besten Wissen, und nach treuer Pflicht und Gewissen.

Und was würdest Du mir verordnen.

Zuvor einen bessern Aufenthalt; denn dieß ist keine Wohnung für Menschen; wo Kröten, Molche und Eidechsen ihr Wesen treiben, da muß sich der Mensch fern halten; dann werde ich Ihnen China mit Wein verordnen, um Ihre erschlafften Nerven wieder zu stärken.

Ha, ha, ha! lachte der Senator fürchterlich wild, mich stärken, um mich zu neuen Qualen aufzubewahren. — Höre, Sohn, sagte er dann leiser, wenn es Dir möglich ist, wenn Du gegen Deinen Stiefvater, der Dich um Dein schönes Vermögen bestahl, noch einmal redlich handeln kannst, so verschreibe mir eine starke Doßis Arsenik oder Aqua Tofana, damit dieß Jammerleben bald ein Ende habe.

Vater — sagte der wackere junge Mann — so wenig wie ich glaube, daß das Ihr Ernst ist, eben so wenig glaube ich, daß es Ihr Ernst ist, mir so etwas zuzumuthen. — Ihre Sachen stehen freilich nicht zum Besten, aber was vor Menschen oft tief verborgen liegt, das weiß Gott nicht selten zum Besten zu lenken.

Ja, ja, Du hast recht, wer auf Gott vertraut, der mag solche Hoffnung hegen, aber mich kennt Gott nicht, ich bin ein verworfenes Geschöpf.

Vater, verzagen Sie nicht, es fällt ja kein Sperling ohne seinen Willen vom Dache, der Wurm im Staube gehört ihm an, er weiß ihn zu schützen.

Eitler Trost! der Fluch des Vaters, den ich in reichem Maaße verdient, hält die Hand Gottes von mir zurück. Wenn ich auf mein ganzes Leben zurückschaue, so sehe ich in jeder Handlung, die ich beging, daß ich von Gott verlassen war, daß ich nur finstern Mächten angehörte, die mich aus einem Pfuhle des Lasters und des Verderbens in den andern schleuderten. Nein, nein, nein! ich bin zeitlich und ewiglich verloren! Sey barmherzig, Sohn, und verschreibe mir Gift, damit ich diese Qual bald ende!

Vater — fuhr der gute Sohn fort, um ihn von diesem finstern Gedanken abzuleiten — Vater, Sie haben mich noch nicht um Fritz und Marie gefragt?

O, warum erinnerst Du mich an diese unglücklichen Schlachtopfer meines Leichtsinns und meiner Verworfenheit? Gingen sie mir doch voran, um bei dem ewigen Vergelter dort oben Gnade für mich zu erflehen.

Sie werden gesund, Vater. Von dem Tage an, wo Sie das Haus verließen, kehrte auch der frühere Arzt nicht mehr bei uns ein. Da nahm ich mich ihrer an, verordnete ihnen nur leichte Sachen, und von Stunde wurden Mariens Augen, wurden Fritzens Wunden besser. Die Kinder haben eine unendliche Freude. Wenn sie mich von weitem kommen sehen, laufen sie mir mit fast ausgelassener Wildheit entgegen, küssen mir die Fingerspitzen und Rockschöße, und ihrer Freude ist kein Maaß und kein Ziel. Marie kann mit ihren Augen schon mehrere Stunden des Tages sich mit Lesen beschäftigen, worin ich sie in müßigen Stunden unterrichte, und Fritz schreibt mit seinen verbundenen Fingern regelrechte Buchstaben.

O ewige Vorsicht! rief da der Senator, sank auf seine Knie und streckte die gefalteten Hände gen Himmel. Gerechter Gott! nur einmal, nur dieß einzige Mal verschließe Dein Ohr meiner heißesten

Bitte nicht! Nimm Dich dieser unglücklichen Würmer an, segne sie mit Deiner Vaterliebe und laß es ihnen wohl gehen bis ins tausendste Glied. Laß es auch diesem hier wohl ergehen, überschütte ihn mit allen Gütern des Glücks, segne sein Thun, daß er vermöge, das gut zu machen, was ich verschuldet! Mich aber, mich vernichte in Deinem Zorn, verlösche meines Namens Gedächtniß auf immer, daß nie eines Menschen Ohr mehr von mir höre.

Sie sind doch wohl zu hart gegen sich selbst, Vater, wollte der Sohn fortfahren, allein der Senator kroch wieder auf sein Lager und winkte mit der Hand, er wollte nichts mehr hören. Ferdinand stand noch eine Weile und betrachtete ihn mit aufrichtigem Bedauern, sein gutes Herz hatte den Verlust des väterlichen Vermögens verschmerzt, er hätte gern noch mehr geopfert, wenn er es gehabt, und ihn damit hätte retten können; allein selbst der Ersatz der ihm anvertrauten Gelder konnte ihn nicht retten, die Gesetze mußten ihn verurtheilen. — Er ging noch einmal in seine Nähe, faßte seine naßkalte Hand und sagte: morgen sehe ich Sie wieder, und zwar in einer bessern Lage und mit einem ruhigern Geiste. Er nahm die Laterne und ging, um seine übrigen Patienten zu besuchen.

Herr Doktor! sagte der Schließer, der ihn oben an der Treppe erwartete, Sie haben heute einen unangenehmen Morgen. Die Bekanntschaft, die Sie da unten gemacht, wird Ihnen keine Freude gemacht haben, und eine andere, die Sie noch machen müssen, wird es eben so wenig thun.

Mein Beruf, entgegnete Rose, führt mich äußerst selten zur Freude, der freundliche Dank des Genesenen ist der einzige Trost, der dem Arzt das Leben versüßt. Der unglückliche Senator da unten aber muß noch heute, und wenn es möglich ist, noch in dieser Stunde ein anderes Gefängniß haben. Mag der Mann gehandelt haben wie er will, so muß man doch erst sein Geständniß haben, und so lange ihn als Mensch behandeln. — Er stellte sich ans Fenster und schrieb ein Rezept. Dieß nach der Apotheke, und dann wollen wir sehen, was sich weiter ergibt.

Es soll geschehen, sagte der Schließer, doch muß der Herr Inspektor erst davon Anzeige machen, denn das Gefängniß ist besonders für ihn bestimmt. Nun kommen Sie zu einem Menschen, der sich Friedrich Eiche nennt, ein unehelicher Sohn der bekannten verrufenen Lehne ist und ein Sohn Ihres Herrn Stiefvaters seyn will.

Ferdinand zuckte sichtbar zusammen, ein Seufzer entquoll seiner Brust; schweigend folgte er.

Der Bursche ist nicht recht bei Sinnen, fuhr der Schließer fort, nehmen Sie sich bei ihm in Acht, ich werde auf den Nothfall an der Thür stehen bleiben, Sie dürfen also nur rufen, wenn er sich unnütz betragen sollte.

Als Rose in das Gemach des Gefangenen trat, fand er besagten Menschen auf dem Tische sitzend, wo er mit einem blanken stählernen Knopfe spielte und bemüht war, denselben auf seinem Beinkleide immer noch blanker zu putzen. Als er den Fremden erblickte, sah er ihn einige Sekunden lang starr an, und saß dann mit einem ängstlichen Sprunge plötzlich unter dem Tische. Hier fing er ein entsetzliches Geheul an, das dem eines Hundes ähnlich war. Au, au, au! schrie er unaufhörlich, ich will es ja nicht wieder thun, au, au, au! ich will es ja nicht wieder sagen, daß der Herr Senator Eiche mein Vater ist; aber es ist ja doch wahr, meine Mutter hat mir es in ihrer Sterbestunde noch einmal gesagt, au, au, au!

Sey kein Narr, sagte Rose, ich werde Dir nichts Leides thun, ich bin ein Arzt und bin gekommen, Dir zu helfen.

Ja ich kenne Sie wohl, Sie sind der Herr Doktor Rose, meines Vaters Stiefsohn; aber Sie wollen mich schlagen, ich soll nicht Ihr Bruder seyn.

Nein ich will Dich nicht schlagen, Du siehst ja, daß ich keinen Stock habe, komm hervor und sage mir, wo Du Schmerzen leidest?

Mein Kopf! au, au, au! Hier, und hier und hier, überall, wo mich der Herr Senator mit dem schweren Stock hingeschlagen hat, überall thut's weh. — Er war unterdeß aus seinem Versteck hervorgekrochen. Rose untersuchte seinen Kopf, fand mehrere Wunden noch offen und andere schlecht zugeheilt. Er verschrieb ihm innerliche Reinigungsmittel und Salbe, um eine Masse von Ungeziefer zu vertilgen, gab ihm eine Tüte mit Leckereien, die er für ein Kind bestimmt hatte, worüber sich der Geistes- und Körperkranke wie ein Kind freute, und versprach ihm, in zwei Tagen wieder zu kommen. Beim hinausgehen sagte er für sich: Gott Du bist gerecht, seine Strafe ist hart, aber sie ist gerecht. — Von hier ging er in das Gemach der Rittmeisterin, die er sehr niedergeschlagen und kleinmüthig, jedoch in einem reichern Anzuge als gewöhnlich fand. Er erkundigte sich theilnehmend nach ihrem Befinden und nach der Ursache ihres veränderten Anzuges.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Treppe hoch.

(Fortsetzung.)

Louise trat ein; sie erröthete leicht, allein sie schien den Besuch nicht ungern zu sehen. Lehrmann

hatte einen ganzen Pack Noten mitgebracht; heute spielte auch er etwas vor, und seine beiden Zuhörerinnen waren hingerissen von der Gewalt des Ausdrucks, voller Erstaunen über die gigantische Kraft seines Spiels und voll Bewunderung über die Zartheit, mit welcher er das schwache kleine Instrument behandelte. Louise konnte sich nicht entschließen, nach der großen, wildromantischen F-moll Sonate selbst noch etwas zu spielen. Aber Fehrmann hatte die Symphonien von Beethoven, zu 4 Händen arrangirt, mitgebracht; wollten sie die liebliche D-dur zusammen versuchen? Sie thaten es, und wieder verging der Abend so schnell, daß es dem kleinen glücklichen Zirkel unbegreiflich erschien. Fehrmann bat, seine Noten dortlassen zu dürfen, — es war eine indirekte Bitte, ihm das Wiederkommen zu gestatten und sie ward von der Mutter mit freundlichem Wohlwollen, von Louisen mit offener, natürlicher Freude gewährt. Fehrmann fühlte sich überglücklich in dem Umgange mit diesen beiden so ganz nach seinem Sinne gebildeten weiblichen Wesen; doch er ließ den Wink der Mutter nicht unbeachtet, er sah ein, daß er ihre Gastfreundschaft nicht zu oft in Anspruch nehmen durfte, wenn er ihnen Beiden nicht schaden wollte. Die Familie seiner Verwandten kam ihm unbewußt zu Hülfe. Natürlich hatte die Mutter seines kleinen 12jährigen Lieblings Minna bei Louisen und ihrer Mutter Besuch gemacht; auch sie war entzückt über Beide: wie wohl fühlte man sich im Gespräch mit ihnen, wie freundlich und herzlich und doch mit welch mildem Ernste wußte Louise ihre kleinen Schülerinnen zu behandeln, und wie liebten diese ihre Lehrerin!

Minnas Mutter kannte eine Dame, die seit Jahren in demselben Hause mit Walthers wohnte, und so voll ihres Lobes war, wie gerne folgte sie Fehrmanns Rath, die beiden Damen doch einmal einzuladen. Sie kamen, — auch Fehrmann war dort. Er hatte an demselben Morgen, „damit sein kleiner Liebling Minna sich gleich von Anfang an einen kräftigen Anschlag angewöhne" — (o der Schelm!) einen herrlichen Flügel gemiethet und hingesandt; jetzt erst hörte Louise ihn so spielen, wie er es vermochte, jeder Ton vibrirte ihr bis in die innerste Seele. Sie spielten wieder vierhändig, und Fehrmann ließ nicht nach mit Bitten, Louise mußte die Cis-moll Sonate wiederholen.

Frau Walther fand in Minnas Mutter eine gute, liebe, einfache Frau; Beide saßen auf dem Sopha und sprachen von Vergangenheit und Zukunft, tauschten ihre Gedanken vertrauensvoll aus. Es war für Louisens Mutter eine sehr große Beruhigung, auch hier wieder Fehrmanns edles Herz, seinen moralischen Sinn, die Wahrheit und Offenheit seines ganzen Wesens unbedingt loben zu hören, wie sie dieß Lob schon von anderen unpartheiischer Seite her gehört hatte. War es ihr zu verdenken, daß sie gleich nach des jungen Mannes zweitem Besuch derartige Erkundigungen angestellt? ihr erfahrener, durch mütterliche Liebe geschärfter Blick verrieth ihr ja, welchen Eindruck Fehrmann auf Louisen gemacht hatte und sie durfte ihr Kind nicht sich bitteren Täuschungen aussetzen lassen. — Wie schön die Beiden zusammen passen, — sagte die Wirthin zu ihrem Gaste auf dem Sopha, — ich meine — setzte sie lächelnd hinzu, — Sie spielen das vierhändige Stück da, als hätten sie's seit Jahren eingeübt. Die Blicke der beiden Frauen begegneten sich froh, Ja! jene Beiden passen zusammen! das mochten sie sicher bei sich denken, wenn sie's auch nicht aussprachen, während jene Beiden am Flügel alles Uebrige um sich vergessen zu haben schienen.

Die Einladung ward oft, sehr oft wiederholt; manchmal leider konnte Fehrmann nur kurze Zeit bleiben. Sein verehrter Prinzipal hatte die für ihn so vernichtende Nachricht von dem Tode seines Sohnes erhalten, der sich 7—8 Jahre in der Schweizer Heilanstalt, doch zuletzt vergeblich, aufgehalten hatte, und der alte Mann war untröstlich. Schon seit längerer Zeit, wo sein Gemüth durch die trüber und trüber lautenden Botschaften immer mehr niedergedrückt worden war, hatte er die Vertretung in seinem wichtigen und ausgedehnten Wirkungskreise seinem jungen Schüler und Freunde Fehrmann übertragen. Dieser fand fast seine ganze Zeit dadurch in Anspruch genommen; die Fabrikanlagen, welche einen Theil des großartigen Geschäfts ausmachten, waren weitläufig, Hunderte von Menschen erwarteten von ihm Bestimmung über ihr tägliches Thun und Treiben und er fühlte die große Verantwortlichkeit seiner Stellung. Er arbeitete rastlos, und seine einzige Erholung war dann das Zusammenseyn mit Louisen und ihrer Mutter bei seinen Verwandten. Er hatte seinem Prinzipal und Gönner mitgetheilt, wo er, im Falle seiner Abwesenheit — bei wichtigen Vorgängen sicher zu treffen sey, und er hatte aus seiner tiefen und ernsten Neigung für Louisen kein Hehl gemacht. Einige Wochen nach dieser Mittheilung ließ Herr Wirkmar seinen Vertreter bitten, Abends nach Schluß des Komptoirs ein halbes Stündchen zu ihm auf seine Stube zu kommen. Fehrmann kam.

— Sie haben stets das Vertrauen eines Sohnes zu mir gehabt, — begann der alte Mann mit bewegter Stimme, — nachdem er Fehrmann zu sich aufs Sopha genöthigt hatte, — das Geschick will mich durch Ihre Liebe, Ihre Freundschaft für den Verlust meines einzigen Kindes zu entschädigen suchen, und ich danke dem lieben Gott, daß er mich doch nicht ganz einsam läßt auf die kurze, mir noch zugemessene Lebenszeit! Fehrmann war selbst zu bewegt, als daß er mit Worten etwas hätte erwidern können; er faßte die Hand, welche ihn so fest und

sicher bis hierher im Leben geführt hatte, und drückte einen innigen Kuß auf dieselbe als aufrichtigen Zoll seiner tief empfundenen Dankbarkeit.

Meine Hoffnung — fuhr sein väterlicher Gönner, fort, — die alte ehrenwerthe Firma auf meinen Sohn zu vererben, wie sie seit zwei Jahrhunderten von Vater auf Sohn vererbt worden war, ist auf immer vernichtet: ich habe keinen Sohn mehr, nicht einmal einen Verwandten, den ich an Sohnes Statt annehmen könnte. Jener bittere Schlag aber hat mich — das fühle ich zu deutlich — schwerer getroffen, als ich selbst es für möglich hielt, da ich ja so lange darauf vorbereitet war, und ich sehne mich jetzt plötzlich mit einer krankhaften Heftigkeit danach, mich ganz von den Geschäften fort und in mein Landhaus zurück zu ziehen. Sie, mein theurer Fehrmann, waren der einzige Freund des Verstorbenen, Sie sind mein Zögling von Anfang an gewesen, Sie sind in diesem Augenblick mein Stellvertreter, der ganz in meinem Sinne handelt, der fähig und bereit ist, aus eigener Ueberzeugung in meine Fußstapfen zu treten. Ihnen am liebsten, ja Ihnen allein von allen Menschen, die ich kenne, mag ich vertrauensvoll das Wohl und Weh aller derer in die Hände geben, welche bis jetzt von mir abgehangen haben. Ich frage Sie deßhalb: wollen Sie dem Namen nach als mein Kompagnon, in der Wirklichkeit aber als alleiniger Dirigent in die Firma eintreten? So wird sie nicht mit mir verlöschen, was mich doppelt schmerzen würde, und Sie gewinnen schon jetzt eine Stellung, in der Sie mit dem Mädchen Ihrer Wahl vereint ein häusliches Glück gründen können, welches Ihr Beide so reichlich verdient!

Fehrmanns Augen strömten von Thränen über, als er von Neuem die Hand seines edlen Gönners an seine Lippen drückte; sein mildes, weiches Herz machte ihn nur an das Opfer denken, welches der vereinsamte, von ihm so innig verehrte alte Mann brachte, nicht an den ungeheuern Gewinn, der ihm durch dieses Opfer als freiwilliges Geschenk entgegen getragen wurde.

Nein, nein! — schluchzte er endlich, — das darf nicht seyn! Ich will Ihnen dienen, so lange Sie leben, mein theurer, geliebter, väterlicher Gönner! Ich will doppelt danach streben, in Ihrem Sinne zu handeln und das Ganze zu leiten; aber Sie dürfen nicht fortgehen aus Ihrem Geschäft, Sie müssen nicht glauben, daß Sie mein volles, gänzliches Hingeben erst durch solche Opfer erkaufen müßten! Danke ich denn Ihnen nicht Alles, was ich bin und habe? Sind Sie mir nicht stets ein Vater gewesen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Mißbrauch der Taufe.] In der Niederlausitz hat sich jüngst der Fall zugetragen, daß mit der heiligen Taufhandlung und zwar in nachstehender Weise ein Geschäft gemacht worden ist. Einem herumziehenden Vogelhändler wird ein Kind geboren, an welchem er zunächst in der Stadt Lieberose unter Erbittung vermögender Pathen die Taufe nach evangelischem Ritus vollziehen läßt. Dasselbe geschieht in ganz gleicher Weise in dem ein paar Stunden entfernten Kirchdorfe Groß-Mukrow. Nach mehrtägigem Herumziehen gelangte derselbe nach Neuzelle und gewinnt auch hier unter Klagen über große Noth barmherzige Taufzeuge und reichliche Geschenke, nur daß er jetzt das Kind katholisch taufen läßt. Ein reiner Zufall verrieth den neuen Industrieritter, als er eben ihm Begriff war, sich nach der Stadt Fürstenberg in ganz gleichen Geschäften zu begeben. Nach eingezogenen Erkundigungen hat derselbe Mann im vorigen Jahre ein Mädchen (dieß Jahr war es ein Knabe) in Wriezen und Strausberg einmal evangelisch und einmal katholisch taufen lassen.

In Preußen beträgt die Zahl sämmtlicher Justizbeamten 22,664; davon sind 3746 richterliche Beamte, 285 Beamte der Staatsanwaltschaft, 1556 Rechtsanwälte, Notarien und Advokaten, 1370 Referendarien, 906 Auskultatoren, 7196 Subalternbeamte, 3698 Lohnschreiber und 4206 Boten und Exekutoren. Die Zahl der richterlichen Beamten hat sich gegen das Jahr 1856 um 255 vermehrt, die Zahl der Auskultatoren und Referendarien dagegen um 257, die Zahl der Rechtsanwälte von 42 und der Subalternbeamten um 178 vermindert.

In den Champs Elysees werden mehrere große Hotels gebaut, die zu Pensionaten eingerichtet werden sollen. Für 500 Franken monatlich wird Kost, Logis, freie Fahrt durch Fiaker und drei Theaterbillette wöchentlich geliefert; für 2000 Franken, Alles was ein luxuriöses Leben erfordert, sogar eine freie Abendbewirthung wöchentlich für eingeladene Freunde und eigene Livree. Man erwartet, daß diese Einrichtung, namentlich den Engländern, die feste Preise lieben, sehr zusagen werden.

Redakteur: Gustav Messert.
Druck und Verlag der A. Walland'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 296 Dienstag, 13. Dezember 1859.

Die Wittwen und ihre Pflegekinder.

(Fortsetzung.)

Heute, lieber Doktor, sagte die Rittmeisterin ist der schrecklichste Tag meines Lebens. Um zehn Uhr, hat man mir ankündigen lassen, soll ich vor meinen Richtern erscheinen. Es ist mir, als ginge es in den Tod. Noch nie war ich vor Gericht, und nun in einer so höchst undelikaten Sache als Angeklagte. Mein Innerstes empört sich, wenn ich daran denke.

Ich bin vollkommen Ihrer Meinung und bedaure Sie im Innersten meiner Seele, allein der Gewalt muß sich ein Jeder fügen, und wenn ich die Wahrheit gestehen soll, ist es mir lieb, daß die Verzögerung endlich ein Ende hat. Sie werden menschliche Richter und an dem höchsten, unsichtbaren Richter einen Vertheidiger der Unschuld finden. Ich bin noch um einige Jahre jünger als Sie und habe schon so traurige Erfahrungen machen müssen, aber ich lasse den Muth nicht sinken, denn die ewige Vorsehung legt Niemanden mehr Last auf, als er zu tragen vermag; darum gehen Sie nur muthig Ihrem Geschick entgegen und bekennen Sie nur treu und ohne Scheu die Wahrheit. Morgen sehe ich Sie wieder und dann hoffe ich Sie auch muthiger zu finden. Er ging.

Auf dem Dome der Reichsstadt schlug es zehn, und kaum war der letzte Schlag verhallt, als der Schließer die Thür von außen öffnete. Ein Diener des Gerichts trat ein und bat die Rittmeisterin mit einer höflichen Verbeugung, ihm zu folgen.

Als sie nach vielen Umwegen durch große Säle und lange Korridors in den Audienzsaal trat, erblickte sie vorn an einer langen Tafel zwei Herren, wovon der Eine beschäftigt war, sich eine Feder zu schneiden, der Andere blätterte in einigen vor ihm liegenden Schriften. Wohl fünf Schritte von dem Ersteren entfernt, saß ein hoher Staabsoffizier, dessen Brust mit mehreren Orden geschmückt war. Sein auf dem Scheitel entblößtes Haupt, so wie seine ganze Gestalt, verrieth, daß er schon mindestens ein halbes Säkulum in der Welt gelebt hatte. Er saß in einer nachlässigen Stellung, seinen Degen hielt er zwischen beiden Beinen und seine Finger spielten mechanisch mit dem Portepee. Beim Eintritt der Rittmeisterin erhob er das Auge, das bisher zu Boden gesehen hatte und es schien, als ob ihn der Anblick der schönen Frau, ihre edle Haltung, der freie, offene Blick ihres seelenvollen Auges in Verlegenheit setzte. — Der Richter winkte der Angeklagten, näher zu treten, und das Verhör begann in seiner üblichen Form:

Ihr Name?

Sophie, verwittwete Rittmeisterin Güldenhorn.

Rasch stand in diesem Augenblick der Offizier von seinem Stuhle auf, denn es schien ihm für eine Dame von diesem Range nicht anständig, daß sie stehen sollte. Mit der einem Franzosen eigenen Galanterie präsentirte er derselben einen Stuhl, indem er sagte: prennez place, Madame, und suchte sich dann einen andern Sitz. — Die Rittmeisterin dankte für diese Aufmerksamkeit mit einem verbindlichen Blicke.

Der Richter und sein Sekretär geriethen in einige Verlegenheit; dennoch fuhr der Erstere, jedoch in einem milderen Tone als zuvor, fort:

Wissen Sie, Madame, warum Sie verhaftet und vor Gericht gestellt sind?

Nein, es ist mir unbekannt.

Erstlich sind Sie des Meuchelmordes an einem Offizier aus der Armee des Kaisers Napoleon beschuldigt.

Lebt jener Elende noch?

Sie haben hier nur zu antworten, nicht aber zu fragen; beiläufig kann ich Ihnen jedoch sagen, daß er bis jetzt noch lebt, vermuthlich aber in Folge der von Ihnen erhaltenen Wunde über kurz oder lang sterben wird.

Gott sey Dank! daß er noch lebt, und indem ich von meinen Richtern Gerechtigkeit erwarte, so erwarte ich auch, daß sie nicht allein die Angeklagte, sondern auch den Ankläger hören werden.

Gewiß, entgegnete der Richter; doch womit wollen Sie sich gegen diese Anklage vertheidigen?

Mit gar nichts. Erlauben Sie mir, daß ich

Ihnen den Hergang und den Zusammenhang der Sache erzähle, und ich glaube, es bedarf dann keiner weiteren Vertheidigung.

Die Rittmeisterin erzählte hierauf ihrem Richter von dem Assessor Güldenhorn, was der geneigte Leser schon weiß. Der Offizier, der noch weiter entfernt als früher seinen Platz gewählt hatte, wurde gegen das Ende der Erzählung immer unruhiger, er rückte auf seinem Stuhle hin und her und stieß mehrere Male, mit unwilliger Geberde, seinen Degen auf den Fußboden, es schien, als ob ihm das Betragen seines Kameraden gänzlich mißbehage. Die Rittmeisterin aber schloß ihre Erzählung damit, indem sie sagte: daß der entsetzliche Mord, der meine Ehre und mein Leben betraf, den jener Offizier, der nicht werth ist, die Uniform des Kaisers Napoleon zu tragen, an mir vollbringen wollte, mißlang, daß meine Nothwaffe ihn traf, ist eine Fügung des Himmels, wofür ich ihm meinen heißesten Dank dargebracht habe.

Der Hergang der Sache spricht allerdings zu Ihren Gunsten, sagte der Richter, allein womit wollen Sie beweisen, daß das Alles so gekommen, wie Sie zu Protokoll gegeben?

Ich habe einen Zeugen.

Einen Zeugen? fragte verwundert der Richter, der wohl denken mochte, daß sich der Kapitän bei einer solchen Handlung die Zeugen wohl würde erspart haben.

Ja, mein Herr, einen untrüglichen Zeugen. Ein Korporal, Namens Clairmont, der in jener verhängnißvollen Nacht in meinem Hause lag und von dem Kapitän beauftragt war, vor seinem Zimmer Wache zu halten, ist mein Zeuge. Er hat jedes Wort, was zwischen uns gewechselt wurde, mit angehört, und trat sogleich, als meine Waffe den Kapitän getroffen, ins Zimmer. Ueber die nichtswürdige Handlungsweise seines Vorgesetzten empört, leistete er mir von dem Augenblick an allen nur möglichen Beistand, verhütete sogar, daß Niemand von der Kompagnie in der Nacht von dem, was dem Kapitän begegnet war, ein Wort erfuhr, um mir vielleicht noch größeres Unglück zu ersparen, und schrieb mir zuletzt sogar seinen Namen auf, vielleicht, um ihn später als Zeuge auffordern zu können.

Der Zeuge soll, wo er sich auch befinden mag, vernommen werden, und wenn seine Aussage vor Gericht so ausfällt, wie Sie glauben, so könnte sie leicht zu Ihrem Vortheil gereichen. Womit wollen Sie aber zweitens die Anklage, an dem Tode Ihres Gatten Schuld gewesen zu seyn, vertheidigen?

Die Rittmeisterin wurde leichenblaß, sie mußte sich an der Lehne ihres Stuhles halten, um nicht umzusinken. Gerechter Gott! stöhnte sie, wie ist es möglich, wie kann ein Mensch zu solcher Verworfenheit herabsinken. — Es ist mir nicht möglich, über diesen Punkt auch nur ein Wort zu meiner Vertheidigung zu sagen, indem ich das Andenken der heiligsten, innigsten Liebe damit entheiligen würde. Genügt Ihnen jedoch dieß jedoch nicht, so bitte ich Sie, sich an den Herrn Pfarrer, so wie auch an den Pächter meines Gutes in Ringelheim zu wenden, Ihr Urtheil über mich und meine Lebensweise soll Ihnen ganz genügende Aufschlüsse geben.

Das sei zwar geschehen, sagte der Richter, nun sind Sie aber drittens noch eines Betruges von an dem Kapitän, den Sie gegen seinen Bruder, den Rittmeister Güldenhorn, sich schuldig gemacht angeklagt.

Also noch etwas? Ich bin entschlossen, zu hören, wie weit es der Herr Assessor Güldenhorn in der Erfindungskunst gebracht hat, und wie weit er sich von seinem Rachegefühl hat hinreißen lassen.

Er behauptet in seiner Anklage, daß Sie, vor der Verheirathung mit seinem Bruder, dem Rittmeister Güldenhorn, schon Mutter gewesen, einen Knaben geboren und ihm das verheimlicht hätten.

Eine dunkle Schamröthe übergoß das Antlitz der wackeren Frau, über eine, ihr Zartgefühl auf das Tiefste beleidigende Beschuldigung. Sie sah eine Weile stumm zu Boden und konnte erst keine Worte finden, die auf sie eine so schmähliche Anklage erwidern sollte, doch plötzlich erheiterten sich ihre Züge, sie erhob ihr Auge vom Boden und sagte: Ob ich mich gleich nicht veranlaßt fühle, auf die lügenhaften Beschuldigungen eines ehrlosen Mannes auch nur noch ein Wort zu erwidern, so ist es mir doch nicht einerlei, wie Sie, meine Herren, über mich urtheilen möchten, und darum mögen Sie meine Erklärung darüber hören. Ein Umstand, den ich mir bis jetzt nicht zu erklären wußte, kommt mir dabei zu Statten.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Betrugsprozeß.

Vor dem Schwurgericht zu Zweibrücken begann am 1. Dezember eine interessante Verhandlung wegen der Entwendungen auf der pfälzischen Ludwigsbahn. Angeklagt sind: Jakob Bodani, gewesener Eisenbahnbediensteter und dessen Ehefrau Maria Anna Windhagen, Blumenmacherin; Johann Georg Schweitzer II., gewesener Eisenbahnbediensteter; Jakob Böhmer III., Wirth und Ackerer, und weitere 6, alle von Mundenheim; Bodani und Schweitzer als Thäter, die übrigen als Hehler. Drei riesengroße Kisten enthalten die wieder aufgefundenen gestohlenen Sachen theils in Natur, theils in mannigfach veränderter Form.

Der Schauplatz der Entwendungen war der Bahnhof zu Ludwigshafen. Man wird fragen, wie es möglich gewesen sey, daß eine solche Menge fortgesetzter Diebstähle so lange unentdeckt geblieben sey? Einer der vernommenen Bahnbeamten gab darüber Aufschluß. Er erinnerte an die Schwierigkeiten, womit die Direktion zu kämpfen hatte. Man konnte nicht ahnen, an welcher der vielen Stationen die Güter abhanden gekommen seyen. Die meisten Güter passiren nur die Pfalz und suchen 50 Meilen weiter ihren Bestimmungsort. Ist es da möglich zu wissen, wo der Ballen den Zug verließ? Hunderte von Wagen müssen überall im Freien übernachten, weil es nicht möglich ist, zur Unterbringung derselben Schoppen genug zu bauen. Der Bahnhof von Ludwigshafen ist 40 oder 50 Morgen groß, unverschließbar, am Rheine gelegen, von einem öffentlichen Damme durchschnitten. Man suchte den Entwendungen zu begegnen durch Anschaffung kostspieliger Uhren, um die verschiedenen Punkte nachzuweisen, welche die Bahnhofwächter nächtlich berührten; man machte die Bahnbediensteten für das Entkommen verantwortlich; auch dieß fruchtete nichts. Endlich führte man das System der Anlegung von Bleisiegeln (Plombage) an die Güterwagen ein. Man hatte das Mittel gefunden. Am 23. April d. Js. wurde zu Ludwigshafen die Verletzung der Bleisiegel an zwei vor dem Güterschoppen stehenden Wagen Morgens vor dem Abgange des ersten Zuges entdeckt. In dem einen Wagen fehlte der Ballen Barchent (Nr. 16), in dem andern vermißte man 10 Pfund aus einem Ballen entwendeter Baumwolle. Ohne Kenntniß von dieser Entwendung zu haben, nahm man am 3. Mai in Winnweiler, von wo sie gebürtig ist, die Christina Heller fest. Sie war dem dortigen Kaufmanne Tuteur wegen des Angebotes von zwei Stücken Barchent zu befremdenden Preisen und unter ungewöhnlicher Bezugsangabe verdächtig erschienen. Das von Kamper inzwischen eingelaufene Muster stimmte völlig mit jenem Barchent. Angeklagte Heller gestand nun, den Barchent zur Verwerthung gegen entsprechende Provision von Jakob Bodani erhalten zu haben, einen früheren Bahnbediensteten, der, weil man ihn des Nachts im Güterschoppen, ohne daß er hiefür einen Grund anzugeben wußte, betroffen, entlassen worden war. Die beiden Bodani leugneten Anfangs, den Barchent zu kennen. Die bei der Haussuchung vorgefundenen, den von Oehlert (Nr. 6) eingesandten Mustern ähnlichen Gegenstände, bezeichneten sie als da und dort gekauft. In Mundenheim begann man jetzt von verdächtigen Käufen zu munkeln, und unter den verdächtigen Käufern figurirte der Name des reichen Werner. Am 1. Mai berichteten Leute der königl. Polizeibehörde zu Ludwigshafen, sie hätten die Böhmer, Bodani's Hausfrau, auf dem Wege nach Mannheim mit einem schweren Korbe gesehen. Von genanntem Beamten in's Gebet genommen, enthüllte sie die Mysterien der Hehlerbande. Dem Polizeikommissär gelang es nun auch, die Eheleute Bodani zum Geständnisse zu bringen. Die Namen der Hauptbelasteten — unmöglich war es, alle Hehler, namentlich die Mannheimer, auf die Verbrecherbank zu liefern — sind die der Angeklagten. Wir müssen es unterlassen, den verschlungenen Weg zur Entdeckung der sämmtlichen Verbrechen näher zu beschreiben, die mannigfachen Verwendungen der gestohlenen Sachen zu schildern, ein Inventar der großen Niederlage von Werner und Comp. zu liefern, weil wir die Gränzen eines Zeitungsberichtes nicht überschreiten wollen. Aber versagen dürfen wir uns nicht, einen Schattenriß der verschiedenen Persönlichkeiten nach der von dem Bürgermeister zu Mundenheim entworfenen Zeichnung mitzutheilen und das Benehmen der Angeklagten bei der Verhandlung zu skiziren.

Bodani hat sich als Soldat der Desertion schuldig gemacht und ist aus dem Dienste der Eisenbahn des oben angeführten Grundes halber entlassen worden. Seine Frau, von Vilsbiburg gebürtig, ist streunende Müßiggängerin gewesen, ehe sie die Konkubine des Bodanis und endlich seine Frau geworden ist. Beide sind trotz der großen Entwendungen arm geblieben! Böhmer, Eigenthümer von 10—12 Morgen Land, ist öfter zuchtpolizeilich gestraft und soll der dritte Bruder seyn, der sich auf der Anklagebank befindet.

Werner hat sich vom Hausknecht zum Kommissionär und von da zum reichen Wucherer aufgeschwungen, er ist Hausbesitzer in Mundenheim und Ludwigshafen und Eigenthümer von 80 Morgen Land. Früher Freigeist, ist er seit dem Beginn der Entwendungen Kirchengänger geworden. Als er verhaftet wurde, soll die Gemeinde „Gott sey Dank!“ gerufen haben. Werner behauptet, er werde deßhalb so schwarz geschildert, weil er dem Sohn des Bürgermeisters, der um seiner Tochter Hand geworben, einen Korb gegeben habe. Doch der Adjunkt entkräftet diese Behauptung. Häuser und Retscher, vermögende Gutsbesitzer, waren als fleißige und brave Bürger bekannt. Schweitzer, die Ehefrau Böhmer und Werner sind unbescholten. Christina Heller ist bisher die brave bemitleidete Frau eines rohen Trunkenbolds gewesen und ist das Opfer ihrer kläglichen Noth geworden! Die beiden Bodani gestehen, ebenso die Böhmer, Schweitzer, Werner, Böhmer u. Kons. leugnen die Mitwissenschaft der Verbrechen und Ehefrau Bodani sucht mit koketten und wie Christine Heller sagte, „bereder Junge,“ welche das Ohr des Hörers fesselt, alle während der Verhandlung entstehenden Zweifel auf-

zulösen; Christine Heller selbst versucht sich öfter in ergreifendem Pathos und bestrebt sich, mit dem Mangel eines Hausirpatentes ihrer öfter verrathenen Aengstlichkeit einen weniger sträflichen Grund zu leihen.

Nach der Behauptung Bodani's theilt Schweizer mit ihm die Schuld der Plünderungen. Der öffentliche Verdacht der Mundenheimer hatte vor Beginn der Untersuchung sich schon auf ihn gerichtet. Er lebte wie ein Kavalier, kleidete sich modern, führte Zigarren, die nicht pfälzerten, war komfortabel eingerichtet, hatte beständig Kaffee und Zucker die Fülle, spielte den kleinen Kapitalisten und sein Tagelohn bestand in 40, höchstens 44 Kreuzern! Bei der ersten Haussuchung fand man nichts; er hatte jedoch Muße gehabt, das Haus zu säubern; denn einen Tag nach den ersten Forschungen in Mundenheim, die sich nicht auf ihn erstreckten, blieb er als „krank" zu Hause. Bei der zweiten Haussuchung fand man zwei Stückchen Sommerzeugs von den entwendeten Stoffen, und die Frau vermochte sich über deren redlichen Erwerb nicht auszuweisen.

Werner ist der Löwe der Gesellschaft. Er kauft die Sachen im Großen und zieht den größten Gewinn. Als man eines Tages fragte, woher Werners immer das große Waarenlager hatten, gab man zur Anwort: „aus der Bahnhoffabrik." Er versuchte die Bestechung mehrerer Zeugen und suchte im Gefängniß mehrere Zettelchen seiner Frau zuzutheilen, welche sie über die zu machenden Angaben belehren sollte.

Nach siebentägiger Verhandlung wurde auf das Schuldig der Geschwornen Bodani und Schweitzer, je zu sieben, Ehefrau Bodani und Ehefrau Böhmer je zu fünfjähriger Einsperrung verurtheilt. Freigesprochen wurden dagegen Böhmer, die Ehefrau Heller, die Eheleute Werner, Ritscher und Häusler.

Mannigfaltigkeiten.

Man schreibt aus Paris: Hr. Velpeau, der berühmte Chirurg, hat kürzlich der Akademie der Wissenschaften eine überaus interessante Mittheilung gemacht: Hr. Broca, eine ziemlich bekannter Chirurg, hat ein Experiment gemacht, dessen Wichtigkeit man nicht unterschätzen wird. Er hält vor dem Gesicht einer Person in einer Entfernung von 15—20 Centimetern zwischen den beiden Augen irgend einen glänzenden Gegenstand (un objet un peu brillant). Er ladet die Person ein, diesen Gegenstand starr anzusehen (regarder fixement); nach Verlauf von einigen Augenblicken wird sie anfangen zu schielen, und bald darauf in einen Starrkrampf (catalepsie) verfallen und allen Gefühls beraubt werden. Bei den bisher angestellten Versuchen ist die Unempfindlichkeit des Patienten eine so starke gewesen, daß man ihm den Kopf nach der einen oder nach der andern Seite hinneigte, daß man mit seinem ganzen Leibe Bewegungen machte, ohne daß er beim Wiedererwachen irgend eine Erinnerung gehabt hätte von dem, was mit ihm vorgegangen war. Herr Broca wurde durch diese seine Entdeckung natürlich sofort auf den Gedanken gebracht, zu untersuchen, ob die Unempfindlichkeit, welche durch ein so einfaches Verfahren erzeugt wird, nicht an die Stelle jener, die durch anesthesische Substanzen erzeugt wird, treten könnte. Der Versuch wurde gemacht und gelang. Bei fünf Versuchen wurden drei vom besten Erfolg gekrönt. Bei einem derselben wurde dem Kranken ein Geschwür operirt, das einen tiefen Einschnitt erforderte. Der Kranke verspürte gar nichts von der Operation. Hr. Velpeau, indem er die merkwürdige Entdeckung mittheilte, sagte seinen Kollegen, er fühle, wie außerordentlich die Erscheinung sey, die er zu ihrer Kenntniß bringe, daß es der ganzen Ehrenhaftigkeit des Erfinders bedurfte, um den berühmten Professor zu bewegen, sich zum Vermittler zwischen Jenem und der Akademie herzugeben. Alles, was er wünschen könne, sey, daß die praktischen Aerzte ihrerseits die von Herrn Broca, wie dieser meint, mit so viel Glück angestellten Versuche nachahmen. Sollte die Erfindung sich als richtig bewähren, so würde der Wissenschaft ein um so größerer Dienst geleistet, als die Anwendung von Aether und Chloroform nur zu oft üble Folgen nach sich zieht.

Die Londoner Polizei langweilt sich oder ist kultursehnsüchtig geworden, was in jeder Beziehung eine erfreuliche ist. Sie ist auf den klugen Gedanken gerathen, für ihre Mitglieder, nach dem Beispiele der Armee, gesellige Abendvereine zu gründen, in denen Unterricht in den Elementargegenständen ertheilt und Vorlesungen über Geographie, Geschichte, englische Grammatik und Buchführung gehalten werden sollen. Ja sogar Musik soll getrieben werden, und in der That ist damit der Anfang gemacht worden, indem eine einzige Abtheilung aus ihren Mitgliedern eine vollständige Kapelle rekrutirt hat, die sich gelegentlich in die Oeffentlichkeit wagen wird. Man kann dieser polizeilichen Idee auf keinen Fall das Verdienst der Originalität absprechen. Es fragt sich nur, wie die Kritik der Diebszunft lauten wird.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der A. Kallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 297 Mittwoch, 14. Dezember 1859.

Die Wittwen und ihre Pflegekinder.

(Fortsetzung).

Die Rittmeisterin erzählte hierauf, wie in den gräuelvollen Tagen der französischen Staatsumwälzung ein gewisser Graf, Felix, von Saint-Hilaire, sein Leben durch die Flucht der Guillotine habe entziehen wollen. — Bei Nennung des Namens Saint-Hilaire war der Offizier plötzlich von seinem Platze aufgestanden. Er stützte sich mit der linken Hand auf seinen Degen, sein Auge ruhte unverwandt auf der Erzählerin. — Wie jener Graf, ohne es zu wollen, seinen ältesten Sohn, einen Knaben von fünf Jahren mit sich genommen, wie derselbe schon auf deutschem Grund und Boden angekommen, ein Unglück gehabt, mit dem Wagen umgeworfen, schwer verwundet in ihr Haus gebracht, nach zwölf Stunden daselbst gestorben, und ihr den verlassenen Knaben hinterlassen habe. Wie sie sich des Knaben angenommen, wie sie ihn, als er erwachsen, auf der Universität zu Heidelberg habe die Rechte studiren lassen. — Diesen jungen Mann, fuhr sie dann fort, schickte ich an jenem verhängnißvollen Abende, als sich der Kapitän Güldenhorn in mein Haus einquartirt hatte und mich zu sprechen verlangte, unter dem Vorwande, daß ich unwohl sey, zu ihm, und wird es mir nun klar, warum er gegen diesen so fürchterlich gewüthet, und ihn mehrere Male einen verfluchten Bastard genannt.

Bis hierher hatte der Offizier mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zugehört, jetzt aber eilte er der Rittmeisterin näher und rief mit freudiger Stimme: Er lebt? Felix von Saint-Hilaire lebt?

In meinem Hause, ich nenne ihn Sohn, er mich Mutter.

Edle, herrliche Frau! rief da der Offizier, beugte sein Knie vor derselben und drückte ihre Hand an seine Lippen, Sie haben mich zu Ihrem größten Schuldner gemacht, denn wissen Sie: dieser Felix von Saint-Hilair ist meiner Schwester Sohn. Er ist außer mir und noch einem jüngern Sohn meiner Schwester, Namens François, der Einzige, von der großen Familie noch übrig gebliebene.

Meine Herren! wandte er sich an die Richter, heben Sie, auf meine Verantwortung, die weitern Verhandlungen des Prozesses gegen diese Dame auf. Lassen Sie mir in größter Eile von diesem Protokoll eine Abschrift anfertigen, ich eile damit nach Warschau, wo sich der Kaiser gegenwärtig befindet. Bis dahin aber bitte ich dieser Dame, die bis zu meiner Rückkehr hier in dieser Stadt verbleiben wird, jede Freiheit und Alles, was sie will oder begehrt, zu willfahren.

Für diesen Augenblick, fuhr er fort, sich wieder an die Rittmeisterin wendend, begleite ich Sie in meinem Wagen in mein Hotel, und soll es dann in Ihrem Belieben stehen, sich bis zu meiner Rückkehr einen Aufenthalt zu wählen; wovon Sie diesen Herren nur gefällige Anzeige machen wollen.

Der Richter schien hier gegen nichts einwenden zu dürfen, er verbeugte sich mit kalter Höflichkeit und versprach, die Abschrift des Protokolls besorgen zu lassen.

Die Rittmeisterin nahm den Vorschlag des Offiziers bereitwillig an, sie glaubte es ihm schuldig zu seyn, denn vermuthlich wünschte er über seinen jungen Vetter noch Manches zu erfahren, ihr selbst lagen noch manche Familienverhältnisse ihres Pflegesohnes, die ihr nicht klar geworden, am Herzen. Nach Verlauf von mehreren Stunden aber, die sie in der Gesellschaft dieses sehr braven Mannes verlebt hatte, in der sie sich gegenseitig Aufschlüsse über die trübe Vergangenheit gegeben hatten, zog sie es doch vor, in ihr Gefängniß zurückzukehren, um, wie sie dem Obrist Graf de la Tour mitgetheilt, ihren jungen Freund, den Doktor Rose noch einmal zu erwarten, und ihm die Wendung ihres Schicksals mittheilen zu können.

Der Obrist, Graf de la Tour, längst schon vom aktiven Dienst befreit, war ein vertrauter, vielgeprüfter Anhänger des Kaisers Napoleon. Schon in den Schreckenstagen der Revolution hatte er als ein lebensfroher junger Mann, um seiner Schwester, der Gräfin von Saint-Hilair nützlich seyn zu können, sein Vaterland nicht verlassen wollen. Da er

indeß dem Nationalkonvent mit jedem Tage als Aristokrat immer verdächtiger wurde und er für sein Leben keine Stunde mehr Sicherheit wußte, so suchte er heimlich den General Dumouriez auf, vertraute sich ihm und nahm auf kurze Zeit unter fremdem Namen in seinem Regiment Dienste. Als gemeiner Soldat erwarb er sich bald die Liebe und das Vertrauen seiner Kameraden. Er wurde Korporal und des Generals geheimer Sekretär. — Als ein Verschollener wurden seine Güter eingezogen, dennoch hatte er eine nicht unbedeutende Summe baaren Geldes und gültige Papiere seiner Schwester anvertraut. So oft es ihm möglich war, besuchte er diese in mancherlei Verkleidung und unterrichtete sie von Allem, was in dem politischen Frankreich vorging. Da endlich der Konvent das furchtbare Dekret erließ, worin es hieß, daß alle diejenigen, welche Gelder oder Geldeswerth von ausgewanderten Franzosen in Verwahrung hätten, bei Todesstrafe gehalten seyn sollten, diese Geld- oder Staatsobligationen u. s. w. innerhalb vierundzwanzig Stunden nach Bekanntmachung dieses Dekrets dem Nationalschatze zu überliefern, da sah de la Tour ein, daß nun für seine Schwester und deren Leben und Eigenthum auch keine Sicherheit mehr sey. Er war es, der ihr den Rath gab, ihr Grafengut von dem ehrlichen treuen Michel für ihr Geld kaufen zu lassen. Da aber auch dieser Kunstgriff ihr Leben noch nicht sicherte, so hat er sie flehentlich, diesem ehrlichen Manne als Gattin ihre Hand zu geben. Dieser Kunstgriff war gelungen, sie war bis an das Ende ihres Lebens Besitzerin ihrer Güter für ihre Söhne Felix und François geblieben. Nach der Schlacht bei Jena, die für Deutschland so unglücklich ausfiel, war es des Obristen, der seinem jetzigen Kaiser als General Bonaparte nach Aegypten gefolgt war, der bei seiner Rückkehr all jene glänzenden Epochen unter seinem wirklichen Namen mit durchgemacht hatte, ernstliches Bemühen, in Deutschland die Dame aufzusuchen, bei welcher sein Schwager, der Graf von Saint-Hilaire seinen letzten Seufzer ausgehaucht, die seinen Neffen erzogen, bei welcher er denselben zu finden hoffte. Der sonderbarste Zufall hatte ihn mit derselben zusammen geführt, und ihre Lossprechung von aller Schuld, noch dazu bei so günstigen Umständen, die für sie sprachen, schien ihm ein Leichtes.

Am nächsten Morgen hüllte sich der Obrist in seinen Mantel, setzte sich in den Wagen und eilte dem Osten zu.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Treppe hoch.

(Fortsetzung.)

Und bin Ihr Vater noch, mein Sohn! — fiel Vielmar ein, — und als solcher habe ich mein Anerbieten gethan und erwarte, daß Sie es nicht zurückweisen. Ich ehre Ihre Zurückhaltung, ich weiß, daß sie mehr ist und aus Ihrem [illegible] braven Herzen kommt, aber ich weiß auch, daß Sie mir Folge leisten werden in dem, was ich für gut, ja für nothwendig erkannt. Meine Absicht, mein Wille steht fest; ich will zum Frühling die Stadt verlassen. Bis dahin bleibt mein Entschluß und unser Abkommen noch ein Geheimniß, da ich gleichzeitig mit der Bekanntmachung mich allen weiteren Nachfragen und Erklärungen entziehen will. Ich hätte auch Ihnen jetzt noch nichts mitgetheilt, wenn ich nicht gewünscht hätte, daß Sie mir bald ein liebenswürdiges weibliches Wesen hier ins Haus brächten, die mich manchmal draußen mit Ihnen besuchte und meinen Kummer verscheuchte; — — und daß Sie nur eine richtige Wahl treffen werden, davon bin ich überzeugt. Uebermorgen ist Christabend, bauen Sie sich an diesem Feste die Gewißheit Ihres künftigen Glückes auf, und damit Sie wissen, was Sie Ihrer Louise bieten können: hier ist unser Sozietätsvertrag, den mir mein Notar heute Morgen nach meinen Angaben aufgesetzt hat, — Sie sehen, er ist von mir bereits vollzogen, thun Sie ein Gleiches, so tritt er augenblicklich in Kraft.

Er umarmte den jungen Mann mit väterlicher Zärtlichkeit, drückte ihm das Dokument in die Hand und schob ihn sanft zur Thür hinaus, noch ehe der Erstaunte sein Glück zu fassen und seinen Dank auszusprechen vermochte.

Allmälig fand Fehrmann in seiner Stube die Fassung wieder und Ruhe genug, den Vertrag durchzulesen. Ihm schwirrte der Kopf, denn es war eine ungeheure Schenkung in Form eines Sozietätsvertrages. Sein väterlicher Gönner behielt sich als seinen Antheil an dem Gewinn des großartigen Geschäfts nur sein Landhaus mit Zubehör, eine feste Rente von 6000 Thalern jährlich und die zukünftige Pensionirung aller seiner bisherigen Untergebenen im Falle ihrer Invalidität vor; alles Uebrige: das Bankiergeschäft, zwei blühende Fabrikanlagen, das herrliche Haus mit Gärten und Ställen in der Stadt, Alles, Alles stand zur freien Disposition des erwähnten Kompagnons, es war mehr als das Dreifache von dem, womit der bisherige Eigenthümer fortan sich zurückzog.

Christabend war gekommen, Fehrmann hatte am Morgen noch einmal versucht, seinen geliebten Prinzipal von seinem Entschluß zurück zu bringen: es bliebe ihm ja immer noch übrig, seinen Wunsch in

päteren Jahren auszuführen. Doch der alte Wirkmar blieb fest und zwang durch liebevolles Zureden endlich seinen Schützling, das Dokument in seiner Gegenwart zu unterschreiben. Dann verabschiedete er den neuen Kompagnon mit der Bitte, ihm morgen die Braut vorzustellen; heute wollte er Niemanden mehr sehen und sprechen: war's doch der erste Christabend nach seines Sohnes Tode.

Wir wollen Sehrmann in dem geheimnißvollen Bemühen nicht stören, noch vor Tische alle die schönen Geschenke, welche er als Christgaben eingekauft hatte, in saubere Kartons und Schachteln zu verpacken, damit sie am Abend in das Haus seines Onkels — wie er seinen entfernten Verwandten Namens Wallburg nannte — gebracht werden könnten, und wollen uns vielmehr in der Wohnung des Geheimenraths Ziegenack umsehen, in welche wir den Anfang unserer Erzählung gelegt hatten. Fräulein Sophie war beschäftigt, die letzte Hand an einen herrlichen Christbaum zu legen, der auf den Abend brennen sollte; auf dem Nebentische lagen die reichsten und prachtvollsten Geschenke für die einzelnen Mitglieder der Familie, und die verschiedenen Päckchen waren mit großen Zetteln versehen, auf denen die Namen der künftigen Eigenthümer standen. Auf einem dieser Zettel war der Name „Schleicher" zu lesen, denn der Assessor war für den Abend als Hausgast eingeladen und hatte zugesagt; Sophie und ihre Mutter erwarteten heute bestimmt eine Erklärung seinerseits. Der Vater hatte ganz zeitig ein sehr eiliges Schreiben von seinem hohen Chef erhalten und war sogleich zu diesem hingeeilt, immer aber noch nicht zurückgekehrt, obgleich es bereits 1 Uhr war. Bereits seit mehreren Tagen hatte der Geheimerath eine sehr verstörte, unruhige Miene gehabt, doch was kümmerten sich die Damen um seine Angelegenheiten! Er hatte ihnen nichts mitgetheilt, und sie hatten es nicht der Mühe werth gehalten, ihn zu fragen. Sie fingen sogar eben an, recht ärgerlich zu werden; denn man hatte ausdrücklich heute einmal ausnahmsweise zeitig zu Mittag essen wollen, um einen recht langen Nachmittag und Abend vor sich zu haben, und nun machte der Vater wieder „wie gewöhnlich" Alles verkehrt. Doch nein! da kam er eben die Straße herunter, jetzt trat er ins Haus; fast zugleich mit ihm stieg der Stadtpost-Briefträger die Treppe herauf und gab einen Brief mit der Adresse an die Frau Geheimeräthin ab.

Ist der Vater unwohl? — fragte Sophie ihre Mutter beiläufig, — er sah ja erschrecklich blaß aus! —

Ich weiß nicht! — erwiderte die zärtliche Gattin, — er ist vielleicht ein Bischen zu schnell gegangen. Hier ist ein Brief an mich, wohl eine Einladung, lies doch mal, Sophie! — und sie reichte dieser den Brief. —

Vom Assessor Schleicher! — rief Sophie unangenehm überrascht aus, — doch keine Absage? — und sie las:

Gnädigste Frau! Wichtige und unaufschiebbare Geschäfte berauben mich des hohen Glücks, von Ihrer so überaus gütigen Erlaubniß Gebrauch zu machen und den heutigen Abend in Ihrem liebenswürdigen Familienkreise zuzubringen. Glauben Sie mir, daß ich diesen Verlust unendlich schmerzlich empfinde und gestatten Sie, mich mit besonderer Verehrung zu nennen — Ihren ganz gehorsamen Diener Schleicher.

Das ist ja erschrecklich kühl! — sagte Sophie mit höhnisch aufgeworfener Lippe, doch nicht im Stande, ihre innere Bewegung zu verdecken, — was können denn das für höchst wichtige Geschäfte seyn? —

Es ist kindisch, so etwas vorzuschützen! — platzte Mama heraus, — komm, wir wollen den Vater doch einmal fragen! — und sie begaben sich in dessen Arbeitszimmer.

(Fortsetzung folgt.)

Die Beamten in Japan.

Das japanesische Reich hat bekanntlich zwei Oberhäupter, ein geistliches und ein weltliches. Ersteres, der Dairi, residirt zu Miaco, empfängt fast göttliche Ehre, darf sich aber nicht in Staatsangelegenheiten mischen, deren Besorgung ganz den Händen des Koebo, des eigentlichen Kaisers, anvertraut ist. Die Gewalt des Koebo vereinigt sich indessen keineswegs zu einem reinen Despotismus; denn außerdem, daß die strikte Beobachtung von vielfachen Zeremonien den absoluten Willen außerordentlich beschränkt, steht dem Regenten ein Reichsrath von 13 Mitgliedern zur Seite. Dieser Letztere berathet die vom Kaiser übermachten Gesetzvorlagen und genemigt oder verwirft sie. Im letzteren Falle wird die Vorlage von einem aus drei Mitgliedern des kaiserlichen Hauses gebildeten Ausschuß revidirt. Verwirft dieser den Beschluß des Reichsrathes, so bleibt den dreizehn Unglücklichen nur Selbstmord übrig. Billigt hingegen der Ausschuß die Verweigerung der Gesetzannahme, so erfährt die Persönlichkeit des Kaisers in keiner Beziehung einen Nachtheil. Japan zerfällt in 68 Landestheile, von denen jeder durch einen eigenen, erblichen, souveränen, aber vom Hofe zu Jeddo abhängigen Fürsten regiert wird. Diese Souveräne haben abwechselnd ein Jahr in Jeddo und das folgende Jahr in der betreffenden Provinz zuzubringen. Um sich ihrer Treue zu versichern, bleiben die Frauen und Kinder derselben als

Geißeln beständig am Hofe zu Jeddo. Ein gleicher Fall tritt bei den Gouverneuren der Städte ein, welche, wie Nagasaki, unter unmittelbarer Oberhoheit des Kaisers stehen. Außer diesen die Gewalt der Fürsten beeinträchtigenden Maßregeln, gewährt der Organismus der staatlichen Einrichtung noch ein anderes Mittel, der Ausbreitung der Macht der Fürsten zuvorzukommen. Sie sind von vorne herein Sklaven des peinlichsten Zeremonienwesens, das nebenbei Summen, denen die Einkünfte kaum gewachsen sind, verschlingt und der Kredit der Fürsten nicht unwesentlich schmälert. Die Einrichtung des Beamtenwesens beruht auf gegenseitigem polizeilichen Spionirsystem. Selbst der Dairi muß sich der Belauerung eines öffentlichen Spions fügen. Dieser Spion, unterstützt durch belauerte und belauernde Helfershelfer, überwacht den Halbgott Tag und Nacht und hat über jede der kleinsten Handlungen des Dairi Rechenschaft abzulegen. Dieses schnöde Belauerungssystem schließt jedoch für sein freches Auge den Horizont nicht in der Region der höchsten Gesellschaft ab; es dringt durch alle Behörden und Körperschaften, durch alle Stände bis in die engste Kammer des bescheidensten Staatsbürgers. Das Gesetz verordnet Strafbestimmungen der unerbittlichsten Strenge: Berufung und Begnadigung kennt das Gesetz nicht. Die Strafe aber trifft nicht allein den Beleidiger des Gesetzes, sondern ebenfalls die nächsten Anverwandten und Umgebungen des Schuldigen, oder vielmehr Alle, die die gesetzwidrige That hätten verhindern können. Dadurch wird die gegenseitige Bespionirung sanktionirt, und kaum entgeht der unenthüllte Gedanke der Entdeckung. Während nun jede Bestrafung einen bis auf die ganze Familie des Bestraften sich erstreckenden empfindlichen und erblichen Nachtheil wirft, wird der Selbstmord (durch Bauchaufschneiden) als eine begünstigte Ehrenrettung aufrecht erhalten. So sind z. B. sämmtliche Staatsämter erblich, jedoch geht das Erbrecht durch einen Strafvollzug gegen den Vater verloren. Andererseits aber findet jedes Verbrechen seine Sühne durch den Selbstmord, ohne daß der Familie des Verbrechers ein anderer Nachtheil erwächst. Es wird begreiflich, wie diese Unsitte des Selbstmordes der unentbehrliche Handlanger des entsetzlichen Regierungssystems wird. Zudem ist das Ehrgefühl des Japaners eben auch in Folge des spitzfindigen Geistes der Gesetzgebung überschraubt und für Beleidigungen leicht empfänglich. So gibt es z. B. keine Duelle, aber der Beleidigte, wenn sich zur Befriedigung seiner Rache keine schnelle Aussicht darbietet, öffnet sich mittelst seines kurzen haarscharf geschliffenen Säbels den Bauch, und der Beleidiger folgt dem Beispiele, beschämt, daß er nicht zuerst die Probe der Todesverachtung ablegte.

Mannigfaltigkeiten.

Aus Bremerhaven, 7. Dezember, wird geschrieben: In der verflossenen Nacht fehlte wenig, daß sich das vor Kurzem jährig gewordene Schauspiel vom Brande des „Hudson" wiederholt hätte, und zwar durch die Schuld einer Ratte. Eine dieser liebenswürdigen Weltbürgerinnen, welche auf einem im alten Hafen liegenden Grönlandsfahrer hauste, hatte Appetit empfunden nach einem Schmause Phosphor und fand Gelegenheit, denselben zu befriedigen. An Bord des Schiffes fand sich nämlich ein Kaste mit Patronen, welche zum Schießen der Fische dienen und mit Phosphor gefüllt sind; in diesen wußte sich die Ratte Eingang zu verschaffen und begann die Patronen zu benagen. Die dadurch hervorgebrachte Reibung hatte die Entzündung des Phosphors zur natürlichen Folge und eine furchtbare Explosion vernichtete den Inhalt des Kastens. Sie hätte den ganzen Hafen zusammt der Stadt vernichten können, wenn nicht das Weitergreifen des Feuers — Dank sey der Vorsehung! — glücklich vermieden worden wäre. Verbrecherin Ratte ist von der wohlverdienten Strafe gar bald ereilt worden. Unter den Trümmern ihres Mahles fand man den Leichnam; drei Kugeln hatte sie im Leibe, welche durch die Gewalt der Explosion in den Körper hineingetrieben waren.

In Paris wird gegenwärtig eine Art von Zählung der Arbeiter und Arbeiterinnen, die daselbst wohnen, aufgenommen. Die Zahl der Arbeiter, Männer und Frauen, welche verschiedene Gewerbe betreiben, wird auf ungefähr 360,000 angegeben. Bis jetzt glaubte man, der größte Theil dieser Arbeiter bestehe aus Maurern, Zimmerleuten und andern Bauhandwerkern. Dieß ist jedoch nicht der Fall, die Industrie, welche die meisten Hände beschäftigt, ist jene der Schneider. Es gibt deren in Paris an 100,000!

Am 24. Nov. ist in Canada die neue Viktoria-Brücke, die längste der Welt, dem Verkehr eröffnet worden. Der erste Eisenbahnzug, der über sie hinfuhr, bestand aus der Lokomotive und einem einzigen Wagen mit 50 Passagieren. Die Ueberfahrt-Zeit war 12½ Minute (Schnelligkeit nicht angegeben). Bis zum 15. Dez. sollen die beiden letzten Röhren vollendet seyn und die Brücke dann in allen ihren Theilen eröffnet werden. Die feierliche Eröffnung ist auf das nächste Jahr verschoben, wo der Prinz von Wales oder Prinz Alfred zugegen seyn soll.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der A. Wailand'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 298 Donnerstag, 15. Dezember 1859.

Die Wittwen und ihre Pflegekinder.

(Fortsetzung.)

Dem jungen Doktor dauerte an eben diesem Morgen die Zeit unendlich lang. Er war schon früh aufgewesen, hatte einen vier Bogen langen Brief von seinem Freunde Felix, den er Abends zuvor erhalten hatte, zum Zweitenmale gelesen, um mit Allem, was sich zu dessen Glücke zugetragen, recht genau bekannt zu seyn, und noch immer war es zu früh um auszugehen und seine Patienten, besonders aber die Rittmeisterin, besuchen zu können. Der Besuch der Geschwister Fritz und Marie, der ihm sonst jeden Morgen der liebste war, schien ihm heute lästig, er suchte sie früher als gewöhnlich von sich zu entfernen. Endlich schlug ihm die ersehnte Stunde, und er eilte mit seinem Briefe in der Tasche nach dem Stadthause. Als ihm der Schließer die große Eingangsthür geöffnet hatte und ihn fragte, wohin er seinen Gang zuerst nehmen wollte, zeigte er mit der Hand nach der Thür, wo er die Rittmeisterin fand. O, sagte der Schließer, die bedarf meiner nicht mehr, die Thür ist offen, die Dame kann gehen, wohin sie will; aber da unten bei dem Senator, da mag es wunderlich aussehen, der alte Herr hat gestern Abend Gesellschaft bekommen, er ist nun nicht mehr allein. Der Herr Obergerichtssekretär Schulz ist ihm zur Gesellschaft gegeben.

Der Sekretär? fragte verwundert der Doktor, der ist ja verreist?

Gewesen. Die wohlweisen Herren des Senats haben es für gut gehalten, ihn wieder hierher holen zu lassen, ich glaube mit dem steht es noch viel schlimmer, als mit dem Herrn Senator.

Dem Doktor lief es eiskalt über die Haut, er dachte daran, wie er denselben durch eine geheime Thür in das versiegelte Zimmer seines Stiefvaters geführt, und wie er für seine gutmüthige Bereitwilligkeit nun in die bitterste Verlegenheit gerathen könne. All sein fröhlicher Muth, mit dem er gekommen, war mit Einemmale dahin, und er zog es jetzt vor, sich erst in die untern Regionen dieses finstern Hauses zu begeben.

Wenn dem so ist, sagte er daher zum Schließer, so wird es doch besser seyn, ich gehe nun erst unten hin. Aber wie steht es denn, habe ich nicht unter dem obwaltenden krankhaften Zustande des Senators um ein anderes Lokal für ihn nachgesucht?

Ganz recht, Herr Doktor, entgegnete der Schließer, es ist ihm auch auf der Stelle bewilligt; er aber war unter keiner Bedingung zu bewegen, seinen jetzigen Aufenthalt zu verlassen. In der Meinung, daß der Senator nicht mehr in der Katz — so heißt seine Stube — säße, mag sie auch wohl der Herr Sekretär zu seinem Aufenthalt erhalten haben.

Ist denn das aber so einerlei, wo dieser oder jener hingesteckt wird? kann das Zusammentreffen dieser beiden Männer nicht für Beide die nachtheiligsten Folgen haben? Der Sekretär zum Beispiel ist ein gesunder starker Mann, muß ihm die Ausdünstung des alten kranken Mannes nicht sehr nachtheilig seyn, und ladet sich der hochweise Senat dadurch nicht eine große Verantwortlichkeit auf den Hals?

Sie mögen Recht haben, Herr Doktor, gut kann es immer nicht seyn, allein ich thue wie mir befohlen wird. Als die beiden Herren kaum eine Viertelstunde beisammen gewesen waren, als sie sich in der Dunkelheit mochten erkannt haben, erhob sich in dem Loche ein fürchterlicher Lärm. Der Herr Sekretär schalt den Herren Senator einen nichtswürdigen Schurken, einen Hundsfott, einen Dieb, einen Betrüger. Er sagte ihm, er sey ein Verräther, aber sein Verrath würde ihm zu nichts nützen, er würde nun Alles aufdecken, und die Raben würden ihm dafür am Galgen, wenn er noch nicht einmal todt sey, die verrätherischen Augen aushacken, und wolle er ihm dann ein gellendes Hohngelächter nachschicken. Der Herr Senator dagegen sagte, daß er von nichts wisse, daß er noch gar kein Verhör gehabt, daß er gar nicht einmal wisse, warum man ihn in dieß scheußliche Gefängniß eingesperrt habe. Der Herr Sekretär glaubte aber nichts davon, war mit nichts zu besänftigen und

wurde immer wüthender, immer toller; da wurde aber der Herr Senator auch toll. Gott verfluchter Bube! rief er, Ehebrecher! falscher Wechselaussteller! Verführer der Unschuld! bringe mich nicht auf das Aeußerste, sonst soll die Welt Dinge erfahren, wovor selbst die schändlichste Bosheit noch erröthen soll. Offenkundig soll es dann werden, wie Du in der Gerichtsstube junge Weiber durch Drohungen und Versprechungen zum Ehebruch an ihren Männern verleitet hast. — Wozu Du mich verleitet hast! schrie dazwischen der Herr Sekretär. — Offenkundig soll es dann werden, fuhr der Herr Senator fort, wie Du die von Dir verführte Henriette Müller zur Ermordung ihres Kindes überredet hast.

Um Gotteswillen! rief der Doktor, was muß ich hören, ist es möglich, daß ein Mann, wie dieser Schulz, der kaum vierzig Jahre zählt, sein Gewissen schon mit so vielen Verbrechen kann belastet haben? O, wenn ich doch weg, weit weg von hier wäre, wo den Namen Eiche kein Mensch kennt, kein Mensch gehört hat!

Endlich, fuhr der Schließer fort, wurden die beiden Herren handgemein, sie lagen einander in den Haaren, und würden Einer den Andern erdrosselt haben, wenn ich nicht aufgeschlossen und ihnen gesagt hätte, wenn sie nicht Ruhe und Frieden hielten, so würde ich von meinem Ochsenziemer Gebrauch machen. Doch in dem Augenblick, als ich die Thür aufmachte, klatschte dem Herrn Sekretär etwas ins Gesicht, worüber er einen gräßlichen Schrei ausstieß. Wenn Sie ihn jetzt sehen, werden Sie ihn kaum wieder erkennen. Sein ganzes Gesicht ist dick angeschwollen, die Nase noch einmal so groß als früher und kohlschwarz, das linke Auge liegt eine Faust dick vor dem Kopfe, es ist gar keine Aehnlichkeit von dem früheren Manne vorhanden. Es muß eine Kröte gewesen seyn, womit ihn der Herr Senator geworfen, und das häßliche Thier muß zerplatzt und mit seinem Gifte diese mächtige Zerstörung seiner Formen hervorgebracht haben.

Der Doktor hatte, in Gedanken über das Unerhörte versunken, das Letzte von der Erzählung nur halb gehört, er nickte bejahend mit dem Kopfe und sagte: führe mich zu ihm, daß ich seine Schmerzen, deren er viele haben wird, ihm lindere.

Als der Doktor mit der Laterne des Schließers in das Gewölbe trat, lag der Senator auf seinem Lager, hatte das Gesicht nach der Wand gekehrt und schien recht fest zu schlafen. Der Doktor, der wohl wußte, daß dieß nur Verstellung war, redete ihn an, da er jedoch keine Antwort erhielt, so ehrte er sein Schweigen und glaubte, daß er wohl seine Gründe dazu haben möchte. Hierauf wandte er sich an den Sekretär. Dieser saß auf einem Holzkloze, der ihm zum Schemel diente, und hatte das schauderregende Angesicht zur Erde gekehrt. Es schien, als ob ihm der Besuch des jungen Mannes sehr unangenehm wäre.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Treppe hoch.

(Fortsetzung.)

Mein Gott! was ist vorgefallen? — riefen Beide fast zugleich aus, als sie das Haupt der Familie bleich und in tiefem träumerischen Nachdenken, die Hände unthätig auf dem Schooß liegend, in der Sophaecke sitzen sahen, — bist Du krank?

Ich weiß nicht, — entgegnete der Gefragte mit tonloser Stimme, — ich weiß nur so viel, daß seit gestern Abend das Ministerium seine Entlassung erhalten hat, daß ein neues aus der Oppositionspartei — meinen erbittertsten Feinden — gebildet worden, und daß mein ganzer Einfluß, die Frucht meines jahrenlangen Strebens, auf einmal und für immer vernichtet ist!

Seit langen Jahren zum Erstenmale fühlte die Geheimeräthin wieder, daß doch ihr Gatte das eigentliche Haupt der Familie bilde, daß sein Fall auch der ihrige seyn werde; sie setzte sich zu ihm auf's Sopha und fuhr leise mit der Hand über seine kalte, bleiche Stirn: — lege Dich ein wenig nieder, Du bist krank, lieber Karl! — sagte sie und rückte mit wirklicher Theilnahme die Kissen zurecht. — Sophie knitterte unterdessen mechanisch Schleichers Brief in ihrer Hand zusammen und warf ihn dann in den Papierkorb. Jetzt versteh' ich, — sagte sie halblaut zu sich, — der Assessor bemüht sich schon um einen andern Einfluß, — wir sind abgethan!

In der Biegenack'schen Familie ward am Abend nicht aufgebaut: — der Baum stand unangezündet da und die prachtvollen Geschenke blieben unberührt; es war ein trauriges Weihnachtsfest!

Desto heiterer ging's in der Wallburg'schen Familie zu, wo bei einbrechender Dämmerung die jüngere Welt gar nicht mehr zu bändigen war. Von Vetter Fehrmann waren zwei Droschken voll geheimnißvoller Kisten, Kasten und Schachteln angekommen und in das „verbotene Zimmer“ getragen worden. Bald darauf war Fehrmann selbst erschienen und hatte sich in dieses Zimmer eingeschlossen. Was thut er da? — fragten die ungeduldigen Kinder, er putzt gewiß noch am Baum auf, und trotz aller Gegenreden behaupteten sie insgesammt einstimmig, es „röche“ nach einem Weihnachtsbaum. Dann kam die liebe Tante Louise und Tante Walther, wie Beide von den Kindern genannt wurden; sie waren dringend gebeten worden, diesen Abend in

dem Wallburg'schen Familie zuzubringen, und sie hatten mit großer Freude zugesagt. Fehrmann trat zu ihrer Verwunderung aus dem verschlossenen Zimmer hervor und fragte Louisen, ob sie ihm noch beim schließlichen Arrangement helfen wolle, da auch die Wallburg'schen Eltern heute überrascht werden sollten. Louise fühlte, wie ihr das Blut zum Herzen drang und dann plötzlich in die Wangen zurückschoß; es war ein so einfacher, natürlicher Vorschlag, und doch war es ihr so wunderbar, daß Fehrmann gerade sie um ihre Hülfe bat, — sie wußte selbst nicht, was sie dabei empfand. Allein sie sagte zu, trug dann den kleinen verdeckten Korb, welchen sie selbst mitgebracht hatte, mit hinein, und befand sich im nächsten Augenblicke mit dem jungen Manne allein im Zimmer. Es war das Erstemal, daß sie mit ihm unter vier Augen zusammen war, und sie beeilte sich, eine Beschäftigung zu suchen, um jener so wunderbaren Aufregung Meisterin zu werden.

Das Zimmer war natürlich erleuchtet, doch bis jetzt nur noch durch eine große Lampe, die in der Mitte auf einem großen Tische stand, welcher mit Geschenken aller Art überladen war. Für Alle hatte Fehrmann gesorgt, Eltern und Kinder, vom größten bis zum kleinsten, Jeder fand seine ihm abgelauschten Lieblingswünsche bis auf den letzten erfüllt. Die einzelnen Plätze waren abgetheilt und mit den Namen der Empfänger bezeichnet. Auf einem kleineren noch der Sicherheit wegen mit großen eisernen Gewichten beschwerten Tische hinter diesem Geschenktisch stand der prachtvolle Weihnachtsbaum, den die Mutter Wallburg für ihre Kinder aufgeputzt hatte. Eine Anzahl noch leerer Teller und zwei große Körbe mit Kuchen, Aepfeln und Nüssen standen daneben.

Soll ich die Teller belegen und auf die Plätze stellen? fragte Louise, deren schneller Blick sogleich erkannt hatte, wo noch etwas für sie zu thun übrig geblieben war, und ohne die bejahende Antwort abzuwarten, begann sie die Vertheilung der süßen Schätze.

Fehrmann war an die letzte, noch uneröffnete Kiste herangetreten und rückte sie an den Tisch, um auch ihren Inhalt aufzubauen; bevor er hiermit begann, stand er einige Minuten im stillen Anschauen seiner lieblichen Hülferin versunken und schien sich nicht satt sehen zu können an ihrem Anblick. Wie geschäftig sie sich zu den beladenen Körben bückte, die Teller füllte und auf die Plätze trug! welch glücklicher Ausdruck ihre milden, sanften Gesichtszüge erfüllte, daß sie bei der Bescheerung mithelfen konnte, und wie heimlich sie jetzt ihren eigenen kleinen verdeckten Korb hervorlangte! Sie hatte so eben einen tiefen Teller voll Kuchen, Aepfel und Nüsse gepackt und ihn mit den scherzenden Worten: „Das ist für Sie!" oben hingestellt und wollte, jetzt unbemerkt ein kleines Päckchen aus ihrem Korbe darunter schieben, als sie sich von Fehrmann beobachtet fand. — Nein, nein! — rief sie mit drohendem Lächeln, — Sie dürfen gar nicht hersehen, ich verbiete es strenge! — und sie bedeckte den Teller mit beiden Händen.

Wohl! — erwiderte Fehrmann, — so versprechen auch Sie mir, nicht hieher sehen zu wollen! und sie drehten sich lachend den Rücken zu.

Aber die ungeduldige Jugend erhob in diesem Augenblick ein wahres Zetergeschrei: — Es schlägt schon sechs Uhr! Tante Louise, wir möchten hinein kommen! Liebe Tante Louise, es ist bald halb sieben! — und was der Jammerlaute mehr waren.

Geduld! Geduld! — rief Louise durch das Schlüsselloch, — nur noch wenige Minuten Geduld, dann wird die Klingel ertönen! — und dann eilte sie zum Baume hin, steckte ein Wachslicht auf einen langen Stock, der schon zu diesem Zwecke zurecht gestellt war, und begann die zahllosen Lichter anzustecken.

Fehrmann hatte unterdessen seine Kiste ausgepackt und zwei Plätze mit deren Inhalt belegt; dann war er leise an Louisen herangetreten.

So, — sagte sie eben mit glücklicher Genugthuung, — jetzt brennen sämmtliche Lichter, jetzt können wir — sie stockte, denn als sie sich umsah, stand Fehrmann dicht hinter ihr und der Ausdruck in seinem Gesichte war ein feierlicher zu nennen.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

In der Nacht des 28. bis 29. August wurde bekanntlich an vielen Orten Europa's, von England bis Italien, von Rußland bis Portugal, ein prachtvolles Nordlicht beobachtet. Um dieselbe Zeit wurden gewaltige Störungen des Erdmagnetismus nicht allein an Instrumenten der magnetischen Observatorien beobachtet, sondern es erlitt durch jene Störungen auch mehr oder minder der Dienst der elektrischen Telegraphen in ganz Deutschland, Frankreich u. s. w. Eine gleiche Störung der elektrischen Telegraphen fand am Tage des 2. September in den Morgenstunden gegen 7 Uhr und in den Nachmittagsstunden statt; an dem Abende desselben Tages wurden in Warschau und in Kremsmünster schwache Nordlichts-Erscheinungen beobachtet, dagegen wurde in Amerika in den früheren Morgenstunden des 2. September ein prachtvolles Nordlicht bis nach Guadaloupe und Havannah hin gesehen. Höchst interessant ist es, daß um dieselbe Zeit, wo auf der Nordhälfte der Erde ungewöhnlich starke Nordlichter ge-

schen machen, auf der südlichen Hälfte der Erde Südlichter aufleuchteten. Professor Heis in Münster theilt in Nr. 47 der von ihm redigirten Wochenschrift für Astronomie, Meteorologie und Geographie den Inhalt eines ihm aus Australien von dem Direktor des magnetischen Observatoriums in Melbourne, Dr. Neumayer, zugeschickten Schreibens mit, nach welchem am Abend des 29. August sowohl, als in der Nacht des 2. September ein Südlicht in einer solchen Stärke beobachtet wurde, wie es die ältesten Kolonisten sich nicht zu erinnern wissen. Auf sämmtlichen telegraphischen Stationen der englischen Besitzungen klagte man über die gewaltigen Störungen, welche die telegraphischen Depeschen zu befördern hinderten. Die bei uns beim Beginn des Dienstes am 2. Dezember Morgens gegen 7 Uhr beobachteten Störungen gaben sich gleichzeitig nach 4 Uhr Abends Melbourner Zeit in Australien kund; zu derselben Zeit, als bei uns Nachmittags der Telegraphendienst versagte, strahlte in Melbourne, in Adelaide, Sydney in später Nacht die prachtvolle Südlichtkrone im magnetischen Meridiane. Als in Melbourne gegen 1 Uhr Morgens die Südlichtstrahlen erloschen und die Magnete sich beruhigten, trat auch bei uns Ruhe in den magnetischen Instrumenten ein.

In welchen ungeheuren Massen zum Zweck der Parfümerie in Südfrankreich und Piemont, namentlich in Montpellier, Grasse, Nimes, Cannes und Nizza wohlriechende Pflanzen gezogen werden, mögen einige Zahlen beweisen. Eine große Parfümerie in Cannes verbraucht jährlich 140.000 Pfund Orangeblüthen, 20.000 Pfund Akazienblüthen (Acacia Farnesiana), 140,000 Pfund Rosenblätter, 32.000 Pfund Jasminblüthen, 20,000 Pfund Veilchen und 8000 Pfund Tuberosen nebst einer großen Menge anderer Pflanzen. Nizza und Cannes sind namentlich das Paradies der Veilchen; es sprießen dort ungefähr 13.000 Pfund Veilchenblüthen. Nizza erntet jährlich 100,000 Pfund Orangeblüthen, Cannes mehr als noch einmal so viel, und zwar von feinerem Geruche. 500 Pfund Orangeblüthen geben etwa 2 Pfund reines Neroli-Oel. Cannes, wo die Akazie besonders gut gedeiht, liefert jährlich gegen 9000 Pfund Akazienblüthen. Es ist leicht zu begreifen, daß die Gewinnung der ätherischen Oele, wenigstens mancher, die nur in sehr geringer Menge mitten in einer Fülle anderer Pflanzensäfte hangen, eine sehr behutsame Behandlung erfordert. 5—600 Pfund Rosenblätter geben nur 2 Loth Oel. Die Südfranzosen sind, unterstützt durch ihr Klima, die thätigsten, jedoch nicht immer die sorgfältigsten Zubereiter der Wohlgerüche und versorgen damit die halbe Welt. Die jährliche Fabrikation von Grasse und Cannes beträgt 75,000 Pfund Pomaden und wohlriechende Oele, 125 Pfund reines Neroli-Oel, 225 Pfund Petitgrain-Oel, 2000 Pfund Lavendel-Oel, 500 Pfund römische Essenz und 500 Pfund Thymian-Oel.

[Deutsche Lebensversicherungs-Anstalten.] Unter denselben sind folgende zwanzig zu nennen: Gotha (die älteste aus dem Jahre 1827), Lübeck, Leipzig, Hannover, Triest, Berlin, München, Wien, Braunschweig, Frankfurt, Hamburg, Köln, Schwerin, Halle, Stuttgart, Darmstadt, Magdeburg, Stettin, Zürich und die Teutonia in Leipzig. Im Anfang des Jahres 1858 waren in diesen Anstalten 80,523 Personen mit 90,125,915 Thlr. versichert und sind in jenem Jahre noch zugegangen 14,645 Personen mit 16.382 098 Thlr. Versicherungssumme. Am Jahresschlusse betrug der Versicherungsstand 90,128 Personen mit 100,681.100 Thlr. An Prämien und Zinsen wurden 4,328.669 Thlr. eingenommen und dagegen für Sterbefälle an 1900 Personen 2.124,079 Thlr. ausgegeben. Der Geschäftsfond betrug 17,064 902 Thlr. Ueber die Verwaltungskosten liegen leider bei 8 Gesellschaften keine näheren Angaben vor, was um so mehr zu bedauern ist, als diese Kosten bei den einzelnen Gesellschaften sehr verschiedenartig sind und sie z. B. bei der Magdeburger 36%, der Teutonia und Iduna 29%, bei der Gothaer aber nur 4% der Jahreseinnahme betragen. Durchschnittlich trug jeder Versicherte zu den Jahreseinnahmen 48 Thlr. bei, was immerhin eine recht erhebliche Ersparniß genannt werden kann.

Ein höchst merkwürdiger und seltsamer Fund ist dieser Tage in den Sandsteinbrüchen der kurhessischen Grafschaft Schaumburg gemacht worden und zwar oberhalb des Stifts-Städtchens Obernkirchen. Die Arbeiter stießen auf einen ungewöhnlichen Gegenstand, gingen nun mit großer Vorsicht zu Werke und brachten eine wunderbar schön erhaltene fossile Landschildkröte, von etwa 3½ Fuß Länge und 2½ Fuß Breite an das Tageslicht. Auch der kleinste Theil an derselben ist unversehrt und ganz genau zu analysiren. Das seltene Exemplar vorweltlichen Thierlebens, welches vielleicht das einzige ganz vollständige ist, befindet sich jetzt noch in den Händen der dortigen Steinhauer, die es einem Jeden, mit einem gewissen Stolze, bereitwillig zeigen; doch wird es hoffentlich auf höheren Befehl bald einem Museum einverleibt werden, da es gewiß als die größte Merkwürdigkeit der sorgfältigsten Aufbewahrung werth ist.

Redakteur: Gustav Messert.
Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 299 Freitag, 16. Dezember 1859.

Die Wittwen und ihre Pflegekinder.

(Fortsetzung).

Es that mir leid, Herr Sekretär, nahm Rose das Wort, Sie in einer solchen Verfassung wieder finden zu müssen; doch haben Sie Vertrauen zu meiner ärztlichen Kunst, die Flecken, die ich da sehe, sind nichts weniger als gefährlich. Reines klares Wasser, in demselben Augenblick gebraucht, würde die Geschwulst nicht so weit haben kommen lassen, allein ich werde Ihnen etwas verordnen, und in achtundvierzig Stunden muß nur kaum noch eine Spur davon vorhanden seyn.

Da erhob sich der Sekretär von seinem Sitze und glotzte den Doktor an. Sie wissen vielleicht schon, sagte er, wer mir all dieß Unglück bereitete. Er ist freilich selbst in einer höchst beklagenswerthen Lage, ob ihm das jedoch ein Recht gibt, auch mich noch mit in sein Verderben hinab zu ziehen, das weiß ich nicht, dafür möge Gott ihn einst richten.

Herr Sekretär, entgegnete hierauf der Doktor, ich bin hier so wenig der Richter des Einen, noch der Anwalt des Andern, nur als Arzt bin ich zu Ihnen geschickt, und nur als solcher kann ich hier nützen. Was in körperlicher Hinsicht hier mit Ihnen vorgegangen, weiß ich nicht, aber ich ahne es, und will und kann helfen, wenn Sie jedoch glauben, daß jener dort an Ihrer Verhaftung Schuld ist, so sind Sie im Irrthum. Weder auf begangene Thatsachen, noch auf Vermuthungen mich einlassend, versichere ich Ihnen nochmals, daß mein Stiefvater, der Senator Eiche, bis jetzt noch in keinem Verhöre gewesen, daß er, so lange er hier ist, noch mit Niemand als mit dem Gefangenwärter und mir gesprochen hat. Nehmen Sie danach Ihre Maßregeln. Außerdem kann ich Ihnen aber auch noch sagen, daß der Herr Senator von tiefer Reue über sein begangenes Leben durchdrungen ist, und möchte er, wenn er zum Verhör kommen sollte, wohl von der Wahrheit nicht abweichen.

Ich bin verloren, ohne Rettung verloren; brüllte mit gräßlicher Stimme der Sekretär, o mein armes Weib, meine armen Kinder!

Warum zittern, warum klagen Sie? die Unschuld, wenn sie erwiesen werden kann, vermag auch die schwärzeste Verläumdung nicht zu unterdrücken.

Herr Doktor, sagte da mit fast weinerlicher Stimme der Sekretär, indem er nun wohl einsah, daß er nicht durch Verrath des Senators, sondern auf Befehl des ganzen Kollegiums verhaftet war, und daß seine Unschuld zu beweisen ihm wohl unmöglich seyn möchte; Herr Doktor, haben Sie Mitleid, haben Sie Erbarmen, schützen Sie mich vor öffentlicher Schande. Wenn ich hier so im Gefängniß, ohne verurtheilt, vielleicht ohne einmal verhört gewesen zu seyn, in ein fremdes, unbekanntes Jenseits eingehen könnte, ich würde, was auch mein Vergehen seyn mag, vor der Welt als unschuldig, als ein Märtyrer erscheinen, und welch ein Gewinn für mein Weib, für meine Kinder!

Daran zweifle ich nicht, allein wie kann ich Ihnen dazu behülflich seyn?

In Ihrer Macht steht es; eine halbe Unze Arsenik wäre hinreichend, ein schmachvolles Daseyn zu enden.

Obgleich nach dieser Aeußerung wohl Niemand weniger an Ihrer Schuld zweifelt als ich, sagte beleidigt der Doktor, so finde ich es doch von einem Manne von Bildung sehr stark, mir so etwas zuzumuthen; ich werde Ihnen für die Geschwulst das Zweckdienlichste verordnen, bitte aber mich mit dergleichen Anträgen in Zukunft zu verschonen.

Sparen Sie Ihre Mühe, mein Herr Doktor, rief da erbittert der Sekretär, und rühren Sie Ihre Pulver und Mixturen auch ferner noch für die Gesunden zusammen, denn den wirklich Kranken können Sie doch nicht helfen.

Rose wollte auf diese Beleidigung nichts mehr erwidern, er warf noch einen Blick auf den Senator, und da er ihn noch in derselben Lage fand, so verließ er eilig das Gewölbe.

So edel, so heilbringend der Beruf des Arztes auch seyn mag, sagte Rose für sich, als er die steinerne Treppe hinauf stieg, eben so viel Unangenehmes führt er aber unter solchen Patienten mit sich, und wenn andere Bemühungen nicht segensreicher belohnt würden, dann möchte ich es fast bereuen, ein

Arzt geworden zu seyn. — Es sind ein Paar schlimme Patienten, die Beiden da unten, sie sind an Leib und Seele krank, und möchte die Natur schwerlich ein Mittel hervorgebracht haben, womit ihnen zu helfen wäre. — Der Tod, ja der Tod wäre Beiden der sicherste Erretter von allem Übel, sie selbst wären aller weitern Qual überhoben, und ihre Angehörigen der öffentlichen Schande. Möchten sie meinetwegen immer Gift nehmen, nur durch meine Hülfe soll es ihnen nicht gelingen.

Er ging nun zu dem blödsinnigen Friedrich und fand ihn besser. Er verordnete ihm leichte Mittel, schrieb genau vor, welche Speisen und Getränke er genießen und wie er behandelt werden solle, und verließ ihn mit der Hoffnung einer baldigen Genesung.

Als er in das Gemach der Rittmeisterin trat, kam ihm diese mit freundlichem Lächeln entgegen und erzählte ihm, was sich gestern zugetragen, wie sie die Bekanntschaft eines würdigen Mannes, des Obristen Grafen de la Tour, des Oheims ihres Pflegesohnes Felix, gemacht, wie derselbe sich ihrer mit herzlicher Liebe angenommen, und wie er vielleicht jetzt schon fort sey, um ihre Sache beim Kaiser Napoleon für sie zu verfechten.

Ich weiß schon Alles? rief Rose freudig und noch viel mehr. Hier lesen Sie, meine verehrte Freundin, ein langes Schreiben meines Freundes Felix. Sie sind da, sind in Ringelheim, der Gatte der verstorbenen Gräfin von Saint-Hilaire und François, Felix jüngerer Bruder. O Ihnen steht noch eine herrliche Zukunft bevor, Sie werden in einem reichen Maaße die Früchte, die ihr edles Herz gesäet, ernten.

Daß sie da sind, weiß ich nicht, aber daß mein Felix seine Güter wieder erhält, daß sie ihm durch den heroischen Muth der Gräfin erhalten sind, weiß ich schon durch den Obristen. Doch geben Sie her, ich bin begierig Alles zu wissen, und wie sich besonders mein Felix über diese seltsamen Begebenheiten ausdrückt.

Während die Rittmeisterin mit einer Art von Heißhunger das Schreiben verschlang, schrieb der Doktor seine Rezepte. Kaum war er damit zu Ende, als sie ihm mit Freudenthränen um den Hals fiel, und rief: Gott sey gelobt! der Alles so herrlich gemacht hat!

Ja, Gott sey gelobt! wiederholte der Doktor. Da Sie aber frei sind, nach Belieben gehen zu dürfen, wohin Sie wollen, so möchte ich Sie bitten, so bald als möglich dieß Haus, diesen Aufenthalt des Verbrechens, des Wahnsinnes und der Schande zu verlassen, und dagegen in meinem elterlichen Hause das Zimmer meiner lieben seligen Mutter zu beziehen. Ich bin überzeugt, wenn Ihr Fuß die Schwelle dieses Hauses überschreitet, so kehrt auch der Segen Gottes wieder darin ein. Ja, schätzbare Frau, Sie dürfen mir diese Bitte nicht abschlagen, Sie müssen meine unglücklichen Geschwister, die, wenn Sie erst ganz gesund sind, ganz das Ebenbild meiner lieben Mutter seyn werden, kennen lernen.

Sie kommen mir zuvor, lieber Doktor, was ich mir von Ihnen erbitten wollte, das haben Sie mir mit so vieler Liebe angetragen, daß ich mich nur darüber freuen kann. Ich werde Ihnen also folgen, ich werde meine Tage, die ich hier noch verweilen muß, im Kreise der Ihrigen, in dem eigentlichen Wirkungskreise des Weibes, verleben; und nur zur Sicherheit des Gerichts am Abend hierher zurückkehren.

Erlauben Sie mir doch eine Frage, schätzbare Frau. Wer ist denn die junge Dame, von welcher mein Freund Felix am Schlusse seines Briefes schreibt. Wer ist diese Helene, von welcher er mit einem so heiligen Feuer, mit einer solchen poetischen Begeisterung spricht? Wir haben manche Stunde, ja oft halbe Tage mit einander verplaudert, doch nie habe ich bemerkt, daß er jemals für irgend ein weibliches Wesen etwas empfunden; im Gegentheile, er schien kalt und unempfindlich gegen das schöne Geschlecht zu seyn.

Erröthend schlug die Rittmeisterin das Auge zu Boden. Es ist meine Tochter, mein einziges Kind. Sie ist drei Jahre jünger als Felix, ist als Kind mit ihm erzogen, hat mit ihm gleichen Unterricht genossen, aber schon als Kinder liebten sie sich mit einer außerordentlichen Zärtlichkeit. Wenn diese Zuneigung sich erhalten, wenn Felix vielleicht noch edlere Absichten hat, so glaube ich ihn hinlänglich zu kennen, und werde seinem Glück kein Hinderniß in den Weg legen.

So, so, sagte der Doktor, da kann ich meinem Freunde nur Glück wünschen, denn von der Tochter einer solchen Mutter geliebt zu werden, halte ich für das größte Glück.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Treppe hoch.

(Schluß.)

„Louise! — sprach Fehrmann zu dem erröthenden Mädchen, indem er ihre Hand ergriff, — noch wenige Minuten erbitte ich für mich, und nur **für mich**. Sie haben auch auf **meinem** Platze dort bescheert; ich habe nicht hingesehen, aber mein Herz sagt es mir. Darf auch ich Ihnen eine Gabe anbieten, zu der mich mein Herz hindrängt mit un-

unwiderstehlicher Gewalt, und wollen Sie diese Gabe nicht zurückweisen? — Er hatte sie allmählig zu dem Platze hingeführt, wo er zuletzt beschäftigt gewesen war, — leise legte er jetzt seinen linken Arm um ihre Schulter, während er mit der rechten Hand einen einfachen goldenen Reif auf den vierten Finger ihrer zitternden Hand schob; — sanft zog er dann das geliebte, vor innerer Bewegung verstummte, aber nicht widerstrebende Mädchen an seine Brust und in einem langen, tiefen, innigen Kuß tauschten ihre Seelen das feierliche Gelübde für's Leben aus. Welch süßer, himmlischer Traum, diese stillen, heiligen Minuten, während Herz am Herzen schlug, und die stummen Lippen doch eine so beredte Sprache redeten! — über ihnen brannten feierlich die hundert Lichter am glänzenden Christbaum, von fernher tönte der laute Jubel der Kinder und voll Seligkeit küßte er die hellen Thränen des Glückes auf, die leise aus ihren milden Augen über die Wangen tropften.

Louise! — sagte Fehrmann endlich, als der Lärm der ungeduldigen Wartenden ihn wieder auf die Erde zurückzog — m e i n e Louise! jetzt laß sie Alle Theil nehmen an unserm Glück! — und mit hellem Klange ließ er die Klingel zum Erstenmal ertönen. Lautlose Stille trat ein, und man hätte die kleinen erwartungsvollen Herzen der Kinder mögen klopfen hören.

Das ist Dein Hochzeitskleid, mein süßes Leben! — sprach Fehrmann zu Louise, auf das herrliche weiße Seidengewand deutend, das zu oberst auf ihrem Platze lag, und er klingelte zum Zweitenmale. Ein neuer, inniger Kuß seiner Braut lohnte ihm für jene Bemerkung. Doch jetzt hörte man die ganze kleine wilde Jagd durch das Nebenzimmer bis hart an die grausame, noch immer verschlossene Thür heranrücken, und die zurückhaltenden Stimmen der Eltern schienen alle Macht verloren zu haben. — Arm in Arm verschlungen gingen die beiden Glücklichen schnell bis an die Thür heran, leise ward der Riegel zurückgeschoben, hell ertönte noch einmal die Glocke und unaufhaltsam drängten sich die Kinder an ihren beiden Bescheerern vorüber bis zu den ersehnten Tischen hin. — Auch die Großen traten ein; Frau Walthers Blick fiel sogleich auf das junge Paar, das auf sie zutrat. „Segne uns, Mutter!“ — rief Louise mit schluchzender Stimme ihr entgegen, — „segne Deine Kinder!“ — und sie beugten Beide ihr Haupt, worauf die Mutter den segnenden Kuß der Liebe drückte.

O, das war ein Christabend, ein glückliches Weihnachtsfest!

Es war in den ersten Tagen des Mai, daß vor Herrn Cartzigs stattlichem Hause ein großer Möbelwagen hielt; die schönen Spiegel, Tische und Fauteuils, mit denen er bepackt war, hatten bisher die prachtvolle Belle-Etage geziert. Diese Belle-Etage war aber jetzt zu vermiethen, denn ihr früherer Inhaber war „aus Gesundheitsrücksichten“ von seinem Amte zurückgetreten und zog sich, da er für den Unterhalt seiner Familie nur auf die Pension angewiesen war, aus ökonomischen Ursachen in eine kleine Provinzialstadt zurück.

Sophie Biegenack stand in schmerzlichem Sinnen an dem einen Fenster und beobachtete das Geschäft des Hinaustragens der letzten Möbel, als eine einfache, aber überaus elegante und funkelnagelneue Equipage vor dem Nebenhause vorfuhr. Sophie zuckte vom Fenster zurück; in jenem herrlichen Wagen saß Fehrmann, der Kompagnon des reichen Fabrikherrn Wirkmar und — (die Leute im Hause hatten es ihr mit einer Art höhnischer Genugthuung erzählt) — heute war seine Hochzeit mit Louise Walther. Fehrmann sprang aus dem Wagen und eilte in die enge kleine Hofwohnung, wo die liebende, glückliche Braut seiner harrte.

Wieder, wie damals an jenem Gesellschaftsabende, ward bald von der lieben Straßenjugend, von einzelnen Bewohnern und Dienstboten aus den Nachbarhäusern und von Vorübergehenden ein Spalier gebildet; — doch es bedurfte keines „Kammerdieners“, um unzeitige Witzeleien abzuwehren, es war nur Theilnahme, aufrichtige, herzliche Theilnahme, die sich in den Gesprächen kund gab: — „Ja, der junge Fehrmann war wirklich der Kompagnon des alten Wirkmar, beinahe schon der alleinige Besitzer seiner herrlichen Fabrikanlagen geworden; die Hochzeit gab der alte Herr in seinem Landhause, in welches er sich seit acht Tagen für immer zurückgezogen hatte; die schöne Equipage war sein Hochzeitsgeschenk an seinen Kompagnon, und mit der Fahrt zur Trauung sollte sie eingeweiht werden; da kamen eben noch zwei andere Wagen, welche die Mutter der Braut und die Verwandten des Bräutigams abholen wollten; und — still! still! da kam das Brautpaar!“

Am Arm ihres zukünftigen Gatten trat Louise Walther so eben aus der engen kleinen Thür zu den Hofwohnungen hervor. Ihr liebes, freundliches Gesicht war etwas blasser als gewöhnlich, aber sie sah unendlich lieblich aus in ihrem weißen Gewande mit dem blühenden Myrthenkranz im Haar und dem lang herabwallenden Brautschleier. Die Kinder der Hausbewohner hatten Hof und Hausflur mit Blumen bestreut und ließen sich nicht abhalten, „ihrer lieben Louise“ die kleinen Hände zum Glückwunsch entgegen zu strecken, ja ihr bis hart an den Wagentritt zu folgen. Jetzt bestieg das Brautpaar den Wagen; aus allen Fenstern — (nur aus denen der einen Belle-Etage nicht) — nickten freundliche, theilnehmende Gesichter, Blumen und Sträußchen flogen noch von überall her in Louisens Schooß; ein lau-

tes, freudiges Hurrah des lebendigen Spaliers, — und fort flogen die beiden Apfelschimmel, als wüßten sie den Werth der nächsten Minuten zu schätzen. Aber Keiner war unter den Zuschauern, der es nicht laut aussprach, oder es wenigstens theilnehmend bei sich dachte: — sie haben Beide ihr Glück verdient!

Aus dem Innern Afrika's.

Man schreibt aus London, 1. Dez.: In einer jüngst stattgefundenen Sitzung der k. geographischen Gesellschaft wurden die neuesten Mittheilungen Dr. Livingstone's aus dem Innern Afrika's vorgelesen. Wir geben hier den Hauptinhalt wieder. Livingstone befand sich (es war im Mai) auf dem Wege nach dem großen See Shirwa, dessen Abfluß unbekannt ist und der, den Aussagen der Eingebornen zufolge, vom See Nyingese nur durch einen 5—6 Meilen langen Landstrich getrennt wird. Große Verzögerungen waren daraus entstanden, daß sie jedem großen und kleinen Häuptling auf ihrem Wege erst die Ueberzeugung beibringen mußten, daß sie nicht als Räuber das Land durchziehen. Das Wasser des Shirwa-Sees hatte einen bittern Geschmack, war aber trinkbar. Fische, Alligatoren und Nilpferde gab es im Ueberfluß, und wenn ein Wind stark von Süden her bläst, soll das Wasser von dem einen Ufer so stark zurückweichen, daß Fische in eigens dazu aufgestellten Drahtgeflechten gefangen werden können. Der See hat die Gestalt einer Birne, deren spitziges Ende sich noch etwa 30 Meilen von dem Punkte, den unsere Reisenden inne hatten, ins Land hinein erstreckt. Wo dieser enge Theil beginnt, befindet sich eine bewohnte Insel. Dann erweitert sich der See bis zu 25—30 Meilen, während seine Länge, den oben beschriebenen schmalen Ausläufer von 30 Meilen abgerechnet, 60—70 Meilen betragen dürfte. Es liegt diese Wasserfläche 2000 Fuß über der Meeresfläche, und der in der Nähe befindliche Berg Zomba mißt 6000 Fuß in der Höhe. Die Gegend rings herum ist, wenn nicht eben dicht, doch sehr gut bevölkert. Die Einwohner versicherten sammt und sonders, daß nie ein Weißer früher in diese Gegenden gekommen sey. Darauf hin nahm Dr. Livingstone, trotz der Einsprache der Portugiesen, die früher hier gewesen seyn wollten, die Entdeckung für sich und seinen Begleiter Dr. Kirk in Anspruch. Diese beiden wackeren Reisenden hatten nun schon 150 Meilen hinter sich, ohne daß sie je in Kollision mit den Eingeborenen gerathen wären. Diese — die Manganayas — bebauen große Bodenstrecken, und zwar arbeiten die Männer hier oft mehr als Frauen (eine Ausnahme im Innern Afrika's). Der Boden ist aber auch sehr reich, und das Gras wächst bis zu 6 und 7 Fuß Höhe, so daß man ohne Führer unmöglich von der Stelle kann. Die Gärten sind doch auf den Anhöhen angelegt. Baumwolle wird allerorten stark gebaut, und die Kultur derselben trat in so größerem Maßstabe auf, je weiter Livingstone ins Innere vordrang. Aber nur die Weiber gebrauchen das Gewebe zur Bedeckung ihrer Leiber, die Männer begnügen sich mit Ziegenfellen und einem aus Baumrinde angefertigten Zeuge. Alles ist mit Spinnen und Weben beschäftigt, ja sogar die Häuptlinge verachten diese Beschäftigung nicht. Aber die Art der Fabrikation ist auch die langsamste und mühseligste, die sich nur denken läßt. Es gibt hier zweierlei Baumwollstauden und kein Insekt, das ihnen gefährlich ist. Schafe, Ziegen, Hunde und Hühner sind die einzigen Hausthiere der Manganayas. Nahrungsmittel gibt's im Ueberfluß. Die Waffen der Männer beschränken sich auf Bogen mit vergifteten Pfeilen. Ein Messer trägt übrigens jeder Mann bei sich, und fast in jedem Dorfe findet sich ein Ofen zum Schmelzen von schwarzem Magneteisen. Weiter gegen Nord-Nord-West war von einem Stamme sogar ein Pistol, freilich der rohesten Art, angefertigt worden. Damit feuern sie aber nur bei großen Traueranlässen und wissen gar nicht, daß sich damit eine Kugel abschießen ließe. Dr. Livingstone und Dr. Kirk hatten auf diesem interessanten Ausfluge 20 Nächte unter freiem Himmel auf dem Boden schlafen müssen, erreichten aber trotzdem ihr Schiff im allerbesten Wohlseyn. Den zuletzt — am 12. November — eingelaufenen Berichten zufolge hatten sie nun schon, inmitten großer Schwierigkeiten, 2350 Meilen des Zambesiflusses befahren, eines Flusses, der noch vor nicht gar langer Zeit als unschiffbar erklärt worden war.

Mannigfaltigkeiten.

Amtseifer ist gewiß was Schönes, aber blinder Eifer schadet nur. In Paris war kürzlich eine Auktion eben beendet. Der Kommissionär sucht nach seinem Ueberzieher, aber vergeblich; dem Ausrufer geht es eben so mit seinem Regenschirm. Endlich stellt es sich heraus, daß sie in der Hitze des Geschäfts ihr Eigenthum selbst verauktionirt hatten, — für 2 Thaler.

In Canterbury starb vor wenigen Tagen eine alte Dame, Namens Lara, welche der portugiesischen Synagoge in London gegen 40,000 L. als Vermächtniß hinterließ.

Redakteur: Gustav Messert.
Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 300 Samstag, 17. Dezember 1859.

Die Wittwen und ihre Pflegekinder.

(Fortsetzung.)

Nach einer halben Stunde befand sich die Rittmeisterin schon in dem Hause des Senators Eiche auf dem Zimmer seiner verstorbenen Gattin. Obgleich schon länger denn acht Jahre der Wind mit den Grashalmen gespielt, die auf ihrem Grabe gewachsen waren, so sah man, selbst in der Vergänglichkeit alles Irdischen noch, daß einst hier die Hand einer braven Hausfrau gewaltet. Ihre zweite Ehe hat ihr kein Heil gebracht, sagte Sophie für sich, sie hat statt eines Brautkranzes einen Dornenkranz empfangen, und doch ist ihr wohl, die Schmach, die ihr jetzt noch zu Theil geworden, würde ihr Herz noch blutiger geritzt haben. O Friedrich! Friedrich! Gespiele meiner Kinderjahre, mit welcher schwerer Sünde hast Du Dein Gewissen beladen, und wie wirst Du einst vor Deinem Richter bestehen? —

In dem Augenblick ging die Thür auf und der junge Doktor trat mit seinen beiden Stiefgeschwistern ins Zimmer. Seht in dieser Dame, sagte er, das leibhafte Ebenbild Eurer lieben seligen Mutter. Sie wird eine Zeitlang bei Euch bleiben, liebt und ehrt sie wie Eure Mutter, und ihr werdet die segensreichen Folgen bald davon empfinden.

Marie küßte der Rittmeisterin ehrerbietig die Hand, und bat sie mit ihrer sanften lieblichen Stimme, ihr gut zu seyn. Fritz aber umklammerte ihr Knie, und rief! meine Mutter! ach wie lange habe ich keine Mutter mehr gehabt! Ja ich will Dich recht lieb haben, wenn Du mir auch ein Bischen gut seyn willst.

Die Rittmeisterin konnte bei dem Anblick dieser lieblichen Kinder, die einen so regelmäßigen Körperbau und so sanfte, schöne Züge ihrer Gesichtsbildung darboten, denen sie es auf den ersten Blick ansah, daß ihr ganzes Unglück nur in einer falschen Erziehung, oder in gänzlicher Vernachlässigung derselben bestand, sich kaum der Thränen enthalten. Sie schloß sie in ihre Arme und versprach ihnen, nicht allein so lange sie hier sey, sondern auch ferner noch eine liebende Mutter zu seyn.

Von der Stunde an trat in dem verwüsteten Hause eine neue Ordnung ein. Eine Magd, welche seit länger denn zehn Jahren ein unumschränktes Regiment hier geführt hatte, die armen verwaisten Kinder mit einer despotischen Gewalt beherrschte, mußte der Doktor sogleich entlassen, damit sie aber, entfernt von diesem Hause, nicht noch üblere Gerüchte darüber verbreite, als bereits schon im Gange waren, so machte die Rittmeisterin derselben ein bedeutendes Geschenk und sagte ihr, daß sie diese ihr verwandten Kinder bei ihrer Abreise von hier mit sich nehmen würde. Zugleich stand ihr Grundsatz fest, jene 40,000 Thaler, im Fall sie nicht von Seiten des Gerichts zur Deckung der Schuldenlast des Senators eingefordert würden, diesen Kindern zuzuwenden, aber auch selbst, wenn dieß der Fall seyn sollte, sie anderweitig zu ersetzen.

Nach kurzer Zeit war die segensreiche Hand der Rittmeisterin überall sichtbar. An den Kindern waren nicht allein mit jedem neuen Morgen körperlich wesentliche Veränderungen sichtbar, auch ihr Geist entfaltete sich unter einer sanften liebevollen Behandlung schnell und zusehends.

Schon am zweiten Tage schrieb die Rittmeisterin an Felix und bat ihn, im Fall er seine, in dem Briefe an seinen Freund, den Doktor, erwähnte Reise zum Kaiser Napoleon noch nicht angetreten habe, dieselbe zu unterlassen, indem sie durch seinen Onkel, den Obrist Graf de la Tour, einen Beschützer gefunden habe. Von ihrem Pächter erbat sie sich eine Summe Geld, die sie in dem zerrütteten Haushalte des Senators verwenden wollte. Ihr Brief verbreitete große Freude, sie erhielt Antwortschreiben von Helene, vom Pächter und vom Pfarrer und die verlangte Geldsumme, allein auch die Nachricht, daß Felix vierundzwanzig Stunden vor Ankunft ihres Briefes seine Reise nach Warschau schon angetreten habe.

Schon seit Anbeginn haben in der Welt merkwürdige Ereignisse, große Begebenheiten stattgefunden, welche die Menschen in denjenigen Ländern, wo sie stattgefunden, dann jedesmal aus einer Art

von Schlaf aufgerüttelt haben. Doch sind und bleiben die Ansichten der Menschen, unter welchem Himmel sie auch leben, und welcher Begebenheit, und welchem Ereignisse es auch gelten mag, doch immer verschieden. In einer Stadt, wo die Pest wüthet, wo oft an einem Tage Millionen Thränen geweint werden, weinen doch nicht alle Menschen, viele sind auch fröhlichen Muths dabei, weil ihre verschiedenen Interessen auf die Eine und auf die andere Art dabei gewinnen.

Felix von Saint-Hilaire hatte sich schon zwei Tage in dem volkreichen Warschau aufgehalten. Er bewohnte ein Hotel auf dem Platze der Republik, nicht weit von dem Palaste entfernt, welchen der Kaiser Napoleon bewohnte. Auf dem großen Platze waren 89 Stück Kanonen, welche seit Eröffnung des Feldzuges den Russen abgenommen waren, zur allgemeinen Beschauung der Völker und zur Erinnerung an die glorreichen Siege des mächtigen Herrschers, aufgestellt. Obgleich Felix schon früher ein großer Verehrer des mächtigen Kriegshelden gewesen war, obgleich er stets mit Enthusiasmus von ihm gesprochen und mit seinem Freunde Rose oft darüber in einen kleinen Streit gerathen war, so stiegen seine Ansichten von demselben hier noch weit höher. Während nur wenige Bewohner der Stadt das Schicksal des Nachbarlandes bedauerten, jubelten Tausende über das Glück, den mächtigen Kaiser in ihren Mauern zu wissen, denn kühne Wünsche, kühne Hoffnungen knüpften sich an dieß Glück.

Zwei Tage hatte sich Felix schon auf alle mögliche Art bemüht, dem großen Kaiser von Angesicht zu Angesicht zu schauen; allein alle Versuche waren vergebens gewesen; nicht einmal von der Straße herauf war es ihm gelungen, ihn am Fenster zu sehen. Eine ungeheure Last von Geschäften hielten den Herrscher in seinem Arbeitszimmer beschäftigt, denn der Kaiser bekümmerte sich um Alles, wußte Alles, was in seiner großen Armee vorging, er wußte genau, wo jedes einzelne Regiment, und wenn es hundert Meilen von ihm entfernt war, stand, und was dabei vorging. Der Kaiser schonte seine Soldaten nicht, wenn es zur Schlacht ging, er selbst führte sie in die dringendste Gefahr, in den Tod; nach der Schlacht aber zählte er ihre Wunden, und was in menschlicher Macht stand, das mußte für die unglücklichen Verwundeten gethan werden.

Alles dieß erfuhr Felix in Warschau, und er sah hieraus, wie das Leben jedes Einzelnen dem Kaiser am Herzen lag. Und wenn ihm nun auch um die Gerechtigkeitsliebe des großen Mannes nicht bangte, so ließ sich doch wohl erwarten, daß er, in dem Wirrwarr von Geschäften, ungehört, mit einer kurzen Antwort würde abgespeist werden, und dann war jedes Rettungsmittel für seine theure Pflegemutter verloren, denn daß sie schon so gut als gerettet war, wußte er nicht.

Er hatte schon wieder eine Stunde auf dem großen Platze verweilt, hatte mit Verwunderung die riesengroßen Gardegrenadiere, seine Landsleute, die Leibwächter des mächtigen Helden, vor dem Palaste auf- und abgehen sehen, als plötzlich aus der Ferne kriegerische Musik an sein Ohr schlug. Nicht lange, so marschirten von zwei verschiedenen Gegenden mehrere Regimenter, von einer ungeheuren Menge von Zuschauern begleitet, dem großen Platze zu, und in demselben Augenblick hieß es: der Kaiser! der Kaiser! Felix wußte nicht, wohin er sein Auge wenden und wo er den Kaiser suchen sollte. Da klopfte ihm Jemand auf die Schulter, er sah sich um und erblickte einen vornehmen Polen, mit dem er gestern in seinem Hotel an der Wirthschaftstafel gespeist hatte. „Dort, sagte er, der kleine Mann, der den schönen Schimmel reitet, das ist der Kaiser Napoleon.“

Felix hatte bis jetzt nur einmal ein schlecht getroffenes Brustbild Napoleons gesehen, er hatte sich aber eine riesengroße, imponirende Gestalt, einen Mann, seinen Gardegrenadieren ähnlich, gedacht, und war sehr verwundert, einen kleinen, gedrungenen Mann, mit einem Broncegesicht zu erblicken.

(Fortsetzung folgt.)

Die spanische Armee.

Die Geschichte mehrerer Jahrhunderte enthält fast auf jedem ihrer Blätter glänzende Beweise für die Bedeutung der spanischen Soldaten, auf welche die Ritterlichkeit der alten spanischen Königreiche, freilich bis zum 18. Jahrhundert mit allen ihren Ausschreitungen, sich vererbt zu haben scheint. Die Kriege in Italien, Deutschland und den Niederlanden führten jederzeit Helden auf den Kampfplatz, welche bei vielen Gelegenheiten selbst den kernigen Deutschen weit überlegen waren und vergeblich ihres Gleichen suchten. Sie hatten zwar eine permanente praktische Kriegsschule, weil in Spaniens Hand durch mindestens drei Jahrhunderte das Schwert der Entscheidung der Welthändel ruhte; aber es läßt sich nicht verkennen, daß nicht Uebung und Tradition allein, sondern auch der Nationalcharakter und die spanische Natur ihren Antheil an der Beschaffenheit jener Soldaten hatten. Nachdem Philipps große Aera ihren Abschluß gefunden, wurde der Kreis der Armeethätigkeit bedeutend eingeschränkt, aber der gewaltige Widerstand gegen die Napoleonischen Schaaren zeigte, daß der alte Heroismus im spanischen Blute noch so lebendig wallte, wie im fünfzehnten Jahrhundert. Hunderte von Fällen liegen dafür vor, daß nur die

bedeutendste numerische Uebermacht im Stande war, die spanischen Patrioten zu Boden zu schlagen. Noch später richtete sich die unthätig gewordene Macht der Armee gegen mißliebige Regierungshandlungen, und es gibt keinen Staat, wo so viele Militärrevolutionen zu Gunsten der politischen Verfassung stattgefunden hätten, wie in Spanien. Die Entscheidung in Verfassungsangelegenheiten liegt seit 1814 geradezu in den Händen der spanischen Truppen. In diesem genannten Jahre waren es zuerst die Gebrüder Mina, welche (in Pampeluna) den Versuch machten, die Konstitution zu proklamiren. General Porlier wiederholte diesen Versuch 1815 bei S. Jago; 1817 thaten verabschiedete Soldaten Gleiches in Arragonien und die Anhänger des zwmittelst gehenkten Porlier in Galizien und Asturien. In demselben Jahre erhoben in Catalonien die Generale Lacy und Milans den Degen für die Konstitution, in Folge Lacy und viele Offiziere hingerichtet wurden. Zwei Jahre später verschworen sich auf der Insel Leon bei Cadix 12,000 Soldaten zu demselben Zwecke, und obschon der Gouverneur Graf O'Donnell eine Masse Offiziere einsperren ließ, brach die Verschwörung 1820 dennoch los. Die Obersten Riego und Quiroga proklamirten die Konstitution von 1812 und der starre Ferdinand VII. mußte dieser furchtbare Bewegung nachgeben.

Seit 1822, in welchem Jahre die Kontrerevolution bereits wieder das Heft in Händen hatte, traten von beiden Parteien die Militärobersten Elio, Lopez Baños, Eguia, Zayas, Morillo, Merino und Lochio, seit 1824 Valdez auf die politische Schaubühne; seit 1833, als die Karlisten und Christinos einander gegenübertraten, Zumalacarreguy, Cabrera, Rodil, Espartero, alle mit mehr oder weniger militärischem Anhang, mit mehr oder weniger Erfolg.

Im Jahr 1836 waren es abermals Soldaten, welche unter der Führung des Sergeanten Garcia, eines Exaltado, zu La Granja die Regentin Christine zwangen, ihre reaktionäre Camarilla zu verabschieden und die Konstitution von 1812 zum Zweitenmale wiederherzustellen. Unabhängig von diesem Erfolge währten die Kämpfe der Parteigänger des Don Carlos gegen die bestehende Regierung fort und wieder war es ein General, Maroto, welcher, von Don Carlos als „Verräther" desavouirt und abgesetzt, auch Revanche mit Espartero, dem Generalissimus der Christinos, den Vertrag von Bergara schloß und den karlistisch-christinischen Bürgerkrieg endete. Narvaez, Serrano, Olozago, die Brüder Concha und andere Offiziere traten hervor und bildeten sich jeder einen militärischen Anhang. Die böse Saat der Christinos reifte heran, so daß im Jahre 1854 die Truppen unter den moderatistischen Generalen Dulce, O'Donnell, Serrano, Ros de Olano und Messina wiederum die im Jahre 1837 errungene Verfassung mit Gewalt erneuern mußten. Espartero, der Siegesherzog, trat ans Ruder.

Dieser Einfluß des Militärs auf die politische Stellung Spaniens ist bis in die neueste Zeit unwandelbar geblieben. Er hat im Ministerium, in der Provinzverwaltung und in den Kortes die liberalen Konzessionen durchgesetzt und ist jeden Augenblick bereit, von Neuem zum Schwerte zu greifen, sobald die Rückschritte der Hofpartei unerträglich werden. Es springt in die Augen, daß es sehr intelligente Generale und Offiziere seyn müssen, welche mit ihren Truppenkörpern in dieser Weise eine Politik zu machen wissen, welche tadelloser seyn würde, wenn nicht persönliche Eitelkeit, Habsucht und übertriebener Ehrgeiz nicht selten die Absichten der Generale trübte und sie weniger aus Ueberzeugung als aus persönlichem Interesse gegeneinander stellte. Militärschulen, welche den französischen nicht viel nachgeben, legen zu ihrer Intelligenz schon in den jugendlichen Kadetten den Grund; dergleichen Schulen bestehen: in Toledo für die Infanterie, in Valladolid für die Kavallerie, in Segovia für die Artillerie, in Guadalaxara für das Genie, in San-Fernando für die Marine, in Madrid für den Generalstab.

Was die gegenwärtige äußere Beschaffenheit der Armee anlangt, so kann man daraus, daß selbst sachverständige Franzosen sie mit der französischen in gleiche Linie stellen, wohl ersehen, daß sie in mancher Beziehung besser ist, als jene, denn die französische Eitelkeit gestattet schwerlich, irgend einer Armee der Welt vor der französischen den Rang einzuräumen. Es existirt der Aushebungsmodus wie in Frankreich, Preußen und Oesterreich, nur daß die jungen Leute schon mit dem neunzehnten Jahre dienstpflichtig werden. Die Ausgehobenen können sich mit 6000 Realen freikaufen. Die Dienstzeit ist auf 6 Jahre festgesetzt. Kapitulationen kommen häufig vor, seitdem die Verpflegung etwas besser geworden, der Sold regelmäßiger gezahlt wird und ein tüchtiger Korpsgeist der Armee einen moralischen Zusammenhalt gewährt.

Die Generalität enthält 8 Generalkapitäns, 50 bis 58 Generallieutenants und circa 400 Brigadiers; die Generalkapitäns sind Vorsteher der Militärdepartements, während jedes Armeekorps für den Felddienst einen besondern Feldmarschall hat.

Abgesehen von einigen Kompagnien Garde, welche den Palastdienst versehen, enthält die Armee in der Vollzähligkeit 66,000 Mann Linieninfanterie, mit circa 36,000 Mann Reserve, 11,000 Mann Kavallerie, 8000 Mann Artillerie, etwa 3000 Mann Genietruppen. Hierzu kommen noch 10,000 Mann Gendarmen und Grenzzollwächter, welche in Legionen formirt sind und nöthigenfalls Felddienste thun

können, denn es sind lauter gediente Offiziere und Soldaten. Die Infanterie-Bataillone haben je 1 Grenadier-, 6 Centri- und 1 Voltigeurkompagnie.

Die Besoldung der Offiziere und Soldaten gleicht im Ganzen der der preußischen Armee.

Mannigfaltigkeiten.

Am 2. Dezember beging die Universität Leipzig das Jubelfest ihres 450jährigen Bestehens, wozu der König mit dem Kronprinzen und dem Prinzen Georg von Dresden herüber gekommen waren. Die Leipziger Universität verdankt ihre Gründung folgender Thatsache: Jede der „Nationen", in welche die Gesammtheit der akademischen Bürger Prags zerfiel, hatte eigene Kollegien, in denen die Dozenten und Studenten beieinander wohnten. Der polnischen Nation, zu welcher alle gehörten, die von Schlesien an aus Osten und Nordosten kamen, fehlte es an den erforderlichen Mitteln, und zwei Schlesier, Johann Otto v. Münsterberg und Johann Hoffmann aus Schweidnitz, unternahmen es deßhalb, in ihrer Heimath zu sammeln. Da kam der Entschluß der deutschen Studenten, Prag zu verlassen. Hoffmann wollte sie nach Schlesien führen, er drang aber nicht durch, weil die Mehrheit sich in die Mitte Deutschlands wenden wollte, nicht an die Gränze. So wurde Leipzig gewählt, zunächst nur vorläufig, weil man nach Prag zurückkehren zu können hoffte. Unsere Schlesier nahmen übrigens die in ihrem Heimathlande erlangten Geldmittel nach Leipzig mit, und als Hoffmann starb, schenkte er das Haus, das er in Leipzig sich gekauft hatte, dem schlesischen Kollegium. Die Kollegiaten mit ihren Scholaren wohnten seitdem darin. Es stand am Ende des Brühls, der Kapelle gegenüber, welche unserer lieben Frau geweiht war, und wurde seitdem das Frauenkollegium geheißen. Auf dem Platze desselben steht nun die der Stadt gehörige stattliche „Georgenhalle."

Ein Berliner Nachtwächter in der Nähe der Linden traf kürzlich auf der Straße eine in epileptischen Krämpfen liegende Frauensperson. Im Begriff, ihr beizustehen, wurde er von ihr mit den Nägeln an der Hand gekratzt. In Folge dessen schwoll der Arm schnell und nahm eine brandige Färbung an; bald mußte auch der Wächter unter den größten Schmerzen in das Krankenhaus nach Bethanien gebracht werden, wo er bereits fünfmal operirt wurde, aber wohl, wie sein Zustand jetzt ist, seine Menschenfreundlichkeit mit dem Tode wird büßen müssen.

[Für heirathslustige Damen!] In der Hildburghauser „Dorfzeitung" sucht „ein Lehrer an einer Bürgerschule Thüringens", der neben seinem dienstlichen Einkommen ein Privatvermögen von 10,000 Thlr. Kour. besitzt," eine Frau, und da er „zu einem langen Hofmachen weder Zeit noch Lust hat," so ersucht er „junge, liebenswürdige, gebildete, nicht vermögenslose Töchter," sich unter Chiffre X Y Z Nr. 253 durch die Expedition des Blattes portofrei an ihn zu wenden. — Dem Mann kann geholfen werden.

In der Fabrik „Klingenfeld und Comp." in Nürnberg werden neue Waagen konstruirt, deren Genauigkeit, Empfindlichkeit, Bequemlichkeit und Dauerhaftigkeit allgemein gelobt wird. Die Eigenthümlichkeit dieser privilegirten Waage besteht darin, daß sich ihre beiden Waagschalen untereinander befinden, wodurch eine bedeutende Raumersparniß erzielt wird, und daß die obere Schale, auf welche die Waaren gelegt werden, nach oben und nach allen Seiten frei ist; und eben dadurch wird die Waage nicht nur, wie schon erwähnt, sehr fein, genau und dauerhaft, sondern erhält auch ein sehr elegantes Aeußere, so daß sie sich besonders auch zu Haushaltungsbedürfnissen eignet.

Die erste längere unterseeische Telegraphen-Verbindung in Australien ist jetzt fertig: durch sie ist Tasmania (das frühere Van Diemens Land) mit dem australischen Festlande verbunden. Das dazu verwendete Kabel mißt 120 Meilen in der Länge und thut vortreffliche Dienste. Der Handelsverkehr zwischen beiden Punkten ist im vorigen Jahre übrigens schon überaus lebhaft gewesen.

Buchstaben-Rebus.

eeeeeeee. e. eee. ee.

Auflösung der Charade in Nr. 294:

Maulwurf.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung.“

№ 301 Montag, 19. Dezember 1859.

Die Wittwen und ihre Pflegekinder.

(Fortsetzung).

Die Regimenter hatten einen Augenblick Halt gemacht, als jedoch der Kaiser mit seiner Umgebung Posto gefaßt, da erscholl die Musik aufs Neue, und im Paradeschritt gingen drei stattliche Regimenter vor ihm vorüber. Als der Parademarsch zu Ende war, bildeten die Regimenter eine lange Reihe in zwei Gliedern. Gleich darauf ritt der Kaiser, von seinen Adjutanten begleitet, im langsamen Schritt vor der Front hinauf, unterhielt sich mit verschiedenen Offizieren, aber auch mit eben so vielen Soldaten, worauf oft einer der Adjutanten einige Worte aufzeichnen mußte. Als die Musterung vorüber war, sagte der Pole zu Felix: Sie wollten ja wohl den Kaiser sprechen, jetzt ist es Zeit, er scheint sehr heiter und zufrieden zu seyn. Verfügen Sie sich sogleich in den Palast der Republik, suchen Sie die große Treppe zu gewinnen und da Posto zu fassen. Haben Sie vielleicht etwas Schriftliches bei sich, was Sie ihm überreichen, so dürfen Sie es nur in die Hand nehmen und ihn scharf ansehen, wenn er kömmt, dann werden Sie von ihm selbst angeredet. Seyn Sie dann nur dreist, lassen Sie sich nicht verblüffen, er mag das gern.

Felix war in diesem Augenblick nicht gehörig vorbereitet, dennoch glaubte er, einen so glücklichen Zeitpunkt nicht unbenützt vorüber gehen lassen zu dürfen, er dankte daher dem Polen und eilte, so gut es sich wollte thun lassen, den Palast zu erreichen. Gerade noch zur rechten Zeit gewann er einen kleinen Vorsprung und erreichte die Treppe. Gleich darauf kam der Kaiser, ihm folgten wenigstens vierundzwanzig hohe Stabsoffiziere, Alle mit Orden und Ehrenzeichen geschmückt.

Felix schöne, schlanke Gestalt, sein dunkles Feuerauge, sein dunkelbraun gekräuseltes Lockenhaar fiel dem Kaiser auf, er faßte ihn scharf ins Auge und fragte: wer sind Sie? und was wollen Sie?

Sire, entgegnete mit einer Verbeugung Felix, ich nenne mich Saint-Hilaire, bin ein Franzose von Geburt. Das Haupt meines Onkels fiel vor sechzehn Jahren unter der Guillotine, mein Vater, der Erbgraf von Saint-Hilaire, rettete sein Leben durch die Flucht, um es wenige Tage später auf Deutschlands Grund und Boden auszuhauchen. Gegen seinen Willen war ich ihm als Knabe von fünf Jahren gefolgt. An einer gefährlichen Kopfwunde starb er im Hause einer jungen Wittwe, die später meine Pflegemutter, meine Erzieherin wurde. Diese Dame, die Schönste, die Edelste ihres Geschlechts, wurde vor zwei Monaten von einem Offiziere aus der Armee meines großen Kaisers auf eine unerhörte Art und Weise beleidigt, es kam unter Beiden zu einem Handgemenge, die Dame wollte, mußte ihre Ehre gegen einen Unverschämten, der noch dazu ihr Verwandter, der Bruder ihres verstorbenen Mannes war, vertheidigen, das Schicksal war gerecht, er selber rannte in die Waffe, die meine Pflegemutter zu ihrer Vertheidigung ergriffen hatte.

Des Kaisers Stirn hatte sich bei der kurzen Erzählung in tiefe Falten gelegt. Wie nannte sich der Offizier? fragte er im heftigen Tone.

Kapitän Güldenhorn.

Ha! ich weiß, aber glauben Sie, daß ich meine Offiziere nicht gebrauche, daß ich sie meuchlings von Weibern werde ungestraft morden lassen?

Ich bin zu sehr von der Gerechtigkeitsliebe meines Kaisers überzeugt, entgegnete Felix, als daß ich glauben könnte, er würde bloß den Kläger, nicht aber auch den Beklagten hören.

Womit wollen Sie aber Ihre Pflegemutter vertheidigen?

Sire, sagte da Felix und schlug sein Auge erröthend zu Boden, den Hauptmoment zu erörtern, ist mir wohl nicht gut möglich, die Dame steht in moralischer Hinsicht zu hoch, als daß ich, eine Scham und Unmuth in mir erregende Scene schildern könnte; aber es gibt einen Korporal, Namens Clairmont, in der Kompagnie des Kapitains, der wird Eurer Majestät die Wahrheit berichten können.

In dem Augenblick drängte sich ein Offizier, ein schon bejahrter Mann, mit mehreren Orden geschmückt, durch die Uebrigen und trat mit einer ehr-

erbietigen Verbeugung vor dem Kaiser. Sire, sagte er, ich war auf Dero Befehl in dem Verhör der Dame, der junge Mann hat Recht, und jener Offizier ist ein Schurke, und nicht werth, noch ferner die Uniform meines Kaisers zu tragen.

Sieh, sieh! rief der Kaiser, la Tour, ich glaubte Sie in F.?

Ich hielt es für meine Pflicht, mich dieß Mal ohne Ordre von meinem Posten weg zu begeben. Hier ist das Protokoll, haben Eure Majestät die Gnade, es zu prüfen, ich glaube, daß hier selbst das Recht zu Gunsten der Dame entscheiden würde, um jedoch die Sache zu beschleunigen, habe ich mir erlaubt —

Ich verstehe, rief der Kaiser, folgen Sie mir in mein Kabinet, allein Sie, junger Mann, sind Arrestant, bleiben hier.

Der Kaiser begab sich in seine Gemächer und Felix mußte einem Unteroffizier in die Wachtstube folgen. — Er machte hier sehr bald mit dem wachthabenden Lieutenant Bekanntschaft und erfuhr von ihm, daß jener Obrist, de la Tour, ein Vertrauter des Kaisers sey, der mit ihm in Aegypten gewesen und viel bei ihm gelte.

Felix Herz jubelte bei dieser Nachricht, er glaubte, in ihm einen Beschützer gefunden zu haben.

Nachdem Beide schon eine Zeit lang mit einander geplaudert hatten, fragte der Lieutenant: was haben Sie denn verbrochen, daß Sie der Kaiser in Arrest geschickt hat?

Felix erzählte ihm so viel, als er glaubte, daß diesem zu wissen nöthig sey.

So, so, sagte Jener, wenn es weiter nichts ist, da werden Sie bald wieder frei werden, und für die Dame brauchen Sie noch weniger bange zu seyn, denn gegen Damen ist der Kaiser immer sehr galant und oft sogar freigiebig. Da lassen Sie sich erzählen. Als wir nach der Schlacht bei Jena über Wittenberg nach Berlin gingen, hatte mir der Stiefel den Fuß gedrückt. Ich konnte nicht mehr fort, ging also in ein an der Straße liegendes Haus, es war eine große Oberförsterei, und bat um etwas Linnen und Talg. Ich erhielt Beides, und machte nun sogleich Anstalt, meinen Fuß zu verbinden. Eben hatte ich die Arbeit begonnen, als der Kaiser, von den Generälen Bertrand und Savary begleitet, auf die Hausflur trat. Lassen Sie sich nicht stören, sagte mich erblickend der Kaiser, und trat in die Stube. Hier befanden sich zwei Frauen, beide nicht mehr jung, aber sauber und nett gekleidet. Die eine derselben gerieth in großes Erstaunen, als sie den Kaiser erblickte; sie war von den Beiden die hübscheste und flüsterte der Andern zu: Mein Gott, es ist ja der Kaiser. Napoleon sah sie an und fragte: „Sind Sie verheirathet, Madame?“ — Nein, Sire, ich bin Wittwe. „Woran ist Ihr Gatte gestorben?“

Im Kriege, im Dienst Ihrer Majestät, war die Antwort. — „Sie kennen mich also?“ — Ja wohl, Sire, Sie haben sich nur wenig verändert, ich habe Sie gleich erkannt. — „Aber, wo haben Sie mich kennen gelernt?“ — Sire, in Aegypten. — „Wie, fragte erstaunt der Kaiser, Sie waren in Aegypten? erzählen Sie mir doch das.“

Sire, ich bin eine Schweizerin, erzählte die hübsche Frau, war mit Herrn v. M., Arzt in der Armee, verheirathet. Er starb in Alexandrien an der Pest. Da ich kinderlos war, so verheirathete ich mich zum Zweitenmale mit dem Bataillonschef des zweiten leichten Regiments, welcher in der Schlacht bei Abukir getödtet wurde. Er hat mir einen Sohn hinterlassen, den ich erziehe. Als ich mit der Armee nach Frankreich zurückgekehrt war, habe ich keine Pension erhalten können. Des ewigen Abweisens endlich müde, kehrte ich in mein Vaterland zurück, wo ich durch diese Dame berufen worden bin, Erzieherin ihrer Kinder zu werden.

Waren Sie wirklich mit dem Bataillonschef verheirathet, fragte der Kaiser, oder war es vielleicht nur ein Verhältniß, das Ihnen Ihre Lage nöthig machte? — Sire, entgegnete die Dame, mein Ehekontrakt ist in der Nähe, ich eile, ihn herbei zu holen. Sie hüpfte fort und war in wenig Sekunden wieder da. — Sie sehen hieraus, Sire, fuhr sie fort, daß mein Sohn aus einer gesetzmäßigen Ehe entsprungen ist. — „Wahrlich! rief der Kaiser mit Freude, ich hätte dieses Zusammentreffen nicht vermuthet. Hierauf befahl er dem General Bertrand, den Namen der Dame und des Kindes aufzuschreiben. Madame, sagte er dann, damit Sie das Andenken an diesen Tag behalten, so gebe ich Ihnen eine Pension von 1200 Fr., die auf Ihren Sohn übergehen soll.

Ich hatte meinen Fuß nothdürftig verbunden, fuhr der Erzähler fort, und eilte nun, so gut ich konnte, meinem Bataillon nach. Sie sehen hieraus, wie edel und großmüthig der Kaiser gegen Damen denkt und handelt, darum seyn Sie nur guten Muths.

Felix hatte die Erzählung nur halb gehört; er dachte an den Offizier, den der Kaiser und der Lieutenant de la Tour genannt, es mußte durchaus ein Verwandter seines Hauses seyn, wenn es nicht selbst der Bruder seiner verstorbenen Mutter war. In dem Augenblick ging die Thür auf und der Obrist trat herein. Im Namen des Kaisers! rief er dem wachthabenden Offizier zu, dieser junge Mann ist frei. Mit diesen Worten eilte er auf Felix zu, schloß ihn in seine Arme, indem er sagte: Felix, Graf v. Saint-Hilaire, erkenne in mir Deinen Onkel, den Oberst Graf de la Tour.

(Fortsetzung folgt.)

Die Krinoline.

Der Wehrzeitung schreibt ein Londoner Korrespondent: Ob es möglich ist, daß die angekündigte Kleiderreform wirklich unter der Leitung der Kaiserin Eugenie zu Stande kommen werde? Es ist nicht das Erstemal, daß die Welt mit der Ente von der Verbannung der Krinoline unterhalten wird. Auch im vergangenen Winter hieß es, die Tuilerien stünden am Vorabende großer Thaten, da sollten die Krinolinen bei Seite gelegt, die Röcke gekürzt und Füße und Enkel gezeigt werden. Haben Sie etwas gesehen? Nun, ich auch nicht. Die Krinoline ist eine politische Nothwendigkeit für die napoleonische Dynastie, eine Existenzfrage, mit welcher das Kaiserreich steht und fällt. Man hat wohl früher gesagt: L'empire c'est la paix; gegenwärtig ist das Motto freilich ziemlich aus der Mode gekommen; aber man hätte mit viel größerem Rechte sagen können: L'empire c'est la crinoline. Die Krinoline ist eine Idée Napoléonienne in Stahl und Fischbein, und Idées Napoléoniennes sind nichts als eine große Krinoline, die man der Gesellschaft des 19. Jahrhunderts übergestülpt hat. In der That können wir uns innerhalb des Empires nach keiner Seite hin wenden, ohne über einen Fetzen Krinoline zu stolpern. Was sind die stramm gewichsten und heldenmüthig spitz gedrehten Schnurrbärte anders, als ein Stück Krinoline unter der Nase? Die Krinoline ist der Fluch unseres Jahrhunderts und gar kein Gegenstand des Spottes, sondern des tiefsten, beschämendsten Ernstes. Man kann kaum eine Zeitung aufnehmen, ohne von Opfern zu lesen, welche jenes Danaergeschenk gefordert hat. Am verflossenen Montag wurden drei Fälle auf einmal berichtet, die nicht leicht unter traurigeren Umständen und mit verderblicheren Folgen hätten passiren können. Hanna Bosman, ein Kind von 13 Jahren aus dem östlichen Theile der Hauptstadt, frisirte ihr Haar, während sie in der Nähe des Kamins stand. Plötzlich fing ihr Kleid, welches durch die Krinoline unmäßig ausgedehnt worden war, Feuer. Sie hatte kaum Zeit, mehr zu thun, als im Todeskampfe aufzuschreien; dann wurde ihre Stimme von den Flammen erstickt, und fast in einem Augenblicke und ehe Hülfe gebracht werden konnte, verbrannte sie — wie der Bericht sagt — „wörtlich zu Kohle“. Der verstümmelte Körper wurde ins Hospital getragen, aber hatte aufgehört zu athmen, ehe er daselbst ankam. Das Kind, welches noch wenige Stunden zuvor der Stolz seiner Eltern gewesen war, lag nun als ein schwarzer Klumpen da, den diese nicht einmal mehr zu identifiziren vermochten. Allerdings wurde ein „Coroners inquest“ gehalten und die Jury erklärte: „Zufälliger Tod!“ Der zweite Fall hat eine erschreckende Aehnlichkeit mit dem ersten, fast bis in die geringsten Einzelnheiten. Ein armes Weib in Huddersfield, Namens Sarah Steel, begegnete einem Nachbar auf der Treppe. Ihre Hände waren über dem Kopfe zusammengeschlagen und ihre Kleider standen in Flammen. Von dem durch die höher und höher steigenden Flammen verursachten Schmerz zur Verzweiflung getrieben, stürzte sie wild auf die Straße, natürlich um ihre Vernichtung zu beschleunigen. Sie war nur theilweise angekleidet, da sie ebenfalls mit ihrer Toilette beschäftigt gewesen war, als das Unglück passirte und die wenigen Kleider, welche sie anhatte, waren bald auf ihrem Körper verbrannt. In einem Zustande des Leidens, dessen bloße Beschreibung schmerzlich seyn würde, ihr ganzer Körper von der verzehrenden Hitze geröstet und verbrannt, wurde sie ins Haus zurückgetragen und starb hier noch am selben Tage. Natürlich wurde auch eine Todtenschau-Jury gehalten, bei welcher Gelegenheit Zeugen aussagten, daß die Verstorbene vor dem über dem Kaminsims hängenden Spiegel ihre Haare frisirt habe, und daß so ihre durch Krinoline erweiterten Kleider vom Feuer ergriffen worden seyen. Ausspruch der Jury: „Zufälliger Tod!“ Der dritte Fall ist wenig von den vorhergehenden verschieden, nur hat er einen weniger tragischen Ausgang. Miß Rose Watson, eine im Norden Englands als Konzertsängerin bekannte junge Dame, suchte in der Nähe der Feuerstätte etwas aus einem Schranke zu holen und setzte bei dieser Gelegenheit ihre bedeutend krinolirten Kleider in Brand. Sie erblickte bald den Unfall und schrie um Hülfe. Glücklicherweise wurden ihre Nothschreie gehört, so daß zeitiger Beistand geleistet werden konnte. Aber einige Minuten hätten hingereicht, um ihr die gefährlichsten Verletzungen zuzufügen, sie liegt nun in einem sehr bedenklichen Zustande zu Bette und kämpft zwischen Tod und Leben. Alle die drei Unfälle, die uns mit ihren schmerzverzerrten, todesbleichen Zügen aus einer Zeitungsnumer anstarren, sind ausschließlich durch den Gebrauch einer Maschine verursacht worden, die als Hohn auf den guten Geschmack, auf die Sittlichkeit, auf das individuelle Selbst- und Freiheitsgefühl erfunden wurde. Und wenn Sie von Emanzipation der Frauen sprechen, so erwidere ich darauf, daß ein so schwaches, unzurechnungsfähiges Geschlecht, das nicht einmal einer so gefährlichen, entstellenden, unsinnigen, unmenschlichen und unbequemen Mode zu widerstehen vermag und zum Zeichen der bonapartistischen Leibeigenschaft ein Geflecht von Fischbein und Eisenringen über sich stülpt, gar keine Emanzipation verdient und in seinem eigenen Interesse noch viel besser bewacht und hinter Schloß und Riegel gehalten werden muß.

Mannigfaltigkeiten.

Ueber ein in einem großen Theile des südlichen Böhmens beobachtetes Naturereigniß vom 28. Nov. berichtet man der Prager Zeitung aus Strakonitz: „An diesem Tage befanden sich mehrere Jagdfreunde in dem hochgelegenen, zwei Stunden von der Stadt entfernten, zur Domaine Strakonitz gehörigen Waldrevier Lipowice. Als sich die Gesellschaft im Dickicht vertheilte, trachtete einer der Jäger, den Kamm des Berges zu erreichen. Kaum hatte er diesen Standpunkt eingenommen, als er über seinem Haupte beiläufig um die eilfte Stunde Vormittags ein ungewöhnliches Sausen und Rauschen hörte, das dem Fluge einer Anzahl von Zugvögeln gleichzustellen war. Durch dieses Getöse aufmerksam gemacht, bemerkte er mit der Uhr in der Hand nach einer Sekunde in einer beträchtlichen Höhe einen leuchtenden Punkt, ungefähr wie eine Sternschnuppe, der sich mit großer Geschwindigkeit bewegte, im Laufe mit Bogensprüngen fortzog, und je mehr sich dieses Phänomen näherte, auch an Ausdehnung gewann und zu einer einen Kindskopf großen, runden, intensiv glühend rothen Kugel mit einem langen grünlichblauen Schweif, welch letzterer wie beim Kometen zur Fallseite herabhing, ausbildete. Als das wunderschöne Meteor zwischen den Bergen und Wäldern verschwand, hörte man in einigen Sekunden darauf vier Knalle nach einander, wovon drei Schüsse aus Kanonen von großem Kaliber glichen, der vierte aber sich wie ein starker Donnerschlag, mit tiefem Grollen verbunden, ausnahm. Die Feuerkugel bewegte sich von Nordost nach Südost und dürfte annäherungsweise eine Höhe von zehn deutschen Meilen gehabt haben. Die Erde oszillirte stark, auch verspürte man eine heftige Lufterschütterung. Der Tag war warm, die Luft heiter und der Himmel rein.“

[Ein Zauberer in der Klemme.] Philippe, der bekannte französische Taschenspieler gab im letzten Herbste Vorstellungen in Stockholm. Um die Menge möglichst anzulocken, verband er mit seinen Vorstellungen eine Lotterie, deren Hauptgewinn in einem Pferde bestand. Eine Stunde vor Beginn des Schauspiels ward „dieses Loos“ zierlich herausgeputzt, in den vorzüglichsten Straßen der Stadt herumgeführt, und durch dieses Manöver der Saal des Zauberers auch mit Zusehern überfüllt. Obwohl nun dieß Alles mit Wissen der Polizei geschah, erinnerte sich doch die Letztere plötzlich eines königlichen Dekrets vom 21. März 1844, dem zufolge jede Art Lotterie verboten ist. Der Zauberer wurde denn auch vor die Gerichtsschranken zitirt, vor denen er in Begleitung eines Advokaten und des Kanzlers der französischen Gesandtschaft erschien. Aber alle Vertheidigungsgründe, selbst die Feststellung, daß er im Jahre 1851 ungefährdet in Stockholm bereits eine solche Lotterie ausgeführt, blieben wirkungslos. Der Buchstabe des Gesetzes blieb Sieger. Philippe wurde zu 400 Fr. Geldbuße oder 2 Monaten Gefängniß und Konfiskation zweier Lotteriepferde verurtheilt. Dazu hatte er noch das Unglück, einige Tage vor seinem Prozeß von einem Diebe beraubt worden zu seyn, und so rief er denn am 7. Nov. das Publikum Stockholms zu einer außerordentlichen Vorstellung zusammen, die ihm wenigstens die Mittel schaffen sollte, diesen für ihn so verhängnißvollen Boden verlassen und sich nach Finnland begeben zu können.

Am 13. d. M. fand in Würzburg ein seltsames Familienfest statt, welches in weiteren Kreisen erwähnt zu werden verdient. Es feierte nämlich die Frau Generalin, Freifrau von Zobel, ihr 90. Geburtsfest. Fand dieses beglückende Ereigniß schon bei einem Jeden, der diese edle Dame zu kennen Gelegenheit hat, die freudigste Theilnahme, so mußte sich diese noch dadurch erhöhen, daß deren Söhne aus weiter Ferne und namentlich der k. k. österr. Feldmarschall-Lieutenant sogar aus Italien herbeieilten, um das Fest ihrer geliebten Mutter zu erhöhen. Auch darf nicht unerwähnt bleiben, daß dem Vernehmen nach Ihre K. Hoh. die Frau Großherzogin von Hessen der Beglückten an ihrem Ehrentage sich freundlich erinnerte und derselben durch die Gattin des Herrn Regierungspräsidenten Freifrau von Zu-Rhein Exzellenz, ein Blumenbouquet überreichen ließ.

Einem sorgfältig zusammengestellten Ausweis zufolge bestehen die Kriegsflotten der verschiedene Staaten aus folgender Anzahl von Schiffen, (wo bei die kleinen Fahrzeuge mitgerechnet sind, wa namentlich bei den skandinavischen Flotten in di Augen springt). England besäße dieser Tabelle zu folge 626 Kriegsschiffe, Frankreich 448, Rußlan 164, Schweden 311, Norwegen 143, Dänemar 120, Vereinigte Staaten von Amerika 79, Hollan 139, Belgien 7, Spanien 82, Neapel 121, Oester reich 135, Portugal 37, Sardinien 28, Preuße 55, Griechenland 26, Türkei 49, Brasilien 27 Peru 15, Chili 5, und Mexiko 5.

Redakteur: Gustav Messerer.

Druck und Verlag der A. Wallendl'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 302 Dienstag, 20. Dezember 1859.

Die Wittwen und ihre Pflegekinder.

(Fortsetzung.)

Die Freude eines solchen Wiedersehens war für Felix unendlich groß, denn er hatte seinen Onkel längst nicht mehr unter den Lebendigen vermuthet. Der Oberst nahm ihn nun sogleich mit sich nach seinem Hotel, und des Fragens und Antwortens war nun kein Ende. Da Felix durch Michel schon Alles wußte, was die Familie anging, so floß der Strom seiner Rede nur von dem Lobe seiner Pflegemutter über, er konnte gar nicht Worte genug finden, um den Edelmuth und die unendliche Liebe zu schildern, die sie an ihm bewiesen hatte.

Mein Gott! rief der Obrist, ich kenne sie ja, ich weiß ja Alles von ihr selbst, ich habe sie vielleicht tiefer durchschaut als Du, und bin ganz Deiner Meinung, daß es eine der vortrefflichsten Frauen ist, die mir je in meinem langen Lebenslaufe vorgekommen ist.

Ach, seufzte Felix, wenn ich sie nur erst wieder sehe, die Aeußerungen des Kaisers waren doch eben gar nicht tröstlich für mich.

Das ist nun einmal die Art und Weise des Kaisers. Wer einem seiner Soldaten ein Leides zufügt, das nimmt er so, als sey es ihm selbst geschehen. Er ist aber darum nicht ungerecht, und wenn sich der Herr Kapitän nicht ganz besonders zu vertheidigen weiß, so möchte es ihm wohl schlecht ergehen. In diesem Augenblicke ist schon ein Kurier abgegangen, der den Kapitän, so wie den Korporal zur Stelle rufen soll, und da wird sich das Weitere finden. Die Dame, fügte er noch hinzu, kann kein unwahres Wort geredet haben, denn als ich nur den ersten Blick in ihr Engelsantlitz geworfen hatte, da wußte ich schon, daß ihr Ankläger kein redlicher Mann seyn konnte.

Fünf lange Tage schlichen dem guten Felix, wie fünf Ewigkeiten langsam dahin. Die glänzenden Zirkel und Bälle, wo ihn sein Onkel einführte, die liebenswürdigen Polinnen, mit denen er tanzte und sich unterhielt, zerstreuten ihn nur wenig, er dachte nur an seine liebe Pflegemutter, an den Kapitän Güldenhorn und an den Kaiser Napoleon. Endlich, am Morgen des sechsten Tages erhielt der Obrist Befehl, sich mit seinem Neffen vor dem Kaiser zu stellen.

Mit klopfendem Herzen trat Felix den Gang an. Als sie in den Saal des Palastes der Republik traten, fiel sein erster Blick auf den Kapitän Güldenhorn, der mit bleichem Angesicht und noch verbundenem Halse sich auf einen Stuhl gelehnt hatte, neben ihm stand der Korporal Clairmont. Dem Letztern nickte Felix, freundlich zu; auf den Ersten aber, der ihn einen Bastard genannt, warf er einen Blick der tiefsten Verachtung, den dieser auch sah und fühlte, und nur noch mehr erblaßte.

Nicht lange, so that sich die große Flügelthür auf, und der Kaiser, von mehreren hohen Stabsoffizieren begleitet, trat in den Saal. — Er warf einen forschenden Blick im Saale umher und bald ruhte sein Auge auf dem Kapitän. Wer sind Sie, und was wollen Sie hier?

Kapitän Güldenhorn, bin auf Befehl Eurer Majestät hier.

Kennen Sie die Wittwe ihres verstorbenen Bruders?

Ja, Sire.

Waren Sie als Kapitän dort?

Ja Sire, auf Befehl meines Kommandeurs.

Hatten Sie auch Befehl, dort zu brandschatzen und achtbare Frauen zu entehren?

Es war nicht mein Wille, ich wollte mich an der schnöden Frau durch diese Drohung nur für frühere Beleidigungen rächen.

Wie kamen Sie zu der Wunde am Halse? vermuthlich in der Schlacht bei Jena.

Nein, Sire, ich erhielt sie in jener Nacht von dem Weibe.

So, Sie duelliren sich also mit Weibern?

Sire —

Schweigen Sie, Sie sind ein elender Mensch. In meinem Namen wollten Sie brandschatzen, in meinem Namen wollten Sie eine Frau entehren, die allgemein den Ruf der Achtbarkeit für sich hat,

schämen Sie sich. — Was waren Sie früher, ehe Sie Soldat wurden?

Gerichtsassessor.

Wo?

In Breslau.

Warum verließen Sie Ihren Dienst?

Sire, ich stand nicht an meinem Platze.

Verließen Sie mit Vorwissen Ihrer Vorgesetzten Ihren Platz?

Nein, Sire.

Sie entfernten sich also heimlich?

Der Assessor gab keine Antwort, es wurde Nacht vor seinen Augen, er sah sein gerechtes Schicksal vor Augen.

Sie wurden von Breslau aus mit Steckbriefen verfolgt? fragte der Kaiser.

Güldenhorn gab keine Antwort mehr, sein Schweigen war sein Geständniß, sein Urtheil.

Meine Herren! sagte der Kaiser zu den Offizieren, die um ihn her versammelt waren, ich würde die größten Vorwürfe auf mich laden, wenn ich einen Mann, wie diesen da, ferner in meiner Armee lassen wollte. Niemand würde mit ihm dienen, Niemand mit ihm fechten wollen. Also, Profos, man nehme ihm die Epauletts und die Knöpfe von der Uniform und schicke ihn zur weiteren Bestrafung nach Breslau. Sie, Graf Felix von Saint-Hilaire, kündigen Sie Ihrer Pflegemutter die Freiheit an, der derselben daraus erwachsene Schaden soll liquidirt und ersetzt werden. Gehen Sie alsdann nach Frankreich, nehmen Sie Ihre Güter wieder in Besitz, ehe Sie hinkommen, soll das Nöthige darüber verfügt seyn, vergessen Sie dann aber nicht, was Sie Ihrem Vaterlande schuldig sind. Hiermit machte der Kaiser eine kurze Verbeugung und ging wieder in sein Zimmer.

Nach den letzten Worten des Kaisers, erhob Franz Güldenhorn noch einmal das früher todtenbleiche, jetzt von innerer Schaam hoch roth erglühte Angesicht und warf einen flüchtigen Blick auf Felix, der ihn überzeugte, daß er seine Schwägerin mit Unrecht beschuldigt. Vieles hatte er in diesem Augenblick zu bereuen; allein es war zu spät, und dennoch war die widersinnige Hoffnung in seiner Seele noch nicht ganz erloschen, die schöne Wittwe einst noch die Seine zu nennen.

Mit einer Freudenthräne im Auge warf sich dagegen Felix an die Brust seines Onkels und pries mit lauter Stimme die Gerechtigkeitsliebe des großen Kaisers. Dann eilte er auf Güldenhorn zu, der vernichtet da stand, drückte ihm eine gefüllte Börse in die Hand, und sagte: ich habe Ihnen den Bastard verziehen, alles Uebrige was Sie Böses gethan, mag Ihnen Gott verzeihen, und eilte dann rasch mit seinem Onkel fort. —

In das Haus des Senator Eiche war seit dem Tage, wo es die Rittmeisterin betreten hatte, neues Leben, neuer Gottesfrieden und neuer Gottessegen eingezogen. Die bisher so unglücklichen Kinder blühten unter der Pflege und Sorge der neuen Mutter wie Blumen des Frühlings herrlich hervor. Der alte Jakob war nicht in seine Versorgungsanstalt gegangen, er war wieder jung geworden, es war ihm die größte Freude, wenn ihm die neue Herrin mit ihrer freundlichen Miene, mit ihrer hellen, klaren Silberstimme einen Befehl, der immer aus ihrem schönen Munde wie eine Bitte klang, ertheilte, er ärgerte sich dann über sich selbst, daß er nicht mehr wie vor dreißig Jahren, die ganze Treppe mit zwei Sprüngen abmachen konnte.

Ach, Herr Doktor! sagte er oft, wie ist es doch so ganz anders hier im Hause, seit die schöne Dame darin ist, es ist viel weniger zu thun als früher, und doch ist Alles viel ordentlicher, viel besser als sonst. Der Haushalt kostete viel weniger als sonst, und wir essen, wir trinken viel besser als sonst, ich begreife das nicht. Und die Kinder, Gott! ich möchte weinen vor Freude, wie ich sie so jeden Morgen frischer, gesunder und heiterer aufstehen sehe, wenn ich sehe, wie sie mit ganzer Seele an der lieben Dame hängen, wie sie sich beeifern, jedes von ihr gesagte Wort treu und pünktlich zu erfüllen, und wie der Segen Gottes sie dafür sichtbar lohnt.

Ja wohl, ja wohl, entgegnete der Doktor, der Segen des Herrn, der lange in diesem Hause fehlte, er ist wieder eingekehrt, und ist jedem Auge sichtbar, es ist nur zu bedauern, daß wir die Freude nicht lange mehr haben werden, die Dame in unserer Mitte zu haben.

Wie, rief erstaunt der ehrliche Jakob, die Frau Rittmeisterin wird nicht immer bei uns bleiben?

Jeden Tag erwartet sie Briefe, die über ihre Abreise bestimmen sollen.

Herr mein Gott! rief da Jakob, was werden dann die Kinder sagen? sie werden vor Kummer über den Verlust sterben.

Man muß sie darauf vorzubereiten suchen.

Das müssen Sie selber thun, Herr Doktor, denn das ist eine schwere Aufgabe.

Es ist mein Vorsatz, diesen Mittag bei Tische das Gespräch darauf zu bringen, die Dame wird mich verstehen und mir behülflich seyn. Jetzt muß ich an meine Geschäfte gehen, ich habe diesen Morgen einen sauren Gang. Mein Stiefvater, der Senator, wird, wenn er nicht schon vollendet hat, heute seinen Lebenslauf beschließen.

(Fortsetzung folgt.)

Monita paterna des bayerischen Kurfürsten Maximilian I.

Begreiflicher Weise hat die schon erwähnte Entdeckung des kgl. bayerischen Geh. Hausarchivars, Professors Dr. Söltl, nach welcher die den Geschichtsforschern längst bekannten „Monita paterna Maximiliani“ (des großen Kurfürsten von Bayern), wie sie sich im dritten Bande der lateinisch geschriebenen bayerischen Geschichte von Adlzreiter finden, vom Kurfürsten Maximilian I. ursprünglich deutsch und zwar in einer so körnigen und herzlichen Sprache geschrieben sind, wie sich ihrer nur ein Fürst und Vater seinem Sohne gegenüber bedienen kann, ein ganz besonderes Interesse erregen müssen. Der genauere Vergleich der lateinischen Uebersetzung mit dem deutschen Urtexte hat allerdings ergeben, daß jene nicht ganz genau und mitunter in einem ziemlich barbarischen Latein, in welchem zuweilen Wörter von gar nicht lateinischem Ursprung vorkommen, geschrieben ist. Manche Fehler dürften indessen auch auf Rechnung der sehr schwer zu lesenden Handschrift zu setzen seyn, die übrigens nicht vom Kurfürsten selbst, sondern von der Hand irgend eines Geheimschreibers herrührt, dagegen den Charakter unbestreitbarer Aechtheit an sich trägt, da sie am Schlusse die eigenhändige Unterschrift des Kurfürsten trägt.

In der großen Welt sind diese väterlichen Ermahnungen des bayerischen Kurfürsten an seinen Sohn und Regierungsnachfolger, den Kurfürsten Ferdinand Maria gerichtet, nur wenig bekannt. Aber gerade jetzt, wo in Europa eine neue Theorie, die der vollendeten Thatsachen, das Recht und alle Rechtsgrundsätze gründlich zu verdrängen sucht, auf denen nicht nur alle monarchische und staatliche Ordnung, sondern in weiterer Folge auch jede sittliche und gesellschaftliche Ordnung beruht, d. h., wo die brutale Gewalt, das Recht des Stärkeren und Schlauern zur unbedingten Herrschaft gebracht werden soll, jetzt ist es doppelt zeitgemäß, auf die Regierungsgrundsätze die Aufmerksamkeit auch des größern Publikums zu lenken, welche ein edler deutscher Fürst seinem Sohn einzuflößen suchte!

Es ist nöthig, einige kurze, die Entstehung dieser väterlichen Ermahnungen betreffende Notizen aus der Geschichte hier anzuführen. Maximilian I. hatte sich im Jahre 1635, nachdem seine erste Ehe mit Elisabeth von Lothringen kinderlos geblieben und Letztere gestorben war, mit Anna, der Tochter des Kaisers Ferdinand, vermählt, und diese hatte ihm zwei Kinder geschenkt, nämlich Ferdinand Maria und Max Philipp, welcher Letztere später Landgraf von Leuchtenberg wurde. Maximilian hatte für den Erbprinzen Ferdinand Maria, als derselbe kaum drei Jahre alt war, aus der reichen Fülle seiner mitunter sehr bitteren Lebenserfahrungen mit eigener Hand — ob sich die ganz von seiner eigenen Hand geschriebene Urschrift noch auffinden läßt, steht dahin — wahrhaft erhebende und herrliche Lehren niedergeschrieben. Einige Stellen daraus dürften auch hier von Interesse seyn. So schrieb Maximilian I.: „Ich habe Dir, was Dir zur sicheren Richtschnur des Lebens und zur Beförderung eines wahren Ruhmes dienen mag, mit wenig Worten aufgezeichnet. Wenn Du einst die Herrscherbürde übernimmst, wirst Du eines Führers bedürfen, der Dich nicht nur einmal und sparsam, sondern oft und reichlich mahnt; ich aber werde zu Grabe gehen und Dir nicht mehr mit meinem Rathe beistehen können. So mögen denn diese schriftlichen Ermahnungen, als das letzte Vermächtniß Deines liebenden Vaters, meine Stelle bei Dir vertreten. Ich hoffe, daß Du diese Ermahnungen um so lieber und öfter lesen, dem Gemüthe immer tiefer einprägen und in Gesinnungen und Wandel treu befolgen werdest, je inniger ich von Deinem brennenden Eifer für die Ehre Gottes, für Dein Heil, und für das Wohl des Dir anvertrauten Volkes, so wie von Deiner Liebe zu mir überzeugt bin. Ich übergebe Dir also als Ausfluß meines väterlichen Herzens einen kurzen Inbegriff Deiner Pflichten gegen Gott, gegen Dich selbst, und gegen Deine Unterthanen.“

Der weise Fürst ertheilte seinem Sohne Rathschläge, wie er es bei der Wahl seiner Rathgeber halten, auf welche Eigenschaften derselben er besonderen Werth legen solle. Mit scharfen Zügen und treffenden Worten bezeichnet er aber auch jene, vor denen er sich zu hüten habe. Auch zu beständiger Selbstprüfung mahnte er den Sohn, empfahl ihm das Gebet als Quelle innerer Gottseligkeit und unerschütterlichen Muthes, und einen tadellosen Wandel. Das Geheimniß der Kraft des Menschen sey neben dem frommen Glauben Selbstbeherrschung und Abhärtung, die Weichlichkeit aber sey der Tod aller Tugend. Sehr interessant ist auch die Art und Weise, wie der kriegserfahrene Kurfürst sich über den Krieg ausspricht. Er sagt: „Der beste Krieg ist — keiner; ein erträglicher der, welcher gegen Fremde, fern von Deinem Lande auf feindlichem Boden geführt wird und nur Diejenigen drückt, die Deinem Glücke nachstellen. Uebrigens hängt an dem Worte Krieg der Inbegriff alles Jammers. Solltest Du je — o möge Dich Gott davor bewahren! — durch die Ungerechtigkeit Anderer in die Nothwendigkeit versetzt werden, Krieg zu führen, so fange ihn nicht eher an, als bis Du alle friedlichen Mittel erschöpft hast. Ergreife die Waffen unter Gottes Beistand, wenn es gilt, die Religion zu schützen, die Treue gegen Kaiser und Reich zu leisten,

Deine Bundesgenossen mit der versprochenen Hülfe zu unterstützen; wenn es sich handelt um das Heil des Vaterlandes, um Abwehrung feindlicher Angriffe, um Sicherheit Deiner Unterthanen, und um das Recht, wenn Du es nur mehr durch Gewalt der Waffen erkämpfen kannst."

Diese wenigen Anführungen werden genügen, den Inhalt der Monita paterna zu charakterisiren. Wem fällt hier nicht Machiavell's Buch „vom Fürsten" als Gegensatz ein! Man sieht, die Grundsätze des großen Kurfürsten Maximilian, dem auch seine Gegner ihre Achtung nicht versagen konnten, sind himmelweit entfernt von jenen, welche zu der, den Umsturz aller Rechtsprinzipien sanktionirenden, in unsern Tagen mit Brutalität sich aufwerfenden „Theorie der vollbrachten Thatsachen" führen.

Mannigfaltigkeiten.

Das germanische Museum in Nürnberg erfreute sich auch in der jüngsten Zeit einer regen Theilnahme von nah und fern. Neuerdings ist sein Hofraum durch eine hohe Mauer von der Straße abgeschlossen worden. Beim Besuch des Museums schreitet man jetzt durch ein mächtiges Portal, an dessen vorderen Seite mit Goldbuchstaben die Worte angebracht sind: „Germanisches Museum. Eigenthum der deutschen Nation." An der inneren Seite des Thores liest man den passenden Sinnspruch: „Durch Einheit stark." Auch bei der Schillerfeier ist das germanische Museum nicht theilnahmlos geblieben. Es ließ nicht allein sämmtliche Eintrittsgelder, welche während der Festtage aus der Besichtigung seiner Sammlungen eingingen, der allgemeinen deutschen Schillerstiftung zufließen, sondern gestattete auch den beiden Besitzern von Autographensammlungen, den HH. Karl Kühn und Sigmund Soldau, eine Ausstellung von werthvollen Handschriften in der großen Kunsthalle des Museums zu veranstalten, so daß im Ganzen 166 fl. als Ergebniß der Eintrittsgelder der Schillerstiftung zugewiesen wurden. Auf einer Reihe von langen Tafeln waren viele hundert Briefe von Schiller, Göthe, Herder, Wieland, Karl August, Knebel, Klopstock, Gellert, Matthisson, Bürger, Humboldt, Chamisso und von allen übrigen berühmten Zeitgenossen Schillers ausgebreitet. Auch zahlreiche Dokumente und Briefe von den bedeutendsten Feldherren, welche Schiller in seiner Geschichte des 30jährigen Krieges verewigt hat, erblickte man, so namentlich mehrere Briefe Wallenstein's, Tilly's, Gustav Adolph's u. A. Auf der großen Tafel, welche ganz mit Schriftstücken Schiller's und Göthe's bedeckt war, lag auch folgende eigenhändige Quittung Schiller's: „Den richtigen Empfang meiner jährlichen Gage zu dreihundert Gulden rh. vom 1sten Septbris 1783 biß zum 1sten Septbris 1784 quittiere. Mannheim den 19. Decembris 1784. Friedrich Schiller D. Angewiesen Dalberg."

Eine drollige Geschichte ereignete sich vorige Woche in Kaschau. Der Wirth im sogenannten Fischergarten hörte seine Hunde Nachts im Hofe stark bellen und vermuthete, daß vielleicht Jemand im Hofe oder Garten wäre, der sich seiner gemästeten Schweine bemächtigen wolle. Er ging daher den andern Morgen in den Garten und fand auf dem bereiften Boden Spuren von Menschentritten, welche nach dem Schweinstall führten. Dieß brachte ihn auf die Idee, einen jungen Bären, den er aufzog, in den Schweinstall zu sperren und die Schweine einstweilen in die Behausung des Bruder Petz zu bringen. Mehrere Tage darauf bellten die Hunde wieder und der Wirth fand am Morgen zu seinem Erstaunen den Bär schnarchend auf einer Guba (Bauernmantel) liegen und neben ihm Blutflecken, den Dieb aber verschwunden. Es ist somit der nächtliche Besucher des Schweinstalls anstatt mit einer fetten Sau beladen mit Verletzungen und dem Verluste seiner Guba davongekommen. Der junge Petz hatte die Justiz strenge gehandhabt.

Der gegenwärtige Rektor der Universität München faßte in seiner jüngsten Antrittsrede die Verhältnisse des Universitätslebens früherer Zeit ins Auge und bemerkte unter andern: Wenn einem der Hochschule Angehörigen Arm oder Fuß von einem Nichtstudenten abgeschlagen wurde, so besaß der Studirende das Recht, das Gleiche an dem Thäter zu vergelten oder 25 Mark Silber zu fordern, wovon die eine Hälfte dem Beschädigten, die andere Hälfte dem Landesherrn zufiel. Bei minderen Körperverletzungen, z. B. Verlust des Ohres rc., konnte der Studirende, wenn er nicht ähnliche Rache üben wollte, 10 Pfennige Vergütung in Anspruch nehmen.

König Maximilian von Bayern hat den Patriarchen der berühmten Adam'schen Künstlerfamilie, den Hofmaler Albert Adam, mit dem Auftrage eines riesengroßen Gemäldes für das Maximilianeum, die Schlacht von Zorndorf darstellend, beehrt. Der bereits im Greisenalter stehende, aber nichts weniger als zum Greis gewordene Künstler hat sich bereits mit allem Feuer seiner einstigen Jugend an das große Werk gemacht.

Redakteur: Gustav Reffert.
Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 303 Mittwoch, 21. Dezember 1859.

Die Wittwen und ihre Pflegekinder.

(Fortsetzung).

Lieber Gott! seufzte mit gefalteten Händen, einen frommen Blick zum Himmel werfend, der ehrliche Diener, wer hätte das wohl gedacht! Dieser stolze Herr, vor dem vor Kurzem noch die ganze Stadt zitterte, dessen Wort Furcht und Schrecken, dessen Lächeln Freude und Seligkeit bereiten konnte. Und jetzt in einer solchen Lage, in einem finstern Loche, auf vermodertem Stroh sein Leben beschließen zu sollen. Noch vor einem Jahre, als der Herr Senator einmal einige Tage krank war, kamen die Bedienten und Mädchen, die sich im Auftrage ihrer Herrschaft nach dem Befinden des Herrn Senators erkundigen mußten, den ganzen Tag über nicht aus dem Vorzimmer, und jetzt — nicht einmal ein Rathsdiener fragt mehr, ob der Herr Senator noch lebt, die elenden Kerle eilen rasch vorüber, wenn sie mich in der Thür des Hauses stehen sehen, oder kehren wohl gar um, um mich nicht grüßen zu dürfen. Wie sich das geändert hat. — Hier, Herr Doktor, hier ist Ihr Hut, nun gehen Sie mit Gott und bringen Sie all Ihren Kranken Hülfe, Trost und Linderung. Ach, es ist doch ein schöner Beruf, ein Arzt zu seyn. Jeder Kranke freut sich auf den Augenblick, wo der Arzt bei ihm eintritt, denn auf ihn setzt er sein ganzes Vertrauen, auf ihn ist seine ganze Hoffnung gerichtet.

Und dennoch können wir mit dem besten Willen nicht Allen helfen.

Freilich, freilich, für den Tod ist kein Kraut gewachsen.

Der Doktor ging, Jakob sah ihm nach. — Ein lieber, ein vortrefflicher, junger Herr, sagte er für sich. Ach, wenn die selige Frau noch lebte und ihren Liebling so sehen könnte, welch eine Freude für die herrlichste aller Frauen.

Als der Doktor in das Gefangenhaus trat, fand er es ungewöhnlich unruhig darin. Der Schließer hatte kaum Zeit, seinen Gutenmorgen zu erwidern, und der Inspektor lief mit einigen Bogen Papier und einer Feder hinterm Ohr aus einer Stube in die andere, vermuthlich hatte oder wollte er über einen wichtigen Vorfall ein Protokoll aufnehmen. In der großen Stube, deren Thüre eine Hand breit offen stand, bemerkte er eine Dame und vernahm heftiges Weinen und Schluchzen. Eine Weile stand er und schaute müssig dem ungewöhnlichen Treiben zu. In einer Ecke der Hausflur stand ein offener Sarg, der Deckel dazu lag daneben. Es wurde ihm unheimlich zu Muthe. Wenn es Dein Vater wäre, dachte er, der in dieser Nacht sein elendes Daseyn geendet hätte, und der Gedanke wurde bei ihm fast zur Gewißheit, indem der sonst so redselige Schließer immer an ihm vorbeischoß und ihm auszuweichen schien. In dem Augenblick ging der Schließer wieder in die Stube, in welcher sich die Dame befand, und er hörte bald darauf seinen Namen nennen. Da ging die Thür wieder auf, und die Dame, mit rothgeweintem, aufgeschwollenem Gesicht, eilte auf ihn zu. Sie sind, wie ich höre, der Herr Doktor Rose, der Arzt dieses Hauses, sagte sie, haben Sie Mitleid mit dem Unglück einer Frau, die an Allem was geschehen, unschuldig ist.

Wen habe ich denn die Ehre? fragte Rose.

Sie sehen in mir die unglücklichste Frau dieser Stadt, die hinterlassene Wittwe des Obergerichtssekretärs Schulz.

Ist der Sekretär todt? fragte verwundert Rose.

Wie man sagt, hat er in dieser Nacht durch Selbstmord geendet.

Es wäre entsetzlich!

Ja wohl, entsetzlich! — Ich weiß nicht, Herr Doktor, ob Sie unsere Verhältnisse, unser eheliches Leben gekannt haben, diese Thränen, sie fließen nicht der Liebe, nicht dem Verluste eines unschätzbaren Gatten, sie fließen nur dem Andenken an die Schande, womit der leichtsinnige Mann der Namen seiner hinterlassenen Söhne gebrandmarkt hat. Auf Ihnen beruhet all mein Vertrauen, auf Sie wird es ankommen, ob auch Sie an dem Leichnam des Verstorbenen Spuren des Selbstmordes finden. Seyn Sie barmherzig, haben Sie Mitleid mit einem unglücklichen Weibe und drei unglücklichen Kindern. Erklären auch Sie ihn für einen Selbstmörder,

dann wird ihm kein ehrliches Begräbniß zu Theil, und der Schandfleck, der auf seiner Familie ruht, ist mit nichts zu verwischen; darum thun Sie was sich irgend mit Ihrer Pflicht vereinbaren läßt, und mein stiller Dank wird Ihnen ewig bleiben.

In dem Augenblick trat der Inspektor, der den Arzt noch nicht bemerkt zu haben schien, herzu. Es ist gut, Herr Doktor, sagte er, daß Sie schon da sind, wir haben hier eine Leiche, an der eine Sektion nothwendig seyn wird. Wünschen Sie, daß ich den Chirurg auch herbei rufen lasse, so soll es sogleich geschehen.

Die Dame wurde leichenblaß, als sie noch von einem Chirurg hörte, indem sie glaubte, den Arzt nun schon für sich gewonnen zu haben; Rose aber fragte im gleichgültigen Tone, ob an dem Kadaver Wunden vorhanden wären, und als der Inspektor es verneinte, sagte er etwas kurz, nun, wie kann dann die Rede von einem Selbstmorde seyn. Lassen Sie sogleich den Körper hier an's Licht bringen und das Weitere wird sich finden. Hierauf wandte der Doktor sich kurz von Beiden ab und ging in die Stube des blödsinnigen Friedrich Eiche. Er fand den Verwahrlosten in einem sehr günstigen Zustande und bewirkte nicht allein seine Freilassung, sondern er nahm ihn in sein Haus und stellte ihn unter die Aufsicht des alten Jakob, wo er bald, bei einer rechtlichen Pflege, zu verschiedenen kleinen Geschäften brauchbar wurde.

Als er wieder auf die Hausflur trat, brachten eben vier Knechte die Leiche des Sekretärs die Treppe herauf und legten sie auf einen dazu bereit stehenden Tisch.

Auf den ersten Blick wurde es dem Doktor klar, daß der Verstorbene, um seinem Leben ein Ende zu machen, von den giftigen Amphibien, die sich in dem entsetzlichen Aufenthalte befanden, einige gewaltsam verschluckt hatte. Sein Unterleib war bei näherer Untersuchung stark angeschwollen, das Gesicht kohlschwarz und die Augen weit aus den Höhlen herausgetrieben. Als er die unglückliche Frau sich nähern sah, winkte er ihr, zurückzubleiben und sich diesen entsetzlichen Anblick zu ersparen, dem Inspektor aber warf er einen wüthenden Zornblick zu, indem er sagte: gemordet ist der Unglückliche, aber nicht er selbst, Sie sind sein Mörder, und Sie werde ich dafür verantwortlich machen.

Heftig erschrocken fuhr dieser mehrere Schritte zurück und konnte gar nicht begreifen, wie er, da er doch so lange mit keinem Fuße in dem Gewölbe gewesen, an dem Tode dieses Mannes schuldig seyn könne?

Eben darum! rief der Doktor, sind Sie ein Mörder. Hätten Sie sich besser um Ihre Obliegenheiten bekümmert, hätten Sie den nichtmenschlichen Aufenthalt öfterer reinigen und lüften lassen, so hätte sich nicht eine Masse von schädlichem Ungeziefer darin ansiedeln können. Wäre der Erste, den ich in dem gräßlichen Aufenthalte fand, nicht mein unglücklicher Stiefvater gewesen, ich würde Sie da schon belangt haben, ich schwieg aber nur darum, um mich von jeder Partheilichkeit frei zu halten. Es ist gar keinem Zweifel unterworfen, daß eines dieser giftigen Amphibien dem unglücklichen Manne im Schlafe in den offenen Mund gekrochen ist und seinen Tod bewirkt hat. Richten Sie nur Ihren Bericht an das Kollegium ein, berichten Sie, daß derselbe zwar eines gewaltsamen Todes, jedoch ohne sein Zuthun, gestorben.

Der Inspektor zitterte an allen Gliedern und versprach, daß von dieser Stunde an eine andere Ordnung eintreten solle, und bat fußfällig um einen Todtenschein, der ihn nicht von seinem Amte brächte.

Daß der Sekretär geendet, konnte dem Doktor nur lieb seyn, denn auf freie Füße wäre er doch nie wieder gekommen, wohl aber hätte er ihn noch in mancherlei Verlegenheit bringen können, und hatte er nun, ohne irgend Jemanden damit zu schaden, den Hinterbliebenen des Mannes damit genützt. Zufrieden verließ er das Haus und kehrte erst nach mehreren Stunden in dasselbe zurück.

Als er in das früher gänzlich dunkle Gewölbe trat, fand er ein kleines Fenster, welches er bisher noch gar nicht bemerkt hatte, in welches ein heller Lichtstrahl fiel, der das ganze Gemach erhellte. Es war überall gesäubert und gereinigt, der Fußboden mit weißem Sand bestreuet, und von dem frühern Ungeziefer keine Spur mehr vorhanden. Der helle Lichtstrahl diente indeß nur dazu, um ihm die Jammergestalt des Senators in seiner ganzen Größe zu zeigen. Hätte er ihn nicht genau gekannt, er würde ihn kaum für den gehalten haben, der er noch vor etwa zwei Monaten war. Daß dieser Mann ihn um sein ganzes Vermögen gebracht, daran dachte der edle Mensch mit keinem Gedanken, er fühlte das innigste Mitleid mit ihm und würde gern noch sein geringes Einkommen mit ihm getheilt haben, wenn er ihn nur hätte retten können; aber hier war Alles verloren; nur noch an geringen Fasern hing das elende Daseyn, das seine Ehre längst verloren hatte.

Als der Senator seinen Stiefsohn gewahrte, richtete er sich von seinem frischen Strohlager auf und reichte ihm die Hand. Nun ist's bald vorbei, sagte er, ich fühle wie der nahe Tod das morsche Gebäude immer mehr und mehr zusammenrüttelt. — Ach, Ferdinand! seufzte er, wäre es doch erst überstanden, diese Nacht, es war die gräßlichste meines Lebens. — Ist er noch da? fragte er, und sah in den Winkel, wo der Sekretär geendet hatte.

— Er schläft den ewigen Schlaf, entgegnete Rose, sein Leichnam ist nicht mehr hier.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Schwurgerichts-Verhandlung wegen vorsätzlicher Tödtung.

Berlin, 17. Dezember 1859.

Wie schon erwähnt, stand gestern der Gefängniß-Oberaufseher Kügler vor den Geschwornen, vorsätzlicher Tödtung angeklagt. Am 23. August d. J. sollte gegen den Sträfling Jakobi wegen Mißhandlung eines Mitgefangenen eine Disziplinarstrafe vollstreckt werden. Der Angeklagte war beauftragt, dem Jakobi die Zwangsjacke anzulegen, dieser widersetzte sich und veranlaßte den Angeklagten dadurch, dem Grenadier Uebe den Befehl zum Feuern zu geben. Uebe führte den Befehl aus und erschoß den Sträfling. Die Anklage behauptete nun, daß Kügler in seiner Eigenschaft als Oberaufseher nicht befugt war, den Befehl von der Schußwaffe Gebrauch zu machen zu geben, und daß es nicht zweifelhaft sey, daß er in dem Augenblick, als er den Befehl ertheilte, die Absicht hatte, den Jakobi zu tödten. Das Verhör des Angeklagten ergab Folgendes: Es hatte in dem Direktorialzimmer eine Verhandlung über den Jakobi stattgefunden, der sich gegen einen seiner Mitgefangenen vergangen hatte. Der Angeklagte stand vor der Thür, als Jakobi das Zimmer verließ, ohne daß ihm die Erlaubniß dazu ertheilt war. Jakobi war sehr aufgeregt und stieß Drohungen aus. Er wurde indessen in das Zimmer zurückgeführt und der Angeklagte erhielt von dem Inspektor Anton Befehl, Militär zu requiriren. Er holte darauf zwei Grenadiere; als er mit diesen zurückkehrte, war Jakobi bereits in die Strafzelle geführt worden. Da der Polizeiinspektor den Befehl ertheilte, dem Jakobi die Zwangsjacke anzulegen, so begab er sich in Begleitung des Zörner nach dieser Zelle. In ihrer Begleitung befand sich noch ein als Kalefaktor fungirender Strafgefangener. Sie traten in die Zelle und der Angeklagte machte dem Jakobi klar, wie er sich zu benehmen habe und forderte ihn auf, sich die Zwangsjacke anlegen zu lassen. Jakobi aber drohte und schimpfte, und es wurde deßhalb dem Polizeiinspektor Anton Mittheilung gemacht, daß er nicht zu bändigen sey. Da auch die Ermahnungen des Polizeiinspektors nichts fruchteten, so verfügte dieser, daß Jakobi bei Tage die Zwangsjacke, des Nachts aber Fesseln tragen solle. Als der Polizeiinspektor die Zelle verlassen, trat der Angeklagte an Jakobi heran, forderte ihn nochmals auf, sich zu fügen, indem er ihm sagte, daß es ja keine so schwere Strafe sey, daß dieselbe auch gemildert werden würde, wenn er ruhig sey. Jakobi ließ sich nicht beruhigen und als ihm die Zwangsjacke mit Gewalt angelegt werden sollte, erhob er die Arme und schlug um sich. Er führte einen Schlag nach Zörner, traf dabei aber den Angeklagten. Es schien ihm, dem Angeklagten, als ob das Leben des Zörner bedroht sey und er wisse selbst nicht, wie er dazu gekommen, daß er nicht von seiner eigenen Waffe Gebrauch gemacht habe. Die Soldaten standen während dieses Versuches außerhalb der Zelle, deren Thüre offen war. Durch dieß Ereigniß sey er so aufgeregt worden, daß er den Soldaten zugerufen: „Stoßt ihn nieder!“ Die Soldaten fällten beide das Bajonett, traten in die Zelle ein und gingen auf Jakobi zu, den sie mit dem Bajonette berührten. Plötzlich wichen die Soldaten zurück, und er sah, daß Jakobi die Bajonette angefaßt hatte. Aus Furcht und Bestürzung habe er nunmehr den Grenadier Uebe aufgefordert, zu laden, was dieser auch gethan. Er habe nun geglaubt, daß Jakobi ihm entwischen wolle, er könne sich heute jedoch nicht mehr klar erinnern, ob er wirklich Feuer kommandirt habe. Da die Zeugen dieß aber sämmtlich bekundeten, so müsse es wahr seyn. Präsident. Wenn Uebe nur 4 bis 5 Schritt von Jakobi entfernt stand, mußte Ihnen doch klar seyn, was daraus folgen müsse, wenn Sie einen solchen Befehl gaben. Was dachten Sie denn, als Sie den Befehl gaben, den Jakobi niederzustoßen? Angekl. Meine Absicht war, ihm durch Schreck oder durch eine Verletzung zu zeigen, daß Ernst gemacht werde, wenn er sich noch länger widersetze. Der Person des Jakobi gegenüber mußte man ein Unglück befürchten. Präsident. Ich muß gestehen, daß ich nicht einzusehen vermag, wie der Befehl, Jemand niederzustoßen, noch als Drohung gelten soll. Angekl. Ich war zu bestürzt. Präs. Was dachten Sie denn, als Sie Feuer kommandirten? Angekl. Das weiß ich eigentlich selbst nicht. Nur aus Furcht und Schreck habe ich überhaupt laden lassen. Der Präsident bestätigt aus den Akten, daß Jakobi einen böswilligen Charakter gehabt und öfter Disziplinarstrafe habe erleiden müssen. Präs. Es ist doch auffällig, daß Sie, Zörner und die beiden Soldaten nicht die Gewalt gehabt haben sollen, den Jakobi zu zwingen, und wenn dieß nicht möglich, so konnten sie doch noch mehr Beamte zu Hülfe rufen. Ich dächte, ein einzelner unbewaffneter Mensch wäre zu zwingen gewesen. Angekl. Ich sah in diesem Augenblick nur die Verantwortlichkeit, wenn Jakobi einen meiner Begleiter verletzt hätte. Durch die hierauf erfolgte Beweisaufnahme ward der Thatbestand so dargethan, wie ihn die Anklage hinstellt; die beiden Grenadiere bekunden namentlich, daß der Angeklagte dreimal den Befehl zum Schie

ßen gegeben und daß Uebr erst beim dritten Befehl geschossen habe.

(Das Resultat dieses Prozesses haben wir bereits in der Zeitung mitgetheilt.)

Mannigfaltigkeiten.

Vergangene Woche trafen, von Berlin kommend, zwei junge Leute, ein Deutscher aus Hamburg und ein Italiener, in Lüttich ein und stiegen in einem der ersten Hotels ab. Sie ließen sich ins Theater führen und kehrten nach der Vorstellung zurück, um schlafen zu gehen. Da sie am folgenden Morgen nicht zum Frühstück erschienen, glaubte man, sie wären ausgegangen. Wie groß aber war der Schrecken des Zimmermädchens, als es in das Zimmer trat und den Einen aus dem Bett vorgebeugt mit dem Kopf auf den Nachttisch gestützt fand, den Anderen im Zimmer liegend, ohne jedes Lebenszeichen. Aerzte wurden herbeigeholt, die sofort erklärten, der Eine sey todt, und zwar in Folge einer heftigen Vergiftung. Der Andere, der Deutsche, wurde wieder zu sich gebracht und erzählte, sie wären auf ihrer Reise nach London, wo sie ein Geschäft zu gründen gedacht hätten. In Aachen hätten sie zu Mittag gespeist, dann hätten sie in Verviers einiges Backwerk gegessen, wie auch am Buffet des Theaters, sonst nichts genossen. Ermüdet hätten sie sich zu Bette gelegt, doch gegen Mitternacht sey der Ueberlebende von heftigen Kolikschmerzen und Erbrechen befallen worden, sey aufgestanden, um Hülfe zu suchen, aber bewußtlos zusammengesunken. Die Vergiftung ist konstatirt, der Italiener ward ihr Opfer. Wie, wo und wodurch fand die Vergiftung aber statt?

Wiener Blätter erzählen: „Ein Arzt suchte vor einiger Zeit eine Wohnung, und fand in einem nächst der Stadt gelegenen, neuerbauten Hause ein ihm passendes Quartier für den Jahreszins von 400 fl. Der Hausinhaber fragte den Arzt, ob er Kinder habe, und da letzterer dieß verneinte, erklärte der Hausherr, ihm unter diesen Umständen das Quartier vermiethen zu wollen. Als er darauf zur Unterzeichnung des Kontrakts kommen sollte, fragte der Arzt den Hausherrn, ob er denn Kinder habe? Dieser erwiederte, nichts ahnend, ja, er habe vier Kinder. Kaum war diese Antwort gegeben, als der Arzt die Feder, welche er bereits zum Unterschreiben des Kontrakts in die Hand hatte, hinwarf, und dem Hausherrn den nicht unterschriebenen Kontrakt mit den Worten zurückgab: „Ich ziehe in kein Haus, dessen Besitzer Kinder hat.“ Damit ließ er den verblüfften Hausherrn, der von seinen Parteien verlangte, kinderlos zu seyn, stehen.“

Der silberne Kranz, welcher von Hamburger Frauen zur Verehrung für Schillers Grab bestimmt ist, ging am 15. Dezember von Hamburg nach Weimar ab, nachdem die an den Großherzog von Weimar gerichtete Bitte um Aufnahme und Niederlegung des Kranzes in der Fürstengruft wohlwollende Gewährung gefunden hat. Der Kranz, Eichenlaub darstellend, ist nach einer von dem Maler Soltau entworfenen Zeichnung von den Goldschmieden Brahmfeldt und Gutruf kunstvoll ausgeführt. Jedes Blatt, jede Eichel ist in verschiedenartiger Form und Bildung treue Nachbildung der Natur. Das malerisch in Silber wiedergegebene Atlasband, welches mit seiner Schleife die beiden Zweige, die den Kranz bilden, an der Wurzel umschlingt, trägt die Inschrift: „Dem Andenken Schillers von Frauen Hamburgs, den 10. November 1859. Der Kranz hat ein Gewicht von drei Pfund.

Bei Gelegenheit der Leipziger Universitäts-Jubelfeier wurde den Zöglingen des dortigen Konviktes ein Festessen gegeben, bei welchem ein kolossaler Stangenkuchen besondere Aufmerksamkeit erregte. Dieser Kuchen, zu dem 600 Eier verwendet worden waren, war circa 5 bis 6 Ellen hoch, und zeigte in seinem Umfange drei angeklebte pyramidalen Flächen mit Medaillons, auf deren einem das alte Universitätswappen, dem andern das Rektoratswappen und dem dritten die Jahreszahlen 1409 und 1859 angebracht waren. Die Spitze bildete eine von durchsichtigem rubinartigen Zucker geformte Krone. Dieses Kunstwerk, zu dessen Zerlegung eine geübte Hand nur durch eine hohe Leiter gelangen konnte, wurde natürlich unter lautem Jubel der Studirenden „vertilgt.“ —

Wann und wo ist Karl der Große geboren? Eine bereits in vierter Auflage zu Lüttich bei Desoer erschienene geschichtliche Untersuchung von Ferdinand Henaux sur la naissance de Charlemagne à Liège stellt zunächst den 2. April 742 als den Geburtstag des großen Kaisers († 28. Januar 814) fest, widerlegt dann die französische Behauptung, daß ein Ort im eigentlichen Frankreich, und die deutsche Annahme, daß Ingelheim im Rheingau die Geburtsstätte gewesen sey, und kommt dann zu dem Schlusse, daß Karl nirgend anders geboren worden seyn könne, als in Lüttich. Als Motto führt die Abhandlung ein Citat aus Wibalds Briefen: Nos Germani sumus, non Galli comati.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 304 Donnerstag, 22. Dezember 1859.

Die Wittwen und ihre Pflegekinder.

(Fortsetzung.)

O wie beneide ich den Sekretär, den Schurken, sagte der Senator weiter, der den größten Theil meiner Schuld trägt! Hätte ich ihn nie gesehen, es stände um Vieles besser mit mir, er verstand die Kunst mich zu leiten, wohin er mich haben wollte. Es war eine gräßliche Nacht, sage ich Dir. Wie sie so Alle vor mir standen, Deine Mutter, die Marie, der Fritz, die Lehne, der Friedrich, und endlich mein Vater, wie er mich mit seinen blutrothen Augen, aus denen dicke Blutstropfen über seine Wangen auf die Erde fielen und da zu giftigen Kröten und Schlangen wurden, anstierte und dann drohend seine Rechte gegen mich erhob; — o, o! es war eine gräßliche Nacht! —

Vater, sagte Rose, der diese Worte nicht alle verstand, allein ihren Sinn ahnte, Vater, Sie sind recht krank, wollen Sie denn nicht ein Linderungsmittel nehmen, es wird Ihr Blut verdünnen und die daraus entstehenden schweren Träume entfernen.

Ha, ha, ha! lachte fürchterlich wild der Senator, spare Deine Kunst für die Leibeskranken; für den Wurm, der hier nagt, hast Du kein Mittel, und was mir helfen könnte, willst Du mir nicht geben. Morgen soll ich da erscheinen, wo ich jüngst noch Richter war. Werde ich diesen Hohn, diesen Spott ertragen?

Vater, sagte Rose, Sie werden diesen Ort nicht mehr verlassen, Ihren irdischen Richtern sind Sie kein Geständniß mehr schuldig, machen Sie sich mit einem andern bekannt, der über uns Alle einst richten wird.

So, so, entgegnete der Senator, ja, ich habe ihn auch schon bitten lassen.

Rose, der den Sinn dieser Worte wieder nicht verstand, wollte eine Frage an ihn richten, als sich die Thür aufthat und der Schließer einen Geistlichen herein führte, rasch nahm er Hut und Stock und entfernte sich; der Anblick dieses würdigen Mannes, hatte sein Herz mit Freude erfüllt, mehr aber noch die Worte des Senators, die er jetzt nun verstand. Bis jetzt hatte der Senator all diese Herren, ihr Amt und ihre Würde mit Verachtung behandelt, er wollte nicht Zeuge einer ähnlichen Handlung seyn. — Dem war indeß nicht so, der fürchterliche Todeskampf, das entsetzliche Geheul und Gewinsel des Sekretärs, sein Gewimmer, daß Gott sich seiner armen Seele erbarmen möge, hatte sein Innerstes durchwühlt und zerrüttet, und der Glaube an ein ewiges Leben, an eine Fortdauer, an ein Rechenschaftgeben, an Strafe und Vergeltung, war in dieser Nacht in ihm erwacht, er war nicht mehr derselbe, er war ein anderer Mensch geworden.

Vom hochweisen Rathe beauftragt, erscheine ich hier, sagte der Geistliche, um Ihre Beichte zu hören und Ihnen, kraft meines Amtes und des göttlichen Wortes, dessen Verkündiger ich bin, Trost und Muth zuzusprechen.

Der Senator hatte die naßkalten Hände gefaltet und sah dem frommen Seelsorger starr ins Auge. Herr, sagte er, ich bin ein großer Sünder, habe mein ganzes Leben hindurch Sünde auf Sünde gehäuft, aber an eine ewige Vergeltung nie gedacht. Ihre Mühe wird also vergebens seyn, denn wenn Gott mich nicht vergessen hat, wie ich ihn vergessen habe, so kann und wird er mich nie zu Gnaden aufnehmen.

Gott ist die Liebe! Herr Senator, seine Gnade, seine Langmuth währet ewiglich.

Wenn Gott aber so liebreich gegen seine Geschöpfe gesinnt ist, warum ließ er es zu, daß ich so manche strafbare Handlung, zum Theil nur, nur ihm bekannt, begehen durfte? Warum ließ er es zu, daß ich meine Hand sogar nach dem Vater ausstrecken durfte, wofür mir sein Fluch wurde, der nun, so lange ich diesen Aufenthalt bewohne, mir aus allen Winkeln, schlafend und wachend entgegen tönt?

Der allliebende Vater im Himmel gab jedem Menschen, und Ihnen sogar in einem hohen Grade, Verstand und einen freien Willen. Mit Ihrem Verstande konnten Sie seinen Willen, den er uns durch seinen eingebornen Sohn kund gethan hat, erkennen, Ihrem Willen aber hat er es freigestellt zu handeln,

wie Sie es für gut fanden. — Thust Du Sünde, handelst Du wieder Gottes Gebot, das Du erkannt hast, so ruht die Strafe vor der Thür, so steht es in der heiligen Schrift. Ich habe Ihnen diese Worte, als Sie kaum dreizehn Jahre alt waren, schon zugerufen; aber Sie verhöhnten, Sie verlachten mich. Könnten Sie es jetzt noch, jetzt, wo Sie an der Pforte der Ewigkeit stehen, wo ein Hauch des Ewigen, der Sie anwehet, Sie vor seinen Thron ruft und Rechenschaft von Ihnen fordert, könnten Sie es jetzt noch, wo Sie den irdischen Richter nicht mehr fürchten, mir würde grauen, ich würde selbst an Gott und seinem heiligen Wort irre werden. Welch ein Triumph ist daher diese Stunde, diese Zusammenkunft nach einem Zeitraume von mehr denn dreißig Jahren mit Ihnen! Jetzt erkenne ich Gott in seiner ganzen Größe, in seiner unbegreiflichen Allmacht. Auch in Ihrem Innern, in dem Innern eines Mannes, den ich so lange Jahre Gelegenheit hatte zu beobachten, auch in Ihnen schlummert das Ding, was wir mit dem Worte Gewissen bezeichnen. Es hat lange geschlummert, aber es ist erwacht, und wie ein Wurm krümme ich mich jetzt im Staube vor dem Allerhöchsten, daß mir und Ihnen diese Erkenntniß geworden ist.

Der Senator hatte kein Wort von der Rede des Mannes verloren, der so kräftig zu ihm gesprochen, jetzt aber erhob er sich und fragte: wer sind Sie, Herr?

Erkennen Sie in mir den Mann, der als Jüngling in Ihres Vaters Hause Ihr letzter Lehrer war und sich Golzbeck nannte.

O ewiger Gott! rief da der Senator, jetzt erkenne ich, jetzt fühle ich Dein Daseyn immer mehr und mehr. Jetzt verstehe ich die Worte, die Sie mir oft zugerufen: es wird einst eine Zeit kommen, wo Du es bitter bereuen wirst, was Du ihnen und mir gethan, jetzt erkenne ich sie, jetzt, wo es leider zu spät ist, wo ich zeitlich und ewiglich verloren seyn werde.

O nein, mein Freund, mein Bruder! rief der fromme Mann, zur Buße ist es nie zu spät; sagt nicht der Heiland selbst: um einen Sünder, der zur Buße zurückkehrt, wird Freude seyn im Himmel und auf Erden? Gottes Gnade und Langmuth ist unendlich, und wenn Sie mit unendlichem Vertrauen auf seine Gnade hoffen und zu ihm beten, dann werden Sie sich mit ihm versöhnen und er wird Sie in seinen Schooß aufnehmen; Sie werden an seinem Freudenmahle Theilnehmen. — Kommen Sie, mein Freund, den ich in dieser heiligen Stunde wie einen Bruder liebe, kommen Sie, beten Sie mit mir zu dem allliebenden Vater im Himmel, er wird Ihr Gebet nicht verwerfen, er wird Sie erhören!

Von tiefer Reue zerknirscht, legte der Senator sein Haupt an die Brust des Mannes, den er als Knabe zu tausend Malen verhöhnt hatte, faltete seine Hände und betete leise nach, wie es Jener mit lauter, feierlicher Stimme sprach. — „Zu Deinem ewigen Throne erhebt sich glaubensvoll unser Geist, o Vater, der Du bist im Himmel! Der Glanz Deiner Herrlichkeit, das Licht Deiner Wahrheit, die Sonne unsterblicher Hoffnung strahlt von Dir herab in das Dunkel der Erde; anbetend fühlen wir Deine Nähe, so wie Deine gränzenlose Liebe, und rufen in frommer Verehrung: geheiligt werde Dein Name! Göttlicher Beglücker, zu uns komme Dein Reich. Barmherzig, väterlich lenkst Du unser Geschick vom Anbeginn bis ins Unendliche; kindlich dankbar werde von uns Dein himmliches Walten erkannt, auf daß wir eins werden mit Dir, und Dein ewiges Gebot erfüllt werde! — Schwach und zerbrechlich ist die Hülle dieses Leibes, leicht befleckt seine vergängliche Lust die unsterbliche Seele, leicht erbebt der Geist vor der Sterblichkeit seiner Hülle, und vergessend Deines ewigen Rufes, fällt er geblendet in die Banden der Sünde, oder zagend in die Schrecknisse der Todesfurcht! O Allerbarmer führe uns nicht in Versuchung! Richte uns auf mit Deinem göttlichen Worte, wenn unser Fuß strauchelt auf der gefährlichen Bahn der Erde; erhebe uns über die Drohungen der endlichen Zeit, und wenn uns dürstet nach Trost und Ruhe, dann erquicke uns mit dem lebendigen Quell des Himmlischen, der Leben und unvergängliches Wesen an's Licht gebracht! Segne diese Stunde, daß wir, durch sie im Glauben und in der Tugend gestärkt, mit höherer Begeisterung ausrufen: Dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit Amen.“

(Fortsetzung folgt.)

Der kleine Bediente.

„Aber lieber Mann, Du wirst doch zugeben, daß weder die Köchin, noch das Hausmädchen immer durch das ganze Quartier laufen können, um die Leute anzumelden, welche Dich sprechen wollen!“ sagte in etwas gereiztem Tone die junge Regierungsräthin zu dem seit vier Monaten durch ihren Besitz beglückten Gemahl.

„Und was sollen wir thun, liebes Klärchen, um diesem Uebelstande abzuhelfen?“ antwortete etwas zerstreut der Regierungsrath und klappte ein Bündel Akten zusammen, dessen Schriftzüge jeder gesittete und rechtlich denkende Schreiblehrer für die ersten kalligraphischen Versuche hoffnungsvoller junger Hähne, wenn nicht Kapaunen halten mußte.

„Wir brauchen noch einen Domestiken," sagte das schöne Klärchen, „die beiden Frauenzimmer beklagen sich früh und spät über den schweren Dienst. Wenn Du nicht willst, daß ich in Nervosität übergehen soll, müssen wir noch Jemand haben; ich würde einen kleinen Bedienten vorschlagen."

„Einen kleinen Bedienten?" fragte der Regierungsrath mit sehr ernsthafter Miene in gedehntem Ton, „und was versprichst Du Dir von ihm?"

„Er soll die Thür aufmachen, die Leute bei Dir anmelden, die Gänge für Dich besorgen, Deine Stiefeln putzen, denn die beiden Mädchen raisonniren fortwährend über diese Arbeit und sagen mir täglich, dergleichen hätte man ihnen noch in keinem Hause zugemuthet, kurz der kleine Bediente soll Leibwache bei Dir werden, liebes Männchen!"

„Warum denn aber gerade ein kleiner Bedienter? liebes Kind!" fragte der Regierungsrath.

„Aus dem einfachen Grunde, weil eine kleine Person weniger als ein ausgewachsener Mensch verzehrt und sich leichter unterbringen läßt. Der Bursche kann ja in dem Sophakasten im Entre schlafen."

„Mir gefällt die Idee nicht, liebes Kind, Du trittst an diese Sache mit den vorgefaßten Meinungen und der mangelhaften Beobachtungsgabe der Frauen; ich habe eine durchaus abweichende Vorstellung davon. Der kleine Bediente an sich ist immer ein Berliner Junge, und Du kennst meine Ansichten, so sehr ich die Eigenschaften des herangereiften Berliners schätze, so gering ist mein Zutrauen zu ihm im jugendlichen Lebensalter."

„Du mußt von der Frau immer schlecht sprechen, das ist eine alte Geschichte, vorgefaßte Meinungen — mangelhafte Beobachtungsgabe — womit habe ich das verdient, ist das der Lohn für meine Liebe, o Gott, diese undankbaren Männer!" seufzte die junge Räthin und warf mit einem schwärmerischen Blick in den Spiegel die langen blonden Locken über die linke Schulter.

„Klärchen, wie Du mich mißverstehst!" rief ängstlich der Regierungsrath, denn die zarten Gefühle der Flitterwochen waren in ihm nicht ganz durch die Schreckensherrschaft der Vorgesetzten ausgerottet worden, „ich mache meine Einwendung ganz im Allgemeinen und Du formulirst Dir daraus eine persönliche Beleidigung! Ordne die Sache nach Deinem Belieben an. Du weißt, daß ich Dir unumschränkte Herrschaft im Hauswesen übergeben habe, denn ich kann mich bei dieser Last von Geschäften nicht um das Innere der Wirthschaft bekümmern."

„Das sollst Du auch gar nicht, liebes Männchen, ich engagire den kleinen Bedienten und wir lassen ihm eine recht hübsche Livree machen, braunen Oberrock mit silbernen Litzen, gestreifte Weste, Stulpstiefeln, lackirten Hut mit einer großen Kokarde, eine Livree halb Groom, halb Tiger, nicht wahr?" schmeichelte Klärchen und der Rath holte tief Athem, denn er dachte an das belastete Konto bei seinem Schneider, an einen blauen Frack mit vergoldeten Knöpfen, wie er Herren von zweifelhafter Zeitrechnung so gut zu Gesichte zu stehen pflegt.

„Du bist doch damit einverstanden?" fragte leise schmollend die schöne Gemahlin, als sie die schwüle Spannung im Gesichte des Gemahls bemerkte.

„Durchaus, liebes Kind, durchaus! aber jetzt muß ich in das Ministerium, Du weißt ja, wie die Sachen stehen; wenn wir den Präsidenten noch einmal sehen wollen, müssen wir jede günstige Stunde benutzen, Se. Exzellenz befinden sich in einer seltsamen Aufregung ...."

Die Frau Regierungsräthin achtete nicht weiter auf diese politische Auseinandersetzung, wirft dem das Halstuch anlegenden Gemahl mit den Fingern einen flüchtigen Kuß zu, den Solawechsel des baaren Kusses, und verschwindet im Innern des Hauses, um das Hausmädchen mit einem Zettel, die Aufforderung für dienstfreie kleine Bediente, sich bei Regierungsraths vorzustellen, enthaltend, nach dem Bureau des Intelligenzblattes zu schicken. Dann wirft sie sich an das Pianino und malt sich das Zauberbild aus, wenn sie in den ersten schönen Tagen des März Exkursionen nach Modenmagazinen und Putzhandlungen machen, und der kleine galonnirte Bediente ihr mit den zierlichen Packeten unter dem Arme folgen werde, hierauf erscheint die Frisirmamsell, dann die Köchin mit dem Einkaufszettel, und endlich kehrt das Hausmädchen zurück und zeigt an, daß ein kleiner Bedienter ihr auf dem Fuße folgt, da er zufällig das Gesuch gleich im Bureau gelesen habe. Die Regierungsräthin befiehlt, ihn einzulassen.

Ein kleiner aber fester Knabe, mit einer grauen Jacke und ditto Hosen bekleidet, das braune Haar mit stark duftendem Talg geglättet, und ein Hut, der nach dem Plane der Schöpfung für das Haupt eines großen Mannes bestimmt war, in den Händen drehend, tritt ein.

„Du willst Dich also vermiethen?" fragte die Regierungsräthin, etwas befremdet über die Erscheinung.

„Darum bin ich hergekommen!" antwortete der Kleine mit einem unerschütterlich festen Feldherrnblick.

„Hast Du schon in anständigen Häusern gedient?"

„Ich war ein Vierteljahr bei einem Esel in der Fruchtstraße."

„Bei einem Esel?" fragte die schöne Frau, betroffen über den Umstand, daß Berliner Esel sich gleichfalls kleine Bediente halten.

„Ja wohl! — Esel! — Ananashaus — Mistbeete mit Melonen!"

„Du warst wohl bei einem Gärtner und hast den Esel — wie nennt man das? abgewartet oder kutschirt?“

„Freilich, aber wir konnten uns nicht stellen, der Esel fraß einigemale Ananasse auf, und er (der Knabe verstand darunter den Gebieter des Esels) sagte mir auf den Kopf zu, ich hätte sie in der Stadt verkauft; das konnte ich mir nicht gefallen lassen und ich sagte ihm auf.“

„Und nun willst Du als kleiner Bedienter in Dienst gehen?“

„Bei Menschen, nur bei Menschen! ich bin nicht für das Stallleben geboren, meine Mutter meinte immer, wenn sie mich mit einem Stück Kochholz bearbeitete, ich gehöre unter feinere Leute, und mein Vater sagte mir alle Tage, ich möchte sobald als möglich abmarschiren, denn mein Magen wäre zu groß für sein Arbeitslohn.“

„Wirst Du Dich denn aber in die Gewohnheiten einer anständigen Herrschaft finden?“ fragte die junge Frau mit vornehmem Tone.

„Ich finde mich in alle Gewohnheiten. Er trank und ich habe mir daraus gar nichts gemacht. Wenn er umfiel, trug ich ihn ins Bett und wenn er um sich schlug, ließ ich ihn liegen. Darum hätten wir bei einander bleiben können, aber die Ananas thaten ihm den Dampf an. Trinkt hier im Hause auch Jemand?“

Diese kühne Frage empörte die junge Regierungsräthin im höchsten Grade. Als feine Dame unterdrückte sie jedoch ihre Entrüstung und sagte nur: „Nein, mein Kind, aber ich zweifle, daß wir für einander passen werden, ich brauche einen besser erzogenen kleinen Bedienten.“

Der feste Knabe zuckte die Achseln, zieht frech die Cigarre hervor und bittet um — Feuer. Das ist der Regierungsräthin zu viel, sie ruft um Hülfe, die Köchin und das Stubenmädchen eilten herbei und der jugendliche Cigarrenfreund wird mit Anwendung einiger Gewalt zur Wohnung herausgebracht.

Als der Gemahl aus dem Ministerium heimkehrt, leidet Klärchen an einem durch den festen Knaben verursachten Nervenzufall, verzichtet auf das Mittagessen und geräth erst in eine bessere Laune, als der Rath ihr anzeigt, daß er bereits mit dem Schneider gesprochen habe und die Livree angefertigt werden solle, sobald der kleine Bediente gemiethet sey.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Wilhelm Grimm †.] Am 16. Dezember verschied in Berlin an einem Rückenkarbunkel Wilhelm Karl Grimm, der jüngere Bruder von Jakob Grimm und mit diesem als Verfasser zahlreicher Werke bekannt. „Die Kinder- und Hausmärchen“ haben Eingang gefunden in jeder Hütte und fehlten selten auf dem Weihnachtstische der Kinder. Von älteren Werken der „Brüder“ Grimm sind zu erwähnen die „Altdeutschen Wälder“ und „die deutschen Sagen“, von den neueren das „deutsche Wörterbuch“. — Wilhelm Grimm war geboren 1786 zu Hanau, besuchte seit 1804 die Universität, wurde 1814 Sekretär bei der Bibliothek in Kassel, 1833 außerordentlicher Professor in Göttingen. Göttingen verließ er im Jahre 1838 — er gehörte mit seinem Bruder zu den bekannten sieben Professoren, die ihres Protestes halber, den sie gegen die Aufhebung des Staatsgrundgesetzes erhoben, ihres Dienstes entlassen wurden — und folgte 1841 einem Rufe Friedrich Wilhelms IV. nach Berlin. Zahlreich sind die Werke, die er im Laufe von vier Jahrzehnten geschrieben hat: Es sind meist Ausgaben mittelhochdeutscher Dichter und Dichtungen, aber auch manche vortreffliche und bahnbrechende Abhandlungen, wie z. B. die „deutsche Heldensage“, „Die Sage vom Ursprung der Christusbilder“ u. A. Mit Wilhelm Grimm ist wiederum eine der bedeutendsten geistigen Größen Berlins heimgegangen, die der Wissenschaft neue Bahnen und Richtungen vorgezeichnet haben. War je ein Gelehrter volksthümlich, so war er es; denn seine sämmtlichen Werke sind geschrieben, um Zeugniß abzulegen für deutsches Fühlen, deutsches Wollen; die „Intelligenz“ unserer sog. „Gebildeten“ ist ihm stets fremd geblieben. Er war der Mann der Kinder und Waisen.

Die Nähmaschinen sind in den Vereinigten Staaten jetzt fast so allgemein eingeführt wie sonst in Deutschland die Spinnräder (obschon sie von 50 bis 125 Dollars kosten; die billigern taugen nichts). Es sind in New-York allein an 30 bis 40 Nähmaschinenfabriken, wovon jedoch nur 8 sehr bedeutend. Von diesen verkauften in dem einen Jahre vom 1. Juli 1858 bis dahin 1859 Wheeler und Wilson 1577 Maschinen, J. M. Singer und Comp. 9728; Grover und B. Howe 536; Ladd und Webster 138; Leavitt und Comp. 228 rc.

Im schwedischen Reichstag sind einige sonderbare Anträge gestellt worden. Gespräche über Religion sollen verboten, den Geistlichen die Kontrole über die durch Hausirer zum Verkauf angebotenen Bücher übertragen werden und Mädchen, die das fünfzehnte Lebensjahr zurückgelegt haben, ohne Zustimmung der Eltern sich verheirathen dürfen.

Redakteur: Gustav Nessert.
Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung.“

№ 305 Freitag, 23. Dezember 1859.

Die Wittwen und ihre Pflegekinder.

(Fortsetzung).

Noch lange lag der Senator an des Seelsorgers Brust, sein Herz bebte, aus seinen Augen flossen helle Thränen; er hatte lange, lange Jahre nicht geweint, gebetet noch nie in seinem Leben, sein Herz war ergriffen, es hatte den Weg zur ewigen Herrlichkeit gefunden, er war nicht ohne Trost, nicht ohne Muth. — Dank Dir, unaussprechlicher Dank für Deinen Zuspruch! rief er, endlich sich ermannend, ein Sünder bin und bleibe ich immer, was ich Böses in der Welt gestiftet, kann Gott selbst nicht ungeschehen machen, aber Du hast durch Dein frommes Gebet den Glauben an Gott und an sein ewiges, unvergängliches Reich mir gegeben, ich werde wenigstens nicht ganz unvorbereitet vor dem Throne des Weltrichters erscheinen.

O wie groß ist meine Freude! rief Goldbeck, daß ich, ein unwürdiger Diener seiner Kirche, und ein Verkündiger seines heiligen Wortes, ihm eine verirrte Seele zugeführt habe. Fahre fort, mein Bruder, zu dem allliebenden Vater im Himmel zu beten und ihm Deine Wünsche und Bitten vorzulegen, und Du wirst es fühlen, wie sein Geist Dich mehr und mehr umschweben wird. Morgen komme ich wieder, und dann wollen wir wieder vereint zu ihm beten.

Als der Geistliche aus der Thür des Kerkers trat, stieß er auf Rose, der hier ungesehen Zeuge des Vorganges gewesen war. Auch er schloß ihn in seine Arme und dankte ihm für die Himmelsspeise, die er seinem Stiefvater gereicht hatte, noch mehr aber freute er sich, daß er dieselbe gekostet und Wohlgefallen daran gefunden, und noch mehr von derselben verlange.

Nach einer Weile ging er wieder zu ihm hinein, er fand ihn gänzlich verändert, aber so schwach, so hinfällig, daß er binnen kurzer Zeit seine Auflösung befürchtete.

Wie ist Ihnen, Vater? fragte er und reichte ihm seine Hand.

Wohl, sehr wohl, entgegnete der Senator mit schwacher, hinsinkender Stimme, bald, bald werde ich es überstanden haben, und ich habe Dir doch noch so Vieles zu sagen, aber — ich kann nicht, jetzt nicht.

Obgleich des frommen jungen Mannes Gemüth, von der rasch herannahenden Todesstunde heftig ergriffen wurde, so war ein baldiger Tod für seine Hinterbliebenen doch wünschenswerther, als ein Leben voll Schmach und Schande, er verließ ihn daher schnell, um ihm eine kurze Ruhe zu gönnen. Nach einigen Stunden kehrte er abermals zurück und brachte ihm, indem er jede Medizin hartnäckig verweigert hatte, etwas Brod, das er mit China und Wein getränkt hatte. Er verschluckte dieß hastig und fühlte sich bald darauf gestärkter.

Mein Sohn, sagte er nach einer Weile, ich habe hart und schwer an Dir gesündigt, ich habe Dein Vermögen schändlich vergeudet, ich hinterlasse Dich und meine eigene Kinder in Armuth, und doch, Du bist besser, tausendmal besser als ich, doch möchte ich gern ohne Haß und Groll von Dir scheiden. Kannst Du mir vergeben?

Vater! rief Rose, ich denke nicht mehr daran, mein Beruf und der Segen Gottes wird mich nähren, auch für Fritz und Marie werde ich Sorge tragen, sie sollen nicht verlassen seyn. Wunderbar hat Gott mein Thun an ihnen schon gesegnet, seit ich ihr Arzt bin, erfreuen sie sich von Stund an einer baldigen, völligen Gesundheit.

Ja, ja, sagte der Alte, ich sehe es ein, es wird mir immer klarer, daß ein Gott die Schicksale der Menschen leitet, und daß nur der, der ihm vertraut und auf ihn hofft, seinen Segen erwarten kann; ich bin leider zu spät zu dieser Erkenntniß gekommen. Nun aber noch eins. Wenn man so an der Pforte der Ewigkeit steht, und noch Manches, was man im Leben versäumt hat, thun möchte und doch nicht kann, dann —

Sprechen Sie, Vater, und wenn's in meiner Macht steht, soll's geschehen.

Du erinnerst Dich vielleicht einer gewissen Lehne, er verbarg hierbei sein Gesicht in sein Gewand und stockte.

Und ihres Sohnes, eines gewissen Friedrich? fragte Rose. Er wurde vor kurzer Zeit wegen eines begangenen Straßenraubs verhaftet und hierher gebracht. Bei meiner nähern Untersuchung fand es sich indeß, daß er nicht bei völligem Verstande ist. Ich habe ihn für blödsinnig erklärt, und seine Freilassung damit bewirkt, er ist in unserm Hause und befindet sich wohl.

Gott der Gnade! rief da der Senator und brach in ein heftiges Schluchzen aus, faßte rasch des Sohnes Hände und drückte sie an seine Lippen, Gott der Gnade! habe ich das um diesen hier verdient?

Nichts mehr, nichts mehr davon, rief Rose und wand sich los.

Nach einer Weile sagte er, ach noch einmal, nur noch einmal möcht ich sehen die Marie und den Fritz.

Rose wurde von diesem Wunsche heftig ergriffen, er glaubte nun an eine wirkliche Besserung seiner selbst. Ich werde sie Ihnen bringen, Vater, rief er in freudiger Aufwallung, noch heute sollen Sie sie sehen und sich ihrer freuen. —

Die Rittmeisterin saß, ein Bild der schönsten Frauenwürde, unter den Kindern und unterrichtete sie als Rose eintrat. Von einer tiefen Wehmuth ergriffen erzählte er, was sich in der letzten Stunde mit dem Vater zugetragen, und seinen letzten Wunsch. Alle weinten. Dann aber erhob sich die Rittmeisterin, legte den Kindern, ohne ein Wort zu sagen, ihre besten Kleider an, schmückte sich selber und bat den Doktor, einen Wagen bestellen zu lassen.

Nach einer halben Stunde standen sie, der Doktor, Fritz, Marie an der Hand der Rittmeisterin, in dem dunkeln Kerker. Langsam erhob sich der Senator von seinem Lager und warf einen Blick auf die Gruppe, aber ein heftiger Schreck schüttelte seine morschen Glieder zusammen, denn er glaubte in dem halben Dämmerlicht in der Rittmeisterin den Geist seiner längst verstorbenen Gattin zu erblicken. Ha! rief er, ist es schon so weit gekommen, stehen die Todten aus ihren Gräbern auf? Bist Du gekommen, Elsbeth, mich an meine nicht erfüllten Pflichten zu erinnern?

Der Doktor merkte sogleich seinen schrecklichen Irrthum, rasch faßte er die Hand der Rittmeisterin und führte sie seinem Lager um einige Schritte näher. Kennen Sie diese Dame nicht, Vater? sie ist nicht meine Mutter.

Erinnern sie sich der kleinen Sophie nicht mehr, Friedrich, Herr Senator, wollt ich sagen, die Sie einst aus der Bodenluke stürzten, die aber unbeschädigt die Erde erreichte?

Großer Gott! rief er, was muß ich Alles noch hier erfahren, das ist Sophie, des verstorbenen Predigers Tochter? ja, ja, ich erkenne Dich, vergib dem Verirrten! er kann nichts mehr thun, nichts von dem mehr gut machen, was er verschuldete, sein letztes Stündlein naht.

Alles ist vergeben! sagte die Rittmeisterin — und für Ihre Kinder durch das hinterlassene Vermögen Ihrer verstorbenen Eltern gesorgt; ruhig können Sie Ihr Haupt zur Ruhe niederlegen.

Eine lange Minute ruhte sein Auge auf der schönen Frau, es schien, als ob manche finstere Erinnerung vor seiner Seele vorüberzöge, dann aber erhob er sich und reichte Marien freundlich lächelnd die Hand. Ja, sagte er, ich erkenne die Züge Deiner Mutter in Dir wieder, werde nun auch so gut, so brav wie sie! aber werde glücklicher wie sie es war. Es entstand wieder eine Pause, in welcher er sich erholte, dann blickte er noch einmal mühsam auf, und reichte auch dem kleinen Fritz, der, als ob er sich vor seinem Vater fürchtete, sich hinter die Rittmeisterin versteckt hatte, die Hand. Der Knabe entsetzte sich vor der eiskalten Hand, aber er zog sie doch nicht zurück. Mein Sohn, sagte er, ich muß es leider von mir selber sagen, ich war kein guter Vater, ich wandelte nicht den Weg des Herrn und darum trifft mich nun auch dieß schimpfliche Loos, das ich verdient habe. Wenn Du noch mehrere Jahre älter bist, dann laß Dir von Deinem Bruder Ferdinand aus meinem Leben erzählen, laß meine Handlungen Dir ein warnendes Beispiel seyn, daß Du nicht auch in die Stricke des Bösen verfällst, sondern habe stets Gott vor Augen und im Herzen, so wird es Dir bis an das Ende Deiner Tage wohl gehen, und Du wirst der letzten Stunde ruhig entgegen gehen. — Gott lasse euch meine Handlungen nicht entgelten, er segne euch mit seiner Liebe, mit seiner Gnade. — Er wollte noch weiter reden, aber die Kraft verließ ihn, er winkte mit der Hand und sank auf sein Lager zurück. Der Doktor führte seine Begleiter wieder zum Wagen, er selbst aber kehrte wieder in den Kerker zurück, um, wie er sagte, ihn in seiner Sterbstunde nicht allein zu wissen.

Es war um die Stunde der Mitternacht, die Rittmeisterin saß noch in bangen Sorgen auf dem Zimmer der verstorbenen Senatorin und harrte der endlichen Rückkehr des Doktors. Das gerechte Schicksal des Mannes, den sie als Kind gekannt, der seinen braven Eltern so unendlich viel Kummer und Herzeleid verursacht hatte, hielt den Schlaf fern von ihr, sie wünschte den Doktor noch zu sehen und zu hören, ob und wie er geendet. Da schlug auf dem nahen Thurme der St. Katharinen-Kirche die Glocke zwölf, und mit dem zwölften Schlage stürzte der neben ihr hängende wandhohe Spiegel herab und zerfiel in tausend Trümmern. Von einem tödtlichen Schreck ergriffen, eilte sie zur Thür und rief den Jakob, der ebenfalls der Rückkehr seines Herrn war-

tete. Zehn Minuten später kam der Doktor. Der Senator hatte einen langen, schweren Kampf gekämpft, das schwerbeladene Herz hatte nicht brechen wollen, endlich, mit dem zwölften Schlage hatte ein greller Angstschrei seinem Leben ein Ende gemacht. — Noch lange saßen Beide und unterhielten sich über Gegenwart und Zukunft.

(Fortsetzung folgt.)

Der kleine Bediente.

(Fortsetzung.)

Am andern Morgen stellen sich die Bewerber um den neuen Posten ein. Schon um halb sieben Uhr wird die Klingel so heftig geläutet, daß das Ehepaar entsetzt erwacht und der Regierungsrath ruft: „Das muß ein Bote aus dem Ministerium seyn!" Die junge Frau aber bricht in Thränen aus und schreit: „Nein, nein, bei den Eltern ist gewiß ein Unglück geschehen, ich habe diese Nacht entsetzlich geträumt, wenn die Mama nur nicht wieder ihre alten Brustbeklemmungen bekommen hat! Wo sind nur die Mädchen? Warum öffnen sie denn nicht rasch!"

Leider machen die dienenden Damen nicht auf: beide liegen noch in süßem Schlummer und sind nicht im Stande, ihre Toilette rasch genug zu vollenden. Es wird noch einmal, dann noch einmal wüthend an der Klingel gerissen.

„Alfred, ich bitte Dich um Gotteswillen, öffne selber," ruft die Regierungsräthin, „ein Menschenleben steht auf dem Spiel, meine Mama steht mir vor Augen, sie ringt mit dem Tode! Rettung, Alfred!"

Was soll der gelehrte Beamte thun? Er schlüpft in Pantoffeln und Schlafrock und eilt hinaus. Als er die Thür öffnet, steht ein untersetzter Junge mit einem Bündel Papieren und einem abgetragenen Regenschirm vor ihm. „Ist das hier richtig, wo ein kleiner Bedienter gesucht wird?"

„Ist das die Zeit, um eine Herrschaft zu überfallen, es ist ja noch stockfinster auf der Straße?" ruft ergrimmt der Rath.

„Glauben Sie, daß ich nicht mehr zu thun habe, als Ihnen einen Besuch zu machen? Wer in einem offenen Geschäft angestellt ist und die Schaufenster auf- und zumachen soll, kann nicht bei Tage umherbummeln. Hier sind meine Papiere, Komptoirschein und Impfattest — Hier!"

So vielversprechend dieses Anerbieten ist und so geordnet die Dokumentenfrage scheint, kann der in seinen heiligsten Empfindungen gekränkte Regierungsrath doch nicht umhin, die Thür zuzuschlagen und murmelnd einen Fluch über den ungewöhnlich gewissenhaften Knaben auszustoßen. Dieser dagegen entfernt sich etwas geräuschvoll, indem er die Treppe sprungweise mit instrumentaler Anwendung seiner gediegenen Hufeisen hinabspringt.

Der Gemahl hat die größte Lust, seinem Klärchen einige Bitterkeiten über die Angelegenheit mit dem kleinen Bedienten zu sagen, allein er legt sich Schweigen auf und sucht zuletzt nur sein unglückliches Weib zu beruhigen, das den Gedanken nicht aufzugeben vermag, daß ihre fürchterlichen Träume, verbunden mit diesem schrecklichen Klingelereigniß, doch irgend ein Unheil für Mama bedeuten müßten. Alfred verspricht nothgedrungen bei seinem Gange auf das Bureau einen Abstecher zu den Schwiegereltern zu machen und sich genau nach Mama's Befinden zu erkundigen. Der Frieden der süßen Kaffeestunde ist nothdürftig hergestellt und der Regierungsrath schließlich entlassen.

Die brennende Frage des kleinen Bedienten schreitet jetzt mächtig in ihrer Entwickelung fort. Etwa von neun Uhr an erscheint ziemlich in Intervallen von zehn Minuten immer ein neues Exemplar, ein Beweis, daß die Stabilität dieses Geschlechts nur eine sehr geringe ist und die Wanderlust desselben schon nahe an das Studium der Völkerwanderung gränzt.

Knaben von allen Formaten und Kaliber, frühreife und ganz veraltete, beinahe antiquarische, ja antediluvianische Jungen, Kinder, die kaum der Flasche entwöhnt sind, und Buben mit Spuren von Bärten melden sich an. Die aristokratischen Kreise so gut, wie die Fabriken, stellen ihr Kontingent, aber die Regierungsräthin kann sich noch nicht zu einer Wahl entschließen. Keines dieser Individuen streift an ihr Ideal von einem zierlichen Bedienten; unter den jungen Bewerbern herrscht ein Realismus, der ihr Herzweh verursacht. Endlich, etwa eine Stunde vor dem Mittagessen, erscheint eine würdige alte Frau in Begleitung eines feinen Knaben.

Die Frau Regierungsräthin glaubt Anfangs, die würdige Alte wolle bei ihrem Gemahl ein Bittgesuch vorbringen; als sie aber vernimmt, daß sie nur beabsichtige, ihren Sohn als kleinen Bedienten vorzuschlagen, ist sie im höchsten Grade entzückt. Der Ankömmling berührte ihr Auge sehr angenehm; er gleicht durchaus jenen Pagen in Oel, die immer mit Falken oder Zubern, Bechern oder silbernen Waschschüsseln, Biscuiten, Rittern und Edelfräulein Gesellschaft leisten und stets einen romantischen Schmerz zur Schau tragen.

„Wollen Sie sich denn wirklich von Ihrem Kinde trennen?" fragte die Räthin theilnehmend, als die Alte ihr Anliegen vorgebracht hat.

„Wir müssen uns wohl trennen," sagte die Frau, „freilich ist dem Kinde ein solches Loos nicht an der

Wiege gesungen worden, sein Vater war ein Künstler, aber er hatte kein Glück, er war furchtsam und die Konkurrenz erdrückte ihn; es blieb ihm nichts anders übrig, als sein Vaterland zu verlassen. Er ist weit, weit in der Fremde gestorben."

„Arme Wittwe und Mutter!" sagte das gefühlvolle Klärchen, „hat Ihr Sohn denn schon in fremden Häusern Dienste geleistet?"

„Er hat bis jetzt nur einen Dienst gehabt, aber ich habe ihn wieder nach Hause genommen."

„Wie hieß seine Herrschaft?"

„Der Herr Graf von Eberzahn-Kappzaum, Premierlieutenant in der schweren Gardekavallerie; der Dienst war mir nicht recht."

„Was hatte der Kleine denn zu thun?"

„Ja, sehen Sie, meine gnädige Frau, mein Paul hatte es sonst wohl gut, aber es war fortwährend ein Risiko dabei. Der Herr Graf waren ein großer Fahrer und hielten sich ausgezeichnete Pferde und Wagen. Sie fuhren immer selber vom Bock und das Fahrzeug war eigentlich nie ein Wagen, sondern vorn saßen der Herr Graf und hinten war gleich der Tritt, darauf mußte mein Paul sitzen, er trug einen mit Gold besetzten Rock und eine Kappe wie der Deckel zu einem Seidel und dann wurde stundenlang in der Stadt und vor den Thoren herumgejagt, Vormittags und Nachmittags, bis etwas entzwei gegangen war, oder die Pferde nicht mehr weiter konnten."

„Das ist allerdings kein Dienst für einen zarten Knaben!" sagte lächelnd die Räthin. „Das dachte ich auch," fügte die Alte hinzu, „wie leicht konnten sie einmal Hals und Beine brechen, deßhalb sagte ich auf, und nahm meinen Paul fort, obgleich der Herr Graf ihm sonst seinen Willen ließen und Paul bei ihm wie Hund im Hause war, denn der Herr Graf liebten auch die Hunde und hielten sie sehr gut."

„Ich werde Ihren Sohn in meine Dienste nehmen," sagt gnädig die Regierungsräthin, reichte der edlen Mutter den Thaler Miethsgeld und beachtet weiter nicht, daß sich das Paar beim Abschiede auffallend kühl trennt. Das poetische Klärchen findet den Jungen zu angenehm, sie entläßt die Alte und trägt ihm als Einleitung seines Dienstes auf, einige regierungsräthliche Kleidungsstücke auszuklopfen.

Der Knabe Paul begibt sich mit den Futteralen seines Gebieters durch die Küche auf den Flur neben der Hintertreppe, bittet sich von den Damen der Kasserolle ein Reis von spanischem Röhrecht aus und beginnt auf den Regierungsrath in effigie — der unvermeidliche Orden prangt nämlich im Knopfloch — so erbarmungslos einzuhauen, daß Köchin und Stubenmädchen in ein heimliches Gelächter ausbrechen und den allmählichen Verfall und Untergang nicht allein des blauen Fracks, sondern auch des Oberrocks prophezeihen. Paul, der im gräflichen Hause Eberzahn-Kappzaum eine gediegene Schule durchgemacht hat, klopft aber nicht ohne Grund in einem solchen Fortissimo. Gleich manchen neueren Komponisten, die sich gern fremder Melodieen bedienen, instrumentirt er so stark, um seinen Diebstahl zu verbergen. Er untersucht mit der linken Hand die Taschen der Röcke und bemächtigt sich des Inhalts einer halbgefüllten Bonbonnière mit Chokoladen-Pastillen und ähnlichen Naschwaaren, welche der zärtliche Alfred im Theaterfrack mit sich führt, um seine geliebte Gattin damit zu letzen. Nur einige schadhafte Bonbons läßt der talentvolle Paul darin. Dann hängt er die Kleider in den Schrank und benutzt die ihm jetzt gebotene viertelstündige Muße zur Vertilgung der Süßigkeiten.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Die Geschäftswelt ist gegenwärtig durch die Erfindung eines Mittels zur Ersparung von Gas nicht unangenehm berührt. Man hat nämlich die Entdeckung gemacht, daß ein ganz feines Haargeflecht von Messing, fest über den Gasbrenner gezogen, die Lichtstärke des Gases um das Doppelte verstärkt, so zwar, daß ein auf diese Weise hergerichteter Brenner, der in der Stunde 3 Kubikfuß Gas verbrennt, dasselbe Licht gibt, wie ein Brenner, der 6 Kubikfuß Gas in derselben Zeit konsumirt. Daß die Ersparung von Gas durch die erwähnte Verbesserung der Brenner eine sehr bedeutende ist, liegt auf der Hand.

Das Gewerbeblatt für das Großherzogthum Hessen enthält eine bemerkenswerthe Mittheilung: „Der Straßenlichtmesser von Buchner und Staudinger in Gießen." Gießen besitzt nun einen Lichtmesser, über den sich ein Zeugniß des dortigen Ortsvorstandes vom 18. Nov. günstig ausspricht. Der Vorsteher der dortigen Gasfabrik hat ein gleiches Zeugniß ausgestellt, mit dem Beisatze, das Instrument sey leicht transportabel, die Messungen und Korrektionen würden damit auf das Rascheste und Genaueste ausgeführt. Die Kosten eines solchen Lichtmessers betragen 42 Gulden.

Der schon sehr alte Plan, den Rhein mit der Ems zu verbinden und von letzterem Flusse aus die für den rheinisch-sächsischen Verkehr bequemsten Wasserstraßen zur Weser und Elbe zu graben, wird neuerdings wieder besprochen. Das Werk findet fast gar keine Elementarschwierigkeiten und würde auf der Strecke von Wesel bis zum Rheine nur etwa sieben Millionen Gulden kosten. In Dortmund hat sich ein Kanalkomite zur Prüfung sämmtlicher Linien gebildet.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der A. Walland'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 306 Samstag, 24. Dezember 1859.

Die Wittwen und ihre Pflegekinder.

(Fortsetzung.)

Schon am nächsten Tage miethete sich der Doktor in einem fremden Hause ein Logis und überbrachte die Schlüssel des Hauses dem Senate.

An eben diesem Tage erhielt die Rittmeisterin ein langes Schreiben von Seiten des Gerichts. Sie war nicht allein von jedem der Anklagepunkte freigesprochen, sondern es war derselben sogar freigestellt, für Reisekosten und dergleichen eine mäßige Summe zu liquidiren.

Der Doktor machte ein recht freundliches Gesicht als er das Schreiben nebst noch einer Masse anderer Papiere, welcher man sich am Tage der Verhaftung aus dem Bureau der Rittmeisterin bedient hatte, sah; allein seine Freude war nicht aufrichtig, er sah wohl ein, daß sie nun nicht länger mehr bei ihm verweilen, sondern der Heimath zueilen würde. — Sophie sah ihm seine schlecht verstellte Freude an und sagte, ihm die Hand reichend, trösten Sie sich, lieber Freund, meines Bleibens ist ja doch nun einmal nicht hier, daß aber ein Mann, der mir in der kurzen Zeit so lieb, so werth geworden ist, von mir nicht vergessen werden kann, das müssen Sie selber fühlen. Um jedoch das Band unserer Freundschaft noch enger zu knüpfen, müssen Sie mir erlauben, daß ich die Kinder eine Zeit lang mit mir nehme. Marie bedarf besonders einer weiblichen Erziehung, und Sie dürfen es mir zutrauen, daß ich nichts daran versäumen werde.

Ich beneide die Glücklichen, möchte selber noch ein Kind seyn, um in Ihrer Nähe bleiben zu können; doch bald, bald komme ich Ihnen nach, ich muß mit meinem Freunde Felix einmal wieder ein Paar glückliche Tage verleben, in Ihrer und seiner Gesellschaft die Sorgen des Erdenlebens vergessen.

Ich halte Sie beim Wort, lieber Doktor.

Wie die Lämmer auf der Weide sich an einem schönen Märztage ihres Lebens freuen, und diese Freude durch Hüpfen und Sprüngen an den Tag legen, so auch Fritz und Marie. Eine Reise, in einem schönen Wagen mit muntern Postpferden bespannt, hatte für sie, die bisher kaum die Schwelle des Hauses überschritten hatten, einen ganz eigenen Reiz, und mit leichtem Sinn trennten sie sich sogar von dem lieben Bruder.

Ein reiner, heiterer Frühlingsmorgen hauchte den Segen Gottes über die ganze Natur, die abgeschüttelt ihren starren Eispanzer nun dastand im jugendlichen Schmuck mit rosenrothen Wangen und Thränenwällen, als eine blühende Jungfrau, da ging die Reise fort. — Die Freude der Kinder über die mancherlei Gegenstände, die ihrem Auge alle fremd waren, die tausenderlei Fragen und deren Beantwortung ließ die Rittmeisterin kaum zu sich kommen, und wenig denken an das Mancherlei, was sie in der lieben Heimath verändert und nicht verändert wiederfinden würde. — Endlich war der weite Weg zurückgelegt, der Wagen verließ die große Straße und bog auf einem schmalen Feldweg ein, und bald war das Dorf, die Kirche mit ihrem kleinen, ungeschickten Thurme, und vor Allem das stattliche Schloß sichtbar. Jetzt hörte die Rittmeisterin die Fragen und das Geplauder der Kinder nicht mehr, wunderbare Empfindungen ergriffen ihre edle Seele, sie gedachte der Vergangenheit, sie gedachte all der heitern und fröhlichen Stunden, die sie hier in einem Zeitraume von einigen dreißig Jahren verlebt hatte, aber sie gedachte auch der trüben und kummervollen und der mancherlei Verluste, die sie hier erlebt, und sie fand, daß der Letztern für ihr junges Leben doch schon viel zu viel gewesen wären, aber ihr blieb der heitere Trost, daß sie nichts von dem Allen veranlaßt, und bei allen Widerwärtigkeiten stets nach ihren besten Einsichten gehandelt hatte. Wahrlich, sagte sie für sich, mir sind von den Freuden des Lebens nur wenige zu Theil geworden, und was werde ich jetzt, da der Frühling meines Lebens abgeblühet hat, noch zu hoffen haben? — Noch viel! flüsterte ihr ungesehen ihr Genius zu. Mit Deinem Vermögen, worauf ein reicher Segen ruht, wirst Du in spätern Jahren noch viele Glückliche um Dich versammelt sehen. Du wirst in späten Jahren noch Kindes-Kinder auf Deinem Schooße wiegen und Dich bis ans Ende

Deiner Tage Deines Lebens freuen. — Nun, wie Gott will, ich unterwerfe mich in Demuth seinem Willen!

Der Wagen hielt vor der Thür. Das Geschmetter des Posthorns hatte alle Bewohner des Hauses an die Fenster gelockt. Die Bedienten rissen den Schlag auf und hoben einen freundlichen Knaben heraus. Dann setzte die Rittmeisterin den ersten Fuß auf den Tritt, in dem Augenblick aber erscholl oben von Helenens Stimme der freudige Ruf: meine Mutter, meine theure Mutter! und in wenig Sekunden lagen Beide nach so langer Trennung Brust an Brust. Der kleine François, der mit Helenen die Treppe hinabgeeilt war, stand einige Schritte von fern und machte ein trübseliges Gesicht, es schien ihm, als erleide er in diesem Augenblick einen unersetzlichen Verlust, es schien ihm, als gehöre Helenens Liebe von jetzt an nur der Mutter, und würde sie ihn nun nicht mehr auf ihren Schooß nehmen, mit seinen Locken spielen und ihm Mährchen erzählen. Die Rittmeisterin hatte indeß den lieblichen Knaben schon bemerkt und in seiner weichen Kinderseele schon gelesen. François! nicht wahr? fragte sie und reichte ihm freundlich die Hand. Da sprang der Knabe muthig herbei, umklammerte sie mit seinen Aermchen und bat um die Erlaubniß, sie künftig auch Mutter nennen zu dürfen.

Du bist von heute an mein Sohn, so wie es Dein Bruder Felix ist. Jetzt trat ein ältlicher Mann, in einer fremdartigen Kleidung mit vielen linkischen Komplimenten herzu, es konnte Niemand anders als der Vater Michel seyn. Er entschuldigte sich so gut er es vermochte, schon seit langer Zeit ohne ihre Erlaubniß in ihrem Hause gelebt zu haben.

Seyn Sie mir willkommen in meinem Hause, sagte die Rittmeisterin, Sie sind mir nicht fremd, ich kenne Sie schon, bin von Allem unterrichtet, was sich während meiner Abwesenheit hier zugetragen hat. Aber wo ist Felix? warum sehe ich ihn nicht?

Er ist von seiner Reise nach Polen noch nicht zurück, entgegnete Helene, wohl aber ist gestern ein Brief von seiner Hand hier angekommen. Vater Michel und ich haben schon berathschlagt, was wir damit beginnen sollten, nun ist jedoch Alles gut.

Nachdem die Rittmeisterin ihrer Tochter die beiden Kinder Fritz und Marie vorgestellt, und sie, so viel es in ihrer Gegenwart thunlich war, mit ihren Verhältnissen bekannt gemacht und sie ihrer schwesterlichen Liebe empfohlen hatte, bat sie um den Brief. — Er enthielt außer einer Masse Versicherungen kindlicher Liebe und Hochachtung, eine genaue Beschreibung der Audienz beim Kaiser Napoleon in Warschau, und besonders eine genaue Darstellung des schweren Gerichts, welches in seiner Gegenwart über den Kapitän Güldenhorn ergangen sey. Dann ergoß sich Felix in einer Masse von Lobeserhebungen und freundlichen herzlichen Grüßen von Oheim, dem Obristen Grafen de la Tour, und schloß damit, daß, da der Oberst im Auftrage des Kaisers schleunig eine Reise nach Paris habe unternehmen müssen, derselbe es nach genauer Ueberlegung für nöthig gefunden, daß er ihn dahin begleite, um in seinem Beiseyn und unter seiner Protektion bei der dortigen Regierung die erforderlichen Schritte zu seiner Legitimation zu thun.

Als sie den Brief, über seinen Inhalt noch in tiefe Gedanken versunken, wieder zusammenfaltete, fiel ihr Blick auf die liebliche Helene, die mit hellen Freudenthränen in den schönen Augen, mit ausgebreiteten Armen dastand und sich bei ihrem Aufblick an ihre Brust warf. Die zärtliche Mutter errieth den Ausbruch ihrer Gefühle. Eine Einlage an Helene, welche sie ihr gleich bei Eröffnung des Briefes übergeben, enthielt in den gewähltesten Ausdrücken die höchsten Ergießungen der zärtlichsten Liebe und die feierlichsten Betheuerungen ewiger unwandelbarer Treue. — Noch niemals hatte Felix, so oft und so manche Stunde er auch mit ihr allein gewesen war, den Muth gehabt, ihr dergleichen mündlich zu sagen. Lange schon hatte auch in Helenens Brust die Flamme der reinsten, heiligsten Liebe geschlummert, aber sie war sich dessen nicht bewußt gewesen, heute erst waren ihr all diese Gefühle, die unendliche Sehnsucht nach dem Geliebten klar geworden, sie fühlte sich über alle Maßen selig, glücklich. Zugleich mischte sich diesem seligen Gefühl der ersten heiligen Liebe aber auch das Gefühl jungfräulicher Schaam bei, weßhalb sie die hochglühende Wange fest an der Mutter Brust verbarg. Liebreich streichelte diese aber die glühenden Wange, indem sie sagte: Felix ist ein edler, guter Mensch. Du darfst Dich dieses Gefühls, das in Deinem Herzen für ihn lebt, nicht schämen, übrigens werden wir ihn vor der Hand nicht wieder sehen; er ist mit seinem Onkel, dem Bruder seiner verstorbenen Mutter, welcher Obrist im Dienste des Kaisers ist, nach Frankreich, seiner Heimath, gereist. In diesem Schreiben bittet er mich, den Vater Michel zu vermögen, daß er Postpferde nehme und ihm so bald als möglich nacheile, indem er an Ort und Stelle Vieles mit ihm zu berathen habe.

(Fortsetzung folgt.)

Der kleine Bediente.

(Fortsetzung.)

Um drei Uhr kommt der Chef der künftigen Familie, vorläufig nur des Haushaltes, zu Tisch.

Die Frau Regierungsräthin schildert ihrem Gemahl die unglückliche Lage des zarten Knaben unter der Herrschaft des fürchterlichen Eberzahn-Kappzaum, lobt seine vielversprechende kindliche Außenseite und preist den Herd, welcher diesen zarten Ganymed erworben, für immer glücklich. Um dem unschuldigen Knaben den Inhalt des Gespräches zu verbergen, wird die Unterhaltung französisch geführt. Paul wartete bei Tisch auf und geberdet sich mit entzückender Bescheidenheit und Anmuth. Er will das Amt des Servirens und Herumreichens der Speisen in seinem früheren Dienste gelernt haben; er hat sogar noch einige andere Dinge gelernt.

Ein Regierungsrath, der als Assessor viele Jahre lang bei Lutter und Wegener täglich für zehn Silbergroschen gespeist und einen Schoppen rothen Nektars für dieselbe Summe halb ausgetrunken hat, ist jedoch nicht der Mann des blinden Glaubens und Vertrauens auf die Menschheit.

Als Paul das Zimmer verlassen hat, um eine Assiette mit Teltower Rübchen zu holen, hebt Alfred die Rothweinflasche gegen Himmel und sagte zu seiner holden Gemahlin: „Liebes Kind, ich bemerke zum Erstenmale, daß ein reichliches Achtel aus der Flasche fehlt! Habt Ihr in der Küche Rothwein zu einer Sauce gebraucht, so soll die Marianne eine Flasche von dem Sechssilbergroschen-Medoc angießen, aber diesen Schloßwein zu Saucen zu verbrauchen, einen Wein, von dem die Flasche auf elf Silbergroschen und einen Dreier zu stehen kommt, finde ich etwas stark; das nennt man Verschwendung!"

„Aber Männchen, wir haben heute gar keine Sauce, die mit Rothwein zubereitet wird, das muß ein Irrthum seyn, die Marianne ist grundehrlich und es hat noch nie etwas gefehlt," bemerkte schamhaft erröthend die schöne Klara.

„Das bleibt mein Departement, Klärchen! Sieh', gestern trank ich aus der frisch aufgemachten Flasche bis an die Hälfte dieser Blase in dem Glase, heute ist die Flasche bis an das unterste Drittel des Zettels ausgetrunken. Auch der Pfropfen ist ungeschickt in den Hals gesteckt; das ist nicht meine feste sichere Hand!"

„Niemand hat die Flasche in der Hand gehabt, als Paulchen," bemerkte die Räthin, „ich habe den Wein aus der Speisekammer geholt und er hat sie auf den Tisch getragen. Wie sollte denn der Kleine einen so feurigen Wein trinken und erst gar vertragen? Sieh' nur wie fein und blaß der hübsche Junge aussieht!

Während dieser französisch gesprochenen Worte überbringt Paul die köstliche Steppenfrucht von Teltow und sieht wirklich wie ein Enkel der Mutter Unschuld aus. Ach, diesem kleinen Bedienten fehlt es nicht an Uebung, der Eberzahn-Kappzaum'sche Keller gewährte eine reiche Auswahl schwerer Sorten und Paul hat sich einer langen ästhetischen Vorschule in Kellerangelegenheiten erfreut.

Der Rath hat die Flasche hingesetzt und ein flüchtiger Blick sofort den kleinen Leibwächter gelehrt, daß sein erster Antrittstrunk bereits entdeckt ist. Die Mahlzeit geht aber ohne Störung vorüber und Paul benutzt den Nachmittagsschlaf des Ehepaares, um nach Abräumung der Mittagstafel eine gründliche Untersuchung in Betreff aller Eigenthümlichkeiten des Hauses anzustellen. Schon nach fünfzehn Minuten hat er entdeckt, daß kein bestimmtes Prinzip in der Aufbewahrung der Schlüssel, sondern nur eine sogenannte „lore Observanz" obwalte, daß Ringe, kleinere Geldstücke und geringfügige Bijouterien in Näh- und Strickkörbchen umherliegen, daß das weibliche Regiment überhaupt noch sehr wenig selbstständig ist und nach der mütterlichen Nachhülfe schmeckt. Außer einigen Kotillonorden findet der kleine Bediente nichts, was seine Ehrlichkeit in Versuchung führen könnte. Daß er die Hälfte der kleinen Münzen einsteckte, erscheint ihm nur als eine Pflicht des allgemeinen Egoismus, vielleicht als nothwendige Strenge gegen die Nachlässigkeit seiner jungen Gebieterin.

Nach dem Kaffee, den der Rath in dem Zimmer der jungen Frau einnimmt, sagte dieser würdige Beamte: „Ich will Dir nicht widersprechen, liebes Klärchen, und Deine Wahl in Betreff des Kleinen nicht in Zweifel stellen, aber er besitzt etwas, was mir nicht gefallen kann. Wo steckt er z. B. jetzt?"

„Wo soll denn nur das arme Kind seyn?" Alfred, Alfred, dieser Polizeiblick, den Du Dir im Amte angewöhnt hast, ist ganz poesielos! Du kannst doch von einem Knaben nicht die Präzision eines Mannes erwarten?"

„Ich frage einfach, wo er steckt?" sagt sehr ernsthaft der Rath, „mir behagt schon sein leichter katzenartiger Tritt nicht und sobald er einen Auftrag ausgerichtet hat, verschwindet er auf eine abscheulich geräuschlose Art.

(Schluß folgt.)

Der Riesenballon Lowe's.

Bekanntlich beabsichtigt der Amerikaner Lowe, ein junger Mann von 27 Jahren, in einem Luftballon über das Weltmeer zu schiffen und uns in Europa einen Besuch zu machen.

Der hiezu verfertigte Ballon „die Stadt New-York" hat einen Durchmesser von 130 Fuß, eine Höhe von 200 Fuß, ein Gewicht von 70 Zentner, kann über 400 Zentner tragen und faßt 725,000 Kubikfuß Gas. Es wurden zu ihm 6000 Ellen

Zeug verwendet. Um ihn her liegt ein Geflecht von Flachsstricken; von diesem hängt ein Korb herab und unter dem letztern ist noch ein Boot angebracht. Der Korb ist von spanischem Rohr gebaut und mit Leinwand überdeckt. In ihm läuft rund an den Seiten herum eine Art Sopha und darüber sind nicht nur Pflöcke u. s. w. zum Aufhängen von Instrumenten und Kleidungsstücken, sondern auch Fenster mit Glas angebracht. Geräumige Kisten enthalten die nothwendigen Lebensmittel. Selbst ein Ofen fehlt nicht darin, der aber nicht durch Kohlen oder Holz, sondern durch ungelöschten Kalk geheizt werden soll, in dem sich auch ein Kochapparat befindet. In der Mitte des Korbbodens endlich ist eine Fallthüre angebracht, durch welche man auf einer Strickleiter in das darunter hängende Boot steigen kann.

Dieses ist ein neuerfundenes Rettungsboot, 30 Fuß lang, 7 Fuß breit und 4 Fuß tief, und hat eine Decke von Kautschuk, unter welche die kühnen Reisenden sich flüchten können, wenn sie ihr Boot in das Meer hinablassen müssen. Zu diesem Zwecke ist es auch mit einer Erikson'schen Wärmemaschine von vier Pferdekräften versehen, die, mit feinen Kohlen und Spiritus geheizt, das Boot ziemlich rasch durch die Meerfluth treiben kann.

Der Gebrauch von Feuer in Geräthen an einem Ballon ist etwas ganz Neues, da bisher kein Luftschiffer dasselbe zu benützen wagte, weil Alle sich vor der Gefahr fürchteten, das Feuer könne sich dem Gas mittheilen und eine Explosion verursachen. Lowe hat dagegen das feste Vertrauen, ohne Gefahr Feuer in seinem Ofen und seiner Maschine führen zu können.

An dem Boote befindet sich noch außerdem ein Ruder, das aus einem 8 Fuß langen und vorn 3 Fuß breiten dünnen Holze besteht, und zweitens ein Treibrad, 8 Fuß im Durchmesser, das zur Leitung des Ballons dienen soll.

Das Boot soll durch die Lebensmittel und durch Wasser — genug für zehn Personen auf sechs Monate — die nöthige Schwere erhalten. Für den Fall, daß es nöthig würde, den Ballon abzuschneiden und sich in das Boot zu begeben, ist dieses auch mit einem Anker von 100 Pfund versehen.

Eine neue Vorrichtung will man benützen, um die verschiedenen Luftströmungen zu prüfen. Es ist dieß ein sehr langer Strick mit einem Bleigewicht am Ende und mit Flaggen an verschiedenen Punkten. Der Strick hängt herunter, und die Richtung der Fähnchen daran gibt die Richtungen der Luftströmungen an; so daß die Reisenden diejenige Strömung zu wählen im Stande sind, welche sie für die vortheilhafteste halten.

Um mit Schiffen oder Städten in Verbindung treten zu können, nimmt der Ballon hundert kleine Fallschirme und eben so viel Kautschuksäcke mit Briefen und Zeitungen mit, um sie auf große Schiffe und auf Städte hinabzulassen, über die man hinfährt.

Dem neuen Fahrzeuge werden die verschiedensten Instrumente beigegeben, da mehrere Naturforscher die Reise mitzumachen und allerlei Experimente anzustellen gedenken. Damit es der Reise auch an einer ausführlichen und getreuen Beschreibung nicht fehle, wird die Expedition ein New-Yorker Journalist begleiten, und um nicht zu versäumen, was von dem Fortgang der Reise etwa Nachricht geben kann, nimmt man auch eine Anzahl Brieftauben mit, die mit Reiseberichten von Zeit zu Zeit losgelassen werden sollen.

Mannigfaltigkeiten.

Eine Gesellschaft Juden hat von der russischen Regierung die Erlaubniß erhalten, bei Sebastopol und bei Inkerman die Wurfgeschosse auszugraben. Sie erhält 10 Prozent von dem Werthe der gefundenen Kugeln. Mit dem erzielten Gelde beabsichtigt die Regierung bei Inkerman an der Stelle, wo die meisten Russen gefallen sind, eine Kirche aufführen zu lassen. Von den 71 Schiffen, die bei Sebastopol versenkt wurden, hat eine amerikanische Gesellschaft schon 30 aus der Tiefe gezogen. Die größten wurden gesprengt, so daß der Eingang des Hafens wieder schiffbar ist. In der Stadt selbst sind nur die Kirchen und die Gräber wieder hergestellt, die übrigen Gebäude, wie auch der Malakoff-Thurm, befinden sich noch alle im Zustande der Zerstörung.

Räthsel.

Wie heißt der deutsche Fluß,
Der, änderst du sein Haupt,
Dich nennt, wer du auch bist;
Das hätt'st du nicht geglaubt. —
Nimm einen Arm vom Fluß
Und änd're ihm das Haupt,
Hast einen holden Namen
Du diesem Fluß geraubt.

Auflösung des Buchstaben-Rebus in Nr. 300:

Achte eine treue Ehe.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 307 Montag, 26. Dezember 1859.

Die Wittwen und ihre Pflegekinder.

(Fortsetzung).

Einen einzigen Tag verlebte die Rittmeisterin wieder froh und glücklich unter den Ihrigen; aber bald umzog sich der Himmel wieder mit schwarzen, drohenden Gewitterwolken, die eine verhängnißvolle Zukunft weissagten. Am dritten Tage ihres Hierseyns brachte ein Bote einen Brief, mit dem Bemerken, daß er hier so lange harren, selbst wenn es mehrere Tage dauern solle, bis er ein Antwortschreiben erhielte. Es bedurfte nur einige Augenblicke, und die Rittmeisterin erkannte die Handschrift ihres Schwagers, des Kapitäns Güldenhorn. Leichenblaß und mit zitternder Hand löste sie das Siegel, denn sie ahnte das Schlimmste. Doch faßte sie schnell wieder Muth, denn eben hatte sie ja gelesen, wie ihn der Kaiser zur weitern Bestrafung nach Breslau geschickt hatte. Sie öffnete den Brief und las:

„Meine liebenswürdige Frau Schwester! „Sie vermuthen mich, — wie das auch wohl „nicht anders seyn würde, wenn die Vor„sicht nicht über mich gewacht — in einem „dunklen Gefängniß; allein dem ist dießmal doch „nicht so. Ich fand schon auf dem Transporte „nach Breslau Gelegenheit, mich meinen Hütern „zu entziehen und mir von dem Gelde, welches „mir Ihr sogenannter Pflegesohn wie einem Bett„ler zuwarf, andere Kleider und Unterhalt zu „verschaffen. Sie hatten es recht gut mit mir im „Willen, schöne Frau, das muß ich gestehen, und „bald wäre auch Ihr boshafter Plan gelungen, „ich bin aber wieder frei, und ich will sie be„nutzen, diese Freiheit; zu Ihrem Schrecken und „Entsetzen will ich sie benutzen. Sie haben Ihre „Bosheit weit, sehr weit mit mir getrieben. Mit „der Miene der Unschuld haben Sie Ihre Rich„ter bestochen, mit Ihren buhlerischen Künsten „haben Sie sogar den alten würdigen Obristen „zu bethören gewußt, allein all ihre Künste sind „doch nicht hinreichend gewesen, mich ganz zu „verderben. Ich stehe jetzt auf der niedrigsten Stufe „der Menschheit, stehe noch unter dem Bettler, „denn dieser hat doch wenigstens einen Reisepaß, „worauf er in jeder Herberge für seine erbettelten „Pfennige ein Nachtlager verlangen kann, ich „kann dieß nur durch eine ersonnene List erringen. „Aber das soll, das muß anders werden. Glau„ben Sie etwa, daß ein Mann wie ich, eine „von der Hand eines Weibes erhaltene Wunde, „die ihn Zeit seines Lebens schmerzen wird, un„gerächt mit sich herumtragen wird? dann sind „Sie im Irrthum. — Ich finde Sie noch immer „schön, oder doch wenigsten reizend genug, um „Begierden in mir zu erwecken, und könnte ich „mich deßhalb wohl entschließen, Ihnen jetzt noch „meine Hand anzubieten —

Eine Thräne des Unmuthes, des beleidigten Zartgefühls, trat in das Auge der Leserin dieses saubern Briefes, doch sie trocknete sie, indem sie dachte: es ist die Rache eines Elenden, er ist unwürdig, mich beleidigen zu können, und las weiter:

„es wird also auf Sie ankommen, ob Sie in „einem fremden, weit entfernten Lande ein glück„liches Eheband mit mir knüpfen wollen, oder „nicht. — Ich habe nichts mehr zu hoffen, „nichts mehr zu verlieren, die Straße, die Sie „mir vorgeschrieben, ist eine gewöhnliche, der Weg „ein selten betretener, aber ich werde dennoch „sicher darauf wandeln. Ich werde diese Gegend „nicht verlassen, in tausenderlei Gestalten werde „ich Sie umschweben, weder Tag noch Nacht „werde ich Ihnen eine ruhige Stunde gönnen."

Die Gedanken der Rittmeisterin verwirrten sich, die Hand sank unwillkürlich zur Erde nieder. — Ja, ja, sagte sie dann für sich, das sieht ihm ähnlich, dieser Bösewicht ist zu Allem fähig, ihm ist auf der ganzen Welt nichts mehr heilig. Doch zum Schlusse, was kann es helfen, das Gift in einzelnen Tropfen zu verschlucken, wenn es doch zum Tode gehen soll.

„Einen Vorschlag der Güte will ich Ihnen „jedoch noch machen, es ist vielleicht der, den Sie „am schnellsten ergreifen werden. Daß auf Deutsch„lands Grund und Boden für mich kein Glück „mehr zu hoffen ist, begreifen Sie, ich will und „muß aber leben, und dazu brauche ich Geld,

„Willigen Sie daher in meinen Vorschlag, so „gehe ich von hier nach Hamburg, von da nach „England, und von dort, wenn ich mich nicht an „Napoleon in diesem freien Lande rächen kann, „nach Ostindien. Auf diesen Fall erwarte ich auf „den 1. Mai im König von Schweden zu Ham„burg einen sichern Mann, der, von Ihnen mit „fünf Tausend Thalern im vollwichtigen Golde „beschwert, dort erscheint. An demselben Tage „soll in demselben Hotel auch ein Bevollmächtigter „von mir erscheinen, die Summe in Empfang „nehmen und darüber bündigst quittiren. — Wol„len Sie indeß selber kommen und ihr Schicksal an „das Meinige knüpfen, so werde ich Sie mit „Freude in meine Arme schliessen, und ich gebe „Ihnen die Versicherung, daß Sie der gethane „Schritt nie gereuen soll.“

Gräßliche Zumuthung! rief empört die Rittmeisterin, lieber in den Strom, wo er am tiefsten ist, es wäre nur die Qual eines Augenblicks, während diese bis zum letzten Hauche meines Lebens dauerte.

„Glauben Sie mich indeß täuschen, mich dort „mit leerer Hoffnung harren lassen zu dürfen, so „täuschen Sie sich selber. Den 2. Mai bin ich „schon nicht mehr in Hamburg, ich bin dann „schon wieder auf der Reise zu Ihnen, und ist „dann jede menschliche Regung in mir erstorben, „mit einer teuflischen Schadenfreude werde ich „dann mit eigner Hand den Feuerbrand in der „Stunde der Mitternacht in Ihr Haus schleudern „und mich mit Wollust an Ihrer Todesverzweif„lung weiden. Dieß mein letztes Wort.

Franz Güldenhorn.“

Nach einer langen Ueberlegung und Berathung mit sich selber, was in diesem kritischen Falle zu thun sey, ließ sie ihren Pachter zu sich hinauf bitten. — Müller war zwar ein Mann ohne alle wissenschaftliche Bildung, aber er hatte einen klaren gesunden Menschenverstand, und so wie eine ungewöhnliche Körperkraft, auch einen festen eisernen Willen. Als er den Brief gelesen, besann er sich einige Augenblicke, dann fragte er: habe ich Ihre unumschränkte Vollmacht? darf ich nach meiner Einsicht handeln, wie ich es für gut halte? Antwort: ja. So bin ich mit dem Gelde den 1. Mai in Hamburg, ob es dieser Vagabund indeß aus meiner Hand empfangen wird, darüber bin ich noch nicht mit mir einig, das kömmt auf Zeit und Umstände an. Schreiben Sie ihm daher mit wenig Worten, er möge sich nur an den, von ihm bestimmten Tage dort einfinden, um das erpreßte Geld in Empfang zu nehmen, das Weitere wird sich dann finden. — Dieser Mensch, fuhr er dann mit sichtbarem Unwillen fort, ist der Schlechteste, den je die Erde getragen, hätte er sich als ein reuiger Sünder bittweise an Sie gewendet, hätte er Ihnen seine Lage vorgestellt, wie sie ist und Sie um eine Unterstützung zu seinem Fortkommen ersucht, ich selber würde dazu gerathen haben, allein dieser ist weder Gott noch Menschen getreu, und Mitleid mit ihm zu haben wäre Sünde, wäre Verbrechen. Drum geben Sie mir den Brief und für das Uebrige lassen Sie mich sorgen. Ein einziger Punkt in demselben, wo er sich äußert, an dem Kaiser Napoleon in England Rache nehmen zu wollen, soll ihm, so Gott will — obgleich ich des Kaisers Freund nicht bin, und er mir dazu unbedeutend zu seyn scheint, dennoch den Hals brechen.

Wenn ich sie retten könnte, die Summe von fünftausend Thalern, sagte die Rittmeisterin, in Gedanken versunken, so wäre es meine Pflicht, sie den Eicheschen Kindern, und den von seinem Stiefvater um sein ganzes Vermögen gebrachten Doktor zu retten; aber ich habe wenig Glauben, der Assessor ist ein zu nichtswürdiger Bösewicht, wir werden uns in die Nothwendigkeit fügen müssen.

In dem Augenblicke fuhr ein Wagen vor. Der Kutscher sprang vom Bocke und war einem Manne behülflich auszusteigen. Ein Bedienter der Rittmeisterin eilte herbei und erkundigte sich nach dem Begehr des Fremden. „Von Modi, entgegnete der Fremde, bittet um die Ehre, der Frau Rittmeisterin Güldenhorn seine Aufwartung machen zu dürfen.

Von Modi, Modi, sagte die Rittmeisterin, und es dauerte lange, ehe sie sich auf einen Mann dieses Namens besinnen konnte, doch da zuckte es plötzlich wie ein Blitzstrahl durch ihre Seele. Heiliger Gott! rief sie, das war ja der Mörder meines Gemahls! Ich bin nicht zu Hause, ich bin verreist, ich will, ich mag den Mann nicht sehen, nicht sprechen, was er mir auch zu sagen haben mag, ich will es nicht wissen.

Der Bediente ging.

(Fortsetzung folgt.)

Der kleine Bediente.

(Schluß.)

„Soll er denn poltern, wie ein Elephantenkalb? Dann pflegst Du Dich auch zu beklagen. Denke doch nur an den alten Johann bei meinen Eltern. Du konntest ihn auch nie leiden und er diente doch schon zwanzig Jahre in dem Hause!“

„Keine Ausschreitungen, liebes Kind, er braucht darum noch nicht als Theaterpolterer aufzutreten, wenn ich mich über seinen unheimlichen Fledermausflug beklage. Ich bin überzeugt der Junge ist in meiner Stube.“

„Und was wäre denn Uebles dabei?“ fragte die Räthin, „wenn Paul Dich bedienen soll, so muß er doch Oertlichkeit und alle Deine Gewohnheiten kennen lernen.“

Der Regierungsrath, ein ahnungsvoller Engel, wie alle Beamte, deren Gangliensystem Jahre lang unter schweren Vorträgen und Aktenforschungen gelitten hat, schüttelt mürrisch den Kopf, begibt sich mit leisem Schritte nach seinem Gemach, öffnet rasch die Thür, und betrifft den kleinen Bedienten über einer Untersuchung seines Cigarrenkastens. Paul hat zwar schon ein halbes Dutzend abgezählt und die besten ausgesucht, allein zu seinem Glücke noch nicht die Cigarrentasche gezogen, um den Raub unterzubringen. Kaum hat er den Regierungsrath entdeckt, so ergreift er ruhig wieder einen Federwischer und stäubt die Cigarren in dem Kasten, so wie nebenbei den Tisch ab.

„Was machst Du? Junge?“ ruft der Rath.

„Ich stäube Ihnen die Cigarren ab, Herr Regierungsrath,“ sagte der Kleine im Tone idyllischer Unschuld, „Sie können sie ja gar nicht rauchen. Die Cigarren sind gewiß seit einem Monat nicht ordentlich zugedeckt gewesen.“

Der Rath unterdrückt jede fernere Bemerkung, befiehlt dem gewissenhaften jungen Diener, das Zimmer zu verlassen und überläßt sich jenem Mißbehagen, welches jeden feinfühlenden Menschen überfällt, wenn in dem Heiligthume seines Hauses unenthüllte Ungeheuerlichkeiten vorgehen. Gegen Abend erscheint der Kleiderkünstler. In Gegenwart der Frau Räthin wird dem kleinen Bedienten die hübsche Livree angemessen; ein brauner Oberrock mit silbernen Litzen, gestreifte Weste, halb Groom, halb Tiger. Als er seine Jacke auszieht, fällt eine Cigarre zu Boden und der fragelustige Kleiderkünstler erkundigt sich so laut, daß die Räthin es hört, ob der Kleine schon rauche. Paul aber bemerkt harmlos, daß er die schadhafte Cigarre nur wegwerfen wolle.

So vergehen einige Tage, aber der kleine Bediente, der inzwischen in die Tracht seines Ordens gekleidet ist, sieht sich in seinen Erwartungen getäuscht. Der Herr verhält sich zu ihm äußerst vorsichtig, nimmt seine Dienste nur im Punkte des Stiefelputzens, Kleiderausklopfens und Wasserholens in Anspruch, und verharrt schweigend in einer beobachtenden Stellung; die Edelfrau läßt sich von ihm, als ihrem Pagen bedienen, er holt Proben aus Modemagazinen, Theehandlungen und Bandgeschäften, vermittelt die Korrespondenz mit den Freundinnen aus dem Pensionat und der Frau Mama, wird nach dem Theater geschickt, um Billets zu kaufen und die gnädige Frau abzuholen, kurz er leistet Dienste eines Kuli oder Negersklaven in zweiter verbesserter Auflage. Die eigentlichen Wünsche des talentvollen Paul werden dadurch nicht befriedigt. Zu seinen süßesten Gewohnheiten gehören Rum- und Konfektreste in Krystallflaschen, wirklich geheime Kavaliersemmeln; aphoristische Austern, im Fluge, zwischen Thür und Angeln genossen, rasch gereichte Bartneigen von Portwein und Champagner, Trinkgelder von acht Groschen, gestohlene Havannah's, gefundene schwarzseidene Halstücher, und wie der Luxus gebildeter Diener noch sonst heißen mag. Das regierungsräthliche Haus kann ihm diese Mannigfaltigkeit eines kavaliermäßigen Daseyns nicht bieten und er fühlt sein jugendliches Leben verarmt. Der Mensch ist indessen sogar in dem zartesten Alter auf eine gewisse Reaktion gegen Uebertreibungen bedacht; Paul sucht mithin Abwechselung in die einfache Lebensweise seiner Herrschaften zu bringen.

Er beginnt damit, von seinen dienstlichen Missionen nicht zu der Zeit zurückzukehren, um welche man ihn erwartet. Wenn er um zehn Uhr Vormittags nach zwei Parquet-Billets ausgesandt wird, kommt er zehn Minuten vor zwei Uhr nach Hause und stellt sich als eine unglückliche Beute teuflischer Tücke dar. Zwischen drei bis vier Dämonen von hohnlachenden Billetwucherern will er stundenlang eingeklemmt gestanden und namenlose Schmerzen gelitten haben. Zuweilen haben diese Unholde ihn sogar des Geldes beraubt und das unglückliche Kind kommt ohne Billets, aber in Thränen gebadet, nach Hause. Soll er Abends seine Edelfrau aus Gesellschaften abholen, so erscheint er entweder zu spät, oder erregt den Unwillen der in der Domestikenstube versammelten Dienstboten durch ein nicht näher bezeichnetes Beginnen. Im Hause seiner Herrschaft bleibt er aber unausgesetzt der manierliche Knabe. Er ist höflich bis zur Verzweiflung, gleich einem Turteltäubchen und schlägt gegen das Küchenpersonal einen unbescheidenen Ton an.

Der Rath beobachtet seinen kleinen Bedienten mit der Gewissenhaftigkeit des Florentiners Donati, als der nach ihm benannte Komet, eine teleskopische Kleinigkeit, unter der Sternenmisère einundzwanzigster Größe erschien, der Astronom aber auf sein ferneres Wachsthum große Hoffnungen setzte. So glaubt Regierungsrath Alfred auch fortwährend an Heldenthaten des kleinen Paul, an irgend eine fabelhafte Erscheinung, an etwas Mysteriöses; ja er spürt wirklich einen von Zeit zu Zeit erscheinenden Trabanten der kleinen Bedienten auf, einen sogenannten Vetter, der nicht klingelt, dem aber sachte — sachte geöffnet wird und der leise — leise wieder verschwindet. Paul gibt die Existenz des Vetters zu, aber kein Mitglied des Hauses erblickt ihn mit unbewaffnetem Auge, er bleibt nur ein beunruhigendes Phänomen für wissenschaftliche Untersuchungen. Nur das Schwinden der regierungsräthlichen Cigarren ist eine allgemein bemerkte gleichzeitige That-

suchen. Der kleine Bediente wird täglich eine mehr gefürchtete Persönlichkeit.

An einem Sonntagmorgen vernimmt die Regierungsräthin in der Küche einen jammervollen Klaggesang. Die Köchin Marianne ist zur Taufe und Hochzeit bei einer Freundin eingeladen und hat ihren Festsstaat zusammengesucht. Bei diesem Geschäfte hat sie eine alte goldene Uhr, das Erbstück ihrer Mutter, vermißt, sich halb ohnmächtig in die Arme des Hausmädchens geworfen und gerufen: „Ach, der verfluchte Junge, nur der verfluchte Junge hat die Uhr!“

Das erschütterte Klärchen eilt in die Küche, hilft suchen, tröstet, verliert den Kopf, weint selber noch bitterlich und muß die schwersten Vorwürfe über sich selbst ergehen lassen, wie sie diesen elenden Pagen in das Haus gebracht, wie sie ihn verzogen und den Dienstmädchen vorgezogen, wie sie endlich das ganze weibliche Geschlecht verunehrt habe. Endlich lockt die Todtenklage um die Uhr auch den Regierungsrath in die Küche. Sein erstes Wort ist wieder: „Wo steckt der Junge?“ Aber der kleine Bediente antwortet nicht mehr; er ist auf den Flügeln seiner Treulosigkeit entflohen. Im Sophakissen im Entree liegt seine hübsche Livree; ihn selbst, halb Groom, halb Tiger, findet man nicht. Man findet auch nicht eine goldene Lorgnette der schönen jungen Frau, eine ihrer gefährlichsten Angriffswaffen, zwei Flaschen mit Parfüm, ein Paar neue Galabeinkleider und mehrere Halstücher.

Eine halbe Stunde später sitzt ein ernsthafter älterer Polizeibeamter auf dem Sopha im Entree.

„Meine gnädige Frau,“ deklamirt der würdige Mann, „wie konnten Sie den Jungen ohne gehörige Erkundigungen miethen? wie konnten Sie?“

„Ach, er sah aus, wie gemalt von Theodor Hildebrandt!“

„Dann muß dieser Theodor Hildebrandt im Arbeitshause gesessen und ihn dort gemalt haben, denn der Graf Eberzahn-Kappzaum hat den Jungen schon vor einem Jahre wegen Diebstahls eines Brillantringes verhaften lassen.“

„Wie konnte denn die ehrwürdige alte Frau nur so lügen? die Gattin eines verkannten flüchtigen Künstlers!“

„Künstler? nein, Falschmünzer! Verkannt? nun, unsere Schuld ist es nicht, wenn er verkannt wurde; der Steckbrief war in bester Ordnung und nicht ein Punkt über dem I fehlte darin.“

Bei diesen Worten ergreift der Regierungsrath seinen Kopf mit beiden Händen und flieht; die schöne Klara tastet wie eine Sterbende nach der Eau de Cologneflasche.

„Werde ich denn meine Uhr wieder bekommen?“ schreit die arme Köchin.

„Und ich meine Lorgnette, ein Geschenk von Mama!“ die Räthin.

„Schicken Sie nur rasch zu allen Pfandleihern, ich kenne den Jungen, er hat die Sachen unfehlbar versetzt. Das Weitere wird sich finden. Nur, meine Gnädige, erkundigen Sie sich künftig vorher nach Ihrem nächsten kleinen Bedienten.“

Mannigfaltigkeiten.

Bei der schon erwähnten Vergiftung in Lüttich hat sich durch die ärztliche Untersuchung nichts Näheres ergeben. Das Backwerk der Konditorei im Theater wurde untersucht, man fand aber nicht die entfernteste Spur von Gift. Herr Schmidt aus Hamburg, der mit dem Leben davonkam und wieder mit seinem herübergerufenen Vater abgereist ist, hat vor Gericht ausgesagt, daß sie in Aachen Sauerkraut gegessen. Nach Orfila, dem bekannten berühmten Toxikologen, bildeten sich auf dem Sauerkraut mikroskopische Pilze, die ein sehr gefährliches Gift enthalten. Orfila führt mehrere Vergiftungen durch Sauerkraut an, und sind die bei denselben beobachteten Erscheinungen identisch mit den in dem Vergiftungsfalle in Lüttich vorgekommenen. Der durch die Vergiftung umgekommene Italiener hieß Mariani und war aus Mailand. Sein Magen und Eingeweide, wie auch der Auswurf des andern Vergifteten, sind dem Chemiker Daveur zur nähern Untersuchung übergeben worden.

Das „Lamartinekomité“ erläßt mit des Dichters Einverständniß einen „letzten Aufruf“ an seine Freunde, damit sie die Summe von 300,000 Fr. zusammenbringen, womit seine Gläubiger gerettet wären. Lamartine hat in 18 Monaten 1,300,000 Fr. Schulden bezahlt, trotzdem die Subskription nur 160,000 Franks einbrachte, und hat jetzt noch 1,300,000 Fr. Schulden. Das Uebermaß von Arbeit hat indessen seine Gesundheit stark angegriffen, weßhalb er abermals einen Aufruf an seine Freunde versucht, „damit er nicht genöthigt sey, seine Besitzungen den Gerichtskosten und Prozessen zu überliefern, wodurch seine Gläubiger, die ihm mehr am Herzen liegen, als sein eigenes Wohl, ruinirt werden würden.“

Der „Kladderadatsch“ fragt: Was ist ein Wunder? — Wenn Einer, den ein Kongreß im Jahre 1815 abgesetzt hat, im Jahre 1859 einen Kongreß ansetzen kann.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 308 Dienstag, 27. Dezember 1859.

Die Wittwen und ihre Pflegekinder.

(Fortsetzung.)

Unterdessen war Herr von Modi ausgestiegen, hatte sich auf einen Stock gestützt, indem sein rechtes Bein zu kurz, oder lahm zu seyn schien. Mit den großen, stechenden, schwarzen Augen hatte er einen prüfenden Blick auf den stattlichen Palast und seine nächste Umgebung geworfen, und ein stolzes selbstgefälliges Kopfnicken schien anzudeuten, daß ihm die Sache wohl gefallen könnte. Der Dings da, murmelte er für sich, hat wahrhaftig so unrecht nicht, und wenn die Besitzerin eben so hübsch ist, wie ihr Besitzthum, nun so könnte man sich allenfalls entschließen, den Stammbaum ins Feuer zu werfen, denn, der Teufel soll mich holen! es ist doch besser, in einem bürgerlichen Verhältniß, ein freies, sorgenloses Leben zu führen, wie als Edelmann den Tod des Hungers zu sterben, und die Frau, wenn sie nur ein Bischen Weltklugheit besitzt, wird, um eine gnädige Frau zu werden, mit beiden Händen zugreifen.

Der Bediente kehrte mit der Nachricht zurück, die Frau Rittmeisterin sey nicht zu Hause, und dürfte auch schwerlich vor Abend zurückkehren, eine Bestellung aber würde Fräulein Tochter annehmen und ausrichten.

So so, sagte Herr von Modi und warf dem Diener einen verächtlichen Blick zu, so entschließen wir uns, so lange zu warten. Führe mich in ein Zimmer, Bursche, und besorge auch meine Sachen aus dem Wagen dahin.

Der Bediente, der schon wußte, daß er sich gegen diesen Gast etwas erlauben durfte, warf einen spöttischen Blick auf die verlebte wüste Gestalt und sagte: da müssen sich der gnädige Herr noch einige Augenblicke gedulden, indem ich darüber erst Befehle einholen muß.

Das muß aber ein wenig geschwind gehen, sagte hierauf Herr von Modi und erhob ein wenig seinen Stock, denn wir sind nicht gewohnt, daß man uns auf der Straße warten läßt.

Da würd' ich dem gnädigen Herrn rathen, sogleich nach der Schenke zu fahren, denn es ist im ganzen Hause nicht ein Zimmer zur Aufnahme eines so vornehmen Herrn im Stande, indem eine große Gesellschaft lieber Gäste erst gestern nach Tische abgereist ist.

Impertinenter Schlingel! rief Herr von Modi und erhob drohend den Stock, man sieht es, daß Du ein Bauerlümmel bist, der von der großen und vornehmen Welt keine Begriffe hat; aber ich will Dein Lehrmeister werden, Du sollst an mich denken.

In dem Augenblick trat der Pächter Müller herzu und warf dem Bedienten einen zürnenden Blick zu, den dieser recht gut verstand, und sagte: was ist das hier für ein Betragen gegen fremde Herrschaften, schickt sich so etwas? — Verzeihen Sie, gnädiger Herr, die Leute nehmen sich oft mehr heraus, als ihnen zukömmt. Die Frau Rittmeisterin wird in einigen Stunden zurückkehren, dürfte ich Sie bis dahin bitten, in eines von meinen Zimmern so lange einzutreten, so — ich bin zwar nur Pächter dieses Gutes und muß deßhalb um Nachsicht bitten, wenn Sie Manches nicht so finden sollten, wie Sie es wünschen oder gewohnt sind.

Hat nichts zu bedeuten, Sie sind ein vernünftiger Mann, und auf der Reise muß man sich schon zu schicken wissen; ich nehme Ihre Einladung an.

Der Pächter führte seinen Gast nicht in sein bestes, sondern in sein gewöhnliches Wohnzimmer, und setzte ihn, unter tausenderlei höflichen Entschuldigungen, daß man es bei einem Landwirthe nicht besser erwarten dürfe, kräftiges, hausbacken Brod, Butter, geräucherte Wurst und eine Flasche mit klarem Branntwein vor.

Herr von Modi schnitt wunderbare Grimmassen, als er das kräftige Frühstück erblickt, er meinte indeß, daß man sich in Ermangelung von Weißbrod, ostfriesländischer Butter, Lachs und Schweizerkäse, und einer Flasche Portwein oder Madera, hiermit behelfen müsse, er langte daher tüchtig zu und kam bald auf den Gedanken, Alles vortrefflich zu finden. Was ich fragen wollte: das schöne Gut gehört also der Frau Rittmeisterin Güldenhorn erb- und eigenthümlich?

Erb- und eigenthümlich, bekräftigte der Pächter.

Und wie viele Schulden darauf?

Gar keine. Die Frau Rittmeisterin hat noch bedeutende Kapitalien ausstehen.

So. Wie schwer schätzen Sie wohl die Frau?

Mindestens einmal hundert und vierzigtausend Reichsthaler.

— Eine hübsche Summe; und noch immer Wittwe?

Was sie auch bis an ihr Lebensende bleiben will. —

Sie soll nicht häßlich seyn.

Nach meinem Dafürhalten die schönste Frau im Lande.

Und noch Wittwe, das muß ich gestehen! Wenn sich indeß — Herr von Modi strich behaglich seinen schlechten Schnurrbart — eine annehmliche, passende Parthie fände, wenn die Frau ihren Stand erhöhen könnte, ich sollte doch glauben —

Eine solche Parthie hat sich freilich bis jetzt noch nicht gefunden, es käme auf einen Versuch an. — Wollen der gnädige Herr nicht auch den Schinken einmal versuchen; er ist ganz vorzüglich geräuchert.

Wollen sehen. Wie viel Pacht thut das Gut?

Im Vertrauen gesagt; nur 6000 Thaler. Die Frau Rittmeisterin könnte mehr bekommen; aber ich soll nun einmal nicht mehr geben, so hat es die verstorbene Frau Amtsräthin schon gewollt. Außer vielen Spann- und Handdiensten sind auch noch 900 Thaler baare Gefälle dabei. Jagd und Fischerei sind besonders verpachtet, ich sage Ihnen, gnädiger Herr, das ist ein kostbares Besitzthum. Jetzt muß ich Sie aber einige Augenblicke allein lassen, um meinen Leuten die nöthigen Befehle zu ertheilen; bald bin ich wieder bei Ihnen.

Herr von Modi war entzückt über das, was er so eben in Erfahrung gebracht, aber auch der Pächter hatte seine Freude, ihm den Mund recht gewässert zu haben. Soll mich der Teufel holen! rief Herr von Modi, ich setze Alles daran, um hier Herr und Gebieter zu werden. Was will ich denn mehr? ist denn ein Einkommen von beinahe 10,000 Thaler jährlich nicht eine schöne Summe, und wie der Pächter sagt, noch ein hübsches Weib dazu! Hätt' ich mir's doch im Leben nicht träumen lassen, daß mir noch solch ein Glück aufgehoben wäre. — Wenn ich sie nur erst einmal gesehen hätte, oder wenn mir Jemand sagen könnte, wie ich die Sache eigentlich angreifen müßte. Bin freilich mit den Launen der Weiber längst bekannt, habe über manche spröde Schöne schon den Sieg errungen, aber — nun, die Sache wird sich schon machen, nur gleich derb aufgetreten, damit imponirt man bei den Weibern am meisten und gelangt am ersten zum Ziel. — Er trat ans Fenster, sah auf den geräumigen Hof, sah das schöne blanke Vieh, die unzähligen Hühner und Tauben, die mächtigen Truthähne, die da dick aufgeblasen stolz umher spazierten, wobei ihm der Mund wässerte, wenn er an die tausend Annehmlichkeiten dachte, die noch alle damit verbunden waren.

Während Herr von Modi hier nutzlose Pläne entwarf, war der Pächter bei der Rittmeisterin und stattete Bericht ab, entwarf nach seiner Art ein Bild von Herrn von Modi, den er eigentlich zum Besten gehabt, das nicht weniger als empfehlend war.

»Was ist denn nun aber eigentlich die Veranlassung, was ist der Grund, warum dieser unverschämte Mensch mich belästigt?«

Darüber hat er sich noch nicht erklärt, und wird es nicht anders kommen, als daß Sie ihn selber sprechen! doch denk ich, Sie werden ihm bald die Wege weisen.

Nun wohlan, sagte sie nach einigem Nachdenken, habe ich der unangenehmen Stunden schon so viele im Leben empfunden, so werde ich diese Eine auch noch überwinden. Haben Sie die Güte und führen Sie ihn sogleich zu mir, er mag es merken, daß ich ihn nicht sprechen wollte.

In ihrem kostbarsten Zimmer, in einem blendend weißen Anzuge, empfing die Rittmeisterin den unwillkommenen Gast.

Sehr verwundert über die Pracht und den Reichthum, der die Rittmeisterin, die wie eine Königin auf einem erhöhten Stuhle am Fenster saß, mehr aber noch über die Person derselben, deren strahlende Schönheit auch den rohsten Wüstling auf eine kurze Zeit entzücken und begeistern und Ehrfurcht einflößen mußte, trat Herr von Modi ein. Sein früherer Vorsatz, die etwa ausgedachte Rolle, die er bei der Rittmeisterin zu spielen gedachte, verschwand in dem ersten Augenblick, er, der gewandte Lebemann, der sich vor Kurzem noch selber gestanden, daß er schon manche weibliche Tugend besiegt, stand wie ein elender Stümper da, und konnte nur in großer Verlegenheit herausbringen, daß er der Herr von Modi sey und um die Ehre bitte, aufwarten zu dürfen.

Die Dame hatte die erbärmliche Gestalt des Mannes mit Blicken, die ihr eigentlich nicht eigen waren, — denn die Erscheinung desselben hatte die empfindlichste Seite ihrer Seele berührt, die wir fast verächtlich nennen möchten, — betrachtet, dann aber erhob sie ihre Stimme und sagte: wenn Sie jener Herr von Modi, jener Lieutenant Modi sind, in dem ich den Mörder meines Gemahls betrachte, so muß ich mich wundern, wo sie den Muth, oder besser gesagt, die unverschämte Dreistigkeit hernehmen, vor meinem Angesicht zu erscheinen.

Der bin ich allerdings, liebes Frauchen, allein Sie betrachten ein Duell, das doch eine Ehrensache ist, aus einem unrichtigen Gesichtspunkte. Derjenige, der mit dem Leben davon kömmt, zieht immer das schlechteste Loos. Ich bin, wie Sie sehen, ein Krüppel, der Rittmeister hat es überwunden, er ist be-

bauert, beklagt und betrauert, während auf mir die Verachtung ruhet. Er schwieg; was er noch sagen wollte, dazu schien er den Muth nicht zu haben.

Mögen Ihre Ansichten seyn, welche sie wollen, fuhr die Rittmeisterin fort, es soll mir gleich seyn, allein vergeben kann ich Ihnen nie. Wie ich sehe, tragen Sie keine Uniform, sind vielleicht ohne Pension verabschiedet, und wollen von mir ein Almosen erflehen; das soll Ihnen ohne Weiteres bewilligt seyn.

Frau Rittmeisterin! rief entrüstet Herr von Movi, bedenken Sie, daß ich Offizier, daß ich Edelmann bin, und eine Beleidigung selbst von einer Dame nicht ertragen darf; auch habe ich das in meiner hülflosen Lage nicht erwartet.

„Aber verdient! Sie hätten die Folgen jenes unglücklichen Duell's, wozu Sie meinen Gatten gezwungen haben, vorher bedenken sollen, dann wären Sie und ich glücklicher. Was wünschen Sie noch von mir? ich trage kein Verlangen, mich noch länger mit einem Manne zu unterhalten, den ich nur mit Widerwillen betrachten kann.

Der verabschiedete Lieutenant hatte schon längst eingesehen, daß es mit einem Angriff auf die Hand der schönen Wittwe nichts war, allein er durfte den Zweck seines Hierseyns nicht verfehlen, das Feuer brannte ihm auf die Finger, er mußte sich noch einer zweiten Beleidigung aussetzen, dann aber auf Rache sinnen. „Hören Sie mich noch einige Augenblicke an, und thun Sie dann, was Ihnen gut dünkt. Es ist war, ich bin ohne Pension verabschiedet. So lange mein Bruder noch lebte, empfand ich den Mangel nicht drückend, seine Kinder glaubten mir jedoch nach seinem Tode nichts mehr schuldig zu seyn, ich bin also meinem Untergange nahe. Nach dem Tode meines Bruders bin ich mit einigen ebenfalls verabschiedeten Offizieren in den Sommermonaten in die Bäder gereist, wo wir gemeinschaftlich Bank auflegten. Einige Jahre habe ich mit Glück gespielt, allein im letzten Herbst hatten wir Unglück, und es blieb mir kaum so viel übrig, um durch den Winter zu kommen. Die größte Verlegenheit zu Anschaffung meines Antheils hat mich veranlaßt, meine Zuflucht zu Ihnen zu nehmen. Ich bedarf tausend Thaler, worüber ich Ihnen einen Wechsel ausstellen werde."

Auf einen Wechsel? fragte bitter lächelnd die Rittmeisterin. Ich verstehe, Herr Offizier, Herr Edelmann, Sie wollen sich durch das Blatt Papier den Dank ersparen; ich leihe indeß nicht auf Wechsel, es ist gegen meine Grundsätze. Wollen Sie aber eine Quittung ausstellen, daß sie unter heutigem Dato Tausend Thaler von mir als Geschenk erhalten haben, so erwarten Sie das Geld in einer Viertelstunde in der Wohnung meines Pächters, wo nicht, so verbleibt es mir. Ich empfehle mich Ihnen.

Herr von Movi wollte noch etwas sagen, allein die Rittmeisterin ging in ein Seitenzimmer, und er sah sich genöthigt, sich zu entfernen.

Nach einer Stunde, in welcher die Rittmeisterin über ihre Zukunft Betrachtungen angestellt und gefunden hatte, daß ihr fernerhin in der lieben Heimath keine Freuden mehr erblühen würden, war ihr Entschluß, den sie sogleich dem Pachter mittheilte, gefaßt. Sie sagte ihm, daß er sogleich zur Stadt fahren und einen Notar herbei holen möchte. Ich will Ihnen, mein lieber Herr Müller, mein Gut, wiederkäuflich während sechs Jahren, für einen Preis verkaufen, womit sie zufrieden seyn sollen, und dann so schleunig als möglich mit Herrn Michel und den Kindern nach Frankreich zu meinem Felix reisen.

Den Vorschlag hätte ich Ihnen gern schon längst gethan, allein ich glaubte, obgleich Sie mich als einen streng rechtlichen Mann kennen, Sie könnten denken, daß für mich ein besonderes Interesse dabei vorhanden sey. Jetzt kommen Sie mir selber entgegen, und ich biete Ihnen, mit allem Zubehör freiwillig 90,000 Thaler, und zahle sogleich, wenn Sie es wünschen, 30,000 baar.

Nach Verlauf von acht Tagen waren alle Angelegenheiten geordnet und regulirt, und in einem schönen Reisewagen begleitete der Pächter seine bisherige Gutsbesitzerin mit eignen Pferden bis nach der Reichsstadt F., wo sie sich von Fritz und Marie auf einige Zeit wieder trennen mußte.

Des wackern Doktors Stirn umwölkte sich trüb, — nicht, daß er seine Stiefgeschwister wieder in seiner Nähe haben solle, denn die Rittmeisterin hatte ein Kapital deponirt, von dessen Zinsen ihre Erziehung hinlänglich vollendet werden konnte, auch liebte er dieselben zu sehr, um sie nicht gern um sich zu haben; aber sein Herz blutete, wenn er daran dachte, daß er nun für immer auf die erst kürzlich errungene Freundschaft einer so edlen Frau verzichten müsse.

Wünschen Sie mir Glück, lieber Doktor, sagte die Rittmeisterin, daß ich zu dem Entschlusse gelangt bin. Indeß habe ich mein Gut nur auf sechs Jahre verkauft, und kann dann, wenn es mir beliebt, wieder Besitz davon nehmen und bis dahin denke ich bei Ihnen in gutem Andenken zu bleiben.

Unter heißen Thränen und herzlichen Glückwünschen schied sie von dem Doktor, Fritz und Marie, welchen letztern sie nochmals empfahl, sich mit allem Fleiß die französische Sprache zu eigen zu machen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Mutter Bild.

Erst zählte ich der Jahre vier,
Als starb die liebe Mutter mir!
Die Worte sprach sie über mich:
„Ich sterbe nun, Gott schütze Dich
Durch Deine ganze Lebenszeit
Vor allem Unglück, jedem Leid; —
Sey folgsam, brav, gedenke mein,
Und was ich sag', präg fest Dir ein!"

Da schaute ich ihr bleich' Gesicht,
Und rief, o Mutter, stirb mir nicht!
Hielt weinend küssend ihre Hand,
Doch riß trotzdem ihr Lebensband;
Noch einmal warf sie ihren Blick
Auf mich, dann sank ihr Kopf zurück;
Zusammen brach ich dann in Schmerz,
Ihr letzter Blick drang mir in's Herz!

Den letzten Blick so sanft und mild,
Den faßt ich auf als theures Bild;
Ich trag's bei mir in Glück und Leid,
Bewahr's für meine Lebenszeit;
Wollt' sinken ich, so sah ich's an,
Mir ist's als spreche leis' es dann:
„Mein Sohn gedenk' der Mutter Du,
Der Worte, die sie rief Dir zu!"

Mannigfaltigkeiten.

Ein Bad im todten Meer wird beschrieben wie folgt: Alles schien in todtengleiche Stille eingewiegt, und die einzigen Spuren der Vegetation, die sich bemerkbar machten, waren ein paar halbverdorrte Kameeldornsträucher am Rande der nahen Ebene und die grüne Linie von Bäumen und Dickicht, die den gewundenen Lauf des Jordans nach dem See von Galiläa hin bezeichnet. Bis ungefähr 30 Schritte vor dem Wasserspiegel war das Ufer tief gefurcht, wie durch das Eindringen früherer höher gehender Wogen, und überall bestreut mit Treibholz, das die Sonne zu einem schmutzigen Weiß gebleicht hatte. Obgleich erst neun Uhr, war die Hitze schon drückend geworden, und wir beschlossen daher, ohne Zeitverlust ein Bad zu nehmen. Mehrere hundert Schritte von dem Ufer ist das Wasser an keiner Stelle über fünf Fuß tief, aber Dieß war hinlänglich, um die wunderbare Schwimmkraft zu erproben, wovon die Reisenden so viel gesprochen und geschrieben haben, und ich bin nun durch das Resultat in den Stand gesetzt, die Aussage meiner Vorgänger zu bestätigen. Jeder von uns that sein Möglichstes, um unterzusinken, indem er sich mit völlig leergehauchter Lunge flach auf das Wasser legte, seinen Körper in alle erdenklichen Stellungen zusammenbog und durch den stärksten Druck unter die Oberfläche zu gelangen suchte; aber Alles war vergebens. Wir hätten in der That, wie einer von meinen Gefährten bemerkte, wenn es möglich gewesen wäre, ein Segel aufzurichten, ohne ein Glied zu bewegen, über den See gleiten können. Auch was den ekelhaft bittern Geschmack des Wassers und seine schleimige Beschaffenheit betrifft, habe ich die früheren Berichte keineswegs übertrieben gefunden; faules, stark gesalzenes Seewasser möchte ihm im Geschmack nahe kommen, allein nichts Geringeres als eine Auflösung von Leim, mit ranzigem Oel gemischt, würde sich mit der widrigen Klebrigkeit vergleichen lassen, mit der es sich an die Haut, an die Haare, an den Bart festsetzt und letztere beide noch dazu beim Trocknen in einer Weise verfilzt, daß ihre Entwirrung und Reinigung nicht ohne Mühe zu bewerkstelligen ist. Den Augen und der inneren Nasenhaut verursacht es einen brennenden Schmerz, und überhaupt befanden wir uns alle Drei nach dem Bade in einem Zustande großer Abspannung, mit einer Steifigkeit der Gelenke verbunden, von der wir uns erst nach Verlauf einer halben Stunde erholten.

Berichte aus Wolhynien, Podolien und Bessarabien schildern die Verwüstungen durch Heuschrecken in jenen Provinzen. Die deutschen Kolonisten in der Umgegend von Odessa haben auf ihren Ländereien im Frühjahr 1859 allein 300,000 Tschetwert dieses schädlichen Insekts vernichtet. 183 St. Heuschreckenpuppen wogen ein Solotnik (russ. Kleingewicht) und waren etwa so groß wie eine Ameise. Demnach belief sich die Zahl der vernichteten Thiere auf 1,422,305,283,000 Stück. Dessen ungeachtet sind andere Schwärme massenweise niedergefallen und haben die schönsten Saatfelder total verwüstet. An einem Orte Bessarabiens hat sich sogar die große ägyptische Heuschrecke in die Bodenkrume eingewühlt, gleichwie auf beiden Ufern der Donau, wo das Insekt von gleicher Größe massenweise sich eingegraben hat, um im künftigen Jahr in hundertfach vermehrten Schwärmen wieder aufzuerstehen. Da an Vernichtung der Brut vor der Beflügelung des Insekts nicht zu denken, wegen der unzugänglichen, die Vermehrung derselben sehr begünstigenden Donau-Ufer, so besorgt man nächstes Jahr schwere Heimsuchungen in Bessarabien.

Redakteur: Gustav Messert.
Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 309 Mittwoch, 28. Dezember 1859.

Die Wittwen und ihre Pflegekinder.

(Fortsetzung).

Der erste Mai war nicht mehr fern, die Erde war schon überall mit ihren Millionen Reizen geschmückt, als die Rittmeisterin mit den Ihrigen vor den Thoren von Paris ankam. Mit welchen Gefühlen, mit welchen Erwartungen hatten sowohl sie selbst, mehr aber noch ihre Tochter Helene den Rhein überschritten, und die Gränze dieses Landes betreten. Schwärmerische Träume, wie sie der Jugend eigen sind, hatten oft ihr zärtlich liebendes Herz beunruhigt, sie hatte von den damals in Deutschland viel Aufsehen erregenden Lafontainischen Romanen gelesen, hatte hieraus die Liebe, die Treue, aber auch die Untreue der Männer kennen gelernt, und die Eifersucht, diese Geist und Körper verzehrende Krankheit, schlug, je näher sie dem Ziele kam, ihren Wohnsitz in ihrem unschuldigen Herzen auf.

Als die Reisenden Paris erreicht hatten, beschloß die Rittmeisterin hier mehrere Tage zu rasten, theils um diese mächtige Stadt und das Treiben ihrer Bewohner zu sehen und zu bewundern, theils aber auch um einen Boten, oder Herrn Michel selbst nach Saint-Hilaire vorauszuschicken und Felix von ihrer Ankunft in Kenntniß setzen zu lassen.

Wenige Tage früher war auch der Kaiser in der Hauptstadt seines Reichs angekommen, um von seinen Behörden und seinen Unterthanen die Huldigungen über seine in Deutschland erfochtenen ruhmwürdigen Siege zu empfangen. Allgemeiner Jubel hatte den Helden des Jahrhunderts empfangen, in der Brust eines jeden Franzosen schlug freudig das Herz beim Anblick des Mannes, der die furchtbare Revolution gedämpft, dem Blutvergießen ein Ende gemacht und wieder Ruhe und innern Frieden unter einer so mächtigen Nation hergestellt hatte. — Um seinem gesammten Volke Gelegenheit zu geben, ihn zu sehen und ihm seine Dankbarkeit zu erkennen geben zu können, hielt der Kaiser schon am vierten Tage seiner Anwesenheit über sämmtliches Militär und die Nationalgarden von Paris auf einem der größten Plätze der Stadt Heerschau. Um neun Uhr Morgens standen schon zehn Regimenter und an dreißigtausend Mann Nationalgarden in ihrem höchsten Glanze auf dem Platze versammelt. Der Zuschauer waren aber noch viel mehr. Alle Fenster in der ganzen Umgegend waren mit schön geputzten Damen angefüllt. Aber auch auf dem Platze selbst hielten mehrere Tausend Kutschwagen; Reiter und Fußgänger waren ohne Zahl.

Auch die Rittmeisterin mit Helena, Francois mit Herrn Michel, hielten in einem der schönsten Miethwagen unter der ungeheuren Masse. Lange hatten die Zuschauer schon auf dem Platze gehalten und die glühenden Sonnenstrahlen ertragen, aber mit inniger Lust und Freude, denn sie erwarteten ja den Kaiser, und das Beschauen der ungeheuren Masse gewährte ja auch vieles Vergnügen. Helenens Augen schweiften überall umher, ihr war hier Alles neu, sie hatte etwas so Großartiges noch nie gesehen; da sie indeß unter den vielen Tausenden auch nicht einen Einzigen kannte, so bemühte sie sich den Einzigen, der möglicher Weise wohl unter ihnen seyn könnte und ihrem Herzen lieber war als alle Uebrigen, ja als den Kaiser selbst, aufzufinden; aber so scharf und so weit die schönen Augen auch sahen, Felix von Saint-Hilaire war nicht unter ihnen. In dem Augenblick wurde es unruhig unter der Menge und Aller Augen waren auf einen Punkt gerichtet, und nicht lange, so erscholl ein donnerndes Vive l'Empereur!

Helenens Augen waren auch mehrere Sekunden auf den eben angekommenen Kaiser gerichtet, doch bald war er wieder verschwunden und sie stellte ihre frühere Untersuchung wieder an. Da erblickte sie, o wer beschreibt ihre Freude, ihren Schreck, ganz in ihrer Nähe einen erst eben noch angekommenen Wagen. Ein alter würdiger Herr in Zivilkleidern, jedoch mit einem militärischen Schnurrbart und mehreren Orden auf der Brust, schaute mit innerlicher Freude dahin, wo eben der Kaiser hielt. Zu seiner Linken stand eine junge, höchst liebenswürdige Dame, und derselben zur Rechten stand — Felix von Saint-Hilaire, ihr Arm ruhete in dem Seinigen.

Eine lange Sekunde ruhte Helenens Auge auf

der Scene, und es war keinem Zweifel unterworfen, es war Felix, derselbe Felix, der ihr vor ganz kurzer Zeit erst seine Liebe mit glühenden Farben geschildert und ihr seine Treue mit heiligen Eiden bekräftigt hatte. Die junge Dame richtete freundliche Blicke, vielleicht zärtliche Fragen an Felix, die er eben so freundlich, eben so zärtlich, mit Kopfnicken und Worten antwortete. — Vor Helenens Augen wurde es Nacht, mit krampfhafter Gewalt, als ob eben ein Dolchstich durch die Brust in die tiefste Tiefe ihres Herzens wie ein Blitzstrahl drang, ergriff sie der Mutter Arm und knickte ohnmächtig zusammen.

Dieser Vorfall erregte unter der nächsten Umgebung einige Aufmerksamkeit, so daß selbst Felix, obgleich er wohl zehn Schritte von ihnen entfernt hielt, durch die vielen Köpfe hindurch sah und zu seiner großen Freude seine Pflegemutter, seinen lieben Bruder François und Herrn Michel, den er Vater nannte, erkannte. Mit einem Sprunge war er aus dem Wagen, wand sich wie ein Wurm zwischen den vielen Wagen und Pferden durch, und kam eben am Schlage der Rittmeisterin an, als Helene, die er nicht gesehen hatte, sich erholte und die Augen aufschlug.

Von dem, was in Helenas Seele vorgegangen war, davon hatte Niemand eine Ahnung, die Mutter schrieb die Unpäßlichkeit ihrer Tochter einer andern Ursache zu, und erst als sich Helene mit ängstlichen Blicken nach der jungen Dame in jenem Wagen erkundigte, welche Herr Michel freudig Komtesse Josephine nannte, da kamen ihre Gedanken der wahren Ursache nahe.

Die Sache klärte sich, zu Helenens großer Freude, bald auf; Alle umarmten sich, und selbst Helene schloß jene junge Dame, als ihres Felix Schwester, zärtlich in ihre Arme. Nur die Rittmeisterin wunderte sich, daß sie von dieser Schwester nur ein einzigesmal, und zwar an jenem ersten Morgen, als Felix in ihrem Hause als Knabe zum Erstenmale erwacht war, gehört hatte. Felix, Herr Michel und François schämten sich, daß keiner von ihnen der schönen Komtesse, der liebenswürdigen Schwester, erwähnt hatte, und Herr Michel entschuldigte sich damit, daß er sie schon seit zwei Jahren zu einem alten Geistlichen zur Erziehung gegeben, und sey sie dieserhalb, wenn er von ihr habe erzählen wollen, aus seinem schwachen Gedächtniß verschwunden.

Josephine war indeß ein höchst liebenswürdiges Wesen, die sich bald mit ganzer Seele an die Pflegemutter ihres Bruders und an deren Tochter anschloß. —

Der Obrist Graf de la Tour, der während der Erkennung und Aufklärung, welche im Hotel der Rittmeisterin geschah, wohin sie sogleich gefahren waren, kein Auge von der Letztern gewandt hatte, war entzückt von der Schönheit und Anmuth der Dame, deren Bekanntschaft er auf des Kaisers Geheiß im Gerichtssaale der Reichsstadt F. gemacht hatte. Wunderbare Ideen gingen in dem Kopfe des alten würdigen Kriegers vor, die er aber nicht den Muth hatte, sich zu verwirklichen.

Der heutige Tag war für die Pariser ein Fest, ein Freudentag, Alles jubelte, Alles war heiter und fröhlich; aber auch die kleine Gesellschaft im Hotel der Rittmeisterin, wenn auch aus andern Beweggründen, war es. Der Herr des Hauses hatte für eine köstliche Abendtafel gesorgt, und der Obrist hatte die feinsten Weine verlangt. Helene wurde von der liebenswürdigen Josephine und künftigen Schwägerin ein wenig geneckt, aber sie schämte sich dessen nicht, sie gestand es öffentlich, daß ein nie empfundenes Gefühl, das Lafontain Eifersucht nenne, ihr jenen Unfall zugezogen habe. Diese kleine Neckerei hatte indeß zur Folge, daß Felix und Helene noch an demselben Abend förmlich verlobt wurden. Der Obrist, der hiervon noch gar nichts gewußt hatte, war über das Ereigniß bis zur Ausgelassenheit fröhlich. Mehreremale drückte er die schöne deutsche Braut an seine Brust und wünschte ihr Glück, und versprach, wenn einst sein letztes Stündlein schlüge, sie ausschließlich zur Erbin seines Vermögens einsetzen zu wollen. So verflossen schnell die Stunden, und die Mitternacht kam heran, ehe man sich's versah. Herr Michel und François schlichen sich zuerst in aller Stille fort, ihnen folgte bald Josephine, und selbst Helene, die einigemale von dem Weine genippt, wurde an der Seite des Geliebten schläfrig, sie wünschte gute Nacht und verschwand im nächsten Kabinet. Nur der Obrist war noch sehr heiter, scherzte und lachte, und erzählte der Rittmeisterin Anekdoten aus seinem Leben, als er indeß bemerkte, daß sich auch Felix mit Einemmale auf und davon gemacht hatte, wurde er plötzlich still und ernst.

(Fortsetzung folgt.)

Der böse Schein.

Ein Kriminalfall.

In der Umgebung der Stadt Lyon besaß im Jahre 1830 ein Herr v. Lignac ein Landgut. Er war ein gastfreier Mann, und jeder anständige Fremde, der jene Gegend passirte, erhielt leicht Zutritt in sein Haus und seine Familie.

Um jene Zeit hatte er in Lyon einen angenehmen Gesellschafter kennen gelernt, der bald in seine Familie heimisch geworden. Herr v. Barville war ein Mann schlanken Wuchses, mit hübschem Gesicht, von einnehmendem Betragen. Allein nur sein erstes

Erscheinen machte einen günstigen Eindruck; eine genauere Betrachtung seiner Gesichtszüge, eine längere Beobachtung seines Benehmens verwischte jedes günstige Vorurtheil über ihn. Eine tiefe Narbe ging von der Stirn bis zum Mundwinkel über seine rechte Wange und gab dem Gesichte einen entschieden unangenehmen Ausdruck. Zuweilen war er schweigsam und tief in Gedanken, ja oft verdrießlich und mürrisch, dann ward er wieder lebhaft und aufgeregt und sein Gespräch, belehrend und unterhaltend, zeugte von großer Belesenheit, vielfachen Erfahrungen und allseitiger Bildung. Etwa 40 Jahre alt, schien er früher als Militär unter den Fahnen Napoleon's gedient zu haben, gab jedoch selbst wenig Auskunft über seine Vergangenheit.

Trotz dieses abstoßenden und geheimnißvollen Wesens war Barville bald beliebt im Hause Lignac's. Vater und Sohn schätzten ihn offenbar und die Tochter, Josephine v. Lignac zeigte offen ihre Neigung zu ihm, die er leidenschaftlich erwiderte. Außer der Familie Lignac's aber war Barville nicht beliebt. Jedermann war geneigt und bereit, nachtheilige Andeutungen über ihn zu machen oder für wahr anzunehmen. Man konnte nicht begreifen, wie Lignac einen so vertrauten Umgang zwischen seiner Tochter und einem Manne dulden konnte, der es geflissentlich mied, über seine Familien-, Vermögens- und Berufs-Verhältnisse nähere Auskunft zu geben. Man machte zweideutige Bemerkungen über das Verhältniß Barville's zu dem als leichtsinnig und ausschweifend bekannten Sohne Lignac's, und gab zu verstehen, sie seyen Mitschuldige unehrenhafter Handlungen, die sie beim Spiele in Paris geübt. Viele waren darin einverstanden, daß sie Barville für einen schlauen Vermögensjäger hielten, der nur Ernst und geheimnißvolles Wesen heuchele, um der eben so schönen als natürlichen und leichtgläubigen Josephine, welche eine bedeutende Mitgift zu erwarten hatte, um so interessanter zu erscheinen.

Diesen ungünstigen Eindruck hatte Barville auch auf einen Gast Lignac's gemacht, welcher ihm schon längere Zeit in dessen Hause begegnet war. Dieser, ein Offizier aus Lyon, Namens Tarbot, hatte die Abwesenheit Barville's, der eine Reise nach Paris unternommen, benutzt, einen Sommeraufenthalt auf Lignac's Gute zu nehmen. Eines Abends, als bereits vollständige Ruhe auf dem letzteren herrschte, wollte derselbe die Schwüle seines Zimmers abkühlen. Er öffnete das Fenster und ließ sich bei demselben nieder. Er gerieth bei der Dämmerung, welche um ihn herrschte, bald in den Zustand des Halbschlafs und wurde durch die vollständige Ruhe der Nacht darin bestärkt. Er mochte etwa eine Stunde so an dem Fenster gesessen haben und es konnte ungefähr Mitternacht seyn, als er durch ein Geräusch geweckt wurde, welches aus dem untern Theile des Hauses, wo Lignac's Zimmer sich befanden, herzukommen schien. Er horchte aufmerksam: es glich dem Tone, den leises Feilen an eisernen Gegenständen hervorbringt. Er strengte Auge und Ohr an, um irgend etwas Genaueres wahrzunehmen, da er sich über das Geräusch täuschen konnte. Doch bald wurde es still und die Dunkelheit ließ ihn nichts erkennen. Da berührte er aus Versehen das Fenster, und brachte dadurch ein hörbares Geräusch hervor. Er vernahm hierauf Schritte, und sah in dem Augenblicke, wo ein starkes Wetterleuchten die Gegend erhellte, deutlich, wie ein Mann vorsichtig, aber schleunig um die Ecke bog: er glaubte, in demselben Barville erkannt zu haben. — Was hatte dieser des Nachts, wo man ihn noch in Paris glaubte, in Lignac's Hause zu suchen? Sollte die schöne Josephine sich so weit vergessen, ihrem Liebhaber nächtliche Rendezvous zu bewilligen? —

Als Tarbot am folgenden Morgen zur Familie Lignac eintrat, fiel sein erster Blick auf Josephine. Nichts verrieth, daß sie bei dem nächtlichen Besuche Barville's betheiligt sey, ja es ging aus ihren und aus den Reden ihres Vaters hervor, daß sie Beide denselben noch in Paris vermutheten. Der junge Lignac hatte durch ein Billet angezeigt, er seye früh nach der Stadt gegangen, um dort den Tag zuzubringen. Tarbot vermuthete sofort, daß die Abwesenheit des jungen Lignac mit dem nächtlichen Besuche Barville's zusammenhänge, hielt es aber für unschicklich, der Familie Lignac von letzterem Kenntniß zu geben. Nach dem Frühstück begab sich der Vater Josephinen's auf sein Arbeitszimmer, um einige Geschäftsbriefe zu schreiben, kehrte aber bald wieder in das Frühstückszimmer zurück, wo sich Josephine und Tarbot noch aufhielten, und zwar in großer Aufregung. Vor zwei Tagen hatte er 15,000 Franks in Bankscheinen und Gold erhalten und in seinem Schreibtische verwahrt — jetzt war das Geld verschwunden! — Verschiedene Riegel, welche durch einen Mechanismus das Fach verschlossen, in welchem das Geld verwahrt gewesen, waren durchgefeilt, eine gewaltsame Entwendung hiernach außer Zweifel.

Tarbot zögerte auch jetzt noch, seine nächtliche Vision mitzutheilen, da er dieselbe nicht für genügend hielt, um den Verdacht des Diebstahls gegen Barville zu rechtfertigen, und weil, wenn dieser Verdacht begründet war, derselbe auch den Sohn Lignac's treffen mußte, dessen Abwesenheit gerade an diesem Morgen jedenfalls auffallend war. Lignac konnte so nur die Thatsache der Entwendung bei der Polizeibehörde zur Anzeige bringen, ohne daß er eine Ahnung über den Thäter hatte.

Tarbot begab sich zu Mittag nach Lyon. Er speiste hier an der Wirthstafel und traf daselbst auch Barville. Sie grüßten sich kalt, und Tarbot

erfuhr nur von ihm, daß er bereits gestern Abend, mehrere Tage früher, als er selbst erwartet hatte, von Paris zurückgekehrt sey und am Nachmittag der Familie Lignac seinen Besuch machen werde. Bei Tische traf Tarbot einen älteren Offizier, mit dem er bereits länger bekannt war, und welcher die Napoleonischen Feldzüge, namentlich auch in Rußland, mitgemacht hatte. Als dieser Barville's ansichtig wurde, schien er denselben mit besonderer Aufmerksamkeit zu beobachten. Er fragte Tarbot nach dessen Namen, schüttelte aber bei dessen Nennung mit dem Kopfe und äußerte, daß dieser nicht der rechte Name sey.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Ein Deutscher (ein Mecklenburger), welcher bis zum Jahre 1848 in Berlin als Maschinenbauer arbeitete und dann nach England ging, hat eine für die Reinigung des Wassers höchst wichtige Erfindung gemacht. Dieselbe besteht darin, die Kohle rein auf trockenem Wege als festen Körper darzustellen und zur Reinigung des Wassers zu benützen. In England und auch in Berlin werden jetzt schon Filtrirmaschinen mit Benützung der zu einer Hohlkugel zusammengepreßten Kohle in Fabriken im Großen angefertigt und der Preis solcher Maschinen ist so mäßig, daß selbst Unbemittelte, welche trübes und ungesundes Wasser in ihren Brunnen haben, von dieser segensreichen Erfindung Gebrauch machen können. Auch die Wissenschaft hat diese Erfindung als eine der folgenreichsten erkannt; im Gewerbe-Verein zu Frankfurt hat Dr. Löwe bereits einen populären Vortrag darüber gehalten.

Die vor Kurzem in Konstantinopel stattgefundene Entdeckung eines ausgedehnten Falschmünzervereins hat auf die Spur einer andern, kaum minder sträflichen Industrie geführt. Es wurden nämlich in Pera falsche Doktordiplome der Pesther Universität lithographirt und mit nachgemachten Unterschriften versehen. Da man kein Doktordiplom zum Muster hatte, so wurden die falschen Dokumente nach dem Formular eines Chirurgendiploms angefertigt. Man kennt bis nun bereits die Verfertiger und ist den Individuen auf der Spur, welche sich solcher Diplome bedienten.

In den Gedichten von Giesbert Frhr. v. Vincke findet sich nachstehendes Gedichtchen, dessen Verse ganz nach Belieben in richtiger Ordnung oder quer über, von unten oder oben, von hinten oder vorn gelesen werden können. Diese poetische Spielerei lautet:

Weibertreu und Männertreu.

In euch ist Stetigkeit
Ihr Frau'n bei Scherz und Leid,
Der hat sich gut bewehrt,
Wer Frauenwort verehrt,
Als felsenfest ist kund
Die Red' aus Frauenmund,
Der Sang von Weibertreu
Alt ist er, ewig neu!

Ihr Männer, o fürwahr,
Ihr bleibet wandelbar,
Wer Männerworten traut,
Der hat auf Sand gebaut,
Stets was der Mann verhieß,
Ein Lufthauch leicht zerblies,
Er sey verpönt hinfort.
Der Spruch: Ein Mann ein Wort!

Eine eigenthümliche Demonstration hat jüngst an der St. Petersburger Universität stattgefunden. Kostomarow, der im Jahr 1848 wegen eines leichten Vergehens nach Sibirien wandern mußte, erhielt vor Kurzem die Professur der Geschichte, und nach seiner ersten, außergewöhnlich zahlreich besuchten Vorlesung trugen ihn die Studenten unter lautem Jubelgeschrei auf den Händen in die Straße. Wie man vermuthet, hängt diese Demonstration mit einem Vorfall in Kasan zusammen, wo mehrere Studenten, wegen der lauten Beifallsbezeugungen, die sie der Vorlesung eines Professors schenkten, nach Sibirien gebracht wurden. Der Vorfall dürfte der Regierung Manches zum Nachdenken geben.

Auf einem der Grundstücke des Grafen Arnim in Berlin ist ein merkwürdiger Fund gemacht worden. Bei Anlegung einer Grube, welche das Fundament zu einer Gedenksäule aufnehmen sollte, stießen die Arbeiter auf eine Mauer, von welcher keiner der Bewohner des Grundstücks die geringste Ahnung hatte. Die Mauer wurde durchbrochen und führte in ein kolossales Gewölbe, das, seinem Inhalte nach, zu einem Weinlager irgend eines alten Recken der Familie Arnim, gedient hatte, denn man fand darin eine bedeutende Menge Flaschen, gefüllt mit den verschiedensten Weinen. Wie man behaupten will, müssen diese Weine wenigstens zweihundert Jahre unberührt gelegen haben.

Die scheveninger Häringsflotte, in diesem Jahre aus 127 Pinken bestehend, ist wieder ganz eingelaufen und hat 19,168,000 Stück Häringe mitgebracht.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der A. Walland'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 310 Donnerstag, 29. Dezember 1859.

Die Wittwen und ihre Pflegekinder.

(Fortsetzung.)

Nun Herr Obrist, fragte Sophie, warum mit Einemmale so still? finden Sie es vielleicht gefährlich, sich mit Einemmale in diesem Zimmer mit mir allein zu sehen?

Wahrhaftig! Madame, wahrhaftig, Sie haben es errathen. Habe bald sechszig Jahre in der Welt gelebt, mein Kaiser hat mir schon wunderbare Aufträge ertheilt, habe mich in seinem Namen schon mit Königen und Kaisern unterhalten, und doch gibt es noch Situationen im Leben, die mir neu und fremd sind. Bei Austerlitz ging es vor achtzehn Monaten scharf her. Mein Kaiser befahl mir, eine russische Batterie zu nehmen, und das war wahrhaftig kein Spiel, die glühenden Kugeln sausten wie Schloßen über unsere Häupter dahin, aber furchtlos marschirte ich mit meinen Soldaten darauf los und die Batterie wurde genommen.

Sie waren Ihrem Kaiser gewiß einer seiner bravsten Offiziere.

Im Felde, Madame, in der Schlacht, in außerordentlichen Aufträgen, bei Friedensschlüssen oder Waffenstillstands-Abschlüssen, darf ich mich rühmen, oft im Auftrage meines Kaisers zu seiner Zufriedenheit gehandelt zu haben, nur nach der Reichsstadt F. in den Gerichtssaal, da gehöre ich nicht hin.

Sonderbar! sagte die Rittmeisterin, so bereuen Sie es also, mir, oder der Wahrheit dort das Wort geredet zu haben?

Ja, Madame, nein, wahrhaftig! nein, wollt' ich sagen. Sehen Sie, Madame, so geht es dem ehrlichen Manne, wenn er vor der Batterie, die er nehmen will, den Kopf verliert, der Angriff geht verloren und der Herr Obrist denkt mit Schimpf und Schande auf den Rückzug.

Die Rittmeisterin ahnte, was es für eine Batterie sey, die der Obrist zu nehmen gedachte, sie konnte diesem würdigen Manne ihre höchste Achtung nicht versagen, es war zwischen ihm, dem Assessor Güldenhorn und dem Herrn von Modi ein so gewaltiger Unterschied, daß sich eigentlich gar kein Maßstab daran legen ließ. Auch war Sophie Güldenhorn bei ihren hohen Tugenden, bei ihren liebenswürdigen Eigenschaften immer ein Weib, und welches Weib ist wohl ganz von Eitelkeit frei. Ihr fielen die Worte jenes Zigeuner-Weibes ein, wo sie gesagt: »ihr werdet noch in einem fremden Lande, wo man eine fremde Sprache redet, in einem großen Hause über dessen Thür eine Grafenkrone prangt, wohnen« ein. Ihr fiel auch ihre Stellung in diesem fremden Lande ein, und sie wünschte die angefangene Unterhaltung mit dem Obristen nicht sogleich abzubrechen, doch war dabei, im Fall sie ihre Ahnung doch betrogen, die größte Vorsicht nöthig. In einem gutmüthig scherzendem Tone sagte sie daher: ich habe Sie noch nicht recht verstanden, Herr Obrist, von welcher Batterie reden Sie denn?

Das ist es ja eben, Madame. Wenn man nicht mehr jung ist, dann verliert man das Vertrauen zu sich selbst, man glaubt mancherlei Schwierigkeiten nicht mehr überwinden zu können und bleibt auf halbem Wege stehen.

Das sieht Ihnen nicht ähnlich, Herr Obrist, Sie sind gewiß nie auf halbem Wege stehen geblieben.

Nein, wahrhaftig nicht! Madame, und auch dießmal solls nicht geschehen, und sollt ich auch vor der Batterie bleiben. Nur ein feiger Italiener bleibt auf halbem Wege stehen, ein Franzose geht seinem Feinde mit blankem Schwerte muthig entgegen, es gilt ihm gleich, wer auf dem Platze bleibt. — Sehen Sie, Madame, was ich Ihnen sagen wollte, Sie sind eine viel zu noble Dame, um einem alten Krieger, wenn er mit der Festung kapituliren will, ins Angesicht zu lachen, drum Kourage, Obrist, zeige, daß Du ein Mann bist. — Als ich im Gerichtssaale zu F. zum Erstenmale in dieß Auge sah — ich scherze mit dergleichen nicht, Madame — wahrhaftig nicht — da war's um meine Ruhe geschehen. Hätte ich Sie in diesem Leben nicht wieder gesehen, nun, so hätte die Zeit jenen Eindruck verwischt, aber nun muß ich sie heute wieder finden, und noch tausendmal liebenswürdiger als damals

und in dem alten verschrumpften Herzen ist eine Sehnsucht erwacht, der ich keinen Namen zu geben weiß, aber ich möchte mich hier zu ihren Füßen werfen, und diese schöne blendend weiße Hand an mein Herz, an meine Lippen drücken, um sie in diesem Leben nicht wieder loszulassen.

(Fortsetzung folgt.)

Der böse Schein.

(Schluß.)

Nach Barville's Weggange erkundigte sich Tarbot bei seinem Bekannten, dem Obersten Croybaud, ob er Barville kenne. Derselbe bejahte die Frage und erzählte dann: er sey nach der Schlacht von Smolensk als Kapitän beauftragt worden, die Verwundeten aus der Nähe der Stadt fortzuschaffen. Es sey bereits ziemlich dunkel gewesen und deßhalb gute Zeit für das bei keiner Schlacht fehlende Gesindel, die auf dem Schlachtfelde liegenden Todten und Verwundeten zu plündern. Plötzlich habe er unter den Plünderern auch einen Lieutenant bemerkt und, da er selbst durch eine Verwundung am Beine verhindert gewesen, denselben schleunigst zu erreichen, seinen Leuten zugerufen, den plündernden Offizier zu fassen. Dieser aber habe den Zuruf gehört und eiligst die Flucht ergriffen. Die ihm nachsetzenden Soldaten hätten ihn auch nicht ereilen können, doch ihn so genau erkannt, daß er später aufgefunden und verhaftet worden sey. In der Nacht habe er aber Gelegenheit gehabt zu entkommen, und sey im Drange der Ereignisse vergessen worden. Dieser Offizier, der übrigens in der Schlacht bei Smolensk mit Auszeichnung gefochten und dabei eine bedeutende Hiebwunde im Gesicht erhalten, sei Barville, den er, Croybaud, auf das Bestimmteste wieder erkannt habe und nur unter dem Namen **Forbert** kenne.

Diese Erzählung machte Tarbot noch bedenklicher bezüglich des nächtlichen Besuches Barville's auf dem Gute Lignac's. Ein Leichenplünderer konnte auch ein Dieb seyn! Er theilte dem Obersten Croybaud seine Wahrnehmung aus vergangener Nacht mit, und dieser stimmte seinem Verdachte vollständig bei. Beide verabredeten, Lignac von ihren Wahrnehmungen und Verdachtsgründen Kenntniß zu geben und zu diesem Behufe denselben sofort aufzusuchen. Als sie auf Lignac's Gute ankamen, erfuhren sie zunächst, daß ein des Diebstahls der 15,000 Franks verdächtiger Mensch verhaftet sey. Croybaud machte aber trotzdem die beabsichtigten Mittheilungen. Der für Barville sehr eingenommene Lignac schenkte denselben jedoch wenig Glauben und bat, gegen seinen zukünftigen Schwiegersohn keinen feindlichen Schritt zu thun, ehe er ihn gesprochen. Barville ließ nicht lange auf seine Ankunft warten. Als er Tarbot's und Croybaud's ansichtig ward, verfinsterten sich seine Züge; ruhig und kalt bat er Lignac, ihm eine Unterredung unter vier Augen zu bewilligen. Beide gingen fort, kehrten nach einiger Zeit zurück und machten den Anklägern Barville's folgende Eröffnungen: Der bei Lignac begangene Diebstahl war von dessen eigenem Sohne mit Hülfe des bereits verhafteten Menschen begangen; das Geständniß des Letzteren war so eben zu Lignac's Kenntniß gekommen. Der Sohn des Letzteren war ein leidenschaftlicher Spieler, zur Befriedigung seiner Leidenschaft schon früher in Paris am Spieltische zum Diebe geworden und nur durch Barville's Dazwischenkunft, welcher das entwendete Geld sofort zurückzahlte, von Schande und Strafe gerettet. Als Barville gestern von Paris zurückgekehrt war, hörte er zufällig, daß sein zukünftiger Schwager sich seit mehreren Tagen in Gesellschaft eines bekannten Gauners aus Paris, des verhafteten Menschen, herumgetrieben. Er kannte selbst die Gefährlichkeit dieses Menschen und ahnte, daß beide irgend einen Gaunerstreich verabreden und ausführen würden. Den jungen Lignac von seinem Gesellschafter zu trennen und ihre Anschläge zu hinterteiben, ging Barville noch spät Abends nach dem Gute Lignac's hinaus, wurde hier Zeuge des Einbruchs und wollte eben die Diebe festhalten und ihnen ihren Raub abnehmen, als das Geräusch, das Tarbot an dem Fenster erregte, ihn nöthigte, sich selbst zu entfernen, um seine Braut nicht in den Verdacht unschicklicher Zusammenkünfte mit ihm zu bringen. Dem Sohne Lignac's gelang es hierdurch, mit dem Gelde zu entkommen; er hatte sich nach Bordeaux begeben, um sich nach Amerika einzuschiffen. Seinen Spießgesellen hatte man aber gefaßt, und es wurde dadurch möglich, den ganzen Thatbestand zu konstatiren. Was die von Croybaud zur Sprache gebrachte Plünderungsscene auf dem Schlachtfelde betraf, so gestand Barville gegen Croybaud ein, daß er jener schwerverdächtige Offizier gewesen. Es sey aber Verleumdung, daß er sich an dem Eigenthume eines Kameraden habe vergreifen wollen. Der Offizier, bei dessen Durchsuchung auf dem Schlachtfelde ihn Croybaud betroffen, sey Theilnehmer einer Verschwörung gewesen, in welche auch Barville unter dem falschen Namen Forbert sich verwickelt gehabt. Der Gefallene habe sämmtliche, auf jene Verschwörung bezügliche Schriften, bei sich geführt; wären dieselben bei ihm entdeckt worden, so würden Barville und viele seiner Kameraden dem sicheren Tode verfallen gewesen seyn. Deßhalb sey es nothwendig gewesen, der

welche seine Schriften abzunehmen, und dieß habe er, Darville, auch gethan. Nach seiner Flucht aus der Haft wegen dieser That habe er lange Reisen außerhalb Frankreichs gemacht. Vor Kurzem sey er aber in sein Vaterland zurückgekehrt und habe der Polizei in Lyon und Paris bewiesen, daß er dem gegenwärtigen Regime keineswegs gefährlich oder feindlich gesinnt sey. Seine Ehre sey rein von jedem Flecken eines gemeinen Verbrechens.

Nach der Beibringung der glaubwürdigen Beweise konnte Niemand an der Wahrheit der Mittheilungen Darville's zweifeln, so stark auch der Schein gegen ihn gewesen. —

Von dem Sohne Lignac's kam bald die Nachricht seiner glücklichen Einschiffung nach Amerika, und gleichzeitig das Geständniß des an seinem Vater verübten Diebstahls. Er entschuldigte sein Verbrechen mit der Voraussetzung, daß sein Vater freiwillig ihm nicht die Mittel gewährt haben würde, seinen Plan der Auswanderung ausführen zu können. Zugleich theilte er mit, daß sein Mitschuldiger nur tausend Franks von dem Raube erhalten habe. Dieser wurde den Gesetzen gemäß verurtheilt, obgleich er nur als Diener des jungen Lignac auf dessen ausdrücklichen Befehl mitgewirkt haben wollte.

Sonett zum Neujahr.

An meine Freunde.

Es naht ein neu Jahrzehnt mit frischem Hauche
Und weht der Zukunft Stunden her und Tage;
Doch keine Antwort hat's auf meine Frage,
Ob Freud, ob Leid aus seinem Schooße tauche.

Ein Kind noch, träumt es gleich dem jungen Strauche,
Der ohne Blatt und Blüthe steht im Hage;
Doch naht der Lenz mit Zephyrs Flügelschläge,
So grünt und blüht er schnell nach altem Brauche.

Voreilt dem Lenz mein Herz, und seinem Schlage
Erwachen Jahr für Jahr der Wünsche Blüthen,
Mit denen es Ihr Leben möchte schmücken.

Ein Rosenflor stets dornenloser Tage
Umfried' es, und von Sternen, nie verglühten,
Soll Ihre Hand die Frucht Gesundheit pflücken!

Ph. Holl.

Mannigfaltigkeiten.

Der Sylvestertag, der letzte Tag im Jahre, hat seinen Namen vom Papste Sylvester I., der im Jahre 314 den römischen Bischofsstuhl bestieg, und am 31. Dezember 335 starb. Sein Todestag wurde sein Gedächtnißtag in der christlichen Kirche, um welche dieser Kirchenfürst großes Verdienst sich erworben hat. Er berief zwei Kirchenversammlungen: die eine zu Arles, die andere zu Nicäa, und bestätigte deren Beschlüsse. Er war es, der den ersten römischen Kaiser durch die Taufe zum Christen weihte. Aus Dankbarkeit schenkte ihm und seinen Nachfolgern der Kaiser seinen lateranischen Palast in Rom, so wie diese Stadt selbst nebst ihren Umgebungen als Hinterlassenschaft des heiligen Petrus. Hiedurch wurde der Grund zu der Macht der römischen Bischöfe gelegt: sie wurden weltliche Fürsten und im Laufe der Zeit die mächtigsten Gebieter, denen Kaiser und Könige gehorchten. Ueber den Ursprung der Sage von der Herrschaft der Frauen am Sylvestertag schweigt die Geschichte. Vielleicht ist sie durch Scherz und Zufall entstanden. Da der Neujahrstag mit Recht in allen Kreisen festlich begangen wird, so sind zu dieser Feier mancherlei Vorbereitungen erforderlich, welche vorzugsweise den Frauen zukommen, und in den meisten Fällen ihnen gern von den Männern überlassen werden. Hierauf hindeutend, sagte vielleicht ein Hausherr: „Heute hat die Frau das Regiment!“ Andere sagten es nach, und so konnte leicht die Sage entstehen, daß am Sylvestertage die Frauen regieren.

Die „Gazette des Tribunaux“ meldet, daß demnächst in Paris ein Prozeß zur Verhandlung kommen wird, ähnlich jenem, welcher vor den Assisen zu Tours so großes Aufsehen erregte. Das „Univers“ bemerkt, daß die häufigen Kindermorde in Frankreich und der geringe Abscheu, welchen sie einflößen, Besorgniß erregend sind. „Früher — sagt das „Univers“ — wurde Kindsmord mit dem Tode bestraft. In der That, die Unglückliche, welche ihn beging, brach mit Allem, was sie umgab; mit der Religion, welche sie ausüben, mit den Institutionen, welche sie bestehen sah. Weder Schauspiel, noch Journale, noch Romane hatten ihre Seele verderbt. Ohne unerhörte Verderbniß konnte sie nicht das Gewicht so vieler ehrenvoller Ketten abschütteln, die sie an die Pflicht fesselten. Heute ist es anders: die Unmoralität ist überall als Beispiel hingestellt. Das Theater macht sie zugänglich für die rohesten Naturen, die Kunst, die Literatur schöpfen ihre Begeisterung im Kreise der Assisenhöfe. Wie können da die ersten schwachen Eindrücke des Glaubens

widerstehen? Man hat vor der Akademie die Gesetzlichkeit der Kinderabtreibung diskutirt. Von der Lehre von Malthus bis zum Kindsmord ist nur Ein Schritt. In Paris, der Hauptstadt der Zivilisation und des Lichts, werden $\frac{1}{3}$ der Kinder außerhalb der gesetzlichen Vorschriften geboren. Und was geschieht, diesem Uebel Einhalt zu thun? Die Gerechtigkeit erreicht vereinzelte Verbrechen; die Ursache erreicht sie nicht."

(Die neuen Appartements der Kaiserin von Frankreich.) Die neue Wohnung der Kaiserin Eugenie in den Tuilerien, an deren Einrichtung man seit zwei Jahren gearbeitet hatte, ist eben fertig geworden. Diese kleinen Appartements, die sich im ersten Stockwerke in gleicher Linie mit den Empfangssälen befinden, bestehen aus einem Vorzimmer, einem Wartsalon für die Hofdamen, einem Audienzsaal, dem Privatsalon der Kaiserin und den Kabineten, d. h. den Räumen, welche außer ihr nur von einer kleinen Anzahl von Personen betreten werden. Die Kaiserin, welche den Styl Ludwigs XVI. allen andern vorzieht, gab an, daß ihre Wohnung vollständig im Geschmack der Königin Marie Antoinette möblirt und dekorirt werde, mit all den eleganten Koketterien Trianons. Die Kunst und die Industrie haben nun Alles aufgeboten, um die zierlichen Arabesken, die feinen Schnitzarbeiten, die Miniatur-Guirlanden von dem Ende des 18. Jahrhunderts wieder zu beleben. Alles ist mit großer Sorgfalt gezeichnet und ausgeführt, vom Thürknopf angefangen bis zu den Kaminen, den Fenster- und Thürverkleidungen, den Spiegeln u. s. w. Die Möbel natürlich, ja selbst die Uhren, sind im Style jener Zeit. Der erste Salon hat einen wassergrünen Grund und ist mit Arabesken von etwas tieferem Grün, aber immer licht gehalten, geziert. In den Feldern der Wände glänzen Medaillons, auf denen Vögel gemalt sind. Der Grund des zweiten Salons ist weiß mit Rosaschimmer; die Arabesken sind rosa. Ueber den Thüren und in den Feldern sind Blumen gemalt, bald auf weißem, bald auf Goldgrund. Dann kommt der Privatsalon der Kaiserin, dessen Grund wieder lichtwassergrün ist und in dessen Feldern die Porträts ihrer Ehrendamen, von Dubufe gemalt, sich befinden. Dann kommt das erste Kabinet mit grünem Stoff ausgeschlagen, wo sich werthvolle Bilder befinden. Die Thüren von diesem und dem folgenden Kabinete sind aus Amaranth- und Palissanderholz mit wunderbar geschnitzten Verzierungen aus vergoldeter Bronce; sie harmoniren mit Möbeln aus Amaranth- und Palissanderholz und werthvollen Broncen. Parquetten, Plafonds und Kamine harmoniren mit dem Geschmack des Ganzen. Die Stiege zu diesen Appartements ist ganz aus Stuck und besitzt ein Geländer, welches wie eine Guipure aus Eisen und Gold aussieht. Zwischen den zwei Absätzen der Stiege schließt ein Medaillon eine Gruppe von Kindern ein, welche die Attribute des Kaiserreichs tragen.

Der Hafen, den Frankreich an der nubischen Küste erworben hat, heißt Zulla (das alte Adules.) Er wird als geeignet, die größten Schiffe zu bergen, und auch wegen seines Umfanges der Breite nach sehr gerühmt; er eröffnete einerseits den Eingang zu den Staaten des Kaisers Theodor, des größten Herrschers von Habesch, andererseits liegt er fast an der Gränze von Oberägypten und der kürzlich vom Pascha als ägyptisches Gebiet in Besitz genommenen Smaragd-Insel gegenüber.

In Pilsen wurde der 27 Jahre alte Advokatenschreiber, Bruno Gott, welcher in Wien 670 fl. unterschlug, sich nach Pilsen zurückzog und hier die Rolle eines Grafen Alfred Rothkirch von Panten spielte, verhaftet und nach Wien abgeführt, wo er zu 18 Monaten schwerer Kerkerstrafe verurtheilt wurde. Aus der Verhandlung entnehmen wir, daß dieser Herr Gott während seiner kurzen Militärzeit nicht weniger als 10,500 Ruthenstreiche erhalten hatte.

Die Pariser Weihnachts-Ausstellungen haben in diesem Jahre einen ganz ungewöhnlichen Luxus in Puppen entfaltet, gegen den schon mehrere Tages-Schriftsteller zu Felde gezogen. Das Neueste sind drei Fuß hohe Automaten, welche alle menschlichen Bewegungen nachmachen und, beiläufig gesagt, mit 800, 1000, 1200 und 1500 Franks bezahlt werden.

Der Eigenthümer des berühmten Café de Foy im Palais Royal, Questel, ist dieser Tage in seinem Eiskeller, in den er zur Revision des Vorraths hinabgestiegen war, erfroren und so um's Leben gekommen.

Vor Kurzem wurde im Leitgeringer See bei Tittmoning ein zwei Pfund schwerer Hecht mit zwei vollständig ausgebildeten Köpfen gefangen.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 311 — Freitag, 30. Dezember — 1859.

Die Wittwen und ihre Pflegekinder.

(Fortsetzung).

Herr Obrist! sagte da gerührt die Rittmeisterin, wir sind beide zu vernünftig geworden, um einen unverzeihlichen Scherz mit einander zu treiben, auch sind wir über die Rasereien der Jugend hinweg; ein Verhältniß, wie das unsrige, kann sich nur auf gegenseitige Achtung gründen, und ich habe in meinem Leben nur einen Mann gekannt, der meine Achtung in einem eben so hohen Grade besaß, als Sie. Auch sind Sie noch gar nicht so alt, wie Sie sich selber machen. Ein Mann, der vor achtzehn Monaten noch eine feindliche Batterie eroberte, hat sich nach meinem Dafürhalten nicht zu schämen, einer Frau, die schon achtzehn Jahre Wittwe ist, seine Hand anzubieten. Ich komme Ihnen also muthig entgegen und sage: Hier ist meine Hand, ich bin die Ihrige, und mein ganzes Bestreben soll dahin gehen, Sie nicht zu täuschen, damit Sie am Schlusse der irdischen Laufbahn, wenn der Ewige Sie von meiner Seite nehmen und ich zum Zweitenmale Wittwe werden sollte, Sie noch einmal freudig auf dieß Leben zurückblicken und Ihr Segen mir dann für den Rest meiner Tage bleibt.

Sie sank an seine Brust und es entstand eine lange stille Pause, dann aber wandte sich der Obrist los, und um seine freudige Rührung zu verbergen, rief er: Ha! Napoleon! Kaiser der Franzosen! Jetzt tausch' ich nicht mit Dir, ich bin reicher, ich bin glücklicher als Du.

Eine kleine Bedingung werden Sie mir nicht abschlagen?

Keine, reden Sie. Wer sich so glücklich fühlt als ich, dem kann kein Opfer zu groß seyn.

Bitten Sie den Kaiser um Ihren Abschied, denn ich möchte meinen künftigen Gatten auch besitzen, denn die Erfahrung hat mich gelehrt, wie es mit den Herren Kriegern geht.

Morgen, theuerste Frau, morgen stelle ich dem Kaiser meine Braut vor und bitte ihn um meinen Abschied, den er mir nicht verweigern wird.

Der Obrist war unendlich glücklich; noch hatte er in seinem langen Leben kein weibliches Wesen wie dieses an sein Herz gedrückt. Mit recht inniger Freude betrachtete er die reizende Frau, drückte sie dann an seine Brust, ließ sie wieder los und betrachtete sie auf's Neue, und konnte sich in seinem Entzücken, in seiner Freude gar nicht satt sehen.

Am nächsten Morgen beim Frühstück, wo die kleine Familie versammelt war, erschien die Rittmeisterin, die sich ihren raschen Entschluß noch einmal reiflich überlegt und ihn niemals zu bereuen überzeugt war, köstlich wie eine Braut geschmückt. Der Obrist hatte ebenfalls seine Staatsuniform, mit fünf verschiedenen Orden geschmückt, angelegt und saß mit einem geheimnißvollen Lächeln der Thür gegenüber.

Meine Kinder! sagte die Rittmeisterin, indem sie alle freundlich begrüßte, dem Obrist aber ihre Hand reichte, welche dieser an seine Lippe drückte, Ihr seht heute in mir die verlobte Braut des Herrn Obrist de la Tour. Ich glaube nicht, daß der von mir so rasch gethane Schritt von Euch gemißbilligt werden wird, indem unser gegenseitiges Vermögen doch nach unserm dereinstigen Ableben nur Euch zufällt. Auch hat —

Ein lauter Jubel unterbrach die Rednerin, die noch mehr sagen wollte, und der Umarmungen und Glückwünsche war gar kein Ende. Felix war über dieß unerwartete Ereigniß am meisten erfreut. „Nun, rief er, nun bleiben Sie bei uns, theuerste Mutter, nun vereinigt ein heiliges Band unsere Herzen noch enger, nun bleiben wir alle beisammen, bilden eine glückliche Familie, mein Saint-Hilaire ist groß genug, um uns alle in seinen Gemächern aufzunehmen."

Nun habe auch ich eine Mutter, und in Helene eine Schwester gefunden, rief Komtesse Josephine, nun stehe ich unter den Bauerdirnen von Saint-Hilaire nicht mehr allein.

Eure Liebe, Eure Achtung, meine Lieben, wird mein Glück in diesem fremden Lande erhöhen, und ich werde mit allen Kräften dahin streben, sie mir zu erhalten.

Der muntere François hatte eine Weile in Gedanken versunken da gestanden; jetzt aber hing er

sich auch an der Mutter Hals und sagte mit trüber Miene: ich freue mich zwar auch, daß Du nun ganz bei uns bleibst und nicht wieder nach Deutschland zurückreisen willst; aber was soll denn nun aus dem armen Fritz und der Marie werden, sie haben ja weder Vater noch Mutter.

(Schluß folgt.)

Die Ruhmeshalle bei Kehlheim,

eines der großartigsten Werke, welche den Namen des Königs Ludwig von Bayern unsterblich machen werden, wird voraussichtlich im künftigen Jahre am Jahrestage der Schlacht bei Leipzig eingeweiht werden. Der gewaltige Bau selbst ist der Ausdruck eines erhabenen Gedankens des ächt deutsch gesinnten Königs: der Befreiung Deutschlands vom fremden Militärjoch, durch die Anstrengung seiner vereinten Kräfte, an den Ufern der Donau ein bleibendes plastisches Denkmal zu gründen. Die Auffassung ist monumental; in einem Rundbau von etwa 170 Fuß Durchmesser ist in gehöriger Höhe nach Angabe des k. Bauherrn ein Kreis von 34 kolossalen Siegesgöttinnen, aus weißem Carraramarmor nach Schwanthaler's Modellen gearbeitet, aufgestellt, von denen jede, die eine Hand der Nachbarin reichend, die andere auf einem je zwischen zwei derselben aufgestellten Schilde von vergoldetem Erze ruhen läßt. Es sind also 17 Schilde, welche die Namen der Kämpfe und Schlachten tragen, durch welche Deutschlands Befreiung vom Fremdenjoche herbeigeführt ward. Hinter jeder solchen Gruppe von einem Schilde und 2 Siegesgöttinnen bildet der Bau eine tiefe Nische, die von der nächsten andern durch Bogenpfeiler von Granit getrennt sind, über deren Bögen große Inschrifttafeln die Namen der als Heerführer des deutschen Volksstammes hervorragenden Männer jener Epoche tragen. In einem oberen Gesimsfriese werden die Namen von 18 Hauptfestungen angebracht, bei deren Einnahme deutsche Truppen wirksam waren. Als zweite Abtheilung zeigt sich über den untern Arkaden eine offene Gallerie von 72 Granitsäulen, über deren Gebälk sich die reich kassetirte Kuppel erhebt. Der Fußboden ist reich aus Steinplatten gebildet, in deren Mitte ein Mosaikbild angebracht ist, darstellend den Kriegsgott, welchen der erstarrende Winter niederkämpft. Im Innern sind nur Granit und Marmor der edelsten Art und verschiedenartige Färbung verwendet. Das Aeußere ist einfach und groß, wie es der Gegenstand und die Natur des Bauplatzes verlangen. Auf 36 Fuß breiten Freitreppen gelangt man auf die Haupterrasse, welche den Rundbau trägt. Achtzehn große Strebepfeiler umgeben denselben, wovon ein jeder von einem etwa 20 Fuß hohen Standbild gekrönt wird, die deutschen Volksstämme darstellend, welche an dem Befreiungskampfe Theil nahmen und hier gleichsam als Wächterinnen eines dem deutschen Ruhme geweihten Nationaldenkmals vereint sind. Ueber demselben erhebt sich eine Gallerie, von 54 Säulen getragen, von welcher sich die schöne Umgebung und Aussicht in der Nähe und Ferne äußerst günstig darstellt. Die Kuppel, auf verhältnißmäßigen Stufen sich hoch erhebend, krönt das Ganze.

Der tappre Landsoldat. *)

Deutsch von Karl Thomsen.

Als ich marschiren sollt,
Als ich marschiren sollt,
Mein Mädchen auch mit wollt,
Ja, mein Mädchen auch mit wollt,
Mein Schatz, das geht nicht an,
Es heißt nun: drauf und dran!
Und wenn mich keine Kugel trifft, komm ich schon wieder an,
Ja, wär der Feind nicht nah, ich zög' nicht in den Krieg;
Doch alle dän'schen Mädchen, die bauen nun auf mich;
Und drum will ich mich schlagen als tapfrer Landsoldat!
Hurrah! Hurrah! Hurrah!

Die beiden Alten hier,
Die beiden Alten hier,
Sie sprachen so zu mir,
Ja, sie sprachen so zu mir:
Wenn die, die zu uns stehn,
Jetzt in den Krieg hin gehn,
Wer soll dann pflügen unser Feld, wer soll das Gras dann mähn?
Ja, eben deßhalb müssen wir alle fort, Juchhei:
Es kommen sonst die Deutschen und helfen uns dabei.
Und drum will ich mich schlagen als tapfrer Landsoldat!
Hurrah! Hurrah! Hurrah!

Kommt hier der Deutsche an,
Kommt hier der Deutsche an,
Beklag' ich Jedermann,
Ja, beklag' ich Jedermann.
Zu Peter und zu Paul
Er sagt gar: „Du bis faul! **)

---

*) Es dürfte für deutsche Leser von Interesse seyn, eine möglichst getreue metrische Uebersetzung dieses bekannten dänischen Nationalliedes zu erhalten. Es liefert dasselbe in der That einen nicht unwichtigen Beitrag zur Charakteristik eines ganzen Volkes.

**) Wörtlich nach dem Original. Anm. d. Uebers.

Und schilt man ihn dann aus auf Dän'sch, so sagt
er gleich „Hold Maul!" *).
Wer viele Sprachen spricht, dem ist das zwar einerlei,
Doch gibt's, zum Henker! solche, die können nicht
'mal zwei!
Und drum will ich mich schlagen als tapfrer Landsoldat!
Hurrah! Hurrah! Hurrah!

Ich weiß vom Dannebrog,
Ich weiß vom Dannebrog,
Er fiel vom Himmel hoch,
Ja, er fiel vom Himmel hoch.
Er flattert auf dem Meer
Und vorm Soldaten her,
Und keine andere Fahne ist für sich benannt, wie er.
Ihn haben sie gehöhnt und beschimpft mit toller Wuth, —
Nein, da ist unsre Fahne zu alt doch und zu gut!
Und drum will ich mich schlagen als tapfrer Landsoldat!
Hurrah! Hurrah! Hurrah!

Was fürchten wir den Feind,
Was fürchten wir den Feind,
Ist uns der König Freund,
Ja, ist uns der König Freund!
Ein blankes Schwert er trägt,
Er schwatzt nicht, sondern schlägt,
Und einen dän'schen König man auch nimmer wohl
erfrägt,
Sie geben sich das Anseh'n, er wäre nicht mehr frei,
Und möchten ihn doch haben in deutscher Sklaverei!
Seht, drum will ich mich schlagen als tapfrer Landsoldat!
Hurrah! Hurrah! Hurrah!

Für's Mädchen und für's Land,
Für's Mädchen und für's Land
Wir alle halten Stand,
Ja, wir alle halten Stand.
Den Buben in die Acht,
Der seine Sprach' veracht't
Und für den alten Dannebrog nicht stürmet in die
Schlacht.
Und kehr' ich nimmer wieder zum väterlichen Herd,
Die beiden guten Alten mein König trösten wird:
Sein Wort hat er gelöst, der tapfre Landsoldat!
Hurrah! Hurrah! Hurrah!

Mannigfaltigkeiten.

Am 11. Nov. feierte der Landdragoner-Pensionär Büsching in Peine (Hannover) ein Stück alter deutscher Kriegsgeschichte, mit seiner Frau die goldene Hochzeit. Schon im Jahre 1805, während der preußischen Okkupationszeit unseres Landes, in preußische Dienste getreten, wo er eine Zeit lang des Generals Blücher Leibhusar gewesen, machte er die Schlacht bei Jena mit, die einem Bruder von ihm das Leben kostete, und gerieth in Lübeck in französische Gefangenschaft. Er rancionirte sich aber mit vielen anderen selbst, gelangte nach Hamburg, ging von da nach England und trat in die deutsch-englische Legion ein, in welcher ein anderer Bruder diente, der aber auf der See umkam. Eine Krankheit, Folge der gehabten Entbehrungen und Anstrengungen, machte ihn zum Dienste untüchtig, er wurde entlassen und mußte nach seinem Vaterlande, nach Stolzenau, zurückkehren. Als er nach seiner Wiederherstellung in westphälische Dienste treten sollte, flüchtete er nach Hamburg, wo er Polizeisoldat wurde und am 11. Dez. 1809 seine jetzige Frau, eine Hamburgerin, heirathete; 1813 ging er als Wachtmeister in das hanseatische Reiterkorps, welches ein dazu detachirter preußischer Offizier, von Hohe, dem er beim Kampfe in Lübeck das Leben gerettet hatte, befehligte. Seine Frau, in Doppelgestalt — als Wirthin der Offizier-Menage und als Reiter — neben ihrem Manne dienend, machte den Feldzug mit und nahm selbst einen feindlichen Offizier gefangen. Mit hanseatischen Kriegs-Ehrenzeichen geschmückt, trat Büsching 1815 nach dem Aufrufe der hiesigen Landesregierung in hannoversche Dienste und wurde Sektions-Kommandant im Landdragoner-Korps. Nachdem er 21 Jahre darin treu gedient, wurde er bei zunehmendem Alter mit einer kleinen Pension verabschiedet. Die Bürger von Peine werden sich vereinigen, durch eine monatliche Unterstützung dem alten Veteranen seine ihm noch beschiedenen Lebenstage zu erleichtern.

Professor Theodor Mommsen in Berlin hat ein Adresse entworfen, welche an E. M. Arndt bei dessen 91. Geburtstag (26. Dezember) überreicht worden ist und die in allen Kreisen Berlins zahlreiche Unterschriften fand. Es heißt darin: „Ihnen war es beschieden, mit drei Geschlechtern zu wandeln und zu handeln, und einem jeden derselben ein wackerer Vormann zu seyn. Es gibt keinen zweiten Lebenden, der so Vieles und so Großes in thätiger Theilnahme mit erlebt hat; die schweren Kriegsläufe, während deren deutscher Sinn auf deutschem Boden ein strafbares Verbrechen war; die lange schwüle Friedenszeit, die müde oder unreif vor einer allzu großen Aufgabe zurückscheute, und die Vergangenheit wie die Zukunft verleugnete und preisgab; endlich den gewaltigen Kampf der Geister, der allzu spät begonnen, plötzlich die Abgründe hüben,

*) Wörtlich nach dem Original. Anm. d. Uebers.

und drüben aufgeregt hat. Unverzagt und unverbittert haben Sie ertragen, daß die fremde Tyrannei Sie über Deutschlands Gränze trieb und dann die kleinliche und peinliche Verfolgung Sie am eigenen Herde umspann; unverzagt und unverbittert stehen Sie in den Stürmen und Stößen, die jetzt wiederum die Welt erschüttern, mit der Sicherheit des Greises und mit Jünglingsmuth, mit den Jüngern das Gegenwärtige beschaffend und das Zukünftige bedenkend. Wenn unser Volk jetzt sich voller seiner bewußt ist, als da Sie geboren wurden, wenn es stolzere Hoffnungen hegt, die Zukunft größer vor ihm sich ausbreitet, so ist Ihre frische That, Ihr wackeres Wort, Ihr muthiges Lied dabei mit thätig gewesen, und darum ehrt heute die ganze deutsche Nation in Ernst Moritz Arndt ihren tüchtigsten Veteranen.«

Ueber die Bewaffnung der Mauren schreibt ein spanischer Generalstabsoffizier: Infanterie und Kavallerie führen dieselben Waffen, nämlich ein Gewehr von verschiedenem Ursprung und Kaliber und einen krummen, von einer wollenen Schnur herabhängenden Säbel. Die Infanterie führt auch das Bajonett und die Kavallerie Pistolen, doch haben nicht Alle ihre Waffen in so vollkommenem Stande. Die maurischen Musketen sind schwerer und mit einem größeren Kolben versehen, als unsere Gewehre. Das Schloß ist sehr grob gearbeitet, das Visir ist bequem; da der Winkel desselben jedoch sehr hoch liegt, so tragen die Musketen zwar sehr weit, treffen aber selten ihr Ziel. Der marokkanische Soldat kennt keine Patronen; er führt seine Munition in gesonderten Bestandtheilen mit sich, das Pulver in einem Horn, die Kugeln in einem ledernen Sack, wodurch die Manipulation des Ladens natürlich sehr erschwert wird. Dieser Umstand und die schlechte Qualität der Feuersteine ist denn auch daran Schuld, daß die Wirkung der marokkanischen Schußwaffen, zumal der Kavallerie, eine äußerst geringe ist.

Seit einiger Zeit bricht in Paris sehr häufig Feuer aus; am vorigen Montag allein geschah dieß in einigen zwanzig Häusern. In den meisten Fällen ist das übermäßige Niederreißen der älteren Gebäude und das Aufbauen neuer prächtiger Häuser Schuld daran. Die Wohnungen finden der hohen Preise wegen keine Miether, weßhalb die Besitzer dieselben durch dünne Bretterwände oder auf andere Weise in mehrere kleinere theilen. Dann aber müssen sie auch neue Kamine anlegen, und es ist klar, daß unter den angedeuteten Verhältnissen dieses nicht mit der nöthigen Sicherheit geschehen kann. So kommt es nun, daß bei der jetzigen Kälte in den neuen Wohnungen so häufig Feuer ausbricht.

Man schreibt aus Stuttgart, 23. Dez.: Der vorgestrigen ersten Vorstellung der Wallfahrt nach Ploërmel“ von Meyerbeer ist ein Succès d'estime zu Theil geworden, indem gefällige Hände Beifall gespendet und es bis zu einem Hervorruf des Komponisten gebracht haben. Im Ganzen aber findet diese Oper weder bei den Kunstverständigen noch beim größeren Publikum besonderen Anklang, und wird sich daher schwerlich auf dem Repertoire halten können. Die vielen von auswärts dazu hierhergekommenen Theaterdirektoren und Kapellmeister haben wohl schwerlich einen guten Eindruck mitfortgenommen, obschon die Aufführung untadelhaft war.

Der Heimgang seines Bruders Wilhelm hat auf Jakob Grimm einen solchen erschütternden Eindruck gemacht, daß bis jetzt alle Trostesworte der Freunde es nicht vermocht haben, den schwergebeugten zurückgebliebenen Bruder einigermaßen wieder aufzurichten. Fast stumm und sprachlos irrt Jakob Grimm in den Zimmern des geliebten Bruders umher, und nur ein langer, krampfhafter Händedruck und ein unbeschreiblicher Schmerzensblick sagt den Freunden, wie tief das Herz Jakob Grimm's getroffen ist. Niemand kann sich der Thränen erwehren, wer den Zurückgebliebenen des so innig mit einander verwachsenen Brüderpaares, das ein Stolz des deutschen Vaterlandes so lange Jahre hindurch gewesen ist, sieht.

Der Vorstand der Schillerstiftung zu Leipzig bestätigt den Empfang einer Summe von 379 Mark Banko und 13 Schillingen, welche durch Herrn Aug. Schläger in St. Thomas (der Hauptstadt einer der Antillen-Inseln des dänischen West-Indien) als Ertrag einer beim Schiller-Jubiläum am 10. Nov. von ihm unter 36 dort lebenden Deutschen veranstalteten Sammlung per Traite übersandt wurde.

Die demnächst zu veröffentlichende Abrechnung des Hamburger Schillerkomite's ergibt einen Ueberschuß von 4800 Mark Cour., dessen Betrag mit 4000 Mark B. der Schillerstiftung überwiesen wird.

Redakteur: Gustav Reffert.
Druck und Verlag der A. Walland'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 312 Samstag, 31. Dezember 1859.

Die Wittwen und ihre Pflegekinder.

(Schluß.)

Sey außer Sorgen, mein lieber François, entgegnete die neue Braut und drückte den freundlichen Knaben für diese Bemerkung recht innig an ihre Brust, sie sind nicht von mir vergessen, und wenn es sich machen läßt, sollst Du sie als Gespielen bald wieder haben.

Da jubelte François, und Herr Michel schmunzelte recht freundlich, denn auch er hatte die Kinder recht lieb gewonnen.

Der Kaiser Napoleon hatte in einem scherzhaften Tone, aber doch recht ernstlich gemeint, nur unter der Bedingung in die Verabschiedung des Obrist gewilligt, daß ihm die deutsche Braut für den gekaperten braven Offizier einen jungen Rekruten stellen müsse.

Mutter und Tochter waren über dieß Ereigniß sehr betrübt, Felix dachte hingegen ganz anders, in seinen Adern rollte französisches Blut, er würde sich geschämt haben, wenn er nach Jahren an dem Ruhme, der seinem Vaterlande durch die Regierung des neuen Regenten geworden war, und an dessen ruhmwürdigen Siegen über seine Feinde keinen Theil gehabt. Auch erinnerte er sich nur zu gut der Worte des Kaisers, welche er in Warschau vier Monate früher zu ihm gesprochen.

Bald nach der feierlichen Vermählung seiner von ihm innigst geliebten Pflegemutter mit dem würdigen Onkel überließ er ihrer Obhut die weinende Helena, die zärtlich liebende Braut, und stellte sich unter die siegreichen Adler des Kaisers.

Hiermit könnten wir nun unsere Mittheilungen über die Wittwen und ihre Pflegekinder füglich schließen; allein für diejenigen unserer geneigten Leser, die gern alles, und zwar ganz genau wissen möchten, fügen wir noch hinzu, daß sich der Pächter Müller auf dem, von Franz Güldenhorn bestimmten ersten Mai mit der verlangten Geldsumme in Hamburg gestellt hatte. Er war sogar schon einige Tage früher dagewesen, hatte über mancherlei, was ihm zu wissen nöthig dünkte, Erkundigungen eingezogen und es endlich dahin zu bringen gewußt, daß sich der Kapitän, um sein Geld in Empfang zu nehmen, in eigner Person stellen mußte. Der Pächter hatte sein Betragen gegen den Bevollmächtigten des Kapitäns so einfältig eingerichtet, hatte sich so unerfahren, so dumm gestellt, daß der Kapitän gar kein Bedenken getragen, in Person zu erscheinen. Er hatte die glänzenden Goldstücke schon aufgezählt, der richtige Empfangschein war schon ausgestellt, da füllte der Pächter die Gläser mit Madera und stieß mit dem Kapitän auf eine glückliche Ueberfahrt, auf eine glückliche Ankunft in der neuen Welt an.

Dieß war das verabredete Zeichen; in dem Augenblick ging die Thür auf und drei Gendarmen traten ein. Der Kapitän wurde leichenblaß, das Glas entsank seiner Hand, er sah sein unabwendbares Unglück vor Augen. Vierzehn Tage später wurde er nach einem Urtheil des Kriegsgerichtes erschossen.

Felix von Saint-Hilaire hatte den kriegerischen Muth seines Onkels, nicht aber sein Glück geerbt. Schon im zweiten Jahre seiner kriegerischen Laufbahn hatte er es zum Kapitän gebracht, allein bei der Einnahme von Wien, im Jahre 1809, erhielt er einen Bajonettstich durch das linke Bein, der ihn zum fernern Dienst unbrauchbar machte. Auf seiner Rückreise nach Frankreich sah er sich genöthigt, einige Tage in der Reichsstadt F. zu verweilen, wo er nach mehreren Jahren mit seinem Freunde, dem Doktor Rose wieder zusammentraf. Seine Wunde war auf der weiten Tour schlimmer geworden, doch des Freundes glückliche Hand machte bald alles wieder gut. Von ihm erhielt Felix die Nachricht, daß seine Stiefgeschwister Fritz und Marie schon seit achtzehn Monaten in Saint-Hilaire lebten und sich gar nicht wieder hierher zurücksehnten. Ferner, daß sein alter Diener Jakob, so wie der blödsinnige Friedrich Eiche mit Tode abgegangen und er nun ganz allein stehe.

Nach einigen Tagen Beisammenseyns schien es den beiden Freunden, als ob sie sich gar nicht wieder von einander trennen könnten. Felix bat den

Doktor, ihn nach Saint-Hilaire zu begleiten, und er willigte nach längerer Ueberlegung ein.

Da es in jener Zeit sehr an jungen Männern, besonders an Aerzten in Paris fehlte, und die Familie de la Tour und Saint-Hilaire den Winter hier verlebten, und der liebenswürdige Doktor von den Familien nicht wollte entbehrt werden, er auch schon, ohne es zu wollen, ein Herz verwundet hatte, so entschloß er sich, in Paris praktischer Arzt zu werden. Ein Jahr später bot er sein Herz und seine Hand dem Fräulein Josephine von Saint-Hilaire, die, mit der Männerwelt gänzlich unbekannt, in stiller Einsamkeit erzogen, in seinen Armen ein sehr glückliches Leben genoß.

Die genealogischen Taschenbücher für 1860.

Unter den gekrönten Häuptern, deren Genealogien jedes Jahr der gothaische Hofkalender bringt, hat im Jahr 1859 der Tod reiche Ernte gehalten. Während es 1858 von bekannteren Namen nur die Herzogin von Orleans und die Herzogin von Nemours waren, starben 1859 am 10. Februar die Erzherzogin von Toskana, Tochter des Königs von Sachsen; am 22. Mai Ferdinand II., König beider Sizilien; am 23. Juni die Mutter des regierenden Großherzogs von Sachsen-Weimar-Eisenach, die Großherzogin-Großfürstin Maria Paulowna, dritte Tochter Kaiser Paul's I. von Rußland; am 8. Juli König Oskar von Schweden; am 17. Juli Königin Stephanie von Portugal. Aus dem Nekrolog anderer hoher Personen nennen wir den Erzherzog Johann, Fürsten Metternich und den Markgrafen Wilhelm von Baden. Der Hofkalender entschließt sich nur schwer zur Anerkennung des fait accompli; unmittelbar hinter Louis Napoleon und seiner Familie werden das Königshaus Bourbon und die Orleaniden aufgeführt; ganz gleichgiltig verhält er sich gegen die annexionistischen Bewegungen in Mittelitalien. Die Dynastien von Toskana, Parma und Modena stehen ohne jegliche Erschütterung an ihrem gewöhnlichen Platz. Unter den Regenten Europa's mit Einschluß des Kaisers von Brasilien, nach dem Zeitpunkt ihres Regierungsantritts, steht obenan (den 1. Juli 1859 als Normaltag genommen): der Fürst von Schaumburg-Lippe (1787), der Herzog von Sachsen-Meiningen (1803), der Fürst von Schwarzburg-Rudolstadt (1807). Bei diesen drei Herrschern ist die Zeit der Regentschaft eingerechnet. Dann folgen der König von Würtemberg (1816), der Großherzog von Mecklenburg-Strelitz (1816) u. s. w. Die fünf letzten (44 bis 48) sind der König von Sachsen (1854); der Kaiser von Rußland (1855); der Fürst von Monaco (1856); Johann Fürst von Liechtenstein (1858); König Franz von Neapel (1859.) Nach dem Lebensalter geordnet nimmt die erste Stelle ein: der Großherzog von Mecklenburg-Strelitz, geb. 12. August 1779; die zweite der König von Württemberg, geb. 27. Sept. 1781; der sechste ist der König der Belgier, geboren 16. Dez. 1790; der siebente Papst Pius IX., geb. 13. Mai 1792; der elfte der König von Preußen, geb. 15. Okt. 1795; der 21. Louis Napoleon, geb. 20. April 1808; der 23. der König von Bayern, geb. 28. Nov. 1811; der 31. die Königin von Großbritannien, geb. 24. Mai 1819; der 34. König Viktor Emmanuel, geb. 14. März 1820; der 42. Kaiser Franz Joseph, geb. 18. Aug. 1830. Die letzten der Reihe nach sind der König von Neapel (28 Jahre); der König von Portugal (21 Jahre; der Fürst von Liechtenstein (18 Jahre); der Herzog von Parma (10 Jahre). Als Nachtrag zum diplomatischen Theil erscheint in diesem Jahrgang zum erstenmal China. Der Aufzählung der verschiedenen Departements mit ihren Vertretern, wobei europäische Bezeichnungen — Kriegs-, Kultus-, Strafdepartements u. s. w. — gewählt sind, folgt die Eintheilung in Provinzen mit ihren Gouverneuren, Superintendenten, literarischen Kanzlern, Gerichtspräsidenten, Finanzdirektoren, Getreidekommissären &c. Das Reich der Mitte mit den hohen Würdenträgern und ihren unaussprechlichen Namen ist uns dadurch um Vieles näher gerückt. Der statistische Theil des Hofkalenders umfaßt den Flächengehalt der Länder nach Provinzen, Regierungsbezirken, Grafschaften und Dergleichen; die Finanzen nach den neuesten Voranschlägen der Einnahmen und Ausgaben oder jüngsten Rechnungsabschlüssen; Ueberschicht der Staatshaushalte durch eine Vergleichung ihrer Aktiva und Passiva; das Heer nach den verschiedenen Waffengattungen und der Eintheilung in Korps, Divisionen, Brigaden, Regimenter &c., den Bestand in Krieg und Frieden; die Kriegsflotte; den Handels- und Schifffahrtsverkehr mit Uebersicht des Werthes der jährlichen Ein- und Ausfuhr nach den hauptsächlichsten Ländern. Also ein sehr reichhaltiges Material; das wissenswürdigste auf kleinen Raum zusammengedrängt, und für das gewöhnliche Bedürfniß vollkommen genügend. Aus diesen statistischen Notizen führen wir über die Landmacht von England und Frankreich folgende Data an. Französische: Infanterie 510,640 Mann, Kavallerie 100,221 Mann, Artillerie 68,544 Mann, Genie 15,447 Mann, Generalstäbe 6422 Mann. Englische: Infanterie 201,247 Mann, Kavallerie 21,263 Mann, hievon in Ostindien 92,739 Mann, Miliz 110,000 Mann. Vor der Sipahi-Rebellion 1857 war die Stärke der ostindi-

chen Armee: reguläre Truppen 202,849 Mann, irreguläre circa 48,500 Mann. Das gräfliche Taschenbuch führt als erloschen 30 gräfliche, das freiherrliche 55 freiherrliche Familien auf. In beiden Taschenbüchern sind eine Reihe Familien neu aufgenommen, so wie Nachträge und Berichtigungen gegeben.

Mannigfaltigkeiten.

(Mehrfacher Sonnenaufgang.) Es gibt Gegenden, in denen die Sonne mehr als viermal des Tages aufgeht. Aber merkwürdig ist doch ein Berg in Oberösterreich, der Bosruck oder der böse Rücken, welcher am 13. und 14. Januar jedes Jahres die Sonne scheinbar achtmal auf- und siebenmal untergehen läßt. Der Fuß des Bosrucks ist nämlich stark zerklüftet und bildet einzelne Kuppen, welche bis zu dem Gipfel hin dergestalt gereiht sind, daß die verschiedenen Klüfte zwischen ihnen gerade in dem Lauf der aufgehenden Sonne fallen. Diese erscheint zuerst in der niedersten Kluft als aufgehend, wird von der nächsten Kuppe verdeckt, geht in der zweiten Kluft nochmals auf, wird wieder verdeckt, und so wiederholt sich dieses Wechselspiel so lange, bis sie hoch genug steht, um nicht wieder verdeckt werden zu können. Bei Sonnenuntergang wiederholt sich das nämliche Schauspiel, wenn man sich auf die andere Seite des Berges begeben hat. Hr. Riolen zu Spital beobachtete dieses gewiß merkwürdige Schauspiel durch mehrere Jahre und gab eine Abbildung davon heraus.

[Wie sich die Flügel der Insekten bewegen.] Das Summen und Brummen, was die Insekten im Fliegen hören lassen, kommt nicht etwa, wie doch Viele glauben, aus ihrem Halse, sondern es entsteht, wenn diese Thiere ihre Flügel so schnell bewegen und dadurch der Luft eine wellenförmige Bewegung mittheilen. Das geht schon daraus hervor, daß das Summen stets aufhört, sobald sich das Insekt ruhig niederläßt. Nun hat man ein Instrument, Namens Sirene, erfunden, welches merkwürdigerweise den Maßstab angibt, in welchem die Flügel der Insekten sich bewegen. Sobald nämlich dieses Instrument in Einklang gebracht wird mit dem Tone, den das Insekt hervorbringt, so gibt es das Verhältniß der Flügelschwingungen an, wie es auch bei anderen musikalischen Tönen die Schwingungen der Tonrollen berechnen läßt. Die Stufe des Tones, den die Mücke im Fliegen singt, liegt mehr als zwei Oktaven über dem höchsten Tone eines siebenoktavigen Pianofortes. Die Flügel mancher Insekten sind so dünn, daß man fünfzigtausend übereinander legen müßte, ehe sie ½ Zoll hoch lägen.

In der Sitzung der Münchener Akademie der Wissenschaften vom 19. ds. hielt Herr Professor Dr. Vogel einen interessanten und für die Technik wichtigen Vortrag über das Entfärben der Pflanzensubstanzen. Redner wies nach, daß es der Traubenzucker sey, welcher den Pflanzenfarben ihren Farbstoff benimmt. Auch machte Dr. Vogel die wichtige Entdeckung, daß frisch gestochener Torf als ein sehr geeignetes Mittel zum Entfärben und Bleichen von Pflanzenstoffen gebraucht werden kann. Man hat nur nöthig, eine gefärbte Substanz mit Torf in Berührung zu bringen und zu erwärmen, um sogleich eine vollständige Entfärbung zu Stande zu bringen. Zufolge der Vogel'schen Versuche stehen einige Torfsorten der Blutkohle, die man bisher zu diesem Zwecke gebrauchte, kaum nach. Auch präparirter und getrockneter Torf eignet sich zum Entfärben und Bleichen, nur ist seine Wirkung nicht so auffallend, da es einiger Zeit bedarf, bis das getrocknete Pulver sich gleichmäßig benetzt. Die entfärbende Wirkung des Torfes beruht ohne Zweifel auf der in ihm enthaltenen Humuskohle. Es dürfte diese neuentdeckte Wirkung des Torfes eine ausgedehnte Anwendung in der Industrie finden und namentlich in den Zucker-Raffinerien zu theure Blutkohle ersetzen.

Vor Kurzem ereignete sich in einer Wollenspinnerei zwischen Weissenburg und Ellingen ein entsetzliches Unglück. Zwei junge Mädchen standen vor der Spinnmaschine, welche durch Wasserkraft getrieben wird, um das Gespinnst zu beaufsichtigen und in Ordnung zu halten. Eines der Mädchen gewahrte auf einmal, daß die Räder der Maschine die Kleidung des andern erfaßten und dasselbe gewaltsam an sich rissen. Aus allen Leibeskräften riß es die bedrohte und von der Maschine schon beschädigte Gefährtin aus der tödtlichen Gefahr, aber in demselben Augenblick hatte die Maschine die Kleidung dieses Mädchens, welche ihre Freundin rettete, erfaßt und mit aller Gewalt ihren Körper in das Räderwerk hineingerissen. Arme, Brust, Kopf und Beine wurden zerquetscht und zerrissen. Der verstümmelte Körper soll schaudererregend anzusehen gewesen seyn. Dieses traurige Ereigniß ist eine wiederholte und ernste Aufforderung für alle Fabrikarbeiter, alle Vorsicht anzuwenden, um nicht für den lockenden Gewinn das Leben einzubüßen, oder ein Krüppel zu werden.

(Zivilisirung in Japan.) Die Beziehungen der Europäer mit diesem Lande gewinnen von Tag zu Tag eine weitere Ausdehnung und werden in einigen Jahren vollständig andere geworden seyn. Der Kaiser hat nach den ersten Versuchen mit dem elektrischen Telegraphen die sofortige Ausführung eines Telegraphen-Netzes zwischen Yeddo, Nangasaki, Simoda und Hakodadi befohlen. Außerdem hat er die Umbildung seiner Flotte angeordnet und besitzt bereits sechs Dampf-Kriegsdschunken, von denen eine, der „Niphon“, zu einer Weltumsegelungs-Reise abgegangen ist. Die amerikanische Maschine derselben hat 350 Pferdekraft. Die Bemannung besteht nur aus Japanischen Matrosen, die sich vortrefflich auf die Leitung der Dampfmaschinen verstehen. Gegenwärtig baut man eine kleine Eisenbahn zwischen Jeddo und der Sommer-Residenz des Kaisers. Eine englische Kompagnie führt sie aus.

Berlin. Die Kanzlerstelle der Friedensklasse des Ordens pour le mérite für Wissenschaft und Kunst, welche Alexander v. Humboldt seit der am 31. Mai 1842 erfolgten Stiftung dieses Ordens inne hatte, ist jetzt an den ältesten und berühmtesten deutschen Rechtslehrer, den 84jährigen Dr. v. Savigny, übergegangen, der von 1842–1848 Justizminister für die Gesetzrevision und unmittelbar von der Lehrkanzel unserer Universität, zu deren Zierden er gehörte, zu dem Ministerposten übergegangen war. Vizekanzler des Ordens ist Peter von Cornelius. Der Orden darf stiftungsgemäß nur 30 „stimmfähige Ritter deutscher Nation“ zählen und dessen Verleihung nur an den Jahrestagen der Geburt, des Regierungsantritts und Todes Friedrichs des Großen (24. Jan., 31. Mai, und 17. August) erfolgen. Von den Rittern deutscher Nation sind im Laufe dieses Jahres drei durch den Tod abgerufen und ihre Stellen also erledigt, nämlich: Humboldt, Ritter und Spohr.

[Gasmesser.] Die Frage des richtigen Messens des Gases wird gegenwärtig an vielen Orten besprochen, da man an manchen eine Zunahme des Gasverbrauches bei sonst gleichen Verhältnissen bemerkt haben will. Das Publikum verlangt daher, und mit Recht, Aichung der Gasuhren. Diese genügt indessen nicht ganz, da der richtige Gang der Gasmesser wesentlich von dem richtigen Stand des Wassers in denselben abhängt. Professor Rühlmann hat in der letzten Versammlung des Hannover'schen Gewerbevereins einen Gasmesser von Elsner in Berlin vorgezeigt, in dem beim Sinken des Wasserstandes eine an einer Achse befindliche Halbkugel in dem Maße in das Wasser eintaucht, als dasselbe verdünstet und dadurch das verminderte Wasser in die Höhe drängt.

In der Bretagne wird der Handel mit Menschenhaaren lebhafter betrieben, als in irgend einem Lande der Welt, und sie sind auf den Wochenmärkten ein von den Mädchen und Weibern ausgebotener stehender Artikel. Oft aber ereignet es sich, daß auf offenem Markte ganze Reihen ungeschorener Frauenzimmer sitzen und von den Haarhändlern gleich Schafen geschoren werden. Die Bretagnerinnen binden hierauf ihren Kopf ein, und lassen das abgeschnittene Haar wieder wachsen, um es dann von Neuem zu verkaufen.

Ein von dem Instrumentenmacher Stegmaier in Ingolstadt neukonstruirtes Blech-Blasinstrument (der Meister nennt dasselbe C-Batokyton-Bombardon), das wegen seiner äußerst reinen Stimmung, seines runden in Tiefe und Höhe gleich vollen Tons und insbesondere wegen seiner Leichtbläsigkeit von Fachkundigen vorzüglich gerühmt und vom Genie-Regiment angekauft wurde, soll, dem Vernehmen nach auch in München bei den Musikern Eingang finden.

Aus dem Berner Oberlande schreibt man: Auch hier zu Lande wollte eine Gemeinde dem großen Dichter des Tell ihre Huldigung darbringen, und da begab sich die gutgemeinte aber wahre Geschichte, daß man beschloß, demselben das Ehrenbürgerrecht der Gemeinde zu ertheilen, jedoch wurde beigefügt: „der Schiller solle sich selber stellen.“

Eine junge Dame begegnete einem stummen Bettler. Sie gab ihm ein Almosen, und fragte ihn voll Mitleid, wie lang er stumm sey? „Ach! du lieber Himmel“, versetzte der Stumme mit kläglichen Geberden, „'s sind jetzt zwei Jahre.“

Auflösung des Räthsels in Nr. 306:

Weser — Leser — Fulda — Hulda.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Buchdruckerei.